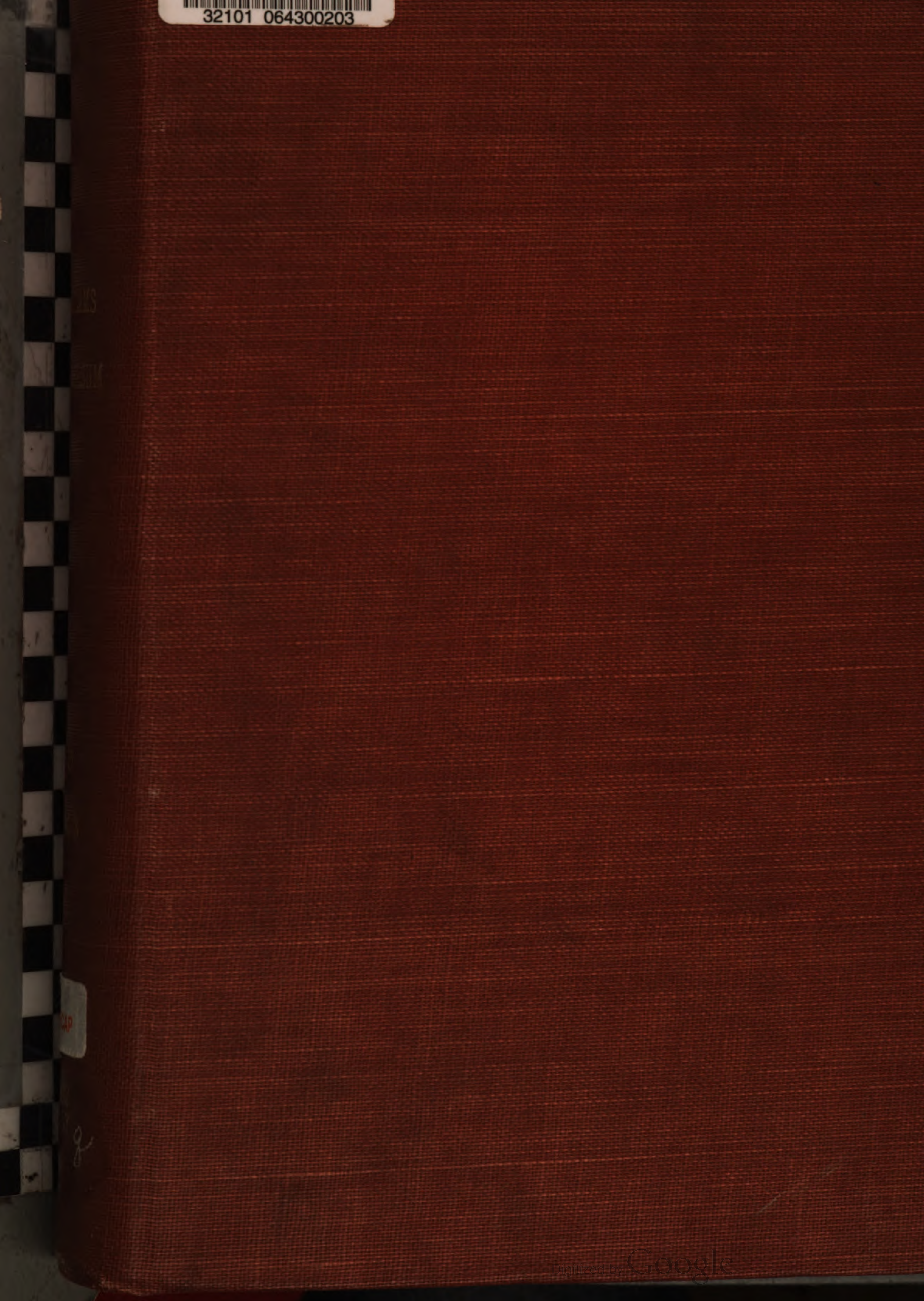
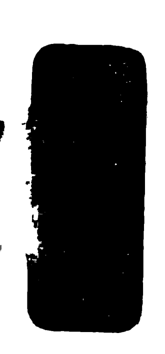



32101 064300203




Dei
Sub Numine
Viget


Digitized by Google

Reclams
Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift

Neununddreißigster Jahrgang

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

1923

Reclams Universum

39. JAHRG. HEFT № 1

O wonnevolle Jugendzeit!

Nach einer Kunstphotographie von Lotte Herrlich

HEFTPREIS 20 M. / VIERTELJÄHRL. 240 M. AUSSCHL. BESTELLGELD

Moderne Illustrierte Wochenschrift

Der erste Brunftschrei. Nach einer farbigen Zeichnung von Eugen Ludwig Hoeß

Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung

Die Mauer

ROMAN VON GEORG ENGEL

Der Zeitenschlaf um Schloß und Stadt Prora lüftete sich ein wenig. Über den stehenden Weiher, der nur ganz unmerklich mit dem Meere zusammenhing, fuhr ein schlummertrunkenes Lüftchen. Davon schauerten die herbstlich roten Buchenblätter auf dem Wasserspiegel zusammen, und die zwei schwarzen Schwäne ließen im Dahinstreichen ihr Gefieder vorwurfsvoll rauschen, als verurteilten sie die unwillkommene Störung.

Kein Laut unterbrach sonst die halb süße, halb verwehte Versunkenheit, und die Rehe, die lässig in ihrem eingezäunten Wildgatter stolzierten, sie konnten leicht das Schwirren der sinkenden Blätter vernehmen, wenn die Kronen der ungeheuren Buchenstämme ihre herbstlichen Häupter schüttelten. Soweit der Blick reichte, war der mächtige Park von der gleichen märchenstillen Beklommenheit umsponnen, und selbst das bräunlichrote Renaissanceschloß auf seiner dreifach erhöhten Terrasse mußte einem flüchtigen Beobachter, sobald er auf den weiten Rasenplan heraustrat, zuvörderst leer und verwaist erscheinen. Denn fast vor allen Fenstern waren die grünen Rolljalousien herabgelassen, und selbst auf dem zierlich geschweiften Balkonvorsprung standen wohl überall runde Tischchen und bequeme Sessel aus Korbgeflecht, auch war ein riesiger grellroter Sonnenschirm über ihnen ausgespannt, ja auf einer fahrbaren Kredenz blitzten sogar ein paar geschliffene Kelche und Flaschen, als ob es nicht völlig ausgeschlossen sei, daß sich auch an diesem verwunschenen Orte einmal eine gespenstisch-bedrückte Lustbarkeit geltend machen könnte — allein zur Zeit fehlte eben dasjenige, was jedes Ding erst in den Kreislauf des Lebens zieht — der Mensch.

Kein Wanderer durchschritt die Wildnis dieses raunenden, flüsternden Parkes, obwohl unsichtbare Hände dennoch saubere Gänge durch ihn gezogen hatten, kein Diener ließ seine bunte Livree im Sonnenlicht leuchten, aus dem nahen Marstall drang kein Rossewiehern, und ganz hinten in der unwegsamen Ecke der Gärtnerei, da schossen zwischen halbzerbrochenen Glashäusern ganze Hecken edelster roter und weißer Rosen zur Höhe, ohne daß jemand begriff, ob man ihnen absichtlich diese Freiheit gegönnt habe.

Eine verwitterte Tatenlosigkeit, eine müde Stumpfheit beherrschte den Winkel auf dieser schönen Ostseeinsel, und vielleicht gerade weil der Platz seit Urzeiten die Residenz eines alten, jetzt aber längst mediatisierten Fürstengeschlechts bildete, deshalb galt bei den Durchlauchtigen sowohl, wie bei den Bürgern des verschollenen Fleckens, jene zurückhaltende, ein wenig selbstbewußte Stille, die sie ererbt hatten, für das oberste Gesetz aller Vornehmheit.

In Prora bellten selbst die Hunde nicht laut. Und wenn der Prorektor seinen Realgymnasiasten einen mißratenen Aufsatz zurückgab, so nannte er die üblen Erzeugnisse der hoffnungsvollen Jugend nicht etwa „Dreck", sondern er verzog ein wenig hämisch den Mund und meinte mit schneidender Höflichkeit: „Nicht ganz meinen Wünschen entsprechend".



Das alte Kloster.
Nach einer farbigen Zeichnung von Alfred Müller-Holstein.

☆

Der Zeitenschlaf um Prora lüftete sich um ein Geringes. Die Uhr an dem einstöckigen, schwedisch gegiebelten Rathäuslein schlug zehnmal. Das heißt eigentlich spuckte, winselte und krächzte das alte Gehäuse ihre Laute nur in einer jämmerlichen Heiserkeit, so daß die Einwohner, die gerade durch den düsterseuchten Laubengang des Gebäudes wandelten, stets im Zweifel blieben, ob es nicht eigentlich der dürre Stadtsekretär wäre, der dort droben über seinen Steuerakten wieder einmal so schwindsüchtig hustete. Und dann warteten die Bürger auf den Schlag der Uhr vom St. Johanniskirchturm, und darauf auf das rasche, unregelmäßige und nervöse Bimmeln des Stundenmessers mitten im Giebel des Fürstlichen Theaters, und erst nachdem sich in dieser Folge nichts geändert, durfte das Städtchen in seine Zeiten überhörende Gemächlichkeit zurücksinken.

In diesem Augenblick pochte der Kammerdiener

mit sanft gekrümmtem Finger an die hohe, weißglänzende, mit Goldleisten eingefaßte Tür zum Schlafzimmer Sr. Durchlaucht. Es versteht sich, daß der Sorgsame vorher die zweite polsterbelegte Friestür geräuschlos hinter sich geschlossen hatte.

Vorsichtig klopfte er in seiner Engnis noch einmal. „Entrez“ näselte Dietrich-Claus X., und der Wartende hörte, wie sich etwas in den knisternden seidenen Kissen herumwandte. Im Grunde wäre ja leinenes Bettzeug für die gesunden Glieder Sr. Durchlaucht viel bequemer und bekömmlicher gewesen, allein da die Fürsten von Prora in den Tagen des französischen Sonnenkönigs sich nun einmal für Seide und ungeheure, karossenähnliche Bettstellen entschieden hatten, so war von den Nachfahren auch dieses Vermächtnis pietätvoll bewahrt worden. Darin bestand ja gerade der große Vorzug der historischen Familienabsonderung, daß man bei der Einführung von Neuem sich nicht gerade zu überstürzen brauchte. Dietrich-Claus schlief also in seidenen Kissen. „Entrez“ näselte er noch traumbefangen und strich unwillkürlich die krausen, weißen Löckchen von seinem Scheitel zurück, als müsse er sofort gute Figur machen. Als er jedoch nur die schattenartig dahinschwebende Gestalt seines Morgenengels in der künstlichen Dämmerung erkannte, bettete er gestört die flache Hand über die Augen und meinte verdrießlich: „Diese unangenehme, zudringliche Sonne. Wenn ich es nicht eines gewissen lächerlichen, halb blödsinnigen Aberglaubens wegen vermieden sehen möchte, mit dem Kopfende gegen die Tür zu liegen, dann müßte man das Bett eigentlich umstellen.“

Damit griff er neben sich an den Knopf eines elektrischen Schalters, und sofort flammte zwischen den weißen Stuck-Girlanden der Decke ein ovaler Kranz von Glühbirnen auf.

„Allons, Charles“, sagte der Fürst, indem er sich auf den Arm stützte, und man sah nunmehr, daß er in einem blaßblauen Schlafanzug ruhte, „ziehen Sie bitte die Portieren vor, und dann wollen wir an unsre Arbeit gehen!“

Während Charles jenen Befehl, den er allmorgentlich erhielt, in seiner katzengeschmeidigen, samtweichen Methode befolgte und dadurch in dem lautlosen Rokokoraum eine Beleuchtung hergestellt wurde, als wenn die Sonne längst untergegangen wäre, da stieg der Fürst von Prora gewandt aus dem Bett, und nachdem er seine zierlichen Glieder ausgiebig gereckt hatte, ergriff Se. Durchlaucht ein Paar winzige Hanteln, um nach verschiedenen Seiten hin die ausfallende Bewegung eines fechtenden Gladiators zu üben.

Regungslos verweilte Charles dabei hinter ihm und achtete darauf, daß sein Gebieter nicht etwa ausglitte. Kein Mensch würde diesem Charles übrigens geglaubt haben, daß seine Wiege etwa, wie es seinem Vornamen entsprochen hätte, wirklich zwischen Somme und Loire, oder gar an der Seine geschnitzt wurde; nein, jenes kleine, schmale, unbedeutende Kerlchen mit dem glattgescheitelten blonden Haar und den vielwissenden, himmelblauen Augen durfte vielmehr mit größtem Recht Anspruch auf die ehrliche Bezeichnung Karl oder sogar Korl erheben, denn die ersten Studien seiner Kunst hatte er in einem der beschränkten Proraer Vogelbauer absolviert, die von ihren Besitzern täuschenderweise Frisiersalons getauft wurden. Seine aristokratische Erhöhung aber hatte er einzig dem Umstand zu danken, daß Dietrich-Claus nichts so haßte, als rauschende, oder wie er sich ausdrückte „geschwätzige“ Rasiermesser, und da Karl Lange dies Instrument tatsächlich wie alles andere in seinem anspruchslosen Dasein unhörbar handhabte, so hatte er eines Tages die Gunst des Schloßherrn und damit die vielbeneidete persönliche Attachierung gewonnen. Ganz besonders freilich wurde an ihm die diskrete Art geschätzt, wie der Morgenengel seinen mächtigen Beschützer über die Zustände und Begebnisse innerhalb der kleinen Stadt zu unterrichten wußte, ohne natürlich jemals danach gefragt zu werden. Denn eine solche Neugier nach dem Treiben und Lassen seiner Umwohner — der „Metöken“, wie sie der Quasi-Regent manchmal wohlwollend nannte — hätte sich Se. Durchlaucht niemals vergeben. Aber er empfand es doch als äußerst possierlich, wenn sein Charles beim Einseifen auf die Frage, woher er denn wieder jene pikante, wohlriechende Seife erworben, respektvoll und augenzwinkernd erwiderte: „Von dem kleinen, schwindsüchtigen Kaufmann Struck. Er kam gerade von Greifswald zurück, wo er sich wieder untersuchen ließ.“ Und dann nach einer kleinen, listigen, augenzwinkernden Pause: „Durchlaucht verzeihen, ich traf vor dem Hause nämlich Madame Flöter!“

Durchlaucht guckte erstaunt nach den himmelblauen Augen über ihm, da er sonst sein Haupt nicht rühren konnte:

„Hm, wieso Madame Flöter?“

„Durchlaucht wissen schon, die weise Frau.“

„Ah — ja, gewiß! — Und? —“

Worauf Charles ein wenig verschämt lispelte: „Durchlaucht gestatten, bei Frau Struck klappert nämlich wieder der Storch. Zum drittenmal!“

Der Fürst schnippte leise mit den Fingern: „Was Sie sagen! Sehr erfreulich. — Und der Mann läßt sich in Greifswald untersuchen?“ Er unterdrückte ein ironisches Zucken und sah wieder sehr väterlich und gläubig aus. „Jedenfalls eine recht tüchtige, kleine Frau?“

„Ja, gut gebaut,“ hätte Charles hier gern angefügt, jedoch kein Hauch glitt über seine ernsten Lippen, denn der Standesherr liebte es nicht, daß untergeordnete Personen in seiner Gegenwart sich ebenfalls über das andere Geschlecht unterrichtet zeigten.

Und das unhörbare Messer glitt weiter.

So wäre das Hochachtungs- und Vertrauensverhältnis zwischen Herrn und Diener gewiß ein vollkommenes gewesen, wenn nicht die tollgewordene wütende Zeit nach der großen Völkerdämmerung selbst über dieses entlegene Rokokoasyl ihre Schatten gehängt hätte. Aber seitdem Charles während der wühlenden Katastrophe auf zwei volle Jahre kraft höheren Befehls von seinem Gebieter entrückt worden war, um in einem kleinen Lazarett an der polnischen Grenze Samariterdienste zu leisten, seit dieser Zeit maß Se. Durchlaucht den Zurückgekehrten oft mit einem gewissen prüfenden, grüblerischen Blick, als vermute er hinter dem freundlichen Lichtblonden plötzlich Erfahrungen und Erkenntnisse, von denen er heimlich überzeugt war, daß sie, wie ein stillwirkendes Gift, auch die ursprünglich unschuldigste Seele angreifen und verändern müßten. Man durfte dies natürlich nicht laut äußern, denn man huldigte ja eigentlich einer wohlwollend liberalen Weltanschauung, man war als geborener Grandseigneur selbstverständlich weit entfernt von der protzigen Eigensucht der kleinen Krautjunker ringsumher, ja man hatte ihren lauten Ansprüchen gegenüber immer ein mildes laisser faire gepredigt — aber schließlich, es ließ sich am Ende nicht leugnen, die Zeiten waren eben doch sehr verstockt und hinterhältig geworden.

Man fühlte sich tatsächlich nicht mehr so ganz sicher. Und dies bildete für den stillschweigend anerkannten Beherrscher von Schloß, Stadt und Umgegend eine recht peinvolle und allerlei aufregende Gegenmaßnahmen herausfordernde Situation. Im Grunde genommen war man wirklich in eine überaus fatale diplomatische Lebensführung hineingedrängt.

Auch heute sollte der Fürst von Prora seine Erfahrungen hierüber bereichern.



Eben hielt Dietrich seine schmale gepflegte Hand auf einem Samtkissen, das auf der Glasplatte eines ovalen Ziertischchens lag, und der Lichtblonde hockte ihm gegenüber, um seinem weißhaarigen Herrn nach den Mühen der überstandenen Waschung während der Erholungspause die Fingernägel mit Henna zu polieren, da wurden die Betrachtungen Sr. Durchlaucht durch die Wahrnehmung gestört, daß sein Morgenengel mehrfach die Farbe wechsle, was immer als der Vorbote außergewöhnlicher Wünsche bei Charles anzusehen war. Diesmal jedoch perlte dem Kammerdiener förmlich der Angstschweiß auf der Stirn.

Dietrich-Claus fühlte sich beunruhigt, man konnte ja eben nie wissen.

„Na, was haben Sie denn, mein Lieber?“ fragte er jovial herablassend und doch bereits mit leise durchklingender Ängstlichkeit, „ich sehe, Sie haben ein Anliegen an mich!“

Der Kammerdiener rieb auf den Nägeln herum, daß der Fürst bereits ein wenig verletzt die Stirn verzog: „Nun, um was handelt es sich denn?“ suchte Dietrich noch einmal das sonderbare Geheimnis zu ergründen, und sein stets reges Mißtrauen begann schon wieder zu flattern: „Sie wissen, lieber Charles, daß ich mich berechtigten Anforderungen nie verschließe. Wir leben ja eben in einer Zeit, wo einer hilfreich neben dem andern zu stehen hat.“ Er unterdrückte einen leichten Seufzer. „Sollten Sie also vielleicht eine abermalige Erhöhung des Salärs erstreben, so wenden Sie sich nur getrost an die Kammerverwaltung.“

„Des Salärs?“

Der Lichtblonde verzerrte ein wenig den Mund, wurde blaß und rot, und man sah ihm an, wie sehr ihn der Einwurf seines Gebieters in eine neue Wirrnis gestürzt habe. „Des Salärs?“ wiederholte er schwankend und voll bestürzter Entschlußlosigkeit: „Nein — nein — bewahre — das nicht, Durchlaucht — ich möchte mich nur, wenn Durchlaucht gestatten —“

Jetzt wurde Dietrich ungehalten: „Ja, zum Kuckuck,“ verurteilte er, indem er ein wenig die Nase hob, „ich brauche doch schließlich keine Rätsel zu raten! Entdecken Sie sich jetzt bitte, oder brechen wir das Thema ab.“

„Ich möchte mich verändern, Durchlaucht.“

Beide holten tief Atem. Der Kammerdiener, da er das Schlimmste hinter sich zu haben glaubte, der Fürst aus dem unangenehmen Grunde, weil er wieder einmal vor einer, jede Aussicht sperrenden Mauer angelangt war.

Bedenklich strich er über seine glattrasierte Wange und ein halb widerspruchsvolles Lächeln irrte über seine gepuderten Züge, da er vorsichtig hauchte: „Verändern? — Ja, mein Guter, was verstehen Sie wohl darunter? Sie beabsichtigen doch nicht etwa Ihre Stellung aufzugeben?“ Er sprach es kleinlaut und bekümmert, denn ein ahnungsvolles Gefühl eigener Unwichtigkeit griff nach ihm.

Der so in die Enge Getriebene aber errötete noch viel tiefer, und indem er auf seinem Stuhl, gleich einem gescholtenen Knaben hin und her rückte, stotterte er beklommen: „Oh, Gott bewahre, Durchlaucht. Wie können Durchlaucht nur so etwas von mir glauben? Nein, offen gestanden, ich — ich will nämlich nur heiraten und möchte Durchlaucht ganz gehorsamst um die Erlaubnis dazu gebeten haben.“

Kaum war dieses Geständnis gefallen, da vollzog sich zwischen dem Paar eine merkwürdige Änderung. Charles hockte mit einem Male wie ein Häufchen Unglück, das ganz nach dem Belieben eines Mächtigeren seine räumliche Ausdehnung behaupten darf oder nicht, während die zierliche Gestalt von Dietrich-Claus sich reckte und dehnte, ja förmlich zu wachsen schien. Das glattrasierte, freundliche Antlitz des Standesherrn legte sich in gewichtige Falten und sein weißes Haupt ruhte so starr und aufrecht an der Lehne des hohen Polsterstuhles, als ob er eigentlich auf einem Throne säße. Eine unnennbare Erleichterung stärkte ihn und vertrieb die heranrückende Wolke dunkler Möglichkeiten. Da war es ja am Tage, die gute, alte, sittliche Ordnung stellte sich wieder her. Natürlich, wer hätte je daran gezweifelt, das Bockgemecker und die Höllentänze konnten ja nicht ewig währen! Allein, es war doch überaus wohltuend, daß sich der umgestürzte Wagen so bald wieder ohne große Gewaltakte auf das rechte Gleis schieben ließ. Der Metoeke bat den Burgherrn um die Genehmigung, das Brautlager zu besteigen. Nicht viel anders hätte zur Zeit der Leibeigenschaft der unfreie Sasse einen der eisernen Urahnen des Fürsten, einen Malte oder Axel von Prora um die Befriedigung leiblicher Freuden anzuflehen brauchen. Und den gepflegten Fünfziger befielen allerlei angenehme historische Phantasien über jus primae noctis und Prüfung draller Mägde am Dorfteich. Wahrhaftig, er war seinem Charles für so viel Demut ordentlich dankbar. Und in seinem menschenfreundlichen Herzen beschloß er sofort, bei nächster Gelegenheit durch ein Kistchen Zigarren seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Freilich, der vorliegende Fall selbst bedurfte noch eingehender Erwägung. Das persönliche Wohlbehagen des Gebietenden durfte durch egoistische Wünsche seiner Umgebung natürlich nicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden.

Nachdenklich lehnte sich Dietrich in seinen Sessel zurück und sagte ziemlich steif: „So, so, Sie wollen also heiraten? Darf man erfahren, auf wen Ihre Wahl gefallen ist?“

Der Kammerdiener schluckte, seine himmelblauen Augen füllten sich mit feuchtem Glanz, und er sah im Moment nicht viel anders aus, als ob ihn sein Herr gerade beim Beschleichen seiner Schönen ertappt hätte.

„Durchlaucht verzeihen,“ würgte er mühselig hervor, „es ist Agnes.“

„Agnes?“ Auch den Standesherrn flog eine Röte an. „Doch nicht etwa —“

„Ja ... die Zofe von Ew. Durchlaucht gnädiger Frau Tochter, das Kammerkätzchen der Frau Gräfin Kottum,“ setzte er in seiner Angst hinzu, denn seine Unsicherheit trieb ihn, einen unziemlichen Scherz zu wagen. Sein Herr verzog auch sofort abmahnend die Stirn: „Sieh einmal,“ sprach er tadelnd, während er sich etwas Puder über die Hände stäubte: „Sie besitzen keinen schlechten Geschmack, mein Lieber. Nein, wahrhaftig nicht. Da sind Sie ja an sich nur zu beglückwünschen.“

Aber über der fürstlichen Stirn blieb dennoch die Wolke stehen. Eine graue, lächerliche, längst vergessene Erinnerung stieg vor ihm auf. Da oben unter dem Dach des Schlosses die braunlackierte Tür eines Mansardenstübchens. Dahinter schlief doch der federleichte, nußbraune Racker? Und vor der Tür, leise klopfend, ein Licht in der Linken, dazu nur locker gekleidet, und die hellblaue Dragoneruniform halb offen, ein dunkelhäutiger Mensch. Sein Sohn, Joachim Wendelin. Damals lebte er noch. Und das Flackerlicht enthüllte ein scharfes, schmales Antlitz, das im Moment vor Lebensgier gespannt war und zuckte, und in dem doch eine grüblerische Melancholie und eine weiche Scham des eigenen Beginnens mißtrauische Wächter waren!

Diable, was hatte der Junge hier oben verloren? Und er selbst? Se. Durchlaucht war doch nur heraufgestiegen, weil ihn Besorgnis trieb, seinen einzigen Erben, den künftigen Majoratsherrn vor gar zu entwürdigender Vertraulichkeit zu bewahren. Natürlich, aus keinem anderen Grunde!

Und dann — das gegenseitige Erkennen, ein rasches Wort, ein verlegenes Lächeln, und schließlich unter ein

paar spöttischen, verkniffenen Scherzen das gemeinsame Hinuntersteigen über die Holztreppen, um sich mit einem Händeschütteln zu trennen!

Ein komisches Abenteuer, ohne Belang, nicht wert der Entrüstung, denn eine gereifte Erfahrung gönnte ja damals der Jugend willig jeden harmlosen Übergriff.

Und jetzt? Versprengt, zerrieben, im besten Falle unter einer Decke wehenden Sandes versteckt. Unbekannt der Ort, unbekannt der Tag. Aufgelöst in die Elemente, beinahe, als wäre der Träger so vieler Hoffnungen niemals leibhaftig über die Erde gewandelt. Seltsam, und hatte doch einst dort droben an die braunlackierte Tür gepocht!

Dietrich-Claus hüstelte und griff sich ans Herz, denn ein derartiges Versenken in bittere Vergleiche erregte ihm Schwindel. Er war es nicht gewohnt aus dem Brunnen des Ungemachs zu schöpfen, und sein Leibarzt hatte ihm überdies alle derartigen Sensationen verboten.

Dennoch konnte er sich nicht enthalten, ein kurzes Lachen auszustoßen; es klang scharf und sarkastisch. Wie verächtlich, dumm und grausam sich doch das Schicksal gebärdete. Sein Sohn, Joachim Wendelin, für den er von der Gnade des Herrschers den Prinzentitel zu erlangen hoffte, er mußte sich einstmals ein allerdings wildes und unberechtigtes, aber doch so verzeihliches Begehren versagen. Dagegen diesem Bartkratzer wurden alle Freuden vergönnt, er durfte dem Entrückten den Becher vom Munde reißen und wurde sein Erbe!

Unverzeihlich!

Und Se. Durchlaucht schüttelte das weiße Haupt und sah ernsthaft ungehalten aus:

„Sagen Sie mal, mein Lieber," hob er berechnend an, obwohl er innerlich längst entschlossen war, seinem Untergebenen keine Schwierigkeiten zu bereiten, aber es reizte ihn doch, den Metöken seine Überlegenheit fühlen zu lassen: „Wie denken Sie sich nun eigentlich unser gegenseitiges Verhältnis? Sie wissen doch, daß ich meine nähere Umgebung zu jeder Zeit in Anspruch zu nehmen gewohnt bin. Meinen Sie nicht, diese Ihre erste Verpflichtung könnte in Zukunft Schaden leiden?"

Hiermit glaubte der Fürst von Prora eine vorzügliche Stichkarte gezogen zu haben, ach, und er hatte völlig vergessen, welch unbekannte, verzerrte Blätter inzwischen ins Spiel gemischt waren.

Sein Charles schien auch keineswegs in Verlegenheit zu geraten, wohlgerüstet hob er vielmehr den kleinen Kopf, blinzelte altklug mit den lichtblauen Augen und erweckte ganz den Eindruck, als ob er mit seinem unwiderleglichen Plan bereits längst im reinen wäre.

„Wieso leiden, Durchlaucht?" lächelte er dienstbeflissen, ja sogar ein wenig nachsichtig, denn im Grunde genommen hegte er ja für den alten Kavalier, sobald die praktischen Dinge des Tages berührt wurden, stets eine Art Mitleid. Und dann hieb er gleichfalls seine Karte auf den Tisch, pfiffig und neunklug, ohne das geringste Bewußtsein davon, wie heillos er allein durch die gönnerhafte Bewegung das Selbstgefühl des kleinen Potentaten erschütterte.

„Durchlaucht erinnern sich doch gewiß, wie die da unten im Rathaus immerfort über die 62 Zimmer hier im Schloß ihr Maul aufreißen. Der Magistrat wollte ja sogar schon ein paarmal Obdachlose bei uns unterbringen. Nicht so? Und da dachte ich mir, wenn für Agnes und mich im Dachgeschoß so zwei bis drei Kammern eingeräumt, und Durchlaucht vielleicht noch eine kleine Küche herstellen lassen würden, dann wäre uns allen geholfen. Dann bliebe ich in der Nähe von Durchlaucht, und der Magistrat hätte ebenfalls seinen Willen! Wie denken Durchlaucht darüber?"

Allein Durchlaucht vermochte zuvörderst trotz bester Absicht keine Antwort zu erteilen. Aschfahl war er unter seiner Puderschicht geworden, seine dunkelbewimperten hellgrauen Augen quollen vor Entsetzen aus ihren Höhlen, die Hände fuhren ihm unbeherrscht hin und her, und die Zunge lag, wie ihm dies öfter bei aufregenden Anlässen geschah, hinter ihrem Gehege eisenschwer und gelähmt. Über den zierlichen biegsamen Fünfziger strichen plötzlich die verwandelnden Finger der Zeit, und unter ihrem Druck spürte der Betroffene für ein paar Sekunden die Schauer des Greisentums.

Er nickte und lächelte und verlor doch niemals die Empfindung, als hätte man eben von seinem Rokokosessel alle vier Füße abgeschlagen, oder als wäre er selbst, der heimliche Souverän, bereits aus seinem Schlosse verjagt und irre nun im dünnen, blaßblauen Seidenanzug ungeschützt und fröstelnd durch den herbstlichen Tag. Trotzdem lächelte er, nickte wohlwollend mit einer erstarrten, gütig verlegenen Miene und umschloß seinen unvermuteten Bedränger mit ein paar verständnislosen, bangen Augen.

Kein Zweifel, dies war gar nicht mehr sein scheuer Morgenengel, sondern jener schmale, lichtblonde Kerl stellte ein Symbol vor, ein Gleichnis aus der wütenden und krachenden Schichtung innerhalb der menschlichen Gesellschaft.

Immer rätselhafter benahmen Furcht und Abscheu dem Verstummten den Atem. Aber ja nichts merken lassen. Man hatte sich ja um des lieben Friedens willen vorläufig zu allerlei Kompromissen entschlossen, aus demselben Grunde ließ man doch auch den herrlichen Park mit seinen schnurgeraden Alleen, Wildgattern und Treibhäusern äußerlich verwildern, damit nur ja der Neid und die Begehrlichkeit Draußenstehender nicht gereizt würden. Also hieß es, auch hier den Schlängelpfad zu finden.

„Ja, ja," flüsterte Dietrich-Claus endlich in leiser Zustimmung. „Das ist wirklich eine ganz vortreffliche Idee, eine überaus praktische Lösung." Und er überwand sich noch mehr und setzte vornehm hinzu: „Ich danke Ihnen, daß Sie auf diesen Einfall geraten sind, lieber Charles."

Er schluckte, denn der Ekel vor seiner eigenen Schwäche hätte ihm beinahe die Stimme geraubt, und nur mit Anstrengung vermochte er zu dem etwas fester geäußerten Wunsch zurückzufinden. „Und jetzt lassen Sie mir bitte das Frühstück servieren. Wird meine Tochter es mit mir gemeinsam nehmen?"

„Nein," schmunzelte Charles, ganz selig in seinen neuen Hoffnungen, indem er sich diensteifrig erhob: „Die Frau Gräfin sind mit Agnes zum Baden nach Hellabrunn gefahren."

„So, so, an die See," wiederholte der Fürst, wobei er gleichfalls seinen Sitz verließ, um sich zuvörderst in dem ovalen Spiegel über seinem Waschtisch zu mustern. Ihn neckte die böse Vermutung, er müsse nach dem eben Erlebten anders aussehen als früher. Allein, als er in dem Glase ein feines, mehr rundes als längliches Antlitz gewahrte, dessen frische Farben auffallend gesund und jugendlich gegen das silbergraue, wellige Haar abstachen, da zuckte er ohne rechtes Begreifen die schmalen Achseln, und der fröhliche Leichtsinn des Genießers, der dem Kavalier schon über das Trübste fortgeholfen, er meldete sich bei ihm wieder mit den Worten: „Na dann also Charles, zum Tee nichts weiter, als ein paar Scheiben Schinken und zwei frische Eier! Ja, und sorgen sie doch auch außerdem für etwas Honig, ich glaube gar, ich bin ein wenig heiser geworden. Beeilen Sie sich."

(Fortsetzung folgt.)



Ein Maler des Kindes * Von Dr. Paul Hildebrand

Mit fünf Gemäldewiedergaben von Bruno Zwiener

Wer das Märchenland der Kleinen sucht, der läßt den Alltagsrock draußen, weit draußen im Hasten und Jagen der Welt, dem gibt eine gütige Fee ein Stück des Glückes mit auf den Weg und läßt ihn der Sorgen vergessen, die sonst um ihn brausen. Und weil es so ist, wünscht jeder einmal aus dem frischen Quell zu trinken und von der köstlichen Frucht zu kosten. So kam es, daß das Kind schon bei den ältesten Völkern Gegenstand künstlerischen Erlebens wurde und durch die Jahrhunderte hindurch niemals verschwand, sondern immer wieder neben Frauenschönheit und Heldentum, neben größten und erhabensten Stoffen als das Köstlichste gepflegt wurde. Das gilt nicht nur für die Poesie. Gerade die bildenden Künstler haben zu diesem Thema in innigster Beziehung gestanden, sie haben an dem Kinde sich selbst und die Menschheit jung erhalten. Und hätten wir von manchem Meister nur die Bilder, die vom Kinde erzählen, so würden sie genügen, dem Schöpfer Unsterblichkeit zu verleihen. Freilich nicht allen ist die Gabe gegeben, mit Pinsel oder Stift den Geist auf die Leinwand zu zaubern.

Wir sprechen heute von einem schlesischen Künstler. Dort, wo der Gebirgsbach der rauschenden Neiße an den hochragenden Felsen der Festung Glatz aus den Bergen in die fruchtbare Ebene sich windet, steht die Wiege von Bruno Zwiener. Mag das Elternhaus mit dem frischen Humor, mag das offene Herz des Glatzer Ländchens auf ihn gewirkt haben oder ein glücklicher Sinn für den lachenden Teil des Menschenherzens ihm angeboren sein — wer kann entscheiden, welche Entwicklung Gemüt und Geist nehmen, was hemmend und fördernd auf künstlerische Entfaltung wirkt! So viel steht fest, daß der Charakter sich in einer besonderen Richtung auswirkt und nach außen in Erscheinung treten läßt, was in des Künstlers Seele im stillen wächst. Hier hat die Erinnerung an eine glückliche Kinderzeit mitgespielt, an Stunden von Sang und Tanz auf lachender Bergeswiese, an Holdrio und Juchheirassassa im grünen Wald. Und da in der Reife der Jahre nicht Sturm noch Drang die jugendfrischen Seligkeiten zu scheuchen vermochten, sprudelte es wieder auf, um an den eigenen Kindern ein Vorbild zu finden, das für die Auswertung nicht nur Gegenstand, sondern inneres Schauen wurde.

Ruhig war der äußere Lebensgang Zwieners bis in die letzten Jahre, in denen es stürmisch herging, weil in Oberschlesien, seiner jetzigen Heimat, die Straßen der deutschen Städte von dem Krachen der Handgranaten polnischer Insurgenten widerhallten und fanatischer Übermut und Haß in Übergriffen und Gewalttätigkeiten zum Ausdruck kamen. Da stieg in ihm ernste Sorge um deutsches Land auf. Sonst aber floß es still in seinem Innern, und manches verbindet ihn mit jenen Meistern vergangener Zeiten, die in den Tagesereignissen nur Episoden sehen, Wellenbewegungen der zuckenden Geschichte, die die Menschen aufbrausen läßt und sie wieder besänftigt. Über dem Tamtam und Geschrei der Massen steht ihm seine eigene Entwicklung, sowohl die geistige, wie wir sie in dem Wort Bildung zusammenfassen, als auch die künstlerische, die ihn von Stunde zu Stunde drängt und nach oben treibt. Jede Minute ist mit Arbeit in des Wortes wahrster Bedeutung ausgefüllt, eine Arbeit, der das kritische Urteil nicht fehlt.

Und das ist wichtig für seine Kunst. Denn solange Kunst nur äußerlich schafft und nachbildet, ist sie Dienerin und Sklavin der Natur; sie ordnet sich unter, bis sie zu den Tiefen steigt, in denen sie niemand beachtet. Um zur Vollkommenheit zu gelangen, muß zur Ergriffenheit des Gemütes die Kritik treten und über sich selbst zu Rate sitzen. So ist es zu erklären, daß Zwiener keiner bestimmten Richtung der Moderne angehört und auch nicht angehören will. Er steht in jeder Modeströmung eine zum Tode geborene Blüte, die einen wundersamen Duft verbreitet und für eine große Zahl Auserwählter einen zauberischen Reiz ausstrahlt, aber nicht jenes ständige Gleichbleiben, das durch Generationen hindurch die künstlerische Kultur hervorbrachte. Auch das Mitläufertum und Nachmachen bleibt ihm fremd, nicht allerdings das Verständnis der Großen, die etwas gewollt haben. Was wundert es da, wenn er seine Ausstellungen nur in kleinen Kreisen veranstaltet, wenn er die Arbeiten unter einen bestimmten Gesichtspunkt stellt und nur wenige bisher in seine eigene Empfindungswelt einen Blick tun läßt, dann allerdings mit einem Erfolg, der ihm von Herzen gegönnt ist.



Der Künstler Bruno Zwiener mit seinem Kind.

Was gehört aber dazu, gerade das Kind zu zeichnen? In dem Kinde verkörpert sich das kommende, das neue Geschlecht, in ihm schlummern Gutes und Böses, in ihm wirbeln die Keime von Tugend und Laster. Und weil es einen heftigen Kampf gibt, weil noch nichts fertig und ausgereift ist, darum muß das Feuer hell auflodern. Darum sehen wir, daß Lachen und Weinen, Trippeln und Springen, Jauchzen und

Singen mit einer lebhaften Bewegung vor sich geht, mit aufstrotzendem Ungestüm und schäumender Kraft. Dann ist es plötzlich ruhiger, gleichsam als hätte der Sturmwind sich allzu stark ausgetobt und müsse in der zurückflutenden Bewegung ein Gegengewicht für das Übermaß der Kräfte schaffen. Es klingt wie weichflutende Melodie, so sanft und zart, und singt ein Lied von stillvergnügtem Sinn und kindlichem Gemüt. Wer denkt da nicht an Werke eines Rubens oder Tizians? Das Kind vermittelt aber auch zwischen Menschheit und Gott. Wir bewundern dann in ihm das Erhebende und Befreiende, die innige Poesie, die zu Ehren der Weltenschöpfung Hymnen anstimmen läßt und in Würde und Anmut zu den Sternen weist. So zeigten uns Raffael und die romantischen Meister die Kinderseele. Und schufen darum nicht weniger Wertvolles. Aber auch das Kind der Straße hat seinen Reiz. Murillos Gassenjungen haben nicht weniger Witz am Leibe als die Fürstenkinder van Dycks, und Reynolds Kinder der vornehmsten Kreise interessieren ebenso wie Ludwig Richters poetische Gestalten. Zweierlei soll damit gesagt sein. Erstens daß das Kind ein unendliches Vielerlei darstellt, und daß zweitens jede Wesensart ihre Berechtigung hat, gleichgültig ob die Künstler aus dem Kinde das Ernste oder das Lustige, das Wohlerzogene oder das Übermütige herausschälen, ob sie uns in den Salon oder auf die Wiese, in die Kinderstube oder auf die Straße führen.

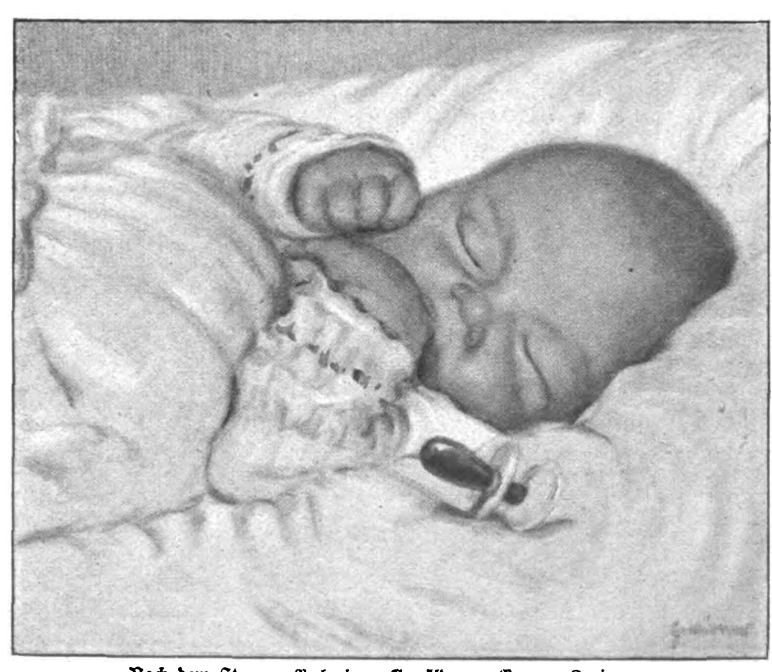


Nach dem Bade. Gemälde von Bruno Zwiener.

Die größten Kindermaler sind die bedeutendsten Psychologen gewesen. Nicht solche, die aus Büchern und Bänden sich ein System erlernten, sondern solche, die mit scharfem Blick in der Seele zu lesen verstanden. Wie jedes Können ist auch dieses angeboren. Es verfeinert sich und rundet sich ab, es schürft weiter und sucht zu ergründen, es lauscht und baut neue Tempel auf. Man kann es verstehen, daß die Palette Zwieners nicht zur Ruhe kommt, wenn er mit dem Bübchen auf dem Arm (Bild 1) durchs Atelier schreitet, wenn er es gewähren läßt und den Bewegungen nachgeht. Der ist um so tüchtiger und wirksamer, der an der Quelle schöpft. Er hält sich schlechthin an das Leben selbst, indem er von der Überzeugung ausgeht, daß jedes Wesen ein Recht hat, treu, schlicht und wahr dargestellt zu werden. Dabei sucht er das Einfachste und Natürlichste herauszuheben und es künstlerisch auszudrücken.

Welche Mutter hat nicht das Wohlgefallen und das innere Behagen ihres Kindes gefühlt, wenn nach dem Bade (Bild 2) der wärmende Mantel über die Schultern geworfen wird, gleichsam als sollte es eine Belohnung sein für die bösen Minuten im Wasser. Lacht uns nicht ein Gesichtchen, aus dem eine denkende Seele spricht? Mit der Gemütlichkeit eines Alten guckt das Köpfchen zur Seite, dabei so spitzbübisch, als hätte der Schelm einen lustigen Streich hinter sich gebracht und damit den Eltern viel Freude gemacht.

Und wenn nach dem Sturm (Bild 3) alles zur Ruhe gegangen ist, wenn zwischen Kissen und Federn die quecksilbrigen Glieder zum Schlafe sich strecken, gibt es einen Augenblick, in dem die Stille zum tiefsten Frieden wird. Liegt es nicht da wie ein zu Fleisch und Blut gewordenes Schlummerlied, so frisch und zart, so gesund und pausbäckig, so hilflos und beherrschend zugleich? Was ein Mutterherz in kühnsten Träumen ersehnt, ist hier Wahrheit geworden. Gleichgültig ob Zwiener vom Typus zur Persönlichkeit geht oder umgekehrt, auf jeden Fall weiß er den Inhalt des Augenblicks zu erfassen. Eine Steigerung mag vielleicht noch der Moment bringen, wo die heißlodernde Kraft zum Vulkan wird. (Bild 4.) Eine gute Portion Energie und Eigenwille steckt in jedem deutschen Jungen oder Mädel. Und in dem Bürschchen, das noch mehr haben möchte, ein kerngesunder Appetit, der die Grenzen von Soll und Haben noch nicht recht verstanden hat. Es kam plötzlich! Mit einem Male! Dann aber so stark und explosiv, daß die strammen Backen sich zusammenkrampfen, der Mund sich weit öffnet und die tapfere Lunge ihr lautes Hallo in den Morgen hineinbrüllen kann. Es gellt einem durch die Ohren, wenn man die Zunge zittern sieht; es schreit durch den Raum mit unendlichem Aufschrei. Hier ist das Unmittelbare, das Primäre prachtvoll getroffen. Der geöffnete Mund, die zusammengepreßte Stirn, die gesenkten Lieder — all das ist mit



Nach dem Sturm. Nach einem Gemälde von Bruno Zwiener.

„Es gibt nichts mehr!"

Nach einem Gemälde von Bruno Zwiener



meisterhafter Kenntnis dem Augenblick abgelauscht. Wir merken und fühlen es, daß in den nächsten Sekunden dieses Gesicht nicht mehr sein wird, daß Finger, Haltung und Ausdruck anders sein werden, um vielleicht bald wieder in die gleiche Lage zurückzufluten. Dann werden die Hände den Löffel wieder so halten, und von neuem wird es durch das Zimmer gellen. Ein Knirps, ein Schlingel, aber einer aus jener Welt, die nur dem Glück bekannt ist.

Und fragen wir nach den Mitteln, mit denen der Künstler seinem Ziel nachgegangen ist, so müssen wir zugestehen, daß sie so einfach wie nur irgend möglich sind: Ein ruhiges Rot, ein frisches Weiß, dazwischen lebhafte Tupfen von Blau oder Grün. Und doch leuchtet es gesund aus den Farben und schimmert mit keckem Mut aus den Gesichtern der Kleinen. Das heißt man, mit geringen Mitteln viel ausdrücken und mit wenig Farben ein Porträt geben. Fein gehen die Töne ineinander und verbinden sich ohne Härte und Aufdringlichkeit zu einer lebensfrohen Einheit, die zum seelischen Gehalt vorzüglich paßt. Das Koloristische ist mit dem Zeichnerischen aufs vortrefflichste vereinigt, der Augenblick ins Humorvolle gezogen, ohne zur Karikatur zu werden. Man muß in Zwieners Welt selbst einen Blick getan haben: wie er den Leiden und Freuden der Kleinen und Allerkleinsten nachgeht, wie er sie beim Waschen und Baden, beim Essen und Beten, beim Schreiben und Lesen belauscht, wie er ihre Aufmerksamkeit studiert und ihre Andacht ergründet. Das alles gibt zusammen eine Welt, die sich selbst ausfüllt und in sich ihre Befriedigung findet, eine goldene Zeit, die hier träumt und dort schreit, hier lacht und dort weint, bald ausgelassen durch die Wiesen hüpft, aber auch stillsitzen kann, wenn Mutter ein Märchen erzählt. Und in allen seinen Bildern bleibt das Marktschreierische der Farbe zu Hause und spricht nicht aufdringlich zum Beschauer.



„Das Beste für Mutti!" Nach einer Helioradierung von B. Zwiener. (Kunstverlag Schmidt, München.)

Allerdings hat Zwiener noch ein Mittel, das ihm zum Ausdruck dient, das ist die Graphik. Es gibt wohl kaum zwei Künstler, die der Platte, gleichgültig welchen Materials sie ist, in gleicher Weise zuleibe gehen, und die Mittel sind so verschiedenartig, daß das Anrecht auf verschiedene Anwendung von allen anerkannt wird. „Was soll es," hat einst Klinger gesagt, „ob ich mit Pinsel oder Holzstift male, wenn nur die Wirkung erreicht ist." So hat auch Zwiener mit seiner Helioradierung ein Verfahren sich erobert, das der besten Platte nicht nachsteht. Das zeigt uns Bild 5, das ebenso von der Beherrschung der Form und des Inhalts spricht. Auch hier ist das Kind der Natur entnommen, jedoch so, daß der Künstler der Sieger ist, der Wirklichkeit abgelauscht, ohne kurzlebigen Effekt mit richtigem Verständnis für die Beweglichkeit der Linie und die Zartheit der Harmonie. Was auf kurzem Raum nur angedeutet werden konnte, soll einst die Zeit beweisen, daß Bruno Zwiener zu denen gehört, die durch ihre Kinderbilder sich Tausende von Verehrern und Freunden schufen.

Laß mich nicht untergehen...

Laß mich nicht untergehen, du;
Und sag', daß du noch an mich denkst,
Mein wehes Herz hat keine Ruh,
Wenn du ihm keinen Frieden schenkst.

Denn einmal – einmal... Weißt du's noch?
Es ist nicht tot, das arme Einst.
An deiner Schwelle hockt es noch
Und bettelt, daß du darum weinst.

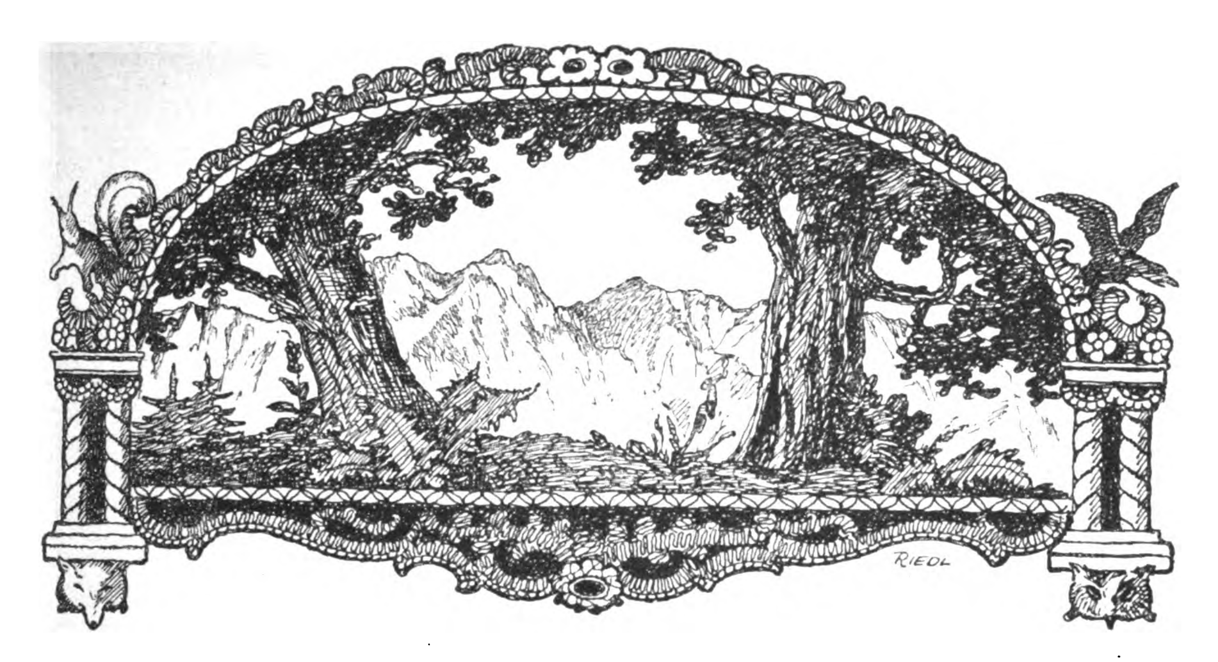
Wie ein Gespenst im Dirnenkleid,
Im bunten Flitter toten Glücks,
An deiner Schwelle fleht mein Leid
Um eine Gabe deines Blicks.

O sieh mir einmal ins Gesicht!
O sage, daß nach einer Frucht
Aus jener Tage jungem Licht
Auch deine Seele betend sucht.

Daß meines Herzens Frühlingsblust –
Von Sommergluten welk gebrannt –
Nicht nur ein Garten flücht'ger Lust!
Daß irgendwo ein Ackerland!

Daß irgendwo ein Saatkorn keimt!
Und daß in Nächten ohne Ruh
Dein Herz noch manchmal davon träumt –
Laß mich nicht untergehen, du!

Alice Weiß v. Ruckteschell



Von Menschen und Dingen * Von Max Jungnickel

Gefunden

Am Landstraßenrand, verrunzelt, verstaubt und zerrissen, fand ich ein kleines Mädchen liegen. Dem Wind und den Kirschbäumen und den singenden Vögeln klagte es sein Leid. Und wie ich das Mädchen ansah, kamen seltsame Erinnerungen über mich, die mein Herz glücklich schlagen ließen. –

Wie lange ist's her, daß ich dieses Kind im schimmernden, silbernen Kleide sah? – Wie lange ist's her? Stolz war das Mädchen und freigebig und gütig. Es deckte mir den Tisch und machte mich froh und satt. Und wenn es klang und sang, dann hüpfte mir das Herz. Hundert solche schimmernde Mädchen waren richtige Zauberjungfrauen, die den Schlüssel trugen zu kleinen Feenpalästen. Man konnte mit ihnen fahren und tanzen, hochzeiten und tafeln und lange Jubelfahnen schwingen. Mächtig war man und groß.

Sie purzelten durch den Traum der Menschen und schufen ihnen Glück und Freude.

Und nun? –

Ein Bettelkind am Landstraßenrand, vom Regen grau verweint; zerrissen und zerfetzt das Kleid.

Du tust mir so weh, du deutsche Mark!

Das Halstuch

Vor langen Jahren kaufte ich mir ein Halstuch. Es war billig und war aus blauer Seide. An einem Sonnabend kaufte ich's mir. Ich hatte nur einen Anzug, der recht schäbig war, und mein Kragen mußte gewaschen werden. –

Als ich mir das Tuch umband, da hatte ich das ganz bestimmte Gefühl, daß Sonntag sei, richtiger Sonntag. Es war ein so feierliches, heimliches Gefühl. Meine Stimmung wurde gehoben. Ich vergaß meine Armut. Ich kam mir vor, als sei ich ein Feiertagsmensch. –

Das Tuch habe ich sorgfältig verwahrt. Aber immer, wenn mein Anzug fadenscheinig wird, wenn meine Schuhe aus den Nähten springen, dann binde ich das feine, seidene Halstuch wieder um, und dann weiß ich, daß ich noch lange nicht am Ende bin.

Kammer im Mond

Nun ist alles stumm geworden. – Alle Dinge schweigen und zerfließen. In meine Kammer mit den Büchern, mit Tisch und Stuhl und Tintenfaß, sieht der Mond ganz groß hinein. Und dort, wo sie schläft, in der Ecke, neben der stummen Laute, schickt der Mond noch einen kleinen, silbernen Blick hin. –

Wie lange schläft das kleine Mädchen schon in meiner Kammer? Solange sie auf der Welt ist, bald vier ganze Jahre. Alle ihre Gedanken und Träume haben sich in die kleine Behausung eingenistet und haben alles so wertvoll gemacht und so märchenseltsam. In die Uhr sind ihre Gedanken und Träume gekrochen, in die Lampe, in die Bücher und in die Laute und das Tintenfaß –

Und jetzt, wo die Welt vergangen ist in Duft und Stille, fangen ihre Gedanken, die sie gedacht hat, und ihre Träume an zu flüstern und zu geistern. Wie goldene Flügel wiegen sie mein Herz weich und glücklich. –

Eine große Dankbarkeit kommt über mich.

Oh, wenn ich doch einen Menschen wüßte, dem ich das zeigen könnte!

Der „Dumme"

Traf ich da einen Menschen, einen Bauernknecht. Der war vierzig Jahre alt, konnte nicht lesen und schreiben und mußte wie ein Kind angehalten werden. Die Menschen sagten: „Er sei dumm."

Und doch: aus seiner Seele heraus sah ich Gott schauen, groß, mit strahlenden Augen. Es war an einem Sonntag. Der Knecht saß beim Glockensingen vorm Hause und malte auf einen zerbrochenen Zigarrenkistendeckel den Heiland, wie er am Kreuze hängt, darunter die klagenden Frauen und drüberhin die untergehende Sonne.

Er malte aber nicht wie ein Stümper, sondern wie einer, der das Malen gelernt hat. Etwas Eigenes lag in der Art, wie er seine Buntstifte nahm, wie er loszauberte. Das ganze Gesicht, das vorher stumpf und dumpf schien, lebte und blühte auf. In die Augen, die vorher seelenlos blickten, kam ein seliger Glanz. Der ganze Mensch schien wie verhext. –

Und die Menschen sagen: „Er sei dumm." Aber müßte dann nicht auch die Blume dumm sein und der Bach und der Gartenzaun, der sich von Blumen umspinnen läßt. –

Nein, die „Dummheit", die sie meinen, ist keine „Dummheit". Der Bauernknecht lebt sein eigenes Leben. Und er hat einen Festtag in seiner Seele, der vielleicht feierlicher und größer ist als das Gehirn eines Mannes, den die Menschen für klug und gelehrt halten.

Gärten * Von Erika Schulz-Röbbelen

Wie sind sie schön, diese samtnen Rasenflächen mit den leuchtenden Sträußen hochgezogener dunkelroter Rosenstöcke.

Dichte Dornenhecken umgeben den Garten und alles Alltägliche bleibt in ihnen hängen, sobald man ihn betritt; gleichsam als neuer Mensch gehst du durch seine einsamen Wege in der Wärme der Sonne, die uns am uneigennützigsten liebt.

Die Ruhe des rötlichen Rhododendrons kommt über dich und die blumenhafte Freude am Sein teilt sich dir leise mit.

Die geheimnisvolle Einsamkeit entwickelt alles Beste in dir in der vollkommenen Ruhe, die dir das Leben nicht gönnt, das immer zerstreut und niemals sammelt.

Die grünbesonnte Stille, um die Büsche und Bäume schützend ihre Arme breiten, läßt dich für kurze Augenblicke das sein, was bei den denkbar besten Möglichkeiten und günstigsten Umständen aus dir hätte werden können.

Die schweigenden Teiche beneidest du um die Klarheit, die deine Seele im Lärm der Welt vermißt — die allzu leicht getrübt wird von Dingen, die ihr zu nahe kommen.

Hier trinkst du reine Harmonie wie einen langentbehrten Trank, nach dem du bisher vergeblich gedurstet hast. — — —

Da sind die Gärten, die wir in Wirklichkeit unser eigen nennen. Im Augenblick, da wir sie besitzen, sei es durch Erbe, Pacht- oder Kaufvertrag, teilt sich uns neben der Freude die Sorge mit. Der reine Genuß an dem vielleicht lange ersehnten Garten wird durch die Erkenntnis getrübt, daß er nicht nur Licht, sondern auch starken Schatten hat. Mißhelligkeiten, Rechnungen und Reparaturen aller Art, Abhängigkeit von der Witterung, zerstörte Ernten oder allzu großes Gebundensein durch eigene Gartenarbeit, für die du eigentlich die Zeit nicht hast und die deine Erholung in Anstrengung verwandeln, beeinträchtigen deine Freude. Oft sah ich so eine Freude langsam dahinsterben mit den Blüten, die fremde Menschen mutwillig zertreten hatten.

Eigene Gärten sind schön — aber sie haben nicht nur Licht, sondern auch Schatten. — — —

Da sind dann fremde Gärten, an denen wir vorübergehen. Diese Gärten sind nicht dein, aber sie gehören dir, weil sie dir Freude heimlich über die Gitter reichen. Sie blühen für dich; denn deine Sinne empfinden und genießen immer wieder neue Schönheit. Du siehst die zarten Vergißmeinnicht unter der kupfernen Blutbuche, in der die Sonne flammt und den Reigen der samtnen Pfauenaugen über dem Narzissenbeet für dich — für dich duftet der Flieder so berauschend über den Zaun und dir singt der Fink sein Abendmärlein vom Birkenbaum — während der Besitzer dieser Herrlichkeit vielleicht achtlos daran vorübergeht.

Du aber nimmst dir eine Handvoll Freude mit auf den Weg.

Das sind die Gärten, die für uns keinen Schatten haben und uns aus ihrem Reichtum hie und da Strahlen spenden. —

Traurig schüttelst du den Kopf, weil du in der großen grauen Stadt wohnst, in engen Häusermassen, auf deren Mauern der Sommer brennt und von denen es so weit, so weit auch zu den fremden Gärten ist?

Siehe, der Eingang zu den schönsten Gärten steht auch dir jederzeit offen.

Das sind die Gärten, die in uns selber liegen, für die unsere Sehnsucht der Schlüssel ist.

Das sind die schönsten von allen!

Die können bis an das Meer und an den Himmel reichen und können voll Sonne und Sternen sein.

Aus ihrem Blühen kannst du immer neue Blumen pflücken für dich und alle, die du liebst.

Sie sind unabhängig von Frost und Regen und niemand kann dir diese Blüten zertreten oder rauben.

Sie haben nur Licht und Freude.

Oh, daß nie die Brunnen aufhören, in ihnen zu rauschen . . .



Herbstwind. Von Charlotte Ball

Von den Bäumen fällt das gelbe
Laub, das ich einst grün geschaut.
Sonne ist nicht mehr dieselbe,
Der ich sommerlang vertraut.

Keine Drossel singt. Nur Krähen
Krächzen über kahles Feld.
Und der Winde hartes Wehen
Weht den Winter in die Welt.

Die Mühle. Von Ludwig Bäte

Die letzten Garben stehn gehäuft,
ein blasser Abend sinkt hernieder.
Leis murrt der Wind, und über Stoppeln läuft
ein Nachhall kaum verklungner Erntelieder.

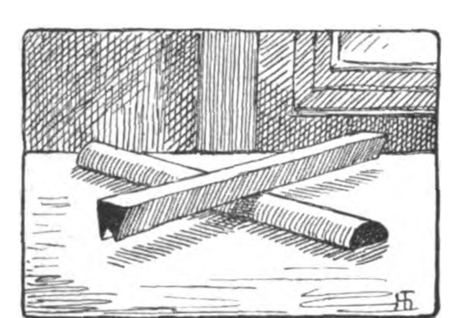
Steil ragt die Mühle abendgoldumträuft.
Da plötzlich schwellen die erschlafften Segel,
scharf biegt der Wetterhahn am runden Turm,
unruhig kreischt ein Schwarm verscheuchter Vögel.

Fern gellt der Sturm! Es welkt das letzte Rot.
Die Räder mahlen. Lied wird Brot.

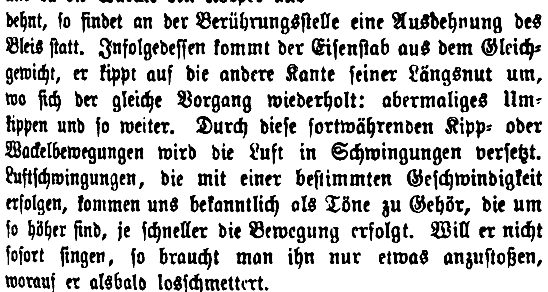
Wissen und Leben

Ein merkwürdiger Singvogel

Einen Singvogel, der zwar sehr sonderbar aussieht, aber doch recht brav zwitschert, kann man sich aus einem Stück Bleistab anfertigen, das wir der Länge nach halbiert haben. Eine der beiden Hälften wird auf ihre flache Unterseite gelegt. Auf dem Bleistück liegt ein in gleicher Weise behandeltes Stück eines dreikantigen etwa 15 cm langen Eisenstabs, das wir aber derart zugefeilt haben, daß sich ein Querschnitt von der beistehend gezeichneten Form ergibt. Feilen wir nun in die stumpfe Kante des Stabs eine Längsnut, so erhalten wir eine merkwürdige Vorrichtung, die ziemlich laut einen Triller in die Luft hinausschmettern kann. Des Rätsels Lösung ist einfach. Wir haben den Eisenstab, ehe wir ihn auf den Bleistab legten, in der Flamme des Gasherdes oder in sonstiger Weise in einer nichtrußenden Flamme stark erhitzt. Liegt er nun auf dem Bleistab, so überträgt sich die Wärme auf diesen, und da die Wärme den Körper ausdehnt, so findet an der Berührungsstelle eine Ausdehnung des Bleis statt. Infolgedessen kommt der Eisenstab aus dem Gleichgewicht, er kippt auf die andere Kante seiner Längsnut um, wo sich der gleiche Vorgang wiederholt: abermaliges Umkippen und so weiter. Durch diese fortwährenden Kipp- oder Wackelbewegungen wird die Luft in Schwingungen versetzt. Luftschwingungen, die mit einer bestimmten Geschwindigkeit erfolgen, kommen uns bekanntlich als Töne zu Gehör, die um so höher sind, je schneller die Bewegung erfolgt. Will er nicht sofort singen, so braucht man ihn nur etwas anzustoßen, worauf er alsbald losschmettert.



Singende Stäbe.



Alle Körper fallen gleich schnell

Wenn wir behaupten, daß alle Körper gleich schnell fallen, so wird uns dies nicht jedermann glauben, denn es ist doch bekannt, daß ein Stein, den man fallen läßt, schneller auf der Erde ankommt, als ein Blatt Papier. Dennoch ist unsere Behauptung richtig! Daß das Papier später auf dem Erdboden ankommt, rührt daher, daß es infolge seines geringeren Gewichts den Widerstand der Luft nicht so schnell zu überwinden vermag, wie der Stein. Um uns nun von der Richtigkeit der aufgestellten Behauptung zu überzeugen, lassen wir zunächst einmal aus der rechten Hand eine Münze, gleichzeitig aber aus der linken ebenso hoch gehaltenen ein Blatt Papier fallen. Es geschieht, was wir voraussahen: die Münze langt zuerst auf dem Boden an. Nun stellen wir den Versuch in anderer Weise an: Wir nehmen die Münze, die möglichst groß sein soll, legen das Blatt Papier darauf, das nicht über ihren Rand hinausgehen darf, sondern eher etwas kleiner und rund geschnitten sein muß, und lassen nun die Münze in der ausgestreckten rechten Hand möglichst parallel zum Fußboden fallen. Sie kommt zu gleicher Zeit wie das daraufliegende Papier auf dem Erdboden an. Warum? Weil das Papier hier keinen Luftwiderstand zu überwinden hat. Seine Überwindung besorgte die unter ihm befindliche Münze, die wesentlich schwerer als die Luft war.

Djeldi, djeldi!

Rätselhaft sehen diese Worte aus. Und sie scheinen auch denen unverständlich zu sein, die sie doch leicht begreifen sollten. Djeldi, djeldi! das ist: schnell, schnell! und entstammt dem hauptsächlich zwischen Bombay und Kalkutta gesprochenen Hindostani. Man muß nun mit indischem Wesen vertraut sein, um sich von der überraschenden Wirkung dieser Worte eine Vorstellung machen zu können. Es gibt nämlich zwei Dinge, die jeder europaflüchtige Neuling im reizvollen Indien beachten muß: einmal die tödliche Wirkung der Sonne, dann aber eines, das wir ganz verloren zu haben scheinen, die Ruhe. Beim Inder eilt nichts. Alles hat Zeit, viel Zeit. Er kann ja seinem Schicksal doch nicht entrinnen. Daher diese unnachahmliche Würde, selbst des einfachen Volkes, sofern es europäische „Kultur" noch nicht zu stark zu kosten bekam. Indien ist ein köstlicher Kurort für Nervöse. Nirgends Hast. Da schicken wir unseren Diener irgendwohin und schärfen ihm ein, er möge sich beeilen. Gemächlich verläßt er das Zimmer; steigt Schritt vor Schritt von der Veranda in den Garten hinab. Djeldi, djeldi! treiben wir an. Doch sein hoheitsvoller, leichter Gang verliert nichts von seiner Schönheit; er beschleunigt ihn auch nicht im geringsten. Überflüssig zu sagen, daß er zu dem fünfhundert Schritte entfernt wohnenden Kaufmann und zurück eine halbe Stunde braucht. Das ist — djeldi!

Die „letzten Büffel".

Als in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts die älteste Niederlassung und heutige Hauptindustriestadt des „Habichtaugenstaates" Jowa, Dubuque, an der Stelle erbaut wurde, wo Julien Dubuque sich 1788 angesiedelt hatte, gab es dort noch so viele Büffel, daß ihre Menge die Wagenzüge der Einwanderer aufhielt. Auch den nach Kalifornien ziehenden Ansiedlern stellten sich große Büffelherden in den Weg. Heute ist der einstige „König der Prärie" als wild lebendes Tier von der amerikanischen Bildfläche verschwunden. Er wird nur noch als Sehenswürdigkeit, als eine Erinnerung an die alte Indianerzeit und das ehemalige Jagddorado der Vereinigten Staaten gezeigt. Die — letzten Büffel. In Neuyork beginnt der amerikanische Bisonreigen. Im dortigen Bronse Park wird eine Büffelherde als die „letzte, allerletzte und unwiderruflich letzte" Büffelschar gepriesen. In dem geologisch so merkwürdigen und landschaftlich so wunderschönen Nationalpark am Yellowstone wiederholt sich das Spiel. Auch hier sind die „allerletzten" Büffel zu sehen. Und wechselt man hinüber auf kanadisches Gebiet und sucht den durch Besiedelungs- und Jagdverbot geschützten kanadischen Nationalpark bei dem entzückenden Gebirgsort Banff auf — wiederum gibt es eine „allerletzte" Büffelherde zu schauen. Mit verhängten Zügeln sprengt ein Cowboy voraus, um die Tiere aufzujagen und in Parade vorzuführen. Gelangt man endlich nach San Franzisko und ergeht sich in dem am Großen Ozean gelegenen Golden Gate Park — wahrhaftig, da sind sie schon wieder, die „letzten, allerletzten und unwiderruflich letzten" Büffel in den Vereinigten Staaten . . .



Die „letzten Büffel".

Die Schmetterlingsbraut

Erzählung von Edgar Walsemann

In Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, bringen viele Neger in großen Brandungsbooten Palmkerne, Palmöl und Kolanüsse, auch wohl Ingwer, Kautschuk und etwas Baumwolle an Bord des Dampfschiffs, das von Kapstadt oder Swakopmund kommt. Man kann auch Bunkerkohle dort bekommen, aber sie ist natürlich kostspielig wie überall in Afrika. Übrigens: Damals war es so. Jetzt ist selbstverständlich auch dort alles anders. Aber auf deutschen Werften werden wieder Hochseedampfer gebaut, viele Hochseedampfer, und in einigen Jahren — keine Sorge — wird man auch in Freetown wieder Palmkerne und Bunkerkohle auf deutsche Schiffe bringen.

Der Platz Freetown ist schön und farbig, oh, so farbig, daß man, sieht man ihn zum erstenmal, einen Augenblick nicht denken kann. Zinnoberrot ist der von den Bergwassern zernagte Lateritboden der Wege und Plätze, an denen still und feierlich die braunen Stämme schlanker Öl- und Kokospalmen mit in der Hitze zitterndem Blattgefieder stehen, gelb wie große seltsame Blumen sind die Dächer der Negerblockhäuser, die unter dem Grün der Pisangstauden, Mangobäume und Kaffawesträucher fast verschwinden. Schwarz ist die massige Finsternis des Urwalds in der Ferne, schwarz sind die Haare der träge am Straßenrand liegenden Kinder und die prächtigen Brüste der wassertragenden Weiber. Weiß aber sind die überall blitzenden Zähne der Eingeborenen, die Kleider der wenigen Europäer, die Schaumwolke des von hoher Steilküste ins Meer stürzenden Wasserfalls, und weiß ist auch die tanzende Sonnenglut in dem gewaltigen Kessel zwischen Himmelblau und Meerblau. Es gibt Giftblumen von berückender, atembeklemmender Schönheit, und wenn die Fieberstadt Freetown ihren Beinamen „Des weißen Mannes Grab" unbestritten zu Recht trägt, so muß doch anerkannt werden, daß die Natur ihre schönsten Gedanken daran gewendet hat, dieses Grab mit Farbenpracht und Früchtefülle verschwenderisch auszustatten.

Die Luft war feucht und tropfte mir zwischen Haut und Kleider wie klebriger Honig, als ich durch die zerklüftete rote Straße ging, die zur Höhe führt. Die Hitze brodelte. Es war, als ob das Blut gerann und breiig wurde in den Adern, die Denktätigkeit begann aufzuhören, als stünde sie unter der Wirkung eines starken Narkotikums, die Füße gingen mechanisch ihres Weges, und nur die Augen schlangen gierig in sich hinein, was ihnen vor die Pupillen kam, ohne das Empfangene an das schlafende Gehirn weiterzugeben. Erst später fiel mir ein, was meine Augen gesehen hatten auf diesem Wege. Ein Negerjunge war darunter, dem an einer Kette ein großer, aufrecht gehender Affe nachlief, der offene Mund eines über seiner Arbeit eingeschlafenen Eingeborenen hinter dem Fenster eines etwas baufälligen Hauses, das kokette Lächeln einer jungen Negerfrau, das mir ungläubig ein gutes Stück den Berg hinauf folgte, und noch mancherlei anderes.

Die Zunge klebte am Gaumen und der Weg schien nimmer enden zu wollen. Dann aber stand ich dennoch am Rande der Hochebene. Der rote Lehmboden war einem sandig gelben gewichen, und vor mir breiteten sich die Anfänge des Urwalds mit sterbenden und gestorbenen, erwürgten und zerschmetterten, im Kampf um Raum und Licht einander bekämpfenden, zermürbenden, erstickenden Bäumen, Lianen und Farnen, zumeist siegreich überwuchert von den erdrosselnden Windungen des stachligen Rotangs. Mitten im prallen Sonnenlicht aber saß auf einem winzigen Stühlchen — offenbar zusammenklappbar und made in Germany — ein kleines Männchen, greisenhaft, mit großem Kopf auf sehr magerem Hals, sauber im ganzen Gesicht rasiert, in der Hand an langem Stock regungslos ein Schmetterlingsnetz von gewaltigen Abmessungen haltend, und sah mit zornigen Eulenaugen böse zu mir herüber. Über und neben ihm und um ihn herum aber gaukelten und schaukelten, taumelten und segelten ruhelos Schwärme von pfennigkleinen bis handgroßen Schmetterlingen. Ihre fabelhaft zarten, in tausend Farben schillernden Schwingen zerhieben unaufhaltsam die heiße Luft in glitzernd umherspritzende Splitter, und das Sonnengold tropfte in Bächen von ihren zauberhaften Leibern. Alle hielten sich in der Nähe des kleinen, gnomenhaften Insektenjägers. Es wäre dem Mann auf dem Patentstühlchen ein leichtes gewesen, mit wenigen Bewegungen seines Netzes hundert dieser Wunder zu fangen, und es blieb mir einigermaßen unverständlich, weshalb er es nicht tat.

Aufatmend warf ich mich in das staubgraue Kraut des Waldrandes. Entspannung kam und Müdigkeit. Zu meinen Füßen im Sande zerstiebten die steil aufstoßenden Sonnenstrahlen, ähnlich den großen Tropfen eines Platzregens, in sprühende Funken. Halbschlaf deckte die Sinne, durch die geisterhaft lautlos in endlosem Hin und Her und Auf und Ab die bunte Herde der Falter, dieser Sonnenwesen aus Licht und Schmelz und Schönheitshauch ihre verschlungenen Bahnen zog. Mit vollen Backen blies die Sonne in ihre große gelbe Posaune. Die Feuchtigkeit der Luft begann zu sieden und zerplatzte in Blasen. Dann aber sah ich, wie das Gesicht des Greisleins sich plötzlich in lächerlich viele Runzeln faltete. Die Eulenaugen quollen noch runder hervor, das ganze Körperchen schien in sich hineinzukriechen und verschwand fast unter dem gewaltigen weißen Basthut. Die Finger der mageren Hände krampften sich nervös um den Stiel des Ketschers.

Hoch über den Kronen des Urwalds schwamm wie ein glänzendes Blättchen Gold in der blauen Ununterbrochenheit des Himmels ein einzelner großer Schmetterling. Unruhig irrte er über den Bäumen umher, stürzte ein Stück herab, taumelte, besann sich und erhob sich zögernden Flugs abermals zu bedeutender Höhe. Kein Zweifel, diesen Falter erwartete der Schmetterlingsjäger. Einstweilen aber wurde seine Geduld noch weiter in Anspruch genommen. Jedenfalls war es noch keineswegs gewiß, daß das schöne Wild sich bis zu Fangnähe niederlassen würde. Es schien besonders scheu und mißtrauisch zu sein, näherte sich nur langsam mit behutsam tastenden Schwingenschlägen und wendete sich wiederholt in offensichtlichem Erschrecken zu überstürzter Flucht. Am Ende aber sank er doch bis auf wenige Meter herab, zog zunächst weite, dann immer enger werdende Kreise und stand zuweilen ganz still in der glühenden Luft. Dann sah man, daß dieses Tier von überwältigender Schönheit der Farbe und der Zeichnung war. Die Flügelspannung mochte mehr als zwanzig Zentimeter betragen, und es war kaum begreifbar, das dem kleinen Leibe die Kraft zur Handhabung dieser mächtigen Flugwerkzeuge innewohnte. Auf den

Flügeln schienen Gold und Blau einen hartnäckigen Kampf um die Vorherrschaft auszufechten; rotes Blut schien dabei zu fließen in purpurnen Tropfen und silbern gleißende Schweißperlen. Ein violetter Streifen floß rings um die Ränder beider Schwingenpaare. Es war als sei dieses Lichtwesen der vollbrachte Versuch, jauchzende Freudigkeit und weinende Schwermut in Farben vollendet zu gestalten.

Wenige Meter über dem verhängnisvollen Netz stand der Falter. Ich hoffte inbrünstig, daß er sich nicht verleiten lassen würde, noch tiefer herabzusinken. Dann aber geschah etwas Merkwürdiges. Aus dem hohen Kraut zu Füßen des lauernden Männchens streckte sich plötzlich eine schmale Hand an schlankem Arm dem Insekt entgegen, das sofort wie besinnungslos darauf zusegelte und sich anschickte, sie wie eine Blume anzufliegen. Der kleine Greis drückte lüstern die Mundwinkel ein und zückte sein Netz. In diesem Augenblick höchster Spannung aber geschah etwas noch weit Merkwürdigeres und ganz Unerwartetes. Die emporgereckte schmale Hand beschrieb einen seitlichen Bogen und schlug darauf blitzschnell und pfeifend ein-, zweimal scheuchend durch die Luft. Der Falter bäumte im Fluge auf, stockte bestürzt und tat einige gewaltige Schwingenschläge, die ihn wie eine Rakete hoch emportrugen. In eiliger Flucht suchte er das Weite. Im Augenblick hatte das tiefe Blau des Himmels seine leuchtende Erscheinung spurlos verschluckt. Der Ketscher lag im Gras. Der ganze Vorgang hatte sich in zwei und einer halben Sekunde abgespielt. Der kleine Mann war aufgesprungen und stand einem unendlich traurig lächelnden Mädchen gegenüber, auf das er mit zu Boden krächzender, vor Zorn überschnappender Stimme in drei oder vier verschiedenen Sprachen unaufhörlich einschrie. Sie schien kein Wort der Entgegnung zu finden und ließ die Schmähreden geduldig über sich ergehen. Als ich näher trat, verschränkte sie die Arme unter der Brust, und aus ihren Mienen sprach entschiedenste Ablehnung jeder Hilfe. Ehe ich mich aber mit einem begütigenden Wort in den Streit mischen konnte, fiel der zornige Gnom zu meiner Verblüffung auch über mich her, wünschte mich zum Teufel und fragte mich höhnisch, was ich Einfaltspinsel ausgerechnet im wichtigsten Augenblick seines Lebens hier oben zu suchen hätte? Ganz klar wurde mir seiner sprudelnden Rede Sinn nicht. So viel nur verstand ich, daß der kleine Mann der unglücklichste, von schwärzestem Pech verfolgte und mit finsterstem Undank belohnte Mensch unter der Sonne zu sein vorgab, der nichts Besseres tun könnte, als sich seufzend am nächsten zuverlässigen Ast aufzuknüpfen, und daß ich die lächerlich erbärmliche Ursache seines Mißgeschicks sei. „Verflucht, verflucht," schrie er, und die Adern seines dünnen Halses blähten sich beängstigend, „Morpho Agamemnon, ich hätte ihn gehabt, er war mir sicherer als der Tod. Keiner besitzt ihn, ich aber hätte ihn gehabt. Er hätte mir nicht entgehen können. O verflucht, habe ich dafür Jahre gehungert und die Reise in dieses Pestland unternommen? Dafür alle Strapazen und Entbehrungen? Morpho Agamemnon! Er ging wie ein Hecht an den Köder, beim Teufel, habe ich nicht den besten, den zuverlässigsten Morphoköder der Welt, habe ich ihn mir nicht aufgezogen unter Mühen und Sorgen, die mir Jahre meines Lebens kosten werden? Morpho Agamemnon, der Edelste, der Schönste, der Seltenste, mir hätte er gehört, wenn nicht dieser Tölpel dahergestolpert kommt und das alberne Frauenzimmer mit seiner höchst überflüssigen Gegenwart kopfkrank macht, so daß sie mit der Hand nach einem Agamemnon schlägt."



Die Vase.
Nach einem farbigen Linoleumschnitt von Elisabeth Haferkorn.

Hier fiel das Mädchen mit leiser Stimme ein: „Es war nicht der Fremde, Vater, der den Morpho rettete. Mein Herz zitterte für den Papilio, meine Seele schämte sich meines Verrats, da schlug meine Hand nach ihm und rettete ihn vor dir. Ich bin glücklich darüber, daß ich getan habe was gut war." Sie sprach mit orientalischer Gleichmütigkeit ein flüssiges Englisch. Die Farbe ihrer Haut war hellbraun und goldkörnig, fast gelb wie Blütenstaub. Ihre Mutter war bestimmt keine Europäerin, vielleicht aber eine Hindufrau, Malaiin oder Parsin gewesen. Sie war von seltsamer Schönheit, aber übermäßig, fast unirdisch schlank. Von vorn betrachtet war ihr Antlitz schmal wie ein Strich, und die Wangen überragten den dünnen Nasenrücken seitlich kaum um eines Fingers Breite. Von ihrem Leibe ging ein feiner, sonderbarer, an Mohn erinnernder Duft aus.

Des unglücklichen Jägers Grimm erhielt durch ihren ruhig gesprochenen Einwand nur neue Nahrung. „Du tatest, was gut war?" schrie er. „Du bist glücklich über deine Schandtat? Du verlachst mich? Du weidest dich an meinem Unglück? Warte, ich will deinen weibischen Trotz brechen. Austreiben will ich deine heidnischen Ansichten über gut und böse. Und wenn der Morpho zehn Meilen, hundert Meilen weit fort ist, und wenn diese irrsinnige Sonne mir das Gehirn zu Fetzen zersticht, du wirst so lange zu meinen Füßen bleiben, bis dieser Papilio mein ist."

Sie senkte den Kopf und sagte demütig: „Ich habe dir alle Papilios der Welt geschenkt. Wir sind nach Ceylon gezogen, und du hast den schönsten Bläuling Amplybodia amantes bekommen. Am Amazonas und Ucayali haben wir gelegen, und du fingst den mondweißen Morpho Laërtes, den träumerischen, nachtblauen Menelaus, den sonnigen Hektor und die stolzen Morphiden Telemachus und Cypris. Vor zwei Jahren aber verriet ich dir auf den Lichtungen der grünen Insel

Marajo den königlichen Morpho Neoptolemus und brachte ihn dir in meinen Händen. Auf Celebes waren wir lange, und du hast viele Tagfalter, Sphinxe und Nachtpfauenaugen bekommen, am Ende den größten und prächtigsten von allen, Saturnia Atlas. Alle Eryciniden Brasiliens sind dein geworden, der feuerfarbene Chrysippus aus Siziliens Orangenhainen gehört dir, und zwischen den Hügeln Shikokus mußte der seidene Saturnia Cynthia sein lichtes Leben für dich lassen. Ich bin gehorsam gewesen, und du weißt, daß mein Herz viele Nächte geweint hat. Nun aber ist es genug." Sie kreuzte entschlossen die Arme fester unter der Brust.

Der kleine Gnom war nichts als lodernde Wut. Er zertrampelte mit den Füßen das Gras und zeterte: „Eigensinn ist dein Gebaren, nichts als Eigensinn und albernes Geprahle vor dem fremden Wicht. Ich sage dir, du wirst diesen Agamemnon holen, jetzt, sofort wirst du ihn holen!"

„Niemals wieder werde ich einen Papilio verraten."

Es höhnte der Alte: „Willst du vielleicht nach Benares pilgern und dich in die unappetitliche heilige Ganga stürzen? Nur zu, auch dort sind Papilioniden, die zu dir kommen und mir nicht entgehen werden."

„Ich will dieses tun," sagte sie langsam, und plötzlich hatte sie eine feine Lanzette, wie der Forscher sie beim Präparieren von Insekten benutzt, in der Rechten und machte sich damit an den Fingern ihrer linken Hand zu schaffen. Deutlich sah ich zwischen ihrem Gold- und Mittelfinger eine rubinrote Hautblase von etwa Bohnengröße aufleuchten und erkannte, daß das Mädchen beabsichtigte, dieses kleine Gewächs mit dem nadelscharfen Instrument zu durchstoßen. Bevor es jedoch geschehen konnte, warf der Alte sich wie ein Kobold dazwischen, und seine dünnen, krallenartigen Finger umklammerten das Handgelenk des Mädchens, das unter dem Griff den Leib wie eine Katze bog und wendete. Dann aber gab der Alte einen verzweifelten, in Wut erstickenden Schrei von sich und stürzte wimmernd rücklings zu Boden. Im selben Augenblick erschütterte ein brüllender Donnerschlag die Stille, und ein Blick empor belehrte mich, daß das in diesem Lande täglich niedergehende Gewitter in wenigen Minuten seine Wassermassen über uns ausschütten würde. Die Hitze knisterte und die Luft triefte von quirlender Feuchtigkeit, war fast nichts als nasser, atembeklemmender Wasserdampf. Das Mädchen stand aufrecht vor dem winselnden Greise, den sie Vater genannt hatte, und blickte aufmerksam in einer Art scheu verzückter Andacht auf ihre Hand, daran in großen blanken Tropfen eine hellrote Flüssigkeit hinunterrann und ins Gras fiel. Zu gleicher Zeit nahm ich jenen eigenartigen Mohngeruch, der mir schon vorher aufgefallen war, in fast bis zur Unerträglichkeit gesteigertem Maße wahr.

Der Atem des Alten ging stoßweise. Er schlug rasend mit allen Gliedmaßen um sich und stieß wirre, zerrissene Worte hervor. „Ich habe sie selbst zerdrückt," ächzte er. „Es ist aus und zu Ende. Mit meinen eigenen Nägeln habe ich mir mein Grab gekratzt. Morpho Agamemnon, wo bist du? Millionen und Abermillionen Papilios fliegen in den Wäldern Brasiliens, Tausende fehlen mir noch. Sie alle wären gekommen nach einem Hauch von diesem Duft, den jetzt aus diesem verlassenen Erdenwinkel dieser wahnsinnig leere Himmel frißt. Morpho Agamemnon."

Seine Sinne schienen sich zu verwirren. Seine Augen schlossen sich, sein kleiner Gnomenleib wurde lang, sein Unterkiefer zitterte nach Greisenart.

Siehe, da kam der große goldene Papilio trunkenen Fluges über dem Walde daher und stürzte pfeilgerade herab. Drei-, viermal umkreiste er in graziösem Bogen das im Krampf verzerrte Gesicht des Alten, dann taumelte er ins Gras, wo zitternd an den Halmen die blanken Tropfen jenes geheimnisvollen Saftes hingen. Ein paarmal bewegte er tastend die Schwingen, so daß der schillernde Schmelz darauf in kleinen Wölkchen zu wirbeln begann. Dann schien ihm die Welt zu versinken in Duft und Rausch. „Morpho Agamemnon" lallte die Stimme des Alten.

Da setzte der Platzregen ein. Die großen Tropfen fielen so dicht, daß man die nächsten Gegenstände nur wie durch einen Schleier zu erkennen vermochte. Ich sah wie das braune Mädchen sich ohne Zögern bückte, den Greis in die Arme nahm und, ehe ich meine Hilfe anbieten konnte, sehr schnell damit den Berg hinabstieg. Gleich darauf entzog die Regenwand sie meinem Blick. Obgleich ich ihr eilig folgte, gelang es mir nicht, sie auf der plötzlich in einen wilden Bergstrom verwandelten Straße wieder zu Gesicht zu bekommen. Der Abstieg war nicht ohne Gefahr, obgleich, als ich nach einer Stunde Wegs die Stadt erreichte, das Gewitter vorüber war und der rote Boden, die Häuser und Palmen längst wieder staubtrocken waren.

Erst am Mittag des folgenden Tages kam ich dazu, Erkundigungen über das seltsame Menschenpaar einzuziehen, und erfuhr in dem vorzüglich geleiteten Hospital, daß man von dem kleinen Greis nichts wußte, als daß er ein seit einigen Wochen regelmäßig auf die Höhen steigender Gelehrter und Globetrotter gewesen sei, der am Tage vorher, kurz nach seiner Einlieferung, einem schweren Malaria-Anfall erlegen und gleich begraben worden war. Die Kanzlei des residierenden Gouverneurs aber teilte mir bereitwillig mit, daß die Tochter des Dr. John Clifford, Fräulein Rahel Clifford, schon gestern abend mit dem englischen Dampfer „Lagos", Bestimmungsort Singapore via Capetown, den Platz Freetown verlassen hatte. —

Viel später erzählte mir in einer nachdenklichen Stunde ein vielgereister, freundlicher Wissenschaftler die auf der Insel Flores beheimatete Geschichte oder Sage von den Schmetterlingsbräuten. Es sind Mädchen, die an irgendeiner Stelle ihres Leibes, in der Achselhöhle oder hinter der Ohrmuschel, in einer Art Hautgeschwulst von Geburt an eine Flüssigkeit tragen, der jener Duft anhaftet, mittels dessen, nach dem Glauben der eingeborenen Malaien, der weibliche Schmetterling den männlichen anlocken soll. Man nennt solche Mädchen Schmetterlingsbräute. Sie sind imstande alle Schmetterlinge, die sich im Umkreis von einer Meile aufhalten, in kurzer Zeit herbeizuholen, und sie sollen zuweilen von ganzen Wolken dieser geflügelten Kinder des Lichts umgeben sein.

Nachtlied. Von Hanns Anderle

Ich weiß nicht, was so bange
Mir oft das Herz erfüllt,
Aus welchem dunklen Drange
Mein heißes Sehnen quillt.

Ich weiß nicht, was ich suche,
Welch fernes Sonnenreich,
Ich bete und ich fluche,
Lache und weine zugleich.

Ich strebe nach allen Fernen
Und sehne mich doch nach Haus.
Möchte wandern nach den Sternen
Und über die Sterne hinaus . . .

Reclams Universum

39. JAHRG. HEFT № 2



Deutsche Heimat: Ruhrtal. Nach einer Radierung von Hermann Kätelhön

Mit Genehmigung der Kunsthandlung P. H. Beyer u. Sohn in Leipzig

HEFTPREIS 20 M. AUSSCHL. BESTELLGELD

Moderne Illustrierte Wochenschrift

Beachtenswerte Mitteilungen

Die Luftlinie Genf—Zürich—Nürnberg hat seit Anfang September eine Zwischenlandung in Konstanz eingerichtet. Dieser deutsch-schweizerische Grenzplatz hat damit Anschluß an den internationalen Luftverkehr erhalten. Briefschaften und Pakete können beiderseits vorteilhaft direkt befördert werden; für Passagiere findet eine leichte Paß- und Zollkontrolle statt.

Vom Luzerner Fremdenverkehr. In der Zeit vom 1. bis 31. August sind in den Luzerner Hotels 32500 Gäste abgestiegen, was eine Zunahme von 33% gegen das Vorjahr bedeutet. Großbritannien, die Vereinigten Staaten und die Schweiz stellen mit fast 25000 Besuchern den größten Teil, während sich der Rest in kleinen Ziffern auf die europäischen Länder und die übrigen Erdteile verteilt. Deutschland mit Oesterreich zusammen steht mit ganzen 178 Besuchern an elfter Stelle.

Nähmaschinen-Angebote finden Sie fast in jeder Zeitung, und zwar werden heute bei den teuren Preisen dieses Bedarfsartikels viele Inserate erlassen, die den Eindruck eines besonders vorteilhaften Angebotes erwecken. Man hüte sich vor allem markenlose, gebrauchte und äußerlich wieder aufgefrischte Maschinen zu kaufen, da sich an denselben meist bald Reparaturen einstellen, die den angeblichen Vorteil beim Einkauf bald in das Gegenteil verwandeln, und die billige Maschine teuerer als eine in Spezialgeschäften angebotene gute Marken-Nähmaschine machen. Eine anerkannt erstklassige Marke ist die „Köbler"-Nähmaschine, die an allen Plätzen von guten Fachleuten vertreten wird. Fordern Sie deshalb in einschlägigen Geschäften diese Marke und wo nicht erhältlich oder nicht vorrätig, verlangen Sie sofort die interessante Aufklärungsschrift Nr. 102 über Vorzüge und Garantien dieser Maschinen kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köbler, A.-G., Altenburg S.-A.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen

Deutsche Heimat: Waldweben im Herbst

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Cuno Romroth

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Dort wo am Strand von Hellabrunn die müden Rillen des Wassers hellgrün und durchsichtig auf den gelben Sand liefen, wartete ein mit einem dicken Schimmel bespannter Badekarren, wie er sonst nur in den vornehmen Luxusstätten der Nordsee, in Scheveningen oder Ostende, benutzt wurde. Hier aber, in dem weltverlorenen Örtchen Hellabrunn bei Prora, war ein solches Gefährt, das den Insassen, sobald er sich entkleidet, über die seichten Untiefen fort, eine gute Strecke weit ins Meer hinausfuhr, völlig unbekannt. Und deshalb gerade hatte Fürst Dietrich-Claus in den guten Tagen für sich und seine Familie ein solches Wasserkabriolett angeschafft, damit die Schloßinsassen nicht genötigt würden, die wenigen, gebrechlichen Baracken mit den Metöken zu teilen. Es geschah teils der Sauberkeit wegen, auch war es andererseits immerhin empfehlenswert, einen gewissen Abstand zu wahren. Jetzt aber — nach der großen historischen Veränderung — hätte es Se. Durchlaucht bei seinen bekannten Anschauungen gewiß gern gesehen, wenn dieses ungefüge Fuhrwerk still und geräuschlos verfallen wäre. Allein seine unberechenbare, zugleich demütige, wie trotzige, bald sprühend rastlose und dann wieder grüblerisch versunkene Tochter, die eigenartig blasse Gräfin Sonja zeigte leider für die Vorsichtsmaßregeln ihres Vaters nicht das genügende Verständnis, und namentlich nach den trüben Erfahrungen in ihrer jungen Ehe schien sie förmlich darauf erpicht, ihren bizarren Willen nach allen Seiten hin herauszukehren. Als könnte die junge Verlassene dadurch am besten an jener sündenjauchzenden Welt Vergeltung üben, von der sie rücksichtslos aus ihrer reinen, frostigen Gleichmäßigkeit aufgeschreckt worden war. Das merkwürdigste bestand freilich für ihren sie sorgenvoll beobachtenden Vater darin, daß die Metöken an dem auffäsigen und widerspruchsvollen Treiben der jungen Frau scheinbar nicht den leisesten Anstoß nahmen, ja daß man die auflehnende Haltung der Aristokratin weit eher als eine wohlwollende Hinneigung zu dem sich eben neu und stürmisch Gebärenden erachtete. Anders ließ es sich ja auch nicht erklären, wenn der Buchhändler der kleinen Stadt ihr stets unaufgefordert diese ominösen gelb eingebundenen Bücher zusandte, die zwar Se. Durchlaucht selbst mit einem gewissen ablehnenden Behagen durchblätterte, von denen er aber doch ihres gefährlichen Inhalts wegen überzeugt war, daß sie nur einem reifen, abgeklärten Verstande keine Verwirrung stifteten. Und jene Reife und Abgeklärtheit konnte der Kenner natürlich der kleinen, in ihrem Liebesleben so empfindlich gestörten Frau nicht zutrauen.

Verwünscht, daß das abgelaufene Säkulum sich gar so eigensinnig in das Triebhafte verrannt hatte! Wie würde übrigens der alte Kavalier sein Urteil bestätigt gefunden haben, wenn er gewußt hätte, daß der Beifall und die Zustimmung, deren sich seine Tochter erfreute, inzwischen sogar die enthusiastische Proraer Jugend ergriffen habe. Denn gerade heute hatte sich eine Schar von des Herrn Prorektors blaumützigen Primanern hinter dem Binsengestrüpp einer welligen Düne versteckt, um den Badegang der schlanken Gräfin zu belauern. Hinter der Abenteuerlust der klassischen Knaben steckte allerdings nur zum allergeringsten Teil etwas Lüsternes, sondern zum guten Glück befreite sich in ihnen viel eher die frische, uneingeschränkte Bewunderung für die Verkörperung einer reinen, unerreichbaren Schönheit, wie sie den jungen Tollköpfen bisher fruchtlos von den Dichtern Vergil und Ovid gepredigt war. Heute jedoch sollte vor verzückten Kinderblicken die rieselnde Thetis aus ihrer Wasserhöhle steigen. Und hinter dem Strandgestrüpp bewegten sich die blauen Mützen wie ungeheure Kornblumen.

✡

Sonja stand in ihrem Badekarren und strich gleichgültig, interesselos an ihrem prallen, schwarzseidenen Anzug hinab. Und während hinter ihrem Rücken die lockige, nußbraune Zofe die letzten Ösen der Seetoilette einhakte, verschmähte es ihre Herrin sogar, einen Blick in das kleine Quadrat des Spiegels zu werfen, der mit Absicht so tief an der Holzwand angeschraubt war, daß er noch den matten Perlmutterglanz der Beinsäulen einfangen konnte. In sich versunken starrte die Schwarzhaarige durch die Gardinen des einzigen Seitenfensters zu dem waldigen Buckel des Hundsrückens hinüber, einem Inselchen, das unberührt, sonnengebräunt und menschenverlassen seit den Göttertagen her dem Strande in Rufweite vorgelagert war. Die undurchdringliche Einsamkeit, die schweigende Öde und die von Menschenaberwitz noch nicht entheiligte Wildnis der Trauminsel dort drüben schien der Sinnenden wohlzutun. Ein melancholisches Sehnsuchtslächeln spielte müde um die etwas aufgeworfenen roten Lippen der Verlorenen. Sie sah aus, wie jemand, der sich Flügel wünscht, um sich fortzuschwingen aus Verworrenheit und Peinigungen in die unbetretenen Stätten einer gütigeren Vorsehung. Dorthin, wo die Lebewesen sich weder gegenseitig quälten noch zerfleischten, und wo in eine schmerzende Wunde nicht noch das Salz des Hohnes geschüttet wurde.

Wie merkwürdig, dachte Sonja, daß es jetzt Menschen geben soll, junge, wilde Schwärmer, die sich einbilden, all dieses Heil plötzlich auf die Erde bringen zu können. Und zwar durch Bluttat und Gewalt. Als der rote kochende Strom noch zu vergießenden Blutes an ihrer Einbildung vorüberschoß, kräuselte ein Schauder den Ausschnitt des freien Nackens, und doch entblößte das schlanke Geschöpf gleichzeitig eine Reihe wohlgefügter Zähne, als würde auch sie endlich von dem Rausch ergriffen, lang ertragene Schmach zu rächen und zu strafen. Ein halb begieriger, halb grausamer Schein glitt dabei über ihre blassen Züge, „es wäre wirklich nicht übel, wenn man all diese Lügner und Betrüger einmal büßen ließe. Zeitverprasser, Diener der Wollust", fügte sie hinzu, denn jene Ausdrücke aus den ihr übersandten Streitschriften, waren ihr besonders haften geblieben. Und sie ahnte nicht, daß sie die leersten jener aufreizenden Schlagworte lediglich auf ihren eigenen, unbedeutenden Sonderfall bezog.

Wieder ballte sie dabei die kleinen Fäuste, und die aufgeworfenen Lippen zuckten ein überhebliches und doch gepeinigtes Lächeln. Die geschmeidige, lebenslustige Zofe indessen glaubte darin ein Zeichen des Beifalls für das kokette Badekostüm erblicken zu dürfen, das sie ihrer Herrin ganz gegen sonstige Gewohnheiten zusammen mit allem möglichen anderen Frauentand gerade in der letzten Zeit aus der Hauptstadt hatte holen müssen. Und sie strich jetzt kunstfertig die letzte Falte an dem glänzenden Seidenstoff zurecht und schlug darauf vor Bewunderung die Hände zusammen: „Nein, wie Frau Gräfin wieder aussehen!" begeisterte sie sich ganz ehrlich. „Beinahe zu schade für das Wasser."

Das schmale Antlitz der Gefeierten jedoch verschattete sich noch tiefer, abwehrend bewegte sie die Hand: „Soll ich vielleicht in dem Aufzug öffentliche Vorstellungen geben?" verwies sie ihre Begleiterin, und unvermutet und ungewollt barst ihr plötzlich die Rinde des erzwungenen Schweigens und ein paar Tropfen ihres vergifteten Schmerzes drängten sich hervor: „Freilich, andere Damen erringen ja auf diese Weise ihre großen Erfolge," preßte sie sich ab. Kaum gesagt jedoch, so erschrak die Überraschte und ein schnelles Zittern erfaßte ihre Glieder.

Die schlaue Dienerin zwar, die, wie jede Frau, Freude an der Qual ihrer Geschlechtsgenossinnen empfand, überhörte diesen Einwurf oder wollte ihn nicht verstehen.

„Nun, gnädigste Gräfin," meinte sie und schnippte mit dem Zeigefinger leichtfertig gegen die angelehnte Tür des Karrens: „Zuschauer gäbe es schon."

„Wie? Wer? Was sagst du?"

Aus dem Elfenbeinantlitz der aus ihrem Gleichgewicht Gebrachten glitzerten ein Paar unruhige Schwarzaugen, eine wilde im Unmöglichen herumtaumelnde Vorstellung schien sie ergriffen zu haben. Willenlos krümmte sich der Körper der jungen Hebe zusammen und sie tastete, wie zu ihrem Schutz nach dem Bademantel.

Gleich darauf aber ließ sie ihn sinken. „Wer ist es?" fragte sie kurz und gezwungen.

Da lachte Agnes verschmitzt, denn ihr Instinkt verriet ihr deutlich, welcher täuschenden Hoffnung ihre Herrin soeben wieder unterlegen sei: daneben aber wurde ihre Neugierde gespannt, wie sich solch eine Stolze, Unenträtselbare wohl der Huldigung der Unreifen gegenüber benehmen würde? Es war doch gar zu hübsch, diese Verschlossenen, Unnahbaren immer wieder auf die Probe zu stellen: „Gott," entgegnete sie und zuckte wegwerfend die Achsel, obwohl ihr nicht das leiseste Muskelspiel des schlanken Körpers da vor ihr entging, „wer soll es sein? Die dummen Jungens! Die Primaner. Sie schwänzen wieder einmal, um Frau Gräfin schwimmen zu sehen. Darum liegen sie auch schon eine ganze Stunde lang in der glühenden Sonne."

„Jämmerlich."

In dem blutlosen Antlitz der Aristokratin stritten sich Scham, Triumph und eine schwere Enttäuschung. „Gib mir den Mantel!" sagte sie endlich und wickelte sich hastig in die dicke weiße Frottierhülle: „Dies ist nun das neue Geschlecht," setzte sie erbittert hinzu, wobei sie nicht mehr unterschied, an wen sie ihre Worte richtete, „das neue Geschlecht, auf das die Schwärmer so große Hoffnungen setzen. Torheit," sie senkte ungläubig das schwarze Haupt und scharrte mit dem schmalen Fuß über die Bastmatte, „es bleibt eben doch alles beim alten. Überall dieselbe schlechte, gärende Erde, aus der wir alle gemacht sind, alle, pfui!"

Damit wollte Sonja an der Klingelschnur ziehen, zum Zeichen, daß der draußen auf dem Karrenbock vor sich hinbrütende Kutscher das Gefährt nunmehr tiefer in das Wasser lenken sollte, als sie ganz unvermutet von einem völlig entgegengesetzten Beschluß daran gehindert wurde. Die schon erhobene Rechte erstarb in der Luft, ohne jeden Grund schleuderte sie plötzlich den Mantel von sich auf einen Stuhl, und während um ihre vollen Lippen ein trotziges, aufrührerisches und doch gequältes Lächeln irrte, streckte sie den schlanken Arm ungestüm nach der Tür aus: „Mach auf!" ordnete sie zur höchsten Befriedigung ihrer Zofe an, die kaum ein sichtbares Zeichen ihrer Zustimmung unterdrücken konnte, obgleich der Lauscherin gerade deswegen das Gehetzte und Besessene in dem Wunsch ihrer Herrin verborgen blieb. „Es nützt nichts, daß wir uns dem dummen Naturwillen widersetzen. Die einfältigen Bengel da draußen erkennen vielleicht besser das einzig Erreichbare. Vielleicht — vielleicht."

Von sich selbst bezwungen trat die Gräfin auf die erhöhte Schwelle.

Draußen Sonnengeflirr, warme, silberne, sich wiegende Luft und über den weißen Dünen der Millionentanz der Atome. Mit fester, meißelnder Hand strich das Licht über die schmalen, mädchenhaften Linien des sich ihm darbietenden Frauenkörpers. Der längliche Ausschnitt des Karrens faßte das Bild in seinen breiten, harten Rahmen.

Da schnellte es droben aus den Binsen auf, zuerst wie ein einzelner, scharfer Vogelschrei, dann ein vielstimmiges Jauchzen, Schmettern und Jubilieren, als ob eine Schar gewaltiger Lerchen gegen den Himmel stürme. Und plötzlich, da tauchten die jungen, glühenden Gesichter aus dem Schilfgestrüpp auf, ungestüm wirbelten die blauen Mützen in die Höhe, Beifallsklatschen scholl, fessellose Huldigungsrufe brachen sich Bahn, denn ach, der köstlich reine Morgen hatte der hingabebereiten Jugend eine unvergeßliche Offenbarung gespendet. Die Schönheit wandelte unter ihnen, das so heiß ersehnte, geheimnisvolle Wunder, und siehe, die Schönheit bedurfte weder Hüllen noch Schleier, und blieb doch hinreißend, unnahbar und ehrfurchtgebietend. Und diese Erkenntnis beglückte die der Reife Zustrebenden und wurde ihnen ein Fest.

Warum aber vermochte die also Gefeierte nur noch ein paar kurze, zögernde Schritte auszuführen? Weshalb vermochte sie um keinen Preis den Kopf nach den Begeisterten zu wenden und kehrte ihnen vielmehr den Rücken? Auch so meinte die Preisgegebene noch immer, daß lange spitze Pfeile ihren Leib durchschnitten, von überallher flog es auf sie zu, wie Vorwurf und Scham, und unvermittelt, schreckhaft begriff die junge Hebe, daß sie nicht geschaffen sei, ihren eigenen, trotzigen Gedanken nachzuleben. Nein, es blieb ihr etwas Ererbtes, Unüberwindliches verhaftet, gegen das all ihr Zorn und ihre Rachsucht vergebens ankämpften. Ein Widerstand regte sich in ihr, dumpf, schwer, bedenklich und furchtsam, ein Zwang, den sie verachtete und haßte, weil er sich schon am Anfang ihres Erwachens als eine verschlossene Tür zwischen sie und dasjenige gedrängt hatte, was sie in vergrübelten, heißen Stunden „das Letzte" nannte. Jene Pforte hatte sie auch für den Mann nicht zu entriegeln vermocht, der sie doch nach Recht und Sitte begehren durfte, und jetzt, nachdem sie endlich zu spät aufschloß, fand sie nichts, als Öde und Verlassenheit.

Zitternd hockte Sonja auf dem schmalen, gelben Streifen, einen unschlüssigen Blick warf sie noch auf die faule Stille der Wasserfläche, dann sank sie ohne ersichtlichen Grund auf die nackten Knie, zog die Beine an sich und wühlte sich ungestüm flüchtend in den feuchten, warmen Sand.

„Frau Gräfin," rief Agnes betreten.

„Ich bade heute nicht," murmelte die Liegende mit sich kämpfend, „ich mag nicht!"

„Ja warum denn aber nicht?" stotterte die Zofe und blieb ratlos stehen, da sie die innere Zerrüttung ihrer Herrin nicht gleich zu fassen vermochte.

Jetzt galt es einen leicht begreiflichen Grund auf sich herbeizuraffen, damit man sich vor der mißtrauischen Domestike keine Blöße gäbe. Verstört schlug die junge Gräfin die Augen auf, und während ihre Wange noch fest auf dem feuchtwarmen Pfühl ruhte, schweifte ihr Blick suchend, spähend über die unbewegte, glitzernde Scheibe. Nicht weit von ihrem Platz, noch in Rufweite, spritzte es hoch auf. Ein paar helle Arme schlugen dort das Wasser, grellrot tauchte manchmal ein überspülter Farbenfleck auf, und eine wirbelnde Furche zeigte einen schwimmenden Körper an.



Befremdet richtete sich Sonja empor, strich das schwarze Haar aus der Stirn, und während sie dabei die ungeschützten Jungfrauenarme hob, konnte sie dem Gefühl nicht wehren, daß sie fröstele.

„Wer ist das?“ flüsterte sie halb gegen ihren Willen, denn eine Ahnung verriet der Gespannten bereits die Gegenwart von etwas besonders Unwillkommenem und Widerwärtigem. Noch blasser wurde sie als bisher.

„Wer ist das?“

Da lächelte die braune Agnes vieldeutig und wiegte sich leicht in den Hüften. Im nächsten Augenblick freilich entgegnete sie so gleichgültig und gefällig, als wäre ihr keineswegs bewußt, welch ein zehrendes Schlangengift sie jetzt in die Adern der Gebieterin träufele.

„Oh, gnädigste Gräfin, das ist doch die Pakuscha!?“

„Ah — das also ist sie? Das Theaterluder? Die Dirne? Die Hetäre? Hat mein Vater noch immer nicht dafür gesorgt, daß man sie von hier fortjagt?“

Regungslos, starr aufgerichtet hockte die schwarze Gestalt auf dem Sande. Aus der Ferne sah sie aus, wie eine einsame, dunkle Stranddistel, die regellos und wild aus dem unfruchtbaren Boden aufgeschossen war. Tief und bohrend sanken ihre pechflüssigen Augen zurück, der rote Mund schien in dem schmaler werdenden Gesicht zu welken, und doch schleuderten ihre Lippen keineswegs irgendeine jener Beschimpfungen von sich, die sich so ungezähmt in der Aufgestörten gesammelt. Willenlos, schweigend, mechanisch strichen ihre Hände vielmehr an dem glatten Körper hinab, als gelte es jetzt, vor allen Dingen ihre Glieder zu betasten, die man gleichgültig weggeworfen und verachtet hatte. Erst nach geraumer Zeit löste es sich frostig und überlegt von ihr: „Lassen Sie mich — ich mag mit dem Frauenzimmer nicht ein Element teilen.“

Eine bestimmte Bewegung führte die Aristokratin aus, um der überraschten Begleiterin anzudeuten, daß die Gräfin hier das Gespräch zu beenden wünsche. Und nachdem sich die Zofe, der erhaltenen Weisung folgend, auf der Schwelle des offenen Badekarrens niedergelassen, schlenkerte die Unbeschäftigte leicht mit den Füßen und begann neugierig und verschmitzt an dem eben Erlebten herumzuzupfen. Unwillkürlich rückte dabei der Braunlockigen ihre eigene Vergangenheit näher, nach langer Zeit dachte sie wieder einmal daran, welche Gäste sich, bald zwangsweise und bald erwartet durch die braunlackierte Tür dort oben in ihr Mansardenstübchen gezwängt hatten, und wie sie wieder verschwunden waren, selbstverständlich und ohne Rücksicht, gleich Schatten, die sich weder halten noch wehren ließen. Über das unregelmäßige, ewig unterwürfige Gesicht der Dienerin glitt jetzt, wo es sich nicht beobachtet wähnte, ein düsterer Schein, das Kinn schob sich vor, und das immer schmollende Mündchen hätte beinahe laut vor sich hingesprochen: Es ist doch gut, daß auch solche Weiber einmal fühlen, wie es tut.

Aber gleich darauf blinzelte sie gleichmütig den sich heimlich davonschleichenden Schülern nach, schlenkerte mit den Füßen und vertiefte sich emsig in Berechnungen über Ausstattung und Hochzeit.

☆

Sonja lag und starrte in die blaßblaue Wölbung. Immer tiefer und unergründlicher zog sich die Kuppel zurück, je leidenschaftlicher die Sehnsucht ihr nachstrebte, und die kleinen silberzackigen Wolken, die zwischen der weichenden Höhe und der lichtüberspülten Erde segelten, sie zeigten nur die Unermeßlichkeit des Raumes.

Ein weher, spitzer Schmerz riß sich in die junge Brust, so stark und schneidend, daß sich ihre Glieder zusammenkrümmten. Die Zwiespältigkeit zwischen dem Gotterfüllten der Schöpfung und dem Jammer der Geschaffenen, sie schloß die Überwältigte von neuem in eiserne Arme und preßte ihr die zweifelnde Seele zusammen. Verloren, weggekrümmt, ein zertretener Wurm lag sie da und konnte es nicht fassen. So viel Höhe, Licht und unbetretene, lockende Ferne ringsum, am Firmament kreisten selbst am Tage das silberne und goldene System, die eine ewige Melodie rätselvoller Fragen vor sich hinsummten, und dieses Geschlecht hier unten blieb taub und unaufmerksam, weil es nur der einen Gier nach Fleisch und Fleischeslust unterworfen war. Männer, die ihre Weiber verließen, weil eine andere sich ihnen unverschämter oder willenloser offenbarte. Frauen und Mädchen, die nur darauf warteten, ihr Geheimnis zu verschleudern, sobald die erste Lockung frech und mit zudringlicher Gewalt ihnen den Weg sperrte, und überdies vor all jene taumelnden Füßen hingebreitet ein weicher Teppich zweideutiger Sittengesetze, der gerade den abschüssigen Pfad als sanfter und geebneter anpries, als alle anderen Erdenwege. Ruhelos hatte das Bacchanal durcheinander geirrt, kaum unterbrochen durch den wüsten Völkerwahnsinn, dessen letzte Ursache die ewige wilde Feier im Grunde doch bildete, und jetzt, nachdem sich die Versprengten wieder gesammelt, schrillte nicht abermals die ungebändigte, üppige Musik aus allen Ecken? Sieh doch, dort draußen die prachtvolle Frauengestalt!? Wie ruhig und gelassen schlugen ihre weißen Arme die laue Flut. Wie ebenmäßig! Natürlich, die Pakuscha kannte die Gesetze der Schönheit. Am Abend verkündete sie hier an der kleinen Fürstlichen Bühne, die doch nur durch die Unterstützung des Schloßherrn ein mühseliges Dasein fristen konnte, als Iphigenie auf Tempelstufen und unter gemaltem griechischen Himmel die unergründliche Läuterungskraft einer reinen Seele. Und eine Stunde später, dann balgten sich in einem ganz anderen Heiligtume ihre Verehrer um die Fetzen ihrer Priesterkleidung, dann fielen sie vor dem weißen Körper nieder und beteten ihn an. Immer und immer wieder bellte und wieherte das Tier seine Brunst wie seine Mordlust in alle Winde, während das lallende kaum verständliche Stammeln der Seele, das sich doch hie und da als eine Sprache vollkommenerer Geister bereits verloren unter den Völkern geregt haben sollte, unbeachtet wieder verkümmerte.

Überwältigt, völlig zerstoßen und zerschlagen von ihren beleidigten Vorstellungen wälzte sich dieses modisch gekleidete Menschenkind in ihrem enganliegenden Badekostüm über den Sand, ohne zu ahnen, daß nur ein Zufall, ja wie nur ein einziger verletzter Trieb sie auf Augenblicke dem gehaßten Reizen entzogen hätte. Und wie sie jetzt die Arme unter das schmerzende Haupt bettete, um sich inbrünstig, erdenflüchtig in die flimmernde, gläserne Halbkugel zu verlieren, schon damit sie das Plätschern und Jauchzen ihrer begünstigten Nebenbuhlerin nicht mehr länger aufzufangen brauchte, da war es ihr, als schlürfe sie endlich, endlich aus dem blauen Becher den erlösenden, entspannenden Heilstrank, der gerade jetzt von wütenden und prophetischen Sektierern der dürstenden Erde dargereicht wurde.

Vernichtung!

Zerschlagen alles Bestehenden.

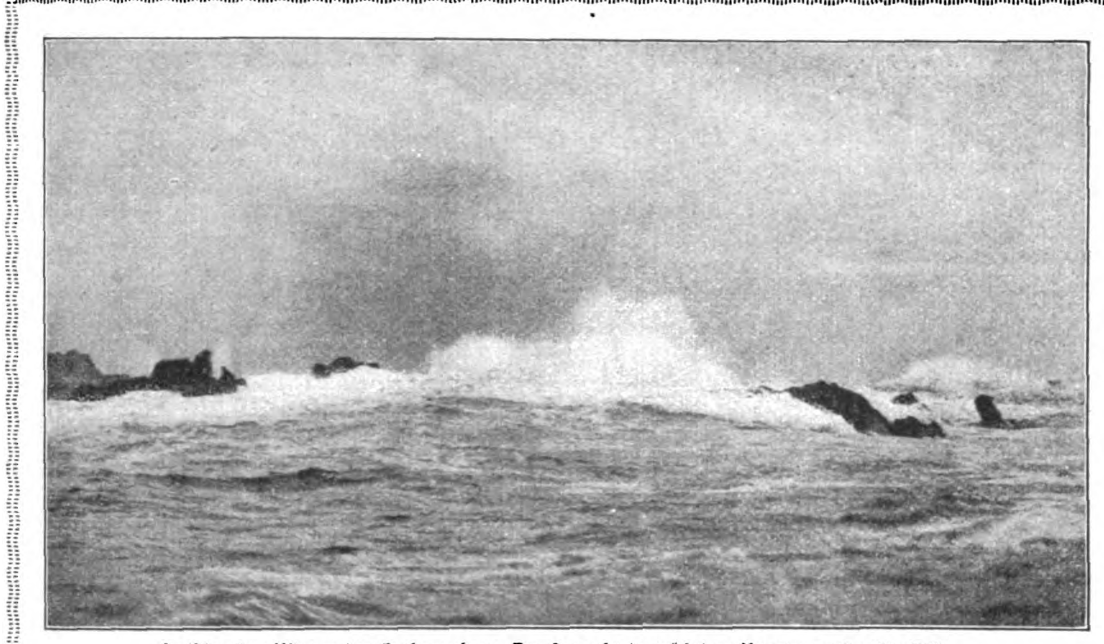
Eine Sintflut, eine See von Blut, in der alles Verdorbene untergehen würde. — Und dann — vielleicht — ein Neuanfang. Und das Auftauchen einer Insel der Unschuld. So lautete ja ungefähr die Theorie der Stürmer.

Vielleicht.

Aber doch zuerst Bestrafung, Rache, Ausrottung der Tierheit.

(Fortsetzung folgt.)





Zwischen den Klippen des Trebawethan: Die See geht in mächtiger Brandung über die Riffe.

Eine Fahrt auf Leben und Tod

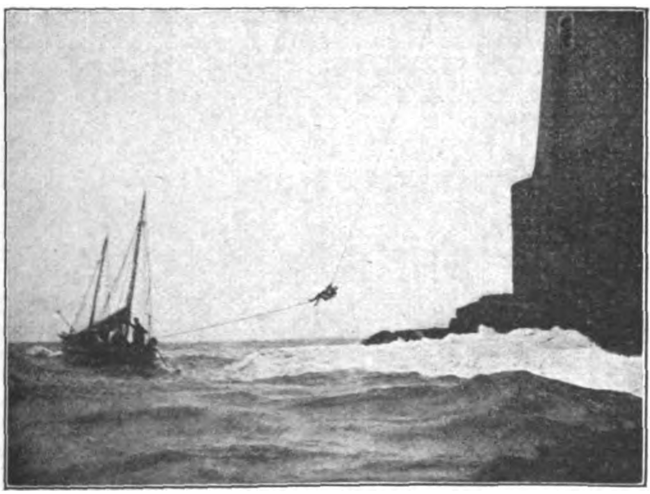
Aus den Erlebnissen eines Wellenphotographen

Von Franz Graf v. Larisch. (Mit neun Aufnahmen des Verfassers)

Von aller photographischen Arbeit, welche die großen Erscheinungsformen der Natur im Bilde festzuhalten bezweckt, ist die Wellenphotographie die schwierigste und gefahrvollste. Eine wissenschaftliche Sammelarbeit in dieser Richtung, die sich zur Aufgabe stellt, alle wichtigen Formveränderungen der Wellen festzulegen, kann den Wellenphotographen unerwartet und unfreiwillig in die schwierigsten Lagen bringen.

Ich hatte mir bei einem mehrmonatigen winterlichen Aufenthalt auf den Scilly-Inseln vorgenommen, die bedeutungsvollen Veränderungen photographisch darzustellen, welche die atlantischen Wellen erleiden, wenn sie aus dem tiefen Wasser auf den untermeerischen Sockel treten, welcher den Inseln vorgelagert ist. Eine große Zahl kleiner Inselchen, Felsklippen und Riffe zieht sich nach Westen um die Hauptinseln herum, sichtbare und unsichtbare Gefahren bildend. In den Wintermonaten ist nur selten Gelegenheit geboten, sich diesen Stellen zu nähern, denn jede auch nur mäßig hohe Dünung kann beim Passieren der untermeerischen Riffe plötzlich eine gefährliche Brandung bilden.

Mir stand damals zu meinen Untersuchungen ein seetüchtiges Motorboot zur Verfügung, dessen Motor allerdings nach altem System der Zündung mit Petroleumbrennern gebaut war und schon öfters diverse Mucken gezeigt hatte. Mein Ziel an diesem Tage war der berühmte Bishop-Rock-Leuchtturm, der fünf Seemeilen von der Hauptinsel St. Mary entfernt, als äußerster Vorposten auf seinem niedrigen Felssockel direkt aus dem Meere aufsteigt. Die Ablösung der Leuchtturmwärter kann nur bei entsprechenden Wind- und Seeverhältnissen vorgenommen werden, weil andernfalls das Ablösungsschiff nicht in die Nähe des Bishop-Felsens gelangen kann. Mein Freund Jim Lethbridge, ein alter erfahrener Fischer und erster Bootsmann des Rettungsdienstes von Scilly, führte mein Boot. Wir kamen vor dem Ablösungsschiff draußen an und mußten herumkreuzen und warten. Inzwischen fingen wir an, des Wetters wegen besorgt zu werden. Der Wind frischte auf und die Luft im NW sah drohend aus. Stürme pflegten hier rasch und unerwartet einzusetzen. Lethbridge drängte zur Heimfahrt, auch mit Rücksicht darauf, daß wir wohl einen Notmast, aber kein Segel mit uns hatten. Wir waren infolgedessen ganz auf unsern muckenreichen Motor angewiesen. Das Ablösungsschiff, ein Zweimastschoner, kam



Die Ablösung der Leuchtturmmannschaft mit Hilfe der Hosenboje.

Beachtenswerte Mitteilungen

Die Luftlinie Genf—Zürich—Nürnberg hat seit Anfang September eine Zwischenlandung in Konstanz eingerichtet. Dieser deutsch-schweizerische Grenzplatz hat damit Anschluß an den internationalen Luftverkehr erhalten. Briefschaften und Pakete können beiderseits vorteilhaft direkt befördert werden; für Passagiere findet eine leichte Paß- und Zollkontrolle statt.

Vom Luzerner Fremdenverkehr. In der Zeit vom 1. bis 31. August sind in den Luzerner Hotels 32500 Gäste abgestiegen, was eine Zunahme von 33% gegen das Vorjahr bedeutet. Großbritannien, die Vereinigten Staaten und die Schweiz stellen mit fast 25000 Besuchern den größten Teil, während sich der Rest in kleinen Ziffern auf die europäischen Länder und die übrigen Erdteile verteilt. Deutschland mit Oesterreich zusammen steht mit ganzen 178 Besuchern an elfter Stelle.







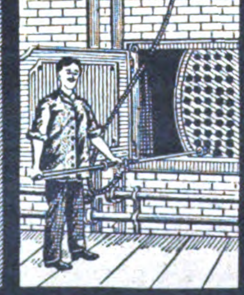




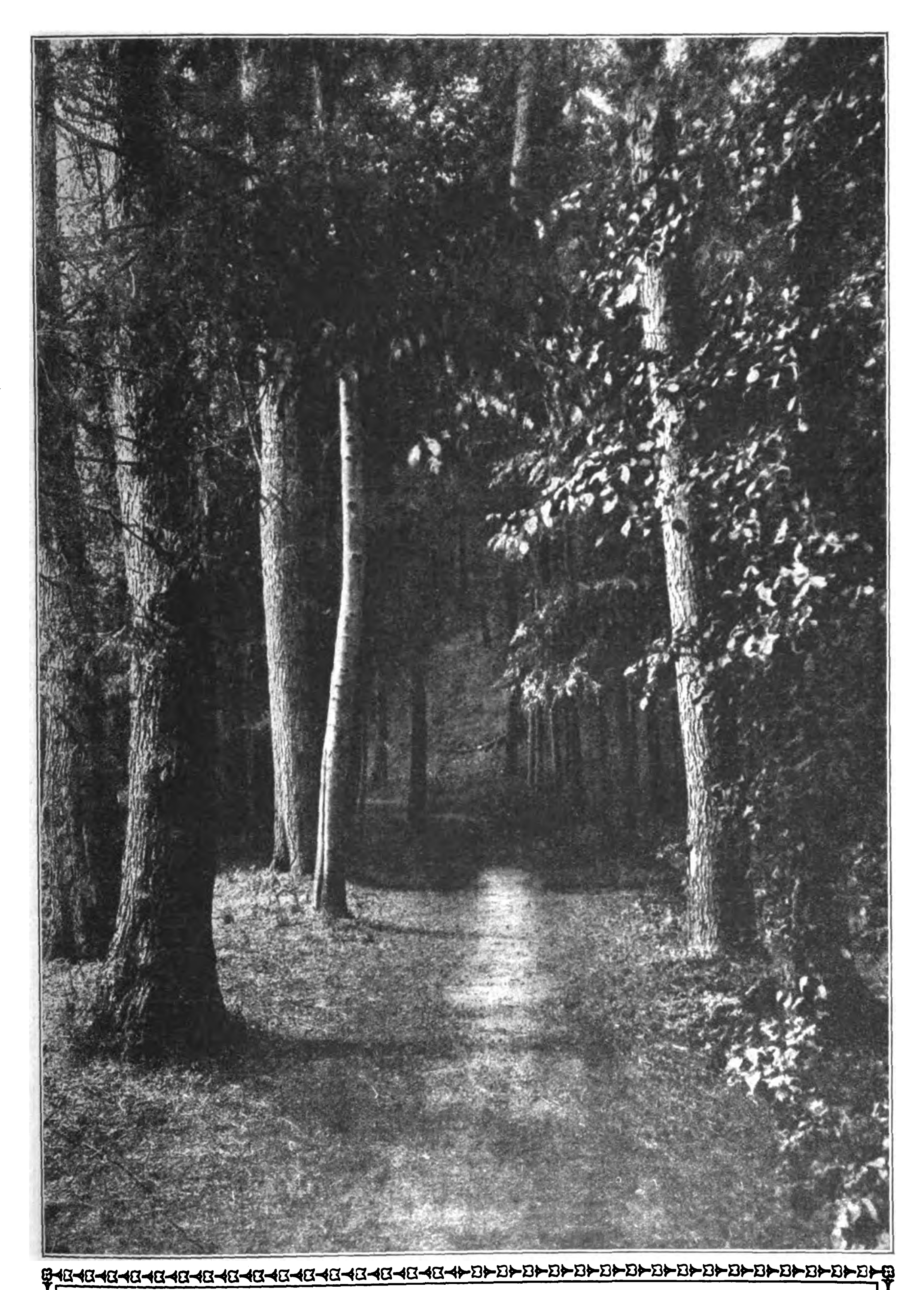


Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.









Deutsche Heimat: Waldweben im Herbst

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Cuno Romroth

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Dort wo am Strand von Hellabrunn die müden Rillen des Wassers hellgrün und durchsichtig auf den gelben Sand liefen, wartete ein mit einem dicken Schimmel bespannter Badekarren, wie er sonst nur in den vornehmen Luxusstätten der Nordsee, in Scheveningen oder Ostende, benutzt wurde. Hier aber, in dem weltverlorenen Örtchen Hellabrunn bei Prora, war ein solches Gefährt, das den Insassen, sobald er sich entkleidet, über die seichten Untiefen fort, eine gute Strecke weit ins Meer hinausfuhr, völlig unbekannt. Und deshalb gerade hatte Fürst Dietrich-Claus in den guten Tagen für sich und seine Familie ein solches Wasserkabriolett angeschafft, damit die Schloßinsassen nicht genötigt würden, die wenigen, gebrechlichen Baracken mit den Metöken zu teilen. Es geschah teils der Sauberkeit wegen, auch war es andererseits immerhin empfehlenswert, einen gewissen Abstand zu wahren. Jetzt aber — nach der großen historischen Veränderung — hätte es Se. Durchlaucht bei seinen bekannten Anschauungen gewiß gern gesehen, wenn dieses ungefüge Fuhrwerk still und geräuschlos verfallen wäre. Allein seine unberechenbare, zugleich demütige, wie trotzige, bald sprühend rastlose und dann wieder grüblerisch versunkene Tochter, die eigenartig blasse Gräfin Sonja zeigte leider für die Vorsichtsmaßregeln ihres Vaters nicht das genügende Verständnis, und namentlich nach den trüben Erfahrungen in ihrer jungen Ehe schien sie förmlich darauf erpicht, ihren bizarren Willen nach allen Seiten hin herauszukehren. Als könnte die junge Verlassene dadurch am besten an jener sündenjauchzenden Welt Vergeltung üben, von der sie rücksichtslos aus ihrer reinen, frostigen Gleichmäßigkeit aufgeschreckt worden war. Das merkwürdigste bestand freilich für ihren sie sorgenvoll beobachtenden Vater darin, daß die Metöken an dem aufsässigen und widerspruchsvollen Treiben der jungen Frau scheinbar nicht den leisesten Anstoß nahmen, ja daß man die auflehnende Haltung der Aristokratin weit eher als eine wohlwollende Hinneigung zu dem sich eben neu und stürmisch Gebärenden erachtete. Anders ließ es sich ja auch nicht erklären, wenn der Buchhändler der kleinen Stadt ihr stets unaufgefordert diese ominösen gelb eingebundenen Bücher zusandte, die zwar Se. Durchlaucht selbst mit einem gewissen ablehnenden Behagen durchblätterte, von denen er aber doch ihres gefährlichen Inhalts wegen überzeugt war, daß sie nur einem reifen, abgeklärten Verstande keine Verwirrung stifteten. Und jene Reife und Abgeklärtheit konnte der Kenner natürlich der kleinen, in ihrem Liebesleben so empfindlich gestörten Frau nicht zutrauen.

Verwünscht, daß das abgelaufene Säkulum sich gar so eigensinnig in das Triebhafte verrannt hatte! Wie würde übrigens der alte Kavalier sein Urteil bestätigt gefunden haben, wenn er gewußt hätte, daß der Beifall und die Zustimmung, deren sich seine Tochter erfreute, inzwischen sogar die enthusiastische Proraer Jugend ergriffen habe. Denn gerade heute hatte sich eine Schar von des Herrn Prorektors blaumützigen Primanern hinter dem Binsengestrüpp einer welligen Düne versteckt, um den Badegang der schlanken Gräfin zu belauern. Hinter der Abenteuerlust der klassischen Knaben steckte allerdings nur zum allergeringsten Teil etwas Lüsternes, sondern zum guten Glück befreite sich in ihnen viel eher die frische, uneingeschränkte Bewunderung für die Verkörperung einer reinen, unerreichbaren Schönheit, wie sie den jungen Tollköpfen bisher fruchtlos von den Dichtern Vergil und Ovid gepredigt war. Heute jedoch sollte vor verzückten Kinderblicken die rieselnde Thetis aus ihrer Wasserhöhle steigen. Und hinter dem Strandgestrüpp bewegten sich die blauen Mützen wie ungeheure Kornblumen.

*

Sonja stand in ihrem Badekarren und strich gleichgültig, interesselos an ihrem prallen, schwarzseidenen Anzug hinab. Und während hinter ihrem Rücken die lockige, nußbraune Zofe die letzten Ösen der Seetoilette einhakte, verschmähte es ihre Herrin sogar, einen Blick in das kleine Quadrat des Spiegels zu werfen, der mit Absicht so tief an der Holzwand angeschraubt war, daß er noch den matten Perlmutterglanz der Beinsäulen einfangen konnte. In sich versunken starrte die Schwarzhaarige durch die Gardinen des einzigen Seitenfensters zu dem waldigen Buckel des Hundsrückens hinüber, einem Inselchen, das unberührt, sonnengebräunt und menschenverlassen seit den Göttertagen her dem Strande in Rufweite vorgelagert war. Die undurchdringliche Einsamkeit, die schweigende Öde und die von Menschenaberwitz noch nicht entheiligte Wildnis der Trauminsel dort drüben schien der Sinnenden wohlzutun. Ein melancholisches Sehnsuchtslächeln spielte müde um die etwas aufgeworfenen roten Lippen der Verlorenen. Sie sah aus, wie jemand, der sich Flügel wünscht, um sich fortzuschwingen aus Verworrenheit und Peinigungen in die unbetretenen Stätten einer gütigeren Vorsehung. Dorthin, wo die Lebewesen sich weder gegenseitig quälten noch zerfleischten, und wo in eine schmerzende Wunde nicht noch das Salz des Hohnes geschüttet wurde.

Wie merkwürdig, dachte Sonja, daß es jetzt Menschen geben soll, junge, wilde Schwärmer, die sich einbilden, all dieses Heil plötzlich auf die Erde bringen zu können. Und zwar durch Bluttat und Gewalt. Als der rote kochende Strom noch zu vergießenden Blutes an ihrer Einbildung vorüberschoß, kräuselte ein Schauder den Ausschnitt des freien Nackens, und doch entblößte das schlanke Geschöpf gleichzeitig eine Reihe wohlgefügter Zähne, als würde auch sie endlich von dem Rausch ergriffen, lang ertragene Schmach zu rächen und zu strafen. Ein halb begieriger, halb grausamer Schein glitt dabei über ihre blassen Züge, „es wäre wirklich nicht übel, wenn man all diese Lügner und Betrüger einmal büßen ließe. Zeitverprasser, Diener der Wollust", fügte sie hinzu, denn jene Ausdrücke aus den ihr übersandten Streitschriften, waren ihr besonders haften geblieben. Und sie ahnte nicht, daß sie die leersten jener aufreizenden Schlagworte lediglich auf ihren eigenen, unbedeutenden Sonderfall bezog.

Wieder ballte sie dabei die kleinen Fäuste, und die aufgeworfenen Lippen zuckten ein überhebliches und doch gepeinigtes Lächeln. Die geschmeidige, lebenslustige Zofe indessen glaubte darin ein Zeichen des Beifalls für das kokette Badekostüm erblicken zu dürfen, das sie ihrer Herrin ganz gegen sonstige Gewohnheiten zusammen mit allem möglichen anderen Frauentand gerade in der letzten Zeit aus der Hauptstadt hatte holen müssen. Und sie strich jetzt kunstfertig die letzte Falte an dem glänzenden Seidenstoff zurecht und schlug darauf vor Bewunderung die Hände zusammen: „Nein, wie Frau Gräfin wieder aussehen!" begeisterte sie sich ganz ehrlich. „Beinahe zu schade für das Wasser."

Das schmale Antlitz der Gefeierten jedoch verschattete sich noch tiefer, abwehrend bewegte sie die Hand: „Soll ich vielleicht in dem Aufzug öffentliche Vorstellungen geben?“ verwies sie ihre Begleiterin, und unvermutet und ungewollt barst ihr plötzlich die Rinde des erzwungenen Schweigens und ein paar Tropfen ihres vergifteten Schmerzes drängten sich hervor: „Freilich, andere Damen erringen ja auf diese Weise ihre großen Erfolge,“ preßte sie sich ab. Kaum gesagt jedoch, so erschrak die Überraschte und ein schnelles Zittern erfaßte ihre Glieder.

Die schlaue Dienerin zwar, die, wie jede Frau, Freude an der Qual ihrer Geschlechtsgenossinnen empfand, überhörte diesen Einwurf oder wollte ihn nicht verstehen.

„Nun, gnädigste Gräfin,“ meinte sie und schnippte mit dem Zeigefinger leichtfertig gegen die angelehnte Tür des Karrens: „Zuschauer gäbe es schon.“

„Wie? Wer? Was sagst du?“

Aus dem Elfenbeinantlitz der aus ihrem Gleichgewicht Gebrachten glitzerten ein Paar unruhige Schwarzaugen, eine wilde im Unmöglichen herumtaumelnde Vorstellung schien sie ergriffen zu haben. Willenlos krümmte sich der Körper der jungen Hebe zusammen und sie tastete, wie zu ihrem Schutz nach dem Bademantel.

Gleich darauf aber ließ sie ihn sinken. „Wer ist es?“ fragte sie kurz und gezwungen.

Da lachte Agnes verschmitzt, denn ihr Instinkt verriet ihr deutlich, welcher täuschenden Hoffnung ihre Herrin soeben wieder unterlegen sei: daneben aber wurde ihre Neugierde gespannt, wie sich solch eine Stolze, Unenträtselbare wohl der Huldigung der Unreifen gegenüber benehmen würde? Es war doch gar zu hübsch, diese Verschlossenen, Unnahbaren immer wieder auf die Probe zu stellen: „Gott,“ entgegnete sie und zuckte wegwerfend die Achsel, obwohl ihr nicht das leiseste Muskelspiel des schlanken Körpers da vor ihr entging, „wer soll es sein? Die dummen Jungens! Die Primaner. Sie schwänzen wieder einmal, um Frau Gräfin schwimmen zu sehen. Darum liegen sie auch schon eine ganze Stunde lang in der glühenden Sonne.“

„Jämmerlich.“

In dem blutlosen Antlitz der Aristokratin stritten sich Scham, Triumph und eine schwere Enttäuschung. „Gib mir den Mantel!“ sagte sie endlich und wickelte sich hastig in die dicke weiße Frottierhülle: „Dies ist nun das neue Geschlecht,“ setzte sie erbittert hinzu, wobei sie nicht mehr unterschied, an wen sie ihre Worte richtete, „das neue Geschlecht, auf das die Schwärmer so große Hoffnungen setzen. Torheit,“ sie senkte ungläubig das schwarze Haupt und scharrte mit dem schmalen Fuß über die Bastmatte, „es bleibt eben doch alles beim alten. Überall dieselbe schlechte, gärende Erde, aus der wir alle gemacht sind, alle, pfui!“

Damit wollte Sonja an der Klingelschnur ziehen, zum Zeichen, daß der draußen auf dem Karrenbock vor sich hinbrütende Kutscher das Gefährt nunmehr tiefer in das Wasser lenken sollte, als sie ganz unvermutet von einem völlig entgegengesetzten Beschluß daran gehindert wurde. Die schon erhobene Rechte erstarb in der Luft, ohne jeden Grund schleuderte sie plötzlich den Mantel von sich auf einen Stuhl, und während um ihre vollen Lippen ein trotziges, aufrührerisches und doch gequältes Lächeln irrte, streckte sie den schlanken Arm ungestüm nach der Tür aus: „Mach auf!“ ordnete sie zur höchsten Befriedigung ihrer Zofe an, die kaum ein sichtbares Zeichen ihrer Zustimmung unterdrücken konnte, obgleich der Lauscherin gerade deswegen das Gehetzte und Besessene in dem Wunsch ihrer Herrin verborgen blieb. „Es nützt nichts, daß wir uns dem dummen Naturwillen widersetzen. Die einfältigen Bengel da draußen erkennen vielleicht besser das einzig Erreichbare. Vielleicht — vielleicht.“

Von sich selbst bezwungen trat die Gräfin auf die erhöhte Schwelle.

Draußen Sonnengeflirr, warme, silberne, sich wiegende Luft und über den weißen Dünen der Millionentanz der Atome. Mit fester, meißelnder Hand strich das Licht über die schmalen, mädchenhaften Linien des sich ihm darbietenden Frauenkörpers. Der längliche Ausschnitt des Karrens faßte das Bild in seinen breiten, harten Rahmen.

Da schnellte es droben aus den Binsen auf, zuerst wie ein einzelner, scharfer Vogelschrei, dann ein vielstimmiges Jauchzen, Schmettern und Jubilieren, als ob eine Schar gewaltiger Lerchen gegen den Himmel stürme. Und plötzlich, da tauchten die jungen, glühenden Gesichter aus dem Schilfgestrüpp auf, ungestüm wirbelten die blauen Mützen in die Höhe, Beifallsklatschen scholl, fessellose Huldigungsrufe brachen sich Bahn, denn ach, der köstlich reine Morgen hatte der hingabebereiten Jugend eine unvergeßliche Offenbarung gespendet. Die Schönheit wandelte unter ihnen, das so heiß ersehnte, geheimnisvolle Wunder, und siehe, die Schönheit bedurfte weder Hüllen noch Schleier, und blieb doch hinreißend, unnahbar und ehrfurchtgebietend. Und diese Erkenntnis beglückte die der Reife Zustrebenden und wurde ihnen ein Fest.

Warum aber vermochte die also Gefeierte nur noch ein paar kurze, zögernde Schritte auszuführen? Weshalb vermochte sie um keinen Preis den Kopf nach den Begeisterten zu wenden und kehrte ihnen vielmehr den Rücken? Auch so meinte die Preisgegebene noch immer, daß lange spitze Pfeile ihren Leib durchschnitten, von überallher flog es auf sie zu, wie Vorwurf und Scham, und unvermittelt, schreckhaft begriff die junge Hebe, daß sie nicht geschaffen sei, ihren eigenen, trotzigen Gedanken nachzuleben. Nein, es blieb ihr etwas Ererbtes, Unüberwindliches verhaftet, gegen das all ihr Zorn und ihre Rachsucht vergebens ankämpften. Ein Widerstand regte sich in ihr, dumpf, schwer, bedenklich und furchtsam, ein Zwang, den sie verachtete und haßte, weil er sich schon am Anfang ihres Erwachens als eine verschlossene Tür zwischen sie und dasjenige gedrängt hatte, was sie in vergrübelten, heißen Stunden „das Letzte“ nannte. Jene Pforte hatte sie auch für den Mann nicht zu entriegeln vermocht, der sie doch nach Recht und Sitte begehren durfte, und jetzt, nachdem sie endlich zu spät aufschloß, fand sie nichts, als Öde und Verlassenheit.

Zitternd hockte Sonja auf dem schmalen, gelben Streifen, einen unschlüssigen Blick warf sie noch auf die faule Stille der Wasserfläche, dann sank sie ohne ersichtlichen Grund auf die nackten Knie, zog die Beine an sich und wühlte sich ungestüm flüchtend in den feuchten, warmen Sand.

„Frau Gräfin,“ rief Agnes betreten.

„Ich bade heute nicht,“ murmelte die Liegende mit sich kämpfend, „ich mag nicht!“

„Ja warum denn aber nicht?“ stotterte die Zofe und blieb ratlos stehen, da sie die innere Zerrüttung ihrer Herrin nicht gleich zu fassen vermochte.

Jetzt galt es einen leicht begreiflichen Grund auf sich herbeizuraffen, damit man sich vor der mißtrauischen Domestike keine Blöße gäbe. Verstört schlug die junge Gräfin die Augen auf, und während ihre Wange noch fest auf dem feuchtwarmen Pfühl ruhte, schweifte ihr Blick suchend, spähend über die unbewegte, glitzernde Scheibe. Nicht weit von ihrem Platz, noch in Rufweite, spritzte es hoch auf. Ein paar helle Arme schlugen dort das Wasser, grellrot tauchte manchmal ein überspülter Farbenfleck auf, und eine wirbelnde Furche zeigte einen schwimmenden Körper an.

Befremdet richtete sich Sonja empor, strich das schwarze Haar aus der Stirn, und während sie dabei die ungeschützten Jungfrauenarme hob, konnte sie dem Gefühl nicht wehren, daß sie fröstele.

„Wer ist das?“ flüsterte sie halb gegen ihren Willen, denn eine Ahnung verriet der Gespannten bereits die Gegenwart von etwas besonders Unwillkommenem und Widerwärtigem. Noch blasser wurde sie als bisher.

„Wer ist das?“

Da lächelte die braune Agnes vieldeutig und wiegte sich leicht in den Hüften. Im nächsten Augenblick freilich entgegnete sie so gleichgültig und gefällig, als wäre ihr keineswegs bewußt, welch ein zehrendes Schlangengift sie jetzt in die Adern der Gebieterin träufele.

„Oh, gnädigste Gräfin, das ist doch die Pakuscha!?“

„Ah — das also ist sie? Das Theaterluder? Die Dirne? Die Hetäre? Hat mein Vater noch immer nicht dafür gesorgt, daß man sie von hier fortjagt?“

Regungslos, starr aufgerichtet hockte die schwarze Gestalt auf dem Sande. Aus der Ferne sah sie aus, wie eine einsame, dunkle Stranddistel, die regellos und wild aus dem unfruchtbaren Boden aufgeschossen war. Tief und bohrend sanken ihre pechflüssigen Augen zurück, der rote Mund schien in dem schmaler werdenden Gesicht zu welken, und doch schleuderten ihre Lippen keineswegs irgendeine jener Beschimpfungen von sich, die sich so ungezähmt in der Aufgestörten gesammelt. Willenlos, schweigend, mechanisch strichen ihre Hände vielmehr an dem glatten Körper hinab, als gelte es jetzt, vor allen Dingen ihre Glieder zu betasten, die man gleichgültig weggeworfen und verachtet hatte. Erst nach geraumer Zeit löste es sich frostig und überlegt von ihr: „Lassen Sie mich — ich mag mit dem Frauenzimmer nicht ein Element teilen.“

Eine bestimmte Bewegung führte die Aristokratin aus, um der überraschten Begleiterin anzudeuten, daß die Gräfin hier das Gespräch zu beenden wünsche. Und nachdem sich die Zofe, der erhaltenen Weisung folgend, auf der Schwelle des offenen Badekarrens niedergelassen, schlenkerte die Unbeschäftigte leicht mit den Füßen und begann neugierig und verschmitzt an dem eben Erlebten herumzuzupfen. Unwillkürlich rückte dabei der Braunlockigen ihre eigene Vergangenheit näher, nach langer Zeit dachte sie wieder einmal daran, welche Gäste sich, bald zwangsweise und bald erwartet durch die braunlackierte Tür dort oben in ihr Mansardenstübchen gezwängt hatten, und wie sie wieder verschwunden waren, selbstverständlich und ohne Rücksicht, gleich Schatten, die sich weder halten noch wehren ließen. Über das unregelmäßige, ewig unterwürfige Gesicht der Dienerin glitt jetzt, wo es sich nicht beobachtet wähnte, ein düsterer Schein, das Kinn schob sich vor, und das immer schmollende Mündchen hätte beinahe laut vor sich hingesprochen: Es ist doch gut, daß auch solche Weiber einmal fühlen, wie es tut.

Aber gleich darauf blinzelte sie gleichmütig den sich heimlich davonschleichenden Schülern nach, schlenkerte mit den Füßen und vertiefte sich emsig in Berechnungen über Ausstattung und Hochzeit.

☆

Sonja lag und starrte in die blaßblaue Wölbung. Immer tiefer und unergründlicher zog sich die Kuppel zurück, je leidenschaftlicher die Sehnsucht ihr nachstrebte, und die kleinen silberzackigen Wolken, die zwischen der weichenden Höhe und der lichtüberspülten Erde segelten, sie zeigten nur die Unermeßlichkeit des Raumes.

Ein weher, spitzer Schmerz riß sich in die junge Brust, so stark und schneidend, daß sich ihre Glieder zusammenkrümmten. Die Zwiespältigkeit zwischen dem Gotterfüllten der Schöpfung und dem Jammer der Geschaffenen, sie schloß die Überwältigte von neuem in eiserne Arme und preßte ihr die zweifelnde Seele zusammen. Verloren, weggekrümmt, ein zertretener Wurm lag sie da und konnte es nicht fassen. So viel Höhe, Licht und unbetretene, lockende Ferne ringsum, am Firmament kreisten selbst am Tage das silberne und goldene System, die eine ewige Melodie rätselvoller Fragen vor sich hinsummten, und dieses Geschlecht hier unten blieb taub und unaufmerksam, weil es nur der einen Gier nach Fleisch und Fleischeslust unterworfen war. Männer, die ihre Weiber verließen, weil eine andere sich ihnen unverschämter oder willenloser offenbarte. Frauen und Mädchen, die nur darauf warteten, ihr Geheimnis zu verschleudern, sobald die erste Lockung frech und mit zudringlicher Gewalt ihnen den Weg sperrte, und überdies vor all jene taumelnden Füßen hingebreitet ein weicher Teppich zweideutiger Sittengesetze, der gerade den abschüssigen Pfad als sanfter und geebneter anpries, als alle anderen Erdenwege. Ruhelos hatte das Bacchanal durcheinander geirrt, kaum unterbrochen durch den wüsten Völkerwahnsinn, dessen letzte Ursache die ewige wilde Feier im Grunde doch bildete, und jetzt, nachdem sich die Versprengten wieder gesammelt, schrillte nicht abermals die ungebändigte, üppige Musik aus allen Ecken? Sieh doch, dort draußen die prachtvolle Frauengestalt!? Wie ruhig und gelassen schlugen ihre weißen Arme die laue Flut. Wie ebenmäßig! Natürlich, die Pakuscha kannte die Gesetze der Schönheit. Am Abend verkündete sie hier an der kleinen Fürstlichen Bühne, die doch nur durch die Unterstützung des Schloßherrn ein mühseliges Dasein fristen konnte, als Iphigenie auf Tempelstufen und unter gemaltem griechischen Himmel die unergründliche Läuterungskraft einer reinen Seele. Und eine Stunde später, dann balgten sich in einem ganz anderen Heiligtume ihre Verehrer um die Fetzen ihrer Priesterkleidung, dann fielen sie vor dem weißen Körper nieder und beteten ihn an. Immer und immer wieder bellte und wieherte das Tier seine Brunst wie seine Mordlust in alle Winde, während das lallende kaum verständliche Stammeln der Seele, das sich doch hie und da als eine Sprache vollkommenerer Geister bereits verloren unter den Völkern geregt haben sollte, unbeachtet wieder verkümmerte.

Überwältigt, völlig zerstoßen und zerschlagen von ihren beleidigten Vorstellungen wälzte sich dieses modisch gekleidete Menschenkind in ihrem enganliegenden Badekostüm über den Sand, ohne zu ahnen, daß nur ein Zufall, ja wie nur ein einziger verletzter Trieb sie auf Augenblicke dem gehaßten Reizen entzogen hätte. Und wie sie jetzt die Arme unter das schmerzende Haupt bettete, um sich inbrünstig, erdenflüchtig in die flimmernde, gläserne Halbkugel zu verlieren, schon damit sie das Plätschern und Jauchzen ihrer begünstigten Nebenbuhlerin nicht mehr länger aufzufangen brauchte, da war es ihr, als schlürfe sie endlich, endlich aus dem blauen Becher den erlösenden, entspannenden Heilstrank, der gerade jetzt von wütenden und prophetischen Sektierern der dürstenden Erde dargereicht wurde.

Vernichtung!

Zerschlagen alles Bestehenden.

Eine Sintflut, eine See von Blut, in der alles Verdorbene untergehen würde. — Und dann — vielleicht — ein Neuanfang. Und das Auftauchen einer Insel der Unschuld. So lautete ja ungefähr die Theorie der Stürmer.

Vielleicht.

Aber doch zuerst Bestrafung, Rache, Ausrottung der Tierheit.

(Fortsetzung folgt.)



Zwischen den Klippen des Crebawethan: Die See geht in mächtiger Brandung über die Riffe.

Eine Fahrt auf Leben und Tod

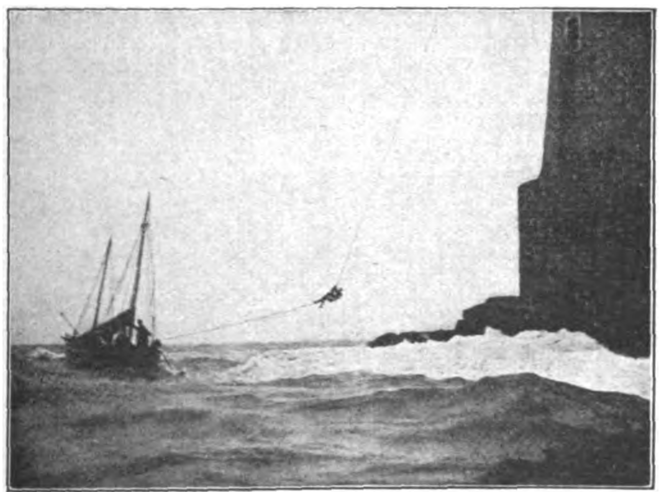
Aus den Erlebnissen eines Wellenphotographen

Von Franz Graf v. Larisch. (Mit neun Aufnahmen des Verfassers)

Von aller photographischen Arbeit, welche die großen Erscheinungsformen der Natur im Bilde festzuhalten bezweckt, ist die Wellenphotographie die schwierigste und gefahrvollste. Eine wissenschaftliche Sammelarbeit in dieser Richtung, die sich zur Aufgabe stellt, alle wichtigen Formveränderungen der Wellen festzulegen, kann den Wellenphotographen unerwartet und unfreiwillig in die schwierigsten Lagen bringen.

Ich hatte mir bei einem mehrmonatigen winterlichen Aufenthalt auf den Scilly-Inseln vorgenommen, die bedeutungsvollen Veränderungen photographisch darzustellen, welche die atlantischen Wellen erleiden, wenn sie aus dem tiefen Wasser auf den untermeerischen Sockel treten, welcher den Inseln vorgelagert ist. Eine große Zahl kleiner Inselchen, Felsklippen und Riffe zieht sich nach Westen um die Hauptinseln herum, sichtbare und unsichtbare Gefahren bildend. In den Wintermonaten ist nur selten Gelegenheit geboten, sich diesen Stellen zu nähern, denn jede auch nur mäßig hohe Dünung kann beim Passieren der untermeerischen Riffe plötzlich eine gefährliche Brandung bilden.

Mir stand damals zu meinen Untersuchungen ein seetüchtiges Motorboot zur Verfügung, dessen Motor allerdings nach altem System der Zündung mit Petroleumbrennern gebaut war und schon öfters diverse Mucken gezeigt hatte. Mein Ziel an diesem Tage war der berühmte Bishop-Rock-Leuchtturm, der fünf Seemeilen von der Hauptinsel St. Mary entfernt, als äußerster Vorposten auf seinem niedrigen Felssockel direkt aus dem Meere aufsteigt. Die Ablösung der Leuchtturmwärter kann nur bei entsprechenden Wind- und Seeverhältnissen vorgenommen werden, weil andernfalls das Ablösungsschiff nicht in die Nähe des Bishop-Felsens gelangen kann. Mein Freund Jim Lethbridge, ein alter erfahrener Fischer und erster Bootsmann des Rettungsdienstes von Scilly, führte mein Boot. Wir kamen vor dem Ablösungsschiff draußen an und mußten herumkreuzen und warten. Inzwischen fingen wir an, des Wetters wegen besorgt zu werden. Der Wind frischte auf und die Luft im NW sah drohend aus. Stürme pflegten hier rasch und unerwartet einzusetzen. Lethbridge drängte zur Heimfahrt, auch mit Rücksicht darauf, daß wir wohl einen Notmast, aber kein Segel mit uns hatten. Wir waren infolgedessen ganz auf unsern muckenreichen Motor angewiesen. Das Ablösungsschiff, ein Zweimastschoner, kam



Die Ablösung der Leuchtturmmannschaft mit Hilfe der Hosenboje.

Beachtenswerte Mitteilungen

Die Luftlinie Genf—Zürich—Nürnberg hat seit Anfang September eine Zwischenlandung in Konstanz eingerichtet. Dieser deutsch-schweizerische Grenzplatz hat damit Anschluß an den internationalen Luftverkehr erhalten. Briefschaften und Pakete können beiderseits vorteilhaft direkt befördert werden; für Passagiere findet eine leichte Paß- und Zollkontrolle statt.

Vom Luzerner Fremdenverkehr. In der Zeit vom 1. bis 31. August sind in den Luzerner Hotels 32500 Gäste abgestiegen, was eine Zunahme von 33% gegen das Vorjahr bedeutet. Großbritannien, die Vereinigten Staaten und die Schweiz stellen mit fast 25000 Besuchern den größten Teil, während sich der Rest in kleinen Ziffern auf die europäischen Länder und die übrigen Erdteile verteilt. Deutschland mit Oesterreich zusammen steht mit ganzen 178 Besuchern an elfter Stelle.

Nähmaschinen-Angebote finden Sie fast in jeder Zeitung, und zwar werden heute bei den teuren Preisen dieses Bedarfsartikels viele Inserate erlassen, die den Eindruck eines besonders vorteilhaften Angebotes erwecken. Man hüte sich vor allem markenlose, gebrauchte und äußerlich wieder aufgefrischte Maschinen zu kaufen, da sich an denselben meist bald Reparaturen einstellen, die den angeblichen Vorteil beim Einkauf bald in das Gegenteil verwandeln, und die billige Maschine teuerer als eine in Spezialgeschäften angebotene gute Marken-Nähmaschine machen. Eine anerkannt erstklassige Marke ist die „Köbler"-Nähmaschine, die an allen Plätzen von guten Fachleuten vertreten wird. Fordern Sie deshalb in einschlägigen Geschäften diese Marke und wo nicht erhältlich oder nicht vorrätig, verlangen Sie sofort die interessante Aufklärungsschrift Nr. 102 über Vorzüge und Garantien dieser Maschinen kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köbler, A.-G., Altenburg S.-A.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.



Deutsche Heimat: Waldweben im Herbst

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Cuno Romroth

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Dort wo am Strand von Hellabrunn die müden Rillen des Wassers hellgrün und durchsichtig auf den gelben Sand liefen, wartete ein mit einem dicken Schimmel bespannter Badekarren, wie er sonst nur in den vornehmen Luxusstätten der Nordsee, in Scheveningen oder Ostende, benutzt wurde. Hier aber, in dem weltverlorenen Örtchen Hellabrunn bei Prora, war ein solches Gefährt, das den Insassen, sobald er sich entkleidet, über die seichten Untiefen fort, eine gute Strecke weit ins Meer hinausfuhr, völlig unbekannt. Und deshalb gerade hatte Fürst Dietrich-Claus in den guten Tagen für sich und seine Familie ein solches Wasserkabriolett angeschafft, damit die Schloßinsassen nicht genötigt würden, die wenigen, gebrechlichen Baracken mit den Metöken zu teilen. Es geschah teils der Sauberkeit wegen, auch war es andererseits immerhin empfehlenswert, einen gewissen Abstand zu wahren. Jetzt aber — nach der großen historischen Veränderung — hätte es Se. Durchlaucht bei seinen bekannten Anschauungen gewiß gern gesehen, wenn dieses ungefüge Fuhrwerk still und geräuschlos verfallen wäre. Allein seine unberechenbare, zugleich demütige, wie trotzige, bald sprühend rastlose und dann wieder grüblerisch versunkene Tochter, die eigenartig blasse Gräfin Sonja zeigte leider für die Vorsichtsmaßregeln ihres Vaters nicht das genügende Verständnis, und namentlich nach den trüben Erfahrungen in ihrer jungen Ehe schien sie förmlich darauf erpicht, ihren bizarren Willen nach allen Seiten hin herauszukehren. Als könnte die junge Verlassene dadurch am besten an jener sündenjauchzenden Welt Vergeltung üben, von der sie rücksichtslos aus ihrer reinen, frostigen Gleichmäßigkeit aufgeschreckt worden war. Das merkwürdigste bestand freilich für ihren sie sorgenvoll beobachtenden Vater darin, daß die Metöken an dem aufsässigen und widerspruchsvollen Treiben der jungen Frau scheinbar nicht den leisesten Anstoß nahmen, ja daß man die auflehnende Haltung der Aristokratin weit eher als eine wohlwollende Hinneigung zu dem sich eben neu und stürmisch Gebärenden erachtete. Anders ließ es sich ja auch nicht erklären, wenn der Buchhändler der kleinen Stadt ihr stets unaufgefordert diese ominösen gelb eingebundenen Bücher zusandte, die zwar Se. Durchlaucht selbst mit einem gewissen ablehnenden Behagen durchblätterte, von denen er aber doch ihres gefährlichen Inhalts wegen überzeugt war, daß sie nur einem reifen, abgeklärten Verstande keine Verwirrung stifteten. Und jene Reife und Abgeklärtheit konnte der Kenner natürlich der kleinen, in ihrem Liebesleben so empfindlich gestörten Frau nicht zutrauen.

Verwünscht, daß das abgelaufene Säkulum sich gar so eigensinnig in das Triebhafte verrannt hatte! Wie würde übrigens der alte Kavalier sein Urteil bestätigt gefunden haben, wenn er gewußt hätte, daß der Beifall und die Zustimmung, deren sich seine Tochter erfreute, inzwischen sogar die enthusiastische Proraer Jugend ergriffen habe. Denn gerade heute hatte sich eine Schar von des Herrn Prorektors blaumützigen Primanern hinter dem Binsengestrüpp einer welligen Düne versteckt, um den Badegang der schlanken Gräfin zu belauern. Hinter der Abenteuerlust der klassischen Knaben steckte allerdings nur zum allergeringsten Teil etwas Lüsternes, sondern zum guten Glück befreite sich in ihnen viel eher die frische, uneingeschränkte Bewunderung für die Verkörperung einer reinen, unerreichbaren Schönheit, wie sie den jungen Tollköpfen bisher fruchtlos von den Dichtern Vergil und Ovid gepredigt war. Heute jedoch sollte vor verzückten Kinderblicken die rieselnde Thetis aus ihrer Wasserhöhle steigen. Und hinter dem Strandgestrüpp bewegten sich die blauen Mützen wie ungeheure Kornblumen.

✡

Sonja stand in ihrem Badekarren und strich gleichgültig, interesselos an ihrem prallen, schwarzseidenen Anzug hinab. Und während hinter ihrem Rücken die lockige, nußbraune Zofe die letzten Ösen der Seetoilette einhakte, verschmähte es ihre Herrin sogar, einen Blick in das kleine Quadrat des Spiegels zu werfen, der mit Absicht so tief an der Holzwand angeschraubt war, daß er noch den matten Perlmutterglanz der Beinsäulen einfangen konnte. In sich versunken starrte die Schwarzhaarige durch die Gardinen des einzigen Seitenfensters zu dem waldigen Buckel des Hundsrückens hinüber, einem Inselchen, das unberührt, sonnengebräunt und menschenverlassen seit den Göttertagen her dem Strande in Rufweite vorgelagert war. Die undurchdringliche Einsamkeit, die schweigende Öde und die von Menschenaberwitz noch nicht entheiligte Wildnis der Trauminsel dort drüben schien der Sinnenden wohlzutun. Ein melancholisches Sehnsuchtslächeln spielte müde um die etwas aufgeworfenen roten Lippen der Verlorenen. Sie sah aus, wie jemand, der sich Flügel wünscht, um sich fortzuschwingen aus Verworrenheit und Peinigungen in die unbetretenen Stätten einer gütigeren Vorsehung. Dorthin, wo die Lebewesen sich weder gegenseitig quälten noch zerfleischten, und wo in eine schmerzende Wunde nicht noch das Salz des Hohnes geschüttet wurde.

Wie merkwürdig, dachte Sonja, daß es jetzt Menschen geben soll, junge, wilde Schwärmer, die sich einbilden, all dieses Heil plötzlich auf die Erde bringen zu können. Und zwar durch Bluttat und Gewalt. Als der rote kochende Strom noch zu vergießenden Blutes an ihrer Einbildung vorüberschoß, kräuselte ein Schauder den Ausschnitt des freien Nackens, und doch entblößte das schlanke Geschöpf gleichzeitig eine Reihe wohlgefügter Zähne, als würde auch sie endlich von dem Rausch ergriffen, lang ertragene Schmach zu rächen und zu strafen. Ein halb begieriger, halb grausamer Schein glitt dabei über ihre blassen Züge, „es wäre wirklich nicht übel, wenn man all diese Lügner und Betrüger einmal büßen ließe. Zeitverprasser, Diener der Wollust", fügte sie hinzu, denn jene Ausdrücke aus den ihr übersandten Streitschriften, waren ihr besonders haften geblieben. Und sie ahnte nicht, daß sie die leersten jener aufreizenden Schlagworte lediglich auf ihren eigenen, unbedeutenden Sonderfall bezog.

Wieder ballte sie dabei die kleinen Fäuste, und die aufgeworfenen Lippen zuckten ein überhebliches und doch gepeinigtes Lächeln. Die geschmeidige, lebenslustige Zofe indessen glaubte darin ein Zeichen des Beifalls für das kokette Badekostüm erblicken zu dürfen, das sie ihrer Herrin ganz gegen sonstige Gewohnheiten zusammen mit allem möglichen anderen Frauentand gerade in der letzten Zeit aus der Hauptstadt hatte holen müssen. Und sie strich jetzt kunstfertig die letzte Falte an dem glänzenden Seidenstoff zurecht und schlug darauf vor Bewunderung die Hände zusammen: „Nein, wie Frau Gräfin wieder aussehen!" begeisterte sie sich ganz ehrlich. „Beinahe zu schade für das Wasser."

Das schmale Antlitz der Gefeierten jedoch verschattete sich noch tiefer, abwehrend bewegte sie die Hand: „Soll ich vielleicht in dem Aufzug öffentliche Vorstellungen geben?" verwies sie ihre Begleiterin, und unvermutet und ungewollt barst ihr plötzlich die Rinde des erzwungenen Schweigens und ein paar Tropfen ihres vergifteten Schmerzes drängten sich hervor: „Freilich, andere Damen erringen ja auf diese Weise ihre großen Erfolge," preßte sie sich ab. Kaum gesagt jedoch, so erschrak die Überraschte und ein schnelles Zittern erfaßte ihre Glieder.

Die schlaue Dienerin zwar, die, wie jede Frau, Freude an der Qual ihrer Geschlechtsgenossinnen empfand, überhörte diesen Einwurf oder wollte ihn nicht verstehen.

„Nun, gnädigste Gräfin," meinte sie und schnippte mit dem Zeigefinger leichtfertig gegen die angelehnte Tür des Karrens: „Zuschauer gäbe es schon."

„Wie? Wer? Was sagst du?"

Aus dem Elfenbeinantlitz der aus ihrem Gleichgewicht Gebrachten glitzerten ein Paar unruhige Schwarzaugen, eine wilde im Unmöglichen herumtaumelnde Vorstellung schien sie ergriffen zu haben. Willenlos krümmte sich der Körper der jungen Hebe zusammen und sie tastete, wie zu ihrem Schutz nach dem Bademantel.

Gleich darauf aber ließ sie ihn sinken. „Wer ist es?" fragte sie kurz und gezwungen.

Da lachte Agnes verschmitzt, denn ihr Instinkt verriet ihr deutlich, welcher täuschenden Hoffnung ihre Herrin soeben wieder unterlegen sei: daneben aber wurde ihre Neugierde gespannt, wie sich solch eine Stolze, Unenträtselbare wohl der Huldigung der Unreifen gegenüber benehmen würde? Es war doch gar zu hübsch, diese Verschlossenen, Unnahbaren immer wieder auf die Probe zu stellen: „Gott," entgegnete sie und zuckte wegwerfend die Achsel, obwohl ihr nicht das leiseste Muskelspiel des schlanken Körpers da vor ihr entging, „wer soll es sein? Die dummen Jungens! Die Primaner. Sie schwänzen wieder einmal, um Frau Gräfin schwimmen zu sehen. Darum liegen sie auch schon eine ganze Stunde lang in der glühenden Sonne."

„Jämmerlich."

In dem blutlosen Antlitz der Aristokratin stritten sich Scham, Triumph und eine schwere Enttäuschung. „Gib mir den Mantel!" sagte sie endlich und wickelte sich hastig in die dicke weiße Frottierhülle: „Dies ist nun das neue Geschlecht," setzte sie erbittert hinzu, wobei sie nicht mehr unterschied, an wen sie ihre Worte richtete, „das neue Geschlecht, auf das die Schwärmer so große Hoffnungen setzen. Torheit," sie senkte ungläubig das schwarze Haupt und scharrte mit dem schmalen Fuß über die Bastmatte, „es bleibt eben doch alles beim alten. Überall dieselbe schlechte, gärende Erde, aus der wir alle gemacht sind, alle, pfui!"

Damit wollte Sonja an der Klingelschnur ziehen, zum Zeichen, daß der draußen auf dem Karrenbock vor sich hinbrütende Kutscher das Gefährt nunmehr tiefer in das Wasser lenken sollte, als sie ganz unvermutet von einem völlig entgegengesetzten Beschluß daran gehindert wurde. Die schon erhobene Rechte erstarb in der Luft, ohne jeden Grund schleuderte sie plötzlich den Mantel von sich auf einen Stuhl, und während um ihre vollen Lippen ein trotziges, aufrührerisches und doch gequältes Lächeln irrte, streckte sie den schlanken Arm ungestüm nach der Tür aus: „Mach auf!" ordnete sie zur höchsten Befriedigung ihrer Zofe an, die kaum ein sichtbares Zeichen ihrer Zustimmung unterdrücken konnte, obgleich der Lauscherin gerade deswegen das Gehetzte und Besessene in dem Wunsch ihrer Herrin verborgen blieb. „Es nützt nichts, daß wir uns dem dummen Naturwillen widersetzen. Die einfältigen Bengel da draußen erkennen vielleicht besser das einzig Erreichbare. Vielleicht — vielleicht."

Von sich selbst bezwungen trat die Gräfin auf die erhöhte Schwelle.

Draußen Sonnengeflirr, warme, silberne, sich wiegende Luft und über den weißen Dünen der Millionentanz der Atome. Mit fester, meißelnder Hand strich das Licht über die schmalen, mädchenhaften Linien des sich ihm darbietenden Frauenkörpers. Der längliche Ausschnitt des Karrens faßte das Bild in seinen breiten, harten Rahmen.

Da schnellte es droben aus den Binsen auf, zuerst wie ein einzelner, scharfer Vogelschrei, dann ein vielstimmiges Jauchzen, Schmettern und Jubilieren, als ob eine Schar gewaltiger Lerchen gegen den Himmel stürme. Und plötzlich, da tauchten die jungen, glühenden Gesichter aus dem Schilfgestrüpp auf, ungestüm wirbelten die blauen Mützen in die Höhe, Beifallsklatschen scholl, fessellose Huldigungsrufe brachen sich Bahn, denn ach, der köstlich reine Morgen hatte der hingabebereiten Jugend eine unvergeßliche Offenbarung gespendet. Die Schönheit wandelte unter ihnen, das so heiß ersehnte, geheimnisvolle Wunder, und siehe, die Schönheit bedurfte weder Hüllen noch Schleier, und blieb doch hinreißend, unnahbar und ehrfurchtgebietend. Und diese Erkenntnis beglückte die der Reife Zustrebenden und wurde ihnen ein Fest.

Warum aber vermochte die also Gefeierte nur noch ein paar kurze, zögernde Schritte auszuführen? Weshalb vermochte sie um keinen Preis den Kopf nach den Begeisterten zu wenden und kehrte ihnen vielmehr den Rücken? Auch so meinte die Preisgegebene noch immer, daß lange spitze Pfeile ihren Leib durchschnitten, von überallher flog es auf sie zu, wie Vorwurf und Scham, und unvermittelt, schreckhaft begriff die junge Hebe, daß sie nicht geschaffen sei, ihren eigenen, trotzigen Gedanken nachzuleben. Nein, es blieb ihr etwas Ererbtes, Unüberwindliches verhaftet, gegen das all ihr Zorn und ihre Rachsucht vergebens ankämpften. Ein Widerstand regte sich in ihr, dumpf, schwer, bedenklich und furchtsam, ein Zwang, den sie verachtete und haßte, weil er sich schon am Anfang ihres Erwachens als eine verschlossene Tür zwischen sie und dasjenige gedrängt hatte, was sie in vergrübelten, heißen Stunden „das Letzte" nannte. Jene Pforte hatte sie auch für den Mann nicht zu entriegeln vermocht, der sie doch nach Recht und Sitte begehren durfte, und jetzt, nachdem sie endlich zu spät aufschloß, fand sie nichts, als Öde und Verlassenheit.

Zitternd hockte Sonja auf dem schmalen, gelben Streifen, einen unschlüssigen Blick warf sie noch auf die faule Stille der Wasserfläche, dann sank sie ohne ersichtlichen Grund auf die nackten Knie, zog die Beine an sich und wühlte sich ungestüm flüchtend in den feuchten, warmen Sand.

„Frau Gräfin," rief Agnes betreten.

„Ich bade heute nicht," murmelte die Liegende mit sich kämpfend, „ich mag nicht!"

„Ja warum denn aber nicht?" stotterte die Zofe und blieb ratlos stehen, da sie die innere Zerrüttung ihrer Herrin nicht gleich zu fassen vermochte.

Jetzt galt es einen leicht begreiflichen Grund auf sich herbeizuraffen, damit man sich vor der mißtrauischen Domestike keine Blöße gäbe. Verstört schlug die junge Gräfin die Augen auf, und während ihre Wange noch fest auf dem feuchtwarmen Pfühl ruhte, schweifte ihr Blick suchend, spähend über die unbewegte, glitzernde Scheibe. Nicht weit von ihrem Platz, noch in Rufweite, spritzte es hoch auf. Ein paar helle Arme schlugen dort das Wasser, grellrot tauchte manchmal ein überspülter Farbenfleck auf, und eine wirbelnde Furche zeigte einen schwimmenden Körper an.



Befremdet richtete sich Sonja empor, strich das schwarze Haar aus der Stirn, und während sie dabei die ungeschützten Jungfrauenarme hob, konnte sie dem Gefühl nicht wehren, daß sie fröstele.

„Wer ist das?“ flüsterte sie halb gegen ihren Willen, denn eine Ahnung verriet der Gespannten bereits die Gegenwart von etwas besonders Unwillkommenem und Widerwärtigem. Noch blasser wurde sie als bisher.

„Wer ist das?“

Da lächelte die braune Agnes vieldeutig und wiegte sich leicht in den Hüften. Im nächsten Augenblick freilich entgegnete sie so gleichgültig und gefällig, als wäre ihr keineswegs bewußt, welch ein zehrendes Schlangengift sie jetzt in die Adern der Gebieterin träufele.

„Oh, gnädigste Gräfin, das ist doch die Pakuscha!?“

„Ah — das also ist sie? Das Theaterluder? Die Dirne? Die Hetäre? Hat mein Vater noch immer nicht dafür gesorgt, daß man sie von hier fortjagt?“

Regungslos, starr aufgerichtet hockte die schwarze Gestalt auf dem Sande. Aus der Ferne sah sie aus, wie eine einsame, dunkle Stranddistel, die regellos und wild aus dem unfruchtbaren Boden aufgeschossen war. Tief und bohrend sanken ihre pechflüssigen Augen zurück, der rote Mund schien in dem schmaler werdenden Gesicht zu welken, und doch schleuderten ihre Lippen keineswegs irgendeine jener Beschimpfungen von sich, die sich so ungezähmt in der Aufgestörten gesammelt. Willenlos, schweigend, mechanisch strichen ihre Hände vielmehr an dem glatten Körper hinab, als gelte es jetzt, vor allen Dingen ihre Glieder zu betasten, die man gleichgültig weggeworfen und verachtet hatte. Erst nach geraumer Zeit löste es sich frostig und überlegt von ihr: „Lassen Sie mich — ich mag mit dem Frauenzimmer nicht ein Element teilen.“

Eine bestimmte Bewegung führte die Aristokratin aus, um der überraschten Begleiterin anzudeuten, daß die Gräfin hier das Gespräch zu beenden wünsche. Und nachdem sich die Zofe, der erhaltenen Weisung folgend, auf der Schwelle des offenen Badekarrens niedergelassen, schlenkerte die Unbeschäftigte leicht mit den Füßen und begann neugierig und verschmitzt an dem eben Erlebten herumzuzupfen. Unwillkürlich rückte dabei der Braunlockigen ihre eigene Vergangenheit näher, nach langer Zeit dachte sie wieder einmal daran, welche Gäste sich, bald zwangsweise und bald erwartet durch die braunlackierte Tür dort oben in ihr Mansardenstübchen gezwängt hatten, und wie sie wieder verschwunden waren, selbstverständlich und ohne Rücksicht, gleich Schatten, die sich weder halten noch wehren ließen. Über das unregelmäßige, ewig unterwürfige Gesicht der Dienerin glitt jetzt, wo es sich nicht beobachtet wähnte, ein düsterer Schein, das Kinn schob sich vor, und das immer schmollende Mündchen hätte beinahe laut vor sich hingesprochen: Es ist doch gut, daß auch solche Weiber einmal fühlen, wie es tut.

Aber gleich darauf blinzelte sie gleichmütig den sich heimlich davonschleichenden Schülern nach, schlenkerte mit den Füßen und vertiefte sich emsig in Berechnungen über Ausstattung und Hochzeit.

☆

Sonja lag und starrte in die blaßblaue Wölbung. Immer tiefer und unergründlicher zog sich die Kuppel zurück, je leidenschaftlicher die Sehnsucht ihr nachstrebte, und die kleinen silberzackigen Wolken, die zwischen der weichenden Höhe und der lichtüberspülten Erde segelten, sie zeigten nur die Unermeßlichkeit des Raumes.

Ein weher, spitzer Schmerz riß sich in die junge Brust, so stark und schneidend, daß sich ihre Glieder zusammenkrümmten. Die Zwiespältigkeit zwischen dem Gotterfüllten der Schöpfung und dem Jammer der Geschaffenen, sie schloß die Überwältigte von neuem in eiserne Arme und preßte ihr die zweifelnde Seele zusammen. Verloren, weggekrümmt, ein zertretener Wurm lag sie da und konnte es nicht fassen. So viel Höhe, Licht und unbetretene, lockende Ferne ringsum, am Firmament kreisten selbst am Tage das silberne und goldene System, die eine ewige Melodie rätselvoller Fragen vor sich hinsummten, und dieses Geschlecht hier unten blieb taub und unaufmerksam, weil es nur der einen Gier nach Fleisch und Fleischeslust unterworfen war. Männer, die ihre Weiber verließen, weil eine andere sich ihnen unverschämter oder willenloser offenbarte. Frauen und Mädchen, die nur darauf warteten, ihr Geheimnis zu verschleudern, sobald die erste Lockung frech und mit zudringlicher Gewalt ihnen den Weg sperrte, und überdies vor all jene taumelnden Füßen hingebreitet ein weicher Teppich zweideutiger Sittengesetze, der gerade den abschüssigen Pfad als sanfter und geebneter anpries, als alle anderen Erdenwege. Ruhelos hatte das Bacchanal durcheinander geirrt, kaum unterbrochen durch den wüsten Völkerwahnsinn, dessen letzte Ursache die ewige wilde Feier im Grunde doch bildete, und jetzt, nachdem sich die Versprengten wieder gesammelt, schrillte nicht abermals die ungebändigte, üppige Musik aus allen Ecken? Sieh doch, dort draußen die prachtvolle Frauengestalt!? Wie ruhig und gelassen schlugen ihre weißen Arme die laue Flut. Wie ebenmäßig! Natürlich, die Pakuscha kannte die Gesetze der Schönheit. Am Abend verkündete sie hier an der kleinen Fürstlichen Bühne, die doch nur durch die Unterstützung des Schloßherrn ein mühseliges Dasein fristen konnte, als Iphigenie auf Tempelstufen und unter gemaltem griechischen Himmel die unergründliche Läuterungskraft einer reinen Seele. Und eine Stunde später, dann balgten sich in einem ganz anderen Heiligtume ihre Verehrer um die Fetzen ihrer Priesterkleidung, dann fielen sie vor dem weißen Körper nieder und beteten ihn an. Immer und immer wieder bellte und wieherte das Tier seine Brunst wie seine Mordlust in alle Winde, während das lallende kaum verständliche Stammeln der Seele, das sich doch hie und da als eine Sprache vollkommenerer Geister bereits verloren unter den Völkern geregt haben sollte, unbeachtet wieder verkümmerte.

Überwältigt, völlig zerstoßen und zerschlagen von ihren beleidigten Vorstellungen wälzte sich dieses modisch gekleidete Menschenkind in ihrem enganliegenden Badekostüm über den Sand, ohne zu ahnen, daß nur ein Zufall, ja wie nur ein einziger verletzter Trieb sie auf Augenblicke dem gehaßten Reizen entzogen hätte. Und wie sie jetzt die Arme unter das schmerzende Haupt bettete, um sich inbrünstig, erdenflüchtig in die flimmernde, gläserne Halbkugel zu verlieren, schon damit sie das Plätschern und Jauchzen ihrer begünstigten Nebenbuhlerin nicht mehr länger aufzufangen brauchte, da war es ihr, als schlürfe sie endlich, endlich aus dem blauen Becher den erlösenden, entspannenden Heilstrank, der gerade jetzt von wütenden und prophetischen Sektierern der dürstenden Erde dargereicht wurde.

Vernichtung!

Zerschlagen alles Bestehenden.

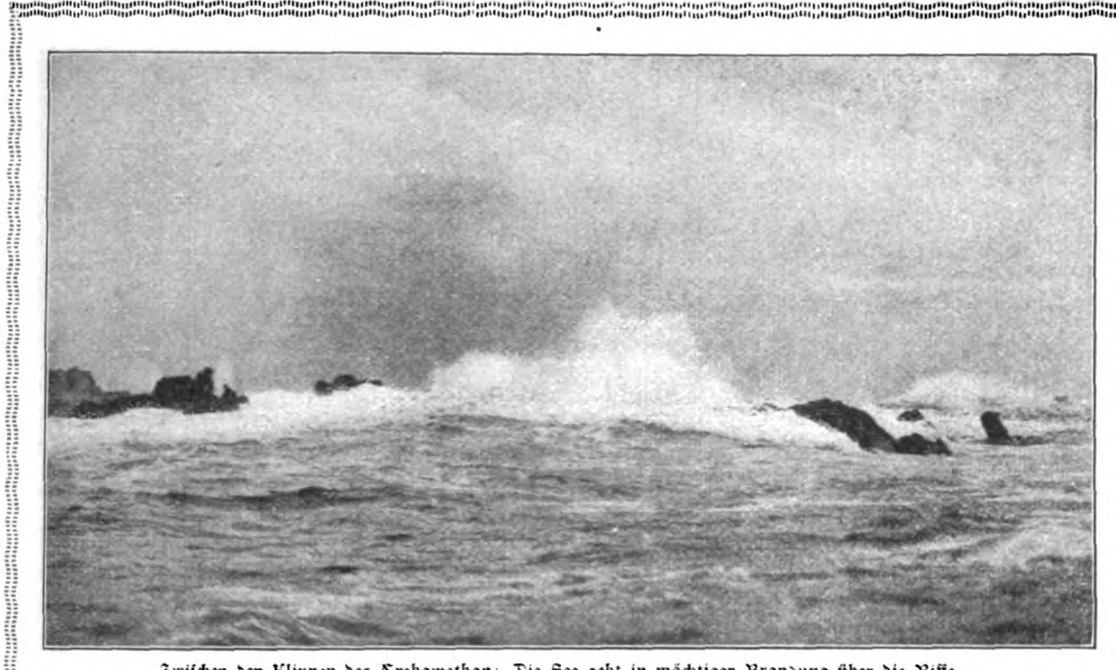
Eine Sintflut, eine See von Blut, in der alles Verdorbene untergehen würde. — Und dann — vielleicht — ein Neuanfang. Und das Auftauchen einer Insel der Unschuld. So lautete ja ungefähr die Theorie der Stürmer.

Vielleicht.

Aber doch zuerst Bestrafung, Rache, Ausrottung der Tierheit.

(Fortsetzung folgt.)





Zwischen den Klippen des Trebawethan: Die See geht in mächtiger Brandung über die Riffe.

Eine Fahrt auf Leben und Tod

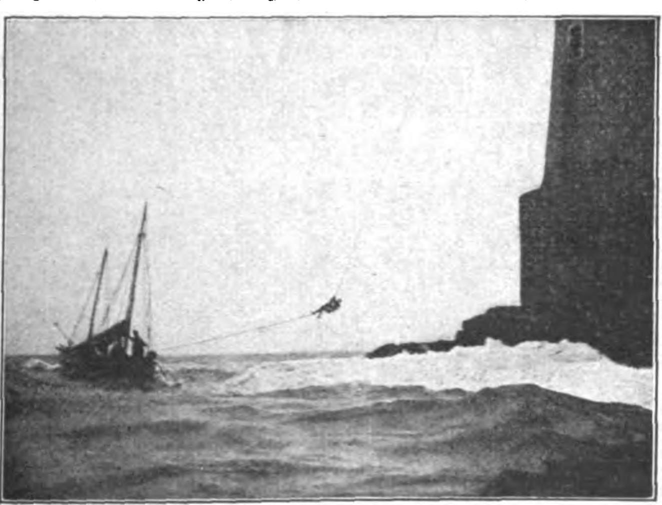
Aus den Erlebnissen eines Wellenphotographen

Von Franz Graf v. Larisch. (Mit neun Aufnahmen des Verfassers)

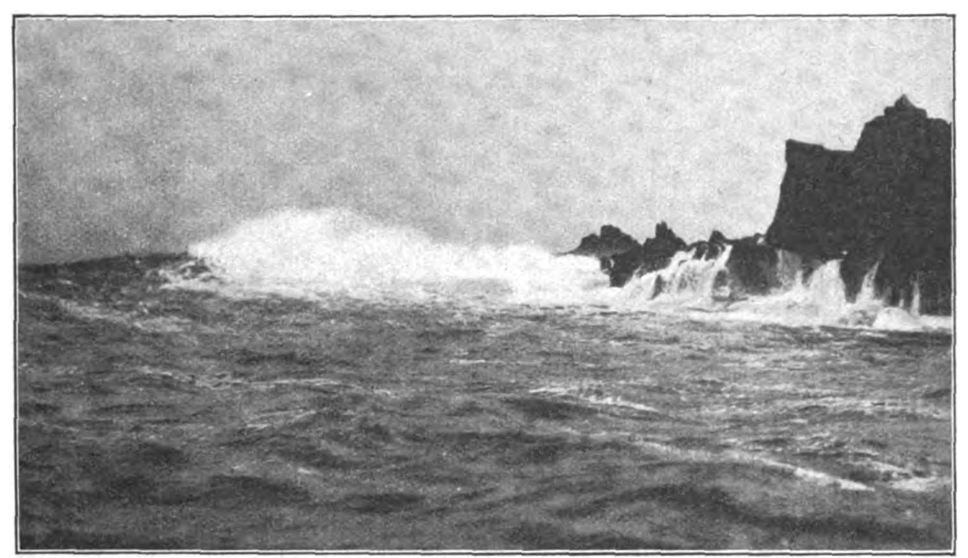
Von aller photographischen Arbeit, welche die großen Erscheinungsformen der Natur im Bilde festzuhalten bezweckt, ist die Wellenphotographie die schwierigste und gefahrvollste. Eine wissenschaftliche Sammelarbeit in dieser Richtung, die sich zur Aufgabe stellt, alle wichtigen Formveränderungen der Wellen festzulegen, kann den Wellenphotographen unerwartet und unfreiwillig in die schwierigsten Lagen bringen.

Ich hatte mir bei einem mehrmonatigen winterlichen Aufenthalt auf den Scilly-Inseln vorgenommen, die bedeutungsvollen Veränderungen photographisch darzustellen, welche die atlantischen Wellen erleiden, wenn sie aus dem tiefen Wasser auf den untermeerischen Sockel treten, welcher den Inseln vorgelagert ist. Eine große Zahl kleiner Inselchen, Felsklippen und Riffe zieht sich nach Westen um die Hauptinseln herum, sichtbare und unsichtbare Gefahren bildend. In den Wintermonaten ist nur selten Gelegenheit geboten, sich diesen Stellen zu nähern, denn jede auch nur mäßig hohe Dünung kann beim Passieren der untermeerischen Riffe plötzlich eine gefährliche Brandung bilden.

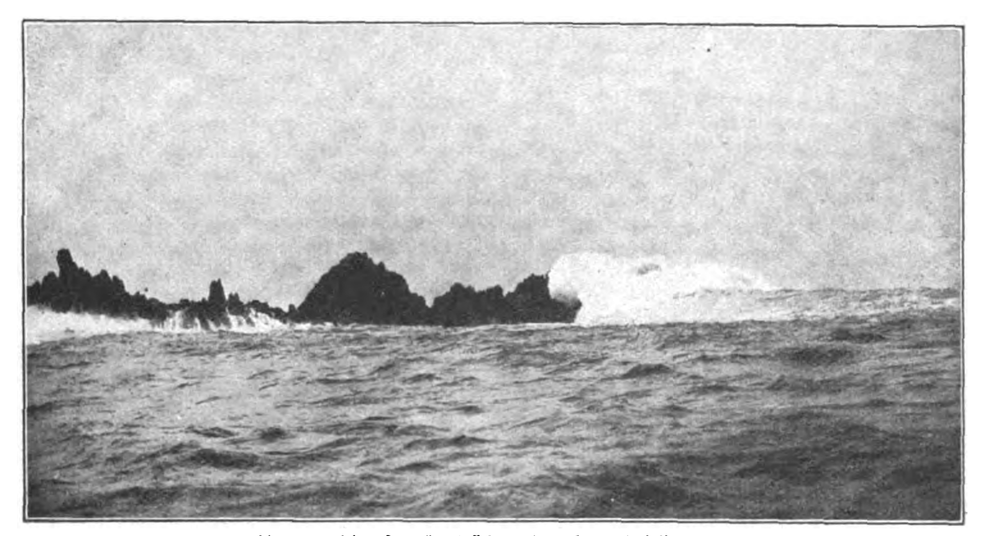
Mir stand damals zu meinen Untersuchungen ein seetüchtiges Motorboot zur Verfügung, dessen Motor allerdings nach altem System der Zündung mit Petroleumbrennern gebaut war und schon öfters diverse Mucken gezeigt hatte. Mein Ziel an diesem Tage war der berühmte Bishop-Rock-Leuchtturm, der fünf Seemeilen von der Hauptinsel St. Mary entfernt, als äußerster Vorposten auf seinem niedrigen Felssockel direkt aus dem Meere aufsteigt. Die Ablösung der Leuchtturmwärter kann nur bei entsprechenden Wind- und Seeverhältnissen vorgenommen werden, weil andernfalls das Ablösungsschiff nicht in die Nähe des Bishop-Felsens gelangen kann. Mein Freund Jim Lethbridge, ein alter erfahrener Fischer und erster Bootsmann des Rettungsdienstes von Scilly, führte mein Boot. Wir kamen vor dem Ablösungsschiff draußen an und mußten herumkreuzen und warten. Inzwischen fingen wir an, des Wetters wegen besorgt zu werden. Der Wind frischte auf und die Luft im NW sah drohend aus. Stürme pflegten hier rasch und unerwartet einzusetzen. Lethbridge drängte zur Heimfahrt, auch mit Rücksicht darauf, daß wir wohl einen Notmast, aber kein Segel mit uns hatten. Wir waren infolgedessen ganz auf unsern muckenreichen Motor angewiesen. Das Ablösungsschiff, ein Zweimastschoner, kam



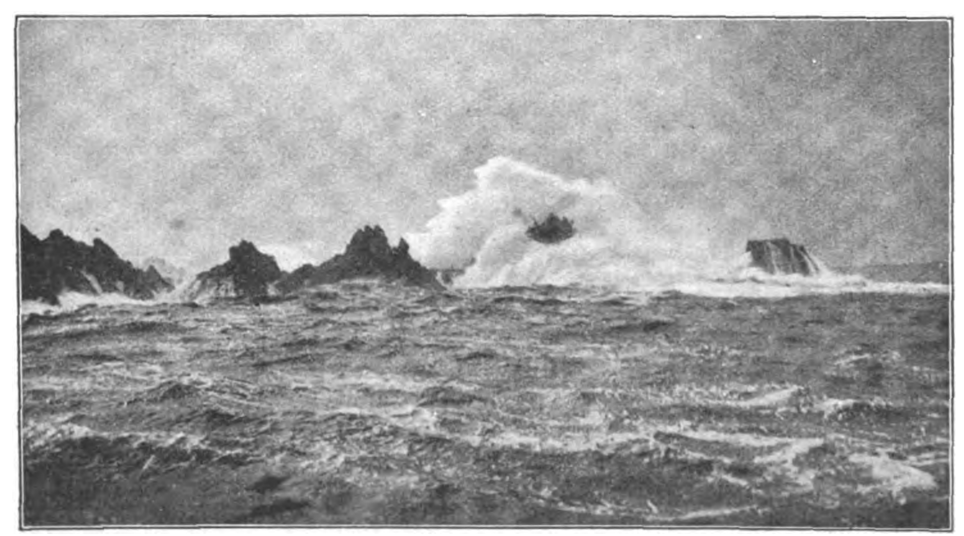
Die Ablösung der Leuchtturmmannschaft mit Hilfe der Hosenboje.



Wir treiben in der hohen See direkt an der Brandung und den Riffen vorbei.



Eine gewaltige See türmt sich an den Haycock-Riffen auf.

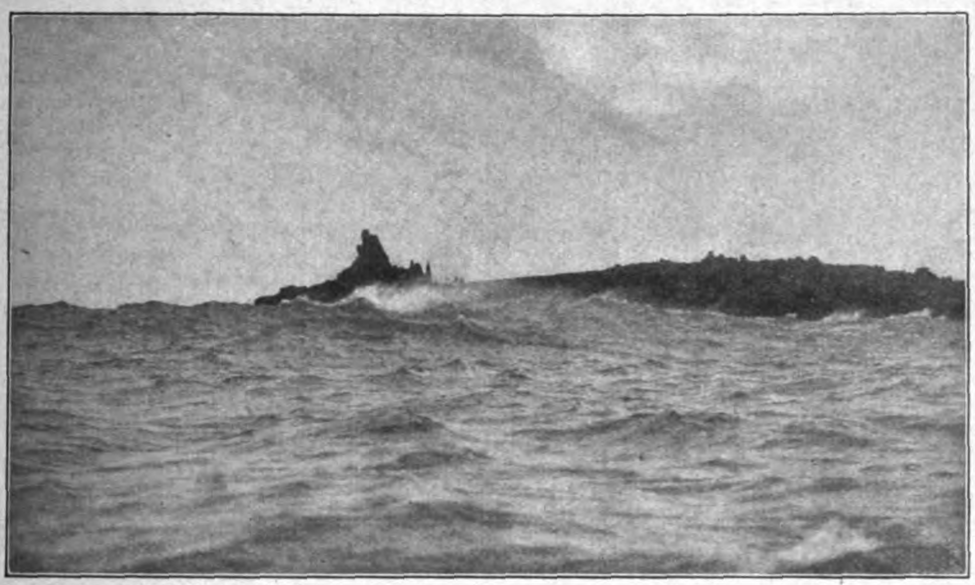


Dicht an furchtbaren Haycock-Riffen bei hoher Brandung.

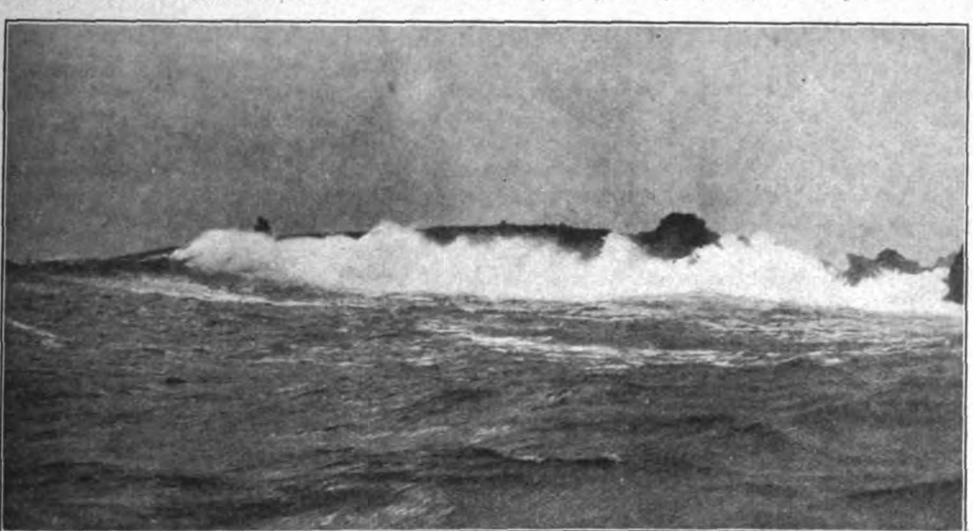
endlich nach langem Warten, gegen den Westwind aufkreuzend, heran. Da ich unbedingt die Ablösung und auch auf dem Heimweg den Seegang an und über den Riffen und Klippen photographieren wollte, brachte ich es fertig, Lethbridge zum Bleiben zu überreden. Ich ahnte allerdings nicht, welche Folgen dies für uns haben würde. Als der Schoner endlich herangekommen war, und die umständlichen Vorbereitungen zum Übernehmen der Leute getroffen waren, blies es schon kräftig aus NW und wir wurden in unserem kleinen Fahrzeug ordentlich herumgeworfen. Ich machte nun rasch einige Aufnahmen, als der erste Mann, in der Hosenboje sitzend, mittels Trossen und Winde vom Schiff nach der oberen Plattform des Turmes gezogen wurde. Dann setzten wir bei ständig zunehmendem Winde Kurs auf St. Mary. Wir waren eben an den berüchtigten Retarrier-Ledges vorbei, auf denen einst der Dampfer „Schiller" mit dreihundert Passagieren den Untergang gefunden hatte, als das Verhängnis über uns hereinbrach. Der Motor räusperte sich erst einige Male und blieb dann stehen. Ich legte dem einstweilen keine größere Bedeutung bei, weil der Motor



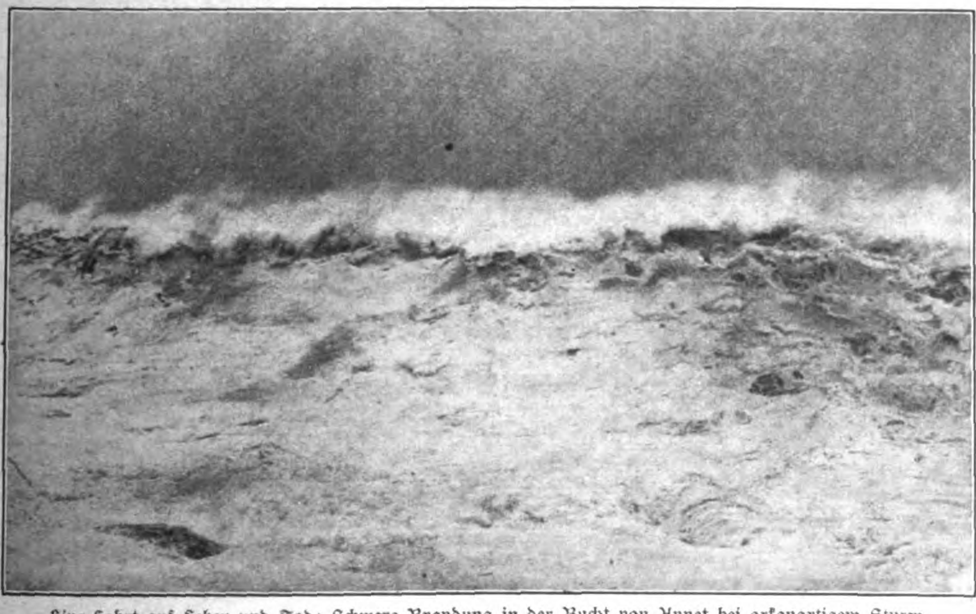
öfters stehen zu bleiben, aber meist ebensobereitwillig wieder anzugehen pflegte. Unheimlich war die Sache abertrotzdem, weil wir dabei rasch auf das an Steuerbord liegende Riff des „kleinen Crebawethan" zutrieben, dessen Spitzen drohend aus dem Wasser emporragten. Dann ging der Motor wieder an und wir kamen eine Strecke weit gut vorwärts, bis er plötzlich abermals stehenblieb. Wir waren uns der nun drohenden Gefahr völlig bewußt. Wind und Strom trieben uns rasch vorwärts, nur nicht in die gewünschte Richtung, sondern, falls wir das Boot nicht steuern konnten, direkt zwischen die Klippen des „Großen Crebawethan" hinein, der an Steuerbord voraus lag. Wir konnten nichts anderes tun, als uns auf Glück und Zufall verlassen, unbeschädigt durchzutreiben und so rasch wie möglich den Motor in Gang zu bringen. Lethbridge meinte, daß die Petroleumbrenner durch das lange Umherkreuzen mit halber Kraft beim Bishop-Rock verrußt seien. Bald schwammen wir auch mitten zwischen den todbringenden Klippen. Der Wind war bereits stürmisch und es lief eine rasch zunehmende, lange und hohe Dünung, die Vorbotin des nahenden Sturmes. Durch die



Schon zeigen die hohen Wellen die charakteristische Änderung der Form. Im Hintergrund die Insel Annet.



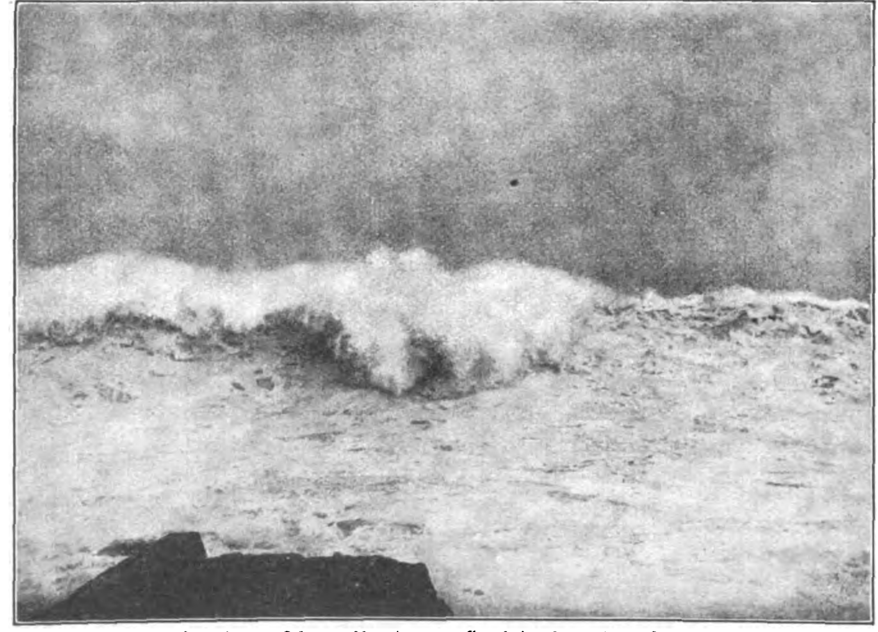
Brandung voraus bei der Fahrt in die Bucht von Annet.



Eine Fahrt auf Leben und Tod: Schwere Brandung in der Bucht von Annet bei orkanartigem Sturm am Tag nach der Strandung.

absteigende Bewegung des Wassers im Wellentale einer großen Welle wurde plötzlich dicht neben uns ein zackiges Riff entblößt, das wir vorher nicht gesehen hatten. Nur wenige Meter an Backbord entfernt rollte die See in schäumendem Bogen über die herausragenden Klippen; wir trieben mitten im Brandungsgischt. Es ist mir heute noch unbegreiflich, wie wir heiler Haut durchgekommen sind. Da ich vermutete, daß ich wohl nie wieder so dicht an ein solches Phänomen herankommen würde, machte ich eine Reihe von Aufnahmen. In dem Moment der höchsten Gefahr, als wir keine Bootslänge von einem greulichen Zacken in Lee entfernt waren (für ein treibendes Schiff liegt die Gefahr immer in Lee, d. i. da, wo der Wind hintreibt), ging der Motor wieder an, aber leider nur mit einem Zylinder. Lethbridge hatte die ganze Zeit, in der Motorkappe verkrochen, mit stoischer Ruhe an seinen Brennern gearbeitet. Unsere Lage war schlimm; wir befanden uns noch zweieinhalb Seemeilen von der nächsten bewohnten Insel, von St. Agnes entfernt, bei zunehmendem Wind und Seegang, inmitten eines äußerst schwierigen Fahrwassers mit einem nur ungenügend steuerbaren Schiff. Der zweite Zylinder war nicht zu bewegen, mitzutun. Vor uns lag die unbewohnte Felseninsel Annet, deren Nordseite wir in weitem Bogen hätten umfahren müssen, wegen der dort liegenden furchtbaren Haycock-Riffe. Wir konnten aber mit der geringen Kraft den richtigen Kurs gegen Wind- und Stromversetzung nicht halten. Unsere einzige Aussicht bestand darin, eine schmale Bucht an der NW-Seite von Annet zu erreichen, die sich unmittelbar an den westlichsten der erwähnten Haycock-Felsen anschließend ca. 300 Meter breit nach Süden erstreckt, und in der der Strand aus abgerundeten losen Steinen, den sogenannten Shingles, mit dazwischen verstreuten Felsblöcken besteht. Hier lag die letzte Hoffnung, daß es gelingen werde, wenn auch unter Verlust des Bootes, durch die Brandung lebend das Ufer zu erreichen. An allen übrigen Punkten der Insel wären wir rettungslos zerschmettert worden. Es handelte sich nun einfach darum, ob es möglich sein würde, den Kurs so weit luvwärts zu halten, daß wir nicht südlich von der erwähnten Bucht antrieben, sondern in dieselbe hineinsteuern konnten. Lange schien dies zweifelhaft zu sein; der Motor setzte noch mehrere Male aus und wir trieben oft mehr ab, als wir Fortgang erzielten. Es waren aufregende Augenblicke, denn ein Mißlingen bedeutete den sicheren Tod, und nur der beispiellosen Geschicklichkeit und Erfahrung dieses tüchtigsten aller Schiffer von Scilly ist es zu danken, daß wir endlich so weit windwärts standen, um in die Bucht abhalten zu können. Wir kamen dabei dicht an die äußersten Riffe der Haycocks vorbei und sahen mit Bewunderung, wie die Wogen in tosender Brandung an den Klippen emporstiegen.

Nun begann für uns der letzte Abschnitt, die Fahrt auf Tod oder Leben. Schon zeigten die Wogen die eigentümliche charakteristische Veränderung der Form; sie wurden immer steiler und ihre Kämme spitzten sich zu. Wenn schon hier im tieferen Wasser eine höhere Welle instabil geworden wäre und das Boot voll Wasser geschlagen hätte, wären wir unbedingt verloren gewesen. Bald hatten wir die ersten Brandungswellen voraus. Wir sahen, wie die hohen Wellen, die unter uns durchliefen, sich dicht vor uns mit flatternden Schaummähnen bedeckten und wir hörten den brausenden Rhythmus der gewaltigen Roller. Wir haben später unsere Empfindungen in diesen Augenblicken verglichen. Angesichts des Unabwendbaren hatten wir keine Angst, nur das Gefühl einer aufs höchste gesteigerten Spannung, was nun wohl mit uns geschehen würde. In Lethbridges wetterhartem Gesicht rührte sich kein Muskel; nur als ich meine treue Wellenkamera zur Hand nahm, um für den Fall des Gelingens die letzten Aufnahmen dieser unvergeßlichen Fahrt zu erlangen, sah ich ein grimmiges Lächeln um seine Lippen spielen. Dann begann der Endkampf. Eine von hinten auflaufende brandende Welle schlug das Boot halb voll Wasser und der Motor hauchte seine letzten Lebensgeister aus. Die nächste Welle legte das Fahrzeug quer zur See. Es gab einen heftigen Stoß, als wir zum erstenmal auf Grund aufstießen und eine schäumende Wassermasse stürzte über uns weg. Wir kamen aber auf dem Rücken eines mächtigen Rollers noch einmal frei und wurden in weitem Bogen nach vorn geschleudert. Dann saßen wir mit gewaltigem Krach fest. Im nächsten Augenblick waren wir aus dem Boot und bis an die Brust in der schäumenden Brandung. Da ich meine Wellenkamera um keinen Preis fahren lassen wollte und den schweren Apparat mit dem linken Arm halten mußte, war ich ziemlich behindert und hätte ohne meinen braven Freund wohl nie das Ufer erreicht. Er faßte mich am Kragen und wir schwammen mit mächtigen Stößen. Eine barmherzige Welle hob uns empor und warf uns auf den Strand. Halb betäubt gelang es uns doch, aufzukommen, ehe die nächste Welle uns wieder hinausgewaschen hätte. Durch knietiefes Wasser klommen wir, mit aller Macht gegen den abfließenden Strom ankämpfend, die Strandböschung hinauf. Dann waren wir gerettet.



Nach der Strandung: Schwere Brandungswellen bei orkanartigem Sturm auf Annet.

Draußen in der Brandung sahen wir bereits die Trümmer unseres Bootes treiben. Für mich war einstweilen die Hauptsache, daß meine Wellenkamera unbeschädigt geblieben war; die völlig wasserdichte Konstruktion hatte sich wieder einmal glänzend bewährt. Wir suchten einen geschützten Platz und zogen unsere durchnäßten Kleider aus, die wir zum Trocknen in den Wind hingen; einstweilen behielten wir nur unser Ölzeug an. Luft und Wasser waren ganz mild und wir froren nicht erheblich. Nur zu essen hatten wir nichts mit.

Die Nacht kam heran und mit ihr brauste ein gewaltiger Sturm über Meer und Inseln. Die Brandung donnerte gegen die Felsen, und mehrfach mußten wir bessere Deckung suchen, weil das Spritzwasser über die ganze nur 200 Meter breite Insel in dichten Schauern geweht wurde. Wir schliefen nur wenig, meist stapften wir hinter einem Felsen auf und ab, um uns warm zu halten. Wir dachten daran, daß drüben auf St. Mary unsere Freunde wohl in größter Besorgnis um uns sein würden.

Der Sturm wütete bis in die ersten Nachmittagsstunden des folgenden Tages. Es lief eine furchtbar hohe und wilde See; zeitweilig war das ganze Eiland in Wolken von Gischt gehüllt. In der Bucht, wo wir gestern gestrandet waren, gelangen mir mehrere Aufnahmen der heranrollenden, schäumenden Riesen. Gegen Abend wurde es still und auch die See nahm rasch ab. Wir besprachen die Möglichkeiten, fortzukommen; wir wußten, daß man nach uns suchen würde, sowie Wind und See es gestatteten. Für den Fall, daß der Seegang hoch blieb und eine Annäherung an die Insel unmöglich wäre, hätten wir allerdings nur mit dem Raketenapparat geholt werden können.

Die zweite Nacht war kalt und ungemütlich; ich schlief vor Hunger und Ermattung durch manche Stunden. Wir hatten aber Glück; früh am Morgen herrschte klares Wetter und die See war ziemlich ruhig. Lethbridge stieg auf den höchsten Felsen der Insel und schwenkte unermüdlich seine Jacke. Der Bishop-Leuchtturm bemerkte uns zuerst und signalisierte sofort: Schiffbrüchige auf Annet. Kurz darauf hörten wir die Kanonenschüsse von St. Mary und St. Agnes, die Signale für die Rettungsmannschaften. Auf St. Mary ahnten die Leute, daß es sich um uns zwei handelte, auf St. Agnes wußten sie nichts von unserem Abenteuer und dachten an ein gestrandetes Schiff. So kamen, wie immer, beide Rettungsboote heraus. St. Agnes langte natürlich zuerst bei uns an. An der mehr geschützten Ostseite der Insel konnten wir mit Hilfe eines Beibootes ohne besondere Schwierigkeiten an Bord genommen werden. So endete diese denkwürdige Fahrt. Ich hatte meine Wellensammlung um kostbare Stücke und meine Erinnerungen um einen unvergeßlichen Schatz bereichert.

Das Gleichnis vom blühenden Baum

Von Kurt Heynicke

Als Lun Yü, der Meister, seinen Tag erfüllt hatte, bewegte er sich abseits der Menge, um allein mit sich zu sein. Da er aber fühlte, daß Wang Yen, sein Lieblingsschüler, noch eine Frage in sich bewegte, neigte er sich zu ihm: „Sprich, Schüler!"

Über beiden wölbte sich ein blühender Baum, Liebling der Landschaft, Stätte der Verehrung für die Bauern der Gegend — Meister und Schüler hoben ihre Blicke in das sinnige Gewirr seiner Äste.

Da formte der Schüler das Wort: „Du sagst, Meister der Weisheit, alles um uns lehrt uns das Leben in uns. Und du sagst, daß ein Baum ist wie ein Volk. Aber meine Gedanken finden nicht bis zu dir. Belehre mich, Meister."

Lun Yü bog einen Zweig herab und hauchte über die Blüte: „Wo, Schüler, sitzt diese Blüte?" — „Meister, am Teil eines Zweiges." — „Recht. Und der Zweig?" — „Am Ast, oh Lun Yü." — „Schüler, und der Ast?" — „Am Stamm." — „Wohl, Schüler, und wohin senkt sich der Stamm?" — „Zu den Wurzeln, Meister!" — „Und diese?" — „Sie wuchten im Erdreich, Meister!"

Lun Yü atmete, dann fragte er weiter: „Lebt der Stamm ohne Wurzel?" — „Nein, Meister, wie könnte er?" — „Du sagst es? Und der Ast und der Zweig und die Blüte?" — „Nicht eins ohne das andere, mein Meister. Sonst wäre ja der Baum nicht Baum, und ohne einen Teil sind alle anderen Teile nicht Baum, sondern Teil des Baumes!"

Der weise Meister lächelte: „Jetzt stehst du am Tor der Erkenntnis, öffne es, oh Wang Yen! Nimm an, die Seele dieser Blüte denkt, welche Gedanken hegte sie wohl?"

„Also werden ihre Gedanken sein: Ich bin die Blüte, daher blühe ich."

„Und wie weit, Schüler, reicht der Kreis ihrer Gedanken?"

„Meister, bis zu dem Teil des Zweiges, an dem sie sitzt, denn dann hört sie auf, Blüte zu sein."

„Wohl Schüler, und Zweig und Ast und Stamm und Wurzel?"

„Sie denken: ich bin der Zweig, ich bin der Ast, ich bin der Stamm, ich bin die Wurzel. Daher trage ich Zweig Blätter und Blüten, daher trage ich Ast die Zweige, daher stoße ich Stamm in die Luft und halte die Äste, daher sauge ich Wurzel die Kraft aus dem Erdreich."

Lun Yü sah den Schüler an: „Nun, Schüler? Ist so der Baum nicht im Gleichnis ein Volk? Ein recht lebendes, ein hurtiges, ein vorwärtiges Volk? Ist der Baum nicht eine Unmenge von Denkwelten, wesentlich jede Denkwelt eine Tatwelt, eine Seinswelt in sich, aber dennoch verbunden zur Einheit des Baumes und also eins in der Erscheinung?

Siehe: Blüte ist das Wesen der Blüte, aber zugleich Wesensteil des Baumes. Zweig ist Wesen des Zweiges, aber das Wesen des Zweiges ist zugleich im Wesen des Baumes. Und so Ast und Stamm und Wurzel, ihre Wesenserfüllung ist zugleich Wesenserfüllung des Baumes.

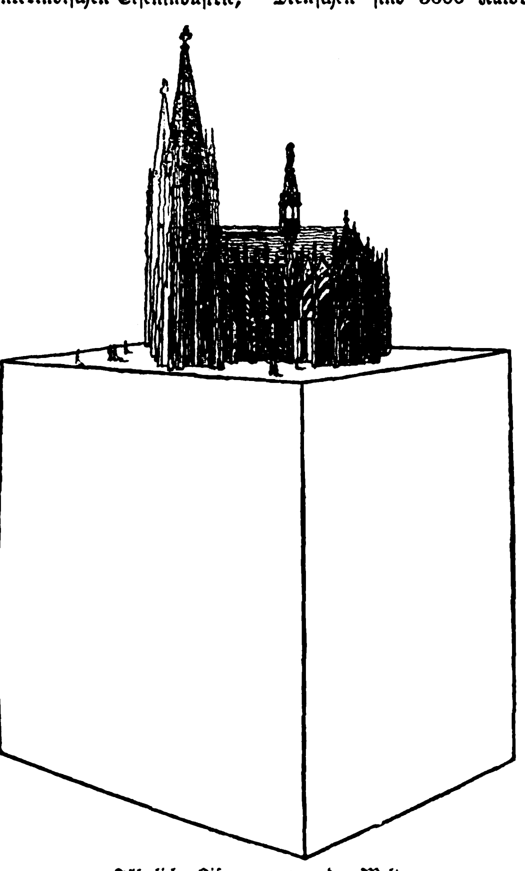
Wollten Blüte, Zweig, Ast, Stamm und Wurzel ihr Wesen nicht erfüllen, stürben sie ab, mit ihnen aber neigte der Baum sich zum Untergang. Blüte entwickelte sich nicht zur Frucht, Zweige verdorrten, Äste vertrockneten, der Stamm zermorschte und die Wurzeln faulten. Eines trägt das andere zum allgemeinen Leben. Eines aber trüge auch das andere zum allgemeinen Tod."

Also schloß Lun Yü. Abendwind sang in den Blüten. Insekten kehrten heim, ein Vogellied flatterte. Die Welt sank in Schlaf. Doch aus der Erde, der Allgebärerin, stieß Saft in den Baum. Gott schickte ihm Kraft, daß er lebte. Und alle Teile des Baumes reckten sich lautlos höher, immer höher ins Weltall, zu den Sternen, über die Nacht hinweg zum Morgen. Zum Morgen der Natur. Zum Frührot des Volkes.

Wissen und Leben

Die Welt-Eisenerzeugung

Die Eisen- und Stahlerzeugung der Welt hat durch die Kriegsbegebnisse eine so gewaltige Umwälzung erlitten, daß sie in Zukunft sich ganz anders als früher gestalten wird. Wie sich die Abtretung der Haupterzgebiete des Deutschen Reiches an Frankreich und Polen, wie sich der bedrohliche Aufschwung der japanischen und hinterindischen Eisenindustrie, der Erzgewinnung in China und Brasilien auswirken wird, ist gegenwärtig noch gar nicht zu übersehen. Es ist jedoch von Interesse, einen Blick auf die Verteilung der Eisengewinnung im letzten Augenblick der alten Weltverteilung, sagen wir in den Jahren 1918—1919, zu werfen. Spätere Zahlen geben wenig Gewißheit der Dauer, da sie durch politische Umwälzungen, Streiks, Arbeitslosigkeit, Neubegründungen und Umstellungen arg verwirrt sind. In den genannten Jahren betrug die Roheisenerzeugung der drei Haupteisenländer der Welt, Vereinigte Staaten, Deutschland und England zusammen rund 60 Millionen Tonnen. Die Stahlerzeugung der genannten Länder betrug fast 70 Millionen Tonnen (ihr Überwiegen über die Roheisenerzeugung kommt daher, daß dem Stahlprozeß außer dem Roheisen dauernd gewaltige Mengen Alteisen wieder zugeleitet werden). Unter Einschluß aller übrigen Erzeugungsländer dürfte die Roheisenerzeugung damals rund 70 und die Stahlerzeugung rund 80 Millionen Tonnen betragen haben. Wie soll man sich diese ungeheure Stahlmenge vorstellen? Sie würde, in metrische Verhältnisse umgerechnet, einen Würfel von weit über 200 m Seitenlänge bilden, und unsere gewaltigsten Baudenkmäler, wie z. B. der Dom zu Köln, würden neben oder auf diesen Block gestellt, ziemlich klein erscheinen. Und all dieser Stahl wird in einem einzigen Jahre nicht nur erzeugt, sondern auch verarbeitet — wahrlich wir leben im eisernen Zeitalter! Damals stand Deutschland noch an seiner beherrschenden Stelle hinter den Vereinigten Staaten und weit vor England, das kaum noch zwei Drittel der deutschen Stahlerzeugung lieferte. Würde aller im Jahre 1918 in Deutschland erzeugte Stahl, etwa 15 Mill. Tonnen, zu einem rechteckigen Barren zusammengeschmolzen, derselbe würde bei 100 m Breite und Dicke eine Länge von fast 200 m besitzen und reichlich das dreifache Gewicht der größten Pyramide des Niltales aufwiegen.



Jährliche Eisenerzeugung der Welt

Aus dem Sowjetparadies

Angesichts der Unübersichtlichkeit des räterussischen Währungssystems, das Zahlungsmittel verschiedener Jahrgänge kennt, hat die „Ekonomitscheskaja Shisn“ den Versuch übernommen, „um dem Ausländer ein Bild unserer Wirtschaftslage zu geben“, die Marktpreise für die wichtigsten Nahrungsmittel in Moskau in der deutschen Währung anzugeben. Die Zusammenstellung lautet nach dem offiziellen Kurs der deutschen Reichsmark bei der Russischen Staatsbank: Ein Kilo Weizenbrot 387 Mark, ein Kilo Roggenbrot 112 Mark, ein Kilo Kartoffeln 75 Mark, ein Kilo Rindfleisch 770 Mark, ein Kilo Naturbutter 1345 Mark, ein Kilo Zucker 1030 Mark, eine Schachtel Streichhölzer 6 Mark, ein Paar Stiefel 11450 Mark. Das Minimum des Monatsbedarfs eines ausgewachsenen Menschen sind 3600 Kalorien Nahrungsmittel; diese kosten 10625 Mark. Das sind also die Lebensunterhaltungskosten eines Menschen in Moskau ohne Wohnung, Heizung, Beleuchtung und Kleidung.

Die Planetenjahre

Eine schnellebige Zeit herrscht auf dem der Sonne nächsten Planeten, dem Merkur, denn das Jahr dauert dort bloß 88 Tage; in dieser Zeit vollendet der Merkur seinen Umlauf um die Sonne. Schneller alt als auf der Erde wird man auf der Venus, denn hier dauert das Jahr 224 Tage und 17 Stunden. Auf dem Mars beziffert sich das Jahr auf 1 Jahr 321 Tage und 17 Stunden. Auf dem Jupiter vergehen 11 Jahre 314 Tage, ehe man wieder Neujahr feiern kann, auf dem Saturn 29 Jahre 167 Tage, auf dem Uranus 84 Jahre 27 Tage, auf dem Neptun 164 Jahre und 280 Tage.



Unser Blut

Auf einen Kubikmillimeter Blut — das ist ein Tröpfchen von der Größe eines Stecknadelkopfes — kommen beim Manne durchschnittlich 5000000 rote und 10000 weiße Blutkörperchen, bei Frauen nur $4^1/_2$ Millionen.

Einst und jetzt

Man konnte kaufen:

Für	Einst	Jetzt
1000 ℳ	12 Anzüge	1 Weste
900 ℳ	1 gutes Klavier	1 Paar Kinderschuhe
800 ℳ	100 Mastgänse	1 Herrenhut
700 ℳ	5 Kilo Feinsilber	5 Kilo Blei
600 ℳ	1 Motorrad	1 Kilo Baumwolle
500 ℳ	1 Wohnungseinricht.	2 P. wollene Frauenstrümpfe
400 ℳ	1 Milchkuh	1 Pfund Butter
300 ℳ	1 Wagg. Kartoffeln	20 Eier
200 ℳ	1 Monat Badereise	einmal Übernachten
100 ℳ	1 Nähmaschine	eine halbe Rolle Garn
75 ℳ	1 Ruderboot	1 Kragen
50 ℳ	1 Damenkleid	1 Taschentuch
10 ℳ	1 Kubikm. Brennholz	1 Bleistift
5 ℳ	1 Nickeluhr	1 Päckchen Stecknadeln
4 ℳ	1 Kiste m. 50 Zigarren	1 Zigarette
3 ℳ	5 Zentner Briketts	$1^1/_2$ Schachteln Zündhölzer
1 ℳ	1 Mittagsmahl	1 Nagel

Hafis-Legenden • Von Karl Heckel

Der Derwisch

Ein Derwisch kam zu Hafis, als die Sonne aufging, und fragte: „Warum lachst du, Hafis?“

„Weil es Morgen ist,“ antwortete der Dichter. Und der Derwisch kam wiederum, als die Sonne im Zenit stand, und fragte: „Warum lachst du, Hafis?“

„Weil es Mittag ist,“ antwortete der Dichter.

Und der Derwisch kam zum dritten Male, als die Sonne unterging, und fragte: „Warum lachst du, Hafis?“

„Weil es Abend ist,“ antwortete der Dichter.

Der Derwisch aber dachte bei sich: er ist ein Schelm, ich will ihn überlisten. Und er kehrte abermals wieder; dieses Mal zu einer Stunde, die mittendrinnen lag zwischen Morgen und Mittag, und rief schon von weitem, als er Hafis sitzen sah am Brunnen zu Schiras: „Warum lachst du, Hafis?“

„Weil ich dich kommen sehe,“ antwortete der Dichter.

Und nach einer Weile, als jener sich trotzig vor ihn stellte und ihn wiederum fragend anschaute, da antwortete er: „Weil ich dich bei mir sehe.“

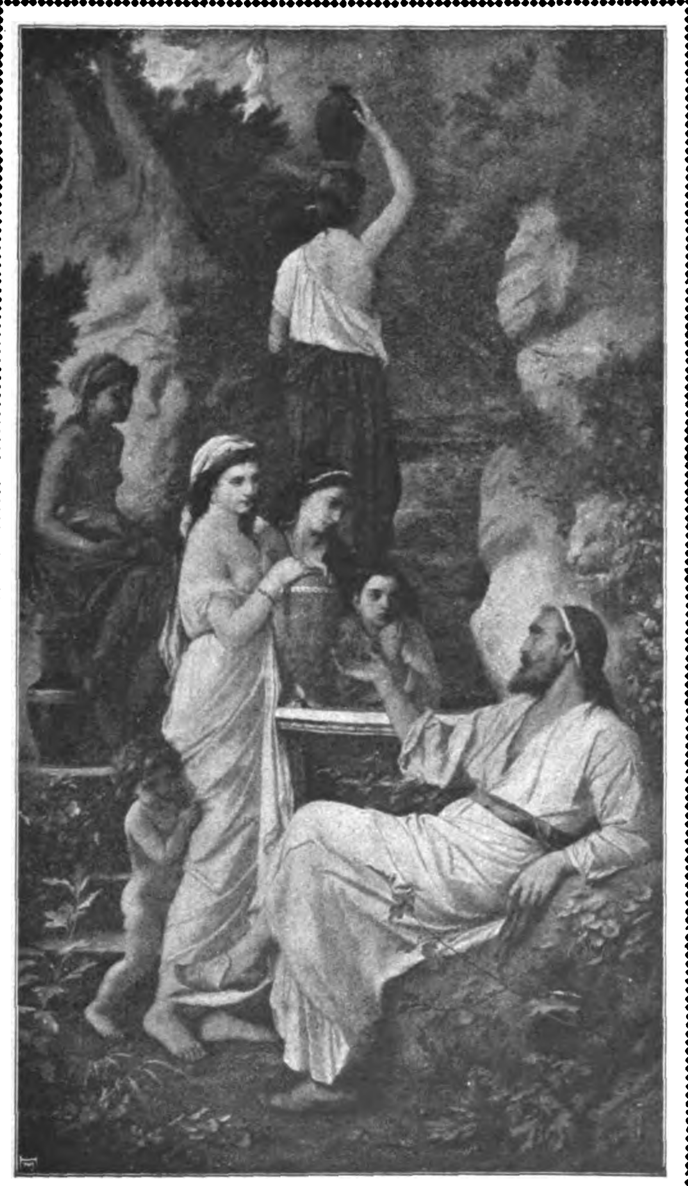
Ärgerlich wendete der Derwisch als ein Griesgram die Schritte, dann aber übermannte ihn der Zorn, er drehte sich noch einmal um, stampfte mit dem Fuße und rief: „Warum lachst du, Hafis?“

„Weil du fortgehst,“ antwortete der Dichter und tauchte seine Hände in das Wasser des Brunnens. Kaum aber hatte der Derwisch ihn verlassen, als er ihn freundsam zurückrief und also sprach: „Ich will dir einen Trost mitgeben auf den Weg. Auch ich möchte zuweilen klagen und trauern als Mensch; aber als Dichter lache ich allezeit in Freudigkeit. Denn ich weiß, ein jeder Tag umfaßt von neuem: Morgen, Mittag und Abend. Und in jedem Augenblick liegt von neuem: Anfang, Höhe und Vollendung. Und weil ich dies weiß, nennt man mich Mohammed Schemseddin, das ist: die Sonne des Glaubens. Und weil ich als Dichter lache in meinem Glauben und in Freuden singe ob meines Glaubens, nennt man mich Hafis, das ist: der Bewahrer der Seligkeit.“

Da kreuzte der Derwisch die Arme und lobpreiste den Gott des Lichtes, der da ewig war und währt als Gott der Freude.

Dilaram

Und wiederum saß Hafis am Brunnen zu Schiras und sah in dessen Spiegel. Denn Hafis liebt es, die Dinge im Spiegel zu sehen. Den azurblauen Himmel, oder die weißen Wolken, die über den Brunnen hinwegzogen, die glitzernden Sterne, oder am Morgen das Antlitz der Mädchen, die mit irdenen Krügen zum Brunnen kamen, um Wasser zu schöpfen.



Hafis am Brunnen. Gemälde von Anselm Feuerbach.
Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Sinnend saß Hafis. Denn die Eltern eines Mädchens und ihre Sippen waren bei ihm gewesen und hatten ihm ihre Sorgen geklagt.

„Als sie geboren wurde,“ so sprach der Vater, „da nannte ich sie Dilaram, denn ich wünschte, daß sie die Herzensruhe besitzen möge, wie es der Name besagt. Und als sie Jungfrau wurde, da versprach ich sie einem edlen Jüngling, denn ich wünschte, daß sie glücklich werde. Er liebt sie. Auch ihr gefiel er wohl. Da aber lauschte sie den Märchen und Geschichten, die du erzählst am Brunnen, und freute sich der perlenden Lieder, die du wie glitzernden Tau an alle Dinge heftest, und lernte dich bewundern und verehren, wärmer als ihr ziemt. Und seitdem meidet sie den Geliebten und schweigt in unserem Kreise. Liebst du sie, Hafis, so mache sie zu deinem Weibe. Liebst du sie aber nicht, so heile sie von ihrem Sehnen und Leiden.“

So hatte der Vater gesprochen. Sinnend saß Hafis und gedachte dieser Worte.

Den Weg, der auf Stufen über die grauen Felsen des Berges herniederführt, kam Dilaram. Bald vernahm er den silbernen Wohllaut ihrer Stimme und sah im Spiegel des Wassers den Liebreiz ihrer Jugend. Aber auch sein eigenes Bild sah er im Spiegel des Wassers und die weißen Silberfäden, die in seinem schwarzen Barte sich zeigten.

„Hafis," sprach das Mädchen zagend, „willst du mir heute keine Geschichte erzählen?"

„Ich will in einem Gleichnis zu dir reden," antwortete Hafis. „Siehst du diesen schillernd hellen Stein? Ich fand ihn hier auf dem Troge des Brunnens."

Das Mädchen betrachtete den Stein und sprach: „Es ist ein Kiesel, wie deren viele auf dem Wege liegen, der von Schiras nach Mosella führt."

„Und doch freute ich mich, als ich ihn fand," fuhr Hafis fort. „Sieh, ich werfe ihn in den Brunnen, und nun ersteht ein Kreis im Wasser und ein zweiter und ein dritter, siehst du, und immer neue weitere im Spiegel der Flut. Das ist schön, Dilaram. Und wie der Spiegel des Wassers, so ist die Seele des Dichters. Alle Dinge sind ihm wie jener Stein. Fällt eines in seine Seele, so erzeugt es Bilder in seiner Seele, wie der Kiesel beim Fall in den Brunnen. Ob er groß oder klein ist, der Kiesel, ob man ihn schön oder häßlich nennt, nicht frägt der Dichter danach, denn lieb und wert gilt ihm alles, das Bilder erzeugt in seiner Seele."

„Aber der Stein," fragte Dilaram, „der Stein, der in deine Seele fiel?"

„In den Brunnen, wolltest du sagen, Dilaram," antwortete Hafis. „Der Stein? War er groß oder klein, war er hell oder dunkel? Ich habe sein vergessen, ob der Ringe im Wasser. Er war meinem Gedächtnis entschwunden, noch ehe die Ringe im Wasser verschwammen. Sieh her, glatt und klar liegt der Spiegel des Brunnens, bis wiederum ein Kiesel..."

Da atmete Dilaram schwer, füllte schweigsam ihren Krug, stellte ihn auf ihr rundliches Haupt und trat mit leisem Gruße den Heimweg an, der auf Stufen über die grauen Felsen des Berges führt.

Hafis schaute ihr lange schweigend nach. Dann aber wendete er sich weg, daß keiner die Perle sehen konnte, die in seinem Auge erglänzte.

Nureddin

In Ispahan wohnte ein Gelehrter namens Nureddin. Er war niedrigen Geistes, denn sein Herz war eng und sein Sinn beschränkt; aber sein Wissen war groß.

Er wußte, was in jedem der hundertvierzehn Suren des Koran zu lesen ist und desgleichen in der Thora, der Sunna und in allen gelehrten Büchern. Und er wußte zu sagen, welche seiner Worte Mohammed in Dattelpalmblätter geritzt hatte, die er in Steintafeln gegraben, in Kamelfelle eingebrannt, oder welche davon er in Knochen geschnitten hatte. Er wußte nicht nur, daß Abdallah und Amina die Eltern Mohammeds gewesen und welche Namen seine sechs Kinder führten, sondern er konnte auch lehren, daß die Amme des Propheten Halima geheißen und woher sie stammte. Und er wußte, daß Mohammeds Haar zwar gekräuselt, aber nicht gelockt war, und nannte siebzehn Sätze zum Beweise.

Nureddin hatte viele Schüler. Und da er eitel war, verstand er es, sie zu Herolden seines Ruhmes zu erziehen. Er sprach gering von allen Menschen, die kein gelehrtes Wissen hatten, und spottete der Dichter.

„Sie besingen Sterne und Steine," pflegte er zu sagen, „ohne zu wissen, wie man sie benennt. Sie sagen Dinge, die sie selbst ersinnen und nicht zu belegen wissen."

Auch von Hafis dachte er gering. Aber er überlegte bei sich: lernte Hafis mich kennen und sänge er mein Lob, so nützte das meinem Ruhm für alle Zeiten. Und darum entschloß er sich, mit einigen Schülern nach Schiras zu reisen. Als sie in Mosella angekommen waren, sprach Nureddin also zu seinen Schülern:

„Ihr werdet in der Stadt wohl auch Hafis sehen. Aber ich fürchte, er wird euch arg enttäuschen. Wohl kennt er den Koran und weiß ihn auf seine Weise zu deuten. Aber der Umfang seines Wissens ist gering, ich bezweifle sogar, ob er meinen Namen und meinen Ruhm kennt, obwohl man mich den ‚Fürsten der Weisheit' nennt."

Diesen Namen zwar hatte er bei sich selbst erfunden. Aber da jeder Schüler erschrak und vermeinte, nur er habe ihn noch nicht vernommen, riefen alle in gleichem Atem: „Ja, mein Lehrer, so nennt dich alle Welt."

Und einer eilte voraus nach Schiras, um Hafis die Ankunft des „Fürsten der Weisheit" zu verkünden. Als Hafis an der Ruhmredigkeit des Schülers die Eitelkeit des Lehrers erkannte, antwortete er lachend: „Es gibt Gelehrte, die sind wie Schläuche; hat man sie mit Wein gefüllt, so geben sie Wein, und hat man sie mit Wasser gefüllt, so geben sie Wasser."

Der Schüler, der gewohnt war, daß man seinen Lehrer lobpreise, nahm auch diese Worte als Lob und eilte zurück zu Nureddin, um ihn zu Hafis zu geleiten.

Die Morgensonne leuchtete, als Nureddin zu Hafis kam. Hafis saß am Brunnen zu Schiras. Mädchen und Jünglinge saßen in seiner Nähe, daß er sie labe mit Worten und Liedern.

Nureddin aber nahte feierlich wie ein Scheik und sprach: „Um meine Achtung dir zu bezeugen, Dichter Hafis, will ich dir gestatten mein Wissen zu prüfen und zu erforschen. Das Schwerste selbst fällt mir leicht."

Da lächelte Hafis und sprach: „Unbescheiden müßte ich mich nennen, zweifelte ich an dem Reichtum deines Wissens, noch daß einem Gottsucher wie dir, viele Fragen im Herzen liegen. Frage, Nureddin."

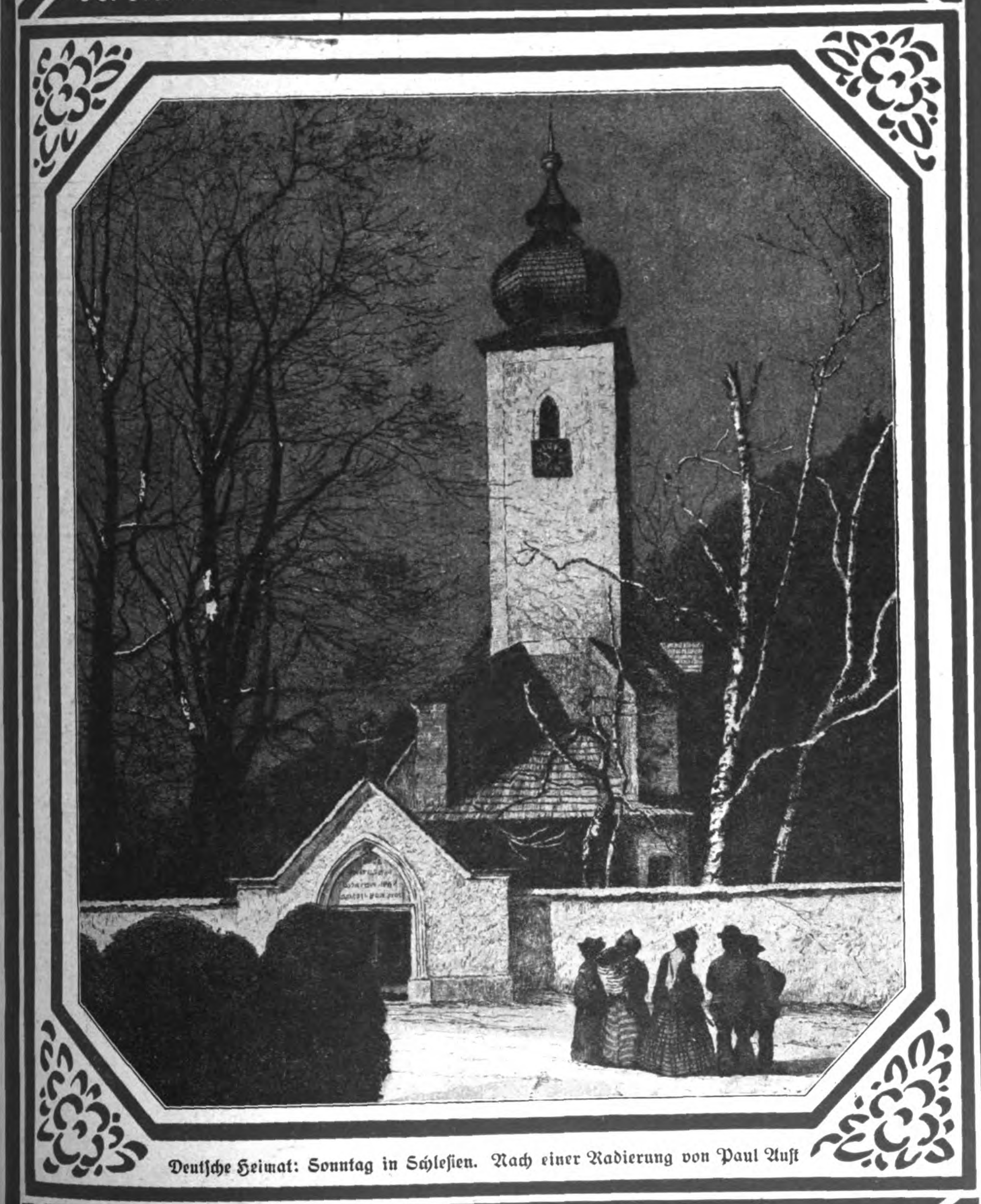
Ein jeder, der sie hörte, freute sich dieser Worte. Nureddin aber wurde rot vor Zorn und Ärger, denn so wenig er je um eine Antwort verlegen war, so lag doch keine einzige Frage in seinem Herzen. Verwirrt stand er eine Weile; dann aber wendete er sich zu seinen Schülern und sprach: „Nicht ziemt es uns, am Brunnen zu stehen zu Schiras. Wünscht Hafis einen gelehrten Disput mit mir, so weiß er mich zu finden in der Moschee zu Tebris."

Hafis nickte gelassen und freundlich und erwiderte: „Wenn du mich rufst, will ich kommen, aber bedenke wohl, antworten ist leicht, fragen, Nureddin, ist schwer. Antworten ersinnen die Menschen, Fragen legen ihnen die Götter in das Herz."

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Reclams Universum

39. JAHRG. HEFT № 3



Deutsche Heimat: Sonntag in Schlesien. Nach einer Radierung von Paul Aust

HEFTPREIS 20 M. AUSSCHL. BESTELLGELD

Moderne Illustrierte Wochenschrift

Wichtige Mitteilungen für Postbezieher!

1. Meldungen über nichteingetroffene Hefte sind innerhalb 8 Tagen an das zuständige Postamt (nicht an den Verlag) zu richten.
2. Bei Wohnungsänderungen müssen Überweisungen der Zeitschrift an eine andere Postanstalt vom Bezieher beim bisherigen Postamt gegen eine Überweisungsgebühr von Mk. 4.— beantragt und die neue Adresse dem Verlag mitgeteilt werden.
3. Für neu hinzutretende Bezieher werden auf Antrag beim zuständigen Postamt bereits erschienene Hefte eines laufenden Vierteljahres gegen eine Nachlieferungsgebühr von 50 Pf. nachgeliefert.

Geschäftsstelle von Reclams Universum

Das Mädel am Bach

Nach einem Gemälde von Prof. Ludwig v Zumbusch

Mit freundlicher Genehmigung des Hofverlegers Georg W. Dietrich in München



DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

So lag das Fürstenkind und wühlte sich in Glück und Zufriedenheit ein, indem es sich eins wähnte mit den Lehren und Hoffnungen seiner kreisenden Zeit. Geschwungene Hacken, pfeifende Beile und mähende Sensen ahnte sie um sich her, und es dämmerte ihr, als habe sich ein Teil der Menschheit eigens für ihr bedrohtes Frauentum erhoben, für das Schicksal der kleinen Gräfin von Kottum. Und das Eingereihtsein in eine solche Helferschar verlieh ihr eine nieempfundene Bedeutung. Ein befriedigtes, grausames Lächeln ging um ihre vollen Lippen. Wohlig dehnte und reckte sie sich in der Wärme.

So konnte es geschehen, daß die Entrückte lange Zeit das Fauchen und Knattern eines Motors drüben auf der See überhörte, obwohl es sich immer schlagender und härter näher arbeitete. Allmählich jedoch mußte das abgehackte Geräusch trotzdem störend an das verschlossene Gedankenhaus der Träumenden hämmern, denn Sonja fuhr auf, und der erste Blick verriet ihr, wie ein schmales, grün angestrichenes Motorboot aus den schwarzen Schatten des Hundsrückens in spitzer Pfeilfahrt dem gelben Strandstreifen zuflitzte. Hinten am Steuerbord zeichnete sich ein geduckter, barhäuptiger Männerkopf ab, und es war unverkennbar, daß der Lenker sein schnelles Fahrzeug in gerader Linie auf die badende Schauspielerin zuhielt.

Also abermals ein Bewunderer der entgegenkommenden Iphigenie. Selbst in diesem kleinen spießbürgerlichen Flecken wagte sich trotz Not und Bedrängnis die Verachtung jeder Hemmung bereits am lichten Tage und ohne jede Rücksicht hervor. Gereizt biß sich die Gräfin auf die Lippen, und ihr schmales Gesicht verzerrte sich höhnisch.

Wer mochte wohl der Besitzer jenes kostspieligen Bootes sein?

Neugier stritt in der Beobachterin gegen ihre natürliche Würde, und doch wäre sie am Ende wohl ihrem zwingenden Drang unterlegen, wenn die unbeschäftigte Zofe nicht einer Frage zuvorgekommen wäre. Schon längst hatte die noch immer auf ihrer Karrenschwelle Hockende den Flug des grünen Pfeils verfolgt, jetzt, als sie die gespannte Bewegung ihrer Gebieterin bemerkte, griff die Braune erfreut nach der Gelegenheit, sich ein wenig über ihre Mitmenschen zu äußern: „Ach, das ist ja der Doktor Gerber vom Markt," erklärte sie, stolz auf ihre ausgebreitete Bekanntschaft, und legte dabei die Hand über die Augen, um angestrengter nach dem Fahrzeug ausspähen zu können. „Denken Sie sich doch, gnädigste Gräfin, der schnurrige Mensch hat sich eine Art Holzhütte mitten im Wald auf dem Hundsrücken bauen lassen und bringt nun ganze Nächte dort allein zu."

„Das ist also mein Rechtsbeistand? Das ist er?" entglitt es der Fürstentochter, und eine schwere Enttäuschung ließ ihr wieder das Herz stocken, da sie den Mann, der nach dem Willen ihres Vaters in kurzer Frist ihr Schicksal entwirren und reinigen sollte, selbst auf der allgemeinen, unsauberen Fährte dahinschießen sah. Und ein solcher Mensch, dem heiligsten Beruf verschworen, so zuckte es ihr durch den aufgewühlten Sinn, er scheut sich nicht, am offenen Tage mit der Pakuscha seinen Spaß zu betreiben, mit ebendemselben Geschöpf, von dem er doch wissen mußte, daß es die Störerin ihres Friedens geworden? Verworren, und nun gänzlich aus der Bahn geschleudert, führte die Haltlose einen Finger an die Schläfe, und während sie unaufhaltsam in eine schwärzere Tiefe hinabwankte, schrie ihre innere, rettungsbedürftige Stimme kläglich nach Recht, Sauberkeit und unbestochenem Verständnis. Wo fanden sich die? Waren denn auch diese letzten Balken und Stützen in dem jämmerlichen Gebäude bereits vermorscht? Jetzt wanderten ihre entsetzten Augen beinahe schielend umher. „Dann freilich," gärte es in ihr, „dann würde es hohe Zeit, daß man die Vernichter selbst herbeirief, dann mußte man ihnen vielleicht die eigene schwache Hand zum Bunde bieten, und ihre Fackel sollte die erste sein, die dort hinten in das rotgelbe Schloß flog, wo all die Unzucht ihren Anfang genommen." Und die Phantasierende bohrte aufgerichtet ihre Knie in den Sand, und ihre düstere Einbildungskraft taumelte durch die Zeiten. Einen Kreis der ihr Nächsten stieß sie zusammen, belud sie mit Ketten und zerrte sie hohnlachend aufs Blutgerüst. Ihren vergnügungssüchtigen Vater, den verschollenen Bruder, die beineschlenkernde Zofe da drüben, von der sie vermutete, daß sie gewiß das Spielzeug der ihr Gesippten gewesen, den Rechtsbeuger in seinem grünen, knatternden Kahn, und nicht zuletzt das nackte Frauenzimmer hier in der See, eng geschmiedet an ihren Gatten, der den entblößten Leib geherzt hatte.

Oh, wie wohl tat die späte, die lang herbeigesehnte Vergeltung.

Da geschah ein Geringes, durch das der hochgespannte Traum zerstiebte und verging, wie ein Regenbogen, dem die Sonne fehlt.

Draußen auf der Fläche verminderte sich plötzlich das Hämmern des Motors, der Lenker in dem Fahrzeug mußte wohl die badende Dame gesichtet haben, denn noch in ausreichender Ferne ließ er das Boot unvermutet einen Haken schlagen, der Kurs änderte sich, und in weitem Bogen schnellte der grüne Fisch dem zweiten Landungsplatze in einer der Wasserstraßen des Schlosses zu.

„Ah," rief die Gräfin, „wie gut!"

Sie wußte selbst nicht, was sie eigentlich bewundere, allein sie legte sich in voller Erleichterung die Hand auf die Brust, und holte tief Atem. Ihre alte, nachgiebige Sanftmut war ihr wie durch Zauberschlag zurückgekehrt.

Die Zofe aber wußte den Vorgang deutlicher zu erklären: „Gott ja," lächelte sie geringschätzig, „das dacht' ich mir schon. Der Herr Doktor Gerber ist für so was ein viel zu hochfahrender und eingebildeter Mensch. Natürlich, das sitzt das ganze Jahr bei seiner alten Mutter, wenn er nicht abends seine langen Reden hält."

„So?" überwand sich Sonja und stand langsam auf. „Über was spricht er denn?"

„Na, gnädigste Gräfin, wissen schon, so im Bürgerverein, aber auch im Arbeiterbund über das, was sein sollte und noch nicht ist. Mein Charles hält große Stücke auf ihn. — Übrigens ist er ein Jude."

Da schüttelte Sonja auf ihrem Wege zum Karren leise das feine Haupt. Die Aristokratin aus großer Familie besaß für die Kasten und Einschränkungen innerhalb des Volkes doch nicht das rechte Unterscheidungsvermögen.

„Komm," bat sie gelassen. „Kleide mich an. Wir wollen rasch nach Hause!"

2.

„So früh? Alois, ça n'aide à rien — dann hilft das nichts", unterbrach der Fürst von Prora achselzuckend seine Brieflektüre und schob die feinwandige blaue Chinatasse leicht über die Tischdecke. Sie war aus schwerer, pfauengemusterter Seide, und das Frühstücksgeschirr auf ihr in

seiner Mischung von feingetriebenem Silber und mattem Porzellan konnte als ein entzückendes Kunstwerk gelten.

„Wenn es denn sein muß, lieber Charles, so führen Sie den Herrn Advokaten derweil in die Bibliothek und bitten Sie für mich — na, sagen wir, um 10 Minuten Pardon."

Noch einmal ließ er einen zweifelnden Blick an dem blaßblauen Seidenanzug hinabgleiten und ordnete darauf in seiner schonenden Weise an: „Und Sie, lieber Freund, haben wohl die Güte, mir sogleich in das Ankleidezimmer zu folgen." Damit nahm er ungern von den ihn sehr unterhaltenden Briefen seiner zahlreichen Bekannten und Verwandtschaft Abschied, denn, wie stets zur Zeit des Herbstes, so meldete sich auch diesmal wieder ein weit ausgebreiteter Kreis zu lang dauerndem Aufenthalt in dem gastfreundlichen Fürstenschloß an. Diejenigen, die für derlei Ankündigungen die vertrauliche Überschrift wählten: „Lieber Ägir" oder „Bester Poseidon", dies waren seine Nächsten und besaßen ein Recht, dem alten Kavalier jenen auf seine Seenachbarschaft bezüglichen Spitznamen zu erteilen. Unter den sogenannten „Freunden" jedoch befanden sich auch allerlei Jagdbekanntschaften, die man irgendwo einmal getroffen hatte, und die nun ein ganz merkwürdiges Gedächtnis für den vielleicht achtlos hingeworfenen Wunsch nach einem Wiedersehen entwickelten. Es waren aber unter denen, die ganz „zufällig" ihren Weg über Prora nahmen und nun doch nicht vorüberreisen wollten, ohne sich von dem Befinden der lieben Durchlaucht auch persönlich überzeugt zu haben, eine Reihe recht bedenklicher, wenn auch bedauernswerter Existenzen. Menschen, durch die heillose Staatsumwälzung aus bevorzugten Berufen und Pfründen herausgeschleudert, und jetzt nicht fähig oder zu eigensinnig, um sich durch eine lohnende und nützliche Beschäftigung bürgerlich in Sicherheit zu bringen. „Eigentlich — hm ja —", und Dietrich-Claus kräuselte auf seinem Weg zum Toilettenzimmer die feine gerade Nase, und indem er den Zigarettenrauch durch die rosigen Flügel blies, bewegte er ein wenig kritisch die Finger der rechten Hand — eigentlich, wenn man ganz offen sein wollte, trotz ihrer vornehmen Abstammung, ausgesprochene Katilinariertypen, deren Unterhaltung beständig nach Verschwörung roch, und deren bedenkenlose Maschinengewehrprinzipien einem Grandseigneur allmählich auf die Nerven fielen. Namentlich, wenn man doch über eine Art Weltanschauung verfügte. By Jove, unter diesen zweifelhaften Besuchern die rechte Auswahl zu treffen, bildete wirklich ein nicht unwichtiges Kapitel in dem Lebensbuche des „lieben Ägir" und bereitete ihm oft keine geringen Schwierigkeiten.

Da war doch der veilchenblaue Brief, den er von allen übrigen an sich genommen, um ihn jetzt rasch noch einmal zu überfliegen, während er von seinem Charles in dem schmalen zitronengelben Toilettenzimmer in einen hellgrauen Promenadenanzug gekleidet wurde, immerhin ein ganz ander Ding. Zuvörderst strömte das Schreiben einen überaus feinen Resedaduft aus, ein Parfüm, das der alte Kavalier für sich selbst bevorzugte. Vor allen Dingen jedoch, die lange, schmale Karte stammte von dieser höchst amüsanten Amalia von Feuchtersleben, jenem zwar abgetakelten, mordshäßlichen und mit einer blaupickligen Nase behaftetem Ungetüm, das aber zur Zeit des schimmernden Glanzes bei Hofe sowohl wie in der Hauptstadt eine ganz fabelhafte Rolle gespielt hatte. Welche bedeutsame Festlichkeit wäre im Kaiserschlosse wohl zustande gekommen, wenn nicht die Feuchtersleben, unsere Amalia, wie sie allgemein genannt wurde, dem Oberhofmarschall die leitende und immer höchst originelle Idee zugeflüstert hätte. Sie kreierte die Mode, indem sie an Renntagen ein ganz wahnwitziges Gebäude Pariser Kleiderkünstler trug, durch Amalias Hände liefen die Fäden privater Wohltätigkeit, so daß sie schrankenlos über die Millionen der Industriekapitäne verfügen konnte. Als Tochter einer Uradelsfamilie und Witib eines gewesenen Ministers wanderten durch ihren Salon alle Größen der Politik, der Wissenschaft und der Kunst, und es war nicht selten geschehen, daß auf diesem bequemen und neutralen Boden folgenreiche diplomatische Pakte geschlossen wurden. „Unsere Mala", wie die Feuchtersleben im engsten Kreise hieß, besetzte nach allerlei feingesponnenen Intrigen auch Botschafterposten mit ihren Kandidaten, und die Personalakten des auswärtigen Dienstes wurden offen in ihrer kleinen bizarren Villa besprochen. Dies alles geschah in der Weise, daß die alte Mala ihre unruhige Tätigkeit selbst nur als eine gesellschaftliche Abwechslung oder besser gesagt, als einen unterhaltsamen Witz betrachtete, denn es kam ihr vor allen Dingen darauf an, ihre eignen, geistsprühenden Aperçus in das Volk dringen zu lassen. So war es denn allmählich sowohl an der Börse, wie an den Tischen der großen Luxusgaststätten bei allen interessanten Begebenheiten Sitte geworden, einander augenzwinkernd zuzuraunen: „Haben Sie schon gehört? Die Mala hat gestern bei der Opernpremiere gesagt — — —". Und damit war häufig das Schicksal eines Kunstwerkes nicht unwesentlich beeinflußt.

Arme Mala!

Der Standesherr streifte beinahe mit einem mitleidigen Blick die schönduftende, veilchenblaue Karte, bevor er den ovalen Schrankspiegel für sich selbst zu Rate zog. Aber der moderne, hellgraue Promenadenanzug steifte sich tadellos über den Hüften ab, das Monokel fiel an seinem Bande gerade in richtiger Länge über die Weste, und die gelbweißen Gamaschen ragten nicht einen Zentimeter zu weit über die schmalen Lackschuhe.

Alles in Ordnung!

Und doch — während der junge Weißhaarige sich zu dem Schrankfach neigte, um noch zum Schluß ein zu seiner Halsbinde passendes Schnupftuch zu wählen, damit er nunmehr seinem Besucher vollkommen gerüstet gegenübertreten könnte, da unterdrückte er doch einen leichten Seufzer. Kopfschüttelnd sog der Proraer Fürst abermals den ihm so lieben Resedaduft der langen Karte ein. Und die Erinnerung gab ihn nicht frei.

Arme Mala!

Was hatte die wilde, respektlose, an allem Historischen fluchend vorübertaumelnde Zeit aus diesem feinen gepflegten Menschengebilde gemacht? Man sagte, daß der katastrophale Währungssturz auch die schon ohnehin sorglos verwalteten Finanzen der Feuchtersleben in ihren Grundfesten erschüttert habe. Darüber hinaus war selbstverständlich der gesellschaftliche wie der politische Einfluß der Mala mit dem entschwundenen Imperatorenglanze gleichzeitig verblichen. Allein das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Man erzählte sich jedoch leider auch von einer, bisher bei der geistreichen Frau ganz unbekannten, jetzt aber dafür doppelt heftig auftretenden Spielermanie, ja, Eingeweihte gaben zu erkennen, daß es nicht immer ganz unbedenklich wäre, mit der Mala hinter dem grünen Tuche zusammenzutreffen.

„Mon dieu." Nein, es war wirklich unerträglich, soviel Kultur, soviel letzte Blüte einer freudeerfüllten Epoche zu einem heimlichen Abenteurerdasein hinabgleiten zu sehen. Und während Dietrich-Claus nun unhörbar über die Teppiche einer Reihe verhängter, bildergeschmückter Säle schritt, befestigte sich in dem kleinen Potentaten immer mehr der Entschluß, in diesem Falle wenigstens aus seiner bisher geübten Reserve herauszutreten. Bestimmt faltete er auf seinem Wege die Veilchenkarte zusammen und verbarg sie in der abgeschrägten Seitentasche seines Jacketts.



Die Entführung. Nach einem Gemälde von Friedr. M. Pfeiffer.

Gewiß, er gab im allgemeinen nicht gern. Dazu plagte ihn ja viel zu sehr diese eine, unheimlich nagende Befürchtung, das Gewitter, dessen erstes Rollen ihn und seinesgleichen schon völlig betäubte, es könnte möglicherweise noch nicht beendet sein, sondern dürfte sich vielleicht zu noch fürchterlicheren Schlägen zusammenballen. Und dann? Dann würde Sr. Durchlaucht ja selbst vielleicht der Boden unter den Füßen fortgeschwemmt. „Schon gut —." Dietrich-Claus fröstelte, und unwillkürlich spähte der Standesherr hinter sich, ob ihm nicht etwa eine dunkle Gestalt nachschliche. Aber als er nur den Spiegelglanz des Parkettfußbodens entdeckte, wurde er noch fester in seiner Annahme bestärkt, diesmal die Hand nicht leer auszustrecken. Nein, hier war er als alter Freund geradezu verpflichtet, damit nicht etwa abermals ein menschliches Kultursymbol auf die Auktion geriete. Aber noch mehr, aus dem einfachen Grunde, da sich doch nicht leugnen ließ, daß die Feuchtersleben als ihr kostbarstes und zum Glück nicht verpfändbares Eigentum eine Tochter behütete, und weil diese schlanke, blonde, leicht errötende Baroneß doch nun einmal die Versprochene seines verschollenen Erben Joachim Wendelin gewesen.

„Törichter, leichtversponnener, immer Rätsel suchender Junge!"

Ernsthaft verzog der Schreitende die Stirn und berechnete, auf welch unauffällige, heitere, spielerische Art man den beiden wohl noch heute eintreffenden Damen am gewandtesten die nicht mehr zu umgehende Pension in die Tasche schieben könnte.

„Ja, ja, mein Jungchen, ich werde mich natürlich deiner Hinterlassenschaft nicht entziehen. Aber, wie gesagt, es war unnötig." — — —

Derweil wanderte, wenig bezwungen von der Herrlichkeit des Bibliotheksaales, von dessen klösterlicher Feierlichkeit jeder Antiquar berauscht worden wäre, der Proraer Rechtsanwalt Dr. Otto Gerber mit kräftigen, weitausladenden Bewegungen über den braunroten riesigen Perserteppich. Und wie nun der Schloßherr endlich zwischen den beiden Marmorsäulen des Nebenraumes erschien, da stutzte der zierliche Aristokrat, denn er mußte sich beim Mustern des fremden Besuches wieder einmal gestehen, daß diese breitschulterige, hochgewachsene federnde Gestalt gar keinen besseren Untergrund finden konnte, als jenes stilleuchtende orientalische Prunkstück. Merkwürdig, dem Manne haftete für das Gefühl Sr. Durchlaucht nun einmal genau so etwas Vornehm-Fremdartiges an, wie der grandios einfachen Weberei, der seine kräftigen Stiefel sicher zum Mißbehagen des Fürsten lauter runde Sohlenschatten einprägten. Die schwarzen, lang und schlicht ins Genick gekämmten Haare, die doch bei jeder Bewegung über die hochausladende Stirn flatterten, die furchtlos und herausfordernd funkelnden Augen, das schmale von Schmissen zerhackte Gesicht, begrenzt durch ein kurzes, dunkles Bartgezäun, besonders jedoch die klassisch gerade Nase und vor allen Dingen der kraftbewußte, wiegende Gang, sie verliehen dem Dreißiger im Verein mit der gebräunten Hautfarbe etwas von der kriegerischen Würde eines Beduinenhäuptlings, ganz abgesehen von der ungescheut tiefen männlichen Sprache, die etwas Selbstbewußtes und Streitbares in sich barg.

Der Mensch gehörte sicher nicht zu den Friedfertigen und Demütigen!

Beim Anblick seines Auftraggebers zuckte auch der Besuch ohne jede Beschönigung die Achseln, zog eilfertig

die Uhr und traf erst dann eine Anstalt, sich flüchtig zu verbeugen. Jedenfalls lag keine übertriebene Ehrfurcht in jener Begrüßung, viel eher sprach sich in ihr die beabsichtigte Kürze eines Vielbeschäftigten aus. Dietrich-Claus empfand auch sofort jene ihm ganz ungewohnte Kritik, denn in seinem Zirkel wurde ja seit alters her jedes Versehen mit linder Seide zugedeckt. Und von neuem wehte den Verwöhnten eine pfeifende Zugluft an. Fi donc, diese sogenannte neue Epoche liebte es ja, alle Türen auf einmal aufzureißen, und der selbstbewußte Beduine da vor ihm tat sich wohl gar noch auf die Betonung solcher respektlosen Moden etwas zugute.

Se. Durchlaucht verbeugte sich trotzdem äußerst zuvorkommend, allein noch während jener Bewegung zuckte hinter dem liebenswürdigen Lächeln der Gedanke vorüber: Merkwürdig — merkwürdig, der Kerl behält einmal etwas Fremdes, Eingewandertes! Er sieht aus, als ob er am liebsten irgendeine Nippe in meinem Schlosse zerbrechen möchte.

„Bester Doktor, tausendmal Vergebung wegen der langen Versäumnis. Eine wichtige Lektüre. Und nun — bitte — setzen Sie sich."

„Schönen Dank, Durchlaucht." Der hochlehnige, schwere Kirchenstuhl mit der blassen, zarten Heiligenmalerei am Kopfschild wurde zum Erstaunen des Fürsten mit kräftiger Hand herumgeschwungen, und die hochragende Gestalt des Gastes rückte sich ohne weiteres auf dem alten Gobelinkissen zurecht, lehnte sich zurück und klopfte ein paarmal forschend mit der flachen Hand auf die Polsterarmstütze. „Dann darf ich wohl erwarten, Durchlaucht, daß wir gleich aufs Sachliche gelangen," fiel es knapp und noch immer ein wenig zu überlegen von den Lippen des jungen Mannes, und die tiefe, markige Stimme prägte sich für immer dem Gehör des Lauschers ein, da ganz offen etwas Naiv-Befehlendes in ihr lebte. „Ich habe nämlich heute nachmittag noch einen Termin in Bergen wahrzunehmen." Er zog wieder die Uhr. „Da darf ich denn wohl auf eine möglichste Zusammendrängung rechnen. Um welchen Rechtsstreit handelt es sich also?"

„Ja, hm." Dietrich-Claus hatte sich ebenfalls in einen Kirchenstuhl niedergelassen, und nachdem er sich die Bügelfalte seiner Beinkleider hochgezogen, putzte er sichtlich befremdet an seinem Monokel. Die dringliche Kürze seines Gegenübers entsprach durchaus nicht dem Geschmack des Grandseigneurs, dessen Dasein ja bisher fast völlig in einem anmutigen Plauderstrom geplätschert hatte: „Ja, verehrter Herr Doktor," bequemte er sich endlich und zwinkerte mit den verlegenen, blauen Augen, „streng genommen betrifft mein Anliegen eigentlich überhaupt keinen Rechtsstreit, sondern —"

Die ungeduldige Hand auf der Polsterlehne trommelte schon wieder: „Sondern?"

Doch Se. Durchlaucht warf erst einen ängstlich beschwörenden Blick auf die braune Mahnerin auf der Armstütze, bevor er gedämpft flüsterte: „Sondern — um ganz offen zu sein — hm, es handelt sich um eine sehr delikate Familienangelegenheit." (Fortsetzung folgt.)

Spätherbst. Von Julius Hölling

Von Strauch und Bäumen löst sich Blatt um Blatt,
die Wege schleppen sich ermattet durch den öden Garten,
auf Halbmast wehn der Wolken düstere Standarten
vom Himmel, der sein blaues Lächeln längst verloren hat.

Verdrossen kündet an die Zeit ein dumpfer Turmuhrschlag,
die kahlen Felder frösteln in dem kalten Winde,
untröstlich weint der Herbst gleich einem Kinde,
dem eine rauhe Hand sein buntes Spielzeug mitleidlos zerbrach.

Der Friesen- und Marschenmaler

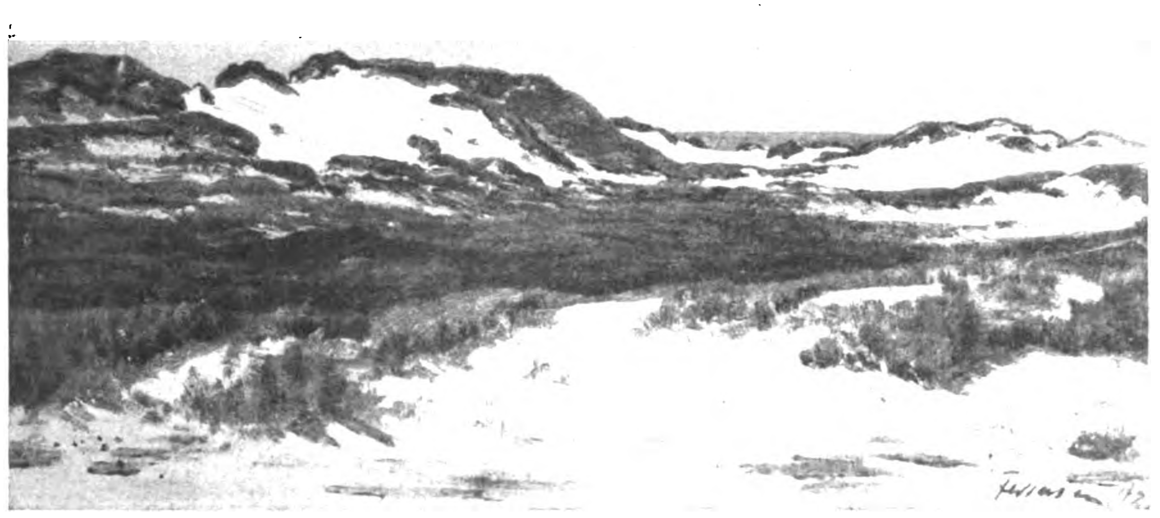
Von Wilhelm Lobsien

Mit acht Gemäldewiedergaben von Hans Peter Feddersen

In dieser Zeit, da unsere erbarmungslosen Gegner den Versuch machen, ein Stück deutschen Landes nach dem andern vom Mutterreiche abzureißen, sind aller Augen mehr denn je auf unsere Grenzlande gerichtet, und da mag es wohl angebracht erscheinen, das Lebenswerk von Prof. H. P. Feddersen, dem Nordfriesen, der einer der bedeutendsten Künstler des meerumschlungenen Schleswig-Holstein ist, einmal zusammenhängend zu betrachten; denn dieser in seiner Persönlichkeit sowohl als in seiner Kunst durch und durch bodenständige Maler ist der typische Vertreter des Stammes, der seit alters her die Nordmark bewohnt hat. Er ist nicht etwa nur ein Heimatkünstler, nein, er ist schlechthin der Heimatkünstler, aber nicht in dem Sinne, als sei er ihr alle Reize und Schönheiten sklavisch getreu nachmalender Darsteller; nein, mit dem scharfen Blick für alles Besondere und Allgemeingültige und der nachschaffenden, in reicher Seele umbildenden Kraft des starken Künstlers hebt er alles, was er sieht und malt, herauf zu einer das nur Heimatliche weit überragenden Bedeutung, ohne damit sein spezifisches Friesentum zu verleugnen oder ihm auch nur untreu zu werden. Denn das ist seine Stärke, daß er durch und durch Friese ist, als Mensch und Künstler, daß aber, bei aller bewußten Betonung dieser Eigenart, die Wirkung seines Schaffens weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus Bedeutung erlangt hat.

H. P. Feddersen wurde im Jahre 1848 in Wester-Schnatebüll, einem kleinen Dorfe in Nordfriesland, geboren. Sein Vater war der als Bildniszeichner bekanntgewordene Hans Peter Feddersen d. Ä., der in der napoleonischen Zeit sieben Jahre lang als dänischer Soldat Dienste getan hat und als solcher in den Jahren 1813—1814 auch in Deutschland gewesen ist. Während dieser Zeit fertigte er in seinen Freistunden kleine Bildnisse von Offizieren u. a. an, deren Zahl im Laufe der späteren Jahre, als sein Ruf als Bildniszeichner stieg, auf rund 6000 anwuchs. Gewiß haftet diesen im kleinsten Format gehaltenen Porträts etwas Handwerksmäßiges an, aber dennoch überraschen sie durch scharfe Charakteristik und feine, saubere Ausführung, und als interessante Kulturdokumente werden diese namentlich in vielen alten schleswig-holsteinschen Familien sich findenden Bildchen immer ihren Wert behalten. Prof. H. P. Feddersen entstammt also, wie auch die vielen aus dem Nachlaß





Sylter Dünen. Nach einem Gemälde von Hans Peter Feddersen.

des Vaters herrührenden Schriften, Briefe, Entwürfe usw. beweisen, einer Familie, in der, trotz der Weltabgeschiedenheit der nordfriesischen Marsch eine gediegene und verinnerlichte geistige und künstlerische Kultur eine Pflegstätte hatte. Als Jüngling besuchte er die Akademie in Düsseldorf, hielt sich eine Zeitlang in Weimar auf, lernte den Grafen Kalckreuth kennen, der auf ihn einen gewissen Einfluß gewann, ging mit ihm nach Kreuznach und kehrte dann nach Düsseldorf zurück. Er machte Studienreisen nach Holland, Italien und Polen, brachte von dort sehr viele Studien und Skizzen nach Hause, gewann aber doch schon damals die stärksten Eindrücke in der eigenartigen Welt seiner Marschheimat, die sich ihm aber in ihrer vollen Pracht und Stärke erst ganz offenbarte, als er zu dauerndem Aufenthalt nach Nordfriesland zurückkehrte.

Seine Heimat ist ein eigenartiges, einsames und stilles Land, und wer als Fremder zum ersten Male hierherkommt, etwa auf der Reise nach Amrum und Föhr, wird ihm keine Reize abgewinnen können, sondern es bei oberflächlicher Betrachtung als öde und langweilig abtun. Meilenweit erstreckt sich das ebene Land mit den grabenumsäumten grünen Fennen, auf denen die schweren, fetten Marschochsen oder ungeheure Schafherden weiden. Nach der See zu schützen hohe Deiche das flutgefährdete Land, und auch das Land selbst wird von hohen Deichen, den sog. Sommerdeichen, durchzogen, die zur Herbst- und Winterzeit, wenn durch den Regen alle andern Wege grundlos geworden sind, die einzige Möglichkeit bieten, von Ort zu Ort oder von Hof zu Hof zu gelangen. An die Deiche angeschmiegt oder einsam und verstreut in den Kögen liegen die Hütten und Höfe, von tiefen Wassergräben umzogen und von hohen Eichen umrauscht, und diese Weltverlorenheit hat hier draußen ein seltsam versonnenes und grüblerisches Geschlecht herangebildet, das schon manchen Künstler und Gelehrten, der abseits der großen Heerstraße seine Wege ging, hervorgebracht hat.

Auch H. P. Feddersen ist als Produkt dieser seiner Heimat ein solch Eigener geworden, der aber, trotzdem er mit allen Fasern seines Seins in der Heimat wurzelt, dennoch weit über sie hinausgewachsen ist. Das hat zu einem großen Teil seinen Grund darin, daß es ihm bei all seinem Schaffen nicht so sehr auf das Gegenständliche als auf die für das Gegenständliche charakteristische Stimmung, nicht so sehr auf das Was als auf das Wie, nicht so sehr auf das, natürlich immer stark heimatlich betonte Stoffliche als vielmehr auf das künstlerische Umformen dieses Stoffes zu einer Komposition mit stärkstem Eigengepräge ankommt. Und doch ist es interessant, das Stoffgebiet dieses Künstlers zu durchwandern; hat doch dieses ihm in weiten Kreisen den allerdings nicht ganz zutreffenden Namen des Friesen- und Marschenmalers eingetragen. Natürlich spielt das Meer, ganz besonders die Nordsee, in seinem Schaffen eine große Rolle; wie kann es auch anders sein bei einem Künstler, in dessen Kindheitsträume

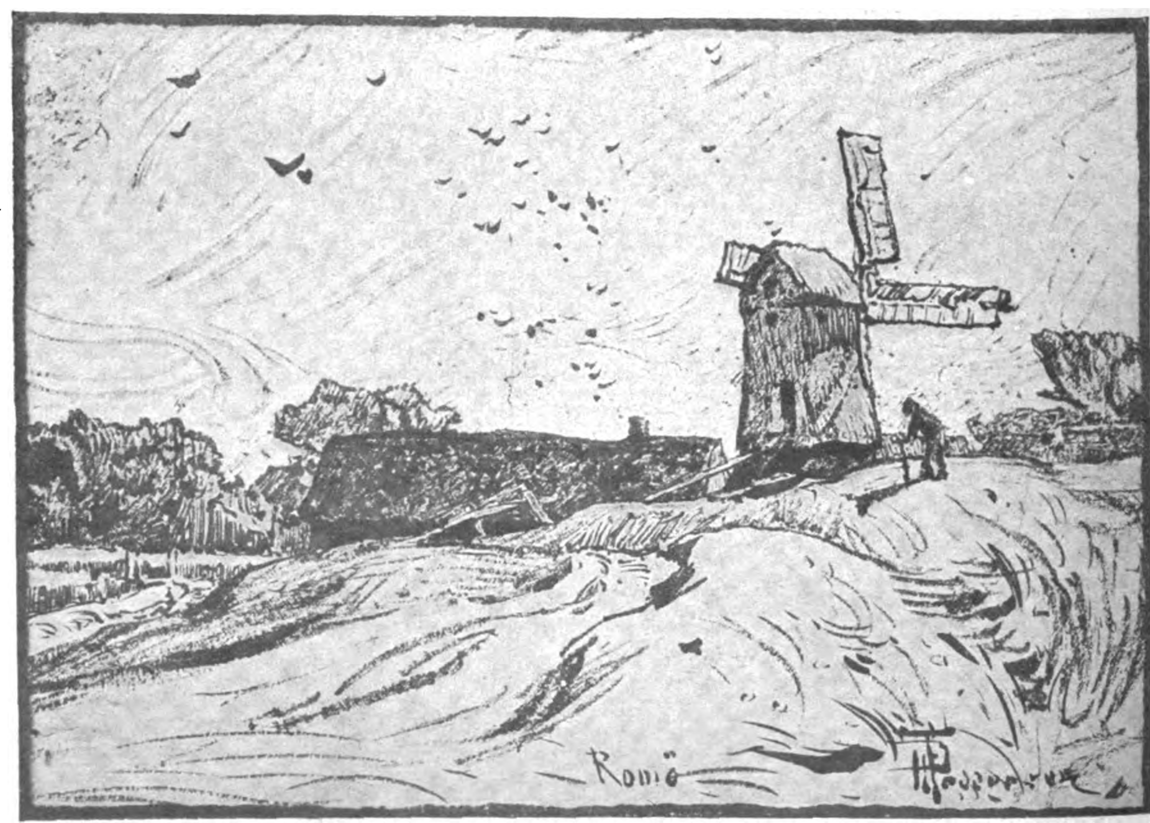


Der Alte.
Nach einem Gemälde von Hans Peter Feddersen.

das donnernde Rauschen der See hineingeklungen ist? Er hat nicht auf Wander- und Studienfahrten die See zufällig entdeckt, nein, sie ist ihm von frühester Jugend an Erlebnis gewesen. Man spürt es bei all seinen Seestücken: so kann das Meer nur einer malen, der es wirklich kennt, der tagelang am Deiche gelegen und dem Wogen und Branden zugeschaut hat, der die Seele des Meeres erkannt hat. Er malt daher auch nicht, wie so viele andere, schlechthin Wasser. Nein, für ihn hat jede Welle ihr eigenes Gesicht, ihre eigene Struktur, ihr ganz besonderes Bewegungsgesetz. Wenn er die an den Strand brandende Flut malt, so gibt er viel mehr als nur fließendes Wasser. Man sieht oder ahnt doch zum mindesten unter dem Ziehen, Brechen und Stürzen der schaumüberstiebten Massen den geheimnisvollen Meeresgrund mit all seinen Untiefen und den Wirkungen dieser Untiefen auf den Sog, das Zurückfluten der Wogen. Die ganze Seele der Nordsee und des Wattenmeeres spiegelt sich in diesen Schöpfungen wider, eine Seele, der die Künstlerseele in all ihren Stürmen und Drängen wesensverwandt ist und die daher so überzeugend und wahr wirkt. Mit gleicher Liebe hat er sich in die seltsame Schönheit der Dünen von Sylt, Fanö und anderen Inseln vertieft, mögen sie im gleißenden Sonnenlicht wie Marmorpaläste in den wolkenlosen Himmel emporragen oder unter schweren Wetterwolken liegen. Ihre ganze große Einsamkeit hat er wundervoll erfaßt und es verstanden, einen milden Schein alles verklärender Schönheit darüber auszugießen, so daß ein tief verinnerlichter Friede aus ihnen lockt und ruft. Auch den Halligen, diesen kleinsten Inseln im Wattenmeer, gehört sein Herz. Wenn man von Halligmalern spricht, denkt man gewöhnlich an Jacob Alberts, der seinen Ruf durch seine Halligbilder begründet hat. Und doch machen seine Bilder oft den Eindruck, als seien sie von einer zwar sehr geschickten, aber unbeseelten Hand gemalt, als hätten die Augen zwar alles Äußerliche klar erfaßt und erschaut, aber als seien sie nicht auf den Grund der Seele dieser seltsamen Welt gedrungen. Anders bei H. P. Feddersen. Aus dem rein Gegenständlichen seiner Halligbilder wächst die tiefe Tragik dieser dem Tod geweihten Eilande heraus, aus dem leuchtenden Farbenrausch zuckt ein tiefer Schmerz, das



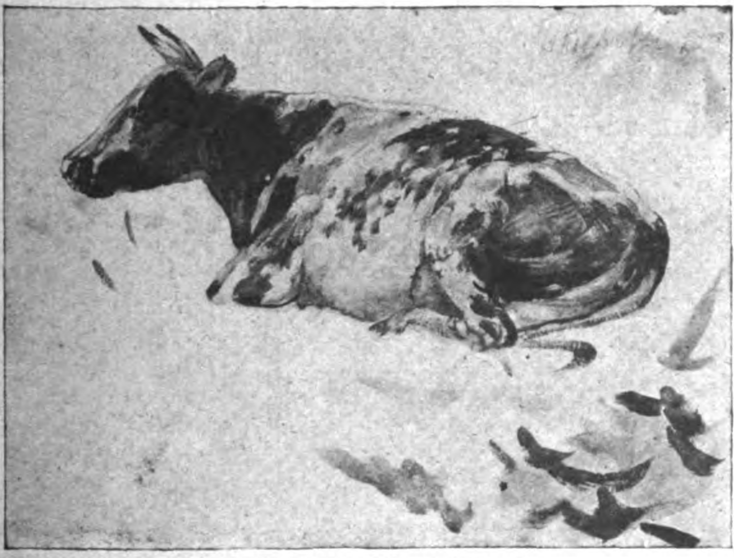
Frau B. mit Tochter.
Nach einem Gemälde von Hans Peter Feddersen.



Die Mühle auf Romö. Nach einer Federzeichnung von Hans Peter Feddersen.

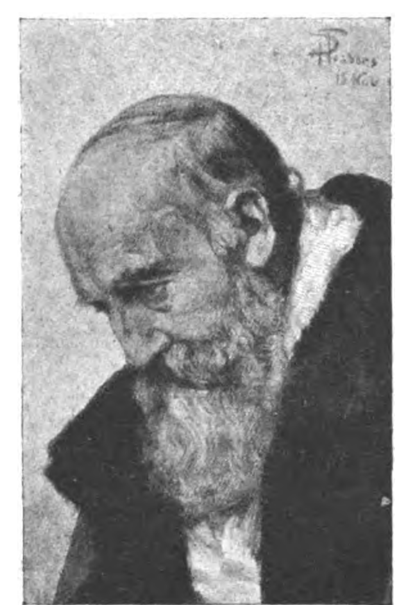
Sturm. Nach einem Gemälde von Hans Peter Feddersen.

Weh einer vergebens gegen den Untergang sich aufbäumenden Welt, und gerade darum reden seine Halligbilder eine solch erschütternde Sprache und sind wie der letzte Hilferuf eines sterbenden Volks- und Landesteils. Aber am tiefsten wurzelt seine Kunst in der eigentlichen nordfriesischen Marsch, ein Umstand, der es mit sich gebracht hat, daß unsere alles rubrizierende Zeit ihn einen Marschenmaler genannt hat wie s. Z. Hermann Allmers den Marschendichter. Das ist richtig und doch auch falsch. Man hat eine lange Zeit hindurch Carl L. Jessen den Marschenmaler genannt, und es gibt Kreise, die es heute noch tun, zu Unrecht; denn abgesehen von einigen künstlerisch sehr hochstehenden Interieurs (ich denke besonders an die noch im Skizzenhaften steckengebliebenen) sind C. L. Jessens Bilder zu glatt, zu sehr gestellt, oder wenn man will, zu photographisch und selten oder nie beseelt, und man darf ihnen weniger künstlerischen als kulturhistorischen Wert zusprechen. Sein Landsmann Feddersen ist viel tiefer in Frieslands Marsch verankert, ist durchaus ihr typischer Vertreter, er ist einfach sie und sie ist er, weshalb er auch nie genrehaft wird, sondern stets das Große, Bleibende, Charakteristische dieser Welt malt. Er stellt nicht eine Marsch dar, etwa die nordfriesische oder dithmarsische, sondern einfach die Marsch. Darum kommt es ihm, das muß immer wieder gesagt werden, nicht in erster Linie auf das Gegenständliche der Landschaft an,



Studie von Hans Peter Feddersen

sondern auf die charakteristische Stimmung, und die liegt hier draußen in der Luft, im Himmel, in den Wolken, im Licht. Auf seinen Bildern nimmt das Landschaftliche oft nur einen ganz geringen Teil der Leinwand ein, und sein Künstlertum schwelgt in den Wolken, die darüber stehen. Ihn locken nicht zarte Wolkengebilde, die wie selige Träume über das tiefe Blau des Himmels dahinziehen, sondern die Bewegung, die darin steckt. Oft liegt etwas Unheimliches darin, Kampf, Trotz und wilde Nordseestimmung, und ob er sie im hellsten Sonnenlicht oder im Glanz der durch bedeckte Luft sich brechenden Sonne malt, immer ist es eine wundervolle Farbensymphonie, ein Schwelgen in Blau, Schiefer und Weiß, ein farbenprächtiger Ausdruck der Stimmung, die über den weiten Fennen, den Strohdachhütten, den Höfen, Deichen, Dorfstraßen und Mühlen, dem Strand und Watt liegt. Und dieser satten Stimmung entspricht auch die wundervolle Melodie seiner Linienführung und der feine romantische Zug in vielen seiner Schöpfungen; denn es ist so, daß er im tiefsten Innern ein Romantiker voll wundersamer Träume ist, wie es sich besonders in den Bildern kund tut, die nicht so sehr koloristisch als vielmehr kompositorisch interessant und vielleicht gerade um deswillen weniger bekannt sind. In einer Ecke seines Gartens hat der Künstler einen Baumbestand, den er gedeihen läßt, wie die Natur ihn hat wachsen lassen. Nichts wird daran getan, nichts beschnitten noch weggeräumt, und so sind hier Gruppen von großer malerischer Wirkung sowohl in Farbe als auch in der Form entstanden. Ich erwähne dieses nur, weil gerade dieser Winkel charakteristisch ist für den obenerwähnten romantischen Zug Feddersens und seiner Freude an den seltsamen, verschlungenen und doch in ihrer Gesamtheit einen prachtvollen Rhythmus zeigenden Formen und Tönen alter Baumstämme; in sehr vielen seiner Bilder treten diese Linien und Farben immer wieder hervor. Wie vielseitig er aber in seiner Kunst ist, geht einem erst ganz auf, wenn man neben seinen Landschaften auch die Fülle seiner Tierstudien und die lebenswahren Bildnisse betrachtet. Seine Tiere sind scheinbar so nebenher als Staffage in die Landschaft hineingestellt, und doch erkennt man bald, daß sie ihr eigenes, ganz besonderes Leben haben, daß er tatsächlich, mag er ziehende, ruhende oder weidende Rinder malen, jedesmal ein Stück Tierseele gibt und dabei trotzdem von einer außerordentlichen zeichnerischen Genauigkeit ist. Als Bildnismaler wird H. P. Feddersen von Jahr zu Jahr mehr in Anspruch genommen. Kein Wunder, denn seine Bildnisse sind mehr als nur wirklichkeitsgenaue Porträts; sie sind die Form und Farbe gewordene Seele der Dargestellten und so der Ausdruck nicht nur des Charakters der betreffenden Persönlichkeit, sondern der ganzen Umwelt, der Klasse und der Kultur, aus der diese geworden ist, so daß sie gewissermaßen Vertreter eines ganzen Volksstammes, einer ganzen Landschaft sind. Die beigefügten Bilder sind typisch für seine Auffassung und Darstellungsart, besonders das Porträt seines Bruders, das ein Stück aus dem für die Petrikirche in Flensburg gemalten Bilde „Der verlorene Sohn“ ist, und das Bild des alten Mannes, eines nordfriesischen Dorfbewohners.


Bildnis meines Bruders. Nach einem Gemälde von Hans Peter Feddersen.

Und so steht das Werk dieses schleswig-holsteinischen Altmeisters vor uns als der Ausdruck eines tiefen, ehrlichen, sich selber durch und durch getreuen Künstlers, der, ohne nach links oder rechts zu schauen, ohne sich um Richtungen oder Modeströmungen zu bekümmern, seinen Weg gegangen ist und trotz seines Alters noch immer in Jugendfrische schafft und wirkt.


Häuser am Deich. Nach einem Gemälde von Hans Peter Feddersen.

Der Bräutigam * Novelle von Robert Hohlbaum

Als die Witwe Luise Achatius die Werkstatt verließ, sog der Schustermeister Erasmus Schittenhelm den feinen Veilchenduft ein, der wie ein Himmelsgruß in der grauen Umwelt verblieben war, bis ihn der Alltag von Pech und Leder erstickte. Dann zog er die Stirne in Falten, kratzte sich den Kopf, hielt das eine der fünf langen über die Glatze geklebten Haare hoch, rollte es um den Finger, ließ es plötzlich sinken, denn er wußte mit einmal, daß er allen Grund habe, sich zu freuen. Da lachte er, grub einen Schuh aus dem Wust, hieb mit dem Hammer darauf und rief nach seiner Frau. Nachdem er eine Weile mit überstürzten Worten auf sie eingesprochen, riß sie die Augen, die sich schon während seiner Rede geweitet hatten, zur letzten Größe auf, schlug die Hände über dem ölglatten Scheitelhaar zusammen, rannte ein paarmal durch die Stube und sank dann schwer atmend, aber still auf den Schusterschemel mitten in eine Büchse voll schwärzester Stiefelwichse.

„Das Glück, das Glück!" seufzte sie sodann. „Die Hilf' in letzter Stunde!"

Der Schuster nickte: „Ja, und ich brauch' mich weiters net scheren. Weißt, so ich die Augen zudrück', bleibt mein Schemel net leer. Sitzt schon der Gideon drauf. 's war eine schwere Sorge. Eben jetzt, wo ich die große Bestellung für die Liechtensteinhusaren bekommen hab', gerade jetzt allein sein, einen Gesellen kriegt man so schwer, werden ja am Ende alle konskribiert, und das, was zurückbleibt, hat zwei linke Händ' und stiehlt wie der Teufel; es ist schon gut so!"

„Daß es noch so edle Menschen gibt! So eine edle Frau!"

Der Schuster wandte den Kopf und blickte scharf zu ihr hinüber.

„Na ja, edel, das schon, i sag' ja nix, sie is ja schließlich unsere Wohltäterin, aber, weißt du, Mutter, sie tut's net ganz umsonst. Sie will was dafür."

„Will was? Von uns? Was haben wir denn? Nix! Und die reiche Frau, das Linnen und Weißzeug allein ist zehntausend Gulden wert, hab' ich gehört, einen Türkisenschmuck hat sie von ihrer Großmutter selig, wenn sie den anlegt, die Ohrgehäng' reichen ihr bis an die Achseln! Einen schwarzen Diamanten aus Afrika ..."

„Is schon gut, natürlich will sie nix solches, sondern was anders. Sie will, kannst mir's glauben, Mutter, es is ihr voller Ernst, sie will, ich hab' ja selber zuerst 'glaubt, sie macht einen Spaß, nein, es is schon ..." (laut hervorgestoßen), „heiraten will sie den Jungen." Nun, da das schwere Wort gelöst war, sprudelte er weiter, „ja, heiraten will sie ihn. Bis über die Ohrgehäng' verliebt is sie in den Gideon. Nicht ohne ihn leben kann sie, sagt sie, den Gedanken, daß er in den Krieg gehen soll, ertragt sie net. Aber ..., ja, das hat sie noch gesagt und dabei haben ihr die Augen geglänzt, daß ich mich schier gefürchtet hab', lieber soll er draußen hin werden, als hier frei herumlaufen und am End' eine andere heiraten! Dann lieber tot! ja, so hat sie gesagt. Und deshalb kauft sie ihn nur los, wenn sie ihn dafür heiraten kann mit Haut und Haar, ja, ja, mit Haut und Haar". Wieder zog er ein Haar hoch, daß es aufwärts ragte wie ein dünner Speer, ließ es fallen, strich es von der Nase.

„Ich muß allerdings sagen, ich versteh's. Ein sauberer Bursch' is er, der Gideon, nix zum sagen. Ein bißl jung zum Heiraten halt noch. Aber lieber jung verheiratet, als jung erschossen. Und dann, ist's denn net eine Ehre? Beneiden werden sie uns um die noble Freundschaft mit der Frau von Achatius! Gift und Gall' werden sie spucken! Ja, ja, Mutter, genau besehen, is es ein großes Glück!"

Die Schusterin sprach kein Wort, sondern begann nur mit einmal still vor sich hinzuweinen, sie selbst wußte nicht, ob sie's aus Schmerz oder Freude tat. Und als nun der junge Gideon in die Werkstatt trat, sank sie ihm unter stärkerem Schluchzen um den Hals und ließ ihn lange nicht los.

☆

Gideon Schittenhelm hatte einmal in seinen Kinderjahren, zu jener Zeit, da der General Bonaparte zum erstenmal von sich reden machte und ein österreichisches Infanterieregiment die Stadt passierte, gesehen, wie ein Rekrut vom Profosen fünfundzwanzig Stockhiebe erhielt. Das Schreien des Gepeinigten hatte lange seine schweren Kinderträume durchschrillt und bewirkt, daß noch heute eine angstvolle Abneigung gegen alles Soldatische in ihm verblieben war. Die kleine Stadt hatte in den folgenden unglücklichen Kriegen selten Einquartierung erhalten, der Donner von Austerlitz und Wagram war ferne verhallt und nur im schwachen Nachhall eines Wochenblättchens zu den guten Bürgern gedrungen, und deshalb wirkte die Nachricht doppelt furchtbar, daß alle jungen Leute mit geraden Gliedern, dafern sie sich nicht loskauften, ins Heer gesteckt würden. Gerade Glieder hatte der Gideon, und loskaufen, darüber konnte man nur bitter lachen als armer Schuster. So hatte er tagaus, tagein ein dumpfes Bangen in Magen und Seele getragen, und fast jede Nacht hatte ihn das Schreien des geprügelten Grenadiers aus dem Schlafe gerissen. Daher hatte er nichts anderes von den Reden der Eltern behalten, als daß diese Angst nun zu Ende sei und er weiterhin auf dem Schusterschemel würde sitzen dürfen, als sei er mit Pech daran geklebt, wenn alle seine Altersgenossen der Trommel nachrennen müßten. Dieses schöne Bewußtsein zu feiern, trank er an diesem Abend ein paar Schoppen mehr als sonst und träumte einen ungestörten Traum, in dem er den letzten Haselstock und das letzte Gewehr, die auf der Erde zu finden waren, in dem großen Kachelofen seines Zimmers verbrannte und in die Glut sah, bis sie ganz zu Asche zerfallen waren.

☆

Gideon Schittenhelm hatte die Witwe Luise Achatius nur ein paarmal im Laden gesehen, als sie sich neue Schuhe anmessen ließ, und dann auf der Straße, wie man eben in der kleinen Stadt einander begegnete. Dies war allerdings in letzter Zeit recht oft geschehen. Und immer, wenn er an ihrem Hause vorübergegangen war, hatte sie am geöffneten Fenster gestanden, selbst in der strengsten Winterkälte. Damals allerdings war er so in seinen Sorgen versunken gewesen, daß er darauf kaum geachtet hatte. Und jetzt wieder war die Freude über das jähe Schwinden dieser Sorgen so groß, daß der Gedanke an sie nur hin und wieder auftauchte, aber bald in dem Sonnenlicht, das über allem gebreitet lag, ertrank.

Beim Verlobungsfest war der Tisch mit so vielen guten Speisen und Getränken gedeckt, daß er die Aufmerksamkeit des Jungen ganz in Anspruch nahm, und den heißen Abschiedskuß der Frau Luise Achatius hatte er ebenso heiß erwidert, weil der ungewohnte Schaumwein schon in seinem Blut rumorte. Das war beim zweiten und dritten Male ebenso gewesen. Immer hatten Flaschen und erlesene Süßigkeiten bereitgestanden, und diese und die noch immer in ihm kochende Freiheitsfreude hatten ihn zur Zärtlichkeit aufgelegt gemacht. Dann aber kam der Tag, an dem ihm der süße, schwere Wein und die kandierten Früchte nicht mehr recht

schmecken wollten. An diesem Tage erwiderte er auch die Küsse der Frau Luise Achatius nur mehr mechanisch, der Gewohnheit folgend. Und als er am nächsten Nachmittag den steten Weg ging, fiel ihm zum ersten Male auf, daß es eigentlich höchst unangenehm sei, tagtäglich durch dieselbe Gasse, an demselben Hause mit demselben Erker vorüber, dieselbe Treppe hinaufgehen, an demselben Glockenstrang reißen, durch denselben Flur treten zu müssen. Er ließ die Süßigkeiten unberührt, nippte nur an dem Kelchglas, so daß die Frau Luise Achatius besorgt ihre Hand auf seine Stirne legte und ihn fragte, ob er krank sei. Als er verneinte und sie die Hand auf seine Schulter niedergleiten ließ, schüttelte es ihn leise. Und als sie dann die Lampe anzündete, musterte er zum ersten Male prüfend die Gestalt der jungen Frau. Die Nase war ein wenig stumpf, auf der linken Wange saß ein Mal, und, und ... ja warum war sie blond und nicht brünett? warum hob sie die Hand so und nicht anders? warum trug sie ein grünes Kleid und kein rotes? Heute mußte er sich zu den Liebkosungen zwingen. Sie schien das ein wenig zu merken, und wohl, um ihn feuriger zu stimmen, flüsterte sie ihm zu, daß alles vorbereitet sei und sie in zwei Wochen Hochzeit machen könnten.

„Hochzeit." Das Wort durchklang des Gideon Schittenhelm Heimweg wie ein leises Käfersummen vorerst. Dann stärker und stärker wie ein lästiges Heer von Fliegen. Dazu gesellte sich der süßliche Geschmack, den er auf der Zunge fühlte, obwohl er den Teller unberührt hatte stehenlassen, und der verbliebene Duft des Veilchenparfüms der Frau Luise Achatius. Das alles wurde so stark, daß er in eine alte verräucherte Kneipe trat, um sich davon zu befreien. An einem Ecktische saß eine Anzahl junger Leute, sämtlich Gideons Jugendgenossen und arme Teufel wie er, deren keiner sich hatte vom Heere loskaufen können, die daher wohl bald alle zur Fahne mußten und nun ihre Sorgen vertranken. Als der junge Schittenhelm sich zu ihnen setzte, verstummten sie und rückten ein wenig seitab. Dann sagte einer ein Wort, und die anderen lachten. Wieder und wieder das Wort, dasselbe Wort, das den Gideon auf seinem nächtlichen Wege umsummt hatte wie eine Schar lästiger Fliegen.

„Wann ist denn Hochzeit?" schrie endlich einer ganz laut, und die anderen antworteten mit brüllendem Gelächter. Gideon Schittenhelm war mit einem Male ganz hellhörig geworden. Alles verspürte er, was in diesem Lachen lag: Neid, Mißgunst, Haß und auch Verachtung; ja die auch. Er senkte den blutroten Kopf und wagte nicht aufzuschauen. Und über ihn jagten die höhnenden Worte:

„Ja, ja, Geld muß man haben, dann geht alles!"

„Recht hat er, im warmen Bett wird's schöner sein als im kalten Zelt!"

„Im warmen Bett," gröhlten die anderen.

„Wirst du uns einladen zur Hochzeit?"

„Hochzeit, Hochzeit!" Höher auf schwoll der Lärm. Immer noch den Kopf gesenkt haltend, ohne aufzuschauen, erhob sich Gideon Schittenhelm, schlich gebückt zur Tür. Der Lärm peitschte ihm ungemindert nach, als er schon durch die stillen Gassen schlich, zu seiner einsamen Kammer aufstieg, den Kopf in die Kissen wühlte und ratlos weinte.

☆

Die Frau Meisterin Schittenhelm putzte schon seit Tagen die letzten unsichtbaren Flecken aus ihres Ehegatten Sonntagsrock und nähte immer noch eine neue Masche an ihr Brautkleid, das seit dreiundzwanzig Jahren als Heiligtum im Kasten gehangen hatte. Ihre größte Sorgfalt aber schenkte sie dem Staatsfrack, den Frau Luise Achatius für Gideon hatte bauen lassen. Frau Schittenhelm wagte kaum, ihn mit den Fingerspitzen zu berühren, als sei er gebrechlich wie die geblümte Kanne aus echtem Meißener, die noch aus dem Prunkschranke der Großmutter stammte. Vater Erasmus aber klopfte Tag und Nacht an ein Paar zierlichen Bänderschuhen herum, die er seinerseits der Braut verehren wollte, um sich nicht völlig lumpen zu lassen. Wären die beiden nicht so ganz in ihre Aufgabe versponnen gewesen, so hätten sie bemerken müssen, daß Gideon all dem nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Er sah nicht den schönen Frack, hörte nicht das emsige Klopfen des Vaters, tat stumpf seine Arbeit in der Werkstatt bis in den späten Nachmittag und ging dann den gewohnten Weg, durch dieselben Gassen, an denselben Häusern vorüber, dieselben Treppen empor, trat in denselben Flur, sprach mit Frau Luise wie alle Tage, küßte sie scheinbar heißer als sonst, eben weil er sich dazu zwingen mußte, aber all das lag auf ihm wie eine schwere Last, die er nicht abschütteln konnte, weil er zu schwach war.

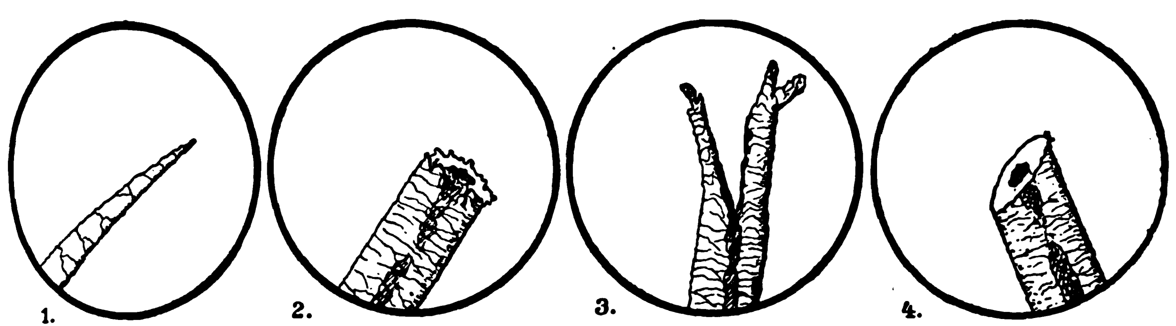
☆

Die soldatischen Hornsignale der einziehenden Infanterieabteilung hatten alt und jung an einem hellen Frühlingsmorgen den Schreck der Gewißheit eingejagt. Und den Herren des Konskriptionsdetachements, das im kahlen Wirtshaussaale seine Tätigkeit begann, wich man aus, wenn sie sporenrasselnd über den Marktplatz schritten. Die Unglückspropheten, die einen nahen Krieg geweissagt hatten, schienen recht zu behalten, denn die Gestrengen übten ihr Amt ohne Barmherzigkeit. Sehr selten, daß einer mit befreitem Aufatmen die unheimliche Stätte verließ, er mußte schon lahm sein oder die Hand vor den Augen nicht sehen. Nur für Gideon Schittenhelm hatten sie alle Furchtbarkeit verloren. Die Zeit, da er vor den Soldaten gebangt hatte, lag so weit zurück, daß er sich kaum mehr dieser Tage entsinnen konnte und sie ihm erschienen wie ein kaum geglaubter Traum. Ja, es geschah sogar zuweilen, daß er einem Assentierten, der bänder- und blumengeschmückt in mühsam aufgereckter Würde an ihm vorbeistelzte, nachblickte, bis dieser um die nächste Ecke verschwunden war, und sich ausmalte, wie wohl ihm selbst solch farbenreicher Kopfschmuck zu Gesicht gestanden hätte.

Am Abend vor dem Hochzeitstage hatte Frau Luise Achatius den Gideon besonders heiß geküßt. Daheim trat er ans Fenster seiner Dachkammer, blickte hinaus über die Türme und Giebel hinweg in das Land, das sich in der klaren Frühlingsnacht in ungemessene Weite erstreckte. Da ergriff den Jungen mit einmal ein nie gekanntes Sehnsuchtsgefühl, über die Erde fortzufliegen, all ihre Wunder ans Herz zu pressen, höher, höherzugleiten, auf einer Wolke in den Himmel zu schwimmen in federleichter Seligkeit. Aus einer engen Gasse stieg ein Soldatenlied. Die feine Luft reinigte es, daß es verklärt an Gideons Ohr klang. Von Schlacht und Tod sang das Lied. Aber die Worte hatten allen Schrecken verloren in dieser seligen Abendstunde. Sie erschienen dem jungen Gideon nur als etwas, das die Kraft hatte, ihn aus der Enge herauszuführen, daß er über die Erde fliegen und auf den Wolken in den Himmel schwimmen konnte.

Mitten in der Nacht erwachte er, jäh emporgeschnellt. Und wußte, daß er zum letzten Male allein in seiner Dachkammer lag, daß morgen und übermorgen und alle, alle Tage ein Mensch neben ihm liegen, sich an ihn klammern würde, daß er nie, nie mehr hinausfliegen dürfte in die Welt, wie die andern, daß er, nur er, hier bleiben müßte, immer, immer, ewig bis zum letzten Tage. Er sprang aus dem Bette, beugte sich weit in die kühle Luft, die ihn wundersam beruhigte, so daß er wieder nach seinem Lager zurückkehren konnte und in einen stillen Traum versank. — — —

(Fortsetzung folgt.)



Vergrößerung der Enden menschlicher Haare: 1. Charakteristische Form des ungeschnittenen Frauenhaars. 2. Ein männliches Haar mit der Schere geschnitten. 3. Gespaltenes Haar mit abgebrochener Spitze. 4. Mit dem Rasiermesser geschnittenes Haar. (Nach dem „Scientific American“.)

Das menschliche Haar unter dem Mikroskop

Von Dr. M. Calm

Vor nicht langer Zeit starb in Deutschland ein viel aufgesuchter Kurpfuscher, der es vom einfachen Schäfer zum Gutsbesitzer gebracht hatte; dieser hielt sich für befähigt aus der bloßen Betrachtung der Haare, insbesondere der Nackenhaare eines Menschen zu erkennen, an welcher Krankheit der Betreffende leide. In Wirklichkeit ist es nach allem, was wir wissen, schlechterdings ebensowenig möglich, aus der Besichtigung der Haare, wie etwa aus einer solchen der Regenbogenhaut des Auges — wie es eine andere Sekte von Kurpfuschern behauptet — zu ermitteln, was jemandem fehlt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß eine Untersuchung der menschlichen Haare, vor allem der Kopfhaare, gelegentlich imstande ist, allerhand bedeutsame Aufschlüsse zu geben und wichtige Rückschlüsse zu gestatten. Nur handelt es sich dabei um Ermittelungen von meist ganz anderer Art. Und um sie zu machen, genügt auch nicht eine einfache Besichtigung mit bloßem Auge oder mit der Lupe, vielmehr bedarf es dazu einer sorgfältigen wissenschaftlichen Untersuchung der Haare mit Hilfe des Mikroskops und unter Benutzung starker Vergrößerungen; zur richtigen Beurteilung und Verwertung der so gewonnenen Befunde sind überdies noch besondere Sachkenntnis und Erfahrung auf diesem Sondergebiete erforderlich.

Um zu verstehen, was eine wissenschaftliche Haaruntersuchung gelegentlich zu leisten vermag, bedarf es vor allem einiger Kenntnis vom Bau und Wachstum des menschlichen Haares. Wie alle Gewebe des Körpers, besteht auch das menschliche Haar im wesentlichen aus Zellen, und zwar aus Zellen, die verhornt sind und auch sonst Umwandlungen erfahren haben. Man kann an ihm drei Hauptbestandteile unterscheiden: die Haarrinde, das Haarmark und das Haaroberhäutchen. Die Hauptmasse bildet die Rindenschicht; sie besteht aus verhornten, zu feinen Längsfasern ausgebildeten Zellen. Diese umgeben den Markstrang, der die Achse des Haares darstellt und sich aus rundlichen, meist in zwei Reihen aneinandergelagerten Zellen zusammensetzt; er fehlt mitunter ganz, öfters ist er auch nur an einzelnen Stellen des Haares vorhanden. Die Oberhaut schließlich, die die äußerste, die Rinde umgebende Schicht bildet, besteht aus einer Lage glatter, dachziegelartig aneinandergereihter Zellen, die wie ein Schuppenpanzer das Haar überziehen.

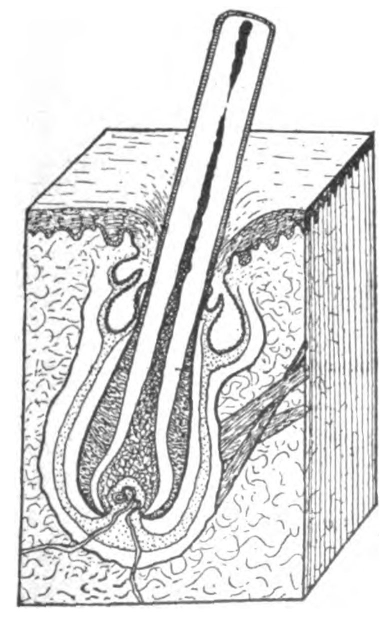


Abb. 5. Ein menschliches Haar und sein Sitz in der Haut.

Außerdem enthält das Haar Farbstoff. Dieser durchtränkt entweder gleichmäßig die Rindenzellen: das Haar erscheint in diesem Falle blond, respektiv rot; oder es ist in Form mehr oder weniger dicht gelagerter dunkler Körnchen und Schollen zwischen den Fasern, nicht selten auch in der Marksubstanz eingelagert; das gilt hauptsächlich für das braune und schwarze Haar. Und endlich befindet sich auch noch im Haar Luft, die besonders im Mark innerhalb eines Systems von Spalten und Lücken liegt. Bei starkem Luftgehalt und fehlendem Farbstoff erscheint die Haarfarbe grau, beziehungsweise weiß.

Weiterhin unterscheidet man an jedem Haar die Wurzel, den Schaft und die Spitze. Letztere ist das verdünnte freie Haarende, das stets spitz zuläuft und frei von Mark ist. Die Hauptmasse wird vom Haarschaft gebildet. Der in der Haut gelegene untere Haarteil ist die Haarwurzel, die mit einer hohlen, weichen Anschwellung, der Haarzwiebel, endet. Das Haar steckt in der Haut in einer Art Tasche, dem Haarbalge, die eine doppelte, eine äußere und eine innere, Wurzelscheide hat. In den Balg mündet eine kleine Talgdrüse, die das Haar mit Fett versorgt, sowie ein Muskelbündel, das den Haarbalg aufzurichten vermag. Am Grunde des Haarbalges befindet sich ein rundliches Gebilde, die Haarpapille, der die Haarzwiebel mit ihrer Höhlung aufsitzt; sie ist mit Blutgefäßen und Nerven versehen und ist die Bildungs- und Ernährungsstätte des Haares. (Abb. 5.)

Jedes Haar hat nur eine bestimmte Lebensdauer, wonach es ausfällt und durch ein neues Haar ersetzt wird. Anfangs wächst es alle zehn Tage 2 bis 5 mm, allmählich immer weniger und zuletzt kaum noch. Wenn es sich zum Ausfall anschickt, löst sich die Haarzwiebel von der Haarpapille, ihre Höhlung schließt sich, sie bildet einen Kolben, ihre Zellen verhornen, es entsteht das sogenannte Kolbenhaar, das sich langsam in die Höhe schiebt, dadurch immer loser wird und schließlich ausfällt.

Mit diesem ständigen Wachstum der Haare hängt es nun zusammen, daß stärkere Veränderungen, die den Gesamtorganismus betreffen, sich gelegentlich auch an den Haaren zu erkennen geben, indem sie deren Wachstum in störender Weise beeinflussen. Während

das Vorkommen von Haarausfall und von verlangsamtem Haarwachstum im Verlaufe vieler Krankheiten schon lange bekannt ist, haben neuere Beobachtungen zuverlässiger Forscher die interessante Tatsache ergeben, daß mitunter fieberhafte Krankheiten, wie auch erhebliche Ernährungsstörungen allgemeiner Art, ja sogar heftige seelische Erregungen, zumal wenn sie mit einer starken körperlichen Schädigung einhergehen, zeitweilig am wachsenden Haar gewisse feinere Veränderungen in Form von Wachstumsstörungen hervorzurufen imstande sind, die sich nachträglich mittels des Mikroskops wahrnehmen lassen. Man findet an der gerade sich bildenden Haarstelle Unterbrechungen, Lückenbildungen des Haarmarkes, Verminderung und sogar völliges Verschwinden der Luftlücken und des Farbstoffs und Verdünnung des ganzen Haares. Hört die Einwirkung genannter Schädigungen auf, so kann das betreffende Haar sich wieder erholen und wieder normale Beschaffenheit annehmen. Man kann dann aus der Anwesenheit derart veränderter Haarstellen noch nachträglich, nach Monaten und Jahren, den Schluß ziehen, daß eine tiefere Schädigung auf den Organismus eingewirkt haben muß. Aus der gesamten Haarlänge und dem Abstande der kranken Stelle vom Wurzelende kann man sogar berechnen, wann ungefähr die Erkrankung stattgefunden haben dürfte, und an der Länge der veränderten Stelle, wie lange etwa die Schädigung gewährt hat. So besteht unter Umständen die Möglichkeit, durch Untersuchung eines einzigen Haares eines Menschen einen Rückschluß auf eine vorangegangene Krankheit und deren Dauer zu ziehen.

Eine außerordentlich praktische Wichtigkeit besitzt die mikroskopische Haaruntersuchung auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. An den gerichtlichen Sachverständigen werden nicht selten Fragen gestellt, die nur durch eine sorgfältige Haarprüfung mit Hilfe starker Vergrößerung gelöst werden können, und deren richtige Beantwortung unter Umständen — man denke nur an Mordsachen und ähnliches! — von größter Tragweite sein kann. Ist dies oder jenes Haar, das an einem Orte, bei einem Menschen oder an einem Gegenstande gefunden wurde, ein Menschen- oder ein Tierhaar? In letzterem Falle: von welchem Tiere stammt es? In ersterem Falle: ist es das Haar eines Mannes oder einer Frau? Ist es ein Kopfhaar oder entstammt es einer anderen Körperstelle? Gehört es einer jüngeren oder älteren Person an? Ist seine Farbe eine natürliche oder künstliche? Ist es ausgefallen oder ausgerissen? Ist es durchschnitten, zeigt es Zeichen einer Verbrennung oder der Einwirkung einer stumpfen Gewalt? Stimmt es mit den Haaren dieser oder jener bestimmten Person überein? Nur durch eine sachkundige mikroskopische Untersuchung, Messung und Vergleichung lassen sich solche Fragen mit einiger Sicherheit lösen.

Männliches und weibliches Kopfhaar kann zumeist durch Untersuchung der Haarenden unterschieden werden. Das unverschnittene Frauenhaar zeigt eine natürliche Haarspitze, die freilich durch langes Bearbeiten mit Kamm und Bürste auch ausgefasert sein kann. Das Kopfhaar des Mannes hingegen ist gewöhnlich geschnitten und weist daher statt der Spitze eine mehr oder weniger scharfe gerade oder auch schräge Schnittfläche auf; ist es längere Zeit nicht geschnitten, so rundet es sich zwar an seinem Ende etwas ab, eine Spitze bekommt es jedoch nie wieder.

Die Betrachtung des entgegengesetzten Haarendes kann anderenfalls darüber Aufklärung geben, ob das Haar durchschnitten, ob es ausgefallen oder ausgerissen ist. Das ausgefallene Haar ist an seinem unteren Ende völlig verhornt, das ausgerissene ist hier noch weich, es biegt sich daher meist hakenförmig um. Ist das Haar gerade im Begriff, auszufallen, also schon vom Mutterboden losgelöst, aber noch in Verbindung mit der Wurzelscheide, so pflegt dem Haarkolben noch ein Teil der letzteren anzuhaften. Auf diese Weise sind charakteristische Unterscheidungsmerkmale gegeben.

Mit Sicherheit vermag ferner das Mikroskop die mitunter auftauchende Frage zu beantworten, ob ein fragliches Gebilde überhaupt ein Haar oder etwa eine Seiden-, Baumwollen-, Leinen- oder Wollfaser ist. Ebenso sind Menschen- und Tierhaare meist voneinander zu unterscheiden, worauf es gelegentlich, z. B. bei der Verfolgung von Wilddiebstählen, viel ankommt. Während das Haarmark im Menschenhaar nur schmal ist und oft ganz fehlt, bildet es im Tierhaar die Hauptmasse des Haarschaftes; auch weist letzteres eine deutliche Zähnung am Rande der Haare durch die dicken Schuppen der Oberhaut auf. Auch die Beantwortung der Frage, welcher Tierart bestimmte Haare angehören, ist auf Grund besonderer Erfahrung und eingehender Vergleichung möglich.

Mit am schwierigsten und dabei unter Umständen von besonders folgenschwerer Bedeutung ist die Entscheidung darüber, ob einzelne irgendwo, etwa in den Händen oder an der Kleidung eines Ermordeten, vorgefundene Haare einem bestimmten, der Tat verdächtigten Menschen angehören oder nicht. Bei genauer Vergleichung in bezug auf Farbe, Form, Länge, Beschaffenheit des Markstranges, Luftgehalt von Mark und Rinde, Art der Verteilung und Form des körnigen Farbstoffs, sowie Dicke und Form des Querschnittes der Haare kann der Sachverständige die Frage immerhin mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bejahen oder andernfalls auch mit aller Bestimmtheit verneinen und so das Urteil über Schuld oder Unschuld eines Menschen in wichtiger Weise beeinflussen.

Ein weiteres Gebiet, auf dem die mikroskopische Haaruntersuchung interessante Aufklärungen zu bringen vermag, deren Bedeutung freilich auch nicht überschätzt werden darf, betrifft die Rassenkunde. Schon seit langem ist es üblich, die verschiedenen Menschenrassen nach Form und Farbe der Haare zu unterscheiden, und eine Berechtigung dazu liegt zweifellos vor, wenngleich man daran festhalten muß, daß eine gewisse Gleichmäßigkeit der Befunde nur bei wirklich reinen Rassen anzutreffen ist, während bei stark gemischten Rassen, wie es die meisten europäischen sind; übereinstimmende Kennzeichen in diesem Punkte ebensowenig wie auch sonst existieren. So kann man denn Völker mit schlichten, straffen, welligen, lockigen und spiralgedrehten Haaren unterscheiden. Der verschiedenen Form entspricht nun auch das mikroskopische Haarbild insofern, als bei den schlichten Haaren die rundlichen Formen des Haarquerschnittes, bei den krausen die mehr oder weniger platten Formen überwiegen, während die ovalen Querschnitte jedoch überall anzutreffen sind. Und wie die dem unbewaffneten Auge erkennbaren Farben der Haare verschieden sind, so existieren natürlich auch Unterschiede im mikroskopischen Bilde hinsichtlich der Farbstoffkörnchen, deren Farbentöne vom hellen Gelb bis zum tiefen Schwarz wechseln, die da bald feinere, bald gröbere Formen, bald diese, bald jene Gestalt haben, bald dichter angehäuft, bald spärlicher verteilt sind, und die auf diese Weise für die einzelnen Rassen bis zu einem gewissen Grade charakteristische Merkmale aufzuweisen pflegen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 19. Oktober 1922 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

39. JAHRG. HEFTPREIS 20 M. AUSSCHL. BESTELLGELD HEFT № 4

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Der Bauerndoktor. Nach dem Gemälde von E. Harburger

Beachtenswerte Mitteilungen

Badenweiler. Nachdem Badenweiler die glänzende Hauptsaison hinter sich hat, bereitet es sich auf den Beginn der Herbst- und Winterkur vor. Gerade die Herbsttage sind in Badenweiler ganz besonders schön, da zumeist noch warme Witterung eintritt. Nun hat auch die Weinlese begonnen, die diesmal außerordentliche Erträge verheißt. Für den Winter ist eine kleine, sehr gute Hauskapelle engagiert, die in den behaglichen, mit Zentralheizung versehenen Räumen des Kurhauses täglich Konzerte gibt. Auch werden Veranstaltungen von Künstlerkonzerten und Vorträgen dazu beitragen, anregend auf die Kurgäste zu wirken. Das Hotel Römerbad und verschiedene andere Häuser sind auf Winterbetrieb eingerichtet. Das Markgrafenbad wird, wenn auch in beschränktem Maße, den Betrieb im Winter aufrecht erhalten.

Neues aus Südwest. Selten noch kommt eine Nachricht aus unseren früheren Kolonien zu uns. Um so mehr erfreute uns eine im August 1922 in Windhuk gedruckte, große und reich bebilderte Sonderausgabe der früheren Landeszeitung für Deutsch-Südwestafrika mit einem Bericht über die umfangreiche Tätigkeit der seit 30 Jahren bestehenden Firma Wecke & Voigts. Eine schwere Zeit zieht jetzt über Südwest als Mandatsgebiet dahin. Die Pioniere deutschen Geistes und deutscher Arbeit halten jedoch tapfer aus; die Zukunft wird ihnen den Lohn dafür bringen.

Wieder steht man vor der schwierigen Frage: Wie und wo kann ich zu halbwegs erschwinglichen Preisen den Kleidungs-, Wäsche- und sonstigen Wirtschaftsbedarf für Mann, Frau und Kind decken. Hier will nun der neue Herbst- und Winter-Modebericht des bekannten Dresdner Modehauses Adolf Renner ein ehrlicher Vermittler sein in allen dringenden Bedarfsfragen der Herren-, Frauen- und Kinderbekleidung. Interessenten dürfte eine sofortige Bestellung empfohlen sein, sowohl der Kataloge als der einzelnen Bedarfsstücke, da beides bald vergriffen sein könnte. Der Katalog, dessen Durchsicht für jedermann etwas Brauchbares aufweisen dürfte, ist unentgeltlich und portofrei zu beziehen vom Modehaus Renner, Dresden-A., Altmarkt 12.

Morgenstimmung. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Cuno Romroth.



DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

3. FORTSETZUNG

Se. Durchlaucht hielt es für gut, nach dieser Enthüllung eine Pause eintreten zu lassen. Doch der Anwalt fragte sofort: „Hängt diese delikate Familienangelegenheit mit Durchlaucht zusammen?"

„Nein, mit meiner Tochter — der Gräfin von Kottum."

„Aha — also vermutlich eine Scheidung."

Zum Kuckuck! dieses formlose Dreinfahren des Kerls machte den Schloßherrn allmählich noch ganz konfus.

„Ja — ja — allerdings — Sie begreifen, welch eine peinliche Situation!"

Allein anstatt einer Beistimmung, die doch der Aristokrat nach den leersten Regeln der Höflichkeit jetzt erwarten zu können meinte, erhob sich der Gast plötzlich von seinem Sitz, und nachdem er den Gehrock ein wenig zurückgeschlagen, stellte er sich hinter die Lehne des Stuhles, wie hinter ein Rednerpult. Unter der dunkelgeblümten Weste dehnte sich eine Brust, deren Wölbung der Schloßherr kopfschüttelnd anstarrte.

„Wie alt ist Ihre Frau Tochter?" fragte der Anwalt ohne eine Spur wärmerer Teilnahme.

„Sonja?" sagte Se. Durchlaucht, die sich diese offenbare Nebensächlichkeit durchaus nicht erklären konnte. „Warten Sie — sie ist einundzwanzig Jahre."

„Gott ja." Doktor Gerber strich sich ein paarmal mit dem Daumen über die Brust, dann warf er sachlich und wie zum Trost hinüber: „Für Frauen bleiben derartige Erfahrungen unter allen Umständen sehr bedauerlich. Anderseits — solch eine junge Person schließt heute eine Tür und morgen öffnet sie bereits eine andere!"

„Wie meinen?" richtete sich nun Dietrich-Claus in die Höhe und spannte sich ganz verblüfft das Monokel ein. In der Umgebung der Fürsten von Prora waren derartige Stillosigkeiten bisher wenigstens noch nicht Sitte, wollte der über soviel legere Denkungsart Gereizte hier einwerfen. Aufrichtig bereute er es bereits, aus Bequemlichkeitsgründen solchem Plebejer Zutritt gegönnt zu haben. Allein unter dem funkelnden Augenpaar des Beduinen unterlag der Fürst abermals einem ihm selbst nicht ganz erklärlichen Bann. So brachte er es nur bis zu einem „Fatal, fatal", was freilich auch auf seine eigene Gemütserschütterung bezogen werden konnte.

Da klang die tiefe, bedrohliche Stimme schon wieder: „Sind Kinder vorhanden?"

Sonjas Vater zuckte zusammen. Die ungeschminkte, prunklose Art des Mannes brachte ihn fast außer sich. Er wußte selbst nicht, warum er sich so ärgerte.

„Die Frau Gräfin sind erst seit einem halben Jahre verheiratet," erwiderte er empfindlich. Und es verführte ihn etwas, ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten durch die Einschaltung des Adelstitels wirken zu wollen. Doch der andere entgegnete vollkommen ungerührt und ohne die Absicht verstanden zu haben: „So — so, das erschwert den Fall."

„Erschwert?" stotterte Dietrich-Claus ungläubig.

„Allerdings — aber nun, Durchlaucht, zuvörderst eine Aufklärung." Die federnde Gestalt trat unbefangen näher, während sie den Stuhl abermals zur Seite bog: „Warum trägt mir die Klägerin eigentlich die Beschwerden, die sie zu haben glaubt, nicht selbst vor?"

Gottlob. Da erhob sich aus dem verwünschten Verhör zum Glück die Treppe, die Se. Durchlaucht so gern schon viel früher emporgeklommen wäre, um von der unerreichbaren Plattform seiner gehobenen Lebensstellung aus endlich seine berechtigten Ansprüche vertreten zu können. Jene unbeschreiblich lächelnde Reserviertheit verbreitete sich alsbald über das faltenlose Antlitz des Aristokraten, die in ihrer Mischung von Verzeihen und Besserwissen immerhin wie ein ehrwürdiges Mysterium wirkte.

„Warum sich Sonja nicht selbst an Sie wendet?" erwiderte der Graf, während er leise abschätzend und kritisch lächelnd das Haupt bewegte.

„Liebster Doktor, auch Sie werden gewiß gern zugeben, daß es innerhalb gewisser Familien immerhin noch bestimmte traditionelle Verpflichtungen gibt, sagen wir, ungeschriebene Reservate, mitten in einer rechtszertrümmernden Zeit. Ich weiß, diese sind nirgends kodifiziert, jedoch sie sind nichtsdestoweniger vorhanden. Sehen Sie, ein solches Reservat bestimmt nun für die durch mich vertretene Familie, daß wir das Zartgefühl unsrer Frauen und Mädchen unter allen Umständen und bis aufs äußerste zu schonen haben. Und da es sich im Falle der Gräfin Kottum tatsächlich um ein ganz einziges, höchst unerquickliches, ja, um offen zu sein, um ein überaus genantes Faktum handelt, so meinte ich, durch eine mehr väterliche Behandlung, der peinlichen Affäre — — —"

„Halt!" rief der Anwalt hier laut dazwischen, der nur ein hervorstechendes Wort aus der wohlgesetzten Rede des Fürsten aufgefangen zu haben schien, denn er ließ sich hastig wieder in den Sessel gleiten, worauf er den Stuhl so nahe an den befremdeten Schloßherrn heranzog, daß sich die Knie der beiden Männer fast berührten. „Jetzt haben wir den allein interessierenden Punkt. Ich meine natürlich gerichtsmäßig. — Durchlaucht, es wurde hier soeben auf ein besonders unschickliches Ereignis hingewiesen. Ich halte es für dringend erforderlich, daß mir vor allem anderen gerade dieses eine Faktum ohne weitere Beschönigung mitgeteilt wird. Dieses dürfte nämlich die Basis unsrer Eingabe bilden."

„Ja, aber" — —

„Nein, kein aber!" In den lebhaften Augen des Beduinen flatterte etwas von studentischer Schalkerei, und um die etwas zu vollen Lippen spielte wieder ein überheblich gutmütiger Zug. „Durchlaucht können schon bei mir voraussetzen," überredete er, indem er sich ganz nah an seinen überrumpelten Zuhörer heranbeugte, „daß unsereinem das sonstige Auf und Ab einer Eheirrung mehr als geläufig ist. Es ist immer dasselbe. Zwiespalt in der gegenseitigen Lebensauffassung, allmähliche Erkältung, Überspannen oder vollkommenes Ausschalten der triebhaften Zugehörigkeit — — ja das ist so," beharrte er, als sein Gegenüber eine empfindliche Geste zeigen wollte, „und schließlich die unheimlich wachsende Abneigung bis zur Blutsfeindschaft. Schema, Durchlaucht, die Scheidungsrichter schlafen dabei ein." Hier legte der Beduine plötzlich seine Hand auf die feinen Finger des Fürsten, der es zu seiner eigenen Verblüffung ruhig geschehen ließ. Dann rüttelte der Einfluß dieser selbstbewußten Persönlichkeit stärker an dem Willen seines trotz allen Widerstandes hingegebenen Zuhörers. „Sie deuteten doch aber vorhin auf eine ganz besonders beleidigende Verirrung? Heraus damit, Durchlaucht. Dies ist unser Flederwisch, mit dem ich fechten muß."

Seltsam, Se. Durchlaucht fühlte plötzlich eine merkwürdige Zugehörigkeit zu dem fremden Einwanderer. Er wußte selbst nicht wie es kam, allein ihn durchwärmte



unvermutet die angenehme Vorstellung, als ob sein gebräunter Besuch im Grunde genommen und auf irgendeine geheimnisvolle Weise gleichfalls so etwas wie ein Fürst sein müsse. Also eine Art Standesgenosse von ihm, nur aus einer heißeren Weltgegend und von einer anderen Rasse. Auf jeden Fall jedoch ein ihm zu Hilfe gezogener Verbündeter. Und diese ritterliche Auffassung schickte alsbald die gewinnendsten Eigenschaften des großen Adligen ans Licht. Ganz von selbst fügte es sich, daß Dietrich-Claus seinen Arm vertraulich in denjenigen seines Ratgebers schlang, seinen weißen Kopf fast familiär dem des Gastes zuneigte, um ihm dann, wie aus Furcht vor einem Lauscher zuzuflüstern: „Sie haben natürlich ganz recht, liebster Doktor. Wir jungen Mädchen brauchen uns ja nicht voreinander zu zieren. Also hören Sie: Ihr eigenartiges Schema — pfui Teufel, es ist einfach abscheulich — findet leider auch bei uns seine Anwendung. Fast wörtlich. Wie sagten Sie? Zwiespalt in der gegenseitigen Lebensauffassung. Allmähliche Erkältung —. Ganz recht, das alles ließ sich in Sonjas Ehe leicht verfolgen. Über die intimeren Beziehungen der jungen Leute versage ich mir natürlich jede Vermutung. Aber, unter uns, Ihr leidiges Schema dürfte auch hier das Rechte treffen. Es mag sich bei meiner Tochter wohl mehr um eine allzu scheue Diskretion und Zurückhaltung gehandelt haben. Denn sehen Sie, liebster Freund — Sie folgen mir doch?"

„Mit dem größten Interesse."

„Gut, gut — Sie müssen nämlich wissen, ganz im Gegensatz zu meinem Sohn, den ich im Interesse eines weit gesteckten Lebensausschnitts manches durch die Finger sah — man ist ja selbst kein Heiliger gewesen —, ließ ich bei meiner Tochter allerlei Erziehungshemmnisse geltend werden, wie dies in meiner Familie von jeher Sitte war. Viel Lektüre, religiöse Hinleitung und besonders eine große gesellschaftliche Zurückgezogenheit. So ein bißchen Stiftsluft. Sie verstehen, liebster Freund, dies alles erschien mir notwendig als eine Reaktion gegen den etwaigen Einfluß von Sonjas Mutter, meiner unvergeßlichen Gefährtin. Eine geborene Fürstin Suworrow-Daschkow, und wie alle russischen Frauen in einer geistigen Republik lebend. So vorbereitet ging Sonja in ihre Verwaisung, durch die Völkerkatastrophe und in ihre Ehe."

Dietrich-Claus legte sich hier bei einer kleinen Atempause die Hand vor die Stirn, während er unwillkürlich den weißen Kopf hob, als wünsche er, seinen Besuch auf die beiden Ölporträts hinzuweisen, die in schmalen Goldovalen in zwei kapellenähnlichen Nischen hingen. Denn auch die Regale der Bibliothek strebten mit ihren hohen gotischen Spitzformen, nebst ihren blassen Heiligenmalereien gleich Kirchenschreinen in die Höhe.

Bereitwillig warf der Rechtsanwalt einen seiner raschen, zupackenden Blicke auf die beiden verdämmernden Gemälde. Doch nur wenige Sekunden vermochte seine Aufmerksamkeit bei dem dunklen glatt gescheitelten Frauenbildnis im Hermelinpelz zu verweilen, dann wurde seine ungeduldige Teilnahme gebieterisch von dem gegenüberhängenden Jungmännerantlitz festgehalten. Von dort oben schaute ein drei- bis vierundzwanzigjähriger gertenschlanker Jüngling in hellblauer Dragoneruniform herab. Und bei Gott, es war nicht das typische Leutnantsgesicht. Selbst der bisher so gleichgültige Anwalt stutzte und fühlte sich für einen Moment in ein fremdes Schicksal fortgerissen. Dies weiche goldblonde Haar, die hohe, kantige, eigenwillige Stirn, darunter ein Paar halbverschattete ins Ferne suchende graue Augen, in denen sich ganz gewiß nicht die zunächst erreichbaren, platten Erscheinungsformen spiegelten, und ganz im Gegensatz zu dem Ernst des Ausdrucks der volle, genußsüchtige Mund — dies alles redete seine eigene Sprache.

Dr. Gerber schnürte die Brauen zusammen und riß sich ein paarmal, wie in Bedrängnis, den kurzen Bart. Schade — schade! Mit dem dort droben war sicherlich nicht nur die Hoffnung einer alten glänzenden Familie, sondern auch ein Mensch dahingegangen.

Die erzwungene Stille wurde ihm lästig.

„Wir sind von unserem Thema abgekommen," sagte er hart und raffte den gewohnten Panzer von Gleichgültigkeit und Kühle wieder um sich zusammen. „Darf ich mich erkundigen, ob die Wahl Ihrer Frau Tochter ganz unbeeinflußt auf ihren Gatten gefallen ist?"

Bei dem Klang der tiefen, rücksichtslosen Stimme rückte sich Dietrich-Claus erschreckt zurecht, wußte sich im Moment nicht voll auf seinen Besuch zu besinnen und erst nachdem er in dem Fremden ganz von weitem seinen Verbündeten erkannt hatte, stieß der Kavalier einen leichten, vorüberhuschenden Seufzer aus, mehr aus Anstandsgefühl, als aus Trauer, um schließlich seinen Arm von neuem fester in den seines Beistandes zu schlingen: „Sehn Sie, lieber Doktor," entschuldigte er sich ein wenig verlegen, „seit ich in der großen Weltverwirrung so schwer habe dulden müssen" — und wieder deutete er mit dem Haupt auf das Bildnis seines Sohnes —, „da lag mir natürlich der Wunsch nahe, das Majorat von Prora, meine Fideikommißbesitztümer sowie alle sonstigen Dominialrechte nicht gänzlich an meiner Tochter vorübergleiten zu sehen. Der junge Graf v. Kottum, als der Sohn meines verstorbenen Bruders, war der nächste Agnat — Herr Doktor, Sie sind ein Weltmann, Sie werden hoffentlich begreifen" — —

„Ohne Sorge, ich verstehe," stimmte der Beduine nickend zu und legte abermals seine Rechte bundesbrüderlich auf die feinen Finger seines Klienten.

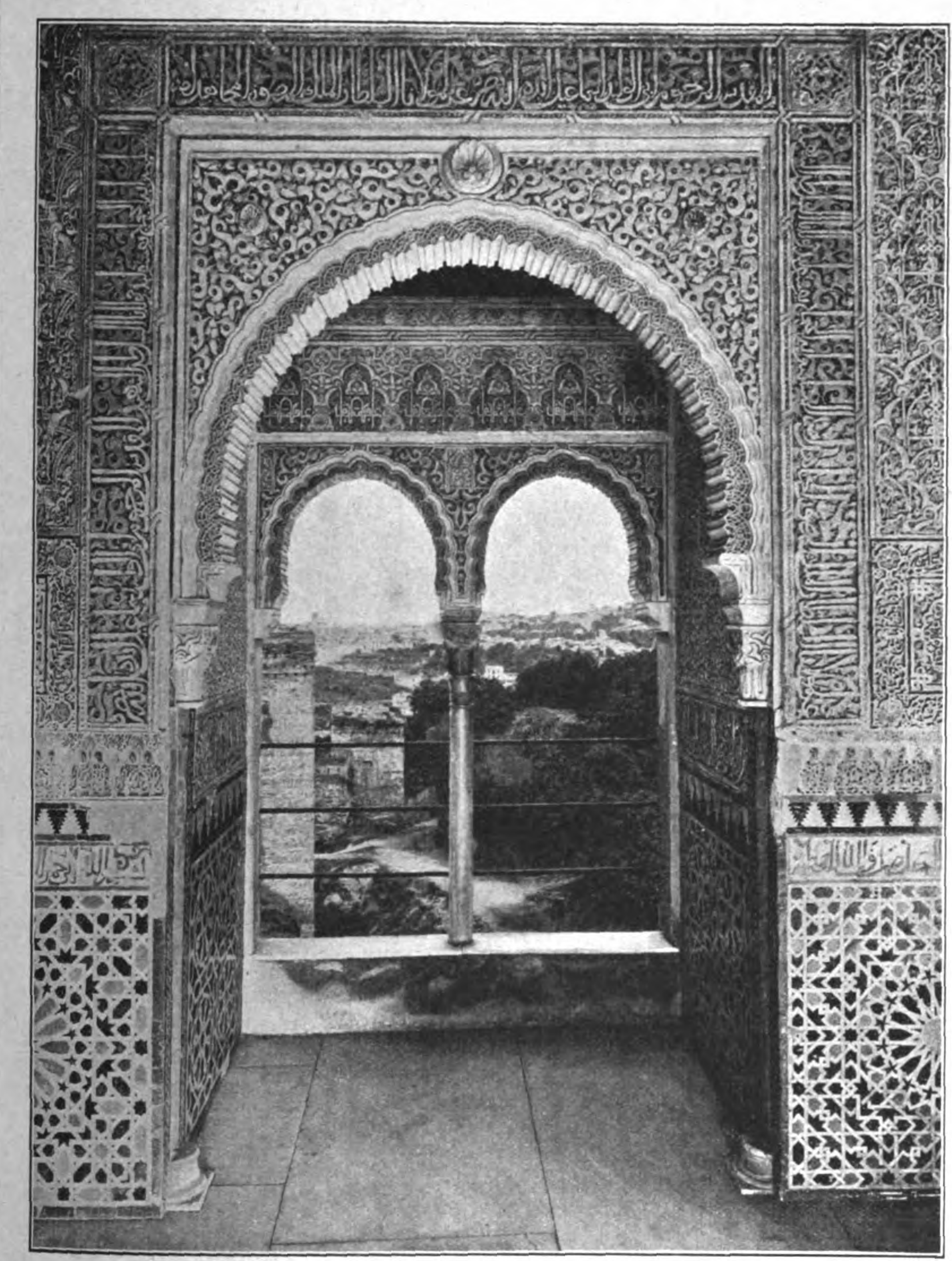
Der schmiegte sich noch gewonnener an ihn und fuhr fort: „Es hätte ja vielleicht trotzdem alles in dieser Ehe passabel gehen können, denn die beiden aparten Leutchen paßten äußerlich ganz vortrefflich zueinander — hm, ja, aber — wie gesagt, der verwünschte Gifttropfen in Ihrem Schema! Ich sagte Ihnen bereits, um Sonja schwebte stets eine leise Atmosphäre von Stiftsduft. Und mein Neffe Christoph-Claus? Mon Dieu, er war eben ein äußerst genußfreudiger Herr, von dieser beweglichen, nimmersatten, tatenlustigen Rasse, wie sie die Vorkriegszeit hervorgebracht hat. Reich, verwöhnt, von dem bekannten liebenswürdigen Egoismus, wie er damals so allgemein gepriesen wurde. Und obwohl ohne eigentlichen Beruf, dennoch in alle möglichen Beschäftigungen verstrickt. Wir besitzen ja Beispiele dafür. Das Schlimmste aber war, daß er auch die Kunst nicht schonte — er malte —, und von dieser verdammten Schmiererei kam dann schließlich auch der Skandal!"

„Gottlob, jetzt ist er da!" rief Dr. Gerber, atmete erlöst und schlug sich vernehmlich aufs Bein.

„Nun, was soll ich Ihnen lange erzählen?" sagte Dietrich-Claus nicht frei von Verkniffenheit. „Der leichtsinnige, törichte Hanswurst ließ sich auf offener See dabei erwischen, wie er in einer Fischerschaluppe die rosige Aphrodite malte. Natürlich hatte die Dame weiter nichts über sich, als die Morgenröte. Was sagen Sie zu solchem Kitschgeschmack!? Was den Fall aber noch besonders schmackhaft macht, sein Modell war die Pakuscha! Beneidenswert, wie? Ich kann mir nur vorstellen, daß die etwas lebhafte junge Dame sich ihrem Apelles in einem Anfall von Kunstverworrenheit zur Verfügung gestellt haben muß. Nun, wie gefällt Ihnen dieser Beitrag zur jüngsten Sittengeschichte, Verehrtester?"

Der Fürst hatte sich erhoben und lehnte sich nun in seinem englischen Promenadenanzug an eins der Bibliothek-





Fern im Süd, im schönen Spanien: Blick aus der Alhambra auf Granada.

gestelle, indem er seine Rechte lässig mit der Monokelschnur spielen ließ. Sein rundes blühendes Antlitz aber richtete sich voll Spannung auf seinen Gast, denn er schmeichelte sich, durch die kavaliermäßige Offenheit, mit der er die fatale Familiengeschichte geschildert, seinem Besucher doch immerhin einen Begriff von der parteilosen Weltläufigkeit seines Auftraggebers vermittelt zu haben.

Wie verblüfft beugte sich deshalb Se. Durchlaucht nach vorn, als er die ganz andere Wirkung seiner Offenbarungen entdecken mußte. Zuerst traute der distingierte Weltmann tatsächlich kaum seinen Augen. Jedenfalls hatte sich derartiges in der Feierlichkeit dieses Raumes gewiß seit Geschlechtern nicht abgespielt.

Da stand der Beduine breitbeinig auf dem prachtvollen Teppich, wiegte sich leicht in den Hüften, hatte außerdem beide Hände in die Weichen gestemmt, und das zerhackte Antlitz mit den funkelnden Augen war der Schauplatz eines merkwürdigen Wetterleuchtens.

Plötzlich aber geschah etwas Unerhörtes. Der Wüstensohn schlug ein Gelächter auf, so unbekümmert, freimütig und aus erschütterten Grundfesten, wie es nur ein Student

in der fröhlichsten Zeit seines Burschentums hervorschmettern kann. Und es wirkte in seiner Unschuld und Harmlosigkeit so fortreißend, so unbedingt ansteckend, daß der Aristokrat, der durchaus verstand, was damit gemeint sei, nach allen möglichen Versuchen, seine Zurückhaltung zu behaupten, halb ärgerlich und wider Willen in jenes ungeschminkte Ausgelachtwerden einstimmen mußte. Ein paar unsichere Schritte ging er seinem Besuch entgegen, dann schnitt er mit dem Finger durch die Luft, als ob er den unziemlichen Ausbruch allmählich doch mitten entzweischneiden möchte, und stotterte endlich noch ziemlich ungehalten: „Pardon, lieber Doktor, ich hatte wirklich gemeint, der Ernst dieser doch nicht ganz grundlosen Entzweiung — —" Weiter gelangte er nicht. Schon kam der noch immer lachende Beduine mit ausgestreckten Armen auf ihn zu, drückte und preßte die feine Aristokratenhand mit aller Kraft und rief in seiner zufahrenden, überredenden Manier: „Aber verehrteste Durchlaucht, wir beide wissen doch ganz genau, warum wir lachen. Nicht wahr, ist es nicht so? — Es findet sich doch keine Spur von wirklichem, zwingendem Ernst in dieser allerliebsten Geschichte. Bedenken Sie doch bloß — in unserer bitter ernsten Zeit!"

„Ja, aber verzeihen Sie —"

„Ganz recht, wir müssen eben alle verzeihen. Und dahin zu wirken, darin erblicke ich gerade eine ganz hervorstechende Seite meines Berufes. Fraglos hat sich der junge Herr nicht gerade als Malteserritter benommen! Aber ich hoffe, auch Ihre Frau Tochter wird nicht die zu einem läppischen Begriff erstarrte Königin Rhodope sein wollen! Na also — Sühneversuch, Durchlaucht — ein sehr ernsthaft gemeinter Sühneversuch — ich werde ihn, wenn irgend möglich, schon morgen einleiten."

„Im Ernst? Das wollen Sie auf sich nehmen? Das halten Sie überhaupt für diskutabel?" rief der Fürst, sich vergessend und im vollen Ton der Freude.

Mit schnellen Schritten, elastisch und im Besitz einer überraschenden Jugend, schritt der Weißkopf an den langen, wundervoll polierten Polisandertisch, der mit seinen feingeschwungenen Füßen und den japanischen Elfenbeinecken genau die Mitte des Raumes einnahm. Dort fuhr er lebhaft umher, bis er endlich unter allerlei Papieren und Büchern eine goldene Kassette gefunden hatte, die er jetzt seinem Gaste zuschob: „Hier, liebster, bester Doktor — Silence — Verraten Sie mich nicht, ja, ja, noch eine Henry Clay! Im untern Fache liegen die Zigaretten. Hoffentlich sind Sie kein Trockenraucher. Wir brauen hier nämlich gelegentlich eine ganz raffinierte kleine Erfrischung. Ein Glas Sekt mit Sherry Brandy. Nun, verehrter Freund, darf ich läuten?"

Allein der plötzlich so Gefeierte stieß von neuem sein unbekümmertes, rollendes Gelächter aus — Se. Durchlaucht hatte das Gefühl, es richte sich diesmal gegen ihn selbst —, fischte sich ohne Scheu eine der gewaltigen Glimmstengel und ließ das Kraut von dem ihn bedienenden Schloßherrn gemächlich in Brand setzen: „Danke, danke, Durchlaucht," lehnte er dann alles Weitere mit seiner alten, bestimmten Selbstsicherheit ab, schlug den Rock auseinander und blies genußreich eine respektable Rauchwolke von sich: „Verflucht — diese braunen Damen beglücken uns doch ungemein." Er verbeugte sich, bot dem Fürsten zum Abschied die Hand und schritt mit seinem auswärtigen, wiegenden Gang den beiden Marmorsäulen zu. Indessen noch auf dem Wege wurde er wiederum von den grauen Augen ereilt, die dort oben aus dem Goldoval dem Entschwindenden stumm und grübelnd folgten.

Getroffen blieb der Anwalt stehen, umfaßte noch einmal den unverkünstelten Ernst sowie den sichtbaren Weltentzifferungswillen dieses Frühverstorbenen, und indem er sich von neuem seltsam angezogen fühlte, riß er sich entschlossen den kurzen, dunklen Kinnbart. Ein Zeichen dafür, daß sein Besitzer sich für Kampf und Streit entschieden habe: „Hören Sie mal, Durchlaucht," wandte er sich, fast auf der Schwelle, noch einmal zurück, „selbst für den Fall, daß sich die beiden Herrschaften unnachgiebig zeigen sollten, was ich nicht hoffe, dann geben wir die vermögensrechtliche Seite der Sache natürlich noch lange nicht verloren. Zuvörderst ist der junge Herr dort droben noch immer Ihr Erbe —"

„Wer?" hob Dietrich-Claus ungläubig ein wenig betreten die Achseln, „lieber Doktor, Sie scherzen wohl? mein verstorbener Sohn?"

Der Anwalt zog einen Merkblock hervor: „Seit wann gilt er als vermißt?" fragte er, diese Einwendung abschneidend.

„Oh, seit mehr als drei Jahren."

„Nun gut, dann erlassen wir unverzüglich einen neuen Aufruf nach seinem Verbleib. Darüber vergehen mindestens wieder zwei Jahre. Und in der Zwischenzeit — —"

„Nun?" schüttelte sein Zuhörer trübe das Haupt.

Der Aufbrechende jedoch spreizte zwischen den Säulen die Beine, stemmte abermals die flachen Hände in die Weichen und musterte nun seinen Klienten vom Kopf bis zu den Füßen. Das Resultat schien ihn zu befriedigen, denn in den sprechenden Augen stäubte es hoch auf vor innerer Heiterkeit und gutmütigem Spott: „Durchlaucht vergessen," rief er lachend, „daß wir sofort alle Agnaten zum Teufel jagen können, sobald Durchlaucht sich entschließen würden, noch einmal vor Hymens Altar zu erscheinen. Und ich finde Durchlaucht durchaus in der Lage dazu."

Hiermit verbeugte er sich schnell und durchmaß nun wirklich in aller Eile den schmalen teppichbelegten Saal. Hätte er den Apfelbaum der Hesperiden geschüttelt, und wären alle goldenen Früchte dem Fürsten von Prora zugleich in den Schoß gerollt, der Hüter des Rechtes hätte den Korb des jugendlüsternen Aristokraten weit weniger mit Glück und Entzücken füllen können, als durch dies eben geäußerte Zutrauen.

Kaum hatte der Grandseigneur die Meinung seines Ratgebers begriffen, so eilte er ihm leichtfüßig nach. Er wollte den Beduinen fragen, ob er heute abend vielleicht Gefallen an einer kleinen Partie Boston oder Bézigue finden würde, er wollte sich erkundigen, ob der Einwanderer sich am Ende lieber an einer Treibjagd auf Hochwild beteiligen möchte — er wollte — —

Allein all diese liberalen Vorsätze gediehen nicht zu Ende. Denn an dem entschwindenden Juristen vorüber flügelte eine starkknochige Dame in Automantel und braunem Lederhut, unter dem zerzaust, widerspenstig und schlecht gefärbt ein paar graue Haarsträhnen um ein blaurotes, vergeblich gepudertes Antlitz flatterten.

Erschreckt hielt der Fürst inne. „Mala," blieb es ihm in der Kehle stecken.

„Ägir," tönte es heiser von der andern Seite, und ein Paar Arme wollten sich breiten: „Liebster, teurer Freund! Ja, ja, Sie können mich ruhig küssen. Ich betrachte dies immer mehr als ein Zeichen von Tapferkeit und Bravour. Oh, Ägir, was haben wir alles erlebt. Ist Herr von Demmendorf schon da? Der Generaloberst? Und unsere liebe Prinzessin Troy? Wir haben nämlich auf der Chaussee ein paar Autos überrundet. O gebenedeiter, schönster Dietrich — wie freut sich Lila, Ihnen die Hand küssen zu dürfen. Als Ihre Tochter — nicht wahr, noch immer als Ihre aufmerksame, hingebende Tochter? Kommen Sie, kommen wir schnell zu unserem guten schüchternen Kinde." (Fortsetzung folgt.)



Stare lesen weidenden Schafen Ungeziefer ab. Mit Genehmigung des Verlags R. Voigtländer aus Meerwarth, „Lebensbilder aus der Tierwelt".

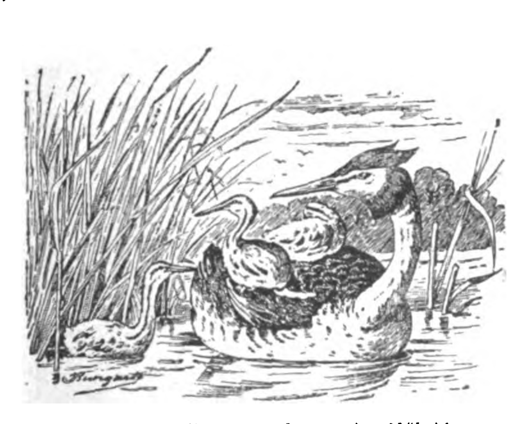
Fahrende Vögel und Insekten

Von Hermann Radestock (Mit drei Abbildungen)

Wenn auf einen sonnigen Herbst plötzlich rauhe Wintertage folgen, so geraten verspätete nordische Zugvögel leicht in bitterste Nahrungsnot, besonders die Insektenfresser. So mußten wiederholt halb erstarrte Rauchschwalben abends im Rheintal aufgelesen und im Nachtschnellzug durch die Schweiz nach Chiasso befördert werden, wo man sie fliegen ließ. Von 280 bei Stein am Rhein und 1500 bei Speyer gesammelten Tieren starben unterwegs nur 40, die übrigen waren gerettet. Die Schnellzugslokomotive macht hier erfreulicherweise einen kleinen Teil des großen Schadens gut, den sie unter selbst so guten Fliegern, wie Schwalben, anrichtet, die beim Queren des Schienenweges oft von der dahersausenden Maschine erfaßt und zerschellt werden.

Wenn flugbegabte Kleinvögel sich zu Reisen auf menschlichen Fahrzeugen entschließen, so muß schon der triftigste Grund, die Sorge um die junge Nachkommenschaft, vorliegen. Vier gut bezeugte Fälle sind mir bekannt. Den ersten erzählt Brehm von einem Rotschwänzchenpaar, das sein Nest in einen Holzstoß auf einem Schiff gebaut hatte, das vom Spessart den Main und Rhein hinabfuhr. Die beiden Vögel machten die ganze lange Reise mit, sie brüteten und fütterten die Jungen bis zum Flüggewerden. Im zweiten Falle hatte ein anderes Rotschwänzchenpaar den Einfall, sein Genist einem Güterwagen der Bottwartalbahn (Strecke Heilbronn—Marbach) anzuvertrauen. Tag für Tag machten die Tierchen die Reise und versorgten unterwegs auf den vielen Haltestellen, trotz des lebhaften Aus- und Einladens der Milchkannen gerade in „ihrem" Wagen, die Jungen mit Futter, so daß sie glücklich durchkamen. Einen noch ungemütlicheren Platz hatte ein Rotkehlchenpaar auf der Reparaturwerkstätte Aschaffenburg belegt, und zwar am Puffer eines längere Zeit unbenutzten Wagens. Als nun dieser wieder gebraucht und weggeschoben werden mußte, befestigte ein Arbeiter, ohne daß dies die Vögel störte, das Nest auf dem Puffer des neu heranfahrenden Wagens. Als letzterer bald darauf schon wieder seinen Stand wechselte, wollte der Arbeiter seinen Schützlingen einen weniger gefährdeten Platz für das Nest besorgen, allein das nahm das Weibchen übel: es kehrte erst zurück, als es seine Kinderstube wieder auf dem Puffer sah und bewies dem Arbeiter seine Zufriedenheit dadurch, daß es während des noch viermal nötig werdenden Wagenwechsels ruhig im Neste sitzen blieb. Den gefährlichsten Fahrplatz für sein Nest hatte sich aber ein Finkenpaar auf einer deutschen Lafette in Nordfrankreich ausgesucht. Solange nicht gefeuert werden mußte, ging alles ganz gut, und schon lagen einige Eier im Neste, aber beim ersten Schuß fiel es durch den Rückstoß herunter. Auch hier gelang es den Vögeln, wie versichert wird, ihre Jungen an einer weniger kriegerischen Stelle großzuziehen.

Ein ganz besonderes Verständnis für Fahrgelegenheit beweist der Haubentaucher (Colymbus cristatus). Er baut sein kunstloses Nest aus schwimmenden Stengeln und Blättern von Wasserpflanzen und sorgt nur dafür, daß dieses freischwimmende Floß vermöge seiner Größe nicht ganz zwischen den Rohr- und Schilfstengeln hindurch auf die Seemitte hinausgetrieben werden kann. Sonst haben die abwechselnd brütenden Vögel durchaus nichts gegen das Umherfahren einzuwenden. Sie verwandeln sich dann später sogar selbst in Schiffe für ihre anfangs durch das Schwimmen bald ermüdeten Jungen, indem sie unter sie tauchen und sie so zu einer lustigen Wasserfahrt auf den Rücken nehmen, was den Kleinen viel Vergnügen macht. Weniger, wenn es ans Tauchenlernen geht: aber dann



Haubentaucher führt seine Jungen ins Röhricht.

klemmt die resolute Mutter ihre Kinder einfach unter die Flügel und nimmt die Zöglinge mit hinunter zu den Wasserkäfern und anderen Leckerbissen.

In allen diesen Fällen handelt es sich um das Fahren oder Reiten von Vögeln je einer und derselben Art. Weit merkwürdiger und seltener ist die Beförderung durch Tiere einer anderen Gattung. In einer Mühle bei Clonnel in England wurden eine Zeitlang eine Gans und eine Henne gehalten. Die letztere ließ man Enteneier ausbrüten, und als nun die Kleinen ins Wasser gingen, versetzte das die Henne in die bekannte Angst und Aufregung, weil sie ihre Entenkinder nicht begleiten konnte. In dieser Notlage griff nun die Gans aus freien Stücken ein: sie führte mehrere Tage lang die Kleinen getreulich auf dem Wasser und zeigte ihnen ihre Schwimmvogelkünste. Das vermochte jedoch die ängstliche Mutter Henne keineswegs zu beruhigen: sie trippelte, fortwährend rufend und klagend, am Ufer hin und her. Da geschah das Merkwürdige. Die Gans legte sich „wie ein Boot" dicht ans Ufer an, mit einem kühnen Sprung bestieg die Henne das „Schiff", dieses fuhr ab, umkreist von den jungen Enten, die nun von Mutter und Stiefmutter gemeinsam betreut wurden. Und nicht nur einmal, sondern Tag für Tag unter dem Zulauf vieler Menschen, die das Schauspiel bewunderten.

Nach neueren Beobachtungen unterliegt es auch keinem Zweifel mehr, daß zuweilen kleinere Zugvogelarten, die sonst allein und zwar sehr hoch und schnell reisen, auf dem Rücken von Kranichen befördert werden. Dr. W. Kobelt hat deutlich das Gezwitscher zahlreicher kleiner Vögel gehört, während ein starker Kranichzug so niedrig über dem Boden hinflog, daß er „jede Feder" unterscheiden konnte, ohne freilich die jedenfalls auf dem Rücken sitzenden kleinen Reiter selbst zu sehen. Ferner beobachtete Lehrer Buxbaum in Raunheim am Main wiederholt die Zugvereinigung von Lerchen und Kranichen, wie sie „zusammen auf einem Kornfeld niedergingen, hier eine Zeitlang Nahrung suchten und dann zusammen weiterflogen". In beiden Fällen zwangen alle Begleitumstände unbedingt zu dem Schluß, daß die Kleinvögel hier tatsächlich auf dem Rücken der großen reisten. Unter welchen Umständen sie das dürfen, sowie über das ganze Warum und Wieso dieser interessanten Frage ist jedoch noch nichts Näheres erforscht. Bekannt sind dagegen die Beweggründe, auf denen das Herumwandern der Stare, Madenhacker, Madenfresser und Kuhreiher auf dem Rücken weidender Huftiere beruht. Einesteils warnen diese scharfsichtigen Vögel ihre Wirtsleute, wie Büffel, Elefanten und Nashörner, vor nahenden Feinden, ferner machen sie sich nützlich durch das Ablesen von Ungeziefer, anderseits aber können sie, z. B. in den ostafrikanischen Steppen, durch das unbarmherzige Einhaken mit den spitzen Krallen auf der Haut sowie durch das fortwährende Wühlen in den Wunden, die armen Vierfüßler vor Schmerz fast rasend machen. Unsere heimischen Stare und Schafstelzen sowie der ägyptische Watvogel, der den ans Land kommenden Nilkrokodilen die Speisereste zwischen den Zähnen herauspickt, sind dagegen ganz harmlose und gemütliche Passagiere.

Was nun die Insekten betrifft, so machen sie ihre Reisen auf unseren Transportmitteln meistens unfreiwillig. In der Nähe von Häfen und Bahnhöfen erscheinen zuweilen plötzlich größere Mengen fremdländischer Käfer und Schmetterlinge. So vor einigen Jahren bei Halle a. S. der weiße Weidenspinner aus Litauen, der mit Schilfsendungen eingeschleppt wurde, sowie der kleine Perlmutterfalter aus den Westalpen und sogar verschiedene tropische Arten aus Mittelamerika mit Blauholzeinfuhren. Zuweilen benutzen jedoch gewisse Arten bei ihren Massenwanderungen über See eine Zeitlang in ihrer Richtung fahrende Schiffe. So sah Schenkling im Juli 1896 bei Bornholm Millionen von Kohlweißlingen auf ihrem Fluge von Schweden nach Deutschland völlig erschöpft das ganze Schiff bedecken oder, da der Platz nicht ausreichte, ins Wasser fallen. Auch bei dem von dem Franzosen Trouvelot 1868 zu Züchtungszwecken nach Medford (Massachusetts) in den Vereinigten Staaten eingeführten Schwammspinnerraupen, die sich später als ungeheure Landplage über die ganze Union verbreiteten, hatte man öfter den Eindruck, als wählten die Raupen absichtlich gern Radfahrer, Automobile und Eisenbahnen zum Vorwärtskommen. Und von den jungen Spinnen vieler Arten steht es jetzt fest, daß sie durch ihre ganze Lebensweise zur möglichst gründlichen und zweckmäßigen Verbreitung auf das Reisen mittels selbstgesponnener Luftschiffkabel angewiesen sind, die uns allerdings erst nach dem Wiederaufwickeln als Altweibersommer sichtbar werden. Ganz selten wird bei Insekten ein zweckbewußtes Befördern von jungen Tieren auf dem Rücken von alten gesehen. Ein zuverlässiger Beobachter entdeckte, als er einen langen Zug der kleinen rotgelben Wiesenameise aus dem betauten Gras heraus quer über einen schmalen Fußweg wandern sah, daß fast jedes Tierchen ein Junges auf dem Rücken trug. Als er den Zug durch die vorgehaltene Hand eine Weile aufhielt, setzten die vordersten, wohl um besser das Hindernis bekämpfen zu können, ihre Reiter ab, schwangen sie sich aber nach Freigabe des Weges sofort mit den Kiefern vorsichtig wieder auf den Rücken und trabten in das für schwache Jungtiere offenbar recht gefährliche tauige Gras hinein.



Nebelkrähe auf Treibeis. Mit Genehmigung des Verlags R. Voigtländer aus Meerwarth, „Lebensbilder aus der Tierwelt".



Alte Zeit. Nach einem Gemälde von Moritz v. Schwind. Phot. F. Bruckmann, München.

Der Bräutigam * Novelle von Robert Hohlbaum

Schluß

Gideon Schittenhelm stand schon eine Stunde vor dem Beginn der Trauung, mit seinem Staatsfracke angetan, den Luise Achatius ihm geschenkt hatte, in der Tür des Ladens, indes Vater und Mutter noch mit ihrem Putze beschäftigt waren. Der dumpfe Schreck der Nacht war, vom hellen Tag gemildert, ihm kaum fühlbar. Er dachte nicht daran, was in den nächsten Stunden sein werde, und war froh, daß nichts ihn zwang, daran zu denken. So war er fähig, den Entschluß zu fassen, die kurze Zeit der Freiheit zu nützen, öffnete die Tür leise, damit niemand ihn höre, ging durch die einsamsten Stadtgassen zum Tore hinaus in den vollen Frühling und war mit dessen Seligkeit allein. Bis ihn das Anheben des Glockenklingens wachriß. Die Glocken riefen ihn. Schlangen ihre Tonwellen wie Stricke um seinen Leib, zogen ihn näher, näher, zum Tor hinein, näher, näher. Eine alles niederschlagende Angst befiel ihn, als er nun wieder inmitten der Stadt stand, und der Kirchturm wie der drohende Finger Gottes vor ihm ragte. Ihm war, als müßte der Turm im nächsten Augenblicke einstürzen, ihn erschlagen. Die Giebel neigten sich, zogen höhnische Fratzen dicht vor seinem Gesicht; seine Gedanken verwirrten sich. Fliehen, fliehen, verkriechen! Wohin? Überall, überall würde man ihn finden. Die Frau, diese gräßliche blonde Frau, würde ihre Arme ausstrecken nach ihm, ihn an sich reißen, nie mehr loslassen, nie mehr. Gideon Schittenhelm rannte die Gasse auf und nieder wie ein gefangenes Tier, stieß an ein paar Burschen an, die fluchten, Hohnworte riefen, weitergingen. Es waren die letzten Konskribierten, die aus dem Assentlokale traten. Weit offen gähnte das Tor zu dem großen Saale. Gideon Schittenhelm stand still. Ruhigende Kühle strömte daraus auf ihn, strich über sein heißes gemartertes Haupt. Ein Schritt, noch einer, nun tritt er schon über die Schwelle, sagt ein paar Worte, einer trägt ihn in eine Liste ein ...

Die Hochzeitsglocken rufen vergebens.

☆

Die Kirchtürme von Leipzig hatte der Regen an diesem dunklen Oktobertage unsichtbar gemacht. Aber ihr Läuten drang zu dem Grenadier Gideon Schittenhelm, der in einem Ackerfelde mitten in einer Pfütze lag und nicht wußte, ob er den letzten Klang noch erleben werde. Die Glocken brachten ihm das Erinnern an einen hellen Frühlingstag in der Heimat, und daraus erwuchs eine tiefe Sehnsucht. Nicht über die Erde fliegen wollte Gideon Schittenhelm. Sich in eine ganz stille Ecke daheim verkriechen und vielleicht neben sich etwas Warmes haben, das ihm manchmal über die Stirne strich oder heiße Lippen an die seinen preßte, die jetzt blau froren in der elenden Regenkälte. Der letzte Glockenton verklang, und Gideon lebte immer noch, obwohl die französischen Kugeln über ihn pfiffen wie Hagelschauer.

☆

Zur selben Stunde klangen auch die Glocken durch Gideons Heimatstadt. Und während sie sonst das Herz der Frau Luise Achatius mit neuer Bitterkeit erfüllt hatten, ließen sie heute ein weiches Gefühl in ihr aufkeimen. Das ward so stark, daß sie ihren Kapottmantel überzog und durch die Gassen ging. Da und dort horchte sie auf die Reden der Leute, und als sie hörte, daß das Regiment, darin ein Großteil der jungen Leute der Stadt war eingestellt worden, schwere Kämpfe hinter sich und wohl noch schwerere vor sich habe, da kroch eine leise Angst in ihr hoch und eine Sehnsucht war plötzlich in ihr, über die Erde zu fliegen und die Hand auf eine Stirne zu legen, die vielleicht jetzt im schweren Fieber brannte, vielleicht schon kalt war. Heiliger Gott! Und mit einmal sah sie den Gideon tot vor sich liegen, und aller Groll war ausgelöscht. Im Gegenteil, es war ihr, als sei sie daran schuld, als habe sie etwas gut zu machen. Und jeder heiße Kuß, den sie ihm gegeben, jedes Verlangen nach seiner Jugend, das sie geschüttelt hatte, erschien ihr wie eine schwere Sünde.

☆

Der Gideon Schittenhelm aber war nicht tot. Im Gegenteil, als er mit den andern in die beflaggte Heimatstadt einmarschierte, da schwenkte er recht lebendig die bekränzte Bärenmütze. Als jedoch an einem Fenster ein blonder Kopf erschien und rasch wieder verschwand, da stand des Gideon grüßender Arm eine Weile starr gereckt,

und das Friedensläuten der Glocken erinnerte ihn an eine Stunde, an die er nicht gern zurückdachte.

☆

Auch der Frau Luise Achatius war es keine angenehme Musik. In dem Augenblicke, da sie sich überzeugen konnte, daß alle ihre Sorge um den jungen Schustersohn überflüssig gewesen, da schämte sie sich mit einmal dieser sorgenden Weichheit, und die Erinnerung an die alte Kränkung ward so übermächtig in ihr, daß sie am nächsten Tage an Gideon vorüberging, ohne seinen Gruß zu erwidern. Ein paar Schritte tat sie noch würdevoll, dann zwang es sie zurückzuschauen. Mit leiser Vorsicht tat sie's. Aber auch Gideon blickte ihr nach, und so trafen sich ihre Blicke. Einen kleinen Augenblick nur. Aber sie hatte doch so viel gesehen, daß er ganz traurig dreinschaute.

Das schuf ihr einen leisen Triumph, den sie einen Abend lang auskostete. Am nächsten Tage aber war er schon verflogen. Und als sie am Nachmittag daheim saß und die Erinnerung an jene Stunden sie überfiel, da er an ihrer Seite gesessen ganze Nachmittage lang, da hielt sie's daheim nicht mehr aus und ging durch die verschlungenen Gassen, und immer wieder und wieder führte sie ihr Weg in die Nähe des Schittenhelmschen Ladens. Um ebendieselbe Zeit ward dem jungen Gesellen das Schuhdoppeln zu langweilig, er sah durchs Fenster, und eben fiel die Sonne auf das blonde Haar der Frau Luise. Schön war dieses blonde Haar, so schön, daß der Gideon das Haus verließ, um es näher zu betrachten. Aber da war es schon verschwunden und nicht mehr zu erspähen.

☆

Ein paar Tage später machte er früher Feierabend, so wie im Vorjahre immer, und ging denselben Weg wie damals. Wie lieb doch die alten Häuser standen! Vor dem mit dem Erker blieb er stehen, betrachtete es von allen Seiten und hatte nur eine dunkle Erinnerung daran, daß es ihm einmal unerträglich häßlich erschienen war. Als er endlich den Blick löste, prallte er zurück. Denn vor ihm stand Frau Luise Achatius, die eben an dem Gideon hatte vorübereilen wollen. Das Unerwartete der Begegnung hatte ihrer beider Überlegung erschüttert, so daß sie eine Weile stumm voreinander standen. Bis endlich Frau Luise sich faßte und in einem leichten Tone begann, dessen Mühsamkeit der verwirrte Gideon nicht bemerkte.

„Ach, Sie sind schon zurück! Das wußte ich gar nicht."

„Das, das ist doch nicht möglich! Die ganze Stadt weiß es, wir sind doch eingezogen, es war sehr feierlich."

Frau Luise wurde sich ihrer Überlegenheit bewußt und nützte sie aus.

„Ich komme sehr selten in die Stadt. Es ist mir zu ennuyant hier. Ich bin auch erst vor einigen Tagen aus der Hauptstadt retourniert. Es war sehr schön dort. Sehr viele Offiziers waren dort, ich habe mich mit ihnen exzellenter amüsiert."

Über den eben entlassenen Grenadier senkte sich doppelte Mutlosigkeit. Jetzt wußte er, warum sie seinem Gruß nicht gedankt hatte. Sein Feldhauptmann erschien vor ihm in ganzer Gewalt und Strenge.

„Dann, ja dann," stammelte er und wollte sich verabschieden. Aber das lag gar nicht in Frau Luisens Absicht. Sie begann auszuschreiten, und er ging neben ihr her. Unterdessen berichtete sie von den herrlichen Vergnügungen der Residenz und ließ durchblicken, daß sie das einsame Leben hier satt habe und bald der kleinen Stadt den Rücken kehren werde. Gideon hatte zuerst den Blick tief in den Boden gebohrt. Allmählich hob er ihn und betrachtete Frau Luise mit zaghaften Seitenblicken. Wie schön sie geworden war! Das blonde Haar, und das kleine Mal auf der Wange, entzückend war es! Und das grüne Kleid, dasselbe, das sie damals getragen, als er das letztemal bei ihr war, wie über alle Maßen reizvoll es sie kleidete! Und wie sie die Hände hob, die kleinste Bewegung jagte ihm das Blut durch die Adern. Und mit einmal überfiel ihn eine tiefe, lähmende Trauer. Das alles hatte er verscherzt für immer. Auch Frau Luise hatte ihn aufmerksam gemustert. Ein ganz anderer war er geworden, breit und kräftig, das Wetterbraun der Wangen, der neue Bart, trotz seiner Verwirrung schritt er sicherer aus, seine Bewegungen waren bestimmter, und in den Augen lag etwas, das sie nicht zu deuten wußte, das sie unsicher machte; wenn er sie doch nicht ansehen wollte! Seltsam, daß sie gar kein Verlangen hatte, ihn heiß zu küssen, trotzdem er so männlich geworden. Nein, nur streicheln hätte sie ihn mögen, ganz leise, daß er's kaum gemerkt hätte.

Eben jetzt, da sie vor ihrem Hause standen, öffnete er den Blick ganz weit und groß, sah ihr ins Gesicht, eine Bitte lag darin und doch eine Festigkeit, eine mühsam errungene.

Je näher sie dem Hause gekommen waren, desto stärkere Angst hatte dem Gideon das Herz gepreßt, Angst vor dem Abschied. Jetzt ging sie heim, und er sah sie vielleicht nie mehr. Und diese gestaute Angst jagte die Worte heraus, deren Sinn er kaum erfaßte:

„Wenn es mir draußen so ganz elend, so ganz hundeelend ergangen ist, dann hab' ich immer an die Tür da, an das Haus gedacht. Aber ich hab' nicht geglaubt, daß ich noch einmal davorstehen werde. Und hineingehen werd' ich wohl nicht mehr. Das ist aus."

Frau Luise Achatius sah nieder, faltete die zitternden Hände ineinander, schwieg lange und sagte dann kaum hörbar: „Wenn Sie vielleicht heraufkommen wollen."

Ein Jubel stieg dem Gideon in die Kehle, er tappte ihr nach und sagte zur Entschuldigung: „Ich bleib' nicht lang, ich möchte nur sehen, ob der schöne Sessel, in dem ich immer gesessen, noch am selben Platze steht."

Dann saß Gideon darin und sah zu dem alten Kupferstich auf, der Pan und die nackte Nymphe wies. Und sah das Kanapee und den Ofen, und alles, alles, was ihm früher ein lebloses Ding gewesen, redete jetzt liebe Worte, die ihn rührten. Und als nun das Abendläuten derselben Glocken anhub, die ihn damals so schreckhaft umdröhnt hatten, und an deren Klange er sich heute nicht satt trinken konnte, da erlosch alle Reue in ihm, und er wußte, daß alles, was geschehen war, Gottes Hand gelenkt hatte. Und diese klare Erkenntnis gab ihm die Kraft, sich in alter Grenadierstrammheit aufzurichten, der Frau Luise Achatius so fest entgegenzusehen, wie dem Kugelregen von Leipzig und sie an sich zu drücken wie seine Flinte, wenn es zum Angriff ging.

Auch der Frau Luise Achatius hatten die Glocken anders geklungen als sonst. Ganz neu und durch kein dunkles Erinnern getrübt. Und auch in ihrer Seele keimte etwas Neues, Festes und doch Zartes auf, klar und ungestört. Und da sie fühlte, daß sie eine andere geworden, schien es auch ihr, als hätte alles so geschehen müssen, als sei es klein und lächerlich, mit Gottgewolltem zu hadern. Ihr war, als hätte sie manches gut zu machen an diesem starken Menschen, in dessen festen Augen noch ein letzter Rest erlebter Qual dunkelte. Und eine wunschlose, mütterliche Weichheit wuchs in ihr, die sie nie gekannt hatte, die ihr aber jetzt vertraut war, als wäre sie immer in ihr gewesen. Sie drückte den Kopf des Gereiften an ihre Brust, wie den eines Kindes, und küßte das letzte Dunkle der schweren Zeit aus Gideons Augen.

☆

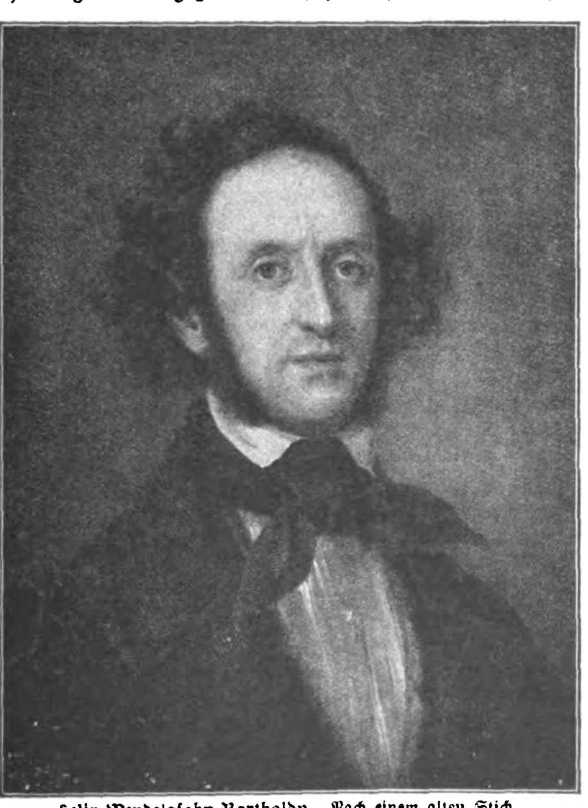
Ein paar Wochen später stand Gideon wieder, mit seinem Staatsfrack angetan, daheim und wartete. Und als wieder die Glocken riefen, da ging er festen Schrittes in ihren Jubel hinein, um sein ganzes künftiges Leben dareinzubetten.

Felix Mendelssohn-Bartholdy

Zu seinem 75. Todestage am 4. November. Von Professor Hans Sonderburg

Man hat das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Naturwissenschaften genannt, und gewaltig erscheint vor uns die Entwicklungsreihe vom ersten Dampfboot, das die Fluten des Rheins zerteilt, bis zum Zeppelin, der das Luftmeer durchkreuzt, von den mystischen Zaubereien des Magnetismus bis zu den klar erschauten Wundern der Elektrizität. Künstlerisch kann man mit gleichem Recht das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Musik nennen. Die deutsche Musik erfaßt die feuertrunkene Sprache Schillers, erfaßt Goethes poetische Sendung, tritt vor allen anderen Künsten in die erste Reihe und erobert sich die Vorherrschaft über eine Welt. Im Anschluß an die vollendet durchgearbeitete Kunst eines Gluck, Mozart, Haydn ersteht die heroische Klangwelt Beethovens. Dem Wirken der Klassiker folgt eine neue Zeitströmung, die Romantik. Carl Maria v. Weber steht an der Eingangspforte zur neuen Zeit, in der sich das musikalische Schaffen immer mehr spezialisiert. Die selbständige Instrumentalmusik hatte sich zu hoher Blüte entwickelt, das Verhältnis zwischen Poesie und Tonkunst vertieft, die musikalische Dramatik sich voll erschlossen. Meister erstehen, die nur für die Bühne schaffen (Marschner, Meyerbeer, Wagner), und solche, die sich bestimmend der abstrakten Musik in Symphonie, Lied, Klavier- und Kammermusik zuwenden (Schubert, Schumann, Brahms). Diesen gesellt sich Felix Mendelssohn-Bartholdy zu. Auf der Entwicklungslinie von Schubert zur Moderne bedeutet dieser Meister um so mehr eine charakteristische Erscheinung, als er gegenüber der wienerisch-süddeutschen Kunstblüte der hervorragendste Vertreter norddeutschen Musikempfindens ist, beeinflußt von den Altmeistern Bach und Händel, dabei verknüpft mit den literarischen und allgemeinen Kulturströmungen seiner Zeit. Steht er solcherart ganz im Geistesleben seiner Umgebung, so ist er zugleich die Höhe einer Familienentwicklung, die in wenigen Generationen mit impulsiver Gewalt aus erster Saat zu reifer und reicher Frucht führte.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts lebte in Dessau als untergeordneter Schreiber der jüdischen Gemeinde der alte Mendel. Der ließ seinem Sohne Moses, konnte er ihm gleich keinen wärmenden Mantel kaufen, alle Sorgfalt der Erziehung angedeihen. Dieser Moses Mendelssohn (geboren am 6. September 1729) gewann in der Literatur großes Ansehen, trat zu Herder und Kant in Beziehung. Lessing setzte ihm in der Gestalt Nathans des Weisen ein Denkmal. Von Moses' Söhnen war es dem Zweitgeborenen, Abraham, vorbehalten, dem Namen neuen Glanz zu verleihen in seinem Sohne Felix, der am 3. Februar 1809 in Hamburg geboren wurde. Seine Mutter Lea war eine geborene Salomon. Abraham Mendelssohn hat das humoristisch-bescheidene Wort gesprochen: „Früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes". Zum Unterschiede von den übrigen Mendelssohns nahm Abraham den Namen Mendelssohn-Bartholdy an. Er ließ seine Kinder protestantisch erziehen und bildete das Verbindungsglied zwischen dem festen Judentum Moses' und dem Christentum Felix' und seiner gleichfalls kunstbegabten Schwester Fanny, zwischen der philosophischen Weltanschauung des Vaters und der künstlerischen der Kinder. Der Vater wurde seinem Sohne ein Freund und trefflicher Ratgeber und blieb das Leben hindurch von wesentlichem Einflusse auf Felix, der die stolzen Hoffnungen des Vaters zu schönster Erfüllung brachte. Er wies den Sohn auf die alten Meister, besonders Bach hin, ließ ihn lernen, studieren, dann „die Musik als Karriere" ergreifen (ein derzeit ganz ungewöhnlicher Entschluß, wo man den „Musiker von Profession" nicht sonderlich einschätzte); er drängte ihn zur Komposition des „Paulus" und bestand auf feste Anstellung, um dem künstlerischen Schaffen wirtschaftlichen Halt zu geben. In den väterlichen und den anderen Familienbriefen spiegelt sich die feine, die köstliche Art wider, wie die Mendelssohns unter- und miteinander ihr Leben führten.



Felix Mendelssohn-Bartholdy. Nach einem alten Stich.

1811 verlegte der Vater seinen Wohnsitz nach Berlin, wo Felix der Schüler Ludwig Bergers und Zelters wurde, des Direktors der berühmten Singakademie. Professor Heyse, der Vater des Dichters, leitete als Hauslehrer die wissenschaftliche Ausbildung. Das elterliche Haus war ein Sammelpunkt hervorragender Geister auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft und damit ein Nährquell der reichen Anlagen des Knaben. Im neunten Jahre trat Felix als Virtuose auf. Herbst 1821 reiste der Knabe mit Zelter nach Weimar, wo er vierzehn Tage im Goetheschen Hause wohnte. Kurz vorher hatte er angefangen, sich im freien Phantasieren zu üben und phantasierte in Weimar in Gegenwart Goethes und vieler Künstler des Hofes. Der elfjährige Knabe schreibt

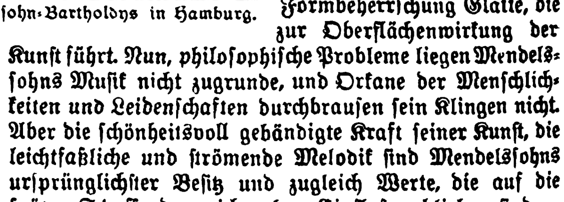
an seine Eltern: „Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!! Nachmittag spiele ich Goethe über zwei Stunden vor, teils Fugen von Bach, teils phantasiere ich ... Ich spiele hier zuweilen sechs, ja wohl gar acht Stunden. Alle Nachmittage macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: ‚Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor‘, und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin, so bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen ...“

Das väterliche Bankgeschäft blühte und gestattete dem Vater, seinem Sohne ein kleines Hausorchester zu halten. Hier konnte der junge Komponist seine Werke sogleich ausprobieren. Sorgfältig wurde die von eindrucksvollen Reisen ergänzte Bildung des immer liebenswürdigen Jünglings fortgesetzt, so daß seine Frühreife des inneren gesunden Kernes nicht ermangelte. Kunst und Natur im herrlich hergerichteten elterlichen Besitze der Leipziger Straße Nr. 3, Geist, Witz und Herz, die aufstrebende Genialität brachten die Knospen in des jungen Mannes Schaffen zur schnellen Entfaltung. Im Sommer 1826 schrieb Felix die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“. Diese Ouvertüre ist ein Streich aus Genieland, in ihren leicht dahinhuschenden Klängen der Geisterwelt der Elfen verwandt, aller Erdenschwere fremd, so leicht in die Höhe gehoben. Diese Musik quoll aus Mendelssohns innerster Natur und stellte in ihren Ausdrucksmitteln, ihrer schlackenlosen Formschönheit, ihrer melodischen Zeichnung, ihrer poetischen Stimmung und dem zarten Zauber einer verschleierten Romantik eine ganz neue Form der musikalischen Kunst dar. Zwanzig Jahre später konnte der Meister die weitere Musik zum „Sommernachtstraum“ schreiben, ohne an dem Jugendwerk auch nur eine einzige Note ändern zu müssen. Felix' künstlerischer Ruf verbreitete sich schnell über alle Länder, und seine Werke, einem leicht und sicher arbeitenden, ideenreichen und formvollen Schaffen entströmend, wurden überall mit großem Beifall aufgenommen. 1829 führte Mendelssohn in der Berliner Singakademie Bachs Matthäus-Passion auf und gab damit den Anstoß zur Wiedererweckung der vergessenen Bach-Musik, die heute in herrlicherer Blüte denn je zuvor steht. Nach Zelters Tode bewarb sich Mendelssohn um die Nachfolge in der Singakademie. Wer wäre dazu berufener gewesen? Hinterhältigkeiten versagten ihm den Wunsch. In Düsseldorf, dann als Leiter der großen rheinischen Musikfeste, hernach in Leipzig als Leiter der Gewandhauskonzerte fand Mendelssohn Ersatz. Leipzig wurde durch Mendelssohn die Musikstadt Deutschlands. Hier gründete er das berühmte Konservatorium. Zweimal verließ Mendelssohn vorübergehend Leipzig auf den Ruf König Friedrich Wilhelms IV., der den Meister an Berlin zu fesseln wünschte. Mendelssohn schreibt: „Es war mir nicht möglich, mit gutem Gewissen an der Spitze eines öffentlichen Musikwesens zu bleiben, das ich für schlecht halte und zu dessen Besserung die Macht nicht in mir liegt.“ So kehrte er zum dauernden Aufenthalt bald nach Leipzig zurück.



Das Geburtshaus Felix Mendelssohn-Bartholdys in Hamburg.

Mendelssohn ist ein Meister auf allen Gebieten der Musik. Seine stimmungsfeine Romantik offenbart sich am schönsten in der Musik zum „Sommernachtstraum“, in den Symphonien und den Konzertouvertüren. Auch in seinen volkstümlichen Männerchören weht der Duft der blauen Blume. Als Nachklassiker erscheint uns Mendelssohn in seinen Klavierkonzerten. In „dem“ Violinkonzert E-Moll hat er ein unvergängliches Muster- und Meisterwerk geschaffen. Seine Kammermusik zeigt heute schon einige verblaßte Züge; auch die Klavierwerke, von denen etliche „Lieder ohne Worte“ und konzertante Kapriccios nie vergessen werden, umbrandet eine anders geartete Zeit. Das moderne Oratorium begründete er mit zwei Meisterwerken, „Paulus“ und „Elias“. Auf Händelscher klassischer Grundlage ersteht in diesen großzügigen Werken ein protestantisch-religiöses, von lyrischen und romantischen Elementen durchzogenes Gebilde von hoher Schönheit. Mendelssohns kirchenmusikalische Arbeiten sind nicht von der knorrigen Kraft der alten Meister erfüllt, aber seine Orgelsonaten sind gern gespielte geistliche Konzertwerke. Der Wunderknabe und der fertige Meister sind seinerzeit wohl überschätzt worden mit dem Rechte, das der subjektiv zugreifenden Gegenwart eigen ist. Heute neigt man dazu, Mendelssohn zu unterschätzen. Man anerkennt seine Formkunst, den Ästheten, man nennt aber die Feinheit seiner Formbeherrschung Glätte, die zur Oberflächenwirkung der



Kunst führt. Nun, philosophische Probleme liegen Mendelssohns Musik nicht zugrunde, und Orkane der Menschlichkeiten und Leidenschaften durchbrausen sein Klingen nicht. Aber die schönheitsvoll gebändigte Kraft seiner Kunst, die leichtfaßliche und strömende Melodik sind Mendelssohns ursprünglichster Besitz und zugleich Werte, die auf die später Schaffenden nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Am 4. November 1847 ist Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig gestorben. Nach dem Tode seiner geliebten Schwester Fanny, im Mai desselben Jahres, schrieb er sein von Trauerstimmung erfülltes F-Moll-Quartett. Ein Oratorium „Christus“, eine Oper „Loreley“ blieben unvollendet. Seine letzte Komposition, geschrieben am 1. Oktober, ist das „Nachtlied“. Es stellten sich immer stärker werdende Leiden ein, denen er schließlich erlag. In Leipzig empfand man Mendelssohns Hinscheiden wie ein Familienunglück aller. Bei der Leichenfeier am 7. November in der Paulinerkirche trugen Moscheles, David, Hauptmann und Gade, Meister der Musik, die Zipfel des Bahrtuches. Die Leiche wurde nach Berlin überführt. Die Reise des Toten gestaltete sich zu einer langen Totenfeier.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Horst Schöttler: Gespräche literarischen Inhalts*



„Sie haben lange auf sich warten lassen, lieber Freund."

„Ich hatte Angst vor Ihrem Gedächtnis, schöne Frau! Wir waren letztesmal auf den berühmten Fernseher Swedenborg zu sprechen gekommen; ich hatte Ihnen einen Bericht über dies hervorragendste ‚Medium' des vorigen Jahrhunderts zugesagt."

„Nun — und? Das dürfte Ihnen leicht fallen, denn Sie glauben doch selbst an Fernsehen! Sie erzählen gern die Geschichte, wie Sie auf Hunderte von Meilen das Unerwartetste sahen: die Hochzeit der geliebten Frau mit einem anderen Manne."

„Ja, ich glaube auch heute noch daran, daß zwei Seelen, die ganz ineinander aufgehen, niemals durch räumliche Entfernung getrennt werden können. Eine unsichtbare Antenne auf unserem Kopfe fängt die elektrischen Strahlungen auf. Und nur diesem völligen Seelenkontakt gebe ich den oft mißbrauchten Namen ‚Liebe'. Die Liebe muß jedoch Herzensangelegenheit bleiben; sie verträgt kein Grübeln und Nachdenken. Deshalb bin ich davon abgekommen, mein Fernsehen weiter zu pflegen. Ich schließe die Augen. Hochzeiten im Geisterverkehr bereiten kein Vergnügen; es genügt, daß ich darüber einmal fast den Verstand verloren habe. Bestärkt wurde ich in meiner Auffassung durch Kant. Er sagt in seinen ‚Träume eines Geistersehers': daß die Kenntnis der anderen Welt allhier nur erlangt werden kann, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, den man für die gegenwärtige nötig hat. Das ist wohl das Vernünftigste, was man jemals über all diese Dinge gedacht hat."

„Ich kenne Kants ‚Geisterseher'; wenn mir mal eine Quittung fehlt, dann erinnere ich mich der Geschichte, die in diesem Büchlein erzählt wird: wie der Witwe Marteville durch eine verloren geglaubte, aber von Swedenborgs Zauberkunst wiedergefundene Quittung ein Vermögen gerettet wurde. Im ‚Geisterseher' lernte ich Kant von einer ganz neuen, humoristischen Seite kennen."

„Das bringt die Beschäftigung mit den Geistern so mit sich! Am lustigsten finden Sie das Thema in Oskar Wildes Erzählung ‚Der Geist von Canterville' behandelt. Solche Respektlosigkeit gegen einen alteingesessenen Geist ist überhaupt noch nicht dagewesen! Das englische Schloßgespenst aus dem Jahre 1575 wird von der Familie Otis aus Neuyork einfach derartig an die Wand gequetscht, daß es quiekt. Es ist schließlich gezwungen, die Farben zu dem in Spukschlössern sattsam bekannten Blutfleck aus dem Malkasten von Virginia Otis zu stehlen; denn der junge Otis geht dem bisher von Touristen schauernd betrachteten Flecke energisch mit Pinkertons patentiertem Steinputzmittel zu Leibe. Und wenn das Gespenst nachts mit seinen Fußschellen und Ketten über die Korridore klirrt, dann tritt ihm Papa Otis mit der Anrede entgegen: ‚Werter Herr, ich muß Sie dringend bitten, Ihre Ketten zu schmieren.' Am tollsten treiben es aber die kleinen Zwillinge Otis: sie bewerfen das dahinschlurfende Gespenst mit Kopfkissen! Was bleibt dem armen Geiste noch anderes übrig, als sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen — und sich von Virginia erlösen zu lassen? Lesen Sie Wildes Erzählung, liebe Freundin, wenn Sie jemals von Gespensterfurcht angewandelt werden."

„Über solche Furcht bin ich hinaus. In schlaflosen Nächten fühle ich andere, bessere Geister um mich schweben, seit ich Gjellerups ‚Der Pilger Kamanita' las."

„Oh, schweigen Sie still!"

„Warum?"

„Man sollte dies Buch eifersüchtig verbergen; nur seinen allervertrautesten Freunden sollte man's in die Hand geben. Denn jeder, der den ‚Pilger Kamanita' ganz in sich aufzunehmen vermag, erlebt eine Wandlung, die noch nicht für die Masse taugt. Geliebten Menschen kann ich kein größeres Geschenk geben, als ihnen dies gedankentiefe, reine, köstlichste Buch zu empfehlen. Sprechen wir nicht mehr davon; eine der größten Enttäuschungen meines Lebens ist damit verknüpft: als ich Gjellerups Werk zu würdigen verstand und dem Meister meine Bewunderung zollen wollte, erfuhr ich von seinem Verleger, daß er schon im Jahre 1917 ins Reich der Seligkeit eingegangen ist."

„In sein erträumtes Sukhavati! Welche Gestalt mag ihm dort von Lotusblume zu Lotusblume die Hand entgegengestreckt haben?"

„Vielleicht weilt diese Gestalt noch als unerschlossene Knospe in der Tiefe der weiten Wasserfläche Sukhavatis. Wie berückend ist dieser Traum vom Erwachen unter juwelenblühenden Bäumen. Wenn der ‚Pilger Kamanita' einst der Weltliteratur angehört, dann wird unendlich vielen Frauen das Sterben erleichtert sein."

„Und die Männer werden selbst als Räuber noch über die Notwendigkeit eines menschenmordenden Gewerbes philosophieren!"

„Hat Sie das im ‚Pilger' gestört? Mehr als den Traum von Sukhavati, vom Korallenbaum und vom Gestade der Himmlischen Ganga, bewundere ich diese Philosophie, die den leidvollen Zuständen auf unserer nüchternen Erde gerecht wird. Die Liebe zu jedem, auch dem rohesten Wesen, ist wohl der höchste Gewinn, den wir aus diesem Buche ziehen sollen. Deshalb ist sein Eindruck ein unauslöschlicher. Den meisten unserer Bücher fehlt die Liebe. Die Liebe des Alltags: sofort und gegen jedermann anwendbar. Wir möchten so gern, aber — die Hemmungen sind nicht zu überwinden! Wenn Sie das neueste Buch der feinsinnigen Ingeborg Maria Sick lesen, dann wird Sie unendliches Mitleid und heiße Liebe zu den Ärmsten der Armen überkommen; Sie werden wünschen, als ‚Mathilda Wrede, ein Engel der Gefangenen,' durch Zuchthäuser und Gefängnisse wandern zu dürfen, um den verstocktesten Seelen das Erbarmen zu bringen. Doch nicht zu einem einzigsten der Geächteten werden Sie vordringen können: was einer Mathilda Wrede in Finnland möglich war, ist in Deutschland undenkbar."

„Da irren Sie, lieber Freund. Mit der Energie einer Mathilda Wrede wäre auch bei uns das Vordringen bis zu den gefesselten Schwerverbrechern zu erreichen. Ich fürchte jedoch, daß nicht Mitleid und Liebe allein genügen, um solche außergewöhnliche Tätigkeit aufzunehmen. Man muß dazu geboren sein. Sonst gäbe es bald mehr Engel als Gefangene. Ingeborg Maria Sick hat uns Frauen die Mathilda Wrede auch nicht als Beispiel hinstellen wollen. Wir sollen uns nur daran begeistern, daß in unserer erbarmungslosen Zeit ein hellschimmernder Stern das Licht in die tiefste Finsternis trug. Begeisterung für einen herrlichen Menschen leitete die Sick bei ihrem Werke. Viel kühler und ironisierend

*) Vgl. auch Heft 10, 21, 29 u. 41 im 38. Jahrgang des „Universum".



geht Anatol France bei seinem ‚Fliegenden Händler‘ vor. Eigentlich sollte uns auch für den armen Crainquebille Mitleid packen; aber wir kommen nicht dazu — vielleicht nur, weil uns ein Franzose diese Geschichte erzählt. Wir sind kritisch geworden gegen die Plauderkunst unserer Herren Nachbarn. Wir vermissen das Eindringen in die Seelennöte der vom Schicksal Gestraften. Ich muß gestehen, daß ich das Buch höchst unbefriedigt aus der Hand tat. Wie kann man wagen, uns solche Nichtigkeiten in deutscher Sprache vorzusetzen, nur weil sie durch den berühmten Namen eines französischen Akademikers gedeckt werden?“

„Lassen Sie sich die Hand küssen, liebe Freundin. Sie sprechen mutig das aus, was jeder Leser denkt, aber aus Angst vor dem Weltruf eines Anatole France nicht in Worte zu kleiden wagt. Wir haben noch immer die Angewohnheit, bedingungslos alles zu verhimmeln, was die Franzosen bei uns abladen. Weil Romain Rolland einmal ein Meisterwerk geschrieben hat, glauben wir jetzt sein ‚Peter und Lutz‘ anstaunen zu müssen. Die deutsche Jugend hat Rolland auf ihren Schild erhoben; sie ist blind gegen die Wahrheit, daß solch keusche Bücher wie ‚Peter und Lutz‘ dutzendweise auch in deutschen Dachstuben geschrieben werden — nur daß sie niemand druckt, weil eben das französische Parfüm fehlt. Ich habe ‚Peter und Lutz‘ sehr aufmerksam gelesen, es ist zweifellos ein gutes und höchst ergreifendes Buch; ich verstehe nur nicht, warum wir diese Ware von jenseits der Grenze beziehen müssen. Und tut unserem heranwachsenden Geschlecht solch wehleidiges Buch gut? Peter arbeitet nicht, Lutz malt ein bißchen. Ich gebe keinen Pfifferling für die Stimmungsmalerei. Weit lieber sähe ich in den Händen unserer Jugend ein so starkes, trotziges Buch wie ‚Die Rotköpfe‘ von Adolf Johansson. Da wird Ödland urbar gemacht, da muß der Siedler sich gegen alle Gewalten der Natur behaupten, muß gegen sich selbst und gegen sein Liebstes ankämpfen, wenn das große Ziel Entsagung erfordert. Ein solches Buch erfrischt uns von Grund auf. Wenn wir uns aber durchaus ins Fühlen fremder Völker hineinversetzen müssen, dann würde ich ein Buch wie Jakob Boßharts ‚Richter Dämigh‘ unbedingt vorziehen. Lieber in die Wüste gehen und die schwer begreiflichen orientalischen Gestalten anstaunen, die in dem Richter Dämigh sogar noch durch Feenhand vom Leid eines fühlenden Herzens befreit werden, als sich an den windelweichen Gefühlchen des französischen Jünglings ‚Peter‘ Trost für die eigene Schwäche zu holen. Die Tragik des Schicksals allein vermag nicht zu fesseln. Deshalb vermute ich, daß der Tod von Rollands reizendem Liebespaar Sie kaum tiefer bewegen wird. Wenn Sie jedoch bei Boßhart lesen, wie die kleine Hilwe gegen das Schicksal ankämpft und in der höchsten Not die beiden Orangenbäumchen ihrer Oase mit ihrem Blute netzt, dann werden Sie nie wieder Blutorangen essen können, ohne an die sinnige Geschichte ihrer Entstehung zu denken. Und besteht die höchste Kunst des Dichters nicht darin, uns so zu erschüttern, daß seine Phantasie für uns lebenslang zur Wirklichkeit wird? Jakob Boßharts kleine Erzählung ‚Die Blutorangen‘ im Richter Dämigh bestätigt seinen jetzt endlich anerkannten Ruf als Dichter und lohnt schon allein die Anschaffung des netten Bändchens.“

„Als Gegengabe für dies Buch aus dem Süden will ich Ihnen Wilhelm Poecks ‚Islandzauber‘ empfehlen. Dort sind die Frauen allerdings härter, als Ihre kleine Hilwe, lieber Freund. Die isländischen Bauerntöchter sollen zwar nach alter Gastsitte noch immer dem Fremden den Gutenachtkuß geben, aber sie sind sonst höllisch steif. Und an ihr Herz scheint überhaupt nicht heranzukommen zu sein.“

„Scheint!“

„Nun ja: schließlich findet auch die schöne Aslaug ihren Bezwinger. Das geht jedoch nicht so einfach zu wie bei uns. Es sind schwere Menschen dort oben. Man wird von Ungeduld gepackt, wenn ein Mann andauernd von Lebertran spricht, während seine Augen doch ganz was anderes meinen. Aber das gehört nun mal zum Stimmungsgehalt des Buches, und diesen Islandzauber hat Poeck mit großer Kunst festgehalten.“

„Trotzdem: mich friert, wenn ich an Islands Frauen denke! Ich komme von Nervals ‚Sklavinnen und Bräute‘…“

„Nerval? Wieder ein Franzose?“

„Ein toter Franzose, dem endlich eine Dankesschuld abgetragen wird, wenn seine überaus feinen, phantasievollen Erzählungen in deutscher Sprache erscheinen. War er doch der Übersetzer des ‚Faust‘! Schrecken Sie nicht zurück, schöne Frau. In Nervals ‚Erzählungen‘ werden Sie nichts spüren, das auch nur entfernt an Goethe erinnert. Nerval war ein Eigener. Er war einer der entzückendsten Menschen, die jemals auf Gottes Erdboden wandelten. Ein Mann, der fast nicht von dieser Welt zu sein schien — nicht mal eine glückliche oder unglückliche Liebe konnte ihm nachgewiesen werden. Wie eine verirrte Schwalbe erschien er nach jahrelangem Umherirren nur für kurze Stunden bei seinem Vater, bei seinen Freunden; es mußten Intrigen ausgedacht werden, um ihn für einige Tage zu halten — sobald er die Straße wieder betrat, war er verschwunden. Obgleich er Vater und Freunde zärtlichst liebte, lebte er auf seinen langen Wanderungen in einer ganz anderen Welt: in der Unendlichkeit. Er selbst schreibt einmal: ‚Ich war verflucht; ich hatte über ein göttliches Gesetz hinweg das furchtbare Geheimnis lichten wollen.‘ Deshalb mußte er den Tod all dieser Geister sterben: er fiel der Krankheit zum Opfer, die uns auch einen Hölderlin raubte. Doch jetzt, siebzig Jahre nach Nervals Tode, sind die Nerven anscheinend weniger leicht zu erschüttern. Mir sagen diese edlen Träume und glühenden Phantasien so zu, daß ich auch Ihnen raten möchte, Nerval zu genießen.“

„Der Name wirkt wie ein Schlafpulver: wie Veronal!“

„Ich verstehe, liebe Freundin: meinen Dank für den zarten Wink und — auf Wiedersehen!“

Verfasser und Verleger der Bücher:

Immanuel Kant: **Träume eines Geistersehers** (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1320). — Oskar Wilde: **Erzählungen und Märchen** (Deutsche Bibliothek, Berlin). — Karl Gjellerup: **Der Pilger Kamanita** (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). — Ingeborg Maria Sick: **Mathilda Wrede, ein Engel der Gefangenen**, übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau (J. F. Steinkopf, Stuttgart). — Anatole France: **Der fliegende Händler** (Kurt Wolff, München). — Romain Rolland: **Peter und Lutz** (Kurt Wolff, München). — Adolf Johansson: **Die Rotköpfe** (Eugen Diederichs, Jena). — Jakob Boßhart: **Richter Dämigh und andere orientalische Novelletten** (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6331). — Wilhelm Poeck: **Islandzauber** (Karl Hahn, Verlag, Hannover). — Gérard de Nerval: **Erzählungen.** Ausgewählt und übertragen von Alfred Wolfenstein (Drei-Masken-Verlag, München).



39. JAHRG. HEFTPREIS 20 M. HEFT № 5

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Allgäuer. Nach einer Radierung von Hermann Kätelhön
Mit Genehmigung der Kunsthandlung V. H. Beyer u. Sohn in Leipzig

BREITE STRASSE **RUDOLPH HERTZOG • BERLIN C 2** BRÜDERSTRASSE

Herbst- und Winterneuheiten in Stoffen

für Damenbekleidung

Gestreifte und karierte Stoffe
Neuheiten für Kleider, Kostüme und Röcke . . . . Breite 85—130 cm

Phantasiestoffe für Kostüme Melierte Stoffe, Noppenstoffe sowie verschwommene Streifen und Karos . . . . . Breite 130—140 cm

Einfarbige reinwollene Kleiderstoffe
Neuzeitige Bindungen in großer Farbenauswahl . . . Breite 85—105 cm

Einfarbige reinwollene Kostümstoffe Gabardin, Twill, Cheviot und Tuch in Marineblau und neuzeitigen Farben . Breite 130—140 cm

Schwarze Kleider- und Kostümstoffe
Reinwollene, halbseidene und klare Stoffe . . . . . Breite 85—140 cm

Blusenstoffe
Wollene, halbwollene und baumwollene Stoffe . . . . Breite 70—90 cm

Mantelstoffe Wollsamt, Flausch und Cheviot in einfarbig, gestreift, kariert und mit Noppen . . . . Breite 130—140 cm

Morgenrockstoffe
Flanellartige, Eiderdaunen- und halbseidene Stoffe . . Breite 70—130 cm

Fortlaufend Eingang von Neuheiten in Seiden- und Halbseiden-Stoffen für Tee- und Gesellschaftskleider
Verkauf von Favorit-Schnitten und Alben zu Originalpreisen

Musterbestellungen bitte zu richten an Rudolph Hertzog, Probenversand 8, Berlin C 2, Breite Straße

---

Deutsches Kunsthandwerk
Schuster & Co.
Markneukirchen 278
das deutsche Cremona.
Kronen-Instrumente
Insbesondere Violinen für bescheidene bis höchste Ansprüche.
Mandolinen, Lauten u. Gitarren. Liste frei.
Alle Wiederherstellungsarbeiten.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen

KAYSER
BESTE DEUTSCHE MARKE
KAYSERFABRIK A G KAISERSLAUTERN

Bilz Sanatorium Prospekt frei
Dresden-Radebeul
Erfolgreiche Winterkuren.



Briefmarken
100 Kriegsmarken 16 Mark, 300 Kriegsm. 150 Mark, 500 Kriegsm. 325 Mark, 1000 Kriegsmarken 1775 Mark. Zeitung, Preisliste kostenl. **Albert Friedemann, Leipzig, Floßplatz 6/10**

Metallbetten
Stahlmatratzen ★ Kinderbetten direkt an Private. Katalog 103 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN



Fron. Nach einem Scherenschnitt von Charlotte Wachler.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Der Inhalt der bisher erschienenen Fortsetzungen: Der Fürst von Prora, der, von der Revolution und von den Stürmen der Zeit kaum berührt, als Grandseigneur in seinem vornehmen Schloß am Meer residiert, hat durch den Krieg seinen einzigen Sohn verloren. Er ist nicht zurückgekehrt, und alle Bemühungen, das Schicksal des Prinzen aufzudecken, blieben erfolglos. Verblieben ist ihm nur seine einzige Tochter, die überempfindliche Gräfin Sonja von Kottum; sie ist mit einem lebensfrohen Adligen verheiratet, lebt aber von ihm getrennt, weil sie seine Freude am Schönen nicht zu verstehen vermag. Der Ehescheidungsprozeß ist mit Schwierigkeiten verknüpft, weil der Fürst von Prora seinem Schwiegersohn angesichts der Gefahr des Aussterbens der Linie bereits gewisse Erbrechte eingeräumt hatte. Mit der juristischen Seite dieses peinlichen Falles wird der Rechtsanwalt Dr. Gerber betraut, den der Fürst und die Gräfin trotz ihrer Abneigung gegen die jenseits der Schloßmauern lebende Schicht ins Vertrauen ziehen. In dem Konflikt spielt eine Theaterdame, die Paluschka, eine Rolle, von der die Gräfin Sonja vermutet, daß ihr Gatte mehr als platonische Beziehungen zu ihr unterhalte.

3.

Hört ihr das dumpfe Brausen, die Atemstöße und das rollende Blut der Riesenstadt? Ganz dicht unter ihrem Herzen da erhebt es sich wie ein unförmiger roter Würfel, und innerhalb der langweiligen, nüchternen Backsteinmauern dort schwemmt der Gigantenkörper alle Krankheitserreger seines Riesenleibes zusammen. Ausgestoßene, faulende Stoffe, die erkannt, gefaßt und beseitigt werden müssen, soll die Ansteckung nicht weiter um sich greifen.

Das Vorzimmer 379b aber ist gerade eine solche Zelle, in der die verdächtigen Keime sich drängen, immer neue Opfer der schrecklichen Stadtkrankheit, des Verlassenseins, der Obdachlosigkeit, des Hungers und des Hasses werden hier von grünberöckten Sicherheitssoldaten klirrend, fluchend, stoßend zusammengetrieben, ganz unbekümmert darum, ob noch ein Stuhl oder auch nur ein Sitz auf den schmalen Fensterbrettern vorhanden ist. Da hocken sie nebeneinander, Männer und Frauen, enggedrückt auf den langen gelben Bänken und werfen ab und zu einen zweifelnden Blick auf die hohe braune Tür, hinter der die erste, verfängliche Frage an sie gestellt werden wird, nachdem von kundiger Hand eine Leuchte über den dunklen Keller ihres Daseins gehalten wurde. Verlegen blinzeln ihre Augen. Nein, keine Helligkeit, kein Licht, das mögen die wenigsten von ihnen leiden. Widerlich mischt sich ein Dunst von Fusel und aufdringlichem Parfüm, die Zusammengetriebenen mustern sich gegenseitig, die Lumpen und Lappen schielen auf seidene Röcke, behohnlächeln kurze gelbe Sportüberzieher und Lackschuhe, und dann bemühen sich die Übernächtigen wieder, ein Wort aus dem Nebenraum zu erhaschen, wobei sie dennoch eine völlige Gleichgültigkeit heucheln. Endlich, nachdem sie gewiß ein dutzendmal und darüber die kümmerlichen Blumenstöcke vor einem gegenüberliegenden Hoffenster gezählt haben, knarrt langsam der braune Flügel, die Hälse recken sich, und der Diätar mit dem grauen Schoner über dem Schreibärmel ruft herein: „Die nächsten!"

Wieder flackert die Leuchte durch unterirdische Gänge.

☆

„Ei, sieh mal," bemerkt heiter der Kriminalkommissar, Herr v. Telchow zu seinem Protokollführer mit dem Ärmelschoner, gerade als von dem schlanken Sicherheitssoldaten die vier neuen Besucher in das langgestreckte, linoleumbelegte Zimmer mehr geschoben, als geleitet werden. „Hier kriegen wir scheinbar endlich mal Novizen, lieber Krasselt. Wahrhaftig, ich glaube, die Herrschaften haben uns bisher des Vergnügens ihrer Bekanntschaft beraubt."

Hiermit wendet der Kommissar in dem eleganten schwarzen Rockanzug sein rotblondes gescheiteltes Haupt von dem einzigen Bilde ab, das farbig die kahle weiße Wand unterbricht. Es stellt einen langen Zug der bekanntesten Derbypferde dar, denn Herr v. Telchow, obwohl er jetzt eine große graue Hornbrille sowie einen spitzgeschorenen Beamtenbart trägt, war doch ehemals Rittmeister bei einem bevorzugten Husarenregiment, und sooft er sich aus all dem Menschenelend retten will, in dem er beruflich herumstöbern muß, gleich in einem Kehrichthaufen, dann schwingt er sich — wenigstens geistig — auf eins der edelen Rosse und lernt zu seinem Vergnügen ihre Stall- und Abstammungsgeschichte auswendig. Diogenes und Buchfink. Mit kühler Kennermiene mustert er jetzt die eng zusammengedrückte Gesellschaft. Plötzlich stutzt er: „Donnerwetter" — beugt sich zu seinem kahlgeschorenen Ablatus herab, an dessen tintenbespritztem Aktentische er steht — „das ist ein auffallend schönes Frauenzimmer." Prüfend rückt er an seiner Brille.

Allein das bartlose, faltige Kalmückengesicht des Ablatus hat längst die schlanke und doch schwellende Bildung in der Gestalt des jungen Mädchens wahrgenommen, die schiefgeschlitzten Augen des Schreibers tasten über ihr goldwelliges Haar, das sich hinter dem schmalen, feinen Kopf so natürlich in einen griechischen Knoten schlingt, er spürt die Sanftheit ihrer blühenden Haut, ihn wärmt das Leuchten ihrer blauschwarzen Sterne, er küßt die Glut auf diesem viel zu aufgeworfenen sich darbietenden Mund, denn Hans Krasselt ist nur am Tage eine Hasenpfote, bekleidet mit dem Ärmelschoner, des Abends jedoch und namentlich des Nachts, da weiht ihn der Strahl des einsamen Studierlämpchens hoch oben in einem engen Loch des vierten Stockwerks zum Dichter, zum glühenden Künstler alles Schönen; ach, des Nachts reinigt sich der Kalmücke von dem Unrat seiner Tagesfron in dem eiskalten Quell, der von den Gebirgen der Götter stürzt.

„Na," unterbricht die etwas knarrende Stimme des Kommissars, obwohl Herr v. Telchow stets einige Rücksicht in sie zu bannen sucht, den sich entspinnenden Traum seines Schreibers: „Nu setzen Sie sich mal, Herrschaften,

die Männer da hinten auf die Bank, das Mädchen hier vorn auf den Stuhl. Ja ja, kommen Sie nur.“ Er langt über die Schulter seines Adlatus und blättert verloren in ein paar Kanzleibogen.

„Das ist ja wohl diese Mundraubgeschichte? Nicht wahr?“ sagt Herr v. Telchow und betrachtet das Mädchen, in dessen feinem Prinzessinnenantlitz er trotz der ruhelos verbrachten Nacht keinerlei Ermüdung findet. Auf ihren Wangen weckt die innere Erregung vielmehr eine köstliche Pfirsichreife, und unter dem dünnen blauen Dienstmädchenkleid sowie hinter dem billigen gelben Jackett spürt der Poet mit dem Ärmelschoner, wie sich Brust und Glieder des jungen Geschöpfes zu Trotz und Gegenwehr rüsten.

„Na, wie heißen Sie denn nun, liebes Fräulein?“ nimmt jetzt Herr v. Telchow das Wort, während er sich auf einen Stuhl ganz dicht vor der Goldblonden niederläßt, und in seine Stimme sowie in die hinter den Brillengläsern spähenden Schelmenaugen gerät wieder jenes gefährliche Wohlwollen. „Bleiben Sie nur ganz ruhig. Es geschieht Ihnen bei uns zuvörderst gar nichts.“

Die Schlanke verbeugt sich leicht. Es sieht sehr anmutig aus, denn sie besitzt eine nicht erlernbare, natürliche Grazie, dann fährt eine flüchtige Blässe über ihre Züge, obwohl sie lächelnd die wohlgeformten Zähne zeigt: „Ich heiße Anna Znaim,“ gibt sie verbindlich, wenn auch ein wenig atemlos zurück, als ob es sich um eine wirkliche Vorstellung handele, aber in ihrer Rede klingt deutlich ein fremder Dialekt.

„Wie? Wie?“ fängt der Kriminalkommissar den Ton auf und wendet sich an seinen Schreiber. „Haben Sie verstanden, Krasselt?“

Die Goldblonde muß an die Sonderbarkeit ihres Namens gewohnt sein, denn bereitwillig erklärt sie weiter: „Ja, Anna Znaim. Ich bin in der Nähe von Pilsen geboren. Mein Vater war ein tschechischer Bergmann und meine Mutter eine bayerische Magd.“

„So so — so so — sehr interessant,“ sagt der Kommissar, und alle Anwesenden versuchen ebenfalls heiter auszusehen. „Ihr Beruf?“

Die Angeredete stockt, und die Pfirsiche auf ihren Wangen blühen dunkler. „Bis jetzt Hausmädchen,“ entgegnet sie, und ihr Blick sucht den Boden.

Der Kommissar aber rückt näher. Er wird noch viel wohlwollender.

„Und jetzt?“ forscht er geradezu väterlich.

Wieder ein Atemholen, die kräftige Brust steigt und fällt: „Ich suche Stellung.“

„Aha — sehr schön! — Haben Sie, Krasselt? — Stellung — Weiter, mein liebes Kind, wie alt sind Sie?“

„Neunzehn Jahre — geboren den 10. September 1900.“

„Ach, was Sie sagen!? — Da feiern wir ja bald unseren Geburtstag!“ stellt der freundliche Kommissar fest und sieht aus, als ob er bereits über ein Geschenk nachdenke. Und wieder bemühen sich alle, eine ebensolche menschliche Teilnahme zu bekunden. Es wird ordentlich gemütlich in dem kahlen Raum.

„Wo wohnen Sie denn nun, liebes Fräulein Znaim?“ fährt Herr v. Telchow leichthin fort und wiegt dabei beinahe verurteilend das glattgescheitelte Haupt, wie wenn er selbst diese Frage für unzart und unpassend erachte. „Sie sind doch angemeldet?“

„Ja — ja natürlich. „Ich wohne bei — bei Frau Rosse.“

„Ach, bei der Rosse — Linienstraße 42,“ fällt hier der Wohlwollende lebhaft ein und streicht ein paarmal befriedigt über sein Kinn. Es scheint etwas längst Erwartetes eingetreten zu sein. Eine Laterne hat sich herabgesenkt, um in den Nebel ihres Umkreises ein helles, scharfes Licht zu stoßen: „So so, bei der Rosse. Nun da werden Sie sich ja sehr einschränken müssen,“ sagt der Strenggescheitelte vertraulich, fast mitleidig, „denn die liebe Frau Rosse weiß ihren Palast verflucht gut auszunutzen.“

Herr v. Telchow erhebt sich, schiebt sich die Brille in die Höhe und wirft nun einen langen Einverständnis heischenden Blick zu seinem Protokollführer hinüber. Dem perlt der Schweiß über das ganze Gesicht.

„Haben Sie, Krasselt?“ Und sich tief zu seinem Adlatus herabbeugend, raunt der Kommissar ihm in schlecht verborgenem Selbstgefühl zu: „Die Kartenlegerin Rosse also — Sie kennen ja die Spelunke —, selbstverständlich lassen Sie alles genau kontrollieren.“

Damit scheint der erste Teil dieser kleinen Gassentragödie, wie sie wahrscheinlich an allen Ecken der großen Stadt gespielt wird, zu Ende gediehen zu sein. Denn Herr v. Telchow kreuzt die Hände auf dem Rückenteil seines gutsitzenden Rockes, schlägt dort hinten mit den Fingern den Takt eines Marsches und schlendert nun, aufmerksam spähend, mit etwas vorgeneigtem Kopf an seinen übrigen Besuchern vorüber. An dem aufgeschwemmten Bouillonkeller-Wirt, der anstatt menschlicher Lippen ein paar dicke Würste wagerecht in seinem käsigen Vollmond hängen hat, über die es jedoch zuweilen feucht und wütend hinüberspritzt, daß die ganze Geschichte eine Gemeinheit wäre — und sein Geschäft — und Schadenersatz —.

Freilich der elegante Polizeimann zuckt nur die Achseln, liebevoll kosend streicht er sich den rotbraunen Kinnbart und wendet seine ganze Aufmerksamkeit auf einen untersetzten, stämmigen Menschen, der seiner Aufforderung, sich zu setzen, bisher allein nicht Folge geleistet hat. Düster, mürrisch, in sich versunken steht er da, und während er zuweilen an der blauen Arbeiterbluse zerrt, die er unter einer durchlöcherten Jacke trägt, dreht der Mann an einer sogenannten Tellermütze, wenn er nicht drohende Blicke um sich wirft.

Der Mensch weiß überhaupt nicht, weswegen er hier ist. Der Spitzbube da auf der Bank will sich mit ihm ausreden. Und der Mürrische fährt mit der rechten Hand nach hinten, als ob er gegen seinen Widersacher ausholen möchte. Im übrigen ist er Gelegenheitsarbeiter — —

„Aha — und unbestraft?“

„Na, wie man's nimmt. Ich werde wohl mal drei Tage gesessen haben.“

„Sehr schön — ausgezeichnet,“ quittiert der höfliche Kommissar und verbeugt sich, als wenn ihm der andere den größten Gefallen erwiesen hätte. „Ich danke Ihnen. Sie dürfen sich setzen.“

Während dieser ganzen Zeit stiert der Protokollführer unentwegt auf die Goldblonde, kaut an seinem Federhalter und wischt sich den Kopf. An der gegenüberliegenden Wand aber, direkt über den Pferden Diogenes und Buchfink, erscheinen vor dem Kalmücken die schwarzen Linien einer Terzine, in Flammenschrift leuchtet dort seine Huldigung an Anna Znaim, deren junger Busen ihn berückt.

> O Sonnenglut auf roter Lippen Brand,
> O Straße, eingesenkt in wellig Hügelland — —

Da wird von neuem ein Stein in den goldenen Strom geschleudert.

Herr v. Telchow hat die Bank erreicht, auf der ein schmaler Mensch in elend zerrissener Montur bisher still und verfallen gehockt hat. Was auch um ihn herum verhandelt wurde, der Zerlumpte, vom Straßenkot Beschmutzte, hat angestrengt vor sich niedergestarrt, als hätte er einzig die Aufgabe, die Risse und Sprünge in seinen



unerhört großen, offenbar viel zu weiten Soldatenstiefeln zu zählen. Überall klafft das Leder, die Sohlen schlottern, und durch einen besonders großen Spalt sieht der Beobachter den strumpflosen Fuß blutig und befleckt hindurchleuchten.

Kein Zweifel, das ist Auswurf aus dem Totenstrom der Katastrophe, wie er noch ab und zu ans Ufer gespült wird.

Und von der Grenzenlosigkeit menschlicher Verwilderung berührt, deren einsame Majestät er empfindet, äußert der Kommissar, nachdem er den knappen Bericht des Sicherheitswächters empfangen, viel aufrichtiger und schonender als zu allen anderen: „Sie haben gewiß gehört, lieber Freund, was hier von Ihnen behauptet wird. Nun heben Sie mal den Kopf und sagen Sie uns die Wahrheit. Ist es richtig, daß Sie vor einer Schlächterei ein verschnürtes Bündel Würste fortnahmen, um damit im Gedränge in den Keller des Herrn Wiberneit zu verschwinden? Herr Wiberneit und die Anna Znaim sind als Zeugen dafür mitgebracht. Also nun, offen und ehrlich, Sie sind doch ein ehemaliger Soldat!"

Allein kein Laut kommt über die fest zusammengepreßten Lippen, das Haupt bleibt gesenkt, und die Brust des reglos Sitzenden scheint stillzustehen in einem nicht zu brechenden, unerklärlichen Bann.

„Mut, Mut, lieber Freund," ermuntert jetzt Herr v. Telchow, wobei er es wagt, den Unbeweglichen ein wenig an der Schulter zu berühren, nachdem er eine Zeitlang vergeblich gewartet. „Sie brauchen sich durchaus nicht zu ängstigen. Ich könnte mir ja z. B. vorstellen, daß Sie Hunger litten!? Nicht wahr, Hunger? Also, nun nehmen Sie sich zusammen."

Wieder eine lange Pause, endlos währte sie. Ganz allmählich erst besinnen sich die unfähigen Glieder des jungen Menschen auf ihren Dienst, jedes einzelne scheint sich gesondert zu den andern zu finden, bis zum Schluß die schmale Gestalt mit hängenden Armen aufrecht vor der Bank steht, bis ein hohles, ausgezehrtes, von allen Empfindungen leeres Antlitz ausdruckslos in dem unbekannten Zimmer umherblickt. Nur der geübte Polizeimann erkennt, wie in diesen grauen, suchenden Augen eine unheimliche Pein bohrt, die sich schreckhaft nach innen gräbt, so oft eine neue, ihm fremde Gestalt in den Kreis seiner Erkenntnis tritt.

Doch auch der Poet beugt sich weit über den Tisch, und während er sich unaufhörlich den polierten Schädel reibt, dämmert ihm im märchenhaften Spiel seiner Phantasie, jener Mensch dort drüben brauchte womöglich gar kein Einwohner der allen bekannten Erde zu sein, sondern ein Geschöpf, abgeschleudert von einem andern Stern und nun vom Sturz betäubt und verwirrt.

So entgleitet dem Erschreckten, wie auch sein Ideal Anna Znaim mit beiden Händen den Sitz ihres Stuhles umspannt, um ihre blauen Augen weit geöffnet, entsetzt, ja fast flehend an den wortberaubten Menschen zu klammern.

Ein Hauch, eine Erklärung, ein Sichbesinnen würde alle diese Wartenden erlösen.

Herr v. Telchow faßt sich von ihnen zuerst. Ihn beherrscht doch zu sehr die Würde seines Berufes, als daß ihn das verstockte Schweigen eines Angeschuldigten trotz allen Wohlwollens nicht verletzen sollte.

„Hören Sie mal, mein Lieber," beginnt er etwas schärfer, indem er hinter seinem Rücken die Handflächen geräuschvoll zusammenschlägt, „jetzt haben wir Ihnen aber genügend Zeit zur Besinnung gelassen. Oder sind Sie etwa krank?"

Langsam, unmerklich, schüttelt der Verlorene den Kopf. Die bleichen Lippen indessen pressen sich noch verkrampfter aufeinander.

„Dann erklären Sie uns jetzt bitte gefälligst den Vorfall ohne weitere Verzögerung," beharrt der Beamte spitz.

In diesem Augenblick entquillt ein langer, banger Seufzer der Brust des Verstockten, unbeabsichtigt muß er der bedrückten Seele entflohen sein, da der unerwartete Ton den Erstarrten zu wecken scheint. Zwei krankhafte Kreise bilden sich auf den ausgezehrten Wangen, das graue Auge verliert für eine Sekunde die tote Verstrickung, und über das ganze Antlitz verbreitet sich eine Spur von der Qual eines grundlos gehetzten Wildes.

„Lieber Herr, es ist ja nicht wahr," schleicht eine leere, marklose, gleichgültige Stimme, und doch vermag auch das mißtrauischste Ohr weder Scham noch Reue in ihr zu erspüren. Nur Erstaunen lebt darin über den längst entwöhnten Klang, „so wenig wahr, wie alles, alles andere."

„Wie? Was? — Welches andere?" greift der verblüffte Kommissar auf. „Wie meinen Sie das?"

Indessen der andere versinkt schon wieder, er rührt sich nicht mehr.

Eine kleine Weile schnurren die Fäden der Stille, jeder der hier wahllos zusammengewürfelten Menschen bettelt den anderen um ein Almosen an, um das Almosen des Verständnisses. Bis endlich auf einen pfeifenden Atemzug des Mädchens der dicke graue Faden wieder reißt, und die gleichgültige Stimme, diesmal unaufgefordert, von neuem ihre eigenen Laute sammelt. Eine Andeutung von rollendem Blut öffnete dabei auf den hohlen Wangen die grauenhaften Gräber der Armut und der Pfleglosigkeit, der schlaffe Arm hebt sich wie auf Maschinendruck und weist nun auf den Gelegenheitsarbeiter in der blauen Bluse, der noch immer die Tellermütze dreht. Aller Augen richten sich auf den wüsten Gesellen. Herr v. Telchow jedoch folgt gedankenschnell jener Bewegung.

„Rasch, was bedeutet das? Was meinen Sie damit?"

„Das ist der Mann," sagt die ruhige, gleichgültige, völlig teilnahmlose Stimme.

„Welcher Mann?"

„Der mir vor dem Keller das Paket unter den Arm schob."

„Wer? Als ich? Na, da soll doch — — Junge, ich klebe dir ja eine — —" brüllt der Mürrische hier auf, und während sich seine Augen blutig, wie die eines gereizten Hundes umrändern, versucht er, sich mit geballter Faust an den zerlumpten Soldaten heranzudrängen. Da springt energisch, befehlshaberisch, wie man es bis dahin noch nicht an ihm wahrgenommen, der Kommissar dem Wütenden in den Weg, zu gleicher Zeit aber ruft auch Anna Znaim, die aufgesprungen ist und sich jetzt bebend an der Lehne ihres Stuhles festhält: „Glauben Sie es ihm, Herr Kommissar, so ist es. Der Mann da ist gleich nach dem jungen Menschen in den Keller gepoltert. Dann hat er sich immerfort nach dem Paket umgesehen. Ich weiß es. Mir ist es auf der Stelle verdächtig vorgekommen."

„Was, du Mensch? Wer bist du denn? Du willst hier auch noch 'ne Lippe riskieren?" fährt der Angegriffene auf die Goldblonde ein.

Sofort muß der Wutschäumende von dem Sicherheitssoldaten vor weiteren Tätlichkeiten bewahrt werden. Aber auch der Kalmücke ist zum Schutz für das Mädchen hinter seinem Tisch aufgeschnellt, offenbar will er ihr einen Rat erteilen, obwohl er es nur zu einem unverständlichen Stottern bringt. Ein heilloser Wirrwarr entsteht.

(Fortsetzung folgt.)



Der Schuß aus der Sonne

Von Hanns Fischer

Auf Grund der Welteislehre sucht dieser Aufsatz eine Reihe von Fragen, wie die Sonnenflecken, Erdbeben, Schlagwettererscheinungen, magnetische Gewitter und andere zu erklären. Wenn wir auch nicht auf demselben Standpunkt stehen wie der Verfasser, so halten wir doch seine Darlegungen und Schlußfolgerungen für höchst anregend.

Hirne haben gegrübelt und sind zu Staub zerfallen; Hände haben in emsiger Arbeit den Rechenstift geführt und sind zu Erde geworden; Augen haben, bewaffnet mit sinnvoll gebauten Fernrohren, ausgelugt und sind erloschen; aber unverändert schwebt heute wie einst am Himmel das flammende Geheimnis des irdischen Tages, leuchtend, wärmend, Leben spendend, ein glühender Ball — die Sonne. Trotz allem Licht umwoben von dunkelsten Rätseln. Schwärze eine Glasscherbe überm brennenden Kienspan und schaue empor. Vielleicht zeigt das blanke Gestirn dunkle Flecken, die Sonnenflecken. Woher kommen sie? Eines der geheimnisvollsten Kapitel der Himmelskunde ist mit dieser Frage aufgeschlagen.

Vergeblich haben die besten Köpfe durch scharfsinnigste Tüfteleien dies Wunder zu lösen versucht. Mit mathematischer Exaktheit gingen sie den Dingen zu Leibe und manche Frage schien der Beantwortung nahe. Gelang es auch, mit diesem oder jenem Gedanken diese oder jene Beobachtung aufzuhellen, so blieb das doch immer nur eine Teilerklärung, ohne das Rätsel im ganzen zu fassen und zu entwirren. Wurden auch Gründe gefunden, die zur Not das Auftreten der Flecken an sich erklären konnten, so suchte man doch vergeblich nach einer Aufhellung der dunklen Zusammenhänge, die zwischen dem Auftreten der Flecken auf der Sonne und den gleichzeitig auf der Erde festgestellten magnetischen Gewittern, den merkwürdigen Wettererscheinungen, den Erdbeben und Schlagwetterunglücken zu bestehen schienen.

Einen Einblick in die Wechselwirkungen dieser Geschehnisse gestattet uns die Welteislehre Hanns Hörbigers, über deren Hageldeutung wir im letzten Jahrgang Heft 43 berichteten. Nach dieser Lehre besteht die innere, in mondlosen Nächten sichtbare Milchstraße aus Eisgewölken, die sich aus Brocken von winzigen Ausmaßen bis zur Berggröße zusammensetzen. Aus dem sogenannten vorderen Teile, das heißt aus jenem Gebiete, das dem Fluge unserer Sonne und somit auch der Planetenwelt nach den Herkules-Leyersternen vorausschwebt, gelangen nun dauernd Eisstücke in den an sich begrenzten Schwerebereich der Sonne, wo sie von ihr angezogen werden. Ein großer Teil dieser Eisbolide wird in Sonnennähe schmelzen, ein weiterer Teil wird auf seinem Wege zum Taggestirn von den Planeten zu bestimmten Zeiten weggefangen und bildet unter anderem auf der Erde die wesentlichste Ursache des Hagels. Ein Teil aber gelangt in die Sonne.

Hier indessen schmelzen und verdampfen diese Eisbrocken nicht sofort, wie etwa angenommen werden könnte. Versuche mit Eisstücken und feuerflüssigem Gestein führten zu der Ansicht, daß die in die Sonne tauchenden Eisbolide sich dort sogleich mit einer aus den Sonnenbaustoffen bestehenden bimssteinartigen Schaumschlackenkruste umgeben müssen, die selbst bei den dort herrschenden Wärmegraden das rasche Zerfließen des eingeschlossenen Eises verhindert.

Ist nun ein solcher Eiseinfängling in die Sonne getaucht, so wird er bis zur Tiefe seines spezifischen Gewichts hinabsinken, wird langsam das Eis in Wasser verwandeln, dabei die Schaumschlackenkruste immer mehr um sich verdicken und so eine Wassersprengbombe bilden, indem sich dieses Wasser über 100 Grad erhitzt. Gewöhnlich verwandelt sich das Wasser bei 100 Grad in Dampf. Es gelingt indessen, diesen Siedepunkt dann zu überschreiten, wenn das Wasser vor Erschütterungen und sonstigen Störungen bewahrt bleibt. In dem Augenblick aber, wo diese gefährliche Ruhe beeinträchtigt wird, verwandelt sich das Wasser ganz plötzlich in Dampf, ungeheuere Explosionswirkungen erzeugend. Dampfkesselexplosionen sind auf diese Erscheinung des überhitzten Wassers zurückzuführen; aber ihre oft machtvollen Wirkungen stehen weit hinter den Nässeexplosionen zurück, wie wir sie in den Stahlwerken bei Martinöfen beobachten. Bei den letzteren wirkt auf nur geringe Wassermengen hoher Druck und hohe Wärme. Diese Tatsachen wenden wir nun auf unseren Fall an. Im Schoße der Sonne ruht jene Wassersprengbombe im hochdruckigen Siedeverzug. Stürzt nun ein metallisch-erdiges Meteor oder ein Eisbolide in der Nähe ein, wird also eine geringe Erschütterung oder eine Druckentlastung bemerkbar, so verwandelt sich das überhitzte Wasser mit unvorstellbarer Gewalt in Dampf. Die hier frei werdenden und wirksamen Kräfte stellen alles in Schatten, was wir von Sprengstoffen gewöhnt sind. Naturgemäß wird der entstehende Dampf sich einen Ausweg nach Gebieten geringeren Druckes suchen, also nach der Oberfläche der Sonne hin. Dabei streift er durch Zonen sehr hoher Wärme, die ihn in seine beiden Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff, spalten. Erst nach Verlassen der Sonnenoberfläche, bei deren Durchstoßen die Ränder des Auspufftrichters emporgewirbelt, das flüssige Sonneninnere zum Ausbruch bringend, uns als Fackeln sichtbar werden, erst dann, wenn die glühenden Gase in entsprechend kältere Gebiete gelangt sind, können sie sich wieder vereinigen; der Wasserstoff verbrennt durch Verbindung mit dem Sauerstoff zu Wasserdampf. Dieser muß sich nun infolge der Reibungen, denen er auf seinem Wege ausgesetzt war, elektrisch positiv aufladen.

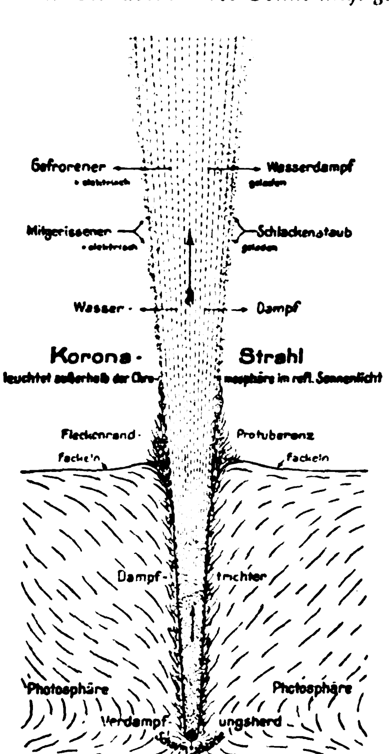
Nicht alles ehemalige Wasser findet sich außerhalb der Sonne wieder als Dampf vor. Denn die Trichterwände haben einen Teil des Sauerstoffes aufgenommen, so daß der zu ihm gehörige Wasserstoff (Wasser besteht aus zwei Teilen Wasserstoff und einem Teil Sauerstoff) allein in den Weltenraum hinausgeblasen werden muß. Sein Vorhandensein zeigt sich in den oft mehrere hunderttausend Kilometer hohen Sonnenprotuberanzen, die auch Metalldämpfe mit emporreißen, und beweist, daß der gesamte Weltenraum mit wenn auch ungeheuer verdünntem Wasserstoffgas angefüllt sein muß, da die Sonne nur einer von zahllosen Sternen gleicher Art ist.

Die gewaltige Schußwirkung schleudert den Dampfstrahl weit hinaus bis in Gegenden, wo die Weltraumkälte, die wahrscheinlich bei 270 Grad unter Null liegt, ihr Recht geltend macht und die winzigen Dampfbläschen zu flimmernden Eisnadeln gefrieren läßt, die so klein sind, daß sie mit einer Geschwindigkeit von 2000—2500 km in der Sekunde vom Lichtdruck weiterbefördert und uns

als Koronastrahl sichtbar werden. Trifft nun ein solcher Koronastrahl zufällig die Erde, so müssen wir seine Ankunft aus mehreren leicht einsehbaren Gründen deutlich bemerken. In den hohen kalten Gashüllenschichten (Luftschichten) der Erde werden die fraglichen Eisnadeln als solche bestehen bleiben. Die Wolkenbeobachter haben ganz richtig gesehen, wenn sie die bisher rätselhafte Tatsache anmerkten, daß von der Mitte eines barometrischen Tiefdruckgebietes sich jene lieblichen Schäfchenwolken, die in gewaltigen Höhen stehen, jene Zirruswolken nach allen Seiten ausbreiten. In ihnen haben wir die Eisnadeln der Koronastrahlanblasung oder Anpuffung, die Folgen also des Schusses aus der Sonne zu sehen.

Wie wir wissen, sind diese Eisnadeln elektrisch positiv geladen und müssen mit der negativen Erde nun in Wechselwirkung treten; einesteils durch Vermehrung der Luftelektrizität, anderenteils durch Veranlassen magnetischer Erscheinungen, die wir als magnetische Gewitter kennen und die störenden Einfluß z. B. auf telegraphische Anlagen ausüben. Weit ausgedehnte Gewitter, sommerliche Schneefälle, Nordlicht und viele andere Erscheinungen, von denen wir noch einige herausgreifen wollen, sind auf die Eisanblasung zurückzuführen.

Trifft nämlich ein solcher Feineisstrahl die mehrere hundert Kilometer über der Erde befindlichen höchsten Gashüllenschichten, so wird er auf diese einen Stoß ausüben. Die Druckwelle eines solchen Anpuffs gelangt aber nicht zu uns herab, sondern sie ringt sich in den obersten Schichten tot und kehrt sich sogar um, weil oben eine Entlastung eingetreten ist. So kommt es, daß die obersten aus Wasserstoff bestehenden Luftschichten auseinander geblasen werden, wie uns die vorher erwähnte Zirrusbeobachtung augenfällig zeigt. Die angemerkte Entlastung müssen nun auch die unteren Luftschichten verspüren und sich deswegen nach oben ausdehnen, mit anderen Worten, das Barometer sinkt; ein Minimum, ein Tief ist festzustellen. Damit ist die außerordentlich wichtige Erkenntnis gewonnen, daß eine solche barometrische Depression nicht die Ursache des bald folgenden Regens (aus Sonnenfeineis) ist, sondern die Folge der zwei bis drei Stunden vorher erfolgten oberen Feineisbeschickung.



Die Entstehung der Sonnenflecken, Koronastrahlen und Protuberanzen durch Explosion eines in die Sonne gestürzten Eisboliden. Entstehung des positiv elektrisch geladenen Feineises, das auch zur Erde gelangt. Der abgeblasene Eisstaub leuchtet im Sonnenlicht und bildet einen sogenannten Koronastrahl. Der Trichterschlund, ausgefüllt mit nicht glühfähigem Dampf, erscheint als dunkler Sonnenfleck.
(Aus Hanns Fischer, „Die Wunder des Welteises".)

Doch weiter! Je nach Stärke des Anpuffes wird auch das Tief bedeutender oder geringer sein. Je größer es ist, desto fühlbarer muß sein Einfluß, also die Druckentlastung auch auf das Erdinnere wirken, in das bis zu den heißen Tiefenschichten dauernd Wasser versickert und hier an vielen Orten in einen ähnlichen hochdruckigen Siedeverzug geraten muß, wie wir ihn vom Einsturz des aus der Milchstraße stammenden Roheises auf die Sonne kennengelernt haben. Macht sich also auf einen solchen Herd der Erde eine verhältnismäßig plötzliche Druckentlastung bemerkbar, so kann ebenfalls eine Wasserdampfexplosion erfolgen, die sich als Erdstoß, Erdbeben oder Vulkanausbruch geltend macht. Die feste Erdkruste widersteht dem Druck natürlich ganz anders als die feuerflüssige Sonnenmasse. Es dürfte verständlich sein, daß bereits ein barometrisches Tief von entsprechender Größe (und derartige Fälle sind zahlreich beobachtet) hinreicht, um Brüche und Risse in den Gesteinschichten der Erde zu veranlassen, die es gegebenenfalls eingeschlossenen Gasmassen gestatten, zu entweichen. Geschieht dies in Bergwerken, so sind die Vorbedingungen zu schlagenden Wettern gegeben. Erstmalig haben wir nun mit Hilfe dieser Erkenntnis die Möglichkeit, durch Heranziehen von Sonnenbeobachtungen vor größter Schlagwettergefahr zu warnen.

Sollte aber der Einfluß des Feineisstrahles von seiten der Sonne nicht genügen, diese Erscheinungen auszulösen, so kann der Mond zur Zeit seiner Erdennähe von verheerender Wirkung sein. Es ist festgestellt, daß die Erdkruste unter seinem Hochstande wellenförmige Bewegungen ausführt, ähnlich der Wasserbewegung jener vorwiegend vom Monde veranlaßten Ebbe und Flut. Kommt hierzu nun noch der Feineisanpuff und der von ihm bedingte sich verringernde Luftdruck, so vereinigen sich zwei Kräfte, um oft, nach irdischem Maße gemessen, weit voneinander liegende Wirkungen als Erdbeben, Vulkanausbrüche, Stürme, Wetterstürze und Schlagwetter hervorzurufen.

Aus der Fülle der unsere Ansichten bestätigenden, unabhängig davon gemachten wissenschaftlichen Beobachtungen nur ein Beispiel. Über „Barometer und schlagende Wetter" berichtet die „Astronomische Rundschau" vom Juni 1907 und erwähnt die Explosionen, die sich am 28. Januar im Becken von Lens und Saarbrücken ereigneten. „Merkwürdigerweise" geschahen beide Explosionen zu fast gleicher Zeit und zwar unmittelbar nachdem das Barometer innerhalb etwa zweier Tage um 17 mm gefallen war. „Es scheint in der Tat," so sagt der Bericht, „als ob dem Anwachsen des Grubengases ein Fallen des Wetterglases vorausginge." Weiter wird erwähnt, daß „das Auftreten großer Sonnenflecke dabei sehr bemerkenswert war" und „die allgemeine Unruhe der Erde ständig zugenommen" habe. Der Raum verbietet es, auf das furchtbare Unglück von Messina einzugehen oder von kolossalen Schneestürmen im heißesten Monat Juli wissenschaftliche Belege anzuführen oder von Zusammenhängen zu erzählen, die zwischen Erdbeben, Grubenkatastrophen und Lawinen in Savoyen, Oberitalien, Japan und den Sunda-Inseln bestehen. Es bedarf dessen auch nicht; denn die Welteislehre, die mit Hilfe eines einzigen Gedankens die Welt entstehen läßt, ist auch in der Lage, nachzuweisen, wo das Wetter gebraut wird.

Haben wir früher den Roheiszufluß zur Erde, der unmittelbar aus der Eismilchstraße stammt, und von seinen zahlreichen Wirkungen die Hagelwetter, Euterwolken und Gewitterstürme erklärt; haben wir heute mit Hilfe des Feineiszuflusses, der aus der Eismilchstraße über die Sonne mittelbar zu uns gelangt, aus der gewaltigen Fülle seiner Folgen nur einige Rätsel flüchtig zu lösen versucht, so haben wir damit die beiden machtvollsten Grundgedanken aufgezeigt, deren Erweiterung und deren Ausbau durch die Wetterkunde für die gesamte Kulturmenschheit von hoher Bedeutung sind.

Jochems erste und letzte Liebe

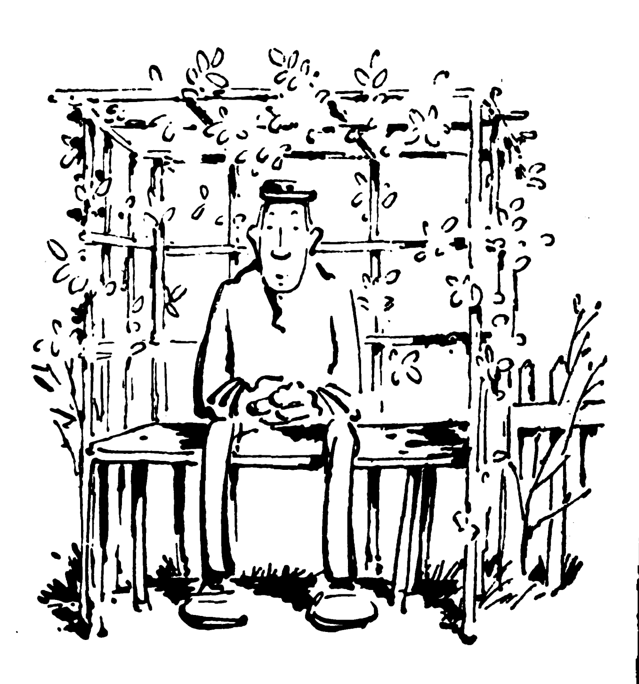
Von Alfred Huggenberger. (Mit vier Zeichnungen von Hans Witzig)

Der Schweizer Bauerndichter Alfred Huggenberger, auf den wir unsere Leser schon vor mehr als einem Jahrzehnt aufmerksam machten und der seitdem zu unserem Mitarbeiterkreise zählt, ist auch ein köstlicher Humorist; er wird demnächst im Verlag L. Staackmann ein neues von Witz, Menschenkenntnis und Frohsinn erfülltes Buch erscheinen lassen, aus dem wir unseren Lesern mit freundlicher Genehmigung des Dichters und des Verlags folgende Kostprobe geben.

Auch auf dem Land wird nur zu leicht
Der Mensch von Amors Pfeil erreicht,
Denn dies bekannte Flügelwesen
Scheut weder Landgeruch noch Spesen.
Sofern die Schwingen es nicht tragen,
Zum Beispiel in den Mausertagen
Wählt es mit kluger Überlegung
Behufs bequemer Fortbewegung
Vehikel aus, die sonst verpönt,
Wer an Bequemlichkeit gewöhnt.
Kein Hinterhalt ist ihm zu enge,
Zu stimmungslos kein Marktgedränge;
Kein Weiler ist ihm zu entlegen,
Es fruchten weder Bann noch Segen,
Kein Schlüssel schließt, kein Dornhang schützt,
Er wird zum schlimmen Zweck benützt.
Wir sehn den Gott mit Pfeil und Bogen,
Auch ländlich-sittlich angezogen,
Auf seinem stillen Wirkungsfeld
Im Bild hier graphisch dargestellt.



Sein Denken, Träumen, Tun und Dichten
Pflegt sich aufs Sachliche zu richten;
Was immer ihm der Zufall zeigt,
Er ist zu handeln stets geneigt.
Wer im Verzeichnis figuriert,
Wird ohne Ansehn attackiert;
Ob es sich noch so schläulich deckt,
Erreicht wird stets das Zielobjekt.
Erfolg: Der Mensch fühlt sich verletzet;
Was ihn bislang zutiefst ergetzet,
Das wird von ungefähr ihm schwuppe,
Ihn reizen weder Käs' noch Suppe;



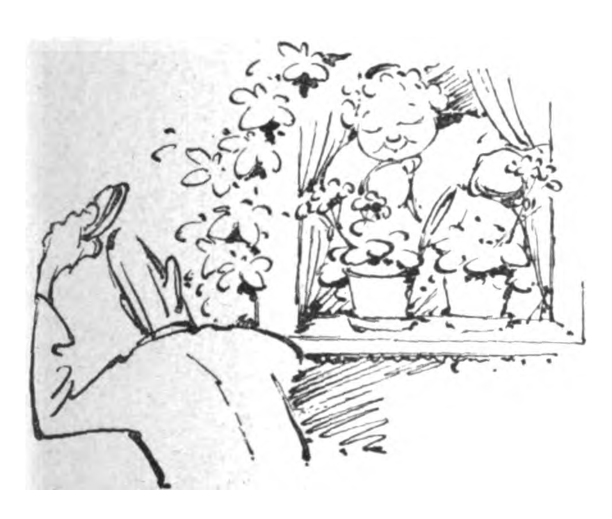
Und klängen Geigen rings und Flöten,
Er fühlt sich fortgesetzt in Nöten.
Der letztre Fall ist akkurat,
Der Fall von Jochem Habersaat.

Was ist die Liebe, streng genommen?
Man weiß allein nicht auszukommen,
Man fühlt sich innerlich beengt
Und von der Gegenwart bedrängt.
Man legt mit Fragen sich zu Bette,
Auf die man gern die Antwort hätte,
Und welche uns trotz allem Fleiß
Der Scharfsinn nicht zu lösen weiß.
Man schwärmt für eine Frühlingswiese,
Und meint am Ende doch nicht diese,
Man weiß nicht restlos, was man meint,
Was wiederum befremdend scheint.

Man grübelt, träumt, doch stets daneben,
Man rätselt über Tod und Leben,
Versagt aus Mangel an Erfahrung
Dem Herzen die begehrte Nahrung —
Bis plötzlich, eh' man sich's versieht,
Im Innern die Erleuchtung blüht.
Infolgedessen ruft man aus:
Es muß jetzt einfach wer ins Haus!

Dann fängt man aufzuzählen an,
Wie viele Ähnliches getan,
Es lindert sich die dumpfe Qual,
Der Fall erscheint uns als normal.
Ein Wesen, jugendlich geschwellt,
Wird rasch zum Mittelpunkt der Welt,
Es wird von uns konstant gesehen,
Ob auch ins Nichts die Blicke gehen.
Dies ist das zweite Stadium:
Man ist verliebt und weiß darum.

Wer sich der Liebe ganz geweiht,
Neigt gern zur Unbeholfenheit.
Zufolge einer geist'gen Hemmung
Gerät er leichtlich in Beklemmung:
Er schweiget, wo er reden wollte,
Entfernt sich, wo er bleiben sollte,
Und bringt, ob günstig auch die Lage,
So den Erfolg konstant in Frage.
Ja, leider, diesen üblen Brauch
Pflegt und verübet Jochem auch.
Fürs Mollig-Weiche eingenommen,
Ist er von Trinens Bild entglommen,
Von ihr umgeben ganz und gar —
Doch sie bleibt unberechenbar.



Wie leuchten seine Augensterne,
Wenn er die Maid erschaut von ferne!
Sein Herze schwillt — er denkt im stillen:
Heut könnt' es sich vielleicht erfüllen!
Er ringt nach Worten, die geeignet,
Damit die Sache sich ereignet,
Geht scharf mit dem Verstand zu Rate —
Die Jungfrau bückt sich zum Salate.
Wird unser Glücksgefühl geweckt,
Wenn jemand sich vor uns versteckt?

Im Gegenteil, das Innre weint,
Wir nehmen dies für ernst gemeint.
Daneben weiß sie ihn zu necken,
Sich hinter Scherzen zu verstecken,
Wobei, wir sehen es verstimmt,
Sie nicht genügend Rücksicht nimmt.

Er überlegt sich unruhvoll,
Wie er dies alles deuten soll,
Er fragt sich stumm: „Wie meint' sie's nur?"
Doch von Erleuchtung keine Spur.
Zwar blühet ihm zu guter Stunde
Verheißung oft auf ihrem Munde,
Sein Herz schlägt hörbar unterm Hemde —
Am Sonntag tut sie kühl und fremde.
Weil von Natur zum Träumer neigend,
Erträgt er ihre Launen schweigend.



Er sucht, wenn ihn erzürnt die Schöne,
Sein Gleichgewicht im Reich der Töne,
Er läßt in schwellenden Akkorden
Sein Sehnen förmlich überborden,
Zieht sämtliche Register an,
Er legt hinein, soviel er kann
Und wird trotzdem nicht restlos froh —
O Trina, warum bist du so? . . .

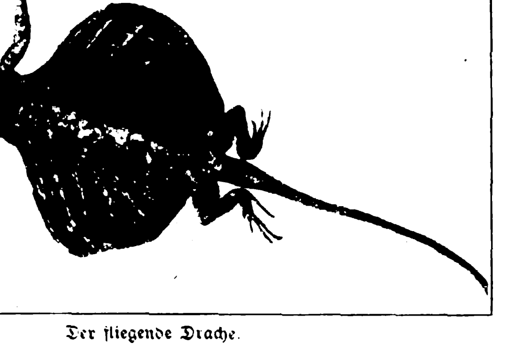
☆

Viel Erdenfreude, sowie -jammer
Hat Platz in einer schmalen Kammer.
Wenn ich nur diesen Fall erwähne:
Man liegt im Bett und schmiedet Pläne,
Man muß sich offen eingestehen:
So kann es nicht mehr weiter gehen.
Man sieht den Mond durchs Fenster scheinen
Und möchte vor Befremdung weinen,
Daß der, zu trösten doch bestimmt,
So kalt und fühllos sich benimmt.
Und nun nimmt man entrüstet wahr,
Der Himmelskörper lächelt gar!
Man kehrt sich von ihm ab mit Schweigen,
Ihm die Verachtung zu bezeigen,
Hierauf legt man mit Ach und Wie
Sich auf die hintere Partie,
Und wird doch auch in dieser Lage
Nicht fertig mit der Lebensfrage.
Man wälzt sich hin, man wälzt sich her
Und hat am Ende was vorher.

Wissen und Leben

Der fliegende Drache

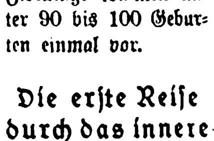
Es gibt auf der Erde allerlei Winkel, die für den zoologischen Forscher insofern besonders interessant sind, als sie die Heimat von Tieren bilden, die sonst nirgendwo gefunden werden. So beherbergt Australien die berühmten eierlegenden Säugetiere, das Schnabeltier und den Ameisenigel, sowie den Fisch, der durch Lungen atmet, den großen Molchfisch Ceratodus. In Neuguinea finden wir die schmuckſten und herrlichsten aller Vögel, die man mit Recht Paradiesvögel taufte, und auf den großen Sundainseln Borneo, Java und Sumatra sind allerlei Tiere zu Fliegern geworden, die anderswo gar nicht daran denken, den sicheren Untergrund zu verlassen. Wir haben vor kurzem schon einen von diesen, den Flugfrosch, im Bilde vorgeführt, und stellen nun heute seinen Landsmann, den fliegenden Drachen (Draco volans), den Lesern vor. In Wirklichkeit sieht das zierliche Wesen, das einschließlich seines langen Schwanzes nur zwanzig Zentimeter mißt, zwar anders aus als nur „grau in grau“. Man muß sich das Tierchen metallisch schillernd, von Dunkelbraun bis zu Rosenrot, und unterseits herrlich kobaltblau denken, um annähernd von der Farbenpracht seines Prunkkleides einen Begriff zu bekommen. Für unsere Zwecke genügt indessen das Umrißbild seines zierlichen Leibes, denn uns kommt es wesentlich darauf an, die Flugmaschine des kleinen Geschöpfes so deutlich wie möglich sehen zu lassen. Bei diesen ostindischen Eidechsenzwergen sind eine Anzahl falscher Rippen zum Traggerüst eines Fallschirms geworden, der in der Ruhe zusammengefaltet den beiden Körperseiten anliegt und im Gebrauchsfalle halbkreisförmige, breitausladende Flugflächen bildet. Mit deren Hilfe springen die Drachen vorüberfliegenden Kerbtieren nach, durchgleiten die Luft auf bedeutende Strecken (oft über zwanzig Meter weit) und landen dann elegant wie ein Vogel entweder auf einem anderen Zweige oder — bei allzu beträchtlichem Gleitflug, der immer nur abwärts, nicht aufwärts führt — nach mancherlei Schwenkungen auf dem Boden. Es muß einen prächtigen Anblick gewähren, wenn solch ein Drache die Luft durcheilt, denn nüchterne Forscher, die die Tiere beim Kerbtierjagen beobachten konnten, verglichen sie überraschend schönen aufblitzenden blauen Edelsteinen. Sehr schade, daß die reizenden Echsen so überaus zarte Geschöpfe sind, daß sie längere Reisen nicht überstehen. Es ist nur ein einziges Mal gelungen, Flugdrachen nach Europa zu bringen und hier eine Weile am Leben zu erhalten. Sie würden sonst wegen ihrer Schönheit, Beweglichkeit und Harmlosigkeit in unseren deutschen Terrarien bald zu bevorzugten Lieblingen werden.



Der fliegende Drache.

Allerlei vom menschlichen Körper

Die Körperoberfläche des Neugeborenen ist im Verhältnis viel größer als jene des Erwachsenen; man rechnet auf ein Kilogramm Körpergewicht beim Neugeborenen ungefähr 810 Quadratzentimeter Körperoberfläche, beim Erwachsenen nur 300. — Die Körpertemperatur des gesunden Menschen beträgt, im Darm gemessen, 36,8 bis 37,6 Grad Celsius; das Pferd hat als normale Temperatur 37,7 bis 37,9, die Kuh 38,6 bis 38,9, der Hund 37,9 bis 38,8, das Kaninchen 39,9, der Walfisch 36,5 bis 36,9, die Ente 42,1 bis 43,6, die Gans 41,7, die Taube 40,9, die Schwalbe und die Meise 44,0; große Schildkröten haben eine Temperatur von etwa einem Grad über der Temperatur des umgebenden Wassers. — Die Pulszahl beträgt beim Neugeborenen 130 bis 140, beim Kind bis zum 10. Jahre 90 bis 100 und beim Erwachsenen 72 in der Minute; beim Elefanten zählt man 28, beim Pferd 40, beim Rind 50, beim Schwein und beim Schaf 75, beim Hund 95, bei der Katze 130, beim Kaninchen 120 bis 150 und bei der Maus 520 bis 675 Pulsschläge in der Minute. — Wir atmen im wachen Zustande hauptsächlich mittels des Zwerchfelles (Bauchatmung), im schlafenden Zustand mittels des Brustkorbes (Brustatmung). — Bei Neugeborenen zählt man 62 bis 68 Atemzüge in der Minute, gegenüber 12—16—24 Atemzügen beim Erwachsenen. — Die natürliche Grenze des Lebens erreichen, also den Tod an Altersschwäche sterben von 100 000 Frauen 247, von 100 000 Männern nur 189. — Unser Magen ist 25 bis 30 Zentimeter lang und an seiner weitesten Stelle 12 bis 14 Zentimeter breit. — Der Aderlaß wurde schon bald nach dem Trojanischen Krieg von griechischen Ärzten ausgeführt. — Zwillinge kommen unter 90 bis 100 Geburten einmal vor.



Die erste Reise durch das innere Asien

Die mutvollen Männer, denen die Welt die Erforschung des inneren Asiens dankt, und unter denen der Name Sven Hedins an erster Stelle steht, haben einen Vorläufer, dessen Wirksamkeit von der ihrigen durch sechs Jahrhunderte getrennt ist. Manche Gebiete des inneren Asiens, die Marco Polos Fuß auf seiner im Jahre 1271 angetretenen Reise berührt hat, sind nicht eher als im Jahre 1860, andere 1871 wieder von einem Europäer betreten worden. Durch ihr Zeugnis wurde dann erst die Glaubwürdigkeit der Berichte jenes größten mittelalterlichen Reisenden gestärkt, denen man lange Zeit recht skeptisch gegenüber gestanden hatte. Marco Polo, der bei seiner Ausreise etwa 17 Jahre alt gewesen sein kann, zog in Begleitung seines Vaters und Oheims, die bereits jahrelang als erste europäische Edelleute beim Großkhan der Mongolen Chubilai geweilt hatten, von Acre aus über Bagdad bis zum Persischen Meere, dann von Ormus aus quer durch Iran zum oberen Oxus und über das Hochland von Pamir, dessen Namen in seinem Buche zum ersten Male genannt wird, am Lob-nor vorbei nach China zur „Stadt des Khan“, dessen Gunst er sich in hohem Maße erwarb, weshalb ihm in dessen Angelegenheiten weite Reisen durch das chinesische Reich aufgetragen wurden und er sogar einige Zeit den Statthalter der Provinz Kiang-nan spielte. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalt in China kehrten die Polos im Jahre 1295 nach Europa zurück; sie durchquerten auf der Heimfahrt noch die Sundainseln und Vorderindien und von Ormus aus Persien und Armenien. Marco Polo hat als erster Reisender ganz Asien der Länge nach durchzogen und in seinem Reisebericht dessen einzelne Länder beschrieben. Er erwähnt darin unter vielen anderen interessanten Tatsachen den Gebrauch der Steinkohlen und des Papiergeldes und gibt den Europäern die erste Kunde von Japan (Zipangu), das ihm als seines, märchenhaftes Wunderland erschien.



Wetterwind in der Champagne. Nach einem Aquarell von Kurt Reimer.

Ta-Ta • Skizze von Paul Leppin

Ta-Ta? — Wer war Ta-Ta? — Eine kleine, ironische, sentimentale Erinnerung, wie sie das Leben zu Dutzenden bringt, winzig und doch bedeutsam in ihrer Art. Es gibt Zufälle, die wir nicht vergessen. Es gibt nebensächliche, halbe, unscheinbare Dinge, die wir belächeln, Bijouterien des Schicksals, ein bißchen lächerlich, ein bißchen tragisch, die sich uns trotzdem zuweilen aufdrängen, an die wir ernsthaft denken müssen, die uns auf einmal größer und besonderer scheinen und im Herzen an Wert gewinnen.

Ta-Ta war nur ein kleiner Hund. Aber dennoch, wenn vor dem Abend die blaue Stunde kommt, in der so viel Schatten lebendig werden, wenn der Hradschin wie aus dunklem Glas über der Moldau steht und eine vergangene Torheit aus fernen Kirchenglocken zu mir herüberklingt, fällt mir auch sein Schicksal wieder ein. Ich schaue in die dämmrige Luft über dem Wasser, meine Gedanken kehren zurück über alle Wege, über die Notbrücken und Schmugglerpfade meiner Jugend, und begegnen auch ihm — Ta-Ta. Und ich verstehe ihn plötzlich, besser und klüger, als ich es damals konnte. Sein kurzes Dasein wird mir klar, ich sehe deutlich seine Verlassenheit, seine Angst und seinen Tod. Ich bitte ihm manches Unrecht ab, das ich ihm heimlich tat, denn ich weiß es nun gewiß, er litt, er hatte Sehnsucht, er war traurig wie ein Mensch, wenn er auch nur ein kleiner Hund war.

☆

Die junge Frau wohnte seit Jahren in dem weißen Hause an der Straße. Ihre ungebärdige Seele hatte der Winter, der immer viel länger als sonstwo in der einsamen Stadt verweilte, mit vielen Milliarden glitzernder Schneekörner eingeschneit. Die Welt und ihre Wünsche verkleinerten sich um sie in einem stetig enger werdenden Kreise. Ihre ganze unverbrauchte Liebe teilte sie zwischen ihrem Klavier, das nahe dem Fenster auf dem roten Teppich stand, und Ta-Ta, ihrem Hunde.

Die junge Frau konnte wunderschön spielen. Wenn ihre schlanken Finger auf den Tasten lagen, dann spielte sie sich einen unendlichen, leuchtenden Sommer in ihr Herz. Dann brannten die Fensterscheiben in den sanften, glühenden Farben ihrer Träume.

Draußen hielt der Wind den Atem an, und aus der Weite kamen die Stimmen wilder Stürme, die sich anschickten, den Winter in der Stadt zu zerbrechen, die auf ihren starken Armen den Frühling brachten. Aber wenn er dann wirklich da war, wenn die Luft der Straße mit dem hellen Dunst des geschmolzenen Schnees sich füllte, dann saß die junge Frau noch immer beim Klavier und spielte. Sie vergaß das Wunder, das draußen geschah, und über den Liedern und Gebeten ihrer Seele lag der Frost.

Am Abend sah sie über dem kalten Licht der Lampe zwischen dem Vorhang des Fensters die Sterne. Manchmal öffnete sie und lehnte sich auf die Straße hinaus. Hinter dem Garten ihres Hauses begannen die Felder. Sie stand still und hörte die Eisenbahnzüge durch die Frühlingsnacht brausen.

Ta-Ta lag auf dem Ledersofa in der Ecke und lauschte. Seitdem er sich besinnen konnte, befand er sich in dem weißen Hause. Es ging ihm gut, und er war oft auf dem Schoße der jungen Frau eingeschlafen, wenn sie ihn mit ihren Händen liebkoste. Aber in all den Jahren, die er hier verlebte, war ein seltsames Gefühl in ihm groß geworden, das ihn nicht verließ. Durch das offene Fenster brachte der Wind manchmal das Bellen eines

anderen Hundes in das Zimmer, das Winseln eines in den Feldern Verirrten oder das erbitterte Heulen eines Wachsamen an der Kette. Dann hob Ta-Ta den Kopf und öffnete die Augen.

Ta-Ta war niemals allein aus dem Hause gekommen. Er begleitete die junge Frau auf ihren Spaziergängen und kehrte gehorsam an ihre Seite zurück, wenn sie ihn rief. Eine weltfremde Einsamkeit machte ihn hilflos und unsicher. Aber in seinem durch die Schweigsamkeit der Stube geschärften Bewußtsein wurde eine Fülle von Bildern wach, der er sich nicht erwehren konnte.

In jähen, unvermuteten Überfällen erschreckte ihn die junge Frau mit ihrer Zärtlichkeit. Die Leidenschaft, die in ihrer Musik pochte, die Qual der Entsagung, die wie ein Schleier vor ihren flackernden Augen hing, wurde würdelos und bettelhaft vor dem Hunde. Ihn liebte sie, als ob er ein Mensch wäre, als ob seine Seele Worte hätte wie die ihrige, sie sprach mit ihm und nannte seinen Namen.

Ta-Ta wurde täglich trauriger. Mürrisch lag er in einem Winkel des Sofas und grübelte. Er wußte nicht, was ihm fehle, aber es war ihm, als ob er nicht hierher gehöre. Die weichen Hände seiner Herrin duldete er mit einem stummen Mißbehagen. Ta-Ta war krank. Die Bilder kamen und beunruhigten ihn. Es waren Visionen aus einem fremden Dasein, das er nicht kannte, die ihn wie ein Heimweh an sich zogen und quälten. Aus der Stimme der Hunde draußen auf der Straße waren sie emporgewachsen.

Die junge Frau spielte, und der Sommer ging in ihr Herz. Ein Köter kläffte in der Ferne. Und als dann das Gesicht seiner Herrin sich zu ihm niederbeugte, als ihre schlanken, vom Spiele brennenden Finger seinen Kopf streichelten, da trat in sein Gedächtnis das Bild, von dem er schon seit langem nicht los konnte. Ein rauhes, zitterndes Fell rieb sich an dem seinen, der Hund, der draußen manchmal an der Kette heulte, stand vor ihm und sah ihn an. Er hörte die junge Frau, die zu ihm sprach, und er wühlte sich ratlos in ihren Schoß. Er schloß die Augen, und dann sprang er auf und wollte zu dem anderen, der ihn suchen kam. Aber das Bild war verschwunden.

Statt des warmen Fells des Hundes rieb seine Schnauze das Kleid seiner Herrin. Über sich geneigt sah er den Kopf der jungen Frau, und ihr gelbes Haar glänzte in der Dämmerung. Da kroch Ta-Ta in seine Ecke zurück und wimmerte leise.

✡

Ta-Ta wunderte sich, als der große Mensch beinahe täglich in das Haus seiner Herrin kam. Er hatte ein ernstes Gesicht, das oftmals eine Röte des Unmuts färbte, wenn die junge Frau mit dem Hunde koste. Er saß beim Fenster, wenn sie spielte, und schaute ihren Händen zu, die über die Tasten gingen. Er sah in ihr Gesicht, und seine Augen wurden immer ernster. Zuweilen sprach er zu ihr, und in seiner Stimme war ein bittender Klang, daß Ta-Ta den Kopf in die Höhe hob und lauschte, gerade so, wie wenn der Hund da draußen bellte.

Wenn der große Mensch so zu sprechen begann, dann warf die junge Frau den Kopf zurück, daß ihr das Haar in den Nacken fiel, und lachte. Ihre Finger griffen in die Tasten, und sie spielte wilder, ungestümer als zuvor. Die Fensterscheiben brannten rot und glühend vor all der Herrlichkeit, die in ihren Liedern lebte. Der Winter war wieder gekommen und wollte nicht weichen. Er klopfte mit funkelnden Schneekörnern an das Glas der Fenster und an die Träume der Frau. In ihrem Herzen aber zog trügerisch, mit unendlicher Sehnsucht und bunten Lügen der Sommer ein, den sie niemals erlebte, weil der Frost ihre Seele wie ein kristallener Panzer einschloß. Dann waren die Worte des Mannes wie die Stürme, die in den Fernen sich regten und den Frühling brachten. Sie sah ihn nicht, erkannte ihn nicht und vergaß ihn am Ende ganz in dem weißen Hause. Die Welt und ihre Wünsche wurden kleiner und enger um sie und wurden endlich ganz eng und klein wie das Zimmer, in dem sie wohnte, in dem kein Raum war für die Dinge des Lebens, in dem sie nichts liebte als nur ihr Klavier und Ta-Ta, ihren Hund.

Aber die Welt um Ta-Ta wurde größer mit jedem Tag. Die Bilder kamen zu ihm, und ein jedes setzte einen farbigen Ring um seine unklare, mühselige Sehnsucht. Langsam wie einem Kinde wurde die Erkenntnis seines Daseins in ihm wach.

Hie und da zerriß der Vorhang, der sein Bewußtsein verdunkelte, und er sah hell und deutlich Dinge und Gestalten um sich her.

Er hörte das Spotten der jungen Frau und sah den Mann die Augen zur Erde senken. Da sah er klar und wissend wie ein Mensch: Dieser da liebt sie, und sie lacht über ihn.

Und Ta-Ta wurde sehr traurig.

✡

Der Frühling war da und blies den Schnee von den Feldern. Der große Mensch und die junge Frau gingen miteinander über die sprossenden Wege. Ta-Ta lief hinterdrein.

Der Mann sprach, eine große Erregung bebte in seiner Stimme. Auf den Äckern war die Saat schon in die Halme geschossen, und der Wind zeichnete bewegliche Muster in den schaukelnden Teppich.

Die junge Frau sagte nichts. Nur manchmal warf sie den Kopf in den Nacken und lachte. Die Stimme des Mannes war heiß und trocken, verzweifelte Bitten stiegen darin auf, demütige, drohende, weinende, in denen sein Herzschlag mitklang. Aber die junge Frau sagte nichts, und ihr gelbes Haar flatterte um ihr Gesicht.

Neben Ta-Ta fielen die Worte des Mannes zur Erde. Eine maßlose Sehnsucht faßte ihn, und in der Ferne bellte ein Hund. Über die Felder kam sein gequältes Geheul und mischte sich mit der Stimme des Mannes. Da war es Ta-Ta, als ob ein Band in ihm zerrissen würde. Langgezogen, von Mitleid erschüttert, kam seine Antwort. Dann lief er über die Felder dem fremden Hunde entgegen.

Ein Bauer kam mit dem Feldhüter vorbei. Rauhe Scheltworte scheuchten Ta-Ta noch tiefer in die Saat. Ein letztes Mal hob er die Stimme und bellte und schrie wie ein Mensch, dann drang das Schrot der Flinte in seinen Leib.

✡

Als die junge Frau und der große Mensch sich über ihn beugten, tat er noch einmal die Augen auf. Er sah sie zittern und sah die Tränen an ihren Wimpern. Mit ihrem seidenen Taschentuch stillte sie das Blut seiner Wunden und rief ihn beim Namen.

„Ta-Ta! — Ta-Ta!“

Ta-Ta sah dem großen Menschen ins Gesicht, und wieder sah er zum letzten Male hell und deutlich sein Leben. Und er wußte mit einem Male: Die da nimmt mein Blut, das ihr nicht gehört. Du hättest dein Herz für sie gegeben —

Von Traurigkeit und Wunden ermüdet, verendete Ta-Ta auf dem Frühlingsacker.



39. JAHRG. HEFTPREIS 20 M. HEFT № 6

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Das Biedermeier-Zimmer. Nach einem Gemälde von M. Schwalb
Mit Genehmigung des Kunstverlags Meißner & Buch in Leipzig

Aus dem Inhalt:

Hebt das Universum auf!

Größeren Wert denn je haben die einzelnen Jahrgänge, man durchblättert sie stets gern wieder; dem heranwachsenden Geschlecht bieten sie Unterhaltung, Belehrung und Stoff zu vielseitigen interessanten Vergleichen.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Endlich bricht die militärische Stimme des ehemaligen Husarenrittmeisters durch den Lärm. Herr v. Telchow ist aufrichtig entrüstet. Auf seinen runden Wangen züngeln ein paar rosige Flämmchen, und selbst das rotbraune Haar liegt nicht mehr so glattgescheitelt und gezählt als früher.

„Ausgeschlossen, Herrschaften, so geht das nicht," klirrt und schneidet er im Kommandoton, und da nun ebenso unvermittelt eine stumpfe Ruhe eintritt, so ordnet der aus seiner Gelassenheit aufgestörte Kommissar durch eine kurze, ruckartige Handbewegung an, der zerlumpte Soldat möge sofort zum engeren Verhör auf jenem Stuhl Platz nehmen, den das Dienstmädchen eben auf seinen Wink verlassen.

„Ausgeschlossen, so geht das auf keinen Fall," stößt Herr v. Telchow noch immer erregt hervor, nachdem er sich selbst ganz dicht vor dem Angeschuldigten niedergelassen. „Jetzt wollen wir doch mal ein bißchen nach der Ordnung verfahren. Nicht wahr?" Er lehnt sich geschäftsmäßig zurück: „Wie heißen Sie also?"

Der Soldat schweigt.

Aber aller Augen richten sich in der entstehenden Pause dringend, sorgend, beutehungrig auf das elende Menschenbündel.

Das hockt ganz ruhig, erschöpft, mit geschlossenen Augen auf seinem Stuhl und führt nur einmal zögernd die Rechte gegen die Schläfe, als ob es dort Schmerz empfinde.

Herr v. Telchow klopft gereizt mit seinem Siegelring auf den Tisch.

„Sie verstehen mich anscheinend nicht? Ihren Namen, bitte!"

Und dann geschieht etwas, was dieser kühle, nüchterne, vom Verstand beherrschte Raum wohl noch niemals erfahren. Aber auch der kundige Polizeimann, sein phantasiereicher Aktuar und das goldblonde Mädel sie werden wie von einer Faust von allen Pfaden des Gewohnten gejagt, so daß sie sich zunächst hilflos, wie verirrte Kinder anstarren. Am liebsten möchten sie sich wohl an den Händen fassen, um sich gemeinsam aus dem drehenden Taumel zurechtzufinden. Denn der Zerlumpte öffnet endlich auf all ihr stummes Drängen seine erloschenen Sterne, und während eine Wolke hoffnungsloser Dunkelheit über sein zerrissenes Antlitz schattet, bekennt er tonlos und doch in der verzweifelten Stumpfheit des Ausgestoßenen: „Ich weiß nicht, wie ich heiße." Und dann noch einmal mit einem wehen Achselzucken „ich weiß es nicht".

„Wie? — Was?" Herr v. Telchow erhebt sich mechanisch. Ganz blaß ist er geworden. Allein seine Augen hinter den Brillengläsern stechen ungläubig und kampflustig: „Hören Sie ma', das ist ja eine ganz merkwürdige Geschichte. Sie wissen also angeblich nicht, wer Sie sind? Alles mögliche, wahrhaftig." Plötzlich greift der Kommissar in die Achselklappe des Verstummten und liest die Regimentsnummer. Mit roten Fäden ist dort eine 47 eingestickt. Herr v. Telchow rüttelt ein wenig an dem Stoff: „Sie werden sich aber doch besinnen, daß Sie bei den 47ern den Feldzug mitmachten?" beginnt der Kommissar eindringlich von neuem. „Nicht wahr, das ist doch so? Das werden Sie doch schwerlich leugnen? Das Regiment war, wenn ich mich recht erinnere, eine Füsilier-Ersatzformation und stand, glaub' ich, im Posenschen. Wo wurden Sie also ausgebildet?"

„Ich? — ich?" stammelt der Versunkene, und für einen Moment hebt sich das von Elend und fruchtloser Grübelei gehöhlte Antlitz. Deutlich beginnt die zerstörte, lückenhafte Maschine des Denkens ihren fiebrischen, aussetzenden und wieder einhakenden Gang: „Ausgebildet? — Ausgebildet?"

Begierig streckt sich die fleischlose Rechte des Soldaten aus, denn ist es nicht, als klirre hier zum erstenmal seit langer Zeit das Ankerseil, an dem das ewig herumgeworfene Schiff haften könnte? Aber bald packt den Mühseligen wieder der alte eisige Schreck, denn die Räder der Überlegung knirschen gegeneinander, sie halten sich gegenseitig fest, und die Maschine steht still.

Hoffnungslos sinkt ihm das Haupt, unfähig zu weiterem Kampf vergräbt er es in beide Hände, und nur noch ein leises Zittern läuft über den jungen Rücken.

Unwillkürlich beschleicht den Kommissar gleichfalls ein mitfühlendes Grauen, allein ebenso schnell gewinnen die Pflicht und das amtliche Mißtrauen die Oberhand. Entschlossen wendet er sich gegen den tintenbespritzten Tisch: „Haben Sie, Krasselt? — das ist also wieder mal der große Unbekannte. Ja, dann tut es mir leid, dann müssen wir uns eben bemühen, ob wir dem Herrn nicht zu seinem Namen verhelfen können. Lassen Sie sofort den Erkennungsdienst benachrichtigen."



Ein Geheimnis. Nach einer Radierung von Alfred Schweitzer.

Ungern nur schickt sich der Poet an, den eben erhaltenen Auftrag am Telephon auszuführen, da wird hart und wuchtig an die braune Tür geklopft, und ein zweiter Sicherheitssoldat leitet an der Hand einen etwa zwölfjährigen, nacktfüßigen Buben herein. Der hält ein Stück Kreide hoch über sich, als könne er damit ein für allemal die Lüge auf der Tafel der Justiz durchstreichen, um dafür in schöner leserlicher Volksschülerschrift das Wort „Wahrheit" niederzuschreiben.

„Vater," ruft er hell durch das Zimmer.

Sein Eintritt wirkt auf den Kellerwirt überaus aufregend. Das Käsegesicht des Fetten wird noch viel schwammiger, und die wulstigen Lippen spritzen: „Karle, was willst de denn hier?"

„Ja, Vater, ich will — ich soll — Mutter hat gesagt, ich soll hier die Wahrheit sagen."

„Natürlich, das mußt du auch," ermuntert Herr v. Telchow, der sofort hinzugeschritten ist, und nun den blonden Jungenkopf mit beiden Händen abschließend umspannt, „mach' mal die Augen auf, kleiner Mann. Du bist doch ein braver Junge!? Nicht wahr?"

„Jawoll," leuchtet es aus den himmelblauen Augen zwischen Verlegenheit und Begeisterung. „Und das hier ist das Stück Kreide."

„Ach, sieh mal," sagt der Kommissar durchaus anerkennend. „Das ist ja sehr günstig."

„Ja, und damit haben wir gestern abend — Fritz Kobler und ich — vor unserem Keller Himmel und Hölle gespielt."

„Sehr gut," lobt der Polizeimann so erfreut, als wäre durch dieses Spiel einer begabten Jugend ganz einwandfrei der wankende Staat gerettet worden. Na, und dann?"

„Ja, und dann habe ich Fritz Kobler angestoßen und habe ‚kiek' gesagt."

„Ausgezeichnet. Auf wen hast du denn ‚kiek' gesagt?"

„Auf den Mann da hinten in der blauen Bluse."

„Höre mal, du bist ja ein sehr interessanter Bursche. Aber ein so kluger Junge wie du, der wird doch nicht grundlos ‚kiek' sagen? Warum hast du dies also getan?"

Jetzt möchte der kleine Wahrheitsapostel gar zu gern den Kopf wenden, denn hinter ihm meldet sich ein höchst eigentümliches, ihm wohlbekanntes keuchendes und prasselndes Geräusch aus der Kehle seines Erzeugers. Allein die Finger des ehemaligen Rittmeisters wandeln sich immer fühlbarer zu einem Schraubstock, sie dulden weder die leiseste Abweichung nach rechts noch nach links. Daher kann der Barfüßler seine himmelblauen Augen nur noch begeisterter aufreißen und muß halb verängstigt und halb hingerissen von seiner eigenen Wichtigkeit in den Ruf ausbrechen: „Ich habe ‚kiek' gesagt, weil der Mann da in der blauen Bluse — sie nennen ihn bei uns im Keller immer ‚Zimt-Robert' — weil er dem Feldgrauen da ein Paket Würste unter den Arm geschoben hat."

Diese Bekundung wirkt außerordentlich vielgestaltig. Während nämlich Anna Znaim in der Haltung einer Komtesse sich anmutig ihre Zwirnhandschuhe aufstreift, leuchtet und blüht ihr aufgeworfener Mund, als möchte sie am liebsten dem Barfüßler einen Kuß aufdrücken, zugleich aber strahlt in ihren dunklen Teichaugen ein so unverhohlener Triumph, ein so offnes Vergnügen über das Mißgeschick der Gegenpartei, daß der Poet unbehaglich feststellen muß, wie hinter jener von goldenen Wellen umspülten Stirn ganz sicherlich eine kalte Lust am Unglück Gleichgeborener lauert. Seltsames Geschöpf! Und hat doch eben noch für den Halbmenschen auf dem Stuhl gesorgt und gezittert! Wie soll man sich solchen Widerspruch deuten?

Herr v. Telchow dagegen ist wie auf Zauberschlag in eitel Sonnenschein getaucht. Erst einen kosenden Blick für Diogenes und Buchfink, dann reibt er sich beglückt die Hände, um schließlich etwas vorgeneigt auf den in Mürrischkeit und Wut erstarrten Blusenträger einzutängeln: „Ach," lispelt er voller Zuvorkommenheit: „Welch angenehmer Zufall! Da haben wir also endlich doch einmal das Vergnügen, den Herrn Zimt-Robert bei uns zu sehen. Nachdem wir schon so lange vergebens nach näherer Bekanntschaft geschmachtet. Nun, die Freude ist dafür um so größer." Und dann straff aufgerichtet und mit der alten militärisch-knarrenden Kürze: „Der Mann bleibt natürlich in Gewahrsam. Auf die anderen, mit Ausnahme des Soldaten, lege ich vorläufig keinen Wert."

Und als die Goldblonde, schon innerhalb der Tür und über die Sicherheitssoldaten hinweg noch einen langen, schwer zu enträtselnden Blick nach dem ruhig vor sich hinhockenden Feldgrauen sendet, da fängt ihr begieriges Ohr auf, wie der Kommissar in das Tischtelephon hineinspricht: „Hier Abteilung von Telchow. Jawohl, ich selbst. Herr Präsident, ich höre, Herr Medizinalrat von Burgstaller ist noch bei Ihnen. Bitte, wollen Sie den Herrn Geheimrat gütigst veranlassen, sobald es ihm möglich ist, bei mir vorzusprechen. Jawohl — ich danke!"

Und die braune Tür schließt sich.

✡

Das dumpfe Rollen, das durch die steinernen Adern der Stadt schoß, wurde betäubend und atemraubend, sobald Anna Znaim die stillen Gänge des roten Hauses verließ, um nun von dem Geflute, dem Krachen und Gebrüll des weiten Platzes empfangen zu werden.

Einen Augenblick stockte die noch an die bedrückte Dumpfheit des abgesperrten Würfels Gewöhnte, und obwohl die Goldblonde im Innersten nach nichts eine solch' verzehrende Sehnsucht empfand, als nach Lust und Scherz, Wohlleben und Tanz — ach ja, besonders nach einem ewig sich wiegenden Reigen in den Armen eines Mannes — jetzt, wo sich das Ungeheuer kreischend und fauchend an ihr vorüberwälzte, da erschrak die ehemalige Dörflerin wieder einmal vor dem Schnauben des weitgeöffneten Rachens, und die durcheinanderrennenden Menschen, Maschinen und Tiere erschienen ihr wie ewig aufschäumende Geiferperlen, die der kochende Schlund auswarf und wieder verschlang.

Unschlüssig verweilte sie an dem weitgehöhlten Portal des Dienstgebäudes, setzte abermals zum Schreiten an und wußte zum Schluß selbst nicht, welch ein geheimnisvoller Wille sie zum Bleiben zwang.

Ein heftiger Zugwind pfiff aus der Höhlung, stäubte durch ihre dünnen Kleider und ließ ihren rosig-weißen Nacken erschauern. Langsam meldete sich auch das Nagen des Hungers, denn jetzt entsann sie sich erst, daß man ihr seit dem gestrigen Abend keinerlei Beköstigung mehr vorgesetzt habe. Und dennoch — blieb es nicht trotzdem verständiger, noch länger hier zu verharren, wo man sich doch wenigstens frei und unbeobachtet bewegen konnte, als sich um eines zweifelhaften Mittagessens willen von neuem den Wohltaten der Frau Rosse anzuvertrauen, da man ihr doch ohnehin schon so tief und aussichtslos verschuldet war? Und dann — hier erfrischte die herbstliche Luft, während man dort droben in der feucht-dunklen Kammer der Kartenlegerin untätig herumhockte, um von Tag zu Tag vergebens nach dem Glück auszuspähen, das die Sehnsüchtige doch schon einmal so empfindlich betrogen hatte.

Trotzig umspannte die Goldblonde ihren Schirm, und durch die blauen Gärten ihrer Augen stieß ein kalter, höhnischer Wind.

Manchmal bereitete es der Leichtgemuten ja doch eine vorüberfliehende Pein, daß durch das törichte Lauern auf vorbeischillernde Seifenblasen immer offenkundiger die Lust zu einer lohnenden Tätigkeit bei ihr erstarb. Wo blieb denn der Glanz oder die Pracht, die man ihrer Schönheit vorgeredet hatte? Ganz sicher, am Ende mußte man doch zu der verhaßten Abhängigkeit zurückkehren — oder aber man verfiel jenen dunklen, nur vorsichtig angedeuteten Plänen der Quartierwirtin, gegen deren letzte Ziele das eingeborene Freiheitsgefühl des in den Tag lebenden Geschöpfes sich ungebärdig wehrte.



Und das ranke Mädchen warf trotzig die Lippen auf, spannte die Glieder und schritt federnd und leichtfüßig vor dem Portal auf und nieder, so daß sie manchen Blick auf sich lenkte.

„Na, Frollein," prasselte plötzlich eine asthmatische Stimme dicht hinter ihr, und ein heulender Junge wurde gerade von seinem Erzeuger unter ein paar erziehlichen Backenstreichen an der Müßigen vorübergeschleift. „Na, Frollein," pustete der Kellerwirt Herr Wiberneit, indem er mit der Linken eine höhnisch ausschweifende Begrüßung versuchte. „Ick wollte Ihnen bloß benachrichtigen, daß Se von heite an Ihren Kaffee nich mehr bei mir zu trinken brauchen. Verstehn Se?"

„So? Warum denn nicht?" versetzte Anna hochmütig.

„Weil Se mir zu klug sind," erklärte Herr Wiberneit keuchend, wobei sein Käseantlitz giftiggrün anlief. „Und so kluge Leite fallen einem uff die Lunge. Verstehn Se? — Bengel," wandte er sich gereizt an seinen strampelnden Sprossen. „Soll ick for dir etwa noch en Benzinboot mieten? Na, komm du mir man nach Hause!"

Damit ging das Paar ohne weiter von der Goldblonden beachtet zu werden, in dem murmelnden Menschenbach unter, und Anna Znaim setzte ihren raschen, nervösen Gang vor dem Portal fort. Immer, so oft sie sich etwas weiter entfernte, blieb sie vor einem schmalbrüstigen Juweliergeschäft stehen und starrte durch die enge Scheibe auf Ringe, Ketten und Uhren, die dort auf ihrer schwarzen Samtpolsterung verführerische Strahlen gegen sie schossen. Dann bemächtigte sich der Zuschauerin eine Art Selbstvergessenheit: in ihrer zähen, hingegebenen Vorstellungskraft streifte sie sich die bunten Edelsteinreifen über die Finger, ohne Bedenken steckte sie sich eine dreigeteilte Smaragdbrosche vor die Brust, ja, sie betrachtete sogar ein winziges Brillantdiadem, das von einer Perle gekrönt wurde, als ihr unbestrittenes Eigentum und nestelte sich den Schmuck entzückt in ihr welliges Haar. Ein tiefer, rascher Atemzug der Befriedigung, des gesättigten Hungers stillte dabei ihre volle Brust, und doch glommen zugleich in ihren Augen die kalten Funken des Hasses und der Entrüstung, wenn sie durch das Spiegelbild in der Scheibe darüber belehrt wurde, wie ihr prunksüchtiger Wunsch noch immer unbelohnt auf der schmutzigen Straße schmachtete. In einem solchen Anfall des Zorns und der Mißgunst stieß ihr üppiger Mund unverständliche Verwünschungen aus, und hastig lief sie zurück, um ein paar Schritte entfernt ihre lüsterne Habsucht in einen Laden für Damenbekleidung zu schicken, mit dessen samtenen und seidenen Hüllen sie ungestüm ihre runden Schultern bewarf. Ja, dann stolzierte sie in einem neuen Anfall der Entrückung durch unwirkliche Säle und Schlösser, angetan mit einer schwarzsamtenen Robe, hinter der sie deutlich die silberbestickte Schleppe rauschen hörte. Horch, hämmerte nicht ganz widerspruchsvoll die automatisch stampfende Musik eines Tanzbodens dazwischen? Und ihre heißen Glieder spürten, wie sie von derben Fäusten umschlungen und fortgerissen wurde. Ja, ja, das war unausschöpfliche Wonne, tanzen dürfen, tanzen durch alle Wollüste, bis die häßliche, schweißtriefende Erde unter den schwebenden Füßen verschwand.

Dies alles durchglühte die Goldblonde undeutlich, schattenhaft, ohne daß sie die Einzelheiten ihres erträumten Genusses hätte in Worte kleiden können, und doch verwirrte schon die vorgetäuschte Abspiegelung solcher Seligkeiten so von Grund aus, daß die Betörte sich wild und begierig in die nächsten Gassen zu stürzen beschloß, überzeugt, ein paar jener rotbäckigen Paradiesäpfel müßten ihr sicher irgendwo entgegenrollen.

Nur ein paar, nur ein einziger.

Irgendwo, irgendwie mußte ihr ja das Glück begegnen und den Zylinder vor ihr ziehen und sprechen: „Anna, du goldene Prinzessin, ich suche dich schon so lange, nun komm." Und dann würde das Glück ihr den Arm bieten, um mit ihr zuvörderst einmal im Auto ins Gloriosshotel zum Diner zu fahren. Denn im Gloriosshotel, hatte sie erzählen hören, speise man von silbernen Platten. Und dies war wohl das Höchste, was man erreichen konnte.

Eben strich sie sich eine Strähne aus dem glühenden Gesicht, um nun endlich doch einmal die Fahrt in das abenteuerliche Land zu beginnen, da wurde sie gerade vor dem Portal des Dienstgebäudes von einer schneidenden Zugluft angeweht, so daß ihre Kleider einen Moment rüttelnd und raschelnd um die straffen Schenkel schwirrten. Sofort waren alle prunkenden Bilder von ihrer Seele fortgelöscht, als wäre eine Faust mit einem eiskalten Schwamm darüber gefahren, ihre kühlen blauen Augen öffneten sich erbittert für die mitleidlos vorbeirasende Wirklichkeit, und ihr Blick fahndete aufmerksam, gleichsam einhakend nach einer Gestalt, die zerschlottert und gebückt eben aus der Höhlung in den Lärm und das Gewimmel des Tages hinausschlich. Richtig, das war der Zerlumpte, der infolge seines hoffnungslosen Elends noch tief, tief unter ihr zu rechnen war. Und Anna freute sich, daß sie doch immerhin noch auf einen im Abgrund Zerschmetterten hinabschauen konnte. Nein, es blieb wohl ein törichter, ganz unmöglicher Spuk, sie, die schöne Glückslüsterne, sollte hier auf einen solchen Gossenauswurf gewartet haben? Indessen während Anna Znaim dies noch erwog, trotzte sie bereits dem ihr entgegentreibenden Strom, damit sie die Spur dieses zerbrochenen Menschenscherbens auf keinen Fall wieder verlöre. Was sie dazu bestimmte, war sicher nichts, als ihre alte nie ermattende Neugier, denn es spannte sie, wie der graue ausgemergelte Eckensteher zu so feinen, schmalen Hüften käme, deren biegsames Spiel sich selbst jetzt noch in den matten Gelenken keineswegs verleugnete. Und dann das wie aus Elfenbein geschnitzte Antlitz des Landstreichers. Und die nachdenklichen Augen unter der hohen, harten, zergrübelten Stirn. Sicherlich, dies alles verhieß einen Absturz aus einstmals gesicherten Schichten, und die Goldblonde lief begierig hinter dem zögernd und planlos dahintrottenden Feldgrauen her. (Fortsetzung folgt.)

Gedanken und Einfälle

Stecknadeln und Gerechtigkeit auf der Erde zu suchen, ist eine mühevolle Sache, und wer wirklich eine davon findet, hat alle Ursache sich glücklich zu preisen. — Karl J. Nettenbach.

*

Jedes Lehrgeld, das wir bezahlen, ist das vorletzte.

Die wesentliche Wirkung eines Menschen geht immer von seinem Wesen aus und nicht von seinen Worten. — Max Hayek.

*

Man kann die Welt nicht ändern, wohl aber seine Ansicht über sie. — Karl J. Nettenbach.

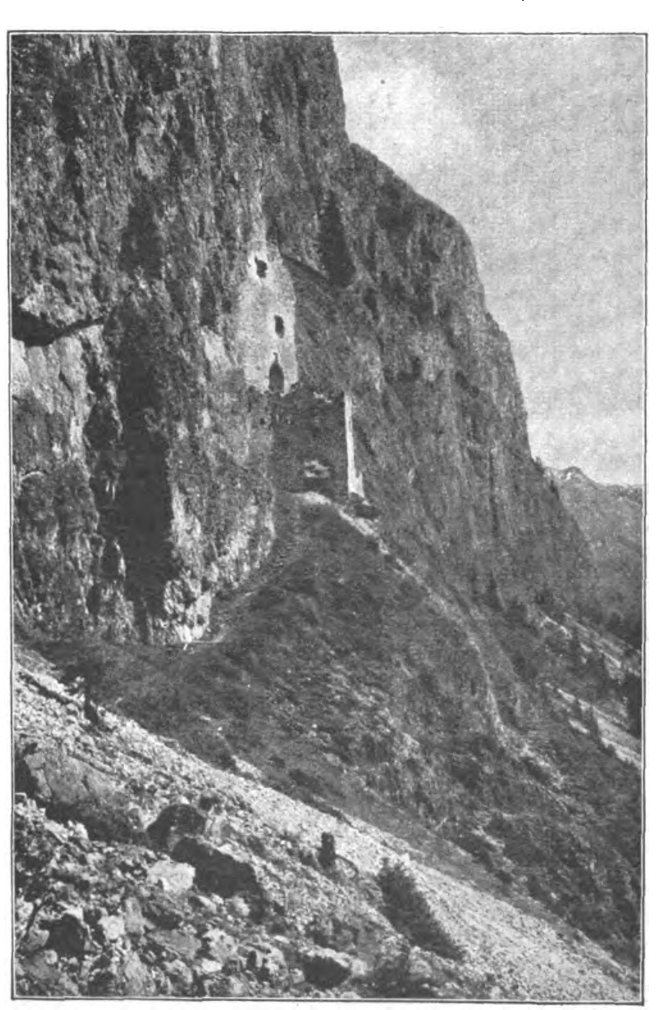
Der wilde Minnesänger

Von Carry Brachvogel

Wenn wir das Wort „Minnesänger" hören, so denken wir unwillkürlich an etwas Zuckersüßes, das im Samtwams, mit Laute, Harfe oder Fiedel unter den Fenstern seiner Dame steht und sie im Liede anschmachtet, soferne er sich nicht gerade, wie Herr Ulrich von Liechtenstein, einer unappetitlichen Beschäftigung hingibt und das Waschwasser seiner Schönen trinkt ... Oder auch fällt uns Wolfram von Eschenbach ein, so wie wir ihn aus „Tannhäuser" kennen, dieser brave Hausdichter der Wartburg, der beflissen alles ansingt, was sich in ihrem Bereiche nur ansingen läßt, und der mit seiner Biederkeit sogar der frommen Prinzessin Elisabeth auf die Nerven fällt. Tannhäuser selbst dagegen will uns nicht recht in die Rubrik „Minnesänger" passen, und doch gab es einmal einen, der ihm an Temperament, Verwegenheit und Liebeslust nicht nachstand, einen, der feurig war wie der Wein seiner heimatlichen Rebengelände, stolz und freiheitsliebend wie sein Volk alle Zeit gewesen ist, und abenteuerlustig wie sein ganzes Jahrhundert ...

Dieser wilde Minnesänger hieß Oswald von Wolkenstein und war im Jahre 1367 als der zweite Sohn des Herrn Friedrich von Wolkenstein auf der Trostburg im Eisacktal geboren. Die Wolkensteiner waren begütert an Burgen und Besitz, wären aber keine richtigen Edelleute des Mittelalters gewesen, wenn sie nicht seit vielen Jahren einen langwierigen Erbschaftsprozeß mit einer anderen vornehmen Sippe, der Familie Jäger von Tisens, geführt hätten, einen Prozeß, der sich um die Burg Hauenstein drehte, die dereinst Oswald zufallen sollte.

Die Erziehung der drei jungen Wolkensteiner war ebenso einfach wie wirksam. Für Partikularismus war in all diesen tirolischen Adelsschlössern, in denen man von Reichsunmittelbarkeit träumte, kein Raum; der Landesfürst, „der als Schuldner in den Rechenbüchern des Hauses stand", genoß nur geringe Achtung, während man überall und so auch auf der Trostburg für den Kaiser schwärmte. Die jungen Wolkensteiner sahen im Rittersaal ihres Schlosses die Bilder der deutschen Kaiser und mußten jeden Morgen die Landesfreiheiten aufsagen, die dem Lande Tirol und ihren Ahnen von Kaisern und Königen verliehen worden waren. Man kann sich denken, wie eine solche Erziehung auf kraftvolle Jungen, von denen der eine obendrein eine Dichterphantasie besaß, wirken mußte, und wer sich's nicht vorstellen kann, mag es aus der Tatsache entnehmen, daß der geistliche Präzeptor der Knaben, ein einäugiger, hinkender Herr, nächtens von der Trostburg entfloh, weil er mit den Wolkensteinischen Rangen nicht mehr fertig werden konnte. Dieser Erzieher, der vor seinen unbotmäßigen Zöglingen heimlich die Flucht ergreift, ist ein vergnügliches, kulturgeschichtliches Schattenbild, das dartut, daß auch in der „guten, alten Zeit" die Kinder nicht immer so musterhaft waren, wie wir es uns gerne einbilden ... Die guten Beispiele, die er gegeben, hatten offenbar wenig gefruchtet, sein schlechtes dagegen fand einen begeisterten Nachahmer in dem jungen Oswald, der mit zehn Jahren seinen Eltern davonlief, um sich zunächst einem Zuge gegen die heidnischen Preußen anzuschließen, und der allmählich in der ganzen Welt umherkam.

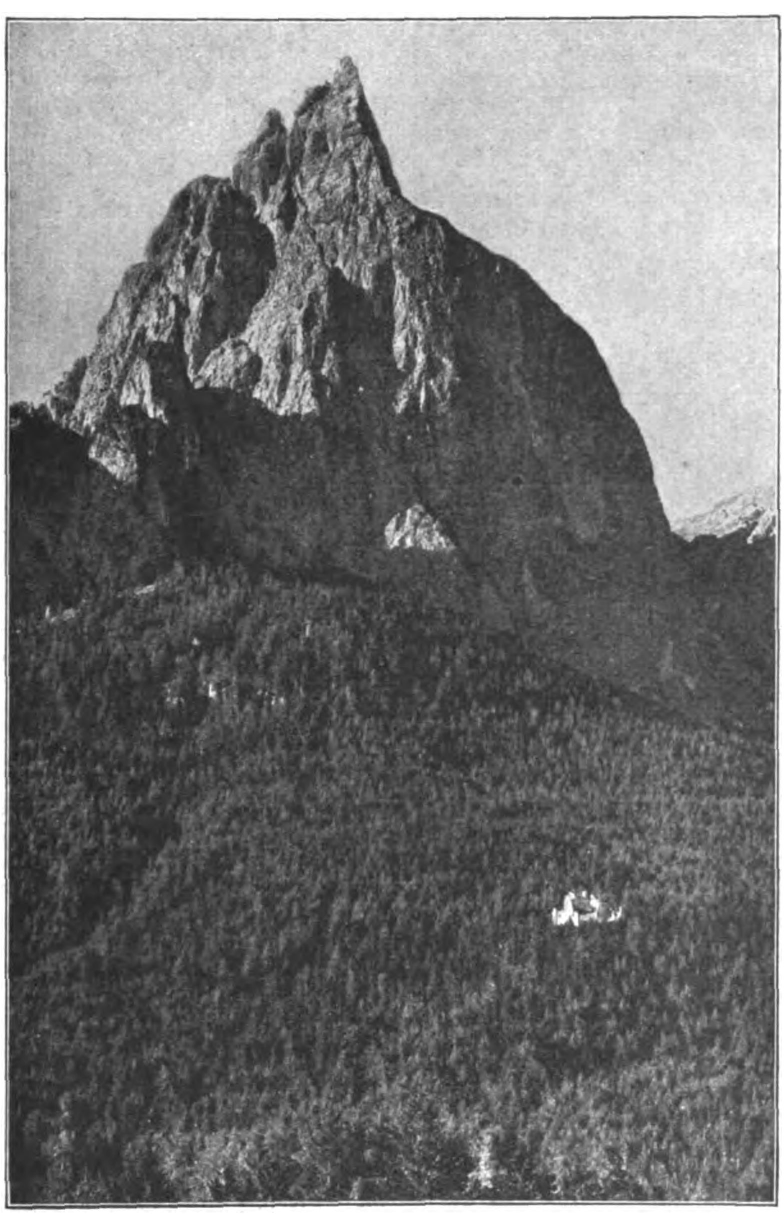


Ruine Wolkenstein in der Nähe des Grödner Jochs.
Nach einer künstlerischen Aufnahme von Ferdinand Gugler, Bozen.

„Es hatte sich gefügt, zehn Jahre war ich alt, — Daß ich entschlossen war, zu sehn der Welt Gestalt. — Seitdem hab' ich bewohnt viel Winkel heiß und kalt, — Im Elend unter Christen, Griechen, Heiden. — Im Sack drei Pfennige, dazu ein Stücklein Brot, — Das war mein Reisegeld von Haus für alle Not. — Durch Freund und Feinde hab' ich manchen Tropfen rot — Vergossen, seit ich mich gewandt zum Scheiden. — Als Bot' und Koch ich nicht zu hoch, — Zu gut nicht war, — Und grade recht zum Pferdeknecht. — In niederer Schar — Am Ruder sah mich Candia. — Von Widderhaar — Ein Kittel mußte mich am Festtag kleiden."

Man kann sich's ausmalen, was der unternehmende, kluge und phantasievolle Junge auf diesen jahrelangen Reisen durch die Welt sah, hörte, erlebte und

lernte. Da er als junger Mann in seine Heimat zurückkehrte, durfte er sich rühmen, zehn Sprachen und vier Instrumente zu beherrschen, die Freundschaft des Kaisers Sigismund gewonnen zu haben und obendrein noch Tenor zu singen, worauf er besonders stolz war. Als richtiger Tiroler, der bei aller Phantasterei immerfort mit beiden Füßen fest auf der Erde stand, wußte er natürlich auch in der Landwirtschaft genau Bescheid, hatte sich schon als kleiner Bub gern in den Ställen und beim Gesinde seines Vaters umhergetrieben und konnte überall selber Hand anlegen. Äußerlich scheint er dagegen nicht besonders reizvoll gewesen zu sein, war untersetzt von Gestalt, hatte schon als Kind durch einen Bolzenschuß ein Auge verloren und war mit fünfundzwanzig Jahren schlohweiß von Haar und Bart, wie die meisten Minnesänger gewesen sein sollen, was Beda Weber, Oswalds Biograph, zu der dezenten Erklärung veranlaßt: „es galt als Probe eines besonders liebefähigen Herzens“. (Na ja!) Fünfzehn Jahre lang war Oswald abwesend gewesen, aber in all der Zeit dauerte der Streit mit den Jägerschen fort, und um ihn zu beenden, hatten die tirolischen Montechi und Capuletti beschlossen, den jungen, durchaus unhübschen Oswald mit der ebenfalls jungen, aber sehr hübschen Sabine Jäger zu verheiraten. Ganz wie in „Romeo und Julia“ verliebten sich die beiden ineinander, und Sabine erwog nicht, daß ein sittsames Edelfräulein zuvörderst an den Ehering und dann erst an die Liebe denken soll. Wer aber nun meint, eine tirolische Gretchentragödie müsse folgen, befindet sich im Irrtum. Ganz im Gegenteil waren die Rollen vertauscht: der Mann blieb der Genarrte, denn je leidenschaftlicher Oswald auf die Heirat drang, um so erfinderischer wurde Fräulein Sabine in Ausflüchten, bis sie ihm schließlich sagte, daß er nur durch eine Pilgerfahrt ins Heilige Land ihre Hand erringen könne. Diese Zumutung war naiv, naiver aber noch der ritterliche Mann, der allen Ernstes glaubte, daß man sich den Besitz einer zögernden Braut sichert, indem man sie jahrelang allein sitzen läßt. Er begab sich also unverzüglich auf die Fahrt und kam nach drei Jahren gerade zur rechten Zeit zurück, um seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken und zu vernehmen, daß Fräulein Sabine sich weidlich über ihren Pilgersmann lustig gemacht und einen ältlichen, reichen Herrn aus Hall, namens Hausmann, geheiratet habe.



Die Ruine Hauenstein am Schlern in Südtirol, einst das Streitobjekt des wilden Minnesängers Oswald von Wolkenstein. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Ferdinand Gugler in Bozen.

Der Schlag schien vernichtend und Oswald gebrochen, aber er wäre kein richtiger, stämmiger Tiroler gewesen, wenn er nicht dem gesunden Sprichwort seines Landes gehuldigt hätte: „Eine andere Mutter hat auch ein liebes Kind.“ So schildert er denn recht anschaulich in seinem Gedicht „Nachtszene“, wie er sich in Gesellschaft des jungen Herzogs Friederich von Österreich (der nachmals „Friedel mit der leeren Tasche“ hieß) in Schänken umhertrieb, zechte, bis Friedel, der offenbar nicht so viel vertrug wie Oswald, sternhagelbetrunken unter dem Tische lag, sofern sich beide nicht gerade für das weibliche Dienstpersonal der Herberge interessierten ... Ja, so ging es, solange der Herzog die Verwaltung der Grafschaft Tirol mit seinen Brüdern teilen mußte, als er aber zur Alleinherrschaft gelangte, vollzog sich in ihm die Wandlung, die sich in Shakespeares jungem Heinz vollzieht. Nun war er ein Fürst, ein richtiger Fürst, der die Auflehnung der Adelsgeschlechter nicht dulden wollte, und so standen sich die einstigen Saufkumpane bald als Feinde gegenüber. Mißvergnügt über die tirolischen Zustände und von Unrast getrieben, wollte Oswald in den Krieg gegen die Mauren ziehen, verliebte sich jedoch auf seiner Reise durch Bayern in die schöne Margarete von Schwangau, die nahezu dreißig Jahre jünger war als er und ihm dennoch ihr Jawort gab, gleichviel ob aus schwärmerischer Liebe oder nach dem Wunsch ihres Vaters. Aber auch diese schöne Blondine vermochte nicht, ihn von seinen Kriegs- und Friedensabenteuern zurückzuhalten, und so folgten erst nach drei Jahren Hochzeit, Honigmonde und

Flitterjahre, denen neben leiblichem Nachwuchs auch der schöne Gedichtzyklus „Das auserwählte M" entsprang. (Wer sich in sein Dichten vertiefen will, der lese das in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 2839/40 erschienene, von L. Passarge herausgegebene Bändchen Dichtungen Oswalds von Wolkenstein.) Bald aber brachen die großen Kämpfe zwischen dem tirolischen Adel und dem Herzog los, und man kann sich wohl vorstellen, daß Oswald nicht umsonst in Kindheitstagen jeden Morgen die tirolischen Freiheiten hatte aufsagen müssen. Mit seinem flammenden Temperament war er die Seele des Aufruhrs, focht jedoch nebenbei immer noch seinen Erbstreit um Hauenstein, in den nun der Teufel persönlich eingriff und zwar in Gestalt der Frau Sabine Hausmann. Sie hatte ihren ältlichen Eheherrn schon begraben, tändelte just mit Herzog Friedel, machte seine Feindschaft zu der ihrigen und sandte darum heimtückische Botschaft an Herrn Oswald, daß er die leidige Erbschaftsangelegenheit gütlich mit ihr besprechen möchte. Oswald, dem nach seinem eigenen Geständnis kein Weib je hatte sein können, was Sabine ihm gewesen, und der obendrein die Phantasie eines Dichters besaß, meinte, auch in Sabine lohe die alte Liebe auf, und so verließ er Weib und Kind. Frau Sabine aber war nicht auf Liebe gestimmt; nicht mit Rosen band sie ihn, sondern mit Eisen, und statt in die Gärten der Venus kam er in den Kerker.

„Wenn ich von Sorgen ward ein Greis,
Und nach dem Schaden klug und weis',
So dank' ich's meiner Liebsten Preis,
Den sie mir zugemessen.
Daß ihr zulieb ich lang genug
Ein Kettelein von Golde trug,
Geheim am Arm, verborgen klug,
Das hat sie ganz vergessen.
Zur Kenntnis der Verschiedenheit,
Und ihrer Liebenswürdigkeit,
Ein Eisen von dreifingerbreit,
Hat seinen Platz besessen."

Zwei Jahre lang hielt ihn Sabine zugunsten ihres neuen Freundes, des Herzogs, gefangen, und als es Oswalds Bruder endlich gelang, ihn zu befreien, war der Minnesänger vierundfünfzig Jahre alt geworden und durch die schweren Eisenbänder ein hinkender Mann. Doch immer noch war er Flamme, wollte er ein Streiter sein und abermals nach Spanien ziehen, wurde aber, da er dringend des Aufruhrs verdächtig schien, zum zweiten Male gefangengesetzt, diesmal vom Herzog, bis endlich 1427 Friede zwischen ihm und Friedel geschlossen und Hauenstein Oswald zugesprochen wurde. In den Friedensbedingungen verpflichtete er sich auch, den Feldzug gegen die Hussiten mitzumachen, eine Bedingung, die dem Kampflustigen sicher nur angenehm war, denn trotz seiner sechzig Jahre machte er nicht nur diesen Krieg mit, sondern auch noch einen gegen die Türken, bis er endlich im Jahr 1434 müde, alt und innerlich gewandelt zu seiner treuen Margarete zurückkehrte.

Oswald von Wolkenstein hatte nun wirklich alles hinter sich und konnte daher ganz so tugendlich und abgeklärt werden, wie galante Herrschaften beiderlei Geschlechts es zu allen Zeiten mit zunehmenden Jahren gerne geworden sind ... Er beweinte die Irrtümer seines Lebens, dichtete Marienlieder und starb gottselig im Jahr 1445 auf Schloß Hauenstein, um das er so lange gekämpft hatte. Sein Geschlecht blüht heute noch in den Grafen von Wolkenstein, in der Reihe der Minnesänger aber gilt er als der letzte, und darum mutet die Sage, daß auf Hauenstein immer noch nächtens der Klang seiner Harfe ertöne, wie ein schönes Symbol an. Aber trotzdem kann man froh sein, daß sein Geist nur in der Sage und nicht in Wirklichkeit umgeht, daß der stolze, freiheitstrunkene Mann, der keinem anderen als Deutschlands Kaiser gehorchen wollte, nicht sehen muß, was seinem geliebten Lande Tirol geschehen ist ...

Die Kette der Not * Novelle von Heinrich Leis

Etwas mußte geschehen, daß ein Ende werde mit Schwanken und Grübeln, ewiger Qual in Entschlußlosigkeit. Johannes trug starken und sicheren Glauben seiner Liebe. Was konnte ein Opfer gelten, gemessen am Glück der Erfüllung, untrennlichen Miteinanderlebens?

Er sagte zu Mathilde, die mit glänzend-großen und fröhlichen Augen zu ihm aufsah: „Wir fliehen. Du wirst deine Freiheit wiederhaben nach dem unwürdigen Zwang verhaßter Ehe. Ich vernichte die Zukunftspläne allzu geschäftssinniger Klugheit meines Vaters. Er mag mich enterben, mich verfluchen, gleichviel."

Sie erzitterte in einem kleinen Bangen: „Die Not wird mit uns gehen. Wir sind arm, wir nehmen nichts mit als unsere Liebe, du und ich."

Und er, aufglühend: „So sind wir reich. Wozu braucht es mehr? Ich habe Arme zur Arbeit. Die Tage sollen fruchtbar werden, die Nächte mir neue Kraft geben und neuen Mut an deiner Brust."

Sie lächelte, ihre Miene klärte sich wie heller Himmel hinter fortwehendem Gewölk. Zündende Flamme seines Glaubens sprang auf sie über: „Du hast recht. Wo Glück ist, gibt es nicht Not. Wo Glück, ist Kraft. Liebe hat überall Heimat. Der Wille zum Leben schafft neues Geschick."

Und da sie zu verabredeter Stunde mit dem spärlichen Gepäck ihrer Habe sich getroffen, fuhren sie dem Ungewissen entgegen, von dem sie nur das eine wußten, die Geborgenheit ineinander. Doch, was immer geschah, was tat es, da zwei Seelen sich zusammenfügten zur Schutzwehr gegen alles Fremde und Feindliche des Schicksals und der Not? Wie auf einer Ferienfahrt sorglos, sahen sie mit stiller und ruhsamer Freude die wechselnde Nähe an den Zugfenstern vorbeistreifen, sommerliche Felder, Waldgehege, kleine Dörfer zwischen Hang und Halde und weitverzweigte Adern städtischer Straßenfluchten. Überall war Leben, Schaffen, frohes Zusammengehören und kämpfendes Glück. Überall mochte Schicksal sich formen aus der Kraft tatbereiter Erwartung.

Johannes jubelte in den Tag: „Das Fremde, auch wenn wir es nicht kennen, muß uns freundlich sein. Die Not zu bezwingen, unseren Glauben haben wir mit uns."

In einer kleinen Stadt, abseits der Reisestraße, nahmen sie Wohnung, und Johannes, nach kurzem Bemühen, fand Beschäftigung und Verdienst. Es wurde ein kärgliches Haushalten, doch von Zufriedenheit durchwärmt und verklärt, indem sich das Beglückende, Überströmende des Gefühls durch die Freude gemeinsam getragenen Opfers noch erhöhte. Dieser Reiz des Neuen und Ersehnten aber verblich in der Gleichförmigkeit und Enge kleinbürger-

lichen Lebens, das versagte Zerstreuung, Geselligkeit, Schmuck und Glanz nur um so heftiger begehren ließ. Die Tage spannen sich fort, unendlich abgerollt eine Kette der gleichen Plagen, Mühen und Besorgnisse. Und langsam wuchsen Zweifel auf, grämlich verdüsternd. Das Leben, wie wir es führen, grübelte Johannes, ist erträglich, solange uns die Kraft des Ausharrens bleibt. Aber wenn Ermatten käme oder Krankheit vielleicht, woher sollte Hilfe werden in schlimmerer Not? Muß sich nicht auch unsere Liebe aufzehren, alle Freudigkeit und aller Lebensmut sich abnützen in Zwang, Plage und Verdrossenheit des ewig gleichen Einerlei von Sorgen?

Und Mathilde, in empfindsamer Seele seine Gefühle widerspiegelnd, dachte bei sich: Er hat mich geliebt, da er mich zu gemeinsamer Flucht beredete. Auch heute liebt er mich noch. Was aber wird morgen sein und später? Irgendwann wird er mir entgleiten. Wir sind die Armut nicht gewohnt, nicht er, nicht ich. Mählich wird in kleiner Verstimmung das Gefühl seine Innigkeit verlieren. Die Wirklichkeit spielt anders als der Gedanke. Wenn Entbehrung meine Schönheit hat glanzlos werden lassen, wenn mein Körper den Reiz der Gepflegtheit verlor, wird er mich als eine Last nehmen und mich hassen, daß er um meinetwillen seine Zukunft preisgab und sein Glück.



Zeichnung von Sascha Kronburg.

Nun erst, da sie vor der Sorge die Augen öffneten, kam ihnen beiden stärker und eindringlicher das Bewußtsein der Enge und der Not. Es wollte ein Gedanke eingehen von Reue nach übereiltem Entschluß. Johannes zuweilen kehrte des Abends heim, mißlaunisch und verärgert, müde der Hetze des Verdienens, unzufrieden der geringen Stellung, des spärlichen Gehalts, die ihn gleichermaßen seiner Kraft, seines Fleißes, seiner Kenntnisse unwürdig dünkten. Er wußte: Wenn er Mathilde aufgab, in das Haus seines Vaters zurückkehrte, ließe alles sich ausgleichen und vergessen. Doch sein Stolz wehrte ab.

„Nimmer will ich heimkommen als Bittender und Büßender. Das Schicksal, das ich begann, muß ich erfüllen. Sie hat sich mir vertraut, sie soll mir nicht vorwerfen, daß meiner Liebe der Mut fehlte, das Opfer der Not zu tragen.“ Und Mathilde gegenüber, die mit Zärtlichkeit und sorgender Güte selbst geheime Gedankenschuld grüblerischer Tage gutmachen wollte, fühlte er versöhnlich die beglückende Innigkeit des Verstehens wieder aufleben, um dann mit dem neuen Morgen in den Sturm der Zweifel und Ärgernisse zurückgestrudelt zu werden.

Auch Mathilde rang um ihre Liebe, deren Preis ihr plötzlich höher scheinen wollte als der Wert des Glücks. Sie selbst beschuldigte sich, als die Erfahrenere, Johannes nicht von der Ungewißheit des Abenteuers zurückgehalten zu haben. Und doch, grübelte sie, irgend etwas in mir war so stark, daß es alle Besorgnisse der Zukunft gering achten ließ; daß es mich ganz erfüllte, Willen und Handeln lenkte und keinen Raum gab für Zweifel oder Furcht. War das die Liebe, die wir nur einmal erleben? Und wenn es die Liebe war, warum besteht sie nicht die Prüfung der Not? Eines Abends aber, bei einem Feste, das die Geschäftsfreunde ihres Geliebten vereinigte, fühlte sie, von vielfältiger Huldigung umgirrt und umworben, die alte, unverminderte Macht ihrer Schönheit. Im Bewundern und Verlangen fremder Blicke wuchs ihr Mut zugleich mit ihrem Stolz. Noch bin ich schön, noch begehrt man mich. Wollte Johannes mich verlassen, andere wären bereit, mich aufzunehmen. Aber auch er muß mich lieben. Will seine Neigung schwächer werden oder erlöschen, ich entzünde sie neu an der Flamme von Bewunderung der anderen.

Nun, da wieder die Enge des Alltags bedrückend und verdüsternd über sie kam, drängte sie mit schmeichlerischer Bitte zur Teilnahme an Festen und geselligem Beisammensein, das ihre Kunst verführerischer Anmut erproben konnte; ebenso zäh beharrlich in ihrem Wunsche wechselnd bunter Zerstreuung, wie sie ehemals ihr ganzes Sein in dem engen Raum der Häuslichkeit beschlossen hielt.

Johannes faßte dunklen Argwohn. Sie ist meiner müde. Wie einst beginnt sie wieder das gleiche Spiel der Laune. Damals mußte ich an ihre Liebe glauben und an ihre Schuldlosigkeit. Heute steht ein Anderer, Gleichgültiger an meinem Platz, wie ich selber am Platz jenes Anderen stehe, dem ich sie nahm. Auch ich war ihr nur ein Abenteuer und ein flüchtiges Erlebnis. Durch Fürsprache eines Gönners erhoffte er in jenen Tagen Änderung und Besserung seines Schicksals. Er dachte bei sich: Solange wir in der Not leben, harre ich aus. Wenn uns eine bessere Zeit kommt, endet Verpflichtung und Verhängnis. Durch eigene Kraft emporgehoben, bin ich frei.

Er sah in Mathildes Augen das Leuchten einer unbegriffenen Sehnsucht. Ein stiller Triumph erfüllte sie. Mathilde hatte den Brief eines Fremden erhalten, der nach kurzer Begegnung zu hitziger Leidenschaft entflammt, von seiner Liebe, seinen Plänen schrieb, ihr Hand und Vermögen bot. „Befreien Sie sich aus der Enge, die Ihrer unwürdig ist. Was immer Ihre Wünsche sein mögen, ich habe Willen und Mittel, sie zu erfüllen. Ich bin unabhängig und reich. Wir werden reisen, die Welt steht offen. Wir werden fremde Städte sehen und die buntschillernde Pracht des Lebens oder ein kleines, verschwiegenes Landhaus bewohnen, mit unserer Liebe allein, wie immer Sie wählen. Und Ihr Glück wird auch meines, weil ich Sie liebe.“

Johannes forschte: „Du liebst mich nicht mehr?“

Mathilde: „Weiß ich es selbst? Und du? Liebst du mich noch? Oft habe ich empfunden: Ich bin dir Hemmnis und Zwang. Du könntest glücklicher sein, wenn du mich aufgibst. Allein dein Stolz hält dich an mich gebunden.“

„Vielleicht mein Stolz, vielleicht mehr: mein Herz oder die Not, die wir gemeinsam auf uns nahmen.“

Mathilde, verstehend: „Ich fühle wohl: solange die Not währt, wirst du mich halten. Aber ich will kein Opfer. Du bist frei wie ich.“

Johannes, sehr düster, antwortete: „Ich habe auch dieses erwartet. Ich halte dich nicht. Du hast mit mir die Not getragen, und Not hat dich mir vereint. Doch da du gehen magst, sei frei!“

Sie blieb schweigend. Und als er gegangen, flatterte ein kleines Lächeln auf, sie zerriß den Brief mit nachlässiger und gedankenloser Gebärde. „Was immer geschehen mag, hier ist kein Weg. Wenn die Liebe selbst mir das Glück der Erfüllung schuldig blieb, was soll der Schein eines Glücks, dem die Liebe fehlt?“

Kurze Zeit darauf befand sich Johannes in neuer Stellung. Nach Verdrießlichkeit ungelohnter, widerwilliger Arbeit kam ein fröhlicher Schaffensdrang, nun er sich einer großen, würdigen Aufgabe gegenüber sah. Nun mußte es ein Aufwärts geben, empor aus Niederungen der Sorgen, Zweifel und hetzenden Gedanken. Neue Tage grauten heran, aus trübem Dunst tauchte heller und freier der Sonnenglaube der Zukunft. Die Einkünfte würden steigen, kluge Berechnung mehrte das Vermögen. Aus der kleinen Wohnung würde man übersiedeln in ein schmuckeres, schöneres Heim, langentbehrten Luxus, die Bequemlichkeit wohlhabender Fülle mählich wieder um sich schaffen. Was aber geschah mit Mathilde? Insgeheim ging das Grübeln fort. Sollte nun sich scheiden, was erst der Glaube an Liebe, dann die Kette der Not zusammengefügt? Oder sollte die Gewohnheit des Beisammenseins unverändert auch durch das neue Leben währen? Konnte die Liebe neu erblühen in der Aussicht besseren, freundlicheren Schicksals? Oder, wo nicht, wie ließe sich das Wort finden, das Verworrene zu klären, wie aus dem Zwiespalt der Gefühle das Rechte suchen und der Weg zum Glück? Ehe noch Johannes einen Entschluß gewonnen, verließ Mathilde sein Haus. Er fand von ihr einen Brief.

„Ich wollte Dich nicht mehr sprechen, ehe ich fortging,“ schrieb sie. „Vielleicht hättest Du versucht, mich zurückzuhalten. Aber wir wollen ehrlich miteinander sein. Ich weiß wohl, Du fühlst wie ich, daß wir uns trennen müssen, soll freiwillige Gemeinschaft, die uns Glück verhieß, nicht Zwang und Verdruß werden. Wir beide harrten aus, solange es galt, das Opfer der Not füreinander zu tragen. Und weil Du stark genug warest, mich zu halten, mußte ich den Mut haben, bei Dir zu bleiben, da Du kämpftest — um meinetwillen. Nun bist Du frei, denn, was Du verloren, hast Du Dir neu errungen. Du wirst ein neues Glück finden, besseres, als ich Dir geben könnte, denn kein rechtes Glück ist ohne Liebe. Wohin mein Weg führen wird, weiß ich nicht. Aber ich fühle: Für Dich wie für mich ist ein neues Schicksal bereit, das wir auf uns nehmen wollen in freier Entscheidung.“

Johannes überlegte: Sie hat wohl recht. Die Kette, die uns verband, ist zerrissen. Es muß ein neues Schicksal werden, neues Geschehen mit dem neuen Tag. Ungewiß dämmert das Morgen. Viele Wege kreuzen durcheinander. Wo ist Irrung, wo rechte Bahn? Daß wir uns fanden, füreinander lebten und entbehrten, war Irrung vielleicht. Trennung öffnet den Weg für anderes, besseres Glück. Wohin treibt dies alles? — Ein kleiner Schmerz zuckte auf: Mußte es denn sein? Und Johannes erschrak vor der Einsamkeit.

Er riß alle Gedanken zusammen zu seiner Arbeit. Aus flüchtigen Einfällen wirkte er Pläne, Entschlüsse. Ein unklares, quälendes Gefühl der Leere zu ertöten, überhäufte er sich mit doppelter Last ruhelosen Schaffens, hetzte sich in die Unsicherheit ewig neuer und gefährlicher Unternehmungen. Rascher Entschluß, scharfes und unermüdliches Wagen brachten Gewinn, aber er blieb freudlos im Erfolg. Nutzlos schien ihm, was immer er tat. Schaffen, Wirken, Vollbringen, wozu? Kein Zufriedensein scheuchte die Leere. Heimliche Sehnsucht schweifte zurück zur Enge gemeinsamen Duldens und Entbehrens. Die altvertrauten Räume waren fremd geworden. Zuweilen im Dunkel meinte Johannes auf knirschender Diele Mathildes Schritt zu hören, es verlangte ihn nach ihrer Stimme, ihrem leisen, verschleierten Lachen. Er träumte: Ihr Mund, ihr Haar, ihr stolzes und zärtliches Herz. Ob sie noch in der Stadt sein mag, grübelte er. Aus dem Gedanken wurde ein Wunsch: Ich möchte ihr schreiben. Sie sollte zurückkommen. Und dann, mit einem Lachen sich zurückreißend: „Es ist die Gewohnheit, die zu entbehren schmerzt. Noch eine Zeit, und es wird Gewohnheit sein, ohne sie zu leben.“

Eines Abends heimkommend, fand er Mathilde vor der Tür. Er stand bestürzt, zwischen Wunsch und Zweifel.

Sie hob die Arme ihm entgegen: „Ich komme wieder. Willst du mich noch?“

Er blieb unbeweglich, mit leerem Gesicht, doch im Herzen eine dunkle Regung von Freude.

Mathilde sagte: „Erst da ich dich verlassen, empfand ich, wie sehr ich dich liebte.“ Und als Johannes noch schwieg: „Ich habe mich geprüft. Ich irrte wohl, da ich glaubte, daß die Kette zwischen uns zerrissen sei. Auch da die Not überwunden, blieb die Erinnerung gemeinsamen Lebens. Erinnern aber schmiedete eine neue Kette, stärker und fester als die Kette der Not. Laß mich bei dir bleiben, und ist es nur, für dich zu sorgen, dich zu lieben: bis auch ich einmal deiner Liebe wieder wert bin.“

Er faßte ihre Hände. „Die Zimmer sind mir leer geworden, da du gingest, denn nur durch dich waren sie mir Heim. Alles blieb unverändert, als wolle es dich erwarten. Nun du wiederkamst, ist mir, du wärest nie fortgewesen.“

Und Mathilde, mit scheuer Frage: „Du vergibst mir meinen Kleinmut, meinen Zweifel? Konnte ich denn wissen, daß du mich noch liebtest? Ich hätte es wohl fühlen müssen.“

„Wußte ich selbst darum? Du führtest ins Leben nur, was ich gedacht. Es mußte eine Prüfung kommen, unsere Seelen waren im Alltag stumpf geworden. Was immer geschah, hatte sein Recht in diesem letzten Sinn des Erkennens.“

Er öffnete die Tür. Dämmerig lagen die Zimmer. Mathilde stand, die Hände vor der Brust verkreuzend, in ängstlichem Warten. Johannes, mit plötzlich aufquellender Wärme, streckte die Arme nach ihr aus. Sie bog sich ihm entgegen, ihr Gesicht war ihm einen Augenblick so nahe, daß er ihren Hauch spürte, dann neigte sie den Kopf an seine Brust; und indem er ihr Haar durchstreichelte, fühlte er ein Zucken, ein Aufschluchzen, das sie schmerzlich und erlösend zugleich durchschütterte.


Scherenschnitt von Curt Naujoks.



Die beiden Juden. Nach einer Radierung von Georg Jahn. Mit Genehmigung der Kunsthalle P. B. Beyer & Sohn in Leipzig.

Konzentrations- und Gedächtnisschulung

Von Dr. C. Piorkowski, Leiter des Orga-Instituts für Arbeitswissenschaft und Psychotechnik, Berlin

Häufiger als vordem vernimmt man heute die Klage über ein frühzeitiges Nachlassen der Konzentrationsfähigkeit und des Gedächtnisses. Diese Erscheinung ist aus den bestehenden Verhältnissen sehr wohl zu verstehen: Das ungeregelte, aufregende Eindringen immer neuer Eindrücke während und nach dem Kriege hat vielfach den gesamten Nervenapparat so überlastet, daß sich auf diesen beiden Gebieten die ersten Anzeichen eines übermäßigen bzw. überschnellen Verbrauches geltend machen. Dennoch braucht man nicht zu verzweifeln und wird gerade im Hinblick auf diese Umstände versuchen müssen, den Verfall aufzuhalten und wenn möglich sogar wieder ein den früheren Zeiten angenähertes Gedächtnis zu erzielen. Strebt man dies an, so ist in erster Linie das psychophysische Grundgesetz dem Verbrauch und der Erhaltung der Energie zu berücksichtigen. Jedem Menschen steht nur ein gewisses Maß von psychophysischer Energie zur Verfügung, und es wird sich deshalb vor allem darum handeln, dieses Maß richtig auszunutzen bzw. keine Verschwendung damit zu treiben. Dies geschieht aber heute noch in weitestem Umfang, besonders bei Frauen. Hierhin gehört vor allem das Grübeln über Dinge, auf die Antwort zu erhalten nicht möglich ist (wäre dies und jenes so oder so verlaufen, wenn ich damals so oder so gehandelt hätte usw.). Infolge der Unmöglichkeit einer endgültigen Antwort haben derartige Fragen die Tendenz, immer öfter wiederzukehren, und tragen so die Gefahr in sich, das Denken derartiger Menschen schließlich ganz und gar zu beherrschen oder mit anderen Worten, ihre psychophysische Energie aufzubrauchen, ohne daß irgendein positiver Gegenwert herauskommt. Das ist aber eine Kraftverschwendung, wie wenn man etwa dauernd bei offenem Fenster heizen würde.

Gilt es also in erster Linie, seine Kräfte möglichst nur Fragen zuzuwenden, die auch beantwortbar sind und sich vor unfruchtbarem Grübeln zu hüten, so sind damit doch bei weitem noch nicht alle Quellen der Schädigung erschöpft. Ein weiteres großes Schädigungsgebiet liegt in falscher Arbeitsart. Wir finden gerade bei besonders eifrigen Menschen oft ein bis spät in die Nacht Arbeiten auch in ermüdetem oder gar übermüdetem Zustande. Durch verdoppelte und verdreifachte Energie suchen sie gegen die aufsteigende Müdigkeit zu kämpfen, um sie schließlich ganz zu übergehen. Auch dies ist, energetisch betrachtet, ein schwerer Fehler und Raubbau an dem psychophysischen Grundkapital. Gewiß kann es Lagen geben, wie wir sie aus der Kriegszeit alle kennen, wo zwingende Not gebieterisch ein Ausgeben auch der letzten Kräfte fordert. Aber der Umstand, daß es solche Situationen geben kann, wie auch der weitere, daß gelegentlich einmal eine solche Überanspannung ganz gut vertragen werden kann, ändert doch nichts an der Tatsache, daß häufiges oder gar gewohnheitsmäßiges Übergehen der Müdigkeit in fast allen Fällen zur Verwüstung der Konzentrations- und Gedächtniskraft führt

und deshalb als Raubbau anzusprechen ist. Mag man deshalb auch gelegentlich — etwa zwecks Durchführung einer Idee, von der man augenblicklich ergriffen ist — derartiges Übergehen der Müdigkeit zugestehen, so werden wir doch als zweite Grundregel aufzustellen haben, daß alle Arbeit in stark ermüdetem Zustande zu unterbleiben hat.

Eine dritte große Gruppe von Quellen der Schädigung wollen wir nur mit einem kurzen Hinweis erledigen, da — im Gegensatz zu den beiden erstgenannten Gruppen — die Kenntnis von ihren gedächtnisschädigenden Wirkungen mehr verbreitet ist: es sind alle Exzesse, seien sie nun sexueller Art, alkoholischer Natur oder gehören sie einem der anderen weitverbreiteten Stimulantien, wie vor allem Morphium oder Kokain, an. Besonders das letzte pflegt ja unfehlbar zum Gedächtnisverlust zu führen. Aber auch allzu starke sexuelle Betätigung birgt diese Gefahr in sich.

Neben diesen negativen Zügen der Vermeidung von gedächtnisstörenden Momenten gilt es positiv nun vor allem viererlei zu beachten: 1. Ausbildung der Beobachtungsfähigkeit, 2. Schulung der Konzentrationsfähigkeit, 3. Richtige Benutzung des Vorstellungs- und Denktypes, 4. Gewöhnung des Herstellens sinnvoller Beziehungen und des Herausfindens des Wesentlichen.

Besonders die Fähigkeit, scharf, sicher und schnell zu beobachten, ist uns im Laufe der Kulturentwicklung in hohem Maße abhanden gekommen. Erst in letzter Zeit hat man sich hier besonnen und wieder begonnen, auch in unserer Schule wieder auf dieses hochwichtige Moment gebührend Rücksicht zu nehmen. Besonders eine Richtung, die ihren Ausgangspunkt von Italien genommen hat, sucht hier systematisch vorzugehen: die Montessorimethode, deren Grundsätze auf weitestgehender Ausnutzung und Ausbildung der fünf Sinne beruhen. Sie beginnt auch in Deutschland Eingang zu finden und ist in Berlin beispielsweise in einer Schule in B.-Lankwitz und in dem Krüppelheim in Dahlem mit sehr beachtenswertem Erfolge durchgeführt. Hier wird z. B. zum Zwecke der Konzentrationsschulung folgender Apparat des Verfassers angewendet: der Übende sitzt vor einem kleinen Apparat, der nebeneinander zehn kleine Öffnungen trägt, durch die er gleichzeitig zehn abrollende Streifen beobachten kann. Jeder dieser Streifen trägt eine Anzahl Marken, die beim Durchgang durch das Fenster auf einem Zählwerke sich elektrisch markieren bzw. addieren. Vor jedem der zehn Streifen befindet sich außerdem ein kleiner Morsetaster, den der Übende jeweils dann zu betätigen hat, wenn an dieser Stelle eine Marke passiert. Durch das Niederdrücken des Morsetasters wird gleichfalls ein Zählwerk betätigt, so daß man am Ende der Übung durch den Vergleich der beiden Zählwerke feststellen kann, wieviel Marken der Prüfling bzw. Übende übersehen hat. Die Differenz entspricht den übersehenen Stellen. Da dieser Versuch beliebig lang ausgedehnt werden kann, ist hiermit gleichzeitig ein Maßstab für die eintretende Ermüdung gegeben.

Diese Fähigkeit des guten und schnellen Beobachtens kann man nun auf die verschiedenste Weise auch beim Erwachsenen schulen, indem man z. B. die nur schwachbeleuchteten Nummernschilder schnell vorbeifahrender Automobile zu erkennen sucht, oder indem man sich die Einzelheiten der Kleidung oder dergl. eines Vorübergehenden, auf den man nur einen flüchtigen Blick geworfen hat, einzuprägen sucht usw.

Neben der Schulung der Konzentrations- und Beobachtungsfähigkeit kommt nun vor allem die richtige Benutzung der Vorstellungshilfen bzw. die Benutzung des individuellen Vorstellungstypes in Betracht. Während nämlich der eine Mensch von Natur aus mehr mit anschaulichen Vorstellungen und Erinnerungen arbeitet, ist der andere Typ mehr auf seine motorischen oder Klangvorstellungen und Erinnerungen angewiesen. Je nach dem Vorherrschen des Types wird man deshalb mehr anschauliche oder mehr akustisch-motorische Hilfsmittel (Rhythmus, Tonfall, Mitbewegungen usw.) anwenden müssen. Besonders ausgeprägt finden wir diese Typenunterschiede bei manchen Rechenkünstlern. Abgesehen von den Typenunterschieden gilt allerdings der Satz, daß ein Eindruck um so besser festgehalten wird, je größer die Anzahl Sinnespforten ist, durch die er aufgenommen und in je mehr Sinnesgebieten er verankert ist. Hier tritt dann das Unterbewußte wesentlich mit in Erscheinung!

Vor allem aber beruht jeder Fortschritt in der Gedächtnisbildung auf einer Ausnutzung der analysierenden Logik bis zu den äußersten Grenzen. Jeder Inhalt, den ich logisch verarbeitet und eingeordnet habe, ist dadurch aus seiner Zufälligkeit und Isolierung, die alles Behalten besonders schwierig macht, befreit und durch bestimmte Ideenassoziationen mit dem bisherigen Bewußtseinsbestand so eng verbunden, daß man ihn viel leichter ins Gedächtnis zurückrufen kann als einen nicht eingeordneten Inhalt. Darum kommt es entscheidend darauf an, ob es gelingt, den neuen Inhalt irgendwie mit dem bisher im Bewußtsein Vorhandenen zu verknüpfen. Dies ist auch der Grund, warum es bedeutend leichter fällt, sich etwas einzuprägen, was unser Interesse erregt, als Uninteressantes sich zu merken.

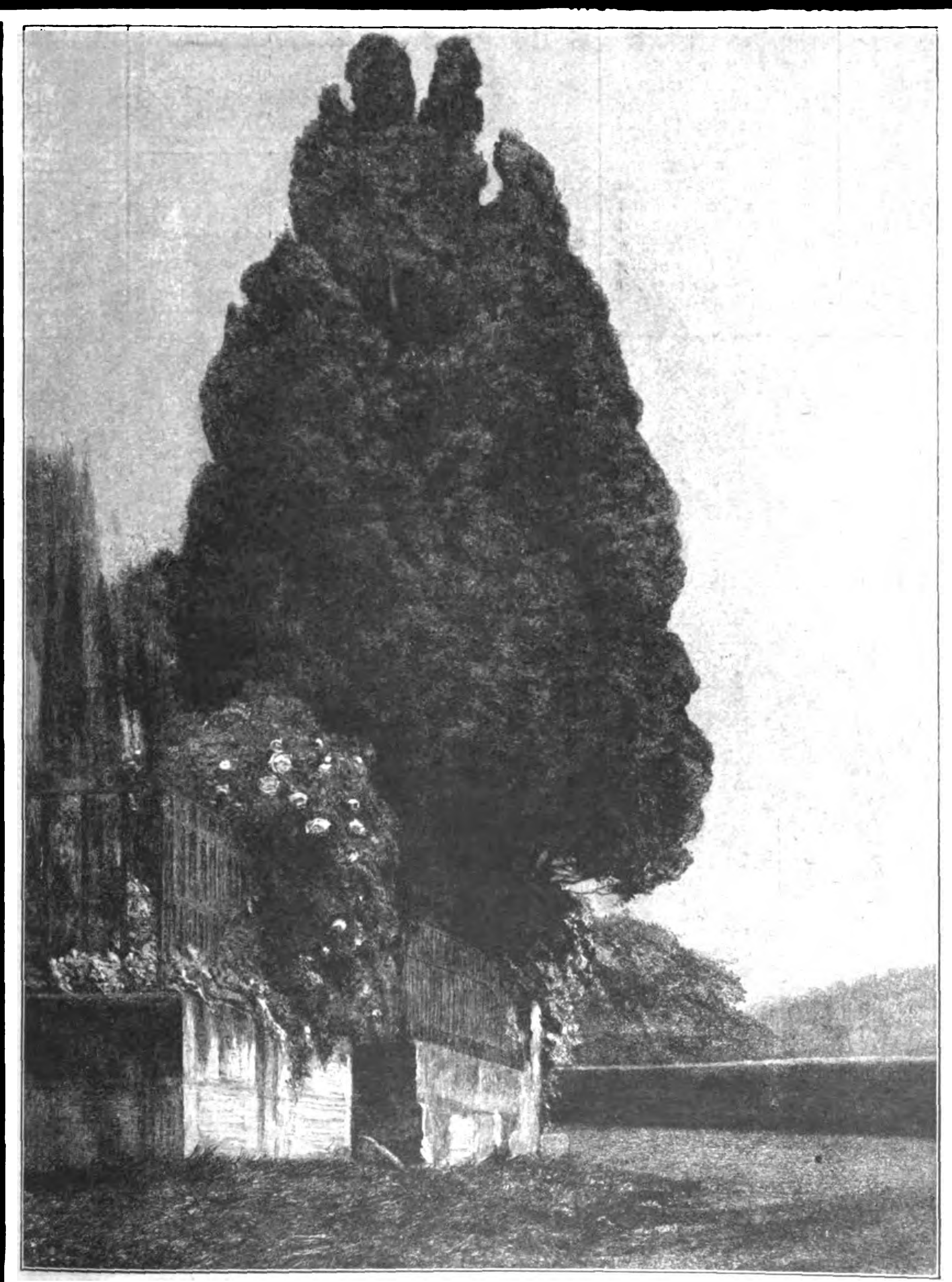
Immer wieder kann man beobachten, welche gedächtnissteigernde Kraft das Interesse für eine Sache hat. Lernt ein Erwachsener beispielsweise eine fremde Sprache mit dem ausdrücklichen Bewußtsein, daß er diese Sprache in absehbarer Zeit, vielleicht als Außenvertreter einer Firma, praktisch wird verwenden können und müssen, so fällt ihm die Erlernung viel leichter, als wenn er diese Zweckbeziehung beim Lernen nicht hat. Eine interessebetonte, leicht angeregte Stimmung ist darum möglichst bei allen Stoffen, die man sich einprägen will, anzustreben. Freilich darf die Gefühlswelle auch nicht zu stark sein, damit nicht durch freudige Erregung zu viel Energie und Aufmerksamkeit vom eigentlichen Lernprozeß abgezogen wird und das Ergebnis dann ein ungenaues ist. Ein goldener Mittelweg wird auch hier der beste sein. Keinesfalls aber ist trübe Stimmung ein geeigneter Boden für den Lernprozeß.

Zum Schluß seien noch ein paar Worte über die Mnemotechnik gesagt. In manchen Fällen mögen mnemotechnische Methoden ein gewisses Hilfsmittel bieten. So sei z. B an den „schönen" Spruch: „Kliometerthal, Euer Urpokal" erinnert, in dem jede Silbe der Reihe nach die Anfangssilben der neun Musen (Klio, Melpomene, Terpsichore, Thalia usw.) darstellt. Bieten sich, wie in diesem Falle, ungezwungen derartige Verbindungen, wird man sie ruhig anwenden können. Aber diese Fälle bilden doch bei weitem die Minderzahl. Und in der weitaus größten Zahl von Fällen sind lange Umwege nötig, um zum Ziele zu kommen. Dann aber liegt die Gefahr vor, daß diese Umwege so viel geistige Energie verschlingen, daß „die Brühe teurer wird als der Braten". Darum ist unseres Erachtens im großen und ganzen die Mnemotechnik abzulehnen. Wer die natürlichen Wege der Gedächtnisschulung, wie wir sie oben kurz angedeutet haben, benutzt, wird jedenfalls auf die Dauer besser fahren und die künstlichen Methoden der Mnemotechnik gar nicht mehr benötigen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

39. JAHRG. HEFTPREIS 50 M. HEFT № 7

Reclams Universum
Moderne Illustrierte Wochenschrift



Eine Stätte des Friedens. Nach einer Radierung von Georg Jahn
(Kunsthandlung P. H. Beyer u. Sohn in Leipzig)

Aus Handel und Industrie

Der Sieg der Kleinen! Mehr als 50 Räder waren bei der diesjährigen „Reichsfahrt“ in Leipzig gestartet. Wer hätte noch vor wenigen Jahren eine solche Entwicklung dieses unseres jüngsten Industriezweiges auch nur ahnen können. Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient jedoch die Klasse der ganz Kleinen. Neben dem guten Durchhalten des gestarteten einen Cockerell-Fahrzeuges, verdient besondere Beachtung der Kettensieg der D. K. W.-Motore, welche das Rennen in allen Teilen glänzend absolvierten. Es bedeutet unendlich viel, daß von den gestarteten 10 D. K. W.-Maschinen alle 10 Leichtkrafträder in Berlin am Ziele ankamen und auch alle 10 Maschinen prämiiert wurden.

Eine Million Ernemann-Cameras. In aller Welt sind heute die Ernemann-Werke, Dresden, im Camera- und Kinobau führend, und ihre Erzeugnisse sind sehr beliebt und stark nachgefragt. Kein Wunder, wenn soeben im neuesten Klapp-Camera-Modell 9/12 die millionste Ernemann-Camera fertiggestellt wurde, ganz zu schweigen von weiteren Millionen billigster Amateur-Apparate. Diese Tatsache bot Anlaß zu einer kleinen Feier mit dankbarem Rückblick und hoffnungsvollem Ausblick, zugleich aber auch zu einer überraschend umfangreichen Schau von Camera-Neukonstruktionen aller Art, die als derzeitige Höchstleistungen anzusprechen und kaum zu überbieten sind. Wenn diese Neuheiten mit Ernemann-Optik lieferbar sind, dann dürften sie die Nachfrage nach der Qualitätsmarke „Ernemann“ außerordentlich begünstigen und deren guten Ruf erweitern.

Ein literarisches Preisausschreiben erläßt der Verlag der süddeutschen Jagdwochenschrift „Der Deutsche Jäger“, München, Briennerstraße 9, zur Erlangung guter, jagdlicher Erzählungen, Schilderungen von Jagderlebnissen, Humoresken usw. Als Preise sind ausgesetzt 25 000 Mark. Gleichzeitig schreibt die Zeitschrift einen Wettbewerb für Jagdromane aus. Der erste Preis beträgt 50 000 Mark, außerdem werden noch ein zweiter und dritter im Betrag von 25 000 Mk. und 15 000 Mk. vergeben. Die näheren Bedingungen und Termine sind durch oben genannten Verlag einzufordern.



Das Heim des Friedens. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Johannes Mühler.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

An der Ecke des Platzes, da, wo er in die Gassen der kleinen Leute abfloß, erreichte Anna Znaim den Gesuchten, dessen Brust der Beobachterin im Licht des Tages noch viel eingefallener als früher erschien, denn das spähende Geschöpf konnte fast die Rippen an dem frierenden Körper zählen. Er hielt sich mit der Rechten an einem Laternenschaft aufrecht, während sein eingefallenes Antlitz unabwendbar, nur von einem einzigen Trieb erfüllt, sonst aber völlig leer von allen anderen Regungen auf den rauchenden Kessel eines Wurstverkäufers starrte, der sein Blechinstrument an einem Lederriemen um den Leib geschnallt trug. Ein heißer, wohlriechender Dampf entquoll dem Kasten, und sein Besitzer machte die ihn umlagernde Menge mit lauter Stimme auf die Vorzüge seiner Gaben aufmerksam.

„Wieviel kostet ein Stück?“ fragte Anna Znaim schon mit dunklen Ahnungen herantretend.

„Drei Mark schönes Frollein. Wieviel Dutzend darf ich Ihnen einpacken?“

Mit einem heftigen Ruck riß die Goldblonde ein kleines, zierliches Portemonnaie hervor — suchte ingrimmig in den Fächern herum, und zog endlich, während sie sich auf die vollen Lippen biß und die Stirn verzweifelt runzelte, zwei zerknitterte Scheine hervor.

Es war das letzte, das letzte, was sie bei sich trug, und doch genierte sich das Mädchen vor ihren eigenen gönnerhaften Gelüsten, in diesem Falle etwa zu knausern oder gar unverrichteter Sache zur Seite zu schleichen.

Halb ohne jede Berechnung bezahlte sie und trat mit dem erhandelten Leckerbissen vor den ahnungslosen und mitten im Getriebe vor Einsamkeit zitternden Fremden.

Er merkte sie gar nicht, denn seine Aufmerksamkeit war einzig von dem tragbaren Blechkasten in Anspruch genommen. Da hob die Goldblonde das Stückchen Fleisch neckend bis dicht vor die in ihrer Starrheit so unablenkbaren Augen des Zerlumpten. Und während sie sich ein wenig gefallsüchtig in den Hüften wiegte, bemühte sie sich, recht gönnerhaft zu lächeln: „Wie wär's?“

Der Hungernde stutzte, er hörte nicht auf den wohllautenden Klang, es blieb auch zweifelhaft, ob er seine Gefährtin überhaupt wiedererkannte, er streckte nur, wie gezogen, seine Hand nach dem Dargebotenen aus. Dann begann er heißhungrig, von einer niederen Leidenschaft besessen, in den prallen Darm hineinzubeißen. Selbst die Haut verschmähte er nicht, und erst, als ihm von dem Saft ein paar Tropfen über das Kinn rannen, machte er eine steuerlose Bewegung, als ob er nach einem Schnupftuch in der Tasche suche. Fast erheitert stellte Anna Znaim jenes vergebliche Bemühen fest, und erst als der Feldgraue, nach einem einzigen raschen, beschämten und gequälten Blick auf die Spenderin Miene machte, danklos in der schmalen Seitengasse zu verschwinden, da heftete sich das Mädchen hartnäckig an seine Seite.

„Na,“ sagte sie noch immer sehr herablassend: „Hat's geschmeckt?“

Der Zerlumpte wagte nicht einmal, seine Begleiterin von der Seite zu mustern, doch er nickte. Abermals suchte er seine matten Schritte zu beschleunigen. Es war,

als ob ihn etwas zwänge, gerade vor dem Geschöpf zu entfliehen, das ihm eine Wohltat erwiesen.

„Gott," bemerkte Anna Znaim lässig, „Sie brauchen nicht so zu laufen." Und berechnender fuhr sie fort: „Sie wohnen wohl hier in der Nähe?"

Doch der ehemalige Soldat vermochte auch diesmal nicht, sein scheues, wie mit Nägeln verhämmertes Schweigen zu brechen. Befangen und widerspenstig schüttelte er nur den schmalen Kopf. Allein gerade diese Sucht, sein Wesen stolz oder mißtrauisch zu verschließen, gerade dadurch wurde die Goldblonde um so heftiger gereizt, die Zurückhaltung des merkwürdigen Menschen zu brechen. Wie kam solch ein Rumtreiber überhaupt dazu, sein Dasein gleich etwas Besonderem behüten und verstecken zu wollen?

Hochmütig warf die Neugierige ihren Kopf in den Nacken, und ihr abermaliger Versuch fiel schon viel zusammengehöriger, ja, verächtlicher aus, als sie den Verstockten in einer aufdringlichen Kameradschaftlichkeit bedrängte: „Hören Sie mal, vor wem fürchten Sie sich eigentlich? Doch nicht vor mir? Jetzt sind wir ja nicht mehr in der roten Bude. Na, also wo haben Sie denn Ihr Schloß?"

Jetzt ging eine matte, rote Welle über das blasse Gesicht des Ausgestoßenen. Offenbar rang er mit sich, um die Vertraulichkeit dieser ihm völlig Fremden zu überwinden. Bis er schließlich unter dem Bann ihrer fröhlichen blauen Augen ungern und noch zuletzt eifersüchtig auf die Vermummung seines Elends bedacht hervorstotterte: „Ich hab' — nein, ich hab' keine Wohnung."

Schwächlich zuckte er die Achseln.

Seine Begleiterin aber fuhr zurück: „Ja, wo schlafen Sie denn?" stammelte nun auch sie, von einem unbegreiflichen Schrecken angeweht.

Er begriff nicht, warum er den leuchtenden, blauen Sternen nicht ausweichen konnte. Allein der Verlassene entdeckte zum erstenmal wieder in einem grauen, teilnahmlosen Himmel führende Zeichen.

„Ich nächtige schon seit ein paar Tagen unter den Stadtbahnbögen," murmelte er tonlos, und selbst das ungeübte Ohr des Mädchens fing auf, wie dieser Mensch sich wahrscheinlich erst heute Rechenschaft über seine eigene Lage ablegte. „Bald hier, bald dort," setzte er trübe durch die Erinnerung hinzu — „und jetzt möcht' ich gern weiter."

Damit nickte er zum Abschied vor sich hin und wollte eben fortschlottern, als Anna ihn am Arme festhielt, wie wenn sie einen gefundenen Schatz zu verteidigen hätte. Und es handelte sich doch nur um einen vagabundierenden Strolch: „Haben Sie denn gar keine Beschäftigung?" forschte sie ängstlich.

Ihr Schützling tastete ungewiß an den Knöpfen seiner abgeschabten Uniform herum. In die Kehle schien ihm irgendein Verschluß gestiegen zu sein: „Weshalb fragen Sie?" brachte er mühsam hervor.

„Ich möchte es wissen."

„Nein," sagte er, indem er die Augen schloß, „ich bettele."

Es klang so monoton, so eben und selbstverständlich, und doch mischte sich in das schwer entwundene Bekenntnis ein solch heimliches, von ferne herandringendes Grauen, daß das blühende Mädchen erblaßte. Hereingerissen in ein fremdes Schicksal, aber weder fähig, noch gewillt, sich von ihm zu lösen, führte sie den Finger entschlußlos an ihre vollen bebenden Lippen, bis sie endlich aufs Geratewohl stottern konnte: „Ja du lieber Gott — Sie müssen doch etwas gelernt haben?"

Auf diesen mehr als dringenden Ruf, denn er enthielt, ohne daß die kühle und egoistische Goldblonde es ahnte, eine herzbewegende Mahnung, sich doch wieder in das gewohnte Getriebe der Umgebung einzufügen, auf dieses zitternde Wort schüttelte der Vagabund nur noch mehr verwundert den Kopf: „Nein," entgegnete er dumpf und sah an den Häusern empor. „Ich weiß nichts, ich kann nichts und hab' nichts gelernt. Nichts als Betteln," wiederholte er und scharrte mit dem Fuß. Gleich darauf schaute er sich nach allen Seiten in dem Menschenschwarm um, ob er nicht in dem Gedränge entweichen könnte. Doch seine Begleiterin kam ihm zuvor.

„Und Sie wissen wirklich Ihren Namen nicht?" bestürmte sie ihn, wild geworden, indem sie ihre Hand fester auf den speckigen Ärmel des anderen bettete.

Diesmal nickte der Soldat. „Doch," erwiderte er höhnisch. „Dort oben in dem roten Gebäude, da haben sie mir wenigstens zu einem Namen verholfen. Der Arzt, der mich untersuchte, und der Kommissar, die beiden Herren sind zum Schluß übereingekommen, daß ich von heute an nach dem Kalendertage ‚Michael' zu heißen hätte. Und als Vornamen schenkten sie mir die Bezeichnung Ignotus."

„Jesus, Maria und Joseph," rief die Böhmin verblüfft. „Ignotus — was haben Sie sich denn da für ein Ungeheuer aufschwatzen lassen."

Und als ihr der Pflastertreter ohne viel Aufhebens bedeutete, daß jenes Wort aus dem Lateinischen stamme und in der Übersetzung "der Unbekannte" laute, da umklammerte die Goldblonde plötzlich mit beiden Händen den Arm des Überraschten, um in höchster Betroffenheit aufzuschreien: „Jessas, Jessas, Sie — Lateinisch — woher können Sie denn das?"

Da war für den Landstreicher wieder einer jener unheimlichen Anstöße gekommen, unter denen seine Seele sich würgte und wand, weil sie um Erlösung bettelte, sein Bewußtsein aber stürzte durch eine Eisregion des Entsetzens hernieder, und blieb in Betäubung auf der harten, steinigen Erde liegen. Der schneidende Schrecken, ein sich selbst unbekanntes Wesen zu sein, raubte ihm abermals jede Entschlußkraft. Halb benommen konnte er nur den Finger an die hohle Schläfe drücken, indessen sich seine grauen Augen stumm, um Gnade und Verständnis werbend, zu jenen blauen, jetzt gleichfalls angsterfüllten Sternen retteten, die so unerwartet zwischen düsteren Wolken aufgegangen waren.

Flehend fast hob er die Hände: „Ich weiß nicht." flüsterte der Verjagte. Es war das alte, hoffnungslose Wort, das die einzige Behausung des Ignotus Michael bildete.

Allein auch in die Seele der Böhmin war ein Licht gefallen. Niemals zuvor hatte sie so völlig an sich und ihr Fortkommen vergessen. Oder doch — oder doch, vielleicht war es gerade das Rätselvolle, das Geheimnis, durch das die ungebildete Glücksucherin so hemmungslos verlockt wurde. Unbezwinglich, zugleich lieblich und doch voll fernen Schauders brannte die Versuchung in ihrem Blut. Sie mochte sich sträuben so viel sie wollte, das Verlangen nach dem Abenteuer überwältigte jede Vorsicht. Der da vor ihr in der zerrissenen Uniform, er war trotz allem umhüllt von tausend Möglichkeiten. Das Geheimnis stand hinter ihm und würde den Beschmutzten eines Tages in flüssigem Gold und Silber baden, bis er in reiner Herrlichkeit hervortrat.

Als sie dies dachte, hörte sie die Orgel in der Dorfkirche ihrer Heimat spielen.

Heftig stieß sie ihren Arm unter den seinen, nicht ihm zu einer trauten Stunde vermählt, sondern seine Führerin.

„Kommen Sie," herrschte es hinter den blühenden Lippen hervor. „Ich hab' eine Kammer für Sie. Ein Lateinischer hilft sich schon fort. Sie brauchen sich nicht



zu fürchten. Sie Ig — Ignaz — Natzel, nicht wahr?" Herrisch zog sie ihn fort.

Da schlug der Nebel völlig über ihm zusammen, und still und träumerisch folgte er ihr.

4.

Die nächsten Tage verbrachte der Ignotus beinahe vollkommen verborgen und versteckt in einer fensterlosen Kammer, deren Dunkelheit ihn nicht störte und deren Nachbarschaft er nicht begriff. Denn eine lastende, stickige Finsternis hatte sich über seinem verstörten, schlummersüchtigen Gemüt geballt, so wie sich dicker, schwarzer Nebel über die noch eben leuchtende See wälzt, um all den bunten Schimmer in lautlose Nacht zu schlingen. Weder ahnte er, daß er in zusammengebettelten Kissen auf einer baufälligen, bezuglosen Chaiselongue ruhte, noch merkte er, wie die Goldblonde ab und zu aus dem Nebenraum in seine Höhle schlüpfte, um ihm bald ein billiges, buntes Licht auf das Eckbrett zu stellen, bald ein paar Löffel heiße Milch zwangsweise über seine Lippen zu träufeln. Befreit von den Schmerzen eines denkenden Hirns, lag er endlich reglos — nachdem das Bewußtsein dieses Elenden so unermeßlich lange Zeit bissig auf sich selbst Jagd gemacht hatte. — Er hörte das Bellen der ihn verfolgenden Gedanken nicht mehr, ja selbst das Trällern und Pfeifen seiner Retterin, sobald sie im Nebenzimmer auf ihren kleinen roten Filzschuhen hin und her huschte, all diese heiteren Melodien einer Unbesorgten lösten sich vor seinem verriegelten Verständnis in ein unbewegtes Nichts auf. Einmal drangen durch die Hofmauer, gegen die er gebettet lag, die rollenden und langhinwogenden Töne einer Drehorgel hinein. Klingeln und Pauken begleiteten die rauschende Musik. In diesem Moment hielt sogar Anna Znaim behutsam inne, denn sie fragte sich, ob der stumme Schlaflose dort drinnen nicht ihr vergnügtes Schleifen und Walzen vernommen haben müßte, jenen Wirbel, dem sie unrettbar verfiel, in welcher Gestalt die Geister des Tanzes auch ihre Lenden umspannten. Allein der sieche Körper spürte gottlob nichts mehr von dem Folterrad seines Ichs, er war aus jenem strengsten aller Gefängnisse ausgebrochen in eine Welt der Schatten und der Wolken, in deren ernstes Gleiten keines der gewohnten Gebilde sich mischte.

Der Ignaz schläft mit offenen Augen wie a Has', dachte Anna Znaim. Jedoch gleich darauf unterbrach sie diese heitere Vorstellung durch das Geständnis: Aber was er für einen feinen, vollen Mund hat. Fast zu schön für ein Mannsbild.

Damit klapperte sie ein wenig mit dem Deckel des Blechtopfes, in dem sie über einer Spiritusflamme eine Scheibe Fleisch wärmte, äugelte auf ihre roten Filzschuhe herab, und als sie ihren nackten, weißen Fuß in einem der Pantoffel gewahrte, lächelte sie wohlgefällig und sprach so dumm-prinzessinnenhaft wie stets: „Versteht lateinisch, der Ignaz. Ob er da auch wohl den Kochdunst riechen wird, der feine Herr?" Eine Weile überlegte sie wieder, dann stemmte sie die Hände in die Weichen und bestimmte herablassend: Die garstigen Bartstoppeln muß man ihm abnehmen lassen.

☆

Im Reiche der Stille glitten die Wolken, es huschten die Schatten, und die Seele des Ignotus schwebte noch immer über dem Nichts. Eine Taube, die keine andere Nahrung fand als den Tau des Äthers. Dennoch schwirrten ihre Flügel nicht mehr so wild und friedlos wie bisher, und manchmal war's, als ob ihre Füße den Gipfel eines Felsen berührten, um für eine dämmernde Sekunde Halt zu gewinnen. Dann quollen von tief her verworrene menschliche Laute aus der Ebene, und wenn die verschlagene Seele nicht gar zu hoch in schwindelnder Einsamkeit genistet hätte, dann würde sie vielleicht erneut zu stürmischer Flucht getrieben worden sein. Denn tief in der irdischen Erbärmlichkeit galt selbst der modrigste Elendsbrunnen lange nicht für verpestet genug, als daß man nicht noch ein paar Tropfen Gift in das faulige Loch hätte nachschütten mögen. Und Neugier und selbstgefällige Bosheit schlichen hyänenhaft in den Quartieren der Nacktheit, der Blöße, der Schwären und der Dunkelheit umher, damit sie den Frierenden auch noch die letzten Lappen vom Leibe rissen.

Indessen die ferne Seele des Ignotus vermochte diese unharmonischen Laute nicht zu kränkendem Eindruck zu verknüpfen, und so kam es, daß Anna Znaim den scheltenden und bald darauf den versucherischen Stimmen allein standhalten mußte. Freilich, die Goldblonde befand sich zum Glück gegen jene Tücken im Besitze eines Geheimmittels, um das sie ein Magier hätte beneiden können. Sie zwitscherte und sang, sie pfiff, lachte und tanzte, und was man ihr auch in den Weg werfen mochte, ihr dummstolzes Prinzessinnenbewußtsein sowie nicht minder ihre unerschütterliche Überzeugung von der sie adelnden Art ihrer Schönheit, sie wiesen ihr einen goldenen Thron an, von dessen Höhe sie mit der Zehenspitze alles Ungemach von sich stieß.

„Schaugens, daß Sie weiter kommen," sprach sie schnippisch und verbeugte sich.

Allein ungefähr am vierten oder fünften Tage erschien ein Besuch, der sich nicht so ohne weiteres abweisen ließ. Es war Frau Selma Rosse, ihre Zimmerwirtin, ein Geschöpf, das Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft mit gleich hellen Augen durchblickte.

In dem Hause Linienstraße 42 war es nicht Sitte, sein Erscheinen vorher durch Anklopfen zu vermelden. Und gerade auf diese biedere Eigentümlichkeit hielt Frau Rosse bei ihren verschiedentlichen Mietern aufs strengste, da es der Kartenlegerin, obwohl sie ja eigentlich von Berufswegen die Zukunft vorauswußte, außerordentlich erwünscht war, durch die Gegenwart ihrer Pfleglinge unerwartet emporzuschießen wie ein plötzlich hervorbrechender Pilz.

Eben bückte sich die Goldblonde über ihre Kommode, um in einem ehemaligen Seifenkarton zu kramen, der dem Mädchen sowohl als Behälter für etwaiges Geld sowie zum Versteck für den billigen Tand ihrer Schmuckstücke diente, da verkündete der Abgewandten das Rascheln vieler übereinander geworfener Röcke, daß der Riesenpilz soeben die Decke glücklich durchbrochen haben müsse. Und richtig, als Anna unmutig herumfuhr, da ragte das stattliche Erdgewächs bereits voll und rundlich hinter ihr, mit ihren fromm über dem Schürzengurt zusammengefalteten Händen, mit dem großen silbernen Kreuz auf dem Busen und mit ihrer braunseidenen, von schwarzen Samtbändern durchbrochenen Haube, eine Bekrönung, wie sie jeder echte Pilz zu beanspruchen hat. Im übrigen war Frau Selma Rosse eine Sechzigerin, besaß ein blaurotes, von vielen Runzeln gekreuztes Antlitz, zeigte einen tief zurückgesunkenen Mund, der von zwei senkrechten Seitenfalten streng vor allzu leichtfertigen Bewegungen behütet wurde, wie überhaupt der ganze Kopf fest eingeschraubt auf einem zu kurzen Halse saß und es sich nie vergeben hätte, eine überflüssige Wendung nach rechts oder links zu unternehmen. Sonst aber glänzten Hände, Wangen und Stirn in einem geradezu gescheuerten Zustande, und es machte den Stolz der weisen Pythia aus, daß ganz im Gegensatz zu den elenden Höhlen ihrer Mieter, zu der stickigen Luftlosigkeit der viel zu engen Pferche, das eigene Amtszimmer der Zukunftsdeuterin so recht den Inbegriff einer vor Sauberkeit blitzenden Kleinbürgerstube darstellte.

„Guten Morgen," wünschte Frau Rosse in einem weichlichen, schlammigen Ton, so wie ein schlechter Prediger spricht, sonst aber reglos, gleich einer Holzfigur.

„Schönen, gesegneten, guten Morgen," entgegnete die Böhmin, schwankend zwischen ihrem hochfahrenden Hohn oder einem bereits jetzt sich ankündigenden Zorn, der ihr die vollen Lippen unmerklich beben ließ. Gleichgültig warf sie sich auf einen geflickten Rohrstuhl und begann, ohne weiter auf ihren Besuch Rücksicht zu nehmen, statt der weggeschleuderten Pantoffeln hohe schwarze Schnürstiefel mit Lackkappen aufzustreifen. Der schmale Fuß sowie die gestraffte Spannung von Brust und Armen schienen selbst auf die Allwissende Eindruck zu machen, denn sie verharrte eine ganze Zeitlang starr und aufrecht, als befände sie sich noch unter dem Messer des Holzstechers.

Endlich erlaubten es die beiden Querriegel ihres Mundes wenigstens, daß ihr Gefangener weichlich und doch empfindungslos wie ein schlechter Geistlicher über einem Grabe sich äußern durfte: „Heute ist der Dritte des Monats, Frollein Anna."

„Nu, was is?" trotzte die Böhmin und streckte das Bein aus. Und wieder konnte der pralle Strumpf, der dort unter dem weißen Röckchen zum Vorschein kam, verlockend genug wirken. Offenbar reihte auch die Weissagerin diesen Strumpf unter die guten Posten ihrer Rechnung ein, da sich ihr stets fluchtbereiter Mund völlig hinter die beiden Burggräben zurückzog, bis es von dort viel kleinlauter und salbungsvoller hervorlispelte: „Sie waren bis jetzt ein sehr pünktliches Mädchen, Frollein Anna. Nichts gegen zu sagen. Herr Jesus, meine Zuversicht, und so sauber."

Das Gesicht der Rosse veränderte sich bei diesem Klagegesang nicht um das Zucken einer Falte, es saß vielmehr zwischen den beiden braunen Haubenbändern fest wie ein schlagrühriger Apfel.

Allein die Goldblonde wurde durch jene hölzerne Ruhe unverhältnismäßig gereizt, so daß sie noch auf ihrem Stuhl heftig ihre Absätze auf dem Fußboden trommeln ließ.

„Was is?" rief sie nochmals verärgert, während der Zorn ihr wohlgeschnittenes Oval zu einer Schale formte, aus der hellrote Flammen züngelten: „Heut abend haben Sie die Lumperei. Es ist schon dafür gesorgt."

„Ich weiß," sagte das von keinem Wind zu erschütternde Grabdenkmal, „Sie haben da unten den beiden Mayenfischs Ihren schönen Rotfuchs zum Versatz oder zum Verkauf mitgegeben. Hat man Worte? Ausgerechnet diesen beiden Fledermäusen, die nur des Nachts ausfliegen. Warum haben Sie sich denn nicht mir anvertraut, liebes Kind?"

„Das geht Sie nichts an," schrie jetzt Anna Znaim böse, wie ein ertapptes Schulmädchen, sprang auf, und indem sie ein wenig die Beine spreizte, setzte sie sich leicht beide Fäuste in die Weichen. So rank und schlank strebte sie empor, und so reif und erblüht rundeten sich Brust und Schultern, daß der kenntnisreiche Blick der gelehrten Frau wiederum erbaut, aber doch mindestens ebenso mißvergnügt, auf dieser saftigen und aufrechten Menschenpflanze haften blieb. Frau Selma Rosse war sich durchaus darüber klar, daß solch ein Bäumchen im vollen Schuß sich nicht von jeder Hand aus einem Topf in den anderen verpflanzen lassen würde.

„Jesus, meine Zuversicht" psalmodierte sie schmerzlich, ohne allerdings ein Glied zu rühren. „Wie nett waren Sie ausgestattet, als der feine, hübsche Herr Sie hier herbrachte?" Die öligen Augen der Kartenlegerin deuteten einen Schwimmversuch zu einer Kabinettphotographie auf der Kommodenplatte an, was im übrigen auf den sonstigen Holzfaltenwurf der Statur ohne jeden Einfluß blieb.

„Der Teufel soll ihn holen, den Schuft," ergänzte die Goldblonde ruhig, wobei sie sich die größte Mühe gab, hoffärtig die Achseln zu zucken. Allein ihre runden, blauen Sterne färbten sich schwarz, als sie nun gleichfalls dem Blick der Wirtin folgte. „Er kann bleiben, wo er Lust hat, der Hallodria. Ich mache mir so viel — aus ihm."

Damit schnippte sie mit Daumen und Zeigefinger ihrer Linken leichtfertig durch die Luft, da die Rechte bereits wie absichtslos nach dem Bilde gegriffen hatte. Eine Sekunde versenkte sich das schöne Geschöpf erregt atmend in diese glatte Wiedergabe eines gut angezogenen, peinlich gescheitelten und doch völlig ausdrucksleeren Jungmännertypus, und dann — eben noch zitterten die vollen Lippen gekränkt und leidenschaftlich gegeneinander, da hob die Goldblonde plötzlich das Bild hoch in die Luft, krampfte sich vor Lachen und, nachdem sie den Karton mehrfach jauchzend gegen ihren Schoß geschlagen, riß sie das Porträt in viele Stücke.

„So," rief sie strahlend vor echter oder gespielter Heiterkeit, indem sie mit dem Fuß gegen die Fetzen stieß: „Nun fegen Sie ihn aus, den Kavalier!" Sie machte den Schnitzeln einen koketten Knicks. (Fortsetzung folgt.)

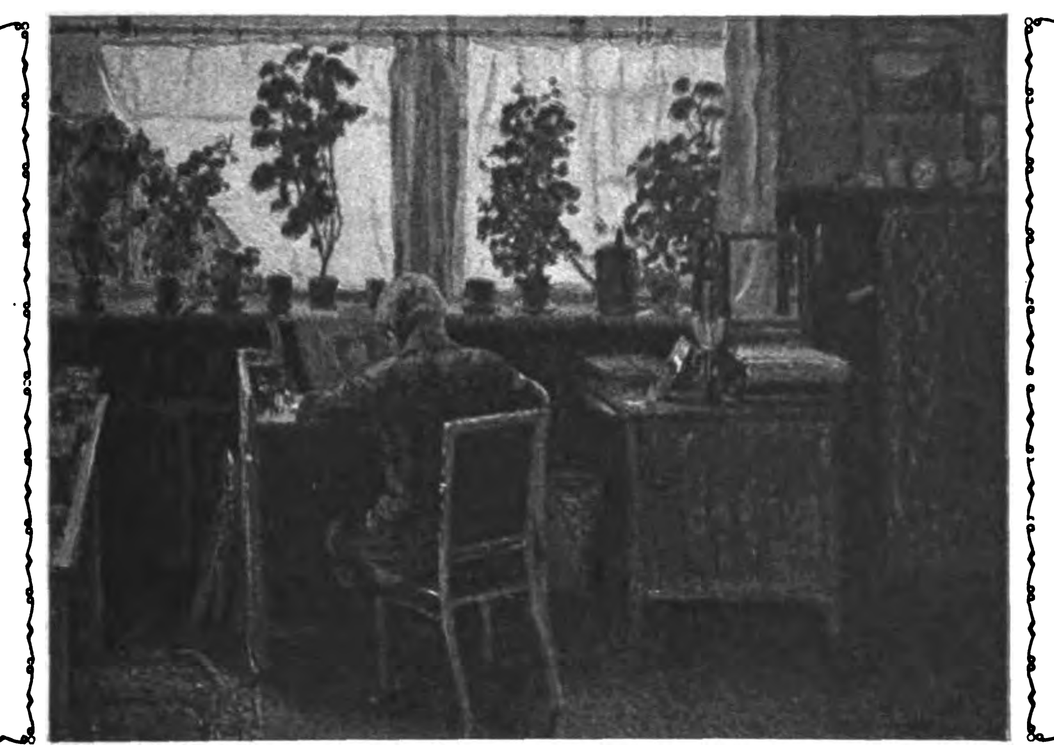
Ich hab' geträumt...

Ich hab' geträumt:
Wir gingen Hand in Hand
Zur Abendzeit auf stillen Wiesenwegen,
Des Sommertages letztes Sonnengold
Umflutete den grünen Bergeshang;
Ein bunter Falter spielte über uns.
Und aus der Bäume junger Blütenpracht
Klang jauchzend eines Finken Liebeslied.
Ganz leise, leise zitterte dahin
Vom Dorfe her der Abendglockenklang,
Und vor uns jubelte ein silbernes,
Ach so glückselig helles Kinderlachen...
Kein Uhrenschlagen störte rings die Ruh',
Nur träumeschwere, tiefe Abendstille,
Die unser Herz mit sel'gem Glück erfüllt...

Ich hab' geträumt — — —
Ein leises Kinderwimmern
Schreckt mich empor. Ein grauer, regenschwerer,
Ein Herbstesmorgen hebt zu dämmern an.
In seinem weißen Bettchen schluchzt mein Kind
Nach seiner Mutter, weint gleich mir um dich,
Und durch das Zimmer flutet süß der Duft
Der roten Rosen, die ich gestern noch
Von deinem frischen Grabe mir gebrochen...

Ich hab' — geträumt — — —

Felix Leo Göckeritz



Der Radierer. Nach einem Gemälde von Professor E. Eitner.

Einsamkeit • Von Karl Hans Strobl

Zeiten des Leidens, der Verwirrung, des Verfalls, des Niedergangs haben große Ängste in sich. Angst führt den Menschen zu seinesgleichen, sie ballt die Menschen zu Haufen zusammen, wirft sie in Rasereien von betäubenden Vergnügungen oder in die noch gefährlicheren Rasereien geistiger und seelischer Ekstasen. Wenn der schwarze Tod über Europa kam, dann fegten die Tanzepidemien vor ihm her, die Geißlerschwärme begleiteten ihn, Orgien der Unzucht und der Schwelgerei bäumten sich auf. Die Angst des Lebens vor dem Untergang warf Irrsinnsschatten über die aus dem Gleichgewicht geratene Menschheit, ihr einziges Fragen war: Wie betrüge ich die Vernichtung?

Einsam zu sein, ist Sache der Tapferkeit. Kranke Tiere verkriechen sich und sterben entweder in der Einsamkeit oder genesen in ihr. Ihr Instinkt weiß um die heilsamen Kräfte des Einsamseins. Instinktsichere Menschen haben es ihnen seit je nachgetan. Sie haben ihrer inneren, aus dem Unbewußten sprechenden Stimme allerlei Namen gegeben: „Der Ruf Gottes“, „Die Mahnung des Gewissens“, sie haben von ihrer „Flucht vor der Welt“ gesprochen. Im Grunde aber war es immer der Tierinstinkt, der sie von den Menschen fort und näher zur Natur hinführte, damit deren Ströme reiner und unmittelbarer in sie eingehen könnten.



Abend in der Einsamkeit.

Als die alte Welt an dem Widerstreit zwischen Vergangenem und Zukünftigem sehr krank geworden war, suchten die Einsiedler die Wüste oder unzulängliche Felswildnisse auf. Während die Städte in einem Taumel von Genuß dahinlebten, schufen sich diese Flüchtlinge eine künstliche Einsamkeit, umfriedeten sie mit Mauern und schlossen die Menschennähe von sich aus. Sie vergesellschafteten ihre Einsamkeit, unfähig, sie in ihrer ganzen Größe und heilsamen Furchtbarkeit zu ertragen. Den Tapfersten und Widerstandsfähigsten unter ihnen aber genügte auch dies nicht, sie flohen auch noch das Kloster und stellten sich ganz auf sich selbst.

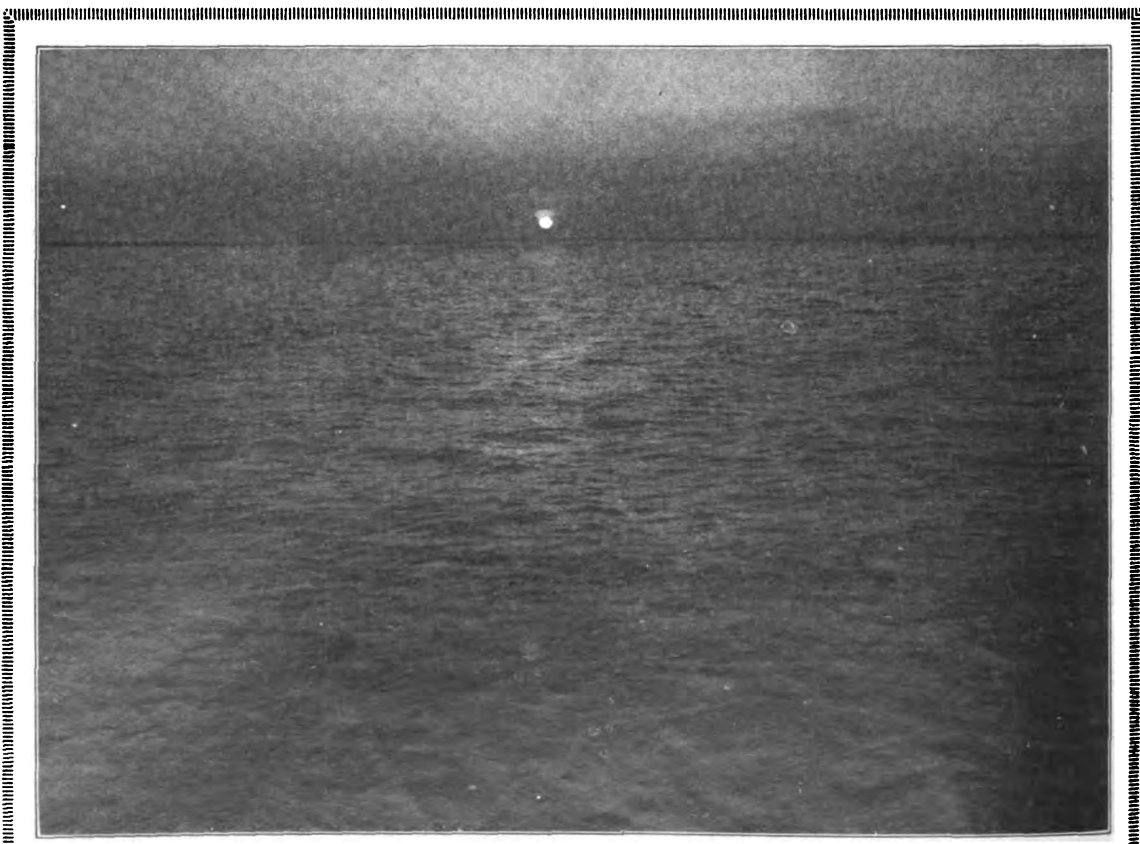
Jeder große Gedanke ist in der Einsamkeit geboren. Die Stifter aller Religionen überwanden ihre schweren Krankheiten in der Einsamkeit, sie sprachen mit Gott, ehe sie wieder unter Menschen gingen, um sie ihrer Erleuchtung teilhaft werden zu lassen. Buddha ging in die Wälder, Moses empfing sein Gesetz auf der öden Höhe des Sinai, Christus rang mit dem Versucher in der Wüste, selbst Nietzsches „Zarathustra“, der große Immoralist und Freund des Bösen, gebar den Gedanken seines Übermenschen fern von den Menschen, der Antichrist nicht anders als der Christus.

Unsere Zeit des Zusammenbruches, von der ihre Protagonisten laut, jedoch vergeblich behaupten, sie sei eine Zeit

des Aufganges und der fröhlichen Morgenröte, leidet an jener großen Angst, die die Menschen zusammendrängt. Das Fieber des Vergnügens, der Spekulation, der Gier nach Genuß rast durch die Blutbahnen der europäischen Menschheit, der „Sieger" wie der „Besiegten", wir haben unsere Tanzepidemien, unsere Kinderkreuzzüge, unsere falschen Heilande und Wiedertäufer mit ganzen Schwärmen von Mit- und Nachläufern, wir haben unsere Herostrate und Vernichtungswahnwitzigen gleich immer zu ganzen Räuberbanden organisiert, unsere Exhibitionisten und Pyromanen in Haufen; wir haben auch unsere Wellen geistiger Epidemien, von deren einer jetzt etwa ein mittelmäßiger indischer Poet hochgetragen wird, ein liebenswürdiger, schwächlicher Dilettant, aus denselben Gründen, aus denen das sinkende Rom den Mysterien der Isis oder dem Dienst des Mithras zulief: der Erwartung des Heiles aus dem Exotischen. Es sind Angstekstasen der Massenseele, nichts anderes, Rettungsversuche der Herdenmenschheit.

Wann wird man sich der regenerierenden Kräfte der Einsamkeit entsinnen, wann wird man endlich nicht in die Tanzdielen flüchten, sondern zu Bergen und Sternen, in große Höhen und mittägliche Klarheiten? Die Großstadtmenschheit bestimmt den Takt und den Klang unseres Lebens, und sie hat es gut verstanden, diese entselbstete, morsche, innerlich verarmte Menschheit, die anderen, die Einsamen und Einsamseinkönnenden mit einem geringschätzigen Achselzucken in Verruf zu bringen. Man hat den Zusammenhang mit der Natur, das Graswachsenhören und Vogelsprachverstehen als Zeichen der Zurückgebliebenheit verdächtig gemacht. Und dennoch: muß nicht endlich doch die Überzeugung Raum gewinnen, daß die Welt immer wieder beim Menschen selbst beginnt, bei jedem einzelnen? Es gibt keine andere Welt, als die jeder in sich selbst erschafft, sein eigener Demiurgos, und selbst erlöst, sein eigener Heiland. Und daß die Welt nicht anders in Ordnung gebracht werden kann, als indem sie jeder in sich selbst in Ordnung bringt. Muß nicht endlich wieder die Persönlichkeit ihre Heiligung empfangen, nicht im Sinne eines mühsamen Aufbaues des Gewesenen und Gestürzten, sondern eben weil wir inbrünstig eine neue, bessere Welt erhoffen? Jeder Bau von zeitstarker Dauer muß mit den Bausteinen begonnen werden. Die Wunderwerke Ägyptens, die Steinwürfel auf Steinwürfel fügten, stehen noch heute, die Tempel Babyloniens, die sich mit gebranntem Lehm begnügten, sind wüste Trümmerhaufen. Der Mensch muß in der Einsamkeit zu sich selbst gefunden haben, muß hart und seiner selbst bewußt geworden, muß mit sich im reinen sein, um seine vollen Werte einsetzen zu können. Alle Komplexe von Menschen: Gesellschaft, Stadt, Staat, „Menschheit" sind Erscheinungen zweiter Ordnung. Nicht von ihnen her kann unser Leben erneuert werden. Es muß in der Einsamkeit heranwachsen, fern von Eitelkeiten wie von Ängsten, in der Sicherheit des Werdens, in der naturhaften Ruhe und Selbstverständlichkeit, die aus der Natur selbst in uns strömt.

Wir müssen zuerst Tapferkeit gewinnen, der Welt zu entsagen, wenn wir sie uns später wieder erobern wollen. Wir müssen unsere Einsamkeiten und unsere hohen Berge aufsuchen, auf die Gefahr hin, mit dem Versucher ringen zu müssen; wir müssen den Gott in uns selbst finden, ehe wir daran denken können, die Menschheit erlösen zu helfen. Aus dem Qualm der Vergnügungsstätten, aus dem Geschrei der Volksversammlungen kann uns das Heil nicht werden, nur aus der Einsamkeit mit uns selbst.



Einsamkeit. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Gebr. Haeckel.



Fallendes Laub. Nach einer Aufnahme von Richard Wörsching.

Das Begräbnis der Pflanzen

Von R. H. Francé (Mit zwei Abbildungen)

Wer an diesem barocken Titel Anstoß nimmt, der beantworte sich einmal folgende Frage: Wo kommen unter natürlichen Verhältnissen im Walde die überlebten und abgestorbenen Bäume hin? Was geschieht mit den unendlichen Mengen von Laub, die jeder Herbst am Boden ansammelt? Was mit den ungeheuren Mengen von Gras und Blumen, die in jedem Jahr verwelken?

Die zunächstliegende Antwort, daß sich Laub und Holz in Humus verwandle, wenn sie der Mensch nicht anderweitig verwendet, streift nur die Oberfläche der aufgeworfenen Frage, denn dieses zu Humuswerden ist es ja gerade, was fragwürdig erschien und worüber man sich keine klaren Begriffe macht.

In Wirklichkeit werden die Pflanzen ebenso „begraben" wie die Menschen. Auch im Walde und auf der Wiese sind die Lebenden darauf angewiesen, daß für sie neuer Lebensraum geschaffen werde, und das geht nur, wenn die Vorübergelebten irgendwie zurückkehren in den großen Kreis, aus dem sie gekommen sind.

Dazu verhilft ihnen eine Gilde von Geschöpfen, die, wie sich schon aus dieser einfachen Erwägung ergibt, zu den Wichtigsten von allem gehören, was da lebt und die trotzdem unbeachtet, den meisten Menschen überhaupt unbekannt sind.

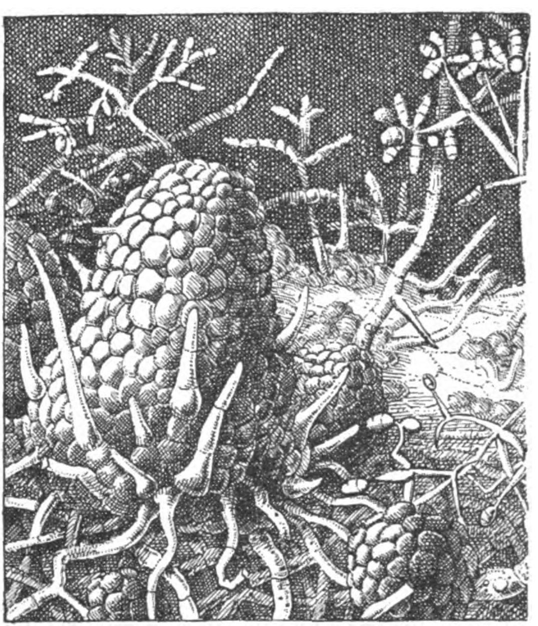
Der Waldspaziergänger im Herbst, dessen Fuß tief einsinkt im raschelnden Laub, denkt gar nicht daran, daß schon wenige Zoll unter seinen Füßen in diesem Laub ein ganzer Wintergarten wunderlicher Gewächse aufsprießt. Das sind zunächst schneeweiße Rasen, von einer unsäglichen Reinheit und keuschen Frische, die Blatt um Blatt miteinander verweben. Andere dieser fädigen Gewebe sind edelgrau und zuunterst folgen dunkle Fadenteppiche von köstlichem Mahagonibraun bis tiefstem Schwarz. Das sind die Bodenpilze, die ihr Leben dadurch fristen, daß sie mittels von ihnen ausgeschiedener Säfte die Blätter allmählich auflösen. Ihr unterirdisches Reich ist erleuchtet durch einen milden, dämmerigen Schein, ein wahres Phosphorlicht, das von Leuchtbakterien ausgeht, die zu den regelmäßigen Bewohnern der tieferen Lagen des Waldbodens gehören. Ihr Leuchten scheint offenbar keinerlei Zweck zu verfolgen; es ist einfach die Folge der überaus heftigen Oxydation, die durch diese winzigen Spaltpilze eingeleitet wird und die auch die Ursache ist, warum sich faulendes Laub ständig etwas, unter Umständen sogar ansehnlich, erwärmt. Auch im Untergrund der Wiesen und Auen machen sich die gleichen Kleinpflänzchen nützlich; nur tritt hier in erhöhtem Maße eine andere Gesellschaft von „Verwesungspflanzen" in den Vordergrund, die im Walde mehr die trocknenden Äste und die abgesprungene Rinde zum Schauplatz ihrer Tätigkeit wählten.

Wer da mit den Hilfsmitteln der wissenschaftlichen Beobachtung hineinzublicken versteht, dem ist es, als trete er in irgendeine Feerie, ein Gaukelspiel launiger Künstlerphantasien, gegen das alles verblaßt, was Menschenphantasie an Formgestaltung und Bizarrerie jemals ersonnen hat.

Die dunklen, feinen Fadengeflechte auf einem modernden Blatt, wie man es in diesen feuchtigkeitstriefenden Wintertagen allenthalben aufheben kann, die kleinen schwarzen Knötchen, mit denen man so ein dürres Zweiglein

bedeckt findet, sind unter dem Vergrößerungsglas aufgelöst in die zartesten und feinsinnigsten Gestaltungen.

Niedere Pilze nennt sie die Wissenschaft; tut sie ganz gelehrt, unterscheidet sie die einen als Gattung Nectria, die anderen als Sphaeria, da Phoma, dort Cladosporium. Dickleibige Bücher schleppt sie herbei und weist aus ihnen nach, daß gerade seit hundert Jahren es immer wieder Forscher gegeben hat, die, jahrzehntelang zurückgezogen in diese kleinste Welt, emsig beschrieben, zeichneten, züchteten, unterschieden und nun nicht weniger als etwa hunderttausend verschiedene Arten von niederen Pilzen kennen, die alle Verwesungspflanzen sind, am tiefsten Punkt des Lebensrades sitzen und daran arbeiten, daß es sich wieder aufwärts drehe, indem sie die gestorbenen Pflanzen wieder hineinreißen in die Kreise des Lebens und den Tod geeignet machen für seine Auferstehung.



Die Totengräber der Pflanzen. Ein Blick in die Pilzvegetation, die sich auf der Oberfläche faulenden Laubes im Herbstwalde einstellt, bei starker Vergrößerung. Links im Vordergrunde erheben sich die Fruchtkörper eines Nectoriapilzes, im Hintergrunde die Rasen der braunen Schimmelpilze, die an der Umbildung der Laubdecke zu Waldhumus beteiligt sind. Nach der Natur gezeichnet.

So unglaublich das auch klingt, es ist aber Tatsache: noch kennt man erst die wenigsten dieser Verwesungspilze wirklich genau. Es ist kaum möglich, ihren Lebensgang zu beschreiben, so vielfältig und verwickelt ist er. Vieles von dem, was man gemeinhin Schimmelbildung nennt, gehört dazu, ist aber nur eine Anpassung an *bestimmte* Lebensumstände. Aus dem Schimmelstadium entwickeln sich sogenannte Pilzfrüchte. Aus denen brechen wieder Sporen hervor, die sich nach Art der Hefepilze fortpflanzen und an feuchteren Tagen wieder zu Schimmelbildungen leiten. Und alles das ist vielgestaltig und schön: tauig schimmernd, blitzend wie aus Kristallglas, zart getönt, bald gelblich, bald bläulich oder auch dunkel gefärbt. Da hängen lila Festons oder Perlenschnüre; zu reizenden Fächern setzen sich diese Fäden zusammen, andere bilden Urnen und Becher, oder die Fäden rollen sich auf und gefallen sich in einer phantastischen Ornamentik, die an den Geschmack des Rokoko erinnert. Wieder welche verflechten sich zu Mustern und Teppichen, bilden Wedel, Pinsel und Zöpfe, sind aufgereiht in Girlanden; sie ermüden die Ausdrucksfähigkeit und erschöpfen den Wortschatz in ihrer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit.

Natürlich ist nicht Schönheit der Sinn dieser Vielheit. Schönheit ist überhaupt nur eine Art des Menschen, die Dinge zu sehen. Die wahre Bedeutung dieser vielerlei Gestaltungen aber ist uns noch verborgen. Ganz am Anfang stehen unsere Kenntnisse, und man ahnt nur, daß in diesen verborgenen Gründen und Untergründen der Natur Klärungen und Weistümer für viele kommende Geschlechter von Forschen und Denken schlummern müssen.

Gerade hier wird es zum Erlebnis, was von den feinsten und kühnsten Geistern unserer Tage gleichsam zaghaft angedeutet wird: Unsere gesamte Naturerkenntnis ist erst ein Anfang, und das eigentliche, das wirkliche Wissen muß noch erst kommen.

Schon das leuchtet grell in die Beschaffenheit des Naturbildes, das sich der Gebildete von heute macht: Wir sind umgeben von einer tausendfachen Lebewelt, die untrennbar und notwendig zum Werden von Wald und Flur dazugehört, weil sie der Hüter und Werkmeister des Vergehens ist — *und niemand kennt sie*, kaum einer weiß davon.

Die schöne, warme, dunkle, fruchtbare Erde zu unseren Füßen würde nicht entstehen, würde nicht *bleiben* in ewig erneuter Frische und Fruchtbarkeit, gäbe es die Verwesungspilze nicht. Da das Leben des Menschen von der Fruchtbarkeit des Bodens abhängt, kann man ruhig sagen, auch der Mensch könnte und würde nicht leben ohne sie; sie sind eine der Vorbedingungen seines Daseins. Und doch wird fast jeder, der diese Zeilen liest, zum ersten Male darauf hingewiesen, daß es solche Geschöpfe gibt. Hat da nicht der lächelnde Blick des Weisen recht, wenn er sagt: Sonderbares Geschlecht ihr Menschen! Nach dem Himmel langt ihr und nach dem tiefsten Geheimnis des Seins wollt ihr heute schon fragen! Und ihr kennt noch nicht einmal alle die einfachen und notwendigen Dinge, von denen der Kreislauf eures Seins abhängt und geregelt wird . . .

Herbstklänge * Von Walter Freiherr von Saß

Nebel

Noch immer gehe ich und bin doch so müde, so entsetzlich müde.

Die Gestalten der Vorübergehenden zerbrechen im Nebel. Das blasse Laternenlicht flackert durch meine Seele. Eine Träne tropft langsam auf meine Hand, meine lange weiße Hand. Eine Elektrische klingelt heran, ihre erleuchteten Scheiben brennen mein Gesicht. Ich sehe Schatten laufen, geschwind, wie geschwind . . .! Dann Stille.

Meine Schritte verhallen im Gewirr der Straßen. Mein Kopf ist wie zerschlagen. Ein dicker Herr schielt nach mir über seine beschlagenen Brillengläser. Er beobachtet mich mißtrauisch, trotzdem bergen seine Züge Zeichen unverkennbaren Wohlbehagens. Aus der Ferne höre ich das Geplätscher verschlafener Brunnen und spüre, daß es sehr warm geworden ist. Sinken, versinken irgendwohin . . .

Aber meine Müdigkeit wacht. Ich stolpere über den nassen Asphalt, taumle vorwärts, immer vorwärts, ein Einsamer, die Straßen dunkel, Nebel auf dem Wege . . .



Wie ich jetzt langsam die Augen schließe, wächst aus den Häusern kaum hörbar der Tag, groß, ein Mensch, der seine Hände reckt.

Ich muß an dich denken . . .

Ich muß an dich denken, jetzt, da der Sommer zu Ende gegangen ist und die letzten Blumen an den Halden stehen.

Mir ist es, als hörte ich noch dein silberhelles Lachen, deine betörende Musik, deine klingenden Träume.

Der Herbst mußte ja kommen, mußte kommen für uns beide. Du warst so ernst und müde, mir aber grub der Sturm Furchen ins harte Gesicht. Die Vogellieder waren stumm geworden, wie ein Mensch, den man zu Grabe trägt.

Einsam gehe ich durch den Herbst, durch den großen Wald, mein Herz ist bunt, wie ein Kindermärchen, und die Blätter fallen langsam und traurig. Wenn aber lichte Waldfrauen durch Abende schreiten, wenn das matte Licht der Sonne über nassen Stoppelfeldern verglüht, dann muß ich an dich denken und weiß, daß das Grau des Nebels unser Lachen getötet hat und daß unsere Liebe stille geworden ist in den dumpfen Stuben.

In den Lüften ist Scheidenmüssen und Abschiedsschmerz, und ein Ton verklingt so schrill und weh, wie wenn ein Schwert zu Boden klirrt . . . Sanft sind die Stunden, da ich von dir träume.

Über den Tannen vergeht es, wie ein Lächeln, ich aber taumle und versinke vor dem Etwas, das durch den Wind rauscht, einem Vogel gleich, schwarz, mit gebreiteten Schwingen . . .

Liselott von der Pfalz

Ein Gedenkblatt zum 200. Todestag am 8. Dezember. Von Anna Schwabacher-Bleichröder

Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's! — lautet ein alter Spruch. Ein echtes, fröhliches Pfalzkind, urwüchsig. Herz und Mund auf dem rechten Flecke, war Elisabeth Charlotte. Alles ihr von der Natur gegebene Gute und Herzige bewahrte sie sich selbst am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, an dem — das war die Ironie ihres Schicksals — gerade diese bis in den Kern deutsche Prinzessin von früher Jugend an bis zum Tode leben mußte. Wie bitter sie bei aller Selbstbeherrschung das täglich empfand, dafür spricht das Wort Liselotts: „Ich bin so wenig geeignet für Frankreich, daß ich mein ganz Leben mitten im Hof in Einsamkeit zubringe; weilen ich aber wohl sehe, daß es Gottes Wille ist, habe ich mich drein ergeben." Elisabeth Charlotte von der Pfalz wurde geboren am 27. Mai 1652 als Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, aus dessen erster Ehe mit Elisabeth Charlotte von Hessen. Noch ein Sohn entstammt dieser Ehe, Liselotts vielgeliebter Karllutz, der nach des Vaters Tod 1680 den Thron bestieg, aber zum Schmerze Liselotts schon 1685 starb. Man gab Liselott schon als vierjähriges Kind an den Hof von Hannover zu Vaters Schwester, der prächtigen, klugen Kurfürstin Sophie, damit das Kind die zwischen beiden Eltern gähnende Kluft nicht sehe, die schließlich zur Scheidung führte. In Hannover hielt auch die „Herzliebste Jungfer Offeln" als Erzieherin treusorgende Hände über das Mägdlein. Sie und Tante Sophie waren und bleiben Lichterscheinungen im Leben von Elisabeth Charlotte, und wir finden beide oft in Briefen erwähnt als „die, denen ich verdanke, was ich vielleicht Gutes und Rühmliches besitze". Liselotts Inneres war ein seltenes Gemisch von echter Weiblichkeit, die nie durch Strenge abstieß, von entzückendem Liebreiz und quellfrischem Humor. Ferner besaß sie etwas fast Mannesmut zu Nennendes. Hierüber sagt sie von ihrer Jugend: „Ich bin mein Lebtag lieber mit Degen und Flinte umgegangen als mit Puppen, das hätte mir beinahe das Leben gekostet; denn ich hatte erzählen hören, daß in Frankreich ein Mädchen vom Springen zum Mannesmenschen geworden, das hat mich so erschröcklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen hab'."


Herzogin Elisabeth Charlotte (Liselotte). Gemälde eines Unbekannten in der Sammlung des Heidelberger Schlosses.

Inzwischen wurde daheim die unglückliche Ehe geschieden und Liselott bekam eine Stiefmutter. Wie gut sie sich mit dieser und ihren acht Stiefgeschwistern zu stellen wußte, dafür zeugt ein im Jahre 1696 noch von ihr getaner Ausspruch: „Alles, was in mein Vermögen jemals wird kommen können, Euch meine Affektion zu beweisen, da werde ich nie an fehlen." Liselotts erste Jugend verfloß fast ungetrübt in Spiel, Sport und Scherz. Wir vernehmen auch, daß sie in ihrer urkräftigen Art unliebsame Bewerber sich vom Halse zu halten wußte. Einen solchen läßt sie einmal schlafend aus ihrer Kutsche hinausspedieren und fährt lustig, peitschenknallend, davon, um dem „Herrn Vatter" daheim diese Moritat zu melden. Beim „Herrn Vatter" und beim „Herzensbruder Karllutz" daheim im Heidelberger Schlosse gefiel es ihr überhaupt über die Maßen gut.

Rein politische Gründe waren es, die dem Pfälzer Kurfürsten eine Verbindung mit Frankreich durch eine Ehe Liselotts mit dem Bruder Ludwigs des Vierzehnten, Herzog Philipp von Orleans, wünschenswert machten. Und das arme Ding sagt unter heißen Tränen, aus reiner Vaterlandsliebe: Ja.

Zum Glück, ohne zu ahnen, wie fruchtlos ihr Opfer werden sollte, da gerade ihre welsche Verwandtschaft ihr geliebtes Heidelberg mit dem Schlosse ihrer Väter später zerstörte.

Bald darauf wird sie nach Frankreich geleitet. In Straßburg angelangt, nimmt sie herzbrechenden Abschied von der Heimat und auch von ihrem Glauben, denn als französische Fürstin muß sie sich zum Katholizismus bekennen. „Ich hätte wohl von Herzen gewünscht," so schüttet sie ihrem lieben Bruder Karllutz ihr Herz aus über jene Straßburger Tage, „daß es sich hätte schicken können, daß ich Euch zu Straßburg hätte umarmen können. Ich glaube, wir würden miteinander geheult haben. Denn wie ich beim Ochsen (einem Gasthaus) bin vorbeigefahren, ist's mir eingefallen, wie ich den Herrn Vatter das letztemal da gesehen. Da ist mir das Flennen so greulich angekommen, daß ich's nicht hab' verhalten können."

Aber tapfer preßt sie ihr Herz in die Hände und wird, nachdem sie in Saint-Germain feierlich dem französischen Hofe präsentiert worden, 1671 als Neunzehnjährige dem Herzog von Orleans angetraut, der als Bruder des Königs den Titel „Monsieur" trug, während sie „Madame" angesprochen wird. Ihr Gatte, Herzog Philipp von Orleans, war so ungefähr das Gegenteil von Liselott. Ein weichliches, verpimpeltes Modeäffchen, getreuer Spiegel all dessen, was am König alltäglich war und bei ihm gar lächerlich wirkte. Liselott schreibt ihren Allerintimsten von ihrem Gemahl: „Er legte auch immer Rot auf die Backen, und wenn ich einmal im hohen Staate erschien, so hatte er jedesmal meinen ganzen Anzug geordnet. Gewöhnlich war er mit all meinen Ringen und Juwelen geschmückt, denn er wollte gerne glänzen." Ein andermal macht sie ihrem bedrängten Herzen Luft in einer in wenig Worten allumfassenden Kritik ihres dortigen Lebens: „Wer das Lachen vertreiben will, mag sich nur in Frankreich heiraten, es wird einem bald genug vergehen."

Dieser Ausspruch ist das Endergebnis der Betrachtung der damaligen französischen Hofsitten. Spielwut, Favoritinnenherrschaft und noch manches, worüber Liselott in ihren Briefen in die Heimat unverhohlen spricht. Denn Liselott lernt es nun einmal nicht, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, selbst nicht beim Könige. Und — war es, daß dieser sich in der schwülen Hofluft erquickte an diesem Hauch von Schwarzwälder Tannennadelherbheit und Nadelspitze, oder war es Liselotts auch äußerlich anmutende Erscheinung — genug, der König gewinnt das herzige Naturkind lieb wie eine Schwester. Er hält treu zu ihr, als die ihrer unantastbaren Reinheit wegen Befehdete ins Kloster gehen will, weil man sie ihrem Gatten gegenüber als „untreu" verdächtigt. Er verbürgt ihr, daß sie zu ihrem Recht kommen solle, mit seinem Königswort: „Ich werde Sie nie, mag kommen, was da wolle, in ein Kloster gehen lassen."

Und so geschieht's. Aber es ist ein Dornenweg, den Liselott geht, und sie muß oft diese Dornenhecke mit einem urkräftigen Worthiebe durchhauen. So scheute sie sich auch nicht, obschon sie wußte, daß ihre Briefe heimlich am Hofe geöffnet wurden, darin die ihr besonders zuwidere Freundin des Königs, die Maintenon, mit Kosenamen zu belegen, unter denen noch die zartesten sind: „die alte Hexe", „Rombombel" oder „die alte Kunkunkel". Sie schreibt auch ganz offen über die Maintenon: „Wo der Teufel nicht hinkommen kann, da schickt er ein altes Weib hin."

Alle Bitternisse und Intrigen, denen Liselott ausgesetzt war, vermochten nicht, ihr gütiges Herz zu verhärten. Sie ist der Schutzengel der wenigen Wertvollen in ihrer Umgebung. Sie tröstet die Dauphine (Kronprinzessin), die ihr klagt, die Maintenon habe ihr gedroht, sie beim König zu verleumden, mit den Worten: „Ist's möglich, daß Sie sich von dieser alten Hexe erschrecken lassen? Sie sind Dauphine, die erste Frau in ganz Frankreich. Ohne erschreckliche Ursachen kann man Ihnen nichts tun."

Die Jahre verrauschen, mit ihnen Liselotts Jugend. Die Sympathie des Königs verblaßt, ihr Mann, den sie ja nie recht besessen, entgleitet ihr, ihr ältester Sohn heiratet in ihr nicht angenehme Kreise, der zweite ist unbedeutend, und von ihrer Tochter kann die an Freuden arme Fürstin nicht viel mehr sagen, als „daß sie ganz und gar keine Anlage zur Koketterie und Galanterie hat".

Liselott als Erzieherin stellt sich in ihrer drolligen Art also dar: „Ich habe den Sohn sehr brav mit der Rute gestrichen, daß er sich's noch erinnert, denn Maulschellen sind gefährlich, indem es dem Kopf schädlich sein kann." Und ein andermal schreibt sie von einer Erkältung des herangewachsenen Sohnes: „Ich habe aber nicht zugegeben, daß man ihm viel Medikamente gegeben. Denn, weil ich wohl gesehen, daß seine Krankheit nur vom unordentlichen Leben kame, so er den Karneval über in Paris geführet, habe ich ihn nur hübsch warm halten lassen, knapp zu essen geben und Wasser trinken, um sich wieder zu erfrischen. — In fünf Tag war er da rasch wieder gesund." —

Bitter nahe ging ihr die Not ihres Vaterlandes. Sie weinte Tag und Nacht, als sie erfuhr, daß ihre nunmehrigen Landsleute ihr geliebtes Heidelberg und viele andere Ortschaften der Pfalz zerstört hatten. Sie wird auch mehrmals deshalb beim Könige vorstellig — vergebens. Und sie klagt: „Sobald ich die Augen zugetan, um zu schlafen, habe ich die Örter der Heimat in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und hab' länger als eine Stunde geweint, daß geschluchzt habe."

Sie atmet wie befreit im Jahre 1708 auf: „Es hat mich recht in der Seele gefreut, daß das gute, ehrliche Heidelberg wieder so wohl gebauet ist. Gott wolle es vor ferner Unglück bewahren."

Immer einsamer wird Liselott, als auch der König dahinscheidet. Aber ihr gutes Herz gewinnt es über sich, der noch einsameren Maintenon, die nun der Verachtung anheimgefallen, einen Besuch zu machen und sie über den tiefen Sturz zu trösten. Und das ist so urecht Liselotts Art, die zwar nie aus ihrem Herzen eine Mördergrube machte, aber dem Gefallenen stets die Hand reichte, um ihn aufzurichten. So war sie auch immer eine Feindin von Grausamkeiten, von Verfolgungen aus politischen und religiösen Gründen.

Die ihr unvergeßliche Heimat hat Elisabeth Charlotte niemals wiedergesehen, wollte es auch im Grunde nicht nach der Verwüstung durch die Franzosen: „Wenn ich Mannheim oder Schwetzingen oder Heidelberg wiedersehen sollte, glaube ich, daß ich vor Tränen vergehen müßte." Viel vom französischen Hofe weggekommen ist die Fürstin überhaupt nicht. Kurz vor ihrem Tode zog es sie gewaltig nach Reims zu ihrer Tochter, der Herzogin von Lothringen. Aber von dort kehrte sie krank zurück. Und am 8. Dezember 1722 entschlief Elisabeth Charlotte von der Pfalz zu St. Cloud.

Ein Wort des Historikers Saint Simon, der das Leben jener Zeit am französischen Hofe schildert, ist ein wahrer, treffender Nachruf für diese seltene Frau und Fürstin: „Sie war eine Fürstin aus der alten Zeit, festhaltend an Ehre, Tugend ... unerbittlich in Anstandsfragen. Sie besaß Geist, sie war eine treue Freundin, zuverlässig, aufrichtig, durchaus deutsch in ihren Sitten."

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Das Stirnband

Künstlerische Aufnahme von Rich. Woersching

Universum 1923



Als Weihnachts- und Neujahrsgruß

versenden zahlreiche Leser des „Universum" gern den hübschen und praktischen

Universum-Taschenkalender

oder den größeren

Schreibtisch-Kalender

der bei seinem ersten Erscheinen 1920 so großen Beifall gefunden, daß sich der Verlag entschlossen hat, ihn wieder herauszubringen. Er stellt den Universum-Beziehern von der sehr beschränkten Auflage gern die erwünschte Anzahl zu den untenstehend verzeichneten Selbstkostenpreisen zur Verfügung. Lieferung nur möglich gegen Voreinsendung des Betrages.

Bezugspreise:

Taschenkalender:

10 Stück einschl. Porto und Verpackung M. 40.—

20 Stück einschl. Porto und Verpackung M. 70.—

Schreibtischkalender:

10 Stück einschl. Porto und Verpackung M. 120.—

20 Stück einschl. Porto und Verpackung M. 200.—

Postscheckkonto Leipzig 295

Philipp Reclam jun. Leipzig

Beachtenswerte Mitteilungen

Hygiama ist ein billiges Nährmittel, das in bekömmlichster, leichtverdaulicher Form alle Nährstoffe (Eiweiß, Fett, Kohlehydrate und Mineralstoffe) in physiologischem Verhältnis in sich birgt und deshalb nicht nur für Gesunde, sondern auch für Kranke, Genesende und vor allem für die heranwachsende Jugend ein ideales Kräftigungsmittel ist. Aus Hygiama (Pulver) lassen sich ein wohlschmeckendes Getränk und ansprechende Speisen bereiten. Wo es erwünscht ist, zwischen den Mahlzeiten eine leichte Stärkung zu sich zu nehmen, oder wenn Beruf oder Reise zum Auslassen einer Mahlzeit zwingen, sind die handlichen Hygiama-Tabletten am Platze, die auch vom nüchternen Magen bestens vertragen werden und sich bei nervösem Hungergefühl oder nervösem Brechreiz vorzüglich bewährt haben. Für Sporttreibende und Wanderer stellen die Hygiama-Tabletten einen idealen Proviant dar. Nähere Auskunft erteilt die Herstellerin Dr. Theinhardts Nährmittelgesellschaft, A.-G., Stuttgart-Cannstatt. Es wird gebeten, bei Anfragen auf Reclams Universum Bezug zu nehmen.

Wimpern und Brauen. Niemand verkennt den pikanten Reiz langer, seidiger Wimpern, niemand verkennt die Schönheit der dichten, gleichmäßig gewachsenen Brauen, aber nicht jedem verlieh sie bereits die Natur. Erst die Pflege mit einem geeigneten Mittel, welches Wachstum von Wimpern und Brauen erhöht und ihnen zugleich eine dunklere Tönung verleiht, gibt den meisten der Frauen diese seidigen Schleier über den Augen und diese dicht gewachsene Schönheit der Brauen am Ansatz der Stirn. Wir empfehlen dafür den „Augenbrauensaft" dunkelster Färbung der Frau Elise Bock G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 16.

Das Gute bricht sich Bahn trotz aller Konkurrenzmaßnahmen und trotz etwa vorhandener Vorurteile. Das sieht man an Rieschels Grudeherd mit patentierter Wellsiebfeuerung. Er allein ist der Universalherd, der in jeden Haushalt gehört. Anfragen wolle man an Walter Rieschel & Co. m. b. H., Liebertwolkwitz 3 bei Leipzig richten.



Frankfurter Nachrichten

Gegr. 1722

Frankfurt a. M.

★

Größte nationale Zeitung Südwestdeutschlands.

Gute Leitartikel.

Großer Handels- und Börsenteil.

Schnelle Berichterstattung aus all. Weltplätzen.

Erstkl. Feuilleton

Wirkungsvolles Insertionsorgan

Hermsdorf-



Schwarz ist das beste **Diamantschwarz.**

Man achte beim Einkauf von Strümpfen, Handschuhen, Trikotagen und Garnen auf den Originalstempel:



Louis Hermsdorf, Chemnitz.



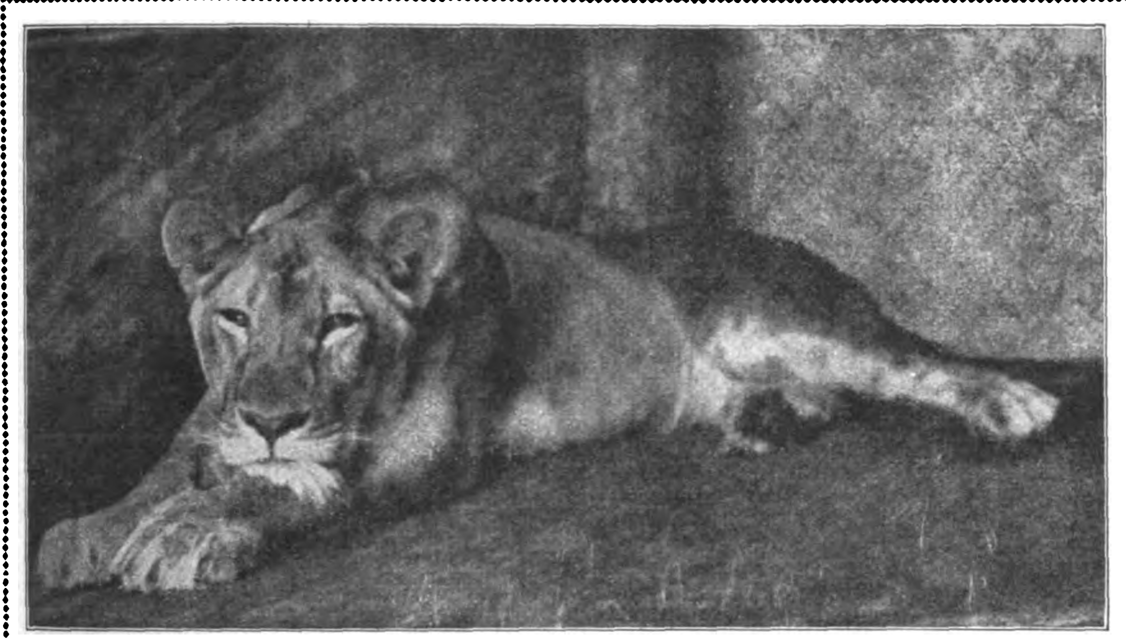
Soeben erschienen:

Hindenburg-Kalender 1923

in Vierfarbendruck mit 52 Bildern von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, Gedenktagen und Sinnsprüchen mit Namenszug von fast allen Persönlichkeiten, die sich im Kriege besonders für das Vaterland verdient gemacht haben. In dem Kalender sind, seiner Aufgabe entsprechend, die Heldentaten unserer Armeen, der Marine und der Schutztruppe zeitlich festgehalten und in Verbindung damit durch Bilder von allen Kriegsschauplätzen ergänzt. Der Prachtkalender, der nur 150 M. kostet, sollte in jeder deutschen Familie Aufnahme finden.

Zu bez. durch: **Otto Thiele, Halle-S., Leipzigerstr. 61/23**





Löwin. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Else Römling

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Frau Roses Hände schlummerten noch immer schwer gefaltet über dem Schürzengurt, und das Silberkreuz ruhte auf ihrer Brust: „Hab' ich Ihnen nicht gleich gesagt, daß dabei nichts Gutes herauskommen könnte, Frollein Anna?" ermahnte sie verletzt. „Sie und solch ein Kommis aus einer Militärabwicklungsstelle!? Jesus, meine Zuversicht! Sogar in den Karten stand es ganz deutlich geschrieben, er würde Sie sitzen lassen. Ein Unglück lag Ihnen in die Stube. Oder etwa nicht?"

„Gehn's, lassen's mich aus mit dem Spektakel. Es ist alles nicht wahr," rief Anna entrüstet und wurde porzellanblaß, mich läßt man auch gerade sitzen. Ich hab' dem Fallot den Laufpaß gegeben. Ich — ich!"

Sie klopfte sich auf die Brust.

„Streiten wir nicht," gab Frau Selma Rosse nach, wobei sie etwa so dastand, wie die Verkörperung des Bibelverses: ‚Selig sind die Sanftmütigen'. „Aber liegt das Unglück nicht etwa schon in Ihrer Stube?" fuhr sie fort: „Ich wollte nur einmal nachfragen!"

Jetzt verwirrte sich die Böhmin, und in ihre Augen drang etwas Falsch-Schielendes: „Was meinen Sie wohl damit?" fragte sie katzenfreundlich.

„Was?" sagte die Holzstatue gegen den Alkoven gerichtet. „Sie glauben doch wohl nicht, daß ich nicht weiß, was hier vorgeht?" fragte die Rosse genau so starr wie vorher. „Wie kommen Sie dazu, einen fremden Menschen bei sich zu beherbergen? Haben Sie schon meine Erlaubnis dazu eingeholt? Ich bin eine ordentliche Frau und will mit der Polizei nichts zu schaffen haben. Wie heißt der Mensch?"

Viel geschmeidiger, als man bisher nach ihrem Verhalten erwarten konnte, glitt Anna Znaim an die Seite der Umfangreichen, um ihr nun begütigend und voller Schmeichelei über den prallen Arm zu streicheln: „Liebste, beste, einzige Frau Rosse," meinte sie dabei immer noch in ihrer leuchtenden Sorglosigkeit. „Denken Sie bloß, über seinen Namen zerbrechen sich gerade die im roten Hause den Kopf. Wozu? Ist ja gar nicht nötig, ich nenne ihn Ignaz."

„Was? — Was?" quoll es aus der Wirtin, und ihr Gesicht wurde dunkelblau: „Wo kommt er her?"

„Das weiß ich auch nicht," lachte Anna, die durchaus ansteckend wirken wollte und wies alle Zähne.

„Jesus — — und seine Beschäftigung?"

Die Goldblonde zuckte die Achseln und warf die vollen Lippen auf: „Was weiß ich?" ließ sie so beiläufig fallen, indem sie rasch nach der Alkoventür schoß, um sie zu schließen. „Im Moment liegt er krank — er erkennt mich nicht einmal — und das hat mir so leid getan."

Auf diese in den Augen einer Zimmervermieterin allerdings höchst verworrene Anschauung sprang wieder ein unsichtbarer Wind um die Holzfigur auf, so daß ihre Gewänder rauschten.

„Das ist mir aber zu stark," gurgelte es aus dem bleiernen Busen. „Sie glauben doch nicht, daß ich mir so was gefallen lasse? Jesus, wie dürfte ich das? — Ein Namenloser! Ein Vagabund — Und das wird von solch einem leichten Flittchen mit in die Wohnung genommen!"

„Sie," drohte Anna Znaim keck und richtete sich hoch auf. „Das laß ich mir nicht gefallen!"

Allein die Pythia überging die Antwort: „Ich werf' ihn raus," entschied sie sich lieber, und um ihre Absicht noch nachdrücklicher zu betonen, wiederholte sie nochmals entschlossen: „Ich werf' ihn raus!"

Da brach die Verkünderin der Zukunft plötzlich das Wortgefecht ab, denn die Böhmin hatte auf alles gefaßt, den Fuß vorgestemmt, und während sie sich nun die Ärmel der weißen Taille wortlos in die Höhe krempelte, offenbarte das schöne Geschöpf ein Paar so tadellos geformte Arme, daß der weisen Frau im Anstaunen der ganzen gespannten und gereckten Gestalt abermals das Bedauern über die Nutzlosigkeit so vieler Himmelsgaben aufstieg.

„Aus Ihnen wird im Leben nichts," ächzte sie, und zwar mit gedämpfter Orgelbegleitung. „Man hatte es

so gut mit Ihnen vor. Jesus, meine Zuversicht, und auch die Karten prophezeiten Ihnen am Ende ein unermeßliches und geheimnisvolles Glück. Ein Graf oder ein Fürst lag beinahe schon neben Ihnen!"

Jetzt drehte sich ein Schelmenreigen auf den Wangen der Gescholtenen. Neckend wies sie auf die Alkoventür und vollführte vor Vergnügen eine tänzerische Figur.

„Na, was wollen Sie, liebste, beste Frau Rosse?" verteidigte sie sich mit ihrer erfrischend volltönenden Stimme: „Liegt er denn nicht schon drinnen, Ihr Kartenprinz? Und passen Sie mal auf," setzte sie für sich selber viel nachdenklicher hinzu, „irgendwas ist auch mit dem Menschen. Eh — da kenn' ich mich aus. Solch feine Nase mit so einem leichten Schwung, und diese grausig einsamen Augen, i Schnecken, die wachsen nicht unter uns Lumpenpack."

„Sparen Sie sich das," wehte es von der Holzfigur herüber. „Wer ist hier Ihr Lumpenpack? Aber ich will Ihnen was sagen, ich glaube, Sie sind in den Strolch vernarrt!"

„Verliebt," verbesserte Anna aufhorchend, die noch immer mit dem Rücken schützend gegen die Tür lehnte, und hob jetzt ganz erstaunt über die neue Entdeckung den Finger an die Lippen. „Wahrhaftig, ich mein', so was Ähnliches wird wohl dahinterstecken," rief sie verblüfft über sich selbst, und in ihre Augen ergoß sich ein blauer Strom von Überraschung. „Nun nehmen Sie bloß mal an, Frau Rosse, halten Sie so was überhaupt für möglich?"

Da war aber selbst die Geduld eines Holzklumpens erschöpft. Die innere Maschinerie geriet in Unordnung, es erfolgte ein grausiges Knarren und Krächzen. Sogar die Arme und Hände lösten sich von ihrem gewohnten Platz und begannen ein konfuses Spiel. „Sie, Sie Lumpenliese," rollte es langsam und polternd aus der dicken, atmenden Puppe; „schämen Sie sich gar nicht? Sitzt hier halb umsonst bei mir — bei mir gutmütigen, vertrauensseligen Person, wo ich doch ganz was anderes hoffte. Und jetzt, wo ich mich bescheiden nach der rückständigen Miete erkundige, ha, ha, da schmuggelt man mir noch solch einen Kerl ins Haus. Solch einen — solch einen —" Aber während des Suchens nach einer genügend malenden Bezeichnung wurden auch die Beine der Pythia von dem seltsamen Leben erfaßt, denn sie gerieten gleichfalls in Bewegung und trugen den empörten Körper tatsächlich auf seine Widersacherin zu. Ein nie erwarteter, unheimlicher Anblick.

Dazu schrie der eingekerkerte Mund wie besessen hinter seinen Gitterstäben hervor: „Solch einen Pennbruder — solch einen Leichenfledderer — solch einen Asylisten! Pfui — pfui — pfui —"

Es klang, wie das Verzweiflungsgezeter einer Gewürgten, und die kahlen Wände des abgeschrägten Dachstübchens warfen die spitzen Töne nicht allein zurück, sondern ließen das Echo sogar noch auf die Gänge und verschlungenen Treppen des Hinterhauses dringen. Bald rührte es sich auch in dem menschenüberfüllten Gebäude. An die Außentür wurde kurz hintereinander geklopft. Und ehe noch Anna Znaim Zeit gewinnen konnte, ihre gewaltsame Haltung aufzugeben, denn das Mädchen hatte sich im ersten Schrecken über das unerwartete Geheul der Rosse mit der Stirnseite gegen die Alkoventür geworfen, als müsse es mit hocherhobenen Armen und angestemmten Knien den Eingang schützen, da betraten zwei Männer ohne weiteres Zeremoniell das Zimmerchen der Böhmin. Doch es waren nicht die sonst für derartige Fälle so teilnahmsvollen Nachbarn und Miteinwohner, sondern die Ankömmlinge gehörten jenem Kreise an, dessen Erscheinen fast augenblicklich in diese kleinen, lichtscheuen Gelasse das Verstummen trägt.

„Was gibt es hier?" fragte der Aktuar Krasselt, noch neben dem Sicherheitssoldaten von der Schwelle aus, denn der Schreiber hatte sich offenbar zu dem Erkundigungsgange gedrängt. Jetzt stand er knickbeinig da, schäbig angetan, in seinem verblichenen schwarzen Gehrock, unter dem die geblümte Weste und ein Paar zerbeulte Streifbeinkleider von der Vergänglichkeit alles Seins predigten, und seine Kalmückenaugen richteten sich sofort gezogen auf den schreckgebannten Rücken der Goldblonden, die er verfolgt wähnte. „Was lärmen Sie hier so maßlos?"

Indessen die Kartenlegerin vermochte darauf keine vernünftige Antwort zu erteilen, die hölzerne Lähmung war wieder in sie gefahren, statt ihrer sprang Anna Znaim unter einem hellen Freudenausbruch auf ihren Besucher ein, da sie jetzt ihre Partie für gewonnen hielt. „Bitt' schön, Sie sind's?" bewillkommte sie den Poeten mit ihrer verführerischen Heiterkeit, krümmte sich vor Lachen und schlug sich auf den Schoß, „das laß ich mir gefallen!"

Überquellend vertraulich streckte sie dem Polizeimann die Hand entgegen, was jedoch von dem Schreiber unter einer angenommen frostigen Miene abgelehnt wurde. Heimlich hätte der Poet dagegen am liebsten die schwellenden Lippen der Böhmin geküßt.

„Was gibt es hier?" fragte er noch einmal streng amtlich, um sich vor seiner Anwandlung zu schützen. Und nachdem er von dem Mädchen die Ursache des Streites erfahren, wurde das faltige und gedrückte Antlitz des Kalmücken, als er es traurig dem Alkoven zukehrte, zwar von der entsagenden Melancholie eines Pechvogels überschattet, gleich darauf aber suchte der Schreiber Trost in der Erfassung des Augenblickes und seiner goldblitzenden Wonnen.

Bezaubert stand der Poet unter dem Eindruck des schönen Mädchens, und während er ihre Nähe spürte, fühlte er sich umsprüht von einem Goldregen, erwärmt und bestrahlt von einer heiteren Sonne.

Mühsam nur fand er sich in die Papierwelt seiner Akten zurück.

„Haben Sie denn den Mann schon früher gekannt, Fräulein Znaim?" fragte er.

Anna schüttelte den Kopf und lächelte. Dann sah sie ihn verstohlen von der Seite an.

„Und trotzdem haben Sie ihn ohne alles Entgelt bei sich aufgenommen?"

Die Goldblonde lächelte wieder und nickte. Sie sah sehr leichtsinnig aus.

„Das ist gut und recht von Ihnen," urteilte Hans Krasselt mit Überwindung und rieb sich die Stelle, wo sonst der Ärmelschoner zu haften pflegte. „Gut und recht. Ich wollte, daß viele so mitleidig dächten. Auch die Polizei wird dagegen, soweit ich es beurteilen kann, kaum einen Einspruch erheben."

Er wandte sich zu der Rosse, die noch immer nicht das schaukelnde Silberkreuz beruhigen konnte, und fragte mißfällig: „Und was haben Sie dagegen einzuwenden?"

„Nichts," entgegnete die Rosse vollkommen ernsthaft. „Jesus, meine Zuversicht, wie würde ich? Frollein Anna ist ein gutes und barmherziges Geschöpf."

Nach diesem kleinlauten Rückzug richtete sich die zerdrückte Figur des Schreibers etwas selbstbewußter auf, und die geblümte Weste hob sich stolzer, weil er gerade im Beisein des verehrten Mädchens die Zauberwirkung seiner Sendung genoß. „Nun, ich freue mich, daß Sie derartig denken, liebe Frau Rosse," sagte er so nachdrücklich wie nur irgend möglich, denn er hatte sich jetzt von dem hellen Heiligengefunkel der Böhmin getrennt, und in seinen schmalen Kalmückenaugen lauerte wieder der mißtrauische Späherblick. „Sie besitzen doch Ihren Gewerbeschein?"

„Gewiß, als Zimmervermieterin," bestätigte die Holzstatue, deren Atem stillstand, obwohl die braunen Haubenbänder etwas zitterten.

„Sie legen doch aber auch Karten?" erinnerte der unerbittliche Schreiber, „weissagen aus Kaffeegrund oder Eiweiß und betreiben überhaupt derartige okkulte Künste! Nicht wahr?"

Um die dünnen Lippen des Poeten zuckte ein ironisches Wohlbehagen, er spielte mit der großen Holzpuppe, als wäre diese ein seltsames Weihnachtsgeschenk.

„Ja, aber nur aus Freundschaft," beteuerte die Pythia, deren Kopf inzwischen wieder unverrücklich auf dem Halse festgewachsen war. „Was denken Sie? Nur für Bekannte. Und ganz unentgeltlich."

Hier erhielten die schwarzlackierten Augen der Figur einen Ruck und drehten sich mechanisch gegen ihre Einsassin, denn Anna Znaim wandte gar keine Mühe auf, ihre offene Schadenfreude zu verheimlichen. Verstohlen hielt die Goldblonde ihr Kinn in die Linke gesenkt, um stets ihren vollen Mund hinter den Fingern zu verbergen, so oft die Rosse mit ihren steifen Holzgelenken zu entschlüpfen versuchte. Auch der Poet verglich die beiden Frauen eine Weile in der stillen Entzückung des Menschenfischers, dem zwei erwählte Exemplare im Netze zappeln, bis er endlich unter einem halben Achselzucken den Weg in das dürre Reich des Amtlichen zurückfand.

„Nun, wir wollen sehen," schloß er seine Unterhaltung mit der Weissagerin, „ob sich Ihre Angaben vollinhaltlich bestätigen. Zu diesem Zweck, liebe Frau Rosse, ist es allerdings erforderlich, daß Sie dem Unteroffizier in Ihren eigenen Räumen noch einige Auskünfte erteilen. Verstehen Sie? Schon gut," nickte er und bemühte sich, den Anschein eines vornehmen Mannes zu erwecken, was jedoch zu seiner kleinbürgerlichen Schäbigkeit in einem grotesken Widerspruch stand. „Sie brauchen sich nicht weiter um mich zu kümmern, ich werde warten."

Gefolgt von dem Sicherheitssoldaten entfernte sich die Rosse, und unter dem Eingang geschah es, daß sie in allem Ernst zusammenknickste. So komisch mutete das Untertauchen dieser steifen Figur an, daß die Goldblonde ganz hingerissen in die Hände klatschte und sich jetzt ohne jedes Bedenken neben dem Schreiber auf das eingedrückte, zerbeulte Sofa niederwarf, wo sie ausgelassen und wild auf und nieder schnellte. Die zersprungenen Federn in dem baufälligen Gestell summten dazu. Jeden Respekt vor dem Manne des Gesetzes schien die Schöne überwunden zu haben, da ihr seine bewundernden, bittenden Augen längst die Demut des Armseligen verraten hatten.

„Bitt' schön, Herr Krasselt," rief sie belustigt, „Sie seien aber ein Garstiger."

Als das Mädchen ihr herausforderndes Wesen nicht einstellte, da beschlich den an Unterordnung so sehr Gewöhnten eine tiefe, innerlich nagende Beschämung. Der bezahlte Pflichtmensch, der Schreiber mit dem Ärmelschoner, geriet in Widerstreit mit dem leichtsinnig durch alle Gassen eines Nebellandes herumirrenden Geistesvagabunden, der sich berechtigt wähnte, jede dieser spielerischen Nixen zu haschen und zu streicheln. Unbeschadet darum, ob ihn zu Hause etwa ein rackerndes, streitsüchtiges Weib erwartete, das ihm nur alle vierzehn Tage einen sauberen Kragen plätten konnte.

Ach, und dies wohlbehütete Geheimnis bedrückte den zwiefach unterjochten Poeten besonders grausam, solange er das schnellende Spiel an seiner Seite empfand. Nicht länger mehr glaubte er, die allzugroße Nähe der heimlich Ersehnten ertragen zu können. Unter starker Überwindung raffte sich daher Hans Krasselt aus dem zerbeulten Polster empor und nachdem er ehrbar um den Tisch herumgeschritten, setzte er sich steif auf einen davorstehenden Stuhl, faltete die Hände auf der Platte, und die kleinen, zwinkernden Äuglein des Spießbürgers richteten sich sofort wieder halb forschend, halb bittend auf die ihn so heftig beunruhigende Hexe. Oh, wenn er in Versen zu ihr hätte reden dürfen, dann — ja, davon war er überzeugt — dann hätte gewiß die in ihm züngelnde Flamme alle Erdenschwere von ihm geläutert und die bohrende Bedenklichkeit wäre in einem brennenden Sturmwind verzehrt worden. So aber hockte er der Angebeteten wortlos gegenüber, stierte sie an, und Angst sowie innerer Vorwurf trieben ihm die Schweißperlen auf den polierten Schädel. Willenlos fuhr er sich mit dem Taschentuch darüber und fühlte bitter, welch eine trostlos heitere Figur er darstellte.

Und dazu noch das verhaltene und doch erkennbare Lächeln um die wollüstigen Lippen seines Gegenübers. Einen Wochenlohn hätte er für ein erlösend harmloses Wort geschenkt, allein sein tiefer Poetenernst gewährte ihm dies nicht.

Endlich vermochte auch die Böhmin, obwohl sie im Anfang von der stummen Andacht nicht wenig ergötzt wurde, jenes dumme und törichte Flehen nicht mehr länger zu ertragen. Beide Ellenbogen stützte sie auf den Tisch, polterte vor Ungeduld mit den Füßen, um zuletzt niederträchtig zu forschen: „Bitt' schön, was wollen Sie denn eigentlich, lieber Herr?"

Ja was?

Hier wurde roh und erbarmungslos, ohne eine Spur des Verständnisses an eine innerste Wunde gegriffen, und unter der Berührung fuhr der Aktuar erschreckt zusammen, blickte ein paarmal in steigender Verlegenheit zu der Alkoventür hinüber, bis er plötzlich ohne weitere Besinnung eine abgeschabte Brieftasche aus dem Rock zerrte.

Die Augen der Goldblonden jedoch wurden von dem Leder eigentümlich gefesselt und färbten sich dunkler. „Fräulein Anna," log der Schreiber verworren — „ich — ich habe solches Mitleid mit dem armen Menschen dort drinnen. Und da es noch lange währen kann, bis die Behörden sich seiner annehmen — so — so gestatten Sie mir wohl, eine Kleinigkeit für seine Pflege beizusteuern. Nicht wahr? Es ist nur wenig."

Damit zählte er peinlich genau drei Hundertmarkscheine auf den Tisch, seufzte, schleuderte jedoch unvermutet mit verkrampfter Hand noch eine Fünfhundertmarknote hinterdrein, da in dem verstörten Gemüt sich befreiend die Ansicht von einem Opfer oder einem Kaufpreis festgesetzt hatte. „Hier, hier," schob er die Summe aufgeregt über den Tisch, denn hinter seinem Rücken stieg ein beizender Waschgeruch auf, der den Betörten auf eine mahnende Weise den Duft seiner eigenen Behausung spüren ließ; „nehmen Sie nur — es liegt nichts daran — und ja — ich werde mich öfter mal nach dem Verunglückten umsehen. Ich darf doch? Nicht wahr?"

Und nachdem Hans Krasselt noch von der Schwelle aus Zeuge dafür gewesen war, mit welch lachender Behendigkeit sein blutiges Opfer von der Böhmin zusammengerafft wurde, ohne besonderen Dank, dagegen mit der ihm bereits bekannten, dummen Prinzessinnenhaftigkeit, als wenn die Goldblonde dem Spießbürger eigentlich mit der Annahme seines sauren Schweißgeldes eine nicht geringe Herablassung gönnte, da band der Schreiber seufzend seine Amtsmaske vor, verbeugte sich eckig und schlich gepeinigt und schuldbeladen aus dem Mansardenstübchen hinaus.

☆

Die Wolken zogen und wanderten, Licht und Dunkel umarmten sich, und nachdem dreimal Nacht und Tag miteinander gerungen, da saß Anna Znaim eines Morgens im leichten Jäckchen auf einer Kante des ärmlichen

Lagers drinnen im Alkoven, und die Tasse voll heißer Schokolade, die sie eben als ganz besondere Erquickung hereingebracht, begann in ihrer Hand leise zu klappern.

Der in den Kissen sah heute so merkwürdig verändert aus, so weit geschieden von allen Männern, die der Glückslüsternen bisher begegnet. Und wenn auch das schmale Antlitz des Ignotus vor Blässe leuchtete, so verkündeten die feinen Züge doch eine solche Besonderheit, daß das Mädchen unter seinem klaren und suchenden Blick von einem unausweichlichen Schrecken angewandelt wurde.

Hingegeben starrte sie ihn an, während sie voll Befangenheit spürte, wie ihre Wangen glühten.

Es war nicht das saubere, wenngleich etwas geflickte Hemd, das Hans Krasselt gestern gebracht, es war auch nicht die Rasur, die man im Beisein des aussichtslosen Wohltäters dem Kranken hatte angedeihen lassen, nein, der ungeheure Wechsel zwischen gestern und heute wurde hervorgerufen durch die klare Besinnung, die der Ignotus zurückgewonnen haben mußte, und die aus einem nachtwandlerischen Schemen augenblicklich einen Menschen von Fleisch und Blut machte. Seine Seele irrte nicht mehr zwischen den finsteren Wellenbergen der Vergangenheit, sondern sie wollte an der hellen Küste der Gegenwart landen. Noch suchte sie Brücke und Steg.

„Wo bin ich?“ richtete er sich empor, indem er als erstes den Eindruck der lichtlosen Kärglichkeit in sich aufnahm, denn alle Beleuchtung sickerte von einem verendenden Talgstümpfchen auf dem Eckbrett. Da spürte die Blonde abermals, wie sie fröstelte, der Ton dieser Stimme enthielt die unerlernbare Höflichkeit der Erziehung. Schlaglichtartig blitzte es in der Erschreckten auf, daß ihr alberner, kindischer Traum von irdischer Erhöhung irgendwie eine Erfüllung gefunden haben müsse. Und so sehr quälte sie die eigene Entfernung von solchen Gipfelwanderern, daß diese sonst so Freche und Anspruchsvolle sich in der ersten demütigen Erkenntnis zöfchenhaft über ihrer Tasse verbeugte, um dann die Frage des Erwachten kleinlaut zu beantworten: „Wo? Jesus Maria — bei mir!“

„Ja, wer sind Sie denn?“

„Ich? — Bitt' schön, die Anna!“

„Freilich, die Anna,“ wiederholte der Ignotus wägend und prüfend, wobei er die Hand flach vor die Brauen legte, als könnte seine Seele durch das immer tiefere Eintauchen in diese blauen Brunnen endlich doch bis auf den Grund aller Wahrheit hinabsteigen. Das Mädchen aber mißverstand jenes atemberaubte, spannungschwere Versenken, es fühlte nur den dringenden, Einlaß heischenden Männerblick, und deshalb flammten ihre Wangen grellrot auf, und ihre Brust stieg und fiel.

„Meiner Seel', Sie sind doch der Ignaz Michael,“ stotterte sie, um sich ihm irgendwie mit einer Vertraulichkeit nähern zu dürfen. „Wissen Sie noch?“

„Jawohl, ich bin der Ignotus,“ sprach der Sitzende ganz ruhig, und seine Gefährtin ahnte nicht, wie diese grauen Augen tastend und spürend durch sie hindurchgingen, um endlich in einem kalkweißen Gelaß zu enden, wo als einziger Schmuck eine Photographie von allerlei Rennpferden an der Wand hing. Richtig, richtig, das war damals das letzte. Hier war der auf einer Planke Herumtreibende völlig versunken. Und über den Ertrunkenen hatte sich eine menschliche Schildkröte gebeugt, ein windschiefes Geschöpf, bewehrt mit einem Brustschild vorn und einem Auswuchs hinten. Und das verwachsene Wesen, das von den anderen ehrfürchtig „Geheimrat“ angeredet wurde, hatte ein Paar spitze Augen in den Träumenden gebohrt, um endlich, nachdem es die Enden eines pechschwarzen Schnurrbartes lange genug abgekaut, gegen irgendwelche wolkenhaften Zuhörer zu äußern: „In unseren Zeitläuften kein ganz seltener Fall, meine Herren. Durch ein besonders erschütterndes oder katastrophales Ereignis wird die Tür der Rückerinnerung plötzlich verschlossen, und der Betroffene lebt von nun an ohne klare Erkenntnis seines Ichs so lange der Gegenwart oder der Zukunft, bis nach Jahren vielleicht der Riegel von dem versperrten Tor abspringt. Die Wissenschaft nennt diese Erscheinung Amnesie und kennt noch kein spezifisches Heilmittel dagegen. Lassen Sie den Mann ruhig laufen. Er ist nicht gemeingefährlich!“

Und jetzt lag derselbe Mann in dem beängstigend fremden Raum dicht vor dem schönen Mädchen, und Gewohnheit sowie Selbsterhaltungstrieb zwangen ihn, sich an das Bollwerk des Gegebenen zu klammern, um nicht wieder in den Strudel zurückzustürzen.

„Was wird nun?“ fragte er zitternd, indem er anschlußbedürftig die Hand des Mädchens ergriff.

Es war fast wie ein feines, dankbares Streicheln. Aber kaum spürte Anna Znaim diese schutzsuchende Berührung, da wehte auf einmal alle Unterordnung und Verehrung von der Hochmütigen von dannen, und ihr Stolz auf die eigene Erlesenheit weidete sich an der Vorstellung, daß sie an dem Ignaz ganz sicher ein Schoßhündchen oder gar einen Heckepfennig gewonnen habe. Darum hielt sie es auch nicht mehr für nötig, sich das Jäckchen erst weitläufig zuzuknöpfen, sondern rief mit ihrem überzeugend gesunden Lachen: „O bitt' schön, vor allen Dingen trinken Sie mal hier die Schokolade. Sie, das Pfund kostet schon vierzig Mark. Und alles andere —“ sie strich ihm das düsterblonde Haar aus der Stirn, „alles andere, Sie Natzel, das wird sich schon finden.“

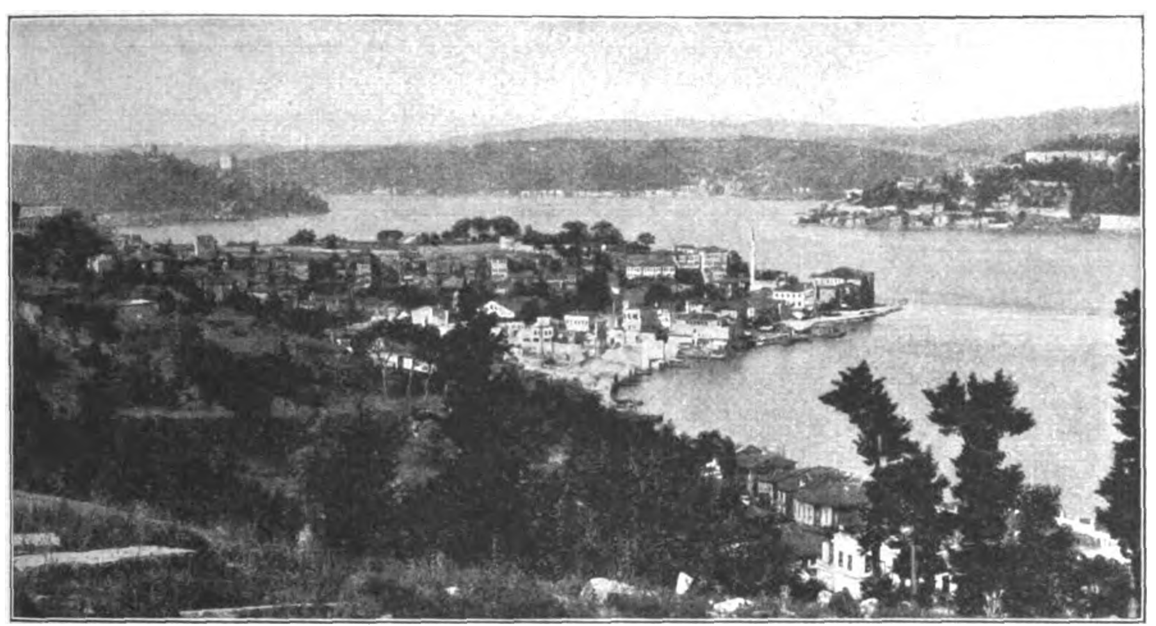
Damit beugte sich die Schöne tröstend über ihn und führte ihm das Getränk an die Lippen. (Fortsetzung folgt.)

Vulkanische Musik. Von Kurt Siemers

Nachtschicht. Tausend Maschinen werken und gehn.
Titanen lassen Rauchmäntel im Winde wehn.
Essen und Schlote wolken und rauchen;
Fallhämmer dröhnen, Blasbälge pfauchen,
Pressen aufstöhnen und Stahlspäne sprühn,
Ventile aufschrillen, und Erzblöcke glühn.

So tobt sie und rast sie, Fabrik an Fabrik:
Der Arbeit vulkanische Abendmusik,
Mit Hämmern und Dröhnen, mit Schwirren und Rollen.
Und die Riesen des Werktags grollen:
Ihr habt uns gebunden, doch *wir* sind die Kraft,
Die eher denn ihr war, die werkt und schafft.
Hände und Hirne, Dampf und Maschinen,
Alle müssen uns fronen und dienen —
Hämmern müßt ihr und schweißen und schmieden:
Sklaven des Werktags und Tantaliden.





Panorama vom Bosporus.

In Agamemnons Garküche

Erzählung von Helene Böhlau

Eine griechische Garküche, dicht an den Fluten des Bosporus, in der wir manche Stunde einsam oder in Gesellschaft verträumt hatten.

Ein weiter, hoher, dämmeriger Raum, an den Wänden Fässer und mächtige tönerne Weinkrüge, der große Herd an der offenen Straße. Zwischen Flaschen und Gläsern frische und künstliche Blumen, frische und trockene Lorbeerzweige lustig angebracht.

Durch ein Türchen, dem Herd gegenüber, tritt man hinaus auf eine kleine brettergezimmerte Veranda, die über dem leisen, durchsichtigen Wasser des Bosporus erbaut und mit trockenen, goldig schimmernden Lorbeerzweigen gegen die Sonne gedeckt ist.

Dort sitzt man an kühlen, schönen Abenden, ißt und trinkt und schaut hinaus auf den Meeresstrom und die asiatischen Hügel.

Schiffe ziehen vorüber, Schiffe in voller Segelpracht, die dem Schwarzen Meere gegen den gewaltigen machtvollen Strom zustreben, und wiederum welche, die von dort in den Hafen des Goldenen Horns einlaufen oder nur den meerverbindenden Bosporus durchsegeln, dem Marmarameer und dem Ägäischen zugewandt.

Die Delphine spielen, wenige Schritte von unserem gedeckten Tisch, kugeln mit ihren runden Rücken auf den Wellen, spritzen Wasser aus der Nase und schlagen Purzelbäume vor lauter Seligkeit!

Am Abend ist das Bild von der kleinen Veranda aus vollends fesselnd. Drüben glühen die roten Signallichter Asiens, hier die grünen Lichter Europas in langen Reihen. Die Minarette, die während der Ramasannächte ihre Lichterkränze tragen, leuchten freundlich und festlich. Das Leben und Lärmen des Tages ist gedämpft und geheimnisvolle fremde Laute tauchen auf.

Die Kajaks fliegen wie dunkle Schatten pfeilschnell vorüber und ziehen in mancher Nacht, wenn das Meer leuchtet, einen glänzenden Streifen nach sich. Nie wohl ist Wasser rätselhafter als in der zauberischen Verbindung von düsterer, geheimnisvoller Dunkelheit und dem wundertaren Lichtgefunkel. Und nichts überwächst die Phantasie mehr als ein Bad in diesem nächtlichen Wasser und dem Diamantsprühen bei jeder Bewegung. Und wenn je, steigt hier die ganze Märchenwelt des Morgenlandes vor den Sinnen auf.

Dort in der Veranda, von der ich erzähle, hat uns der alte Agamemnon oft bewirtet, der Herr der Küche, und vor unseren Augen, neben unserem Tisch gebraten, prächtige Fische, wie Perlmutter glänzend, rosa Goldfische und scheußliche kleine graue Ungetüme, die wie Gespensterchen auf dem Roste lagen.

Agamemnon ist ein großer, graulockiger Mensch, vornehm wie irgendeiner und ein guter Koch, der sein Handwerk versteht, und ein durchtriebener Wirt.

Da war auch ein alter Grieche sein Gast, der mit Vorliebe seinen grauen Gespensterfisch aß. Nachdem der Grieche und wir uns oftmals mit gleicher Speise genährt hatten, kam etwas Verwandtschaftliches in unsere Beziehungen. Wir sahen uns lächelnd an und begannen bald, uns gegenseitig zu grüßen. Wir hatten den alten, sauber gekleideten Herrn, der ein pünktlicher, gut bürgerlicher Junggeselle zu sein schien, von Anfang an wohlwollend beobachtet und er uns.

Er hatte allerlei Sonderbarkeiten; sein Gruß war gravitätischer, als ein Gruß eigentlich zu sein brauchte, und darauf machte er sich immer auf eine auffallend behende Weise davon; behender, als ich irgend jemanden sonst habe gehen sehen.

✡

Nun begab es sich einmal, daß wir in der Veranda der Garküche mit unserem Alten beim Eintreten zusammentrafen. Er nahm an unserem Tisch Platz, und wir plauderten über die gebackenen Fische, den Bosporus und Agamemnon. Nach einigem Schweigen sagte er in einem feierlichen Französisch, indem er sich sehr förmlich erhob, verbeugte und wieder niedersetzte: „Ich weiß, daß Sie, gnädige Frau, sich hier bei unserem Agamemnon nach einem türkischen Lehrer erkundigt haben, einem Hodja?“

„Das hatte ich getan.“

„Zu welchem Zwecke, wenn ich mir die Frage erlauben darf?“

Ich sagte es ihm.

„Also einen Hodja — einen Hodja?" meinte der alte Herr gedehnt. „Was wollen Sie z. B. von ihm wissen? Über seinen Beruf werden Sie schwerlich viel von ihm erfahren können."

„Und wieso? Weshalb nicht? Ist es ihm nicht gestattet?"

„Bewahre," erwiderte unser Freund ausdrucksvoll.

„Nun weshalb nicht?"

„Ich glaube," versetzte der alte Herr — Patrides nannte er sich —, „Sie werden keinen finden, ich glaube Ihnen dies bestimmt versichern zu können. Weshalb braucht man Erklärung für etwas, das ohne Erklärung vortrefflich besteht und befolgt wird. ‚Tummes Seig', wird man Ihnen sagen." Der alte Herr mischte in sein sehr ehrbares Französisch die oben angeführte Redensart „deutsch" und machte dazu ein äußerst wohlgefälliges Gesicht, als wollte er sagen: Was denken Sie, meine Herrschaften, ich kann auch mit Deutsch aufwarten.

„Sie kennen die Türken nicht, ich bin Grieche."

Damit war genug gesagt: Ich bin Grieche, das heißt: Ich bin Todfeind, Verächter, Verspötter von allem, was „Türke" heißt.

Wir wußten also, was wir von unserem Freund zu erwarten hatten und waren darauf gefaßt, aller Art Ungeheuerlichkeiten, wie die Griechen sie zu erzählen lieben, zu hören. Aber er beschränkte sich darauf zu erklären, daß man in der Türkei durchaus nicht wisse, was man glaube, bete, denke und tue, wenigstens nicht auf die Art, wie es uns genügen würde, und daß wir niemanden besser finden würden als ihn selbst, um über das Leben hier Auskunft zu erhalten.

Wir sagten ihm, daß wir ihm sehr verbunden sein würden.

„Tummes Seig — Tummes Seig," erwiderte er auf das höflichste.

„Ich sage Ihnen," er blickte verzweiflungsvoll in die Höhe, „der Türke kümmert sich um nichts, worüber die Leute draußen in Europa sich gegenseitig die Köpfe zerschlagen, sich hassen und verfolgen."

„Sie fragen einen Türken," fuhr unser Herr Patrides fort, „‚Was hältst du von deiner Religion?' und er wird antworten: ‚Es ist eine gute Religion' —; dann wird er schweigen und die Sache ist abgetan. ‚Nun, und bist du dir bewußt über das, was du betest und glaubst?' fragen Sie weiter. Er antwortet: ‚Was fragst du danach? Sieh um dich, die Religion lebt, sie lebt seit mehr als tausend Jahren. Es ist eine gute Religion. Im Koran wirst du finden, daß es heißt: Niemand soll sich in göttliche Beschlüsse mischen oder sich erdreisten, ergründen zu wollen — alles, was Glauben ist und Religion, ist Geheimnis. Des Menschen Streben, Gott nahezukommen, kann nur durch Tugend geschehen. — Vous comprenez?

‚Ein Türke wird nie nach Ihrem Geschmack auf Ihre Fragen eingehen — und wenn Sie ihn, verzeihen Sie, zudringlicher fragen: ‚Sage mir aber, was denkt Ihr bei Euren fünfmaligen Waschungen am Tage — wie ist die Bedeutung davon?'

‚Da wird er antworten: ‚Der eine denkt dieses, der andere jenes. Genug, daß es geschieht, seit tausend Jahren. Ein jeder ist frei, zu denken, wie er vermag; aber der Prophet will, daß man sich wäscht. So sagt der Türke,'" fügte Patrides hinzu. „Er wird auf nichts, was Sie auch wissen wollen, Ihnen eine genügende Antwort geben. Es ist so. Er wird nicht einmal seine Religion als die beste aller Religionen hervorheben.

Jeder glaubt und tut nach seiner Weise, sagt der Koran, und Gott allein weiß es, welcher unter allen den rechten Weg wandelt. Ich bin orthodox; aber ich muß offen gestehen, mit unsereins spricht es sich sehr schlecht über Religionssachen. Wir Anhänger der Religion der Liebe sind ein unduldsames Geschlecht."

Patrides erhob sich mit einemmal hastig, ging oder sprang vielmehr, wie es seine Art war, bis an das leichte hölzerne Gitter, das die kleine Veranda vom Bosporus schied, lehnte sich darüber, ein Bein hoch in die Luft streckend, so daß man fürchten mußte, er kippe über oder das schwache Holzwerk breche unter ihm zusammen. Endlich sagte er: „Dort — nein, dort! Sehen Sie gefälligst, nach jener Gegend hin muß Isnik liegen; die Kirche, in der sie das berühmte Konzil hielten, steht noch. Aber sie ist eine Moschee. Es war eine sehr pompöse Sache, und ich möchte der hohen Geistlichkeit von damals zeigen, daß ihre Kirche eine Moschee geworden ist — und le bon Dieu ist auch zufrieden."

Hierbei lachte Patrides auf eine unschuldige Art.

Wir sitzen am Bosporus, gegenüber liegt Rumeli Hissar, das verhängnisvolle Schloß, wie aus Felsblöcken gebaut, und ein grauköpfiger Grieche hält einen sonderbaren Vortrag. Ein Grieche, der Gott weiß wo haust, Gott weiß in was für Verhältnissen steckt, Gott weiß woher seine Weisheit aufgeklaubt hat, der in früher Jugend schon sich allerlei gedacht haben mag, erregt von dem wunderlichen Treiben und den verschiedenartigen Äußerungen all der Religionen und Sekten, die sich in dieser merkwürdigen Stadt nebeneinander ausbreiten.

Und nachdem wir uns über die Sprünge des alten Herrn, die geistigen und leiblichen, beruhigt hatten, setzte er sich wieder würdig nieder. „Ich habe Ihnen gesagt," begann er, den Faden des in Verwirrung geratenen Gespräches wieder aufnehmend, „daß Sie von einem Hodja schwerlich etwas über die Türken erfahren würden. Ich kann Ihnen eher etwas mitteilen, denn das, wofür ich mich interessiere, ist der Ursprung, der Zusammenhang und die Geschichte der Religionen, und ich habe mich umgeschaut allerorten und auch hier in Konstantinopel weiß ich natürlich Bescheid und bin gern bereit, Ihnen mit diesem zu dienen. Nach meinem eigenen Dafürhalten, vous me comprenez, de moi même," wiederholte der alte Patrides wohlgesetzt, „denn auch ich hatte die Idee, mich an Hodjas und Scheichs zu wenden, habe aber nichts erfahren können als das, was ich Ihnen schon sagte: daß die Türken nicht dafür sind, über die Gebräuche und Symbolisierungen ihrer Kirche viel Worte zu machen. Sie lieben keine Auseinandersetzungen. Ich fragte einen berühmten Scheich, was die vier Leuchter bedeuten, die man an der östlichen Wand jeder Moschee stehen sieht. Darauf zuckte er die Achseln und sagte: Effendim, die stehen von altersher an der Stelle, weshalb darüber grübeln, es ist besser, daß sie stehen, und ich weiß nicht weshalb, als daß sie zu stellen versäumt sind, und ich weiß ihre Bedeutung. Ich stimmte vollkommen mit dem guten Scheich überein, grübelte, suchte und forschte aber dennoch und weiß nun, daß die vier Leuchter die vier Säulen aus Salomons Tempel vorstellen sollen. C'est de moi même," setzte Patrides ausdrucksvoll hinzu. „Ich weiß, daß die schwarzen Kreise, die im Mittelpunkte der Moscheen auf dem Erdboden in Mosaik eingelegt oder gemalt oder Gott weiß wie ausgeführt sind, den Kreislauf der Gestirne bedeuten, c'est de moi même, ich weiß, daß die Rose, die bei mancher Zeremonie vom Mittelpunkt der Moscheedecke herabhängt, die Tugend bedeutet, die allein zu Gott führt. Ich weiß viel dergleichen; aber bei Gott, die Türken haben recht, nicht viel Wesens daraus zu machen. Genug, daß sie die Hauptgebote, die ihr Prophet ihnen gab, zum Wohle des ganzen Volkes befolgen. Suche man hier nach all dem Gezücht, ohne das die Europäer sich das Bestehen ihrer vortrefflichen Zivilisation nicht



Blick auf eine der schmalsten Stellen des Bosporus, der Asien von Europa trennt. Die malerischen Ufer zählen zu den schönsten Gegenden der Welt.

vorstellen können. Was ist das für ein Volk! Eine wahre Freude von einem Volk. Ja, ihr kennt es nicht, ihr Europäer! Ihr haltet es für ein totes Volk, ein krankes Volk! Ja, das sind wir nicht! so dämlich sind wir nicht!" Hier schlug sich Patrides mit beiden Händen auf die Knie und sagte wahrhaft innig· „Ein gutes Volk — ein gutes Volk! Sie sollten es kennenlernen!

Ich will Ihnen sagen, was die fünfmaligen Waschungen bedeuten. Es kann es sich jedes Kind ausdenken und braucht keinen Kommentar dazu. Also, er wäscht sich die Füße, der Türke, und das bedeutet: Ich wasche mir die Füße rein von allem Staub der Sünde. Rein sollen sie sein und keine bösen Wege wandeln.

Ich wasche mir die Hände rein, daß sie nicht sündig sind und zu keiner bösen Handlung sich hergeben.

Ich wasche mir den Mund rein, damit er nicht Lust an schmutzigen Worten finde, an Lug und Trug.

Ich wasche die Augen, damit sie nicht mit Wohlgefallen auf Unrechtes und der Seele Schädliches blicken.

Ich wasche mir die Stirne rein, damit nichts Niedriges darunter wohne, was der Wahrheit entgegen sein könnte.

Ich wasche mir die Ohren rein. damit keine schlechte, verführerische Rede in ihnen hafte.

Nun, was glauben Sie?" fragte Patrides, „braucht diese gesunde, zuträgliche Handlung einer Deutung? Ein jeder denkt sich seine Sache dabei oder auch nicht, aber durch oftmalige Waschung wird er rein, der Türke. Haben Sie hier vielleicht schon einen an Leib und Seele schmutzigen Mohammedaner getroffen? Gewiß nicht. Der lumpigste Bettler auf der Brücke, an dem Sie kein handgroßes ungeflicktes Stück Zeug sehen, ist sauber samt seinen Lumpen, und die Watte, die aus den Löchern guckt, ist weiß wie eine Taube. Die Reinlichkeit und Gesundheit eines ganzen Volkes baut sich auf auf einer symbolischen Handlung.

Sie müssen einen Mohammedaner betrachten, wie er sein Gebet verrichtet. Von dem religiösen, ethischen Wert abgesehen, werden Sie mich sogleich verstehen, welch außerordentliche Wichtigkeit für die Gesundheit auch in dieser Handlung liegt.

Ich glaube nicht, daß sich ein Arzt eine vollendetere Übung erdenken könnte, um den Körper gelenkig und geschmeidig zu erhalten, als die Bewegungen, welche die täglichen Gebete begleiten. Mohammed hat wohl gewußt, daß seine Orientalen, mehr als es gut ist, zur Bequemlichkeit und Faulheit neigen, und unvermerkt hat er sie gezwungen, sich aus ihrer Schlaffheit herauszureißen. Man soll die Männer aus dem Volke ansehen, was für kräftige, vornehme Gesellen es sind. Ich sage, daß sie ein gut Teil ihrer vornehmen und gesunden Leichtigkeit ihrem Propheten verdanken.

Ach, Sie kennen die Bedeutung von Mohammed nicht, können Sie nicht kennen. Er war ein Gesetzgeber, wie wir kaum einen finden. Deshalb haften seine Befehle in den Köpfen wie eingegossen, dämonisch! Und weshalb haften sie? Weil er seine Gesetze auf das schärfste dem Charakter des Volkes angepaßt hat. Er ist auf alle Eigentümlichkeiten eingegangen und hat diese Eigentümlichkeiten auszunützen gewußt, hat mit dem Vorhandenen weise gerechnet. Gewaltsames finden Sie kaum. Er war ein sehr großer Mensch, ein strebsamer Mensch — hat seinem Volke gesagt: Suchet die Wissenschaft und sollte sie in China sein oder am Ende der Welt. Und weiter: Reichtum und Geburt ist kein Ruhm; der höchste Ruhm aber ist in der Wissenschaft und Geistesbildung zu finden. Eine Waise ist der Mensch ohne Kenntnisse; er ist ein Leib ohne Geist. Ein einziger Tag eines Weisen ist wertvoller denn das ganze Leben des Unwissenden. Wer etwas gelernt hat, ist nicht arm. Und was meinen Sie? Sie werden sagen, dieser strebsame Geist Mohammed hat wenig ausgerichtet bei seinen Anhängern; aber Sie vergessen, daß unter dem Schutze des Islam eine glänzende Periode in Europa sich entwickelt hat, zur Zeit, als die Araber in Spanien saßen, in Sizilien und Unteritalien, die Zeit, ohne welche wir Europäer das nicht wären, was wir sind, die Zeit, in der Wunder der Kunst geschaffen wurden, die für uns

unerreichbar bleiben, in der alle Wissenschaften originell und kräftig gediehen und jeder höhere geistige Einfluß auf unser Mittelalter von den Arabern ausging. —

Ich bin ein armer Telegraphenbeamter," sagte Patrides, „und in meinen Freistunden stecke ich die Nase da hinein und dort hinein. Mein Erholungsstudium, mein Steckenpferd ist die Geschichte der Religionen, so etwas — Pardonnez-moi, je vous parle de moi même," sagte der höfliche Patrides lächelnd. „Schade, daß ich von jeher ein armer Teufel war, dem im Charakter irgend etwas nicht nagelfest ist; denn das ist's: Bei den meisten ist irgend etwas nicht nagelfest und das Ganze kann daher nicht vorwärts. Aber wer so ein tüchtiger Mann ist, bei dem alle vier Räder fest sind, der jagt oder holpert oder schleicht; doch er kommt immer vorwärts. Ein Telegraphenbeamter von sechzig Jahren mit Ideen über das Wesen der Religionen, mit Kenntnissen ausgestattet, ist nur ein sehr elendes Kütschchen. —

Sonderbare Käuze wie mich finden Sie hier oft. Leute, die in den Straßen umherschlendern, von einer wunderlichen Liebe getrieben, die nur schauen und genießen, was hier sich dem Auge bietet, nicht etwa nur die Schönheit, die überwältigende rings umher. Nein, sie schauen sich die Menschen auf der Straße an, in Stambul natürlich, nicht in den Europäervierteln — Gott bewahre. Gerade davon wollen sie nichts sehen.

Aus aller Herren Länder kenne ich solche Narren, eine ganze kleine Gemeinde. Verliebt in ein Volk, das sie ganz und gar nichts angeht. Wohl möglich, daß das alles Leute sind, die irgendwie mit ihrem eigenen Leben nicht recht vorwärts kamen wie ich. Einsame ohne Erfolg. Sie versenken sich hier in alle Äußerungen des ihnen sympathischen Lebens, genießen es wie eine Kunst, wie Musik, sind erfüllt davon. Es ist ihre Sensation, ihre Religion, wenn Sie so wollen. Da sollten Sie einen bayrischen Rittmeister kennen lernen, der nie türkisch sprechen lernen wird, ganz unmöglich! Das geht in seinen harten Schädel nicht hinein. Er hungert hier, er kommt zu nichts; aber in sein altes, weiches Herz sind all die schönen reinen Bilder eingezogen, die ihm diese Erde lieb machen, die strahlenden Ramasannächte mit den blumengeschmückten Mahlzeiten auf den niederen, runden Tischen vor den Türen, die festlichen, schmausenden, sanften Menschen, die diese Nächte unter den Lichterkränzen von Tausenden von Minaretten genießen, wenn der Ramasanmonat in die guten Jahreszeiten fällt; die Reihen junger Märchenkinder in weißen Sternenschleiern und weißen Kittelchen, denen Papierlaternen, die sie tragen, die holden Gesichter bescheinen. Niemand kränkt diese Kinder auch nur mit dem Hauch eines kecken Wortes; die heiteren Frauen in bunten Gewändern, seidenen Schuhchen, die in der Sicherheit, daß niemand ihnen etwas anhaben kann, mit heiterem Lachen sogar den Geldeinnehmern auf der großen Galatabrücke entwischen und zierlich schelmisch davonlaufen.

Wohin so ein verliebter Mensch schaut, strömt es ihm warm zu Herzen; die Bettler, die als Gegengabe dir Rosenwasser in die Hand träufeln, die Käsehändler, die ihre weißen Käse unter Rosenblättern verbergen, die sanften, nicht gequälten Tiere, die geschmückten, mit blauen Perlen und goldenen Sonnen behängten Schafherden, die vornehme Schönheit der Menschen, die feinen Hände, die Ruhe der Bewegungen, die freie Wohlgesittetheit. Herr Gott noch einmal, welch ein Volk!

Da kenne ich auch einen österreichischen Geistlichen, der ist nun vollends ein ganzer Narr in seiner Verliebtheit. Er hat eine Anstellung hier, ist Mohammedaner geworden. Nie aber oder nur höchst selten erhält er sein Gehalt; aber was macht ihm das! Mit dem Gehalt, da hapert's hier natürlich — überhaupt — überhaupt. — Im Volke hapert's weiß Gott nicht — aber — aber. Na, wir halten uns eben ans Volk! wir Verliebten.

Da ist noch ein alter Bibliothekar an der Bibliothek der Nuri Osmaniä, das ist sogar ein wirklicher Angestellter mit Gehalt — und dieses Gehalt erlaubt ihm, sich wöchentlich einmal einen riesigen Fischkopf zu kaufen, den er ganz vortrefflich einsülzt!" — Der Grieche schnalzte mit dem Daumen und Zeigefinger und schmatzte etwas. „Weiter reicht es kaum, noch etwas Früchte, Kaffee, Salat, Maisbrot. Den sollten Sie hören!

Ja, da sind wir alle nichts dagegen! Er wohnt in einem kleinen Raum neben seiner Bibliothek — und hat einen Blumengarten vor dem Fenster und das ganze blaustrahlende Marmarameer und die Inseln und die fernen Berge. Das ist ein Verzückter! Der übertreibt, sag' ich mir oft. Aber nein! Wenn ich mit ihm durch die Sträßchen wandere und wir sehen so etwas nach unserem Herzen! — Nein, sag' ich mir — der übertreibt nicht. Für uns sind diese Straßen in Stambul eine sanftere Erde voll schöner Kindlichkeit!"

Da schaute unser Patrides nach der Uhr. Er hatte sich, wie es schien, verschwatzt. Eine würdige Verbeugung — ein Sprung über die Schwelle, und für diesmal war er verschwunden.

Stadt im Schall

Kostprobe aus der besinnlichen, feinen Skizzensammlung „Traum im Tag" von Karl Christian Reh, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 6270

Irrende Wellen bauen meinem Lauschen die Stadt und verraten ein Sein jenseits der Mauer meines Ichs.

Und dies ist dann Stadt: Das Hallen in hohen engen Hofschlünden, das hohle Dröhnen rollender Tonnen unter Hauseinfahrten, das Schlagen von Stäben auf Teppiche und Kissen; bisweilen ein Rasseln widerspenstiger Ketten oder ein Schleifen von stählernen Seilen über Flaschenzüge. In all ihrer Höhe und Enge baut sich die Stadt aus dem Widerhall dieser Geräusche.

Sie ist das Rumpeln von Karren über Wegsteine und das metallene Klappen der Hufeisen an den Füßen keuchender Pferde; das weiche, knisternde Hingleiten gummibereifter Räder, das an Regentagen ein zähes Glitschen wird; das heulende Auf- und Niedersingen der elektrischen Maschinen in den Zügen der Straßenbahn und das helle Gesurr der Kraftwagen. Sie ist Klingeln, Pfeifen, Gröhlen, Schreien, Trompeten, Stöhnen und Dröhnen. Die ganze Tollheit der Stadt nach tausend Zielen baut sich aus dem Gemenge dieser Mannigfaltigkeiten.

Bisweilen nur ist ein Klang, der wie hilflos durch die Stadt hinschwimmt: Klavierakkorde, ein Stück Lied, Geigentöne, Drehorgelspiel aus einem fernen Hof. Und auch dies baut dich, du Stadt, mitten in eine meilenweite Entlegenheit von Natur und Klarheit.

Es ist ein Traum: Irgendwo unter blauem Himmel wohnt reines Hallen; irgendwo sind Töne wie Atmen, Anschwellen und mähliches Verebben und das Wogen der Berge und Täler ist Gesang in gottnaher Einfalt.

Du aber, Stadt, erfandest zum Hohne deiner eigenen Sehnsucht das heisere Krähen der Grammophone durch deine dunklen Zimmer!



Haltet den Dieb! Nach einem Scherenschnitt von A. Commichau. Aus der Münchener Glaspalastausstellung.

Rechtsfragen des Tages

Von Professor Dr. Ed. Heilfron, Geheimer Justizrat

Der Kampf gegen den Devisentaumel. — Das Bankgeheimnis. — Der Mieterschutz. — Zeugen- und Sachverständigengebühren. — Die Lohnpfändungsgrenze.

In der Zeit vor dem Weltkriege herrschte, bei der Einstellung der Mehrzahl der deutschen Volksgenossen auf den Obrigkeitsstaat, ein gewaltiger Respekt vor dem Gesetzgeber, der den meisten als ein in höheren Sphären schwebendes, etwas nebelhaftes, aber allmächtiges Gebilde erschien. Je stärker nach dem Kriege die Politisierung der Deutschen fortgeschritten ist, um so kritischer betrachten sie die gesetzgeberischen Maßnahmen und finden, daß viele, an ihren Ergebnissen gemessen, sich als unzweckmäßig erweisen. Diese Beurteilung wird insbesondere der neuen Devisenverordnung zuteil. Das Wort Devise ist heute in aller Munde, aber nicht einmal alle damit operierenden Spekulanten dürften Herkunft und Bedeutung richtig verstehen. Devise ist ein im Ausland einlösbares, auf fremde Währung lautendes Zahlungsmittel. Als Devisen gelten Papiergeldmittel, Wechsel und Schecks auf fremde Plätze in fremder Währung, und vor allem die bei dem heutigen Schnellverkehr besonders bedeutungsvollen Auszahlungen (für Übersee cable-tranfers genannt), durch welche der Empfänger noch am Tage der Überweisung in die Lage versetzt wird, am fremden Orte den überwiesenen Betrag in der dortigen Währung in Empfang zu nehmen. Als nach Rathenaus Ermordung die Mark katastrophal an Wert verlor, glaubte man, dieses Ergebnis mindestens zu einem erheblichen Teil auf die Spekulation in fremden Valuten zurückführen zu müssen. Der Reichspräsident erließ deshalb die Verordnung gegen die Devisenspekulation. Sie enthält zwei wichtige Grundsätze. Zunächst soll im Inland nicht in fremder Währung gehandelt werden. Das Schwanken der Markbewertung im Weltverkehr macht bei Lieferungsgeschäften, die erst nach einiger Zeit zu erfüllen sind, eine gesunde Kalkulation fast unmöglich. Die Mark hat eben jede „Stabilität" eingebüßt. Um dieser Gefahr zu entgehen, fingen die Kreise der Gewerbetreibenden nach österreichischem und polnischem Muster an, die Preise in Auslandswährung, also vorwiegend in Dollars, zu bemessen. Dadurch wurde eine weitere Entwertung der Mark und ein größerer Bedarf an fremden Zahlungsmitteln hervorgerufen. Diese Art der Preisstellung wurde verboten. Es darf also im Inlande nicht nach Dollars, Pfunden usw. gekauft und verkauft werden. Im Kleinhandelsverkehr ist sogar der Verkauf nach Mark auf Grundlage des Verhältnisses von Mark zu einer ausländischen Währung verboten. Man kann daher bei dem jetzt üblichen Verkauf zu Gleitpreisen, d. h. zu den Tagespreisen im Augenblick der Lieferung, im Kleinhandel nicht so verkaufen, daß der Markpreis im Verhältnis des Dollarstandes am Lieferungstage zu dem am Abschlußtage bemessen wird. Die zweite Neuerung der Devisenverordnung richtet sich gegen die Dollarhamsterei. Abgesehen von den Geschäften im Auslandsverkehr bedarf der Erwerb ausländischer Zahlungsmittel der Genehmigung einer Prüfungsstelle.

Die dem Erlaß der Devisenverordnung nachfolgende wirtschaftliche Entwicklung hat dem Gesetzgeber unrecht gegeben. Die Erschwerung des Geschäfts in Devisen hat es nicht verhindert, daß der Dollar von 3000 auf 8—9000 gestiegen ist, ein Beweis, daß nicht die allerdings sehr verbreitete Devisenhamsterei die Entwertung der Mark herbeiführt, sondern daß deren Ursachen viel tiefer liegen. Sie gehen zurück auf den sinnlosen Versailler Vertrag und die unglaubliche Verschwendung, die von den Besatzungstruppen getrieben wird. Mit den Milliarden, die am Rhein vergeudet werden, hätte ein großer Teil des Kriegsgebiets wieder aufgebaut werden können. —

Auch gegen eine andere gesetzgeberische Neuerung wird jetzt Sturm gelaufen, mit der Behauptung, daß sie ihren

Zweck verfehlt habe: gegen die Aufhebung des Bankgeheimnisses. Im steuerlichen Interesse wurde durch die Reichsabgabenordnung eine Auskunftspflicht der Banken gegenüber den Finanzämtern eingeführt. Als nunmehr in jüngster Zeit ein Mangel an Zahlungsmitteln eintrat, wurde die Behauptung aufgestellt: zahlreiche Personen trieben jetzt neben der Devisen- auch Notenaufspeicherung, um ihre Gewinne vor der Steuerbehörde zu verstecken. Vermutlich gibt es heute verhältnismäßig ebensoviel Notenhamster, wie ehemals Personen, die ihr Vermögen in Silbertalern in den Strümpfen versteckten. Sehr unwahrscheinlich ist es aber, daß die Zahlungsmittelnot durch dieses Bestreben in erheblichem Umfange veranlaßt ist, und ganz falsch wäre es, diese Behauptung zum Anlaß zu nehmen, eine Vorschrift aufzuheben, die als Damoklesschwert über dem Haupte der Steuerhinterzieher schwebt. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der Notenmangel auf die riesigen Preissteigerungen zurückzuführen ist, denen die Reichsbanknotenpresse, trotzdem sie Tag und Nacht arbeitet und täglich Milliarden ins deutsche Volk wirft, nicht zu folgen vermag. —

Die Teuerung, die nicht, wie in der Kriegszeit, die Folge einer Notmarktlage, also des Fehlens von Waren, sondern der Währungsentwertung, also des Heruntergehens der Kaufkraft des Geldes ist, hat das wirtschaftliche Leben völlig umgestaltet. Verkauft der Tischler zu festen Preisen Möbel, die erst anzufertigen sind, so macht er später die Lieferung sicher von einer Preiserhöhung abhängig. Er erhebt, wie man sagt, den Einwand der veränderten Umstände (die „clausula rebus sic stantibus"), auf den die Gerichte, wenn auch widerstrebend, haben eingehen müssen. Bis zum Weltkriege hätte jeder Richter, wenn der Lieferant nicht liefern wollte, weil er sich verkalkuliert hatte, den Einwand mit den Worten des deutschen Rechtssprichworts zurückgewiesen: „Ein Mann, ein Wort!" Um den langwierigen Prozessen zu entgehen und die Waren zu erhalten, bewilligen heute die meisten Käufer die geforderte Aufbesserung. Dies ist auch nicht unbillig aus dem Gesichtspunkt, daß bei fortgeschrittener Geldentwertung die dem Tischler gezahlte Mark weniger wert ist, als wäre sie bei Verkaufsabschluß geleistet. Natürlich darf der Verkäufer die Lieferung nicht schuldhaft verzögern. Leistet er nach Fälligkeit auf Mahnung nicht, so kommt er in Verzug; der Käufer braucht dann eine spätere Preissteigerung keinesfalls gegen sich gelten zu lassen, kann sich vielmehr nach Setzung einer Nachfrist anderweitig „eindecken". Zahlreiche Fabrikanten und Handwerker, besonders die in Syndikaten und Kartellen zusammengeschlossenen Großfabrikanten, verkaufen aber überhaupt nicht mehr zu festen, sondern zu gleitenden Preisen; d. h. es wird der Tagespreis am Lieferungstage zugrunde gelegt. Das bringt wieder den Abnehmer, der die Preisgestaltung ja gar nicht voraussehen und einschätzen kann, unter Umständen in eine sehr üble Lage. Denn er wird vielfach, wenn z. B. zwischen Kauf und Lieferung mehrere Monate liegen und der Preis auf das Zehnfache gestiegen ist, gar nicht das Kapital haben, um die bestellten Waren abzunehmen. Dann wird er seinerseits häufig den Einwand der veränderten Umstände machen können. Freilich ist er viel schlechter daran als der Lieferant mit Festpreisen bei Erhebung dieses Einwandes. Denn heute verlangt der Unternehmer schon beim Abschluß einen großen Teil des Kaufpreises vorausbezahlt, so daß er gegen eine Abnahmeweigerung ziemlich gesichert ist. Auch diese letztere Gestaltung ist eine Folge der fortschreitenden Markentwertung. Der Lieferant ist tatsächlich genötigt, schon im Augenblick des Kaufabschlusses sein Lager hinsichtlich der für die Lieferung entnommenen Materialien sofort wieder zu ergänzen. Denn wenn er den Kaufpreis erst bei Lieferung gezahlt erhält und dann die Materialpreise gestiegen sind, dann geht es ihm wie jenem Mann, der mit Nägeln und Stricken handelte, immer mit Gewinn verkaufte, aber dann immer noch teurer einkaufen mußte, und der zum Schluß nur noch so viel Betriebskapital übrig hatte, um einen Nagel und einen Strick zu kaufen, welche Materialien er zweckmäßig zur Beendigung seines verfehlten Wirtschaftslebens verwendete. —

Das Reichsmietengesetz ist erlassen, aber die dadurch geregelten Rechtsverhältnisse sind noch nicht zur Ruhe gekommen. Vermieter und Mieter sind gleichermaßen unzufrieden mit dem Gesetz. Die Mieter, die jahrelang viel zu wenig bezahlt haben, sind über die plötzliche Steigerung entrüstet; die Vermieter möchten ihre während der Zeit der Zwangswirtschaft und der künstlichen Niedrighaltung der Mieten erlittenen Verluste tunlichst auf einmal wieder einbringen. Die Angriffe von beiden Seiten richten sich nicht nur gegen das Reichsmietengesetz, das lediglich ein Rahmengesetz ist, sondern auch gegen die landesrechtlichen und örtlichen Ausführungsbestimmungen. Es wird lange dauern, bis eine mittlere Linie gefunden ist, auf der ein Interessenausgleich möglich ist. Nicht geringere Angriffe erfährt schon jetzt das in Arbeit befindliche Mieterschutzgesetz, das die vielfach zerstreuten Bestimmungen über die Beendigung des Mietverhältnisses in sich aufnehmen soll. Die Vermieter haben mit Rücksicht auf die in dem Entwurf sich findenden Beschränkungen ihres Kündigungsrechts die Empfindung, nicht mehr Herr im eigenen Hause zu sein, die Mieter befürchten, von den Vermietern willkürlich obdachlos gemacht werden zu können, und rufen nach Staatshilfe. —

Infolge der Geldentwertung zeigt sich auf allen Gebieten die Notwendigkeit, immer wieder zur Klinke der Gesetzgebung zu greifen. Die kaum vor einem halben Jahre geänderte Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige mußte schon wieder ergänzt werden, weil die bisherigen Stundenentschädigungen von höchstens 15 Mark für den Zeugen und 20, bei besonders schwierigen Sachen 30 Mark für den Sachverständigen sich als völlig ungenügend erwiesen. Der Zeuge soll nunmehr bis 130, der Sachverständige bis 180 und 240 Mark erhalten. Auch diese Sätze werden bereits überholt sein, wenn das Gesetz in Kraft getreten ist. Der Reichstag hat ferner einen Gesetzentwurf, betreffend die Erhöhung der unteren Lohnpfändungsgrenze, angenommen. Bisher war das Jahreseinkommen des Schuldners bis 12000 Mark schlechthin, der Mehrbetrag zu ein Drittel und beim Vorhandensein unterhaltsberechtigter Angehöriger zu je einem weiteren Sechstel bis höchstens insgesamt zwei Drittel der Pfändung entzogen; bei mehr als 50000 Mark Jahreseinkommen waren vom Mehrbetrage stets zwei Drittel pfändbar. Nun ist die Grenze von 12000 auf 120000 und von 50000 auf 360000 Mark heraufgesetzt worden. Hat also ein Schuldner 480000 Mark Jahres-, also 40000 Mark Monatseinkommen, und hat er eine Frau und ein Kind, so können seine Gläubiger pfänden: 120000 Mark überhaupt nicht, von 240000 Mark ein Drittel und von 120000 Mark zwei Drittel. Der Grundsatz, daß gegenüber Unterhaltsansprüchen der Ehefrau und der ehelichen Kinder die Pfändungsbeschränkungen überhaupt nicht gelten, wird auch in dem Entwurf nicht verlassen.

So greift die wirtschaftliche Not der Zeit überall in Rechtsverhältnisse ein und mehr als je ist der Staatsbürger genötigt, der Entwicklung der Gesetzgebung zu folgen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 23. November 1922 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

39. JAHRG. HEFTPREIS 50 M. HEFT No 9

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Wenn Weihnachten ist

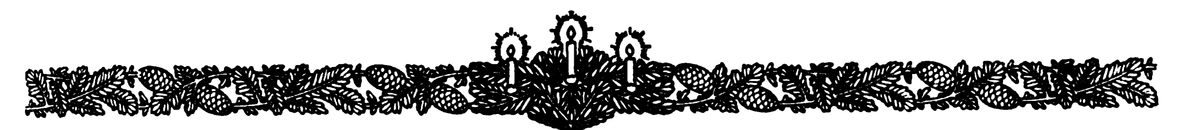
Nach einem Gemälde von Walter Caspari





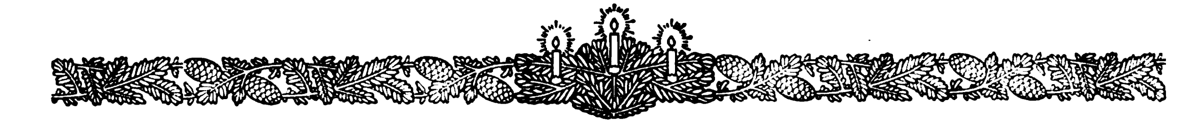
Das Engelkonzert. Gemälde von Matthias Grünewald

Mit Genehmigung des Furcheverlags in Berlin aus dem Werk „Matthias Grünewald, der Meister des Isenheimer Altars“, von Dr. Wilhelm Niemeyer



Das Nikolausfest

Nach einem Gemälde von Jan Steen



DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

5.

Durch die beiden rosarot getünchten Damenappartements flutete das Frühlicht eines beruhigten Herbsttages. Die Mala, nachdem sie unter allerlei halblauten Zustimmungen oder spöttischem Gelächter ihre französische Romanlektüre im Bett beendet, saß endlich, bekleidet mit einem nicht mehr ganz korrekten Spitzenfrisiermantel vor ihrem Toilettentisch, von wo sie, da die Zimmer im dritten Stockwerk des Proraer Schlosses lagen, über die hohen Parkwipfel hinweg einen Ausblick auf das ferne, blitzende Meer hätte genießen können. Allein die unruhige Frau war viel zu eifrig beschäftigt, sich das graurot-brandige Haar zu wellen, als daß sie für die immer gleichbleibende und wenig ertragreiche Erhabenheit dort draußen ein dauerndes Interesse hätte aufbringen können. Auch wurde die beständig Pläne spinnende Politikerin im Moment von etwas viel Näherliegendem in Anspruch genommen, wozu freilich eine überaus subtile Hand gehörte.

Und die Mala räusperte sich einigemal, schob ihr blaurotes Antlitz, das noch durch keinen Puder gemildert war, bis dicht an die Spiegelscheibe heran, bevor sie endlich über ihre Schulter herüberwarf: „Lida, an wen schreibst du wohl, mein liebes Kind?"

Dicht neben dem zweiten Fenster verweilte ein junges Mädchen. In einem hellgelben Tenniskostüm saß es vor einem schmalen, weißen Zierschreibtisch, und seine eilige Feder spritzte, stockte und knisterte oft, so wie es häufig bei schuldlosen Wesen geschieht, die an eine Vertraute Geheimnisse weitergeben, die im Grunde genommen gar keine Geheimnisse sind. Auf den Zwischenruf der Mutter jedoch erhob die junge Baronesse v. Feuchtersleben sofort ihr schlicht gescheiteltes, flachsblondes Haupt, und während sie den Kopf verweilend in die Hand stützte, entgegnete sie sanft und voll selbstverständlichen Gehorsams: „Ich schreibe an Gerda, Mama."

Als die Baroneß jetzt ihre lichtblauen Augen an die groteske Gestalt ihrer Erzeugerin hing, da erinnerte ihre friederfüllte Jugend — wenigstens nach der Meinung der spottsüchtigen Mala, die selbst ihr eigenes Kind nicht schonte — in einer unbestimmten Weise an Maienblumen und Vergißmeinnicht, oder noch besser an die Romantik eines Eichendorffschen Gedichtes.

„So, so, an Gerda," wiederholte das Ungetüm vor dem Spiegel, derweil es ächzend seine Brennschere regierte. Und da sie ihre ätzende Stimmung nicht meistern konnte, ließ sie unvorsichtig fallen: „Ach, an das fromme Gemüt, das ihr Verlöbnis mit dem kleinen Leutnant, obwohl er jetzt Bankbeamter geworden ist, trotzdem aufrecht erhält? Adorable! Wie sagt der Dichter? Und die Treue sie ist doch kein leerer Wahn."

Hier stutzte die Vielgewandte, denn über das ruhige, geklärte Antlitz ihrer Tochter zog ein linder wehmütiger Hauch, und gerade diese verhangene Trübung wollte die Mala nicht über den sonst so windstillen Himmel segeln lassen. Sie rumorte ein bißchen unter ihren Kämmen und Flakons, bis sie endlich gütig und mit einem schmeichelnden Organ, das ihr zu bestimmten Zweck sehr wohl zur Verfügung stand, von neuem begann: „Apropos, Liebchen, die Treue! Findest du es nicht rührend, wie unser guter Ägir sich mit jedem Tag aufmerksamer um uns bemüht? Und namentlich um dich?"

Bei diesen Worten wurde die in Gelddingen leicht Erregbare plötzlich von der Begierde gepackt, die Kommode aufzureißen, um sich zu überzeugen, ob die in ein eingelegtes Polysanderkästchen hineingestopften Tausendmarknoten auch noch vorhanden wären. Und erst, nachdem sie hierüber tröstliche Gewißheit erlangt, fuhr sie in ihrem leichten Plaudertone fort: „Wo ist eigentlich die Brillantine? Schon gut — voilà. Weißt du übrigens, Liebchen, wie scharmant es aussieht, wenn dieser tadellose, biegsame Weißkopf dir allerlei chevalereske Dienste leistet? Eure Gegensätzlichkeit wirkt ästhetisch, wohltuend. Und gar erst seine Konversation. Ein Wiener Feuilletonist wüßte sich nicht graziler auszudrücken."

Heimlich spähte die ehemalige Diplomatin hier in den Spiegel, ob sich nicht irgendein Zug in dem ebenen Gesicht ihrer Zuhörerin verändere. Allein Lida blickte nur verträumt über die Parkwipfel und äußerte endlich gänzlich eingesponnen: „Ja, der alte Herr ist überaus gefällig und liebenswürdig. Im Grunde viel heiterer als — — Ich wundere mich manchmal, wie dies nach einem solchen Verlust — —"

„Laß das," unterbrach die Mala rauh, denn ihre Brennschere war ihr heruntergefallen. „Äh, diese widerwärtigen Nerven im Kreuz! — Laß das," pustete sie nach dem Niederbeugen, „Gemüt ist gewiß eine himmlische Gabe, ich schätze es zu gewissen Zeiten sehr. Aber selbst Himbeergelee darf man nicht dauernd servieren. Du verstehst mich, mein Goldkind." Hiermit war das Haar gewellt, und es begann jetzt das sehr schwierige Geschäft des Puderstäubens. Und aus ihrer lichten Wolke heraus sprach die Mala wie gänzlich nebenbei: „Wie ist mir denn? Verwickelte dich nicht gestern der Fürst in ein — wenigstens von seiner Seite — äußerst geistreich geführtes Gespräch über Richard Wagner? Hör' mal, mein Püppchen, mir schien, du zeigtest dich dabei über das Gespusi mit der Wesendonk wenig unterrichtet. Geh, mein Liebling, lies diese Periode unten in der Schloßbibliothek noch einmal nach. Mir zuliebe. Ma foi, es wäre doch seltsam, wenn die Tochter der Frau, die einen nicht ganz unwesentlichen Anteil an dem Aufstieg des Meisters hatte, vor einem so gewiegten Kenner erröten müßte. Ich werde gelegentlich das Gespräch auf diesen Gegenstand zurückbringen."

*

Ein paar Stunden später lag der engste Kreis der Schloßbewohner, der allein noch die Gastfreundschaft Sr. Durchlaucht beanspruchte, unweit der Terrassenbasis auf gepolsterten Liegestühlen. Die englisch geschorene Wiese ringsum glänzte im Sonnenlicht, wie ein riesiger Smaragd, und auch die Fassung dieses Edelsteines war nicht minder kostbar, denn sie bestand in einem Halbkreis hochstrebender, fast schwarzer Pappeln, zwischen deren dunklen Säulen die weiße matt geschwungene Brücke über dem Weiher den Abschluß bildete. Zwar waren die Ruhenden äußerlich von einem matten Hindämmern

bezwungen, und doch richtete sich die Aufmerksamkeit dieser scheinbar so achtlos Plaudernden immer wieder voll heimlicher Spannung auf die Liegebank in der Mitte des Kreises, denn hier streckte sich ein ehemaliger Großwürdenträger der leider vergangenen Epoche. Es war ein untersetzter Mann in mittleren Jahren und hieß früher, bevor das unwillige Roß den Reiter abgeschüttelt, Großherzog Karl August III. Jetzt, nachdem seine treuherzig gemeinte Laufbahn ohne einen ihm erklärlichen Grund mitten durchschnitten worden war, rächte sich der ehemalige Herrscher für die ihm aufgezwungene Untätigkeit dadurch, daß er in seinem rasenden Auto ruhelos das Land durchstürmte, wobei ihm schon mehrfach Kühe, Hunde, Gänse, aber auch ein paar unschuldige Kinder zum Opfer gefallen waren. Erschüttert bezahlte der Großherzog, denn er war im Grunde ein gutmütiger Mensch — und raste weiter.

Seit ein paar Tagen erst weilte er als Gast bei seinem alten Freunde Dietrich-Claus, und es zeugte für einen nicht geringen Grad der Zuneigung, daß Se. Königliche Hoheit die in ihm bohrende Sucht des Weitertobens so lange bezwang.

Die samtene Art des Schloßherrn flößte ihm offenbar einige Ruhe ein.

Karl August lag in einem Sportanzug, mit Wickelgamaschen und gelben Schuhen auf seiner Rohrbank und hatte sich den Gemsbarthut bis weit über die Nase geschoben, damit ihn das grelle Licht nicht allzusehr blende. So kam es, daß der Rauch der Zigarette aus der grünen Kopfbedeckung zu quillen schien. Dicht vor ihm saß ein kleiner, schwarzweißer Terrier, und der Hingestreckte vergnügte sich damit, den Hund mit einem dünnen Stöckchen von Zeit zu Zeit im Ohr zu kitzeln, was das Tier dann jedesmal veranlaßte, erschreckt über die Gerte zu springen. Jedenfalls war dies für den Geschmack des verkleideten Bergsteigers eine viel erträglichere Ergötzung, als das Lautengeplärr des wassersuppigen Fräuleins, hinter deren Korbstuhl dieser verwünschte, überbildete Ägir in immer auffälligere Entzückung geriet. Warum? Was konnte der alte Esel an dem Gejammer eigentlich finden? Langweiliger Courmacher, dachte Se. Königliche Hoheit und kitzelte den Terrier von neuem. Aber auch die Mala wand sich unruhig in ihrem grell-violetten Morgenkleid hin und her, da auch sie die Vortragsweise ihrer Tochter für reichlich wehmütig einschätzte: „Der gefühlvolle Fratz verliert sich immer tiefer in die Rolle meiner Namensschwester Amalie aus den Räubern," urteilte sie mißmutig. „Wie geht das noch?

Er ist hin — vergebens ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach.
Er ist hin — und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach! —

Geschmacklos! Wie kann man ein vergilbtes Leichenhemd ewig in einem Tränenmeer spülen? Aber vielleicht gerade," ermunterte sie sich, „viel erfahrenen Kavalieren schmeichelt es manchmal, die Tröster einer solch uferlosen Trauer zu werden. Wer weiß?"

Da verklang gerade der letzte Ton des Liedes.

„Wundervoll," flüsterte Dietrich-Claus und küßte der befangenen Sängerin dankbar die Hand, „Sie sind ganz Seele, mein liebes Kind. Wenn Sie ahnten, wie tief ich Ihre Empfindung nachfühle."

„Na also!" atmete die Mala erleichtert. „Wenn die Person nur ein etwas belebteres Gesicht dazu zeigen wollte."

Ein rauhes Klatschen unterbrach diese Gedankengänge. Es kam von Karl August III., der dröhnend die Hände zusammenschlug: „Großartig!" lobte er gleichfalls, denn er war wirklich überaus erleichtert, endlich von dem Liebesgestöhn befreit zu sein. Und um nicht etwa eine Wiederholung heraufzubeschwören, wies er mit seiner Gerte auf ein Paar, das jenseits der Brücke an den Ufern des Teiches lustwandelte: „Sagen Sie mal, lieber Ägir," rief er, indem er sich den Hut aus den Augen schob, „ist das nicht Ihre holdselige Frau Tochter? Mit wem marschiert sie denn da?"

Der Schloßherr setzte sich sein Monokel ein, obwohl er die beiden längst erkannt hatte, und entgegnete ein wenig verlegen:

„Der Begleiter meiner Tochter, Königliche Hoheit, ist Herr Doktor Otto Gerber. Ich hatte die Ehre, ihn bereits zu präsentieren. Ein ganz ausgezeichneter Mann. Und nebenbei Sonjas Rechtsbeistand. Euer Königliche Hoheit erinnern sich, diese höchst beklagenswerte Irrung in meiner Familie."

„Teufel, ja — ist ja wahr," richtete sich der Großherzog auf und schlug sich an den Stiefel. Dann kraute er sich leicht hinter dem Ohr: „Na, heulen Sie nur nicht gleich, Ägir," fuhr er gutmütig fort, „das ist sicher noch nicht das Schlimmste im Leben." Und er dachte daran, wie es ihm selbst aus lauter fatalen Rücksichten während eines Menschenalters nicht gelungen sei, die von ihm so sehr ersehnte Trennung von seiner eigenen bleichsüchtigen, stolzen und seine Art schweigsam verspottenden Gattin durchzusetzen. Bis der Allerlöser Tod ihn endlich zum späten Witwer gemacht.

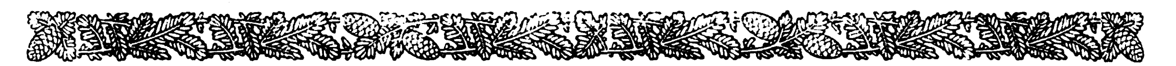
„Na, besser früh, als nie," verkündete er als Resultat seiner Überlegungen, und damit durch ein weiteres Eindringen in jenes Thema sein Gastfreund nicht etwa verletzt würde, zeigte der Großherzog mit seiner Gerte abermals nach dem Paar, um endlich in ein gutmütig polterndes Knarren auszubrechen: „Gute Figur, der Mann. Gardemaß. Aber — hm — sieht er nicht eigentlich ein bißchen orientalisch aus?"

Über das blaurote Spötterangesicht der Mala lief ein listiges Zucken. Immer von neuem amüsierte es ihren überlegenen Verstand, die Hilflosigkeit dieses einstmals Regierenden unter der Decke unbedingter Ehrfurcht zu foltern und zu schrauben. Getroffen verbeugte sie sich leicht auf ihrem Stuhl: „Euer Königliche Hoheit verraten da ein nicht geringes Studium der Völkermerkmale. Der Freund unserer Freunde ist Jurist. Ich finde es deshalb eigentlich gar nicht verwunderlich," lächelte sie, „daß er bei unseren Zuständen aus dem Lande der Propheten und Richter stammt." Und da der Sportsmann sie ungewiß anstarrte, setzte sie harmlos hinzu: „Euer Königliche Hoheit sind natürlich diesen kleinlichen Dingen viel zu sehr entrückt, um unseren belanglosen Differenzen Geschmack abgewinnen zu können. Ich täusche mich doch darin nicht?"

„I bewahre, keine Spur, werte Exzellenz," stotterte Karl August, denn er war wütend, hier etwa in eine politische Debatte verwickelt zu werden. Ganz rot war sein dickes Gesicht geworden. „Ich meinte — bloß."

Und nachdem er seinem Terrier noch einen unwilligen Schlag versetzt, warf er sich zurück und murrte: „Ich wollte, ich wäre gleichfalls Rechtsbeistand einer so schönen Frau. Ich würde ihr bestimmt alle Kräfte weihen!"

„Entzückend!" sagte die Mala. — — —



Jedoch der ehemalige Herrscher schien in Wahrheit die Völkermerkmale nicht gründlich genug studiert zu haben. Wenigstens beklagte sich im gleichen Augenblick die kleine Gräfin Kottum sehr entschieden darüber, daß ihr Beistand ihren Fall und besonders ihre eigene Person nicht ernsthaft genug behandele. Auf eine ganz natürliche Weise war es geschehen, daß die gekränkte und in ihren Tiefen verletzte Frau mit ihren erregten, gabewilligen und doch wieder scheuen Gedanken gerade jenen Mann unablässig umspann, dem sie sich infolge seines Berufes offener und rückhaltloser erschließen durfte, als selbst ihrem Vater oder gar dem Priester. Auch machte ihr dieser Dr. Otto Gerber zu ihrer Erleichterung, aber je länger es dauerte auch zu ihrer uneingestandenen Beschämung, die Preisgabe ihrer Heimlichkeiten, obgleich sie diese bisher wie ein Palladium gehütet, mehr als bequem. Denn sachlich und nüchtern empfing der gleichgültige Wüstensohn all jene Offenbarungen, vor deren Enthüllung das fein organisierte Geschöpf lange gezittert, und deren Opfer ihr in wirren Nächten als ein köstliches oder rührendes Geschenk für den Empfänger vorschwebte. Der also Geehrte aber schien von dieser Bevorzugung nicht den leisesten Schimmer zu empfinden. Denn beständig entkleidete er all jene Beichten von jeder Romantik, ganz wie ein Mann, der vor allem ein unschätzbares Gut zu verteidigen hat — seine Zeit. Rücksichtslos, nur auf die Realitäten dieser Welt gestimmt, hochfahrend im Bewußtsein seiner Kraft, wies er seine menschensuchende Schutzbefohlene immer wieder auf die kühle Straße der Tatsachen. Und indem er jede der aufbegehrenden Stimmungen seiner Klientin, sowohl die Weichheit einer Verlassenen, wie die rächende Leidenschaft der Weltzerstörerin, ironisch in irgendeinen hartherzigen Gesetzesparagraphen wickelte, suchte er offenbar seine ragende Gestalt in absichtlicher Fremdheit hinter einer Papierwand zu verstecken, hinter der er dann mit seinem wiegenden Gang vor der ängstlich Lauschenden als ein Schatten auf und ab schritt.

Warum wohl? Aus welchem Grunde?

Denn der Beduine war doch ein fester menschlicher Stab, auf den man sich stützen konnte. Und er galt der mädchenhaften Frau gerade wegen seiner Fremdheit und Seltenheit als eine zum Nachdenken lockende Erscheinung, eine Verbindung von spöttischem Ernst und kühner Selbstsicherheit, wie sie der unerfahrenen Grüblerin bisher noch nicht begegnet war.

Und jetzt? Auch dieser wich ihr aus und verwarf ihre rein menschliche Teilnahme?! Weshalb? Besaß sie denn keine der Eigenschaften, um derentwillen dumme, putzsüchtige Kleiderstöcke zu Göttinnen erhöht und Männer zu Narren wurden? Und die ihr angeblich zugefügte Zurücksetzung, hinter der noch ein ihr selbst unbekannter stürmischer Wille lauerte, jene dauernde schmerzhafte Vernachlässigung entzündete allmählich ihr Blut und raubte ihr die sonst eigene kluge Überlegung. Dunkel empfand Sonja nur, daß ihr Hinüberlangen in das Allgemeine, in das Elend und die Händel ihrer Tage von dem klaren Beduinenkopf nicht geglaubt oder heimlich wohl gar als eine aufgeblasene Überspanntheit mißachtet wurde. Und dies, meinte sie, sei der besondere Grund ihrer Unruhe, die sie weder meistern noch verbergen konnte, von der sie sich jedoch gejagt fühlte, irgendwoher, irgendwohin, bis zwei willige Arme sie endlich auffangen würden. War dies der Schluß von allem? Und dazu das ganze Aufgebot von soviel Philosophie, Lektüre und geistiger Aufmerksamkeit? Nein, nein, sie war keine Närrin, förmlich erlöst empfand sie sich als Mitglied einer kranken Zeit, und diese zu verstehen und vielleicht zu reinigen, dies bedeutete auch für sie Aufgabe und Entschuldigung.

Und den Mann da neben sich, ihn hielt sie doch für einen der heimlichen Führer!? Er war doch gewiß auf der anderen Seite der Häuptling irgendeiner jener zahlreichen Verschwörungen, wie sie die Aufmerksame lichtscheu und unter allerlei seltsamen Symbolen auch in ihren Kreisen täglich aufschießen sah.

Wie gern hätte sie sich ihm als Mitwisserin, als Gehilfin angeboten, denn ihr Platz — das stand bei der Erregten bedingungslos fest —, er befand sich bei den Rächern und Vergeltern. Allein die scheue Achtung, die sie von dem aller Theaterei und Vermummung abgeneigten Manne entfernte, sie verhinderte sie gleichzeitig auch zu ihrem Gram, unaufgefordert in seine Gedankenwelt zu stoßen. Da wurde die Versunkene durch das ihr so wohltuende tiefe Organ ihres Begleiters aufgescheucht. Sie hatten sich in einen der schmalen Schlängelpfade des Parkes verloren und sahen nur die Wand der Edeltannen dicht neben sich und das lichte Blau des Himmels über ihren Häuptern.

Hier, wo die Sonne fehlte, trieb ein frischer, herbstlicher Wind die Zweige oft gegeneinander und ließ sie ebenso häufig wieder zurückschnellen.

Sonjas Begleiter jedoch gab sich offenbar jenem heiteren Spiel nicht hin, und obwohl sich seine breite Brust beim Einatmen der würzigen Luft noch mächtiger entfaltete, vertrat er plötzlich der Fürstentochter den Weg, als sei er geradezu verpflichtet, ihr wortloses Traumwandeln hier zu unterbrechen. „Also, meine beste Frau Gräfin," begann er mit seiner radikalen Ehrfurchtslosigkeit, die aber von seiner Schutzbefohlenen wie ein Luftzug aus einer wahren und unverstellten Welt eingesogen wurde, „wenn ich jedem meiner Klienten so viel Zeit ließe, Gott behüte, dann müßte ich ja das Alter meines Vorfahren Methusalem erreichen, um nicht elendiglich zu verhungern. Haben Sie sich nun also besonnen?"

Aufgeschreckt blieb die schlanke Halbslawin vor ihrem Bedränger stehen, musterte sein braunes Antlitz, das so landfremd von einem kurzgeschorenen dunklen Bart gesäumt wurde, und indem sie sich über ihr enganliegendes schwarzes Gewand strich, wodurch sie in der letzten Zeit stets an eine blutjunge Trauernde gemahnte, stieß sie beim Abrupfen von ein paar Tannennadeln finster hervor:

„Ja, ich habe mich besonnen."

„Na, endlich!" äußerte sich der Beduine erleichtert und rückte an seinem großen Odinshut, „die Sache kommt also wirklich zu Ende?"

(Fortsetzung folgt.)





Der Isenheimer Altar Geschlossen.

Nach einer Aufnahme von Dr. Frz. Stoedtner.

Der Isenheimer Altar

Von Dr. G. Karl (Mit einer Kunstbeilage und vier Abbildungen)

Das farbige Kunstblatt, das diesen Aufsatz begleitet, ist eine Probe aus dem köstlichen, im Furcheverlag erschienenen Werk „Matthias Grünewald, der Meister des Isenheimer Altars“ von Dr. Wilhelm Niemeyer. Wer sich in die ergreifende Kunst Grünewalds vertiefen will, dem sei dieses vorzügliche Buch warm empfohlen.

Der Vertrag von Versailles hat schmerzliche Lücken auch in unsern Kunstbesitz gerissen. Die Berliner Tafeln des Genter Altars, über hundert Jahre der Stolz der Berliner Kunstsammlungen, mußten an Belgien zurückgegeben werden. Die größte Schöpfung der Brüder van Eyck, ein Hauptwerk des niederländischen Quattrocento, das sich in kühner Gestaltung, mit den Mitteln einer vervollkommneten Technik und Zeichnung an die Spitze der damaligen Malerei stellte, ging uns so verloren. In gleicher Weise wurde uns auch Grünewalds großes Altarwerk durch den Friedensvertrag enteignet. Es wirkt nun in Frankreich für den Ruhm der deutschen Kunst.

Eine verhältnismäßig geringe Spanne — achtzig Jahre — liegt zwischen Gent und Isenheim, und doch eine Zeit fruchtbarsten Schaffens: die Hauptperiode der gotischen Altarmalerei.

Die Vorliebe der nordischen Gotik für bildliche Darstellungen kam dem Empfinden des Volkes, dem Bedürfnis des leseunkundigen Mannes, entgegen. Skulpturen an den Kirchenportalen, Wand- und Altarmalereien ersetzten ihm die geschriebene Bibel. Insbesondere die Klapptafeln des Flügelaltars boten hinreichend Platz für die Abwicklung selbst eines umfangreichen kirchlich ikonographischen Programms. Der Vorwurf wurde gern aus Weltschöpfung, Evangelium oder Heiligenlegende genommen. Die Ausstattung der Außenflügel war oft Schülerhänden überlassen, der Schmuck des Innenaltars, des Schreins, in der Regel das Werk des Meisters selbst. Die besten Künstler der Zeit, Maler, Bildhauer, Schnitzer und Goldschmiede wurden dazu von weither verpflichtet. Der Schrein war ein zweites Allerheiligstes, er wurde nur an hohen Festtagen gezeigt. In goldener Pracht erstrahlte er dann im flackernden Kerzenlicht, umwoben von schummerigen Weihrauchwolken, ein blitzendes Juwel vor dem gedämpften Mosaik der hohen Apsisfenster.

In solcher Umgebung müssen wir uns das gewaltige Isenheimer Altarwerk vorstellen. Gewaltig schon in seinen Dimensionen: drei mächtige Flügelpaare ermöglichen drei vollkommene Wandlungen. Gewaltig aber auch in der überlebensgroßen, wuchtig empfundenen Gestaltung des Themas, der Heilsgeschichte.

Mit einem Auftakt von überwältigender Kraft und chaotischer Leidenschaft hebt Grünewald zu erzählen an:

Golgatha! Und was für ein Golgatha! Eine Symphonie wildesten Schmerzes! (Abb. S. 93.)

Vor dem nachtdunklen Himmel das mächtige Kreuz. Ein elend zerfleischter Körper hängt daran, tief niedersackend. Das Querholz biegt sich unter der jammervollen Last. Schwer ist das Haupt des Toten auf die rechte Schulter gesunken, der Mund noch offen in qualvollster Spannung. Krampfhaft spreizen sich die Finger vom letzten schmerzlichen Aufbäumen. Dick geronnenes Blut träuft aus der geöffneten Seite und aus den wunden, übereinandergepflöckten, klobigen Füßen.

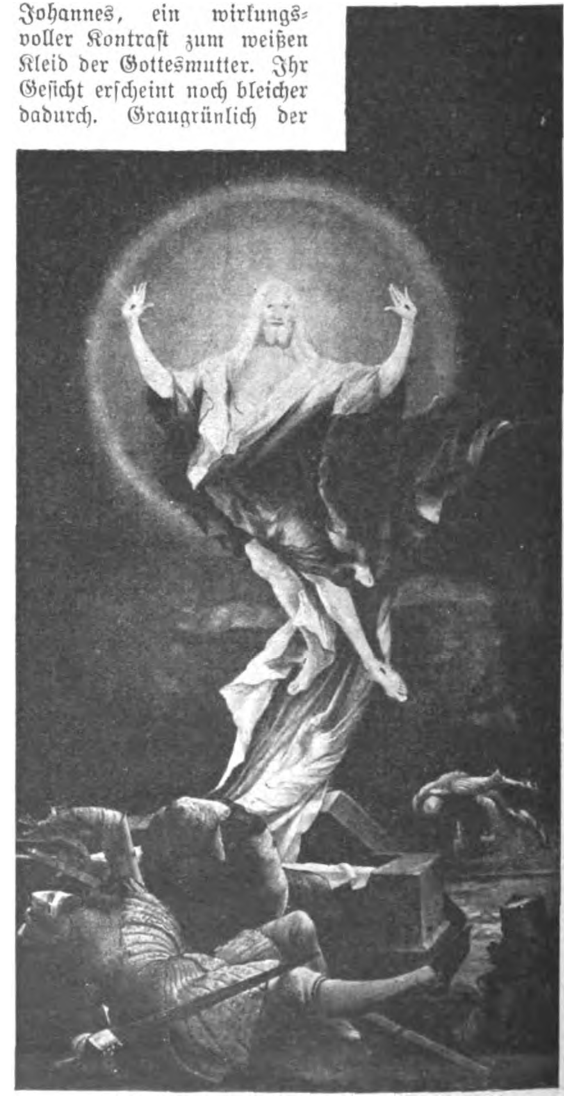
Das ist nicht der gütige, in Schöne sterbende Heiland der italienischen Renaissance, nicht der siegreiche Überwinder des Todes, es ist ein armer, gequälter Mensch — ein Hüne allerdings an Gestalt, der unendlich leiden und dulden mußte, ehe er in die erlösende Todesnacht eingehen konnte. Uns Heutigen mag diese Darstellung des Gottessohnes häßlich, grausam erscheinen. Grünewalds mystisch gestimmte Zeit verstand eine solche Vertiefung des Opfertodes Christi: Tauler, Suso, Geiler von Kaisersberg haben ihn in schmerzdurchglühten Weisen besungen.

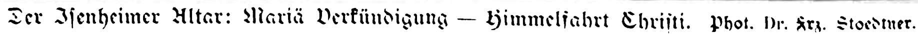
Zu Füßen des Erlösers das Lamm Gottes, daneben Johannes der Täufer, eine große, breitbeinig festgewurzelte Gestalt, gotischer Herbheit voll. In prophetischer Gebärde reckt er den Zeigefinger gegen den Crucifixus: „Illum oportet crescere, me autem minui". (Jener muß wachsen, ich aber kleiner werden.)

Links des Kreuzstammes ist Maria Magdalena zusammengesunken. In leidenschaftlichem Schmerz, brennend suchenden Auges, ringt sie die wehverkrampften Hände zum Heiland empor. Still, totenbleich, knickt die Gottesmutter um, von barmherziger Ohnmacht umfangen. Die grobknochige Bauerngestalt des Lieblingsjüngers stützt sie.

Nichts von der Geschwätzigkeit der spätern mittelalterlichen Golgathadarstellungen, nur fünf Personen, jede mit klar umrissener Aufgabe. Fünfmal wechselt Grünewald die Proportionen — vom titanenhaften Gottessohn bis herab zur zierlich feinen Magdalena. Bewußt verstößt er in seinem leidenschaftlichen Ringen um höchsten Ausdruck gegen die Gesetze der Anatomie: so verlängert er beispielsweise den rechten Arm des Jüngers weit über das natürliche Maß, um eindringlich die Funktion des Stützens zu verlebendigen.

Er wählt Farben von stärkster Ausdruckskraft: Leuchtend rot der Mantel der beiden Johannes, ein wirkungsvoller Kontrast zum weißen Kleid der Gottesmutter. Ihr Gesicht erscheint noch bleicher dadurch. Graugrünlich der





Der Isenheimer Altar: Mariä Verkündigung — Himmelfahrt Christi. Phot. Dr. Frz. Stoedtner.



Der Isenheimer Altar: Die Geburt Christi.

Nach einer Aufnahme von Dr. Frz. Stoedtner.

Leichnam, als ob ihn schon die Verwesung ergriffen hätte — so völlig hat der Tod den Gottessohn bezwungen!

Zu den Vertikalen des Kreuzstammes und der Figuren bildet die Horizontale der Predella einen absichtlichen Gegensatz. Der Heiland wird zu Grabe getragen. Die langgestreckte Kurve des Leichnams klingt wider im Flußlauf und Gebirgszug der Landschaft. Die im letzten Liebesdienst tätigen Personen sind in der rechten Ecke geballt, um das links belastete Hauptbild zu stützen.

Aus ähnlichen Kompositionsgründen wird gegen die dramatische Wucht des Golgathabildes die statuarische Ruhe der Flügeltafeln gesetzt: Links Sankt Antonius, der Klosterheilige, rechts Sebastian, wohl Grünewalds Selbstbildnis, vor einer idyllisch heitern Mittelgebirgslandschaft. —

Der Altar öffnet sich zur zweiten Wandlung: Ein Bild leuchtender Seligkeit, ein lebenbejahender Hymnus auf die Menschwerdung des Gottessohnes in freudigsten Farbakkorden, Rot und Grün, und Rot und Gelb.

Als Präludium die Verkündigung (Abb. S. 94). Kraftvoll rauscht der streitbare Gottesbote nieder; vor der fast drohend gewaltigen Offenbarung des göttlichen Willens bebt schüchtern die Jungfrau zurück.

Auf dem Mittelbild der Ehrentag der Gottesmutter (Abb. oben). Ein jubelndes Allegro musizierender Engel quillt aus dem reichverzierten Baldachin. Still, sanft naht Katharina, die auserwählte Gottesbraut, zu demütiger Anbetung Nicht einer in Hoheit thronenden Madonna gilt die Huldigung, Maria ist's, eine einfache deutsche Bürgersfrau, „Maria im Rosenhag", innig versunken in den Anblick des Kindes. Noch gehört das Kind der Mutter, schalthaft stehen die Geräte der Kinderstube im Kreise; doch die zerschlissene Windel, auf der das Kind ruht, deutet symbolisch den Kreuzestod an.

Rückwärts über dem Berge öffnet sich der Himmel. Gottvater in blendender Lichtmajestät, umgeben von seinen Engelchören, erscheint auf schattendunkler Wolke. Jubelnde Gottesboten tauchen zur Erde nieder, den Hirten von Bethlehem die frohe Botschaft zu verkünden. —

In die leise verwehende Kantilene schmettern siegreich jauchzende Fanfarenklänge (siehe das farbige Kunstblatt). Halleluja! Der Herr ist erstanden! In machtvoller Bewegung — drei-, viermal gebrochener energiegesättigter Zickzacklinie — rauscht der Heiland empor, umflossen von einer mächtigen Gloriole leuchtendster Farben. Die nachtschwarze Erde schüttert und bebt, krachend schmettern die eisengepanzerten Krieger zu Boden. —

Wiederum öffnet sich der Altar, zur dritten und letzten Wandlung. Der Schrein in der Mitte wird frei mit drei vergoldeten Schnitzbildern, in ihrer Mitte St. Antonius. Sie sind nicht von Grünewalds Hand, wohl aber die beiden Flügelbilder mit Szenen aus dem Leben des Klosterheiligen. In einem stillen Gebirgstal hat der heilige Antonius seine Hütte gebaut. Da

überfallen ihn die Geister der Hölle, zerren, zwacken, beißen und schlagen ihn gar jämmerlich. Eine unholde Teufelskumpanei hat des Künstlers Phantasie hier geschaffen, so recht, um den einfältig frommen Beschauer gruseln zu machen. Wohl auf Bestellung des Klosters, das sich in der Hauptsache der Pflege und Wartung Hautkranker widmete, malte Grünewald in der linken Ecke Syphilis- und Leprateufel. — Der Herr verläßt die Seinen nicht. In höchster Not entsendet Gottvater den ritterlichen Erzengel zum Kampf gegen den Teufelsspuk.

Und nun der Abgesang des Gegenbildes, ein lieblich ausklingendes Finale. Antonius im Gespräch mit dem uralten Einsiedelmann Paulus in der Thebais. Noch einmal schöpft der Meister aus dem reichen Born seiner gestaltenden Phantasie und schenkt uns ein wunderfeines deutsches Landschaftsbild. Freilich, die Palme darf nicht fehlen, um den Süden anzudeuten. Alles andere aber ist deutsch, urdeutsch. Wer je den Zauber der Linienführung deutscher Gotik empfunden hat, der taste hier die Konturen des vertrockneten Baumstammes ab, von dessen Ästen Algen und Moose niedertropfen. Mit knorrigen Strünken bestandene Felsen geben Durchblick auf ein liebliches Vogesental: ein kleines blaues Flüßchen schlängelt durch die grüne Waldau, ein Hirsch tritt äsend zur Quelle. Ist es nicht, als ob Grünewald hier seherisch vorausempfunden hätte, was dreihundert Jahre später in den besten unserer Romantiker so voll geklungen! —

Als Grünewald um 1510 den Isenheimer Altar malte, stand die deutsche Malerei auf einem nie wieder erreichten Höhepunkt. Innerhalb eines Menschenalters schufen Schongauer, Dürer, Holbein, Altdorfer ihre besten Werke. Den Maler Grünewald aber übertraf keiner an Wucht der Gestaltung, Tiefe der Empfindung und Glut der Farbe. Isenheim ist nicht nur das Hauptwerk der deutschen Altarmalerei, es ist eine der größten Schöpfungen deutscher Kunst überhaupt!

* * *

Weihnachten / Von Joseph Frhr. v. Eichendorff

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Aus Eichendorffs gesammelten Werken,
erschienen im Verlag Philipp Reclam jun. (2 Bände)

* * *

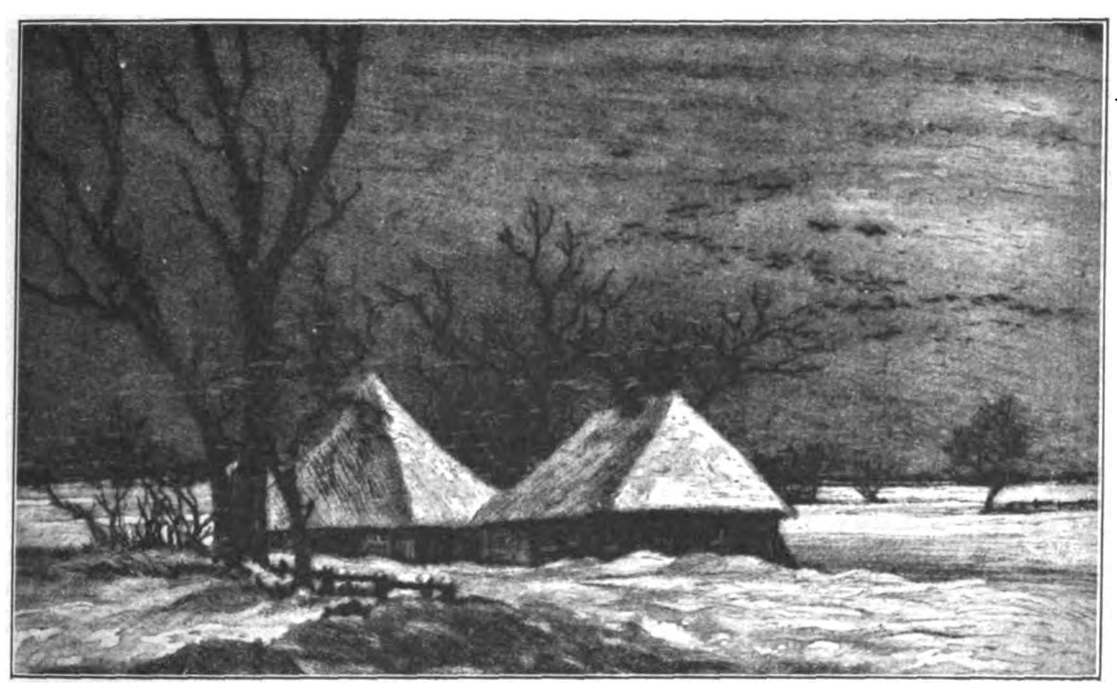
Die Weihnacht des Leutnants Falkner

Erzählung von Ernst Reinhard Jahn

Fürchten Sie nichts! Ich erzähle keine Schützengrabengeschichte von nibelungenhaften „Heldenlobebaeren, von großer Küenheit“, sondern berichte nur schlicht, was der Leutnant Falkner in der Christnacht des Jahres 1915 erlebt hat. Ich habe Falkner im Lazarett kennengelernt, wohin er in Fieberdelirien gebracht worden war, und empfand bald Zuneigung zu ihm, obwohl er ein sehr unfolgsamer Pflegling war und oft die Lazarettvorschriften mißachtete. Zum Beispiel durch unbändiges Tabakrauchen. „Was wollen Sie,“ sagte er, „wir Unbehausten haben nichts anderes, was uns Behagen verschafft, als das! Der erste, der Tabak in einer Pfeife angezündet hat, wurde der größte Wohltäter aller einsamen Menschen, Soldaten und Vagabunden, und in mir einen sich diese drei Menschenarten.“ — Er hatte sich an einem Stacheldrahthindernis den linken Mittelfinger verletzt. Eine schwere Sehnenscheidenentzündung folgte, und wir mußten ihm den Finger und die Hohlhand spalten, um die schwere Lebensgefahr abzuwenden. Die Fingersehne ging verloren; er trug einen gekrümmten Finger davon. Sein starker Körper hatte überhaupt Narbe an Narbe.

Ich hatte als Chefarzt damals (es war in den der Spionage besonders ausgesetzten Vogesen) die ein- und auslaufenden Briefschaften zu überwachen, und es fiel mir auf, daß fast alle seine Briefe zurückkamen mit dem Postvermerk auf der Adresse: „Gefallen!“ Man sah, er hatte Freunde, die sich nicht schonten, und ich bildete mir über ihn ein Urteil gemäß dem Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst . . .“

Er sollte die Hand unausgesetzt in einer Schlinge tragen, schrieb aber, gleich nach der Operation, Briefe und Postkarten und benutzte die ruhebedürftige Hand zum Festhalten des Papiers. Mitten in einer ernsten Vorhaltung, die ich ihm deswegen machte, fragte er mich: „Sagen Sie, Herr Stabsarzt, halten Sie es für möglich, daß ein Mensch, der einen Granatenvolltreffer in die Lebergegend erhielt, vier Wochen danach wieder felddiensttauglich herumläuft?“ — Ich glaubte, er scherze, um mich abzulenken. „Unsinn,“ antwortete ich; „entweder das eine oder das andere ist erdichtet oder falsch berichtet!“ — Er deutete auf den Tisch: „Dort liegt ein Brief eines zuverlässigen Mannes. Dieser Mann war Augenzeuge der Verwundung und, wie er schreibt, des Todes unseres gemeinschaftlichen Freundes Otto Pfister. Und vier Wochen später, am Abend des Tages, an dem ich mir diese Verletzung zuzog, habe ich denselben Otto Pfister mit diesen meinen Augen gesehen!“ — Ich faßte Falkners Puls. Er lachte mich aus. — „Und zwar aus nächster Nähe. Ich



Verschneites Land. Nach einer Radierung von Otto Sager.

habe sogar aus seiner Feldflasche getrunken." Er sah mich ernst aus seinen blauen Augen an. „Nun," sagte ich, „so erzählen Sie mir den Hergang! Vorher aber erlaube ich mir, an der Zuverlässigkeit Ihres gemeinsamen Freundes und Berichterstatters zu zweifeln." — Er reichte mir den Brief vom Tische. „Lesen Sie diesen Brief in Ruhe. Morgen werde ich Ihnen erzählen. Wahrscheinlich wird inzwischen ein Brief Pfisters an mich einlaufen. Ich habe wiederholt an ihn geschrieben; er steht bei dem x-ten Bataillon; ich selbst habe am Weihnachtsabend, in der Christnacht, die Nummer auf seinen Achselstücken gelesen."

Da fiel mir ein, daß ich einige soeben eingelaufene Briefschaften in der Tasche trug. Ich suchte sie hervor. „Vielleicht ist diese Antwort schon da... Ah, hier findet sich etwas. Es ist Ihre Hand!" Ich las auf einem Feldpostbrief „An den Leutnant d. R. im x-ten Bataillon 3. Komp. Otto Pfister. Absender Falkner im Feldlazarett usw. Vermerk vom Truppenteil: Zurück. Gefallen 12. November 15." Falkner nahm mir den Brief aus der Hand und starrte die Aufschrift und den Vermerk an. Er sah blaß aus wie eine Leiche. „Also morgen erzählen Sie," sagte ich; „heute tun Sie gut, auf dem Sofa zu liegen. Ich verordnete Ihnen eine halbe Flasche besten Roten; Sie bedürfen dessen." Ich las bald darauf den mir überlassenen Brief des Falknerschen Berichterstatters. Da war zu lesen, daß Otto Pfister vor den Augen des Briefschreibers den Soldatentod erlitten habe und in der Nähe von Z. in Flandern zur Erde bestattet sei. In völlig glaubwürdigen, traurigen, aber nicht überschwenglichen Worten.

Als ich am nächsten Tage bei Falkner eintrat, ging er im Zimmer auf und ab, rauchte aus einem kurzen Soldatenpfeifchen türkischen Tabak, den ich ihm geschenkt, und streichelte seinen Schäferhund.

„Sie wissen," begann Falkner, „daß ich nebst manchen anderen das Vergnügen hatte, am Tage vor dem heiligen Abend, wie man diese Zeit früher nannte, jenen hübschen Berg, den die Franzosen le Pauvre Armand nennen, wiederzuholen. Wir Jäger wurden, nachdem die Sache gelungen war, in das Dorf Y zurückverlegt, da wir viel Verluste hatten, und mußten infolgedessen einer ausgeruhten Kompagnie das errungene Gut überlassen. An Ausruhen war aber nicht zu denken. Der Tanz konnte alle Augenblicke wieder losgehen und unser Dorf lag im Granatfeuer. Ich hatte mich an dem Finger verletzt. Gott weiß, welche Brühe die Kerle auf das Drahtzeug gegossen. Der Finger klopfte; mich fröstelte. Ich hatte den ganzen Tag Dienst, und abends legten wir uns unweit des Dorffriedhofs auf einen Bergrain. Ein schöner heiliger Abend war es nicht! Aber doch insoweit schön, als wir den Pauvre Armand wieder hatten. ‚Falkner, Sie sehen übel aus!' sagte unser Stabsarzt. Ich zeigte ihm den Finger. — ‚Sie haben Fieber; eine kleine Blutvergiftung! Trinken Sie langsam eine halbe Flasche Rum. Ist das beste bei derartigen Sachen. Wenn morgen die Schwellung nicht fort ist, müssen Sie ins Lazarett.' — Ich zog den Rum vor, mit dem der Arzt nicht alle Tage herausrückte. Aber schon das zweite Becherchen voll widerte mich an. Bis etwa 11 Uhr wachte ich, rauchte dann eine Zigarette und schlief ein. Als ich erwachte, trug der Wind die Schläge einer weit entfernten Turmuhr heran: Mitternacht. Da erblickte ich links, wo der Kirchhof liegen mußte, einen kleinen Feuerschein, er war von wechselnder Stärke, wie von einem Feldfeuer. Haben die Teufelskerle, unsere Jäger, sich unterstanden, gegen alles Verbot ein Feuerchen anzuzünden? Die anderen schnarchten. Ich lief auf den Feuerschein zu und stand an der Friedhofsmauer. Drin im Friedhofe war ein seltsam stillvergnügtes Treiben: hart an der Mauer, an der ich stand, ein bescheidenes Reisigfeuerchen. Darüber ein Feldkessel, dem ein sehr angenehmer Duft wie von Glühwein und auch wie von Madeira entströmte, manchmal auch an Honig oder Orangenblüten erinnernd. Auf den Grabhügeln in der Nähe des Feuerchens, nur halb erleuchtet von diesem, Musketiere, sechs oder sieben, sitzend, liegend auf die Ellenbogen gestützt. Lärm machten die Kerle nicht. Teufelsbrut! Was fällt euch ein? Hier Feuer anzünden, wo es verboten ist, nur ein Zündholz

zu entflammen! Gott sei Dank, keine Jäger! Gemeine Musketiere!

‚Kommst du endlich, Franz?‘ fragte da einer, ein Leutnant, indem er mir lächelnd in das Gesicht sah. Die Stimme war mir wohlbekannt. Und meine Augen bestätigten es: Otto Pfister stand mir gegenüber! Mein Gott, er lag doch in Flandern begraben! — ‚Komm schleunigst herein, Franz!‘ sagte er flüsternd. Ich schwang mich auf die Mauer. Jetzt erkannte ich auch auf seinen Achselstücken die Regimentsnummer. — ‚Mensch, wie kommst du daher? Wie kommt ihr in die Vogesen?‘ Er lachte und bot mir die Rechte. Er hatte eiskalte Hände. ‚Versetzt,‘ sagte er. — ‚Auch die anderen hier! Vor allem komm herein!‘

Ich sprang von der Mauer in den Friedhof. Nun erkannte ich noch zwei andere Freunde: den kleinen Grön und den langen Langreuter, mit denen ich in München studiert hatte. Auch diese beiden sollten gefallen sein; wenigstens war der eine mit Bestimmtheit totgesagt. — ‚Jetzt stärke dich!‘ sagte Otto Pfister und reichte mir seine Feldflasche. ‚Deine Feldflasche fühlt sich wärmer an als deine Hände,‘ erwiderte ich. Das Getränk war köstlich: Südwein mit irgendwelchem Gewürz. Es schmeckte mir beinahe so vortrefflich, wie einst am heiligen Abend der Familienpunsch. ‚Nicht wahr, gut?‘ lachte Pfister. ‚Du mußt völlig austrinken! Wir haben reichlich!‘ — Auch Grön und Langreuter kamen heran und schüttelten mir die Hand. ‚Du siehst blaß aus, Junge,‘ sagte Grön, ‚gerade wie ein Schwindsüchtiger, weiß Gesicht mit Kirchhofsrosen auf den Wangen,‘ sagt man bei uns in Lübeck. — ‚Nun, wir sind ja jetzt auch im Friedhof!‘ — ‚Nur austrinken!‘ befahl Pfister noch einmal. ‚Dann wirst du gut schlafen!‘ — Ich leerte die Flasche; wollte fragen, woher sie den Wein genommen, wollte fragen, woher denn die Falschmeldungen und vieles andere. Aber eine bleierne Müdigkeit befiel mich. Pfister brachte mir als Kopfkissen einen Tornister herbei und breitete einen Mantel darüber. Er zwang mich, mich auf dieses Lager zu legen und zu schlafen. Ich legte mich, sah noch, wie das Feuerchen allmählich verlosch, und muß, infolge des ungewohnt starken Weins im leeren Magen, sofort eingeschlafen sein.

Als ich erwachte, verspürte ich einen starken Frost. Schüttelfrost. Mein erster Blick galt meinem Finger, weil dieser außerordentlich schmerzte; er war noch mehr angeschwollen. Dann sah ich mich nach Otto Pfister und nach seinen Genossen um. Keiner war da. Die mußten abmarschiert sein; denn auch Mantel und Tornister waren verschwunden. An der Friedhofsmauer lagen aber die Überreste des Feuerchens, etwas graue Asche. Keinerlei Zeichen sonst, daß Soldaten hier übernachtet hatten, kein Papierfetzen, kein Zigarettenstümpchen. Ich taumelte gegen den Lagerplatz meiner Kompagnie hin, nach dem Feldrain, denn ich hatte starkes Fieber und vermochte kaum mich aufrechtzuerhalten. Heiliger Gott! Da lag der Stabsarzt, gräßlich entstellt — da lagen sämtliche Offiziere meiner Kompagnie — da lag der Oberjäger Heinrich — alle tot und teilweise zerfetzt, teilweise von Erde überschüttet. Ich sah die entblößten Wurzeln des Ahornbaums, an den ich mich vor wenigen Stunden angelehnt hatte; der Stamm war zersplittert. — ‚Otto!‘ schrie ich und wankte, Trost suchend, wieder nach dem Friedhofe, durch das offene Friedhofstor zu dem alten Freund. Eine Krähe flatterte auf. Sonst war kein lebendes Wesen zu erblicken. Besinnungslos brach ich zusammen. Was folgte, davon wissen Sie jedenfalls mehr als ich, Doktor!“

„In der Tat kann ich Ihnen darüber berichten, Falkner,“ sagte ich. „Sie wurden hierher gefahren, in Fieberdelirien von einer Art, daß man Ihnen sofort Eis auflegen und Kampfer einspritzen mußte. Ihr Freund Hagen, der gestern mit Schenkelfraktur zu uns gekommen ist, berichtet, daß er am Weihnachtstage seinen und Ihren Burschen beauftragte, in verschiedenen Richtungen nach Ihnen zu suchen. Sein Bursche fand Sie auf dem Friedhofe, wo Sie zwischen zwei Hügeln neben Ihrem Hunde lagen und wunderliches Zeug redeten. Er rief die Sanitäter, und Sie wurden hierhergefahren. Glauben Sie wirklich, jetzt, da Sie wissen, daß Sie höchstes Fieber hatten, Sie hätten mit einem wiedererstandenen Otto Pfister gesprochen und aus seiner Flasche getrunken?“

„Wie sollte ich daran zweifeln?“ rief Falkner. „Säufer bin ich nicht; davon haben Sie sich während meines Hierseins überzeugt. Von dem sogenannten Rum unseres unglücklichen Truppenstabsarztes habe ich höchstens zwei Eierbecher voll mir einverleibt. Das reicht nicht aus, einen 8er Jäger und Forstreferendar sinnlos betrunken zu machen. Otto Pfister lebt, und ihm verdanke ich mein Leben.“ —

Dieses letzte gab ich Falkner zu, aber nicht die Auferstehung seines Freundes in Fleisch und Blut. Er war so überzeugt vom leiblichen Fortleben Pfisters, daß er an dessen Eltern schreiben wollte, um es bestätigt zu erhalten. Davon hielt ich ihn ab mit der Bemerkung, daß er ihren Seelenschmerz aufwühlen werde, wenn er sich täusche, oder, im anderen Falle, ihre Angst um den Sohn steigere. Alle Versuche, ihm einzureden, daß er infolge seiner Fieberdelirien Truggestalten gesehen habe, waren vergeblich. Schon wollte ich das Gespräch abbrechen, da fiel mir ein eigentümliches Mittel ein, ihn zu bekehren.

„Herr Leutnant,“ fragte ich, „haben Sie in jener Nacht, in Gegenwart Ihres Freundes Pfister geraucht? Pfeife, Zigarre, Zigarette?“

Falkner stutzte einen Augenblick, den Zweck der Frage nicht verstehend. Dann ging er zu dem Kleiderschrank. „Mein Bursche hat mir“, sagte er dann, „an jenem Abend ein Päckchen Zigaretten gebracht, das er für mich gekauft hatte, weil ich nichts Rauchbares mehr hatte. Das war gegen elf Uhr. Eine davon entsinne ich mich geraucht zu haben, bevor ich den Feuerschein sah. Ja, das weiß ich bestimmt.“

Er holte aus der Tasche seines Waffenrocks, den er dem Schrank entnahm, das Päckchen hervor.

„Lassen Sie sehen!“ rief ich. „Hier fehlt genau ein Stück. Ergo haben Sie auf dem Friedhof nicht geraucht. Und wann, so frage ich Sie, mein Lieber, rauchen Sie nicht? Doch nur, wenn Sie speisen oder schlafen! Sie haben also in dem Kirchhofe nichts anderes getan als geschlafen und — geträumt!“

Jetzt war er überführt. Er schämte sich ein wenig. Drum drückte ich ihm doppelt herzlich die Hand. — Wie innig muß eine Freundschaft sein, wie tief in die Seele eingeprägt das Bild des Freundes, wenn sich dieses Bild in einem harten, durch tausend Schreckensbilder abgestumpften Manne mit solcher Lebendigkeit erneut, daß er es lebend wähnt?

Oder — war das Außerordentliche dieser Freundschaft stärker auf des Toten Seite? Und so mächtig, daß es, über das Grab hinaus wirkend, den Freund rettete? Wer ist so allwissend, daß er sagen darf, das sei unmöglich?

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Wie man heutzutage sparen kann

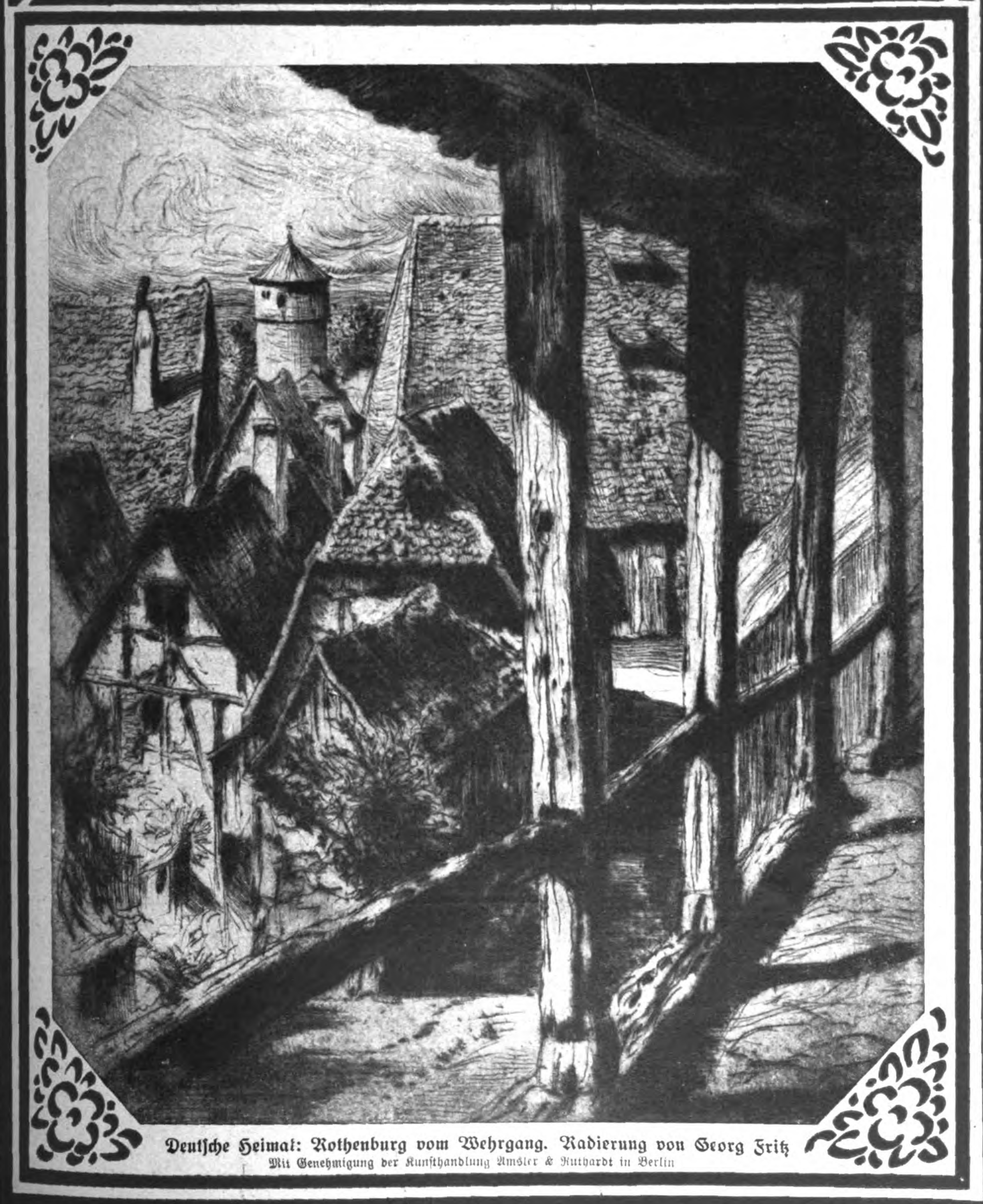
Von O. Marie Brandt.

Hausfrauen und Mütter müssen heutzutage viele Opfer bringen und eines der schmerzlichsten ist wohl, daß sie ihre Schönheitspflege zurückstellen müssen anderer Obliegenheiten halber, die wichtiger sind oder ihnen wichtiger erscheinen. Je klüger und feinempfindender eine Frau ist, desto deutlicher weiß und fühlt sie, daß sie durch die Pflege ihrer Schönheit ihr Wohlbehagen und ihr Glück zu mehren vermag und desto quälender ist es für sie, wenn sie aus Zeitmangel diese Pflege vernachlässigen muß, wenn sie den Haaren, den Zähnen und der Haut, diesen 3 Hauptattributen weiblicher Schönheit nicht die nötige Sorgfalt angedeihen lassen kann. Und doch könnte jede Frau dies, wenn nur mit manchen Umständlichkeiten und Irrtümern früherer Schönheitslehre aufgeräumt würde. Pelze, Spitzen, Edelsteine, zarte Wäsche, schimmernde Seide, alle diese Köstlichkeiten, die Frauenschönheit heben und mit süßem Reiz umgeben können, sind unsagbar teuer geworden, und so gilt es schön zu sein auch ohne sie, das Äußere so zu pflegen, daß die schimmerden Haare und die glatte weiche Haut Schmuck und Zier sind. Vor allem das Haar! Eine Frau mag noch so schlicht gekleidet sein, hat sie schönes Haar und ist es sorgfältig geordnet, so wirkt sie gepflegt und gut gekleidet, weil Haar und Frisur tatsächlich die Krone des Anzuges sind. Deshalb ist es um so merkwürdiger, daß viele Frauen ohne weiteres auf dieses wirksame Mittel zur Hebung ihrer Erscheinung verzichten. Wie oft hört man: „zur Haarpflege gehört viel Zeit, die hab' ich nicht, mein Haar läßt sich nun einmal nicht in guten Sitz bringen, es ist zu weich und fällt zusammen" oder „mein Haar ist zu fettreich und Küchendunst und Staub haften gleich darin". Und in diese oft nur eingebildeten Übel fügen sich die Frauen, zumal die Hausfrauen, weil sie sich nicht die Zeit nehmen können oder wollen, einmal in Ruhe darüber nachzudenken, ob ihnen nicht doch geholfen werden kann und einmal richtig dahinzielende Versuche zu machen, die sie oft rascher als sie denken von den quälenden Unannehmlichkeiten erlösen würden. Sind solche Frauen dann mit anderen Frauen zusammen, so ruhen ihre Augen neidisch auf deren Haaren, wenn sie weich und seidig und duftig sind, graziös in die Stirn fallen, sich über die Ohren schmiegen und ihre Trägerinnen jung und schön erscheinen lassen, eine Tatsache, die in ihrer Wirkung auf das Gemüt der Frau gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, gibt doch das Gefühl gut auszusehen jene herrliche Entspannung, die besser als alle Heilmittel auf gereizte Nerven einzuwirken vermag. Die Frau mit dem schlecht gewaschenen, wenig gebürsteten und in Eile gesteckten Haar wähnt meist, daß jene anderen, die sie bewundert und beneidet, unendlich viel Zeit und Geld auf ihr Haar verschwenden, und daß darin das Geheimnis ihrer Schönheit liegt, weiß sie doch nicht, daß sich auch bei der Schönheitspflege oft mit einfachen Mitteln große Wirkungen erzielen lassen. Wüßte sie es, wie leicht könnte ihr geholfen sein! Sie brauchte nicht mißmutig und ratlos in den Spiegel zu schauen und könnte schön sein wie jene auch. So aber verschlimmert sie meist ihre Schönheitsfehler, indem sie sie zu beheben versucht, da ihr — schlecht unterrichtet wie sie ist — die richtigen Mittel nicht bekannt sind. Da wird das Haar mit irgendeinem Haarwasser verkleistert und schließlich mit einem ätzenden Eisessig behandelt, der die Kopfnerven anstrengt und die Haarwurzeln abtötet. Manche sich für klug haltende Hausfrau nimmt z. B. auch sehr oft nur Seife zum Waschen des Kopfes und des Haares, diese glaubt dann damit schönes Haar erzielen zu können. Was wird schon allein beim Haarwaschen gesündigt, wenn recht viel Seife in das Haar und auf die Kopfhaut gerieben wird. Immer wieder muß dann die Frau die Enttäuschung erleben, daß das Haar dadurch stumpf, glanzlos, klebrig und strähnig wird, weil Seife sich kaum je restlos wieder aus dem Haar herausspülen läßt. Allen diesen Frauen könnte geholfen werden, wenn sie wüßten, was den anderen schon längst bekannt ist, daß man nämlich nicht Seife zum Waschen der Haare anwenden darf, sondern nur Seifenflocken, und zwar die unvergleichlichen Lux-Seifenflocken, die von der bekannten Sunlicht Gesellschaft A. G. hergestellt werden. Und zwar soll man auch von diesen Lux-Seifenflocken keine Unmenge auf einmal verwenden. Zwei Eßlöffel voll Lux-Seifenflocken in einem Liter siedenden Wasser aufgelöst, ergeben eine Menge satten, dicken Schaumes, der sich so köstlich anfühlt, daß die Hände immer wieder darin untertauchen möchten, daß man gar nicht aufhören mag, ihn auf Haare und Kopfhaut zu reiben. Und das Schöne ist, daß dieser Schaum wunderbar reinigt und sich prachtvoll leicht wieder aus den Haaren herausspülen läßt, die nach solcher Wäsche rasch trocknen, knisternd seidig durch die Finger gleiten und sich voll und duftig anfühlen. So machen Lux-Seifenflocken das Haarwaschen zu einem Vergnügen und gestalten die meist so gefürchtete Prozedur der Kopfwäsche so rasch ausführbar, daß selbst die zeitärmste Hausfrau sich regelmäßig ihr Haar, ohne sich hierfür in große Unkosten zu stürzen, waschen und dadurch pflegen und erhalten kann. Wo Lux-Seifenflocken einmal in einer Familie eingeführt sind, fassen sie auch festen Fuß, denn nicht nur, daß außer der Hausfrau auch die ganze übrige Familie sie nicht mehr zur Haarwäsche entbehren mag, auch ihr Preis ist so gestellt, daß man sie z. B. zum Reinigen wollener Sachen, die ja bekanntlich mehr Sorgfalt als andere Wäsche verlangen, verwenden kann und soll. Die zartesten Wollsachen in weiß und farbig entsteigen dem Lux-Seifenflocken-Schaum mollig und zart wie neugeboren, sie schrumpfen und laufen nicht ein, sondern bleiben locker und weich, so daß man unbedenklich all die Strickjacken und Jumper, ja sogar feine Handschuhe aus Ziegenleder usw. sowie natürlich auch alle anderen gestrickten und gehäkelten Sachen für groß und klein, die die Mode zur Zeit beschert, dem Schaum der Lux-Seifenflocken anvertrauen kann. Lux-Seifenflocken schaden keinem Stoffe und noch so feinen Geweben, denen reines Wasser allein auch nichts schaden würde. Der Umgang mit den Lux-Seifenflocken bringt keine Enttäuschung, wie so vieles andere heutzutage im Leben! Lux-Seifenflocken sind treue und nützliche Helfer für jede tüchtige Hausfrau, der daran liegt, schön zu sein, ohne Phantasiepreise dafür zahlen zu müssen. — So kann man also heutzutage sparen!

39. JAHRG. HEFTPREIS 50 M. HEFT № 10

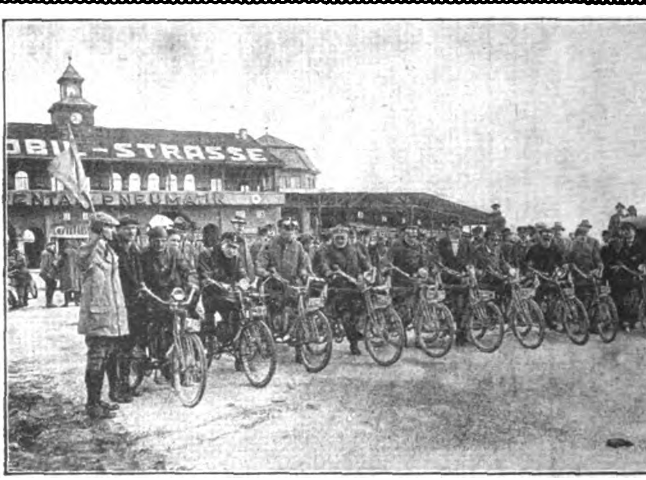
Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



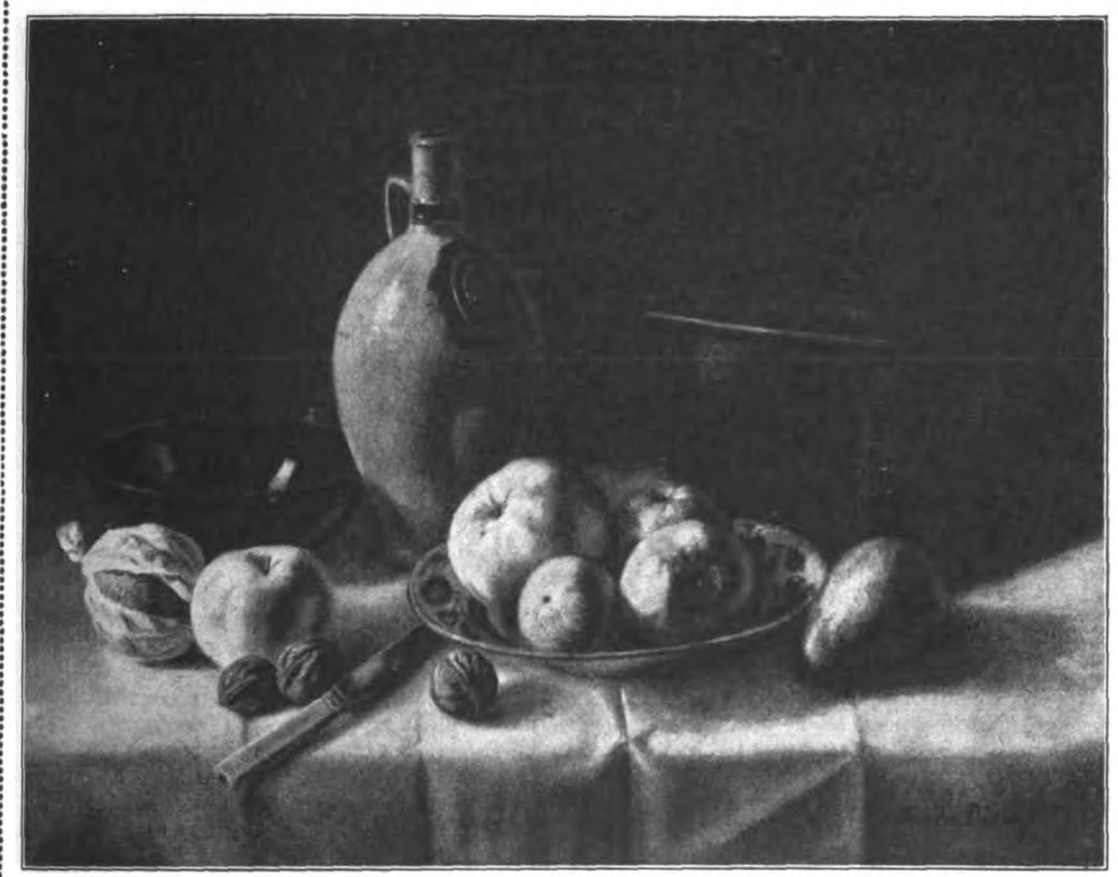
Deutsche Heimat: Rothenburg vom Wehrgang. Radierung von Georg Fritz
Mit Genehmigung der Kunsthandlung Amsler & Ruthardt in Berlin

Aus Handel und Industrie



Das obenstehende Bild zeigt die 10 siegreichen DKW-Fahrer der Reichsfahrt 1922 auf der Strecke Leipzig-Landeshut-Breslau Frankfurt/O.-Berlin beim Start zur Flachrennprüfung auf der Avusbahn. Auf der schwierigen 850 Kilometer langen Strecke hat der kleine DKW-Motor der Zschopauer Motorenwerke neuerdings gezeigt, daß die Leichtkrafträder den schweren Motorrädern an Güte und Leistungsfähigkeit nicht nachstehen.

Nähmaschinen-Angebote finden Sie fast in jeder Zeitung und zwar werden heute bei den teuren Preisen dieses Bedarfsartikels viele Inserate erlassen, die den Eindruck eines besonders vorteilhaften Angebotes erwecken. Man hüte sich vor allem, markenlose, gebrauchte und äußerlich wieder aufgefrischte Maschinen zu kaufen, da sich an denselben meist bald Reparaturen einstellen, die den angeblichen Vorteil beim Einkauf bald in das Gegenteil verwandeln, und die billige Maschine teuerer als eine in Spezialgeschäften angebotene gute Marken-Nähmaschine machen. Eine anerkannt erstklassige Marke ist die „Köhler“-Nähmaschine, die an allen Plätzen von guten Fachleuten vertreten wird. Fordern Sie deshalb in einschlägigen Geschäften diese Marke und wo nicht erhältlich oder nicht vorrätig, verlangen Sie unter Bezugnahme auf Reclams Universum die interessante Aufklärungsschrift Nr. 102 über Vorzüge und Garantien dieser Maschine kostenlos von der Nähmaschinenfabrik **Hermann Köhler**, A.-G., Altenburg S.-A.



Stilleben. Nach einem Gemälde von F. van den Taele. Mit Genehmigung des Kunstverlags Meißner & Buch in Leipzig.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Ueber die Stirn der Gräfin Kottum flog eine rasche Wolke. Augenscheinlich wurde sie von der bureaumäßigen Art ihres Sachwalters nicht angenehm berührt: „Die ‚Sache‘ kommt zu Ende,“ entgegnete sie. „Sie werden Ihre Zeit nicht mehr länger zu verlieren brauchen, Herr Doktor. Kommen Sie.“ Und sie legte ihren Arm leicht unter den seinen und zwang ihren, diese Zeremonie nicht ganz sicher durchmachenden Beschützer, dadurch zur Fortsetzung des Spazierganges.

„Ich darf mich also nunmehr zu Ihrem Gatten begeben, um eine aufrichtige Versöhnung anzustreben?“

Der feste Arm der jungen Frau zuckte. „Aufrichtig?“ wiederholte sie bitter. „Nein — ich sagte Ihnen ja schon, ich hätte mich entschlossen. Ich habe die Lüge satt.“

Hier stockte ihr Führer, denn keineswegs mochte er eine solch entschiedene Willensäußerung seitens der nervösen, schwankenden Natur erwartet haben. Ungewiß riß er an seinem Hut und wunderte sich, daß die schlanke Frau ihren Arm nicht von dem seinen lösen wolle.

„Lüge?“ fragte er, bedenklich das Haupt wiegend, und strich verurteilend mit der Linken über den spitzen Bart, denn das Tragische der weiblichen Auffassung störte den spöttischen Beurteiler. „Aber beste gnädige Frau Gräfin, sehen Sie sich doch bloß einmal — nicht mit Ihren brennenden Schwarzaugen, sondern sachlich und nüchtern — in der Welt um! Die Pilatusfrage gilt doch noch immer. Wo ist Wahrheit?“

„Bei Ihnen,“ rief Sonja unbesonnen. Und sie ließ sich auch nicht mehr dadurch zurückschrecken, daß ihr überraschter Zuhörer jetzt hastig seinen Arm befreite, um dann stirnrunzelnd und ungläubig seine sprechend braunen Augen auf der Fortgerissenen ruhen zu lassen. Noch immer glaubte er an einen nicht ganz glücklich gewählten Scherz.

„Ja, bei Ihnen,“ mäßigte sich jetzt die Gräfin unter der prüfenden Unbestechlichkeit ihres Beistandes. „Ich glaube nämlich, nein, ich bin davon überzeugt, Sie, lieber, guter Herr Doktor, kennen weder in Ihrem Beruf, noch bei Ihrem Wirken für die allgemeine Befreiung und Aufrichtung, nein, Sie kennen gewiß niemals ein Zagen, Abbiegen oder gar einen krummen Weg.“

„Was? Was?“ ermahnte der Beduine vorwurfsvoll, indem er sich kopfschüttelnd beide Hände in die Weichen setzte, so daß er jetzt ein Bild selbstbewußter Überhebung vor seiner Gefährtin verharrte. „Von welcher Befreiung und Aufrichtung reden Sie da eigentlich?“

Die sich vertiefenden Narben über Wangen und Kinn gaben dem kühnen Gesicht plötzlich etwas Räuberhaftes und Wildes, und sein höhnischer Gesichtsausdruck verriet deutlich, daß dieser Wüstensohn nicht im mindesten gesonnen sei, sich durch seidene Phrasen fesseln zu lassen. „Was soll überhaupt das Ganze heißen?“ tadelte er ungehalten, „erklären Sie sich doch deutlicher.“

Allein in der Schwarzen begann wieder die brennende Scham der Gescholtenen, der so unbegreiflich Zurück-

gewiesenen zu sieden. Sie wußte nicht, ob sie dem anspruchsvollen Besserwisser entlaufen, oder sich abermals seinem, ihr im Grunde so wohltätigen Willen unterwerfen sollte. Kämpfend scharrte sie mit dem Fuß und setzte sich zum erstenmal gegen den Unhöflichen zur Wehr.

„Oh, Sie verstehen mich recht gut,“ sagte sie heftig und biß ein paarmal auf ihre vollen roten Lippen. „Aber Sie sind ein Geizhals und wollen nichts von sich schenken und spenden.“

„Tü — tü — tü,“ äffte der Riese maßlos erstaunt und warf beide Arme in die Höhe, als ob er aus der Luft irgendein unsinniges Phantom herabreißen müßte. „Schön — schön — schön.“ Plötzlich jedoch straffte sich der Beduine und, während er beide Hände in die breiten Taschen seiner feinen, blauen Segelklubjoppe versenkte, führte er einen letzten Fausthieb gegen die Reste des schon in Trümmern liegenden Standesunterschieds: „Liebe kleine Frau,“ meinte er jetzt ohne weitere Schonung, da in dem Stolzen der Ärger wirkte, er könne hier möglicherweise gezwungen werden, eine komische Figur zu spielen, „Sie befinden sich leider in einem Roman und stehen trotz ihrer erträglichen Absätze nicht auf dem Boden der Wirklichkeit. Vor allen Dingen aber genieße ich scheinbar die Ehre, von Ihnen gründlich mißverstanden zu werden. Ich beschäftige mich nämlich keineswegs, wie ich Ihnen ehrlich versichern kann, mit irgendeiner Befreiung oder Wiederaufrichtung, sei es im einzelnen oder im allgemeinen. Auch bin ich, was die Wahrheitsliebe anbetrifft, natürlich genau solch ein Saukerl wie alle übrigen. Ja, ich halte die unvermischte Wahrheit sogar in den meisten Fällen für ein höchst ungenießbares Gesöff.“ Er trat bis an die gegenüberliegende Baumwand zurück und schloß mehrfach, wie in Ungeduld, die Faust. „Sehen Sie, und als solch ein zweifelhafter Kandidat frage ich Sie nun ganz ernsthaft: Liegt es in Ihren Plänen, verehrte Frau, daß ich noch einmal mit Ihrem Gatten Rücksprache nehme? — Oder wollen wir etwa die ganze Geschichte in Gottes Namen laufen lassen?“

So drängend klar und von jeder persönlichen Beziehung fern hatte dies alles geklungen, daß die Fürstentochter sich jetzt in allem Ernst von den kalten Fingern der Einsamkeit gestreichelt wähnte. Allmählich begann der schneidende Widerspruch zwischen ihrer äußeren Lage und ihrem Schicksal das klare Unterscheidungsvermögen der von ewiger Unruhe Geplagten zu verwirren. Zorn, Reue über die eigenen Grenzen und das neugierige Verlangen, diese zu überspringen, stritten in ihr und verwischten ihr den Weg förmlich vor den Füßen. Woher? — Wohin? Das schauerlich-süße Bewußtsein junger Frauen, von fremden Händen geschleudert, als ein Spielball bald in eine goldige Höhe zu steigen, bald auf die platte Flächenhaftigkeit zurückzustürzen, es quälte die Kämpfende mit einer schmerzhaften Lust und unterjochte sie der grausamen Tyrannei ihres Geschlechts. Unmöglich war es ihr deshalb, für ihren Wunsch, für ihr Verlangen eine greifbare Formel zu finden, wie es ihr Bedränger von ihr forderte. Unentschlossen wiegte sie sich in den Hüften, und während sie die roten Lippen wölbte, als spotte sie heimlich über die ungesellschaftliche Blöße des anderen, warf die Schwarze als eine letzte Rettung schnippisch hinüber: „Also, um gleichfalls in Ihren allgemein verständlichen Ton zu verfallen, Herr Doktor, Sie scheinen es sehr eilig zu haben, mich loszuwerden?“

„Ich?“ murrte der andere voll zurückgehaltener Unlust und schüttelte an dem nächsten Baum, als ließe sich all der Unsinn aus der Krone herabstreuen. „Aber begreifen Sie doch, ich bin ja nur ein Instrument in Ihrer Hand.“

Jetzt lachte die Gräfin etwas gehobener, denn es erleichterte sie, weil der schwerflüssige Männerverstand sich nicht so gewandt in den ihr geläufigen Plauderton versetzen konnte, und indem sie ihren Gefährten dennoch bitter und verletzt musterte, sprach sie heftig und vorwurfsvoll: „Gut, gut, dann soll das Instrument aber auch die Schmach von mir fernhalten.“

Damit verließ sie ihren Platz und eilte voran. Scham und der quälende Vorwurf, an verschlossene Türen gepocht zu haben, jagten das blasse Geschöpf auch körperlich vor sich her. Der schwarze Faltenrock rauschte, und ihre zarte Brust flatterte wie ein eingesperrter Vogel.

Der Beduine aber holte sie mit ein paar weiten Sprüngen ein. Ihm war viel wohler zumute, als er noch vor einer kleinen Weile geahnt. Gottlob, er meinte, das Rätselraten, in das ihn ein spöttisches Geschick gestürzt, es habe endlich ein Ende gefunden, und er pries seine eigene Grobheit, weil sie zum Schluß doch den hindernden Vorhang beiseite gerissen.

„Bravo,“ sagte er viel freundlicher und hielt sich an der Seite der Gräfin, obwohl sie ihren Lauf immer mehr beschleunigte. „Oder ich könnte auch rufen, wie der Kolumbusmatrose ‚Land — Land!‘ Denn, verehrteste Frau Gräfin, aus Ihrer Blumensprache in mein verquollenes Altendeutsch übersetzt, lautet Ihr Entschluß für mich nun ein für allemal: Prozeß! Schön, er soll geführt werden mit Pauken, Trommeln und Trompeten. Sind Sie zufrieden mit mir?“

Offen und rückhaltlos streckte der große Mensch seine auffallend lange, schlankgliederige Hand hin, jedoch die Flüchtende schien von diesem Einlenken nichts bemerken zu wollen. Erregt, aufgescheucht und nur beflissen, dem zuletzt Erlebten sich zu entziehen, lief sie weiter, schweigend, da sie sich beschuldigte, schon ohnehin dem leichten Wort zuviel vertraut zu haben. So strich sie in dem engen Gang dahin, angeweht von einer herbstlichen Kühle, indes ihr in den Adern eine fliegende Hitze flackerte. Ihren Sachwalter jedoch schien jene ungestüme Bewegung zu erfreuen, denn er glaubte sich ja gefeit gegen die Launen der Frauen. Mühelos hielt er sich neben ihr, ja, der ehrliche Mensch meinte, seine Begleiterin besonders zu erfreuen, indem er sie an seiner eigenen Zufriedenheit teilnehmen ließ. Ganz harmlos redete er auf die elegante Frau ein: „Da wären wir also doch aus dem Roman heraus. Wahrhaftig, es war aber auch hohe Zeit. Denn glauben Sie mir, gnädigste Frau Gräfin,“ setzte er ernsthafter hinzu, „der Roman hat unserem Land bereits manchen Possen gespielt. Es gilt bei uns ja beinahe schon für unfein, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Darüber ist schon manches ins Straucheln geraten.“

Allein Sonja bedankte sich nicht für die guten Lehren. Der Weg hatte sich inzwischen vor dem Paar geweitet, so daß sie jetzt über die abschüssige Beugung schritten, die zu der weidenumbuschten Parkbucht hinableitete. Ein paar moosige Stufen zogen sich wasserwärts, und von hier aus streckte Doktor Gerber seiner Gefährtin bereits die Hand zum Abschied hinauf. Die Fürstentochter jedoch beachtete auch diesmal nicht die beredte Geste, sondern folgte dem Aufbrechenden bis zur letzten Stufe, von wo sie aufmerksam ein dort angeschlossenes, grünes Motorboot musterte.

„Ist das das Ihrige?“ fragte Sonja, indem sie an dem Schloß herumtastete.

„Zu Befehl,“ bejahte der Beduine, der bereits seinen Hut auf das weiße Kajütendach geschleudert hatte. Und schon richtete sich in ihm ein ferner, ihm selbst nicht bestimmbarer Widerstand auf.

Sonja lächelte, ihr blasses Antlitz belebte sich, sie war jetzt ganz eine junge Gefangene, die eine starke Hand zum Zerbrechen der hindernden Gitter verleiten möchte.

„Wohin fahren Sie jetzt?“ fragte sie weiter und hielt das gelöste Seil fest. Der Doktor weilte noch neben ihr.



Er hatte sich das lange, flatternde Haar zurückgestrichen und knöpfte sich nun die blaue Klubjacke zu. Erst jetzt, im Sonnenlicht, erkannte die Schwarze, wie seemännisch der Jurist gekleidet war. Er hätte sehr gut einen südländischen Kapitän vorstellen können.

„Gott,“ gab er etwas verhalten zurück. „Ich schwänze. Eigentlich gedachte ich ja, in Ihrem Interesse die bewußte Dienstreise zu unternehmen. Da sich die Geschichte aber geändert hat, so will ich den angebrochenen Vormittag zu einer kleinen Robinsonade verwenden.“ Dabei zeigte er auf ein Gewehr, das auf einer der Samtbänke ruhte. „Sie wissen, ich habe dort drüben auf dem Hundsrücken so eine Art Stall. Da möchte ich denn bei den alten Göttern unserer ganzen schandbaren Zivilisation die Zunge weisen. Grüßen Sie sie herzlich von mir!“

Bei dem letzten Wort hatte er schon zum Sprung angesetzt und erschrak jetzt nicht wenig, als zugleich mit ihm, ja, sich an ihn klammernd, eine zweite Gestalt in das Fahrzeug schnellte.

„Herr Gott, Frau Gräfin —“

„Nehmen Sie mich mit!“ bat Sonja inständig und strich leicht mit dem Finger über seine Brust.

Er mußte einen Moment in das zu ihm erhobene bleiche Antlitz herabblicken, in die ernsten, schwarzflüssigen Augen, auf den gewölbten, verlegen lächelnden Mund, aber zugleich erhob sich in ihm mit aller Stärke der Widerstand gegen die Gefahr einer Schlingpflanze, die sich ihm bereits um Arme und Beine zu winden drohte. Und was das Schlimmste war, unübersteigbar erkannte er die Schranke, die trotz aller Revolutionen zwischen ihnen beiden stand. Aus den Quadern der Vergangenheit getürmt, wuchs sie aus dem alten Boden, spottend der Narren, die mit schwachen Fäusten niederzubrechen wähnten, was die Jahrtausende langsam erbaut. Gewiß, das Mauerwerk konnte zusammenstürzen, aber der Schatten, den es warf, er blieb unverwischbar noch für lange Zeit auf die Erde gezeichnet. Und in dem angeblichen Rechner sträubte sich etwas gegen diese Gedankenkletterei.

„Aber liebste Frau Gräfin,“ fuhr er sie nicht gerade höflich an, „Sie begehen da wirklich eine offene Dummheit.“

„Weil ich mit Ihnen ein bißchen spazierenfahre?“ widersprach Sonja und drehte noch immer befangen an einem Knopf seiner Joppe. „Bin ich denn bei Ihnen nicht sicher aufgehoben?“

„Gewiß, vollkommen. Nur Sie entfernen sich ganz gegen den Wunsch Ihres Herrn Vaters von seinen eigenen Gästen.“

„Pah,“ ließ sich die Gräfin bereits auf der breiten Bank nieder, „Se. Königliche Hoheit wird auch ohne weibliche Hilfskräfte sein Land zurückgewinnen. Wozu bin ich selbständig? Dies wenigstens hat mir die Heirat eingebracht. Und dann, lieber Herr Doktor, darf ich nicht auch zivilisationsmüde sein?“

„Donnerwetter ja — warum nicht?“ rief Otto Gerber verdrießlich, da er sich so geschickt in sein eigenes Netz verstrickt sah. Polternd mit allerlei Gerät herumwerfend und leise schimpfend, machte er sich an die Bedienung des Motors. Plötzlich aber hob er sein braunes Gesicht von neuem empor.

„Ich habe die Pflicht, gehorsamst darauf aufmerksam machen zu müssen,“ wandte er sich noch einmal gegen den unwillkommenen Gast, „daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach Nebel bekommen werden.“

Da schlug Sonja die schlanken Beine übereinander, blies durch die Luft und lächelte den halb Bezwungenen mitleidig an.

„Schön, dann werden wir eben naß werden, Sie Muster eines Höflings.“ Sie zuckte die Achseln. „Im übrigen übernehmen Sie ja allein die Verantwortung.“

„Richtig,“ stimmte der Beduine zu, der inzwischen seine alte Kaltblütigkeit zurückgewonnen hatte und sich jetzt ans Steuer setzte. „Mein lichtscheuer Beruf zwingt mich ja, noch für ganz andere Spitzbübereien die Verantwortung zu übernehmen. Na meinetwegen,“ schloß er schon etwas mehr mit dem anmutigen Abenteuer versöhnt, indem er sein altes rollendes Gelächter aufschlug, „im übrigen habe ich ja schon ganz andere Verbrecherinnen glücklich gelandet.“

„Sehen Sie?!“ nickte Sonja sehr zufrieden und liebkoste ihren feinen, schwarzseidenen Strumpf, „und Gefängnis wird's ja nicht gleich kosten.“

„Sie wenigstens nicht,“ meinte der Steuermann. Die herbstlich bunte Bucht schwand zurück.

„Adieu, Königliche Hoheit,“ spottete Sonja. Sie warf eine Kußhand.

✡

Das rasche Hämmern des Motors klopfte wie der Herztakt des grünen Bootes, das jetzt aus dem weidenüberhangenen Kanal in die Fläche des Proraer Boddens hinausschnitt. Zuerst begleitete noch ein Strudel von braunroten Blättern das immer rascher gleitende Fahrzeug, dann blieb der feuchte, herbstliche Teppich in dem Heben und Schwellen des aufgeworfenen Schaumwinkels zurück, und Sonja, die von ihrer roten Samtbank aus das Aufsteigen des grünen Waldbuckels erwartete, sie gab sich durstig dem Weben der zarten Farben hin, wie sie unbestimmbar in langen schwankenden Streifen vorüberhuschten. Ihr Führer jedoch mußte hier draußen in der Freiheit ganz unbewußt seine eigene unbekümmerte Sorglosigkeit zurückgewonnen haben. Denn verwegen lachte das braune Männergesicht bereits unter der blauen Schirmmütze hervor, und die dunklen Augen funkelten häufig über den Spaß, daß er hier ein kleines, williges Mädelchen entführte. Anders schien er den Streich gar nicht mehr aufzufassen. Überlegen dehnte er sich an seinem Steuer, um bald gnädig hinzuwerfen: „Tut mir leid, aber Nebel bekommen wir doch!“

Weit draußen über dem Spiegel der offenen See tanzte ein silberner Schleier, unzählige winzige Kronen stiegen und stürzten in ihm auf und nieder, bis ein matter Windhauch gelegentlich den blitzenden Prunk aus dem Gewebe herausblies. Dann wandelte sich das lichte, silberne Spiel in einen trüben Dunst, um gleich darauf wieder als ein milchiger Springbrunnen lichterfüllt aufzusteigen.

Jedoch die schlanke, mädchenhafte Frau achtete nicht auf das Wetterzeichen. Träumerisch-still, mit einem leisen, befriedigten Lächeln um die vollen Lippen hing sie an dem sich stets vervollkommnenden Bild des schmalen, waldigen Rückens, und während sie die zackigen Kronen der uralten Eichenbäume voneinander zu scheiden strebte, gefiel sie sich in der Rückerinnerung, wie schwer es ihr, der doch sonst von den Metöken so scheu bewunderten Fürstentochter, gefallen war, diesen eigensinnigen, herrschsüchtigen Beduinen — wie ihn ihr Vater nannte — zu dem ersten unvernünftigen Streich zu verführen.

Und ist doch wahrlich kein Philister, sann sie, obwohl sie sich sorglich hütete, dem Steuermann dabei ihr Antlitz zuzukehren, und ist doch sonst zu jeder unwahrscheinlichen Kraftprobe bereit. Gefalle ich ihm nicht? Mißtraut er mir? Oder sollte sich der Furchtlose, der Sohn der neuen Zeit, vor den überlebten Symbolen unserer Wappen und vergitterten Helme scheuen? Nein, widerlegte sie sich überzeugt und strich sich mit beiden Händen den schlichten Scheitel glatt. „Dazu hütet er zu sorglich das verschwiegene Geheimnis, das er nicht preisgeben will, weil es sicherlich eine Gewitterwolke bedeutet, aus der es einst blitzen wird.“

Und Sonja dachte daran, wie oft sie es schon vergeblich versucht hatte, in die innerste Kammer des Mannes zu treten, dorthin, wo der immer Leichtgesinnte, Sorglose in einem stählernen Schrein gewiß den bei ihm vermuteten Schatz bewahrte.

Irgendein Gerücht ging davon ja auch bei den enggepferchten Kleinbürgern der winzigen Stadt um. Und die Versonnene rief sich zurück, wie sie zuerst die Hand nach dem verborgenen Kleinod ausgestreckt.

Es war an einem feuchten, naßkalten Herbstnachmittag gewesen. Unbefriedigt, getrieben von einer unerklärlichen Bedrängnis, wie sie die Ungewißheit ihres Geschickes längst gleich einer giftigen Saat in ihr Gemüt gestreut hatte, so schlenderte Sonja unbegleitet und tief verschleiert durch die schlecht gepflasterten Gassen der väterlichen Residenz. Wen sie dort suchte, welchem Zweck sie nachirrte, das wußte die Einsame nicht. Ein bleiernes Netz hing feucht über den einstöckigen Häuschen, ohne zu regnen, rannen doch schwere Tropfen an den kahlen Wänden herab, und wenn die Lichter aus der Konditorei, oder der Widerschein der Gasflammen hinter den winzigen Kaufmannsläden die hastige Wanderin streiften, dann erschrak sie über das Ungewöhnliche ihres Unternehmens. Dicht neben ihr rauschten beständig die Wipfel des riesigen Parkes, der überall seine dunkle Sprache redete, wohin man sich auch in dem Städtchen wenden mochte. Geteilt zwischen einer müden Ergebung und dem heißen Verlangen nach weitem Ausblick oder Aufgerütteltwerden, strich die Gräfin dahin und wunderte sich manchmal über das taktmäßige Klappen ihrer Absätze. So war sie auf den zierlichen Rundplatz des Städtchens gelangt, den man in ihrer Heimat „Zirkus" nannte. Hier hatten sich seit alters die Honoratioren des Fleckens angesiedelt, der Apotheker, der Arzt, der Werftbesitzer, der irgendwie einmal zu dem Titel Konsul gelangt war, sie wohnten dort stolz und behäbig in ihren sauber ehrwürdigen Häuschen.

Dort neben dem eisernen Geländer, das über drei ausgetretene Stufen leitete, leuchtete ein altertümlich, in Messing eingefaßtes Porzellanschild: „Dr. Otto Gerber, Rechtsanwalt."

Und oben hinter dem herabgelassenen Vorhang des Eckzimmers wob der grüne Schein einer Studierlampe.

Dort arbeitete gewiß der Mann, der auch in ihr zerstörtes und verworrenes Schicksal die ordnende Hand gestreckt hatte. Und ein heißes Gefühl der Dankbarkeit, auch für die leiseste Absicht des Beistandes oder des Schutzes, wallte in der angeblich so Verlassenen auf. Es war die wollüstig-schmerzhafte Bangigkeit einer Ausgesetzten, eines verlaufenen Hündchens, wodurch diesem Kinde des Glanzes von seinen durch die lange Grübelei zur Darstellung verleiteten Sinnen vorgespiegelt wurde, es hätte die Tür seines vermeintlichen Wohltäters erreicht. Noch niemals waren von der Gräfin Kottum die Arbeitsräume ihres Beistandes betreten worden, denn der Grundherrschaft gebührte seit alters her das Vorrecht, daß man derartig unangenehme Verhandlungen wohlvorbereitet und nicht zu kräftig dosiert in das Schloß verlegte. In diesem Augenblick jedoch fühlte sich die einsam Schweifende förmlich durch irgendeinen unwiderstehlichen Zug gezwungen, den regenfeuchten Markt zu verlassen, um in den Bannkreis des grünen Lichtes emporzusteigen. Noch während Sonja die breite, altertümlich gerippte Haustür öffnete, schützte sie vor sich selber vor, es sei die öde Leere des verlassenen Platzes, die sie in die Mitte wohlmeinender Menschen triebe. Als bei ihrem Eintritt eine Klingel ihr rostiges Schellen vernehmen ließ, erschrak die verschleierte Dame und lauschte auf den Schlag ihres Herzens, bis die wieder hinter ihr her schlürfende Stille sie ohne weitere Überlegung die wenigen breiten Holzstufen emporscheuchte. Vor einer mit sauberen Gardinen bespannten Glastür mußte sie abermals läuten. Ein halbwüchsiges Dienstmädchen öffnete und fragte nach dem Begehr der Fremden. Und jetzt entdeckte Sonja erst, daß sie sich an der falschen Seite der Wohnung gemeldet haben müsse, denn auf der Schwelle eines halb offenen Zimmers zeigte sich die hohe Gestalt einer weißhaarigen Dame, die über die Schulter des Dienstmädchens hinweg schweigend den späten Gast musterte. Um keinen Preis hätte die Fürstentochter vor dieser alten Frau eine Karte herausnesteln oder gar ihren gräflichen Namen nennen mögen. Statt dessen wurde sie durch ihr natürliches Gefühl veranlaßt, mit einer raschen Bewegung ihren Schleier in die Höhe zu schlagen und sich respektvoll zu verbeugen. (Fortsetzung folgt.)

Trost * Von Hans Bauer.

Dem Samuel Pfefferkraut sein Jüngster, der Erich, ist mit zwanzig Mark in den Spielklub gegangen. Der Erich hat sich gesagt: Was kann mir viel passieren: Ich kann zwanzig Mark verlieren. Na schön: aber gewinnen kann ich mit den zwanzig Mark, was das Zeug hält. Die Chancen sind also die günstigsten. Ich kann hunderttausend Mark verdienen und schlimmstenfalls mit den zwanzig Pleite gehen.

Im Klub guckt der Erich erst mal eine lange Weile zu. Er denkt: Setz' ich mein Geld gleich, kann ich's gleich verlieren. Dann bin ich fertig. Dann habe ich keine Hoffnung auf die hunderttausend Mark mehr. Behalt' ich's, bleibt die Hoffnung, habe ich einen Fonds, hab' ich die Möglichkeit. Behält Erich also das Geld.

Im ersten Spiel gewinnt die Bank. Erich lächelt: Hättest du gesetzt, dann ...

Im zweiten Spiel gewinnt die Bank wieder: Erich schmunzelt und beschließt, vorläufig des weiteren theoretisch zu setzen. Im dritten Spiel gewinnt die Bank noch einmal. Auch das vierte Spiel setzt Erich in Gedanken. Auch das fünfte.

Erich denkt, jetzt hättest du hundert Mark verloren. Nach dem sechsten Spiel murmelt Erich zu seiner Seele, die Wahrscheinlichkeit sei nun recht groß, daß jetzt die Bank verliere, denn einmal müßten die Spieler ja schließlich rauskommen.

Wie die Bank achtmal hintereinander gewonnen hat, faßt Erich einen jähen Entschluß. Knittert mit kerniger Faust den Zwanziger auf das grüne Tuch ...

Die Bank harkt wieder ein. Zum neuntenmal.

Erich ist ein wenig betäubt. Dann erscheinen die Gegenstände und Menschen wieder klarer und seine Gehirntätigkeit setzt wieder ein. „Achtmal habe ich nicht gesetzt und dadurch hundertsechzig Mark gespart, dadurch, daß ich sie nicht verloren habe. Glatt gespart habe ich sie. Sozusagen gewonnen. Verloren aber habe ich — bei dem Valutastand — in Wirklichkeit zwei Mark. Wenn man's so nimmt, habe ich hundertachtundfünfzig Mark gewonnen."

Erich nimmt es so und schlüpft in Mantel, Hut und Handschuhe.

Kostprobe aus der köstlichen Humoreskensammlung „Die Purzelbaumallee" von Hans Bauer, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 6274.



Von Ringen, Knoten und Brückenwanderungen

Mathematische Unterhaltung für stille Winterstunden. Von W. Lietzmann

Man liest nicht selten, die Mathematik sei die Lehre von den Größen. Ich möchte heute an einigen Beispielen zeigen, daß sie auch unabhängig von jeder Größenbetrachtung lediglich mit Lagebeziehungen zu tun haben und da ihre Probleme suchen kann. Die Figur 1 zeigt drei ineinander verschlungene Ringe. Sie kann so entstanden gedacht werden, daß zunächst ein Ring A hingelegt wurde, dann ein Ring B darüber. Der dritte Ring C wurde nun so hindurchgeschlungen, wie es die Figur andeutet. Jetzt ist es nicht mehr möglich, einen Ring aus dem Verbande der drei zu lösen. Erst wenn ich den Ring C durchschneide, fallen die Ringe auseinander. Man kann sich nun aber leicht durch den Augenschein davon überzeugen, daß auch ein Durchschneiden des Ringes A oder des Ringes B die gleiche Wirkung hat. Hätte ich damit begonnen, A auf C zu legen und B hindurchzuschlingen, so wäre das gleiche Gebilde entstanden wie oben; schließlich hätte ich auch C auf A und B legen können.

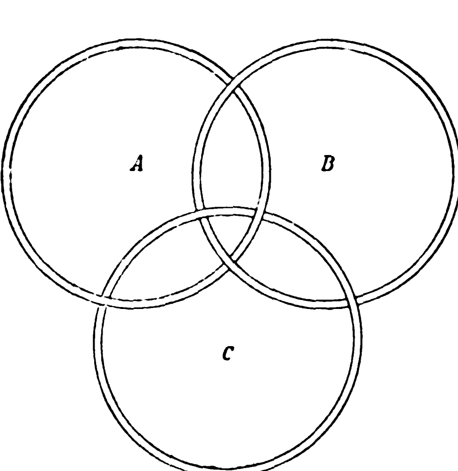


Fig. 1. Die drei verschlungenen Ringe.

Es handelt sich in unserem Beispiel der verschlungenen drei Ringe — übrigens das in Italien oft anzutreffende Wappen der Borromaei — um Zusammenhangsverhältnisse, die unmittelbar zu überblicken sind. Das ist nicht immer der Fall, selbst bei ganz einfachen geometrischen Gestalten. Da hilft dann nichts anderes, als Probieren und Versuche machen.

Man nehme einen länglichen Streifen Papier mit parallelen Rändern. Die beiden Enden hefte man aneinander, nachdem man den Streifen um 180 Grad gedreht hat. Figur 2 gibt eine Vorstellung von dem Gebilde, das wieder ringförmig ist. Man nennt es nach demjenigen Mathematiker, der sich zuerst mit dem Gebilde beschäftigt hat, Möbiussches Band. Schon die Frage, wieviel Ränder das Band hat, und weiter, wieviel Seiten es hat, wird man erst dann beantworten können, wenn man ganz genau zugesehen hat. Anders nämlich wie sonst übliche Blätter hat unser Papierstreifen nur **eine** Seite! Wenn du das Blatt auf seiner einen Seite blau, auf der anderen gelb anmalen willst und du fängst an einer Stelle mit der blauen Farbe an, so wirst du bald sehen, daß du schließlich zur Ausgangsstelle zurückkehrst und dann die ganze Fläche angepinselt hast. Sie hat eben nur eine Seite, und für das Gelb auf der anderen Seite ist kein Platz mehr.

Fig. 2. Das Möbiussche Band.

Du sollst nun das Möbiussche Blatt durch einen Schnitt, der die Blattbreite halbiert, zerschneiden. Überlege bitte einmal: Du wirst natürlich zwei Stücke erwarten, die beide gleich aussehen. Die Frage wird nur sein, ob die Teilstücke auch wieder Möbiussche Blätter sind oder nicht; du wirst geneigt sein, die Frage zu bejahen. Nun führe bitte den Versuch wirklich mit der Schere aus. Du erhältst — **ein** Stück! Doch weicht das neu erhaltene Band von seinem Urbild darin ab, daß es nicht um 180 Grad, sondern um 360 Grad tordiert ist. Jetzt stelle ich dir die weitere Aufgabe, an dem neuen Band noch einmal einen Schnitt parallel zum Rand zu führen. Was kommt heraus? Bitte überlege es erst und führe es dann aus, um zu prüfen, ob deine Überlegung richtig war. Ich will diesmal das Ergebnis nicht verraten. — Und nun wirst du mir zugeben, daß es nicht immer leicht ist, Zusammenhangsverhältnisse lediglich nach dem Augenschein zu beurteilen; daß man im Gegenteil gut tut, den Versuch zu Hilfe zu nehmen.

Die Mathematik kann aber dabei nicht stehenbleiben. Das soll uns ein drittes Beispiel lehren. Nimm eine knotenlose Schnur, fasse sie an ihren Enden, und zwar so, daß jede Hand ein Ende ergreift, und versuche, jetzt nachträglich einen Knoten hineinzumachen. Das wird dir nicht gelingen. Es ist nämlich nicht möglich, in eine nach Art eines Ringes zusammengefügte Schnur — in unserem Falle bilden Schnur, Arme und Körper einen solchen Ring — einen Knoten hineinzubringen. Allerdings muß ich eigentlich noch sagen, was für ein Knoten gemeint ist; doch man wird das schon selbst beantworten können, ich komme gleich darauf zurück. Und doch kann ich die Aufgabe lösen. Nicht etwa in der Weise, daß ich die Schnur recht lang nehme und nun meinen ganzen Körper durch den Ring stecke; auch das führt nicht zum Ziel. Aber ich mogle den Knoten in den Ring hinein. In der Schnur wäre er wider die Verabredung. Wenn ich aber meine Arme in der üblichen Weise über der Brust kreuze und nun erst die Enden der Schnur ergreife, dann kann ich sofort den im Schnur-Arm-Ring vorhandenen Knoten von meinem Körper auf die Schnur übertragen.

Fig. 3. Die Herzblattschlingen.

Die Abbildungen, die diesen Aufsatz begleiten, sind mit freundlicher Genehmigung des Verlags Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig-Breslau dem Buch „Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen, Beispiele aus der Unterhaltungsmathematik“ entnommen, das ebenfalls von Prof. Dr. W. Lietzmann verfaßt ist. Wer sich in stillen Stunden des Näheren mit dieser Materie befassen will, dem sei dieses reichhaltige, treffliche Buch warm empfohlen.

Die Figur 3 zeigt nun zwei Knoten, wie ich sie hier im Sinne hatte, es sind sogenannte Herzblattschlingen. Man kann die eine Form aus der anderen dadurch gewinnen, daß man sie



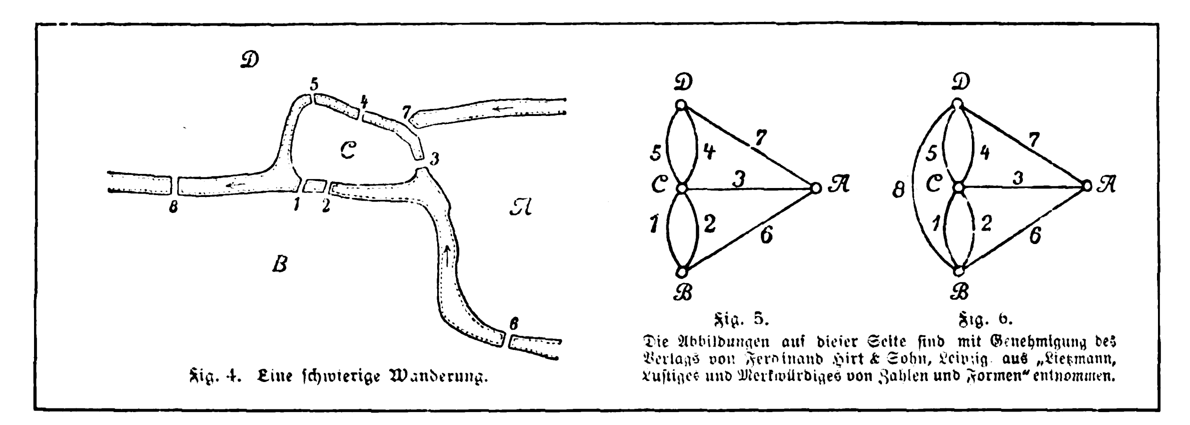


Fig. 4. Eine schwierige Wanderung.

Fig. 5. Fig. 6.

Die Abbildungen auf dieser Seite sind mit Genehmigung des Verlags von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, aus „Lietzmann, Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen" entnommen.

an einer Ebene spiegelt. Fertige dir zunächst die beiden Herzblattschlingen wirklich an und untersuche, ob es möglich ist, die eine in die andere — natürlich ohne Zerreißen und Wiederanknüpfen des Fadens — überzuführen. Du wirst sehen, das ist nicht möglich. Aber — nun kommt der Mathematiker und sucht nach einem Beweis. Der ist in unserem Falle tatsächlich erbracht worden, und zwar vor nicht allzulanger Zeit von M. Dehn. Der Beweis ist allerdings derart, daß ich ihn hier nicht wiedergeben will. Ich möchte aber doch an einem anderen Beispiel zeigen, wie durch logische Überlegung die unumstößliche Gewißheit für die Richtigkeit eines durch Versuch als wahr vermuteten Ergebnisses erbracht werden kann.

Das ist wieder ein sehr altes Problem. Die Figur 4 will den Pregel bei Königsberg i. Pr. andeuten. Er teilt das Land in die vier Gebiete A, B, C und D. Allerlei Verbindungen werden durch Brücken hergestellt, die mit den Ziffern 1 bis 8 bezeichnet sind. Im Anfang des 18. Jahrhunderts, als nur die ersten mit 1 bis 7 bezeichneten Brücken vorhanden waren, wurde in Königsberg die Frage viel erörtert, ob es möglich sei, die sieben Brücken auf einem zusammenhängenden Wege, jede aber nur einmal, zu überschreiten. Auch der Mathematiker Euler hat sich mit dem Problem beschäftigt; nach ihm pflegt man das Brückenproblem heute zu benennen. Man wird sich auch hier zunächst auf den Standpunkt des Versuches stellen. Gelingt irgend jemand die Lösung, dann ist die Frage mit ja zu beantworten und damit erledigt. Gelingt es aber nicht, so könnte ein Zweifler mit Recht sagen: nun vielleicht könnte später einmal jemand noch eine Lösung finden. Um das auszuschließen, kann man zunächst versuchen, alle überhaupt möglichen Wege zusammenzustellen: Das ist hier möglich, aber ein recht zeitraubendes Geschäft. Man wird nach einem anderen Beweis für die Unmöglichkeit suchen. Figur 5 gibt uns einen Fingerzeig. Ich habe die Gebiete A bis D zu Punkten zusammengezogen, die Wege über die verschiedenen Brücken sind dann mit 1 bis 7 bezeichnet. Die Frage lautet jetzt so: Läßt sich die Figur 5 mit einem Linienzug durchlaufen? Vielleicht erinnert sich jetzt der eine oder andere Leser, daß er derartigen „unikursalen" Figuren schon in der Rätselecke mancher Zeitschriften begegnet ist. Wenn ich in einer unikursalen Figur zu einem Punkte komme, so muß ich auf einem noch nicht begangenen Wege wieder weg. Das heißt aber, in einer unikursalen Figur kann in jedem Punkte nur eine gerade Anzahl von Zugängen vorhanden sein. Nur zwei Ausnahmen sind möglich: Der Anfangspunkt der Wanderung und der Endpunkt — vorausgesetzt, daß beide voneinander verschieden sind. Nun ist alles klar. Unsere Figur 5 ist nicht unikursal. In allen vier Punkten A, B, C und D endet eine ungerade Anzahl von Linien.

Vor längerer Zeit ist nun noch die mit 8 bezeichnete Eisenbahnbrücke neu hinzugekommen. Ist jetzt die Wanderung möglich? Wir fertigen uns wieder ein Diagramm: Figur 6. Jetzt haben zwei Punkte gerade Wegzahl bekommen, nur zwei Punkte behalten ihre ungerade Wegzahl bei. Wähle ich den einen als Ausgangspunkt der Wanderung, dann kann ich es in der Tat so einrichten, daß alle Brücken einmal, und nur einmal überschritten werden. Endpunkt der Wanderung muß dann aber der andere Punkt mit ungerader Wegzahl sein. Ich überlasse es dem Leser, richtige Lösungen des Problems hinzuschreiben. Wie wird die Antwort, wenn man noch eine 9. Brücke berücksichtigt, die zwischen der Brücke 6 und 2 bzw. 3, etwa dort, wo der Pfeil steht, gebaut ist?

Die Wiedergeburt Bayreuths

Von Dr. Hans Schüler

„Welcher Glanz glitzert dort auf?
Naht schon des Wurmes Würger?
Ist's schon, der Fafner fällt?"

Nach zehnjährigem Schlafe sollen 1924 die Bayreuther Festspiele wieder zum Leben erweckt werden. Doch zuvor muß der grimme Wurm fallen, der vor Neidhöhl am Wege zur schlummernden Brünnhilde lauert und den Nibelungenhort bewacht. Schon scheint sich der Kampf zugunsten Siegfrieds zu entscheiden. Das Ziel, das man sich im vorigen Jahre bei der Gründung der „Deutschen Festspielstiftung Bayreuth" gesteckt hatte, ist erreicht. Die Millionenzeichnung ist ohne die allgemein übliche Riesenreklame hauptsächlich durch Werbung von Mund zu Mund aufgebracht worden, eine große Zahl der Plätze des Festspielhauses ist durch die Bezugsrechte der Patrone belegt. Der auf der nächsten Seite wiedergegebene mehrfarbige Patronatsschein ist von Franz Staffen gezeichnet.

Nun liegt die Frage nahe, welche Bedeutung die Auferstehung von Bayreuth für unsere Zeit hat. Stellen wir uns zunächst auf den rein künstlerischen Standpunkt. Wir können uns nicht verhehlen, daß selbst unsere größten Theater zur Zeit einen Tiefstand erreicht haben wie kaum je zuvor. Die Solisten üben unter dem Druck der

wirtschaftlichen Not infolge der den künstlerischen Leistungen völlig unangemessenen Gagen ihre Kunst unlustig aus. Um sich ihr tägliches Brot zu verdienen, befinden sie sich dauernd auf Gastreisen, wo sie ihre Rollen zunichte spielen, und tagelange, ermüdende Bahnfahrten rauben ihnen die Zeit zum Nachstudieren wie überhaupt zur geistigen Vertiefung; noch schlimmer, wenn sie sich von den goldenen Lockungen des Films leiten lassen. Darum tut es dringend not, daß Bayreuth mit seiner unglaublich peinlichen und gewissenhaften musikalischen und dramatischen Einstudierung Verlorenes wieder rettet und durch Ausbildung eines gutgeschulten Künstlerstammes der jüngeren Generation zeigt, was man vom musikalisch-dramatischen Darsteller verlangen soll und muß.

Nicht anders steht es heute mit den Theatern. In ihnen herrscht ein ewiges Kommen und Gehen wie in einem Bienenhause. Ein eingespieltes Ensemble, aus dem durch dauernde Proben endlich die letzten Wirkungen herausgeholt werden können, ist selten vorhanden. Der Theaterleiter kann seinem schlechtbezahlten Personal weder die Gastspielreisen verwehren, die die Zeit zu Proben fortnehmen, noch kann er diejenigen halten, die die „Edelvaluten" nach dem Auslande locken. So ist jede einheitliche Wirkung, vielleicht mit Ausnahme der Erstaufführungen, in denen die Kritik sitzt, durch dauernde Absagen und Verschiebungen unmöglich geworden. Auch hier muß Bayreuth durch sein berühmtes, in Dutzenden von Proben geschaffenes Zusammenspiel von neuem ein Vorbild schaffen.



Deutsche Festspiel-Stiftung
Bayreuth

Hierdurch wird bescheinigt, daß

in

durch Einzahlung von M. 1000.– an unsere Stiftungskasse
die Rechte eines Patrones
gemäß unserer Satzung vom 7. Juni 1921 erworben hat.
Zu Urkund dessen wird hiermit dieser

Patronatsschein

erteilt. Die umstehenden Bestimmungen sind Bestandteil
dieser Urkunde.

Bayreuth, den 22. Mai 1922.
Der Verwaltungsrat der Deutschen Festspielstiftung Bayreuth.

Patronatsschein der Deutschen Festspielstiftung Bayreuth.
Von Franz Stassen.

Endlich werden die Bühnenleiter durch die wirtschaftliche Bedrängnis der Theater oft gegen ihren Willen der modernen Sucht zur Vereinfachung in die Arme getrieben. Beschränkung des Chores und der Statisterie, möglichst vollkommene Aufhebung der Dekorationen sind heute die Losung, der durch die Schlagworte „verinnerlichter Wirkung" oder „Expressionismus" ein kümmerliches Motiv untergeschoben wird. Auch hier muß Bayreuth Wandlung schaffen, muß beweisen, daß man durch strenge Unterordnung unter das Kunstwerk und durch sinnvolle Gruppierung die vielgeschmähte Buntheit des Bühnenbildes bändigen kann, und daß die heute so häufige Vergewaltigung des Werkes und der Natur durch übertriebene Vereinfachung nichts als eine schlechtverhehlte Unfähigkeit mancher Spielleiter ist.

Doch Bayreuth wäre nicht das deutsche Nationalheiligtum, für das wir es halten, wenn seine Bedeutung nicht über das rein Künstlerische hinausginge. Das Drama ist hier nicht mehr allein Kunstwerk, sondern es wird zu einer Lebensmacht wie einst bei den Griechen. Dem gequälten Menschen in einer gesteigerten, den Alltagssorgen wenigstens zeitweise entrückten Aufnahmefähigkeit unter Ausscheidung jeglicher Gewinnsucht durch Kunstwerke, die zum kulturellen Nationaleigentum unseres Volkes gehören, in möglichst vollendeter Darbietung höchste innere Werte zu vermitteln — das ist der Gedanke von Bayreuth. So wird die Kunst mehr als „l'art pour l'art"; sie wird zum „freundlichen Lebensheiland" (R. Wagner), der uns das ganze, leidvolle Streben gegensätzlicher Kräfte in und um uns, von der Wirklichkeit losgelöst, im Widerspiele vorführt, wodurch sich dann die Wirklichkeit selbst nur als tolles Spiel, die jenseits des Tobens der Welt der Erscheinung aber ewig ruhende, unumstößliche, göttliche Idee als die einzig wahrhafte Wirklichkeit auftut. Tief unter uns braust die Flucht der Ereignisse dahin, und es ist uns wie ein Traum, diesem tobenden Branden selbst eben erst entlaucht zu sein! Das ist die Festspielidee des Meisters von Bayreuth. —

Wenn heute viel von einer notwendigen deutschen Renaissance gesprochen wird, so sollten wir vor allem von jener großen Zeit in Italien lernen, auf unsere Kultur stolz zu sein. Das bahnte Richard Wagner an. Er erweckte die der deutschen Volksseele eingewurzelten Sagen und Mythen ewig junger Wahrheit durch Verschmelzung mit den großen, die Gegenwart bewegenden Problemen zu neuem Leben und schuf dafür die Form des Worttondramas, dessen Herz die dem Deutschen besonders tiefberührende Musik ist. So machte er das Drama zur Sache des ganzen Volkes und den Tempel von Bayreuth zu einer Weihestätte, die die Deutschen ganz allein besitzen und die uns kein Ausland nachmachen kann.

Als der Meister Bayreuth schuf, fand sein Gedanke im Auslande leider weit mehr Anklang als in der Heimat. Heute ist es anders; die Wiedererweckung geschieht durch das deutsche Volk, das heißt durch alle, „die eine gemeinsame Not empfinden" (R. Wagner), in denen das Bedürfnis lebt, sich nach des Alltags Hasten von Zeit zu Zeit nicht zu zerstreuen, sondern durch die Kunst des Genius zu sammeln. Diese innere Not wächst ins Erhabene bei jenen vier Studenten, die jüngst ihr durch Nachhilfestunden sauer verdientes Geld zum Ankauf eines Patronatsscheines zusammenlegten und dann losten, wer von ihnen der Besitzer sein solle. Der deutsche Mittelstand hat unter schweren Opfern die Festspielstiftung fast allein aufgebracht. Dadurch ist eine Bayreuther Gemeinde erwachsen, die keine Schwierigkeiten scheuen wird, zu den Festspielen zu kommen, wenn der Gral ruft. Wir dürfen den sittlichen Wert einer solchen durch Entbehrungen ermöglichten Pilgerfahrt nicht unterschätzen. Im Bayreuther Publikum haben wir einen Beweis einer deutschen Renaissance.

Aber wir wünschen sie auch im Bayreuther Kunstwerk selbst durchführen zu können. Soll es fortleben,



darf es nicht in der Überlieferung erstarren. Genialischen Künstlern muß es Freiheit gewähren, die wahren Errungenschaften der neuesten szenischen Kunst muß es sich zunutze machen, ohne in das Extrem zu verfallen, alles nur anders und sensationell zu machen; immer muß das Kunstwerk „Das Maß aller Dinge" bleiben. Mein höchster Traum aber wäre es, von der Bühne des Festspielhauses in vollendeter Aufführung den „Faust" zu erleben. Dazu sind indessen noch erhebliche Mittel nötig, ja, wenn wir die Festspiele überhaupt durch diese trostlose Zeit hindurchführen wollen, bedürfen wir noch großer Summen. Das ganze Volk muß daher an unserem Werke mitarbeiten.

Darum richten wir an alle diejenigen, die uns in der Sorge des Alltags noch nicht hörten, und besonders an die weiten Kreise der Besitzenden, die bisher fast ganz abseits standen, während sie Bayreuth, ohne auch nur einen Verlust zu spüren, mit einem Federstrich für alle Zeiten sichern könnten, den Ruf: „Werft die Angst des Irdischen von euch und flüchtet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich!"

Ein Bruno-Héroux-Jubiläum

Von Prof. Dr. Julius Zeitler (Mit drei Abbildungen)

„Sich selbst erkennen! Getreu sein sich selbst! In der Kunst und im Leben strebt' ich danach. Ein schwer Unterfangen, lichtraubender Schatten! Schwerer schier deucht mich, selbst sich erkennen im Spiegel, getreu radieren sich selbst!"

Das sind die Worte, die Bruno Héroux im Bedürfnis nach Klarheit über sich unter seine Radierung Opus 501 schrieb. Es ist ein Selbstporträt, fesselnd blickt uns ein schlankes Gesicht mit nachdenklichen Augen an, die nervige Hand hält das Werkzeug, die Radiernadel, hoch erhoben, und darunter stehen die zwar ungelenken, aber viel aussagenden Zeilen. Es hat einen aparten Reiz, daß diese Radierung der Titelschmuck einer Sammlung von Kunstwerken ist, die Rechenschaft gibt von dem bisherigen Schaffen des Meisters, das heißt also von den Opuszahlen 1 bis 500! Den einführenden Teil zu dem bei Richard Bong in Berlin verlegten Werke schrieb der bekannte Kunstkritiker Dr. Egbert Delpy, das Verzeichnis der graphischen Arbeiten stellte des Künstlers Freund, Arthur Liebsch, her. In seinem interessanten Nachwort berichtet dieser aber zugleich, daß während der Drucklegung des Werkes schon wieder über ein Dutzend neuer graphischer Schöpfungen, Exlibris, Erinnerungsblätter, Glückwunschkarten usw. entstanden sind, so daß in diesen Tagen die Jubiläumsziffer 500, die zum Erscheinen des Werkes Veranlassung gab, schon weit überholt ist. Man sieht daraus die ungemeine Arbeitskraft von Bruno Héroux, seinen mit einer hohen Erfindungsgabe verbundenen Fleiß, den schon Menzel bewundert hat. So rascheilend ist also das Schaffen dieses Künstlers, daß der Chronist kaum Zeit hat, nachzukommen.

So schwierig ein Selbstporträt sein mag, im Grunde ist doch das ganze Schaffen eines Künstlers Selbstwiedergabe, in jeder Linie drückt es sich aus, in jeder Erscheinung, die er von der Außenwelt offenbart, schwingt sein Innenleben, seine innere Welt mit. So sagt auch das Schaffen von Bruno Héroux viel und alles über seine poetische Art, die Welt zu betrachten, über die Liebenswürdigkeit seiner Menschennatur, über seine Gedankenaufschwünge und Bildvisionen, in denen er sich mit dem leidensvollen Zustand des menschlichen und des nationalen Daseins auseinanderzusetzen sucht. Héroux ist einer unserer bekanntesten und tüchtigsten Graphiker und als solcher allgemein anerkannt, ein Lichtzauberer mit der Radiernadel, ein Graphiker, der ganz organisch zum Schaffen speziell in der Graphik gekommen ist. Nach seiner Formensprache muß man ihn den Impressionisten zuzählen, aber sein Impressionismus huscht nicht über die Dinge weg, sondern er geht auf die Erscheinungen selbst ein, er bemächtigt sich mit straffem Werkzeug der Dinge, um die es sich handelt, und der Umwelt. Héroux ist ein Erzähler, der sympathisch wirkt, obwohl er sich nie mit Absicht liebenswürdig gibt, man muß sagen, gerade weil ihm das Aussprechen des Erlebnisses das Entscheidende ist. Mit seiner wohlgezügelten gedanklichen Graphik ragt er in die beste deutsche Phantasiekunst mit hinein. Seine Erfindungen haben überwiegend etwas Träumerisches, aus einem sinnierenden Gemüt Hervorgegangenes, auch wo er sich romantisch gibt oder in eine stark gesteigerte Empfindungswelt emporfliegt.

Aber auch ein vollkommener Techniker ist Héroux. Mit Meisterschaft beherrscht er sein graphisches Handwerkszeug. Der Lithographie ist er ebenso mächtig wie des Holzschnitts, den er besonders gern als Holzstich gebraucht. Gerade in der letzteren Technik hat er einige Exlibris geschaffen, die höchst eigenartig und charaktervoll sind. Seine Hauptliebe aber gehört der Radierung, in deren Bereich er in jedem Verfahren zu Hause ist, in der Kaltnadel, im Stich, wie in Aquatinta und Vernis mou. Dieses Können verführt ihn aber nicht zu Künsteleien, sondern er legt, so sehr er sich der Mischverfahren bedienen könnte, das größte Gewicht auf die Reinheit der Technik in einer strengen Gesinnung, die ihn in die Schar der solidesten Radierer der Gegenwart einreiht, was ihn eben jenen überlegen macht, die ihre Wirkungen mit technischem Virtuosentum oder mit Kombinationen von Techniken zu erzielen suchen, während es sich doch darum handelt, die Sache oder das Erlebnis selbst und ungekünstelt auszusprechen.

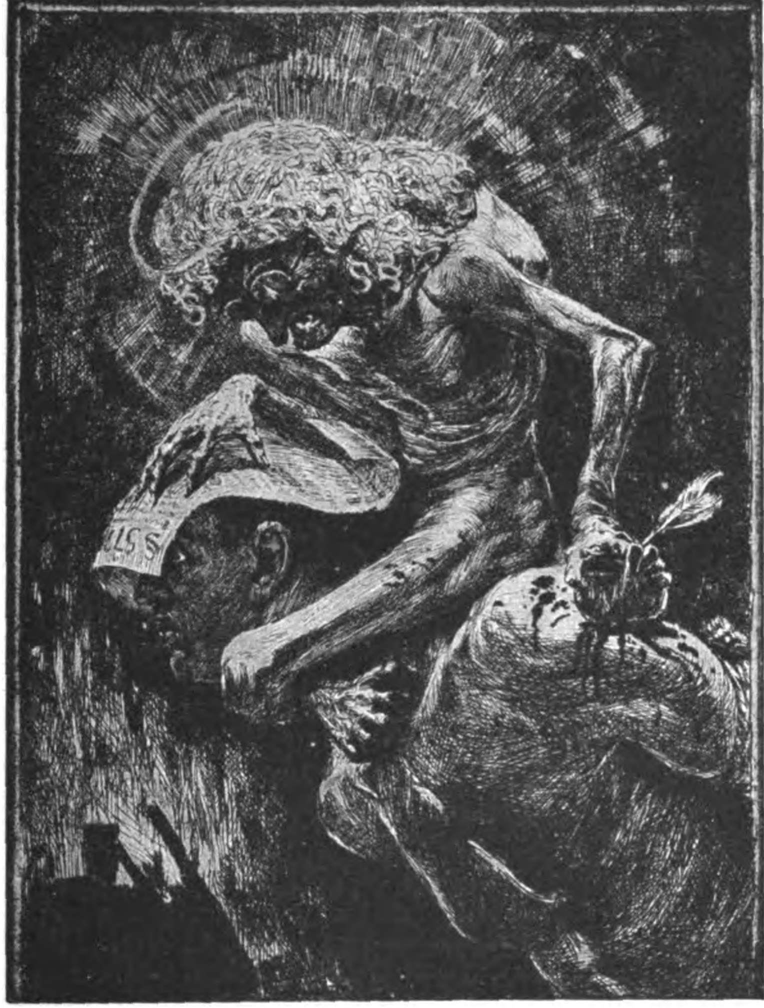
Es wäre wohl nicht ganz richtig, wenn man sagte, der Mittelpunkt von Héroux'



Exlibris Toni Kruse.



Schaffen liege in seiner Exlibris-Kunst. Auch rührt sein Ruf nicht ausschließlich aus diesem Gebiete her, der Kreis seines Könnens ist in Wirklichkeit viel weiter. Aber die Graphiksammler, die graphischen Kunstliebhaber schätzten eben von Anfang an seine Bucheignerzeichen und sammelten sie eifrig. In der Tat entfalten sich auch im Exlibris, wo Héroux eine besondere Tradition hat, die besten Züge seines Wesens. Hier gestaltet er aus Mensch und Tier und Landschaft und vor allem aus der Idee eine wunderbare Einheit. Er versteht es meisterhaft, wie es Sitte im Exlibris ist, den Stand und den Beruf, die Welt- und Lebensanschauung, die Geschmacks- und Geistesrichtung, ja die Neigungen und die Schicksale des Buchbesitzers in dem bei aller Kleinheit so monumentalen Bildchen anklingen zu lassen. Aber auch der schalkhafte Humor, die frohe Laune sind Héroux nicht fremd; vor allem vermag er wie kaum ein zweiter persönliche Beziehungen in diese Blätter hineinzuflechten. Der Künstler ist auch der erste gewesen, der auf seinen Radierungen die Remarquen mitpflegte und druckte, jene arabeskenhaften Einfälle, die aus stecherischen Ätzproben hervorgegangen sind, Randglossen, die stets amüsant die Platte beleben.



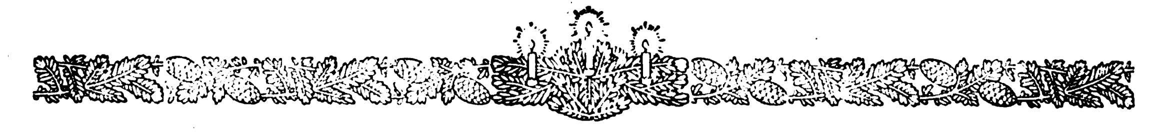
St. Bürokratius. Radierung von Bruno Héroux.

Solche Werke ragen weit über das sonst übliche Niveau der Gebrauchsgraphik hinaus, die er in seinen persönlichen Glückwunsch- und Festkarten überhaupt graphisch geadelt hat. Man braucht nur in dem vortrefflichen Verzeichnis von Liebsch zu blättern und trifft auf eine Fülle von Hierhergehörigem: Titelblätter, Illustrationen, Besuchskarten, Tiergenre, Architekturbilder, Kinderbilder, Elfenbilder, Porträts und Figürliches, um staunend zu erkennen, wie breit das Reich ist, das sich Héroux begründet hat. Seine kriegsgraphischen Arbeiten waren Zeugnisse eines schweren geistigen Ringens mit den Problemen der Zeit; sie haben ihn mit ihrer tiefen Menschlichkeit volkstümlich gemacht, während einem Zyklus von apokalyptischen Visionen über die Größe und die Entartung des Kriegs ein schwer überwindbares Maß von Begrifflichkeit und Abstraktion beigemengt ist. Der andere, rein menschliche Zyklus Vae Solis erreicht dagegen eine befreite Höhe, in acht großen Stichradierungen mit souverän modellierten Figuren formt Héroux den Weg des tragischen Künstlermenschen aus der Vereinzelung in die Liebesvereinigung.

Eine ganz besondere Spezialität aber hat Héroux in seinen Märchenbildern, in jenen Kombinationen von Elfen und Tieren, mit denen auch das Landschaftliche so glücklich verbunden ist. Hier herrscht ganz ein frohgemuter Humor und eine muntere Laune. Das Gebiet aber, auf dem die jüngste Entwicklung Héroux' besondere Überraschungen bereitet, ist die Landschaft. Seine Einblicke in die Natur hatten von je etwas Traumhaftes, wie die Mühle von Machern, die Mühle der Marie Antoinette, auch vieles aus den lithographierten Reiseskizzen aus Italien und Rußland, seine neuesten Landschaftsradierungen strömen über von einer außerordentlichen Wucht des Ausdrucks.

Es ist ein steiler Weg, der den 1868 geborenen Künstler in nie unterbrochenem Aufstieg zu diesem Können geführt hat. Wenn der Künstler, der heute im kräftigsten Mannesalter steht, zurückblickt, sieht er sich als Schüler derselben Kunstakademie, an der er heute mit unterrichtet, und die zeitweise Betätigung einer schwer ringenden Jugend mit dem anatomischen Atlas von Spalteholz wie mit dem von Schmalz war die Grundlage, die es ihm erleichterte, den Weg in die künstlerische Freiheit zu finden. Wie Orlik trägt er Stift und Zeichenblatt immer bei sich, um sich die Umwelt, seine Erlebnisse impressionistisch zu notieren, und dabei fällt ihm das schönste Glück in den Schoß, daß ihm die Wirklichkeit zur Kunst wird. Und ebenso sinken im gestalteten Werk die Spuren der zähesten Arbeit ins Wesenlose, verwandeln sich vielmehr in etwas Anheimelndes, Leichtes, Duftiges, und es ist sicher, daß die Genien, die dieses Künstlerleben bis hierher gelenkt haben, bis zur Opus-500 Schrift Delphys, dem Künstler auch für das andere Halbtausend treu bleiben, das er schon so rüstig in Angriff genommen hat.

Die Kritiker.
Zeichnung von Bruno Héroux.



Unter dem Tannenbaum

Weihnachtsgeschichte von Theodor Storm

Der Baum brannte, das Zimmer war von Duft und Glanz erfüllt, es war nun wirklich Weihnachten geworden.

Ein wenig müde von der ungewohnten Anstrengung saß der Amtsrichter auf dem Sofa, nachsinnend in den gegenüberhängenden großen Wandspiegel blickend, der das Bild des brennenden Baumes zurückstrahlte.

Frau Ellen legte den Arm um ihres Mannes Nacken.

„Wo ist Harro?“ fragte er nach einer Weile.

Harro war eben wieder ins Zimmer getreten; aus einer Schachtel, die er mit sich brachte, nahm er eine kleine verblichene Figur und befestigte sie sorgfältig an einen Zweig des Tannenbaums. Die Eltern hatten es wohl erkannt; es war ein Stück von dem Zuckerzeug des letzten heimatlichen Weihnachtsbaums; ein Dragoner auf schwarzem Pferde in langem graublauem Mantel. Der Knabe stand davor und betrachtete es unbeweglich; seine großen blauen Augen unter der breiten Stirn wurden immer finsterer. „Vater,“ sagte er endlich, und seine Stimme zitterte, „es war doch schade um unser schönes Heer! — Wenn sie es nur nicht aufgelöst hätten — ich glaube, dann wären wir wohl noch zu Hause!“

Eine lautlose Stille folgte, als der Knabe das gesprochen. Dann rief der Vater seinen Sohn und zog ihn dicht an sich heran. „Du kennst noch das alte Haus deiner Großeltern,“ sagte er, „du bist vielleicht das letzte Kind von den Unseren, das noch auf den großen übereinander getürmten Bodenräumen gespielt hat; denn die Stunde ist nicht mehr fern, daß es in fremde Hand kommen wird. — Einer deiner Urahnen hat es einst für seinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgestattet vor, als er nach mehrjähriger Abwesenheit in den Handelsstädten Frankreichs nach seiner Heimat zurückkehrte. Bei seinem Tode hat er es seinen Nachkommen hinterlassen, und sie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren, oder, nachdem sie sich dem Studium der Rechte zugewandt hatten, als Bürgermeister oder Syndici ihrer Vaterstadt. Es waren angesehene und wohldenkende Männer, die im Lauf der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren sie wurzelfest geworden in der Heimat. Noch in meiner Knabenzeit gab es unter den tüchtigeren Handwerken fast keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Diensten der Unsrigen gestanden hätte; sei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hause selbst. — Es waren das Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens; jeder rühmte sich des andern und suchte sich des andern wert zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; sie kannten sich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren.“ — — Der Amtsrichter schwieg einen Augenblick, während der Knabe unbeweglich zu ihm emporsah. „Aber nicht allein in die Höhe,“ fuhr er fort, „auch in die Tiefe haben deine Voreltern gebaut; zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn auch die Toten sollten noch beisammen sein. — Und seltsam, da ich des inne ward, daß ich fort mußte, mein erster Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen. — — Ich habe sie mehr als einmal offen gesehen; das letztemal, als deine Urgroßmutter starb, eine Frau in hohen Jahren, wie sie den Unsrigen vergönnt zu sein pflegen. — Ich vergesse den Tag nicht. Ich war hinabgestiegen und stand unten in der Dunkelheit zwischen den Särgen, die neben und über mir auf den eisernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernste schweigsame Gesellschaft. Neben mir war der Totengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einst war er jung gewesen und hatte als Kutscher, den schwarzen Pudel zwischen den Knien, die Rappen meines Großvaters gefahren. — Er stand an einen hohen Sarg gelehnt und ließ wie liebkosend seine Hand über das schwarze Tuch des Deckels gleiten. ‚Dat is min ole Herr!‘ sagte er in seinem Plattdeutsch, ‚dat weer en gude Mann!‘ — — Mein Kind, nur dort zu Hause konnte ich solche Worte hören. Ich neigte unwillkürlich das Haupt; denn mir war, als fühlte ich den Segen der Heimat sich leibhaftig auf mich niedersenken. Ich war der Erbe dieser Toten; sie selbst waren zwar dahingegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch, und war für mich da und half mir, wo ich selber irrte, wo meine Kräfte mich verließen. — — Und auch jetzt noch, wenn ich — mir und den Meinen nicht zur Freude, aber getrieben von jenem geheimnisvollen Weh, auf kurze Zeit zurückkehrte, ich weiß es wohl, dem sich dann alle Hände dort entgegenstreckten, das war nicht ich allein.“

Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!“ sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten.“ Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.

Noch lange standen sie und blickten dem dunklen Zuge der Wolken nach. — Hinter ihnen im Zimmer ging lautlos die alte Magd umher und hütete sorgsamen Auges die allmählich niederbrennenden Weihnachtskerzen.

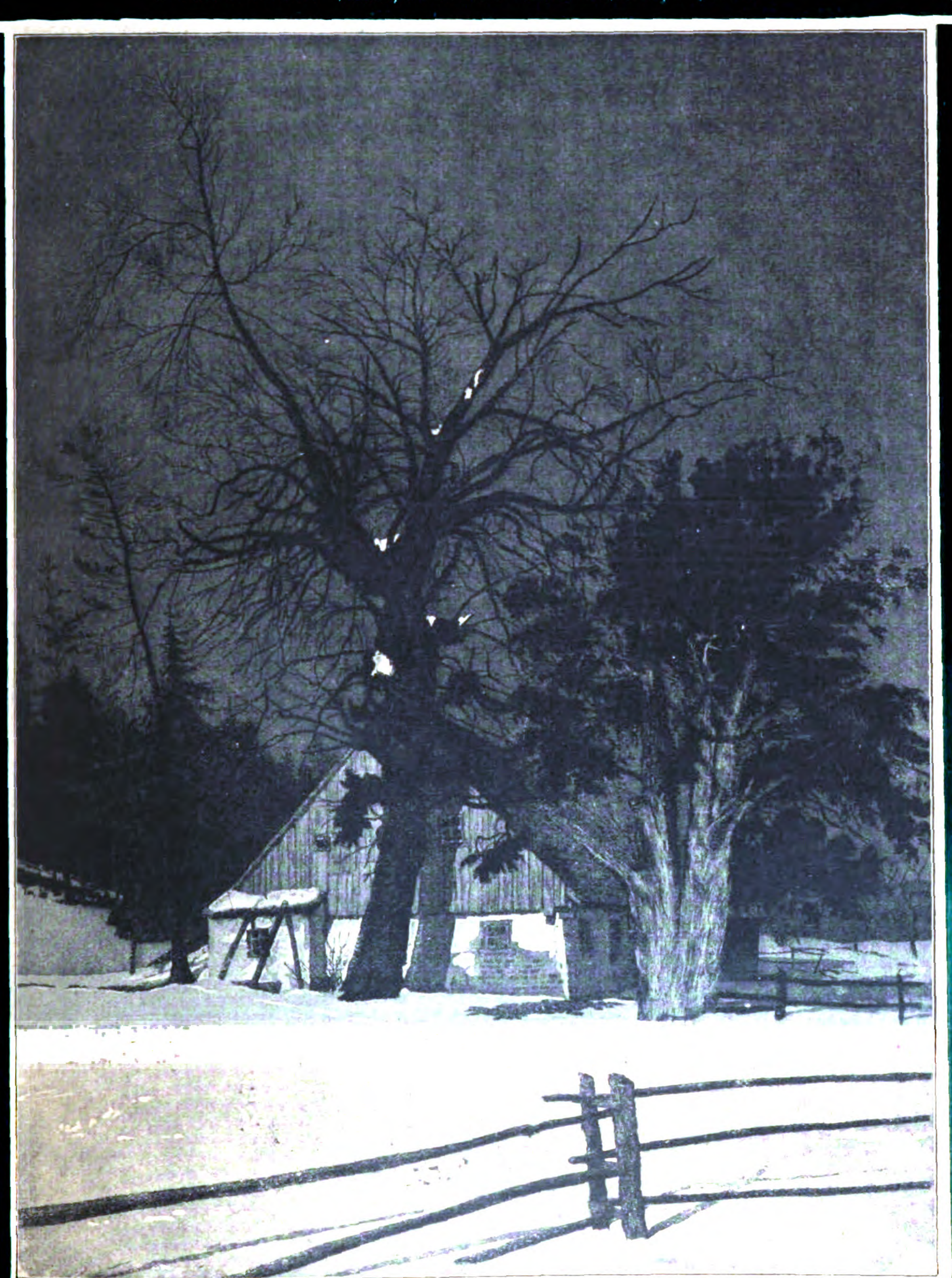
Diese Geschichte bildet den Abschluß einer tief empfundenen Weihnachtserzählung von Theodor Storm. Sie wird in manchem Leser Gefühle anklingen lassen, die Storm ebenso bewegten wie viele unserer Zeitgenossen. Wer die ganze Erzählung nachlesen will, nehme das Bändchen Nr. 6159 von Reclams Universal-Bibliothek zur Hand.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

39. JAHRG. HEFTPREIS 50 M. HEFT № 11

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Deutsche Heimat: Winterschönheit. Nach einer Radierung von Paul Aust

Aus dem Inhalt: **Die versunkene Osterinsel.** Von Dr. Hans Damm. / **Das Buch.** Eine Vision von Joseph Stollreiter. / **Nietzsche als Musiker.** Von Karl Heckel. / **Der Wiener in Wien.** Von Carl Marilaun. / **Gedanken und Einfälle.** / **Der Plauderer.**

Beachtenswerte Mitteilungen

Eine Weihnachtsbitte enthält der unserem diesswöchentlichen Heft beiliegende Prospekt des Vereins für Berliner Stadtmission, Berlin SW 61, Johannistisch 5. Wir empfehlen diese Beilage der geneigten Beachtung unserer Leser wärmstens.

Der Veduka-Verlag Villingen-Donau hat unserer heutigen Ausgabe einen Prospekt beigegeben; auch auf diese Beilage machen wir hiermit unsere Leser besonders aufmerksam.

Notgeld und Reklamekunst. Dem Notgeld ist in letzter Zeit an Stelle des geringeren sachlichen Wertes ein um so beträchtlicherer Sammelwert durch künstlerische Ausstattung verliehen worden. Einen Schritt weiter geht nunmehr die Städte- und Staatsbank der Oberlausitz, indem sie ihre neuen Scheine in den Dienst künstlerischer Reklame stellt. Auf den ersten Blick unterscheiden sie sich kaum von den sonst üblichen. Bei näherer Betrachtung jedoch entdeckt man auf der Rückseite das Handelszeichen der bekannten Weinbrandbrennerei E. L. Kempe & Co., A.-G. in Oppach. Eine sich im Spiegel betrachtende antike Frauengestalt ziert den Mittelpunkt. Hinter ihr eine aufgehende Sonne, umkränzt von einer vielfachen Wiedergabe der jedem Kenner wohlvertrauten Worte „St. Afra". Der Gedanke ist neu und zweifellos sehr beachtlich. Die werbende Macht des Geldes erscheint hier symbolisch vereint mit der nicht minder werbenden Macht deutscher Qualitätsarbeit. Die vornehme diskrete Anordnung des Bildes zeigt zugleich der Reklamekunst neue Wege ihrer Wirksamkeit.



In Eis und Schnee. Nach einer Kunstphotographie von G. S. Urff.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Sofort glitt über das ebene Antlitz der alten Frau ein Strahl des Erkennens, und nachdem sie sich ebenfalls tief und zeremoniös verneigt hatte, trat sie rasch näher und bot der Aristokratin begrüßend die Hand: „Ah," sagte sie mit einer mütterlich wohlwollenden Stimme, „Sie sind es, Frau Gräfin? Ich kenne Sie natürlich, und es macht mich sehr stolz, daß mein Otto Ihre Interessen vertritt. Bitte wollen Sie mir einen Moment die Ehre schenken —" und sie machte eine einladende Geste nach der weißen Tür zu —, „mein Sohn, Sie hörten es wohl, ist wieder einmal stark beschäftigt." Hier ging ein gutmütig-entschuldigendes Lächeln über das frische Apfelgesicht der Frau, und als sie in das schmale, teppichbelegte Zimmer getreten waren, da hörte Sonja zu ihrer Befremdung, wie aus dem Nebenraum eine tiefe, ihr wohlbekannte Stimme allerlei Fetzen ehrwürdiger Studentenlieder mit wilder Energie herausschmetterte. Immer vorausgesetzt, daß jene musikalische Übung nicht in ein gellendes Pfeifen überging, als ob hier durchaus eine Schar herumwildernder Hunde gesammelt werden müßte. Damit begnügte sich jedoch diese geräuschvolle Arbeitsmethode noch lange nicht, denn die Gräfin, die inzwischen auf die Einladung der alten Dame hin in einem braunen Ripsfauteuil Platz genommen, sie vernahm betroffen, wie dort drinnen von Zeit zu Zeit Polstermöbel oder glatte Flächen von einem scharfen Gertenhieb getroffen wurden, so daß sie einen dumpfen Schall auswarfen.

„Lieber Himmel," erklärte die alte Frau auf einen fragenden Blick ihres Besuches, während sie ihre hohe Gestalt noch eine Weile lauschend an die Nebentür schmiegte, „es hat eben jeder seine eigenen Gewohnheiten. Und in kleinen Städten bildet sich so etwas schärfer und eigentümlicher aus als an den großen Plätzen. Nicht wahr, Frau Gräfin?"

Damit ließ sie sich würdevoll auf dem braunen Sofa hinter dem Tisch nieder und schraubte ihrem Gast zu Ehren die Flamme der schlanken Porzellanlampe etwas höher. „Sehen Sie," fuhr sie sodann gemessen und doch vertraulich fort, „mein wilder Junge — ich dachte immer, er müßte einmal Oberförster oder gar Major oder so etwas werden! Aber, du liebe Zeit," widerlegte sie sich selbst, indem sie die Achseln zuckte, „was plant eine Mutter nicht alles, obwohl man doch ganz genau weiß, daß aus allerlei Gründen niemals etwas daraus werden kann. Sehen Sie, so ging es auch bei uns. Die Zeiten waren eben noch nicht danach, daß jeder seiner Befähigung folgen konnte. Es waren noch gar zuviel Schranken zu überwinden."

Sie strich sich leicht über die glatte, runde Stirn und nickte mehrfach dazu, ohne daß sich in ihren ruhigen, besänftigten Zügen etwa eine Spur von Groll oder Bekümmernis gezeigt hätte. Im Gegenteil, ein feines, verschmitztes Lächeln huschte um ihren ausdrucksvollen Mund, wie es oft die Erfahrung dem abgeklärten Alter schenkt. „Vielleicht aber", fuhr sie fort und nahm eine Häkelei auf, „darf man diese Hemmnisse und Beschwerden, die wir durchzumachen hatten, gar nicht gering in bezug auf ihren Nutzen einschätzen. Es entwickeln sich dadurch nämlich in den Betroffenen Fähigkeiten und Eigenschaften, die sie kampftüchtiger machen. Und sehen Sie," schloß die alte Dame und zupfte energisch in ihrer Arbeit herum und hielt sie prüfend gegen das Licht, „so ist mein Otto Jurist geworden, genau, wie es sein Vater war, und ich hoffe nur, daß seine Klienten an seinem oft burschikosen Wesen keinen Anstoß nehmen."

Als die Hausfrau dies, wie um Nachsicht werbend, vorbrachte, da klang durch alle Bescheidenheit doch ein warmer mütterlicher Stolz hindurch. Ehe jedoch die Besucherin ihrem klopfenden Herzen eine beistimmende Antwort abgewinnen konnte, ließ die alte Dame ganz unvermittelt ihre Arbeit sinken, und indem sie sich ihre Brille auf die Stirn schob, richtete sie plötzlich in einem Gemisch von Verlegenheit und ehrlicher Teilnahme ein Paar hilfreicher, tröstender Augen auf ihren jungen Gast. „Mein Gott," unterbrach sie sich und faltete ihre Hände über der Häkelei, „was schwatze ich da alles? Und vergesse vollkommen, in welcher leidvollen Angelegenheit Sie sich an meinen Sohn gewendet haben."

Und als ein paar dunkle Flecken sich auf den bisher so blassen Wangen der Aristokratin entzündeten, und als die Brust der jungen Frau unbeherrschter ging, da rückte der Weißkopf näher, und es war fast, als wollte die Alte die Hand der Fürstentochter streicheln. Sie unterließ es jedoch. „Verzeihen Sie nur," sagte Frau Gerber in einer überaus milden und zartfühlenden Weise, „ich weiß, ich darf mich nicht in Ihren Kummer mischen. Wie käme ich auch als Fremde dazu? Aber die Schloßherrschaft — wieviel sich auch in der Zwischenzeit geändert haben mag —, sie ist uns ja nichts Fremdes. Wir beschäftigen uns ja dennoch ein Leben lang mit allem, was zu Ihnen gehört. Und da wünschte ich schon lange, Ihnen, liebe, junge Frau Gräfin, sagen zu dürfen — es mag gewiß sehr altmodisch klingen —, daß das Erbteil von uns Frauen eben das Bescheiden und Verzeihen ist. Sie können es ja in Ihrer schönen Jugend nicht wissen, aber ich weiß es, welche Macht schließlich ein solches Nachgeben und Nicht-auf-die-Spitze-treiben verleiht. Glauben Sie mir, aus Nachgeben und Verzeihen wächst am Ende die Liebe auch auf der widerstrebenden Seite. Davon verstehen freilich die Männer nicht das geringste. Dabei wies sie auf die hohe weiße Tür zum Nebenraum, und wieder huschte ein gewisser überlegener Zug um ihre sprechenden Lippen, ganz ähnlich wie ihn der Doktor in seiner lärmenden Art besaß.

Und Sonja?

Sie hob den Schleier noch etwas höher und blickte sich um. Ein süßer, dämmernder, großväterlicher Friede spann hier eine selbstverständliche Gemütlichkeit, wie sie das Fürstenkind bisher vergeblich in den weiten Sälen des Schlosses gesucht. Der etwas verblichene, großblumige Teppich, die Rückenkissen auf dem Sofa mit ihren Schafen und Hunden aus kurzgeschorener Wolle, in der Ecke der herabgeklappte Mahagonisekretär, an dem die Besitzerin wohl eben noch geschrieben haben mochte, vor allem aber der rührende Perlenstrick neben der Tür, sie vermittelten dem befangenen Gast den herzumfangenden Eindruck von Heim und guter Hut so stark, daß die wurzellose junge Aristokratin in ihrer Ergriffenheit im Moment nichts anderes zu tun wußte, als sich herabzubeugen, um ihre Lippen voll überströmender Dankbarkeit auf die Rechte der alten Dame zu drücken.

Diese schien die unvermutete Hingebung des jungen Geschöpfes wohl zu begreifen. Denn ohne große Befangenheit, dafür aber mit einem vollen, warmen Blick, äußerte sie ganz gelassen: „Ja, ja, wir Frauen, wir verstehen uns schon am allerbesten." Und in dem sicheren Begehren, eine etwa aufkeimende Verlegenheit schon im Beginn zu ersticken, tippte die Frau Justizrätin jetzt mit ihrer Häkelnadel auf den Tisch und sprach in die sich breitende Stille hinein: „Nun hören Sie bloß, wie Otto da drinnen wieder rumort."

Wirklich schallten in dem Studierzimmer abermals ein paar dumpfe Schläge, und zu gleicher Zeit erhob sich ein kräftiges Hundegebell: „Kusch — halt das Maul, Staatsanwalt," befahl sofort eine markige Männerstimme. Sonja aber war ganz glücklich, so leichten Kaufes ihr sich regendes Gewissen beschwichtigen zu können, denn sie schämte sich vor der Greisin, mit welch anderen Absichten sie ursprünglich hier eingedrungen.

Jetzt lehnte sie sich hintenüber und lachte hell: „Ja, um Gottes willen, gnädige Frau," rief sie, angesteckt von der Heiterkeit, die hier überall in der Luft webte, „was treibt denn eigentlich mein Sachwalter dort drinnen?"

„Was er treibt?" Die Alte blieb ganz ernst. „Er bereitet sich auf eine forensische Verteidigungsrede vor."

„Wie? Im Ernst? Auf diese ungewöhnliche Weise?"

„Sehr richtig —. Ich sagte Ihnen ja schon, Otto ist ein alter Burschenschafter und hat von dort merkwürdige Moden heimgebracht. Gott gebe, daß sie ihm nicht einmal schaden. Im Augenblick aber sammelt er gewisse Stichworte und Pointen für den großen Aufruhrprozeß in Stralsund. Sie wissen, er hat jene armen Mißleiteten zu verteidigen, die sich in ihrem Haß und in ihrem Elend zu Plünderungen fortreißen ließen." Sie spitzte die Ohren und hob den Finger. „Hören Sie? Jetzt muß er wieder einen schneidigen Einfall haben!" Drinnen prallte die Gerte abermals wuchtig über ein Polster!

Über Sonjas blasses Antlitz lief ein gespannter Zug. Ohne daß die alte Dame etwas davon ahnte, hatte sie ihrem Besuch gerade dasjenige aus dem Wirken ihres Sohnes preisgegeben, jenen dunklen, aufgewühlten Bezirk, um den die erregten Sinne der Aufgescheuchten seit jeher besonders begierig flatterten. Ihr Beschützer war auch der Helfer, der Beistand für all diese düsteren, flammenumlohten Gestalten, die gerade jetzt aus der Tiefe ihres Elends heraufstiegen, um die Sonne von ihrer gewohnten Bahn zu reißen. Ein anderes Licht sollte fortan nach dem Willen jener schwarzen Schatten über die Erde strahlen. Oder es sollte doch wenigstens den einen nicht mehr in vereisten Bergwerken, den anderen dagegen in seidenen Kissen wecken. Etwas von der dämmernden Legende der ersten Urchristen wachte in der Halbgebildeten auf. Der Beduine dort drinnen wußte etwas von jenen Erschütterungen, schweigsam, stolz, ablehnend bewahrte er das Geheimnis gewiß als eine glühende Verkündigung, mit der er nur Starke und Erwählte segnete.

Sie aber nicht. Sie, die Dürstende, stieß er immer wieder hohnlächelnd von dem zugedeckten Brunnen zurück.

Warum?

Mußte ein solcher Menschenergründer nicht endlich entdeckt haben, daß sie ebenfalls ein wirbelndes Blatt wäre, von Frevlerhand abgerissen und jetzt nicht befähigt, irgendwo wieder festzuhaften? Und ihre wühlende Sehnsucht trieb sie an, aus der wohlwollenden und anscheinend so harmlosen alten Frau etwas über die verborgene Mission ihres Sohnes hervorzulocken. Leicht plaudernd, wie über etwas Nebensächliches, und doch mit geröteten Wangen begann die Erhitzte von den geheimen Plänen des Doktors — ihres Freundes — zu sprechen, als sei sie längst in seine Absichten eingeweiht, und als wenn es ganz selbstverständlich wäre, daß sie sich freudig seiner Führerschaft untergeordnet hätte.

Verwundert, allmählich aber unruhig und kopfschüttelnd lauschte ihr die Justizrätin. Endlich jedoch tippte sie wieder mit ihrer Häkelnadel auf den Tisch, und indem sie ihre schwarzen Augen jetzt eindringlich auf der unvorsichtigen jungen Frau ruhen ließ, schob sie alle Vermutungen ihres Gastes mit einer entschiedenen Handbewegung zurück: „Ach nein, Frau Gräfin," entgegnete sie überlegt und doch ein wenig beklommen, „hier, glaube ich, täuschen Sie sich über das Wesen meines Otto vollkommen. Soviel ich weiß, sind ihm Politik und Parteien, wenigstens in dem von Ihnen angedeuteten Sinne, durch-

aus nicht Herzenssache. Ja, ja," sprach sie lebhafter weiter, während ihr warmer Blick die nahe Tür umspannte, „sobald ihn ein Unbeteiligter so nach seinen Äußerlichkeiten beurteilte, nach seinen lauten, wilden Unarten, dann möchte man meinem Jungen in der Tat solch eine von Ihnen geschilderte Rolle zuteilen." Hier lächelte die Alte in sich hinein und zupfte wieder in ihrer Häkelei herum. „Aber dem ist nicht so," schloß sie karger und schien jetzt auf jedes ihrer Worte besonders Obacht zu geben. „Natürlich liebt er sein Land von ganzem Herzen; aber — aber das, was er ihm bieten könnte, das steht in einem ganz sonderbaren Widerspruch zu seinem sonstigen Wesen. Darüber würden Sie vielleicht nur lächeln, wenn ich es Ihnen mitteilen dürfte — denn mein Sohn bewahrt nebenbei doch auch — eine Erinnerung an seine uralte Abstammung."

Merkwürdig, da saß Sonja, drehte leicht die behandschuhten Finger umeinander und das beklemmende Gefühl griff nach ihr, man habe eben wieder eine Tür vor ihr verschlossen, durch die sie nicht schreiten sollte. Namentlich die letzte Andeutung der alten Frau, wonach dieses ganze Haus auf eine mystische Weise aus der allgemeinen Zusammengeschlossenheit herausgehoben wurde, sie erregte ihr eine ängstliche Pein. Denn die große Aristokratin hatte noch niemals ernstlich über die Berechtigung solcher Trennungen nachgedacht, mochten sie nun freiwillig oder gezwungen herbeigeführt worden sein. Einstweilen blieb ihr nur der schlimme Zweifel, ob hier nicht etwa eine noch höhere Scheidewand zwischen ihr und dem Manne ihres Vertrauens aufwüchse, doppelt unübersteigbar, weil sie sich unerklärlich aus schwarzen, drohend geballten Wolken auftürmte.

Noch sann die Schwarze und rang mit ihrer Verlegenheit, als die hohe weiße Tür mit einem Schwung aufgerissen wurde und ein großer grauer Schäferhund auf sie zufuhr. Allein das Tier schien ihre Eigenschaft als Besuch und Klientin zarter einzuschätzen als sein Herr, denn es wedelte sofort und rieb den mächtigen Kopf vertraulich an ihrem Knie. Der Doktor dagegen, in seinem losen braunen Samtjackett und der mächtigen Bismarckpfeife in der Hand, verharrte einstweilen, ein Bild vollkommener Überraschung, auf der Schwelle. Dann schlug er plötzlich mit einer alten Reitpeitsche in das Gebräu von Nebel und Dampf, als wäre er imstande, die Atmosphäre dadurch zu lüften, und während er eine halbe Verneigung versuchte, rief die starke Stimme: „Ah, Frau Gräfin, welche Ehre. Werden Sie aber auch die Nerven besitzen, in den Olymp eines solchen Jupiter Tabaccus einzudringen?" Schmunzelnd wies er mit der Gerte in das wallende Grau hinter sich, „oder wollen wir lieber in der Lavendelregion von Mutterchen bleiben?"

„Otto," mahnte die Justizrätin in einem Erzieherton: „die Pfeife!"

„Ja, ja — gewiß," erinnerte sich ihr Sohn und verbarg das lange Rohr hinter seinem Rücken. „Also, Frau Gräfin, wie befehlen Sie?"

Belustigt und doch auch ein wenig ergriffen über die gutmütige Abhängigkeit dieses Riesen von seiner Mutter, erhob sich Sonja von ihrem Sitz, dann reichte sie ihrem Sachwalter lebhaft die Hand, wozu dieser jedoch erst die Gerte von sich schleudern mußte. „Oh," meinte die Gräfin jetzt in ihrer sanften und formvollendeten Weise, „bei der Frau Mama ist freilich gut sein. Davon habe ich bereits eine Probe erhalten. Und doch, lieber Doktor," fuhr sie bittender fort und trat ihm etwas näher, „Sie wissen ja, ich bin nicht mehr ganz frei in meiner Wahl, solange der unselige Zwiespalt dauert."

In dem matten Lampenschein nahm das schmale Aristokratenantlitz die Durchsichtigkeit eines milchigen Porzellans an. Dringend, fiebrig, rettungsbedürftig hingen die schwarzen Frauenaugen an dem großen Menschen, von ihrer Phantasie abermals überredet, hier rage der Fels aus den Fluten, den sie umschlingen müßte.

Allein auch die alte Dame hatte das Erwartungsvolle und Demütige in dem unausgesprochenen Verlangen der Fürstentochter bemerkt.

„Otto," erinnerte sie bestimmt, indem sie nach Frauenart sofort für die bedrohte Geschlechtsgenossin Partei ergriff, „die Frau Gräfin hat natürlich mit dir allein zu reden. Da möchte ich keinesfalls stören."

Die Justizrätin erhob sich und reichte ihrem Gaste zum Abschied die Hand. Dann sagte sie mit ihrer sanften Sachlichkeit: „Gottlob, ich bin kein Jurist. Aber eins möchte ich den beiden Herrschaften zu bedenken geben. Auch der schönste Prozeß ist ein unausgefülltes Menschenlos kaum wert. Nicht wahr, Otto?" Überredend streichelte sie die feinen Finger, die ihr überlassen waren. „Meine liebe, junge Frau Gräfin, machen Sie es Ihrem Sachwalter deshalb nicht schwer. Ich glaube, es ist für alle besser."

Damit verneigte sich die hohe Gestalt der alten Frau, und die beiden anderen schritten durch die weiße, friesgepolsterte Tür.

☆

Eine schwere Stille empfing sie in dem gründurchschimmerten Raum. Und so rätselhaft klang die verborgene Mahnung, die sie eben empfangen, in der Eintretenden nach, daß Sonja zuvörderst nicht fähig war, den Eindruck dieses verschatteten Zimmers in sich aufzunehmen.

Nur eins stieg ihr deutlich aus ihrem dunkel klopfenden Herzen empor, daß sie — die Angehörige einer genußsüchtigen, flatterhaften Zeit — Verwirrung und Not in diesen wohltätigen Frieden tragen könnte. Mühsam schweifte ihr Blick durch den blauen Nebel. Überall Regale und Bücher — Bücher, dazwischen an den Wänden ein Reitsattel, Couleurmützen, ein paar gekreuzte Rapiere und ganz hinten, jenseits des Schreibtisches, zwei rauchgeschwärzte Stiche: Bismarck und der alte Kaiser.

Seltsam, hier begann bereits der Widerspruch, den sie nicht lösen konnte. Unwillkürlich zog sie den Schleier herab, um ihre Ungewißheit zu verbergen.

Der Doktor aber stand mit seinem freien Lächeln ihr gegenüber. Sein Hund war auf den leeren Stuhl vor dem Schreibtisch gesprungen, und der Beduine streichelte ihm nun den Kopf.

„Na, was sagen Sie nun," begann er ermunternd, „wie schlecht Mutterchen für meine Geschäfte sorgt? Ich hoffe aber," fuhr er energischer fort, „Sie selbst wollen mir aus freiem Entschluß etwas Ähnliches anvertrauen!"

Die Schlanke an der Schwelle jedoch schüttelte schwankend den Kopf; unter dem breitrandigen Hut flatterte ihr kurzgeschnittenes Haar. „Nein," gab sie flüsternd zurück. „Dringen Sie nicht in mich. Ich bin noch nicht so weit."

„Und weshalb sind Sie dann gekommen?" fragte der Anwalt rasch, wobei er an der Halskette des Hundes rüttelte.

Die junge Gräfin raffte all ihren Mut zusammen: „Weil ich in Not bin, weil ich Zuspruch brauche, weil ich mich nirgends zurechtfinde." Und als Sonja wahrnahm, wie ihr Rechtsfreund, von dem sie in einer sonderbaren Verkennung noch über seinen Beruf hinaus Teilnahme und Leitung erwartete, als sie bemerkte, wie befremdet er den Kopf in den Nacken warf, so daß sich ganze Strähnen seines langen schwarzen Haares zigeunerhaft bewegten, da trat sie ihm noch näher, bis ihr verschleiertes Antlitz von dem grünen Schein der Tischlampe

getroffen wurde. „Ach, liebster Freund," fügte sie beinahe hilflos hinzu und sah bittend zu ihm auf, „Sie ahnen ja gar nicht, wie naiv und ohne jede Möglichkeit eines rechten Begreifens wir in den alten Schlössern den einfachsten Dingen des Tages gegenüberstehen."

„Ja, ja, das will ich wohl glauben," lenkte hier der Beduine ganz offen ein, da die sanfte Stimme trotz seiner Abneigung gegen alle Sentimentalität dennoch nicht ihren Eindruck auf den Gutmütigen verfehlte. „Die ehrwürdigen alten Rüstungen, nicht wahr, die drücken? Und die rostigen Dinger wollen sich wohl noch immer nicht recht abstreifen lassen? Und nun gar noch den Verworrenheiten und Überraschungen gegenüber, die jede Stunde für uns arme Luder aus der Völkerkatastrophe bereit hält. Na, ich kann mir den Widerstand schon denken."

Ohne eine bestimmte Ahnung, warum die vollen, glühenden Frauenlippen hier so schlecht ein feines, damenhaftes Lächeln versteckten, schob der Riese plötzlich seinen Hund von dem Sessel und lud seinen Besuch durch eine Handbewegung ein, ihm gegenüber hinter dem Tisch Platz zu nehmen. Alles dies entsprach seiner Gewohnheit, wie er auch andere Ratsbedürftige zu empfangen pflegte; als die junge Gräfin jedoch wortlos in den alten, tintenbespritzten Lederstuhl gesunken war, bettete ihr Beistand beide Arme bequem auf den Tisch, schob die Hände zusammen, um dann ohne weiteres der Lauschenden zuzuwerfen: „Also, verehrteste Frau Gräfin, da Sie im Grunde nicht recht wissen, warum Sie hier sind, und weil Sie mir so nett und ansprechend Ihre Nöte gegenüber dem banalen Tag geschildert haben, so gestatten Sie mir, Ihnen doch wenigstens zu verraten, wie dieser verfluchte, banale Tag und doch so hundsgemein verrückte Tag auch in Ihr sauberes Glashaus seine Steine wirft."

Er nickte ein paarmal, und seine sprechenden Augen drangen durch ihren Schleier. Dennoch blieb die Fürstentochter unbeweglich. „Wie meinen Sie das?" fragte sie aufmerksam. „Jetzt drücken auch Sie sich nicht ganz klar aus."

„Sofort," winkte der Anwalt, „ich habe für Sie nämlich ein bißchen spioniert. Erkundigungen eingezogen, wenn Ihnen dies harmloser klingt."

„Über wen?"

„Über Ihren Gatten."

Sonja veränderte ihre starre Haltung nicht. Ohne sich zu regen, saß die feine schwarze Gestalt in ihrem Stuhl, nur die dunklen Lichter in dem weißen Antlitz knisterten und zuckten, als könnten sie jenseits aller menschlichen Worte ihre eigene Frage stellen. Dem Doktor gefiel jedoch dieses schweigsame Rätsel nicht, um so eilfertiger suchte er das stumme Spiel zu zerstören.

„Also, ich hielt es für nötig," sagte er sehr bestimmt, und wieder hörte seine Gefährtin zuerst nur das tiefe männliche Organ, „ich hielt es für geboten, in das Lager des Feindes einzudringen, um mich zuvörderst einmal über das Sein und Treiben des Herrn zu orientieren. Kurzum, ich wollte wissen, wie solch ein Mann, der in solcher Zeit von seiner Frau verlassen wird, sein eigenes Dasein sowie dasjenige seiner Umwelt einschätzt."

Da regte sich die Gräfin zum erstenmal. Strenger als sonst schlossen sich ihre feinen Brauen zusammen, und ihre Stimme klang verletzt, als sie rasch dazwischenwarf: „Weshalb gehen Sie auf die Person meines — des Grafen Kottum so liebevoll ein?"

„Weil ich es für notwendig erachte," erwiderte der Rechtsanwalt ruhig. „Sehen Sie, ein derartiger Eingriff, eine solche Probe kann doch auf ein entwicklungsfähiges Gemüt einen sehr verändernden Einfluß ausüben. Und in dieser Hinsicht habe ich denn auch eine recht bemerkenswerte Entdeckung gemacht."

Er wartete einen Augenblick, ob seine Zuhörerin vielleicht eine stärkere Aufmerksamkeit zeigen würde, da sie sich jedoch nicht rührte, pochte er kräftig mit dem Bleistift auf den Tisch und fragte plötzlich scharf und eindringlich: „Hat der Graf früher irgendwelche politische Interessen betätigt?"

„Nein, niemals," antwortete Sonja halblaut und noch immer in ihrer starren Haltung; aber sie schob langsam den Schleier zurück.

„Den Feldzug machte er natürlich mit?"

„Kaum," erklärte Sonja nach einigem Besinnen und zuckte leicht die Achseln. „Der Graf gehörte dem Johanniterorden an. In dieser Eigenschaft führte er mehrfach Krankenzüge aus der Etappe in die Heimat. Später veranlaßten ihn seine technischen Interessen, sich dem Flugwesen widmen zu wollen. Allein es kam nicht mehr dazu!"

„Sonderbar," überlegte der Doktor, indem er sich zurücklehnte und leicht hin und her zu schaukeln begann, „jetzt ist Ihr Gatte tief in politische Heimlichkeiten verstrickt. Und zwar in jener leidenschaftlichen, bitteren und romantischen Weise, die aus uns Deutschen gar so leicht Sektierer und Verschwörer macht."

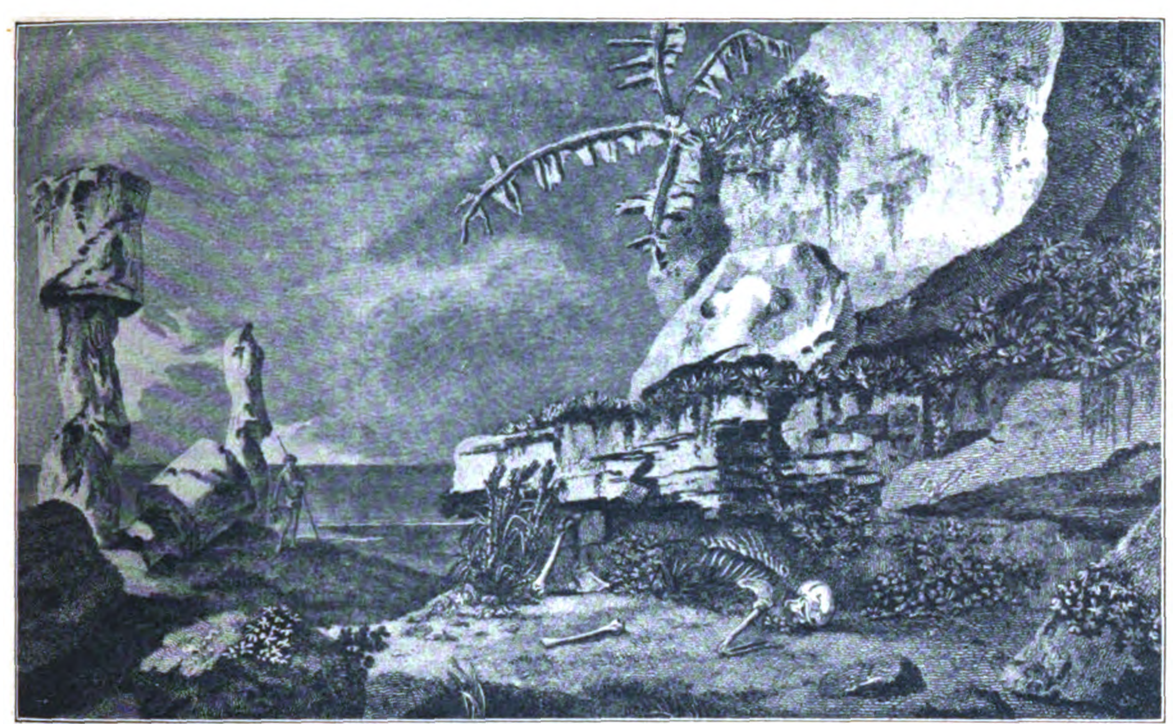
Der Anwalt horchte eine Sekunde auf das kurze Atmen der jungen Frau, dann schloß er ganz kühl und geschäftsmäßig: „Der Graf gehört einem Geheimbunde an... Zufällig ist mir auch der sonst streng verschwiegene Name der Gruppe in die Hände gefallen. Er heißt ‚Eisenzahn'! Die Herren wollen also irgend etwas zermalmen."

Hier erhob sich der Doktor, schritt mit seinem wiegenden, anspruchsvollen Gang einmal durch das lange Zimmer und raffte dann die Gerte an sich, um mit ihr ein paar Fechterhiebe durch die Luft zu ziehen. Die heftige Bewegung schien ihm seine äußerliche Gelassenheit zurückzugeben. „Leider", sprach er darauf hochmütig und ein wenig ironisch weiter, „gedeihen tief unter der Erde unseres unglücklichen Landes, in den Bergwerken oder in der Finsternis der Maschinenkeller sehr ähnliche Bündeleien, an denen der selige Katilina nicht weniger seine Freude haben würde. Auch dürfen sich diese sicher mit gleichem Recht ‚Eisenzahn' taufen, denn sie wollen natürlich ebenso etwas zermalmen. Oberkiefer und Unterkiefer. Wenn die beiden aufeinanderbeißen, wird in der Tat etwas zermalmt. Ganz sicher — ganz sicher."

Mitten auf seinem Wege blieb der große Mensch unvermittelt vor einem der Regale stehen, um flüchtig und doch mit einer gewissen Liebe über die Lederrücken einer Bücherreihe zu streifen. Goethe, Schiller, Shakespeare, Kant, Hegel, Nietzsche. Dazu warf er den Kopf in den Nacken und schien sich selbst zu wecken. „Unsinn," rief er ärgerlich und strich das Haar zurück. „Verdammter Unsinn — ja, ja, Frau Gräfin, Sie haben ganz recht, mich so verwundert anzugucken," denn Sonja war ihm gefolgt und ihre bittenden Augen hoben sich jetzt so dringend zu ihm auf, daß der also Gestellte nicht wußte, wie er diesem stummen, unbequemen Forschen entweichen sollte. „Noch einmal, warum sehen Sie mich so an? Überhaupt, was haben wir beide, Sie und ich, mit solchem Schnickschnack zu schaffen?"

Da stand Sonja so dicht vor ihm, daß er ihren Atem spürte. „Doch," flüsterte sie, von all dem Dunklen verführt und betäubt. „Für mich ist es so überaus wichtig. Ich glaube, ich könnte dadurch erlöst und befreit werden, ich brauchte nur jemand, der den Vorhang fortzöge. Und Sie können es, Sie gehören sicherlich zu den Eingeweihten, durch Ihre Hände, leugnen Sie es nicht, laufen zweifellos viele der geheimsten Fäden, Sie wissen, wo das verborgene Licht brennt!"

(Fortsetzung folgt.)



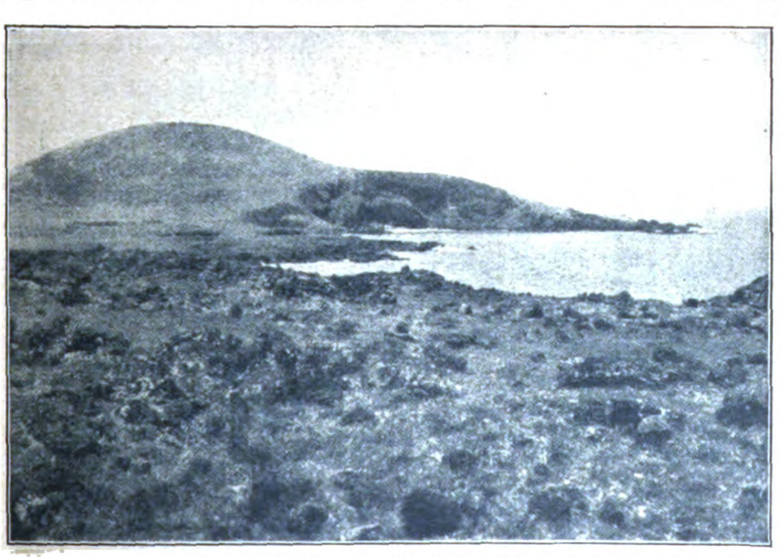
Steinfiguren auf der versunkenen Osterinsel. Diese Figuren aus vulkanischem Gestein, deren man 555 auf der Osterinsel fand, trugen menschliche Gestalt und waren etwa 7—8 Meter hoch. Man vermutete in ihnen Ahnenbilder.

Die versunkene Osterinsel

Von Dr. Hans Damm, Leipzig

Während des verheerenden Erdbebens, das in der ersten Novemberhälfte dieses Jahres die Westküste Südamerikas heimsuchte, ist auch die zu Chile gehörige, von einigen Hundert Polynesiern bewohnte Osterinsel ins Meer versunken. Das Schicksal dieser einsamen und weltverlorenen Insel hat nicht nur in menschlicher, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung ein Echo geweckt, denn sie galt als ein völkerkundliches Forschungsobjekt, und ihre Geheimnisse lockten viele Forscher nach der etwa 3000 km von der chilenischen Küste entfernt gelegenen Insel; sie war etwa 118 qkm groß, war vulkanischen Ursprungs und einige erloschene Krater ragten bis zu 540 m über den Stillen Ozean empor. Die Polynesier, die sie bewohnten, lebten von Ackerbau und Viehzucht. Im Weltkrieg war die einsame Insel viele Monate hindurch der Zufluchtsort der Seeadlerbesatzung, die unter Führung des Kapitäns Kling nach der Strandung ihres Schiffes auf einem gekaperten kleinen französischen Dampfer nach gefahrvoller Fahrt diesen neutralen Boden erreichte und dort ein Robinsonleben führte. Auch die deutsche Künstlerexpedition, die vor mehreren Monaten auf einem kleinen Schiff von Deutschland ausfuhr, hatte die Absicht, die versunkene Insel aufzusuchen.

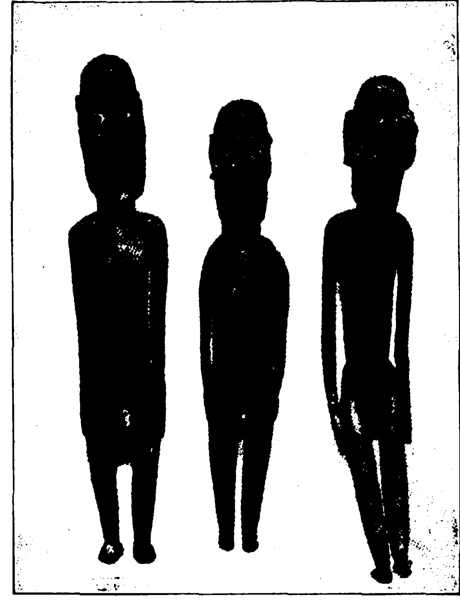
Mit der Westfahrt des Kolumbus, seiner Entdeckung der Neuen Welt und der Auffindung des Schiffahrtsweges nach Indien durch Vasco da Gama stand den Seemächten des 15. Jahrhunderts, Spanien und Portugal, die Welt zu kolonisatorischer Tätigkeit offen. Goldgier, Abenteuerlust und nicht zuletzt wirtschaftspolitische Interessen lockten manche Expedition auf das weite Weltmeer hinaus. Bis zum 16. Jahrhundert standen für das Abendland hauptsächlich zwei Pole im Mittelpunkt des Interesses: einmal die Kulturländer des mittleren Amerikas mit ihren verheißungsvollen Schätzen von gleißendem Metall, zum andern die Gewürzinseln im Indischen Ozean. Besonders waren es die letzteren, die durch ihre ungeheure Bedeutung für das wirtschaftliche Leben Europas ein viel und lange umstrittenes Objekt zwischen den beiden Mächten der Pyrenäenhalbinsel darstellten. Sie waren es ja auch, die vor 400 Jahren den Anstoß zur ersten vollkommenen Umsegelung des Erdballes durch Magalhães gaben. Auch späterhin führten sie noch unzählige Expeditionen in den Indischen und Stillen Ozean und trugen damit ein gut Teil zur Erweiterung der Kenntnis unseres Globus bei.



Die La-Pérouse-Bai der versunkenen Osterinsel.

Mit dieser ersten Weltreise war von neuem ein Hirngespinst aufgetaucht, das schon im Altertum die Gemüter stark bewegt hatte: die Terra australis incognita. Der Feststellung und Auffindung dieses Süd-

kontinentes widmeten wissenschaftliche Expeditionen in der Folgezeit ihre ganze Aufmerksamkeit; vor allen Dingen waren es die Engländer, Franzosen und Holländer. In den sturmdurchpeitschten Gewässern an der nordamerikanischen Küste hatten sie ihre nautische Ausbildung erhalten und traten nun an die Stelle der beiden politisch bedeutungslos gewordenen Kolonialmächte. Auch Deutschland nahm bereits zu damaliger Zeit an der Erforschung der Erde aktiven Anteil. Es konnte zwar infolge seiner politischen Machtlosigkeit keine eigenen Schiffe aussenden, doch trieb mehrfach deutscher Wagemut Seeleute und Gelehrte hinaus, um unter fremder Flagge neue Länder und Völker zu schauen. Sie pflückten die ersten Lorbeeren, die spätere Geschlechter zu einem Ruhmeskranz von ewiger Dauer geflochten haben.



Gestalten von Hausgöttern auf der versunkenen Osterinsel. Die Figuren männlichen und weiblichen Charakters sind aus Holz geschnitzt mit Augen aus Knochen und Stein.

So nahm an der Weltreise des Holländers Jacob Roggeveen, der am 16. Juli 1721 mit drei Schiffen, „Adler", „Tienhoven" und „Afrikanische Galeere", den Hafen von Amsterdam verließ, ein Deutscher, und zwar Mecklenburger von Geburt, mit Namen Carl Friedrich Behrens, teil. Er hatte sich der Westindischen Kompagnie für die geplante große Reise angeboten und wurde von Roggeveen als Oberfeldwebel der Expedition angeschlossen. Behrens verdient als einer der ersten Weltumsegler der Nachwelt erhalten zu bleiben; seine Beobachtungen und Erlebnisse hat er in einem Werk unter dem Titel „Der wohlversuchte Südländer, das ist eine ausführliche Reisebeschreibung um die Welt" niedergelegt.

Die Expedition verfolgte das Ziel, den Südkontinent aufzusuchen. Auf der Fahrt gen Westen, die die Schiffe quer durch den Stillen Ozean über die Samoa-Inseln und an der Nordküste des vormals deutschen Teiles von Neu-Guinea entlang führte, entdeckte man am Ostersonntag, den 6. April 1722, ein kleines Eiland, das der Kapitän zur Erinnerung an den Entdeckungstag „Osterinsel" nannte. Der längere Aufenthalt, den die Flottille hier nahm, gab den Europäern Gelegenheit, die sonderbare Kultur dieser einsam im Weltmeer gelegenen Insel kennenzulernen, die nun dem Erdbeben zum Opfer gefallen und im Meer versunken ist.

Die Eingeborenen waren bereits vor 200 Jahren in ein Stadium der Degeneration eingetreten, ein Vorgang, der durch das Dazwischentreten der Europäer noch beschleunigt wurde. Körperlich und gesundheitlich wurden die Bewohner vor allen Dingen dadurch zugrunde gerichtet, daß peruanische Sklavenhändler in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den größten Teil der Bevölkerung in Guanobergwerke an der Westküste Südamerikas verschleppten, wo sie in Massen dahinstarben. Die zurückgebrachten kümmerlichen Reste brachten Pocken und andere ansteckende Krankheiten mit, die das Volk so stark dezimierten, daß schließlich kein reinblütiger Osterinsulaner mehr zu finden war.

Mit der materiellen wie geistigen Kultur erging es ähnlich. Angesichts des tragischen Schicksals, daß diese stille Insel nahm, erscheint eine kurze Schilderung der Kultur, wie sie vor 200 Jahren war, angebracht.

Die Eingeborenen bedeckten den unbekleideten Körper mit Figuren aller Art. Diese wurden mit einem in Farbe eingetauchten kammartigen Instrument vermittels eines leichten Holzstabes in die Haut eingeschlagen, es handelt sich um die „Tatauierung". Die Ohrläppchen wurden schon frühzeitig in der Jugend durchbohrt und vermöge zusammengerollter, hineingesteckter Blätter schließlich so stark erweitert, daß sie fast bis auf die Schultern herabhingen. Die Frauen suchten ihre Reize durch eine Bemalung mit roter Erdfarbe zu erhöhen und trugen zeitweilig auf dem Körper gefärbte Rindenstoffstücke, Tapa genannt. Den Kopf der Frauen zierte ein spitzer, aus Binsen geflochtener Hut, während die Männer ihre Stirn mit einem Federdiadem schmückten. Häuptlinge und Könige trugen als besonderes Zeichen ihrer Würde einen mit Doppelgesicht geschnitzten Stab und ein halbmondförmiges Brustschild.

Die Hütten waren, wie es in der Südsee üblich ist, aus pflanzlichem Material hergestellt und sollen umgestürzten Booten nicht unähnlich gewesen sein. Daneben traf man auch auf Steinhäuser, deren Innenwände mit Skulpturen und Malereien verziert waren. Die teils naturalistisch, teils idealistisch anmutenden Bilder deuteten auf einen früheren hohen Stand der Kultur hin.

Das wirtschaftliche Leben gründete sich in der Hauptsache auf den Fischfang, dem der Mann mit Angel und Netzen nachging. Daneben wurde nur in beschränktem Maße der Anbau von Bodenfrüchten getrieben. Der ungünstige Boden und das heiße Klima hielten die Erträgnisse nur in bescheidenen Grenzen.

Sehr wenig ist uns über das soziale und geistige Leben bekannt. Was wir jedoch davon erfahren, zeugt von



Schrifttafel von der Osterinsel. Zwischen diesen Schriftzeichen finden sich in abgeschlossener Form wiedergegebene Menschen-, Tier- und Pflanzengestalten, die auf eine Bilderschrift schließen lassen. Diese Schrift steht im Rahmen der Südseekulturen vereinzelt da, und die letzten Bewohner der Insel waren nicht mehr imstande, sie zu entziffern.



Aeltestes Bild eines Mannes von der Osterinsel.

einem Hochstand der Kultur, wie wir ihn unter Naturvölkern nur in wenigen Beispielen antreffen.

Alles religiöse Denken war auf eine Verehrung der Vorfahren, der Ahnen, gerichtet. Dieser Kult hatte grandiose Werke erstehen lassen. Auf cyklopisch erbauten, bis zu 75 Meter langen Steinterrassen — wahrscheinlich Begräbnisplätzen — standen eigentümliche, aus grauem Stein verfertigte Menschenbilder, deren Kopf eine zylinderförmige, aus rotem Tuff hergestellte Haube schmückte. Desgleichen waren bestimmte Partien am Strand mit derartigen „Ahnenfiguren" übersät, die bis über die Hüften im Erdreich und Schutt begraben waren. Das Ausmaß dieser Bilder beträgt durchschnittlich 4—9 Meter an Höhe, ja man hat sogar eine solche von 23 Meter Höhe aufgefunden. Über die Bearbeitung und Aufrichtung dieser ungeheuren Steinmassen wußten die Eingeborenen schon vor 200 Jahren nichts mehr zu sagen. Zweifellos haben diese Arbeiten eine straff organisierte und an Kopfzahl größere Bevölkerung erfordert, als sie Roggeveen und Behrens antrafen. Neben diesen Steinfiguren besaß man auch noch kleinere, eigentümlich aus Holz verfertigte, die ebenfalls Ahnenfiguren darstellten und zu besonderen Zeremonien herumgetragen wurden.



Aeltestes Bild einer Frau von der Osterinsel.

Auch das geistige Leben ging bereits vor 200 Jahren seinem Verfall entgegen. Die reiche Mythen- und Märchenwelt pflanzte sich nicht wie ehedem von Generation zu Generation fort, die Alten hatten ihren Wissensschatz mit ins Grab genommen. So war es auch mit der Schrift, dem höchsten Gut der Insulaner, ergangen. Als Missionare 1864 die ersten „Rockau rongo-rongo" vorfanden, wußten die Eingeborenen weder die Zeichen zu erklären, noch zu schreiben. Diese in der Südsee einzig dastehende Bilderschrift wurde auf hölzerne Tafeln eingegraben, von denen nur wenige noch in Museen eine sichere Stätte gefunden haben. Leider ist es der Wissenschaft noch nicht gelungen, diese „Sprechenden Hölzer" redend zu machen.

Dieser Zerfall der Eingeborenenkultur, wie er uns hier vor Augen getreten ist, spielt sich, seit der weiße Mann seine Schritte unter ihm wesensfremde Völker gelenkt hat, auf dem ganzen Erdball in gleicher Weise ab und ist auch nicht aufzuhalten. Angesichts dieses Hinsterbens von Kulturen und ihrer Träger ist es eine besondere Ehrenpflicht, der Entdecker und Forscher zu gedenken, die bei ihrem Zusammentreffen mit fremden Völkern durch Aufzeichnungen einen Ausschnitt aus der Menschheitsgeschichte der Nachwelt bewahrt haben.

Das Buch * Eine Vision von Joseph Stollreiter

Gott hatte dem Menschen die Welt gegeben als ein Paradies, in dem er lebt und atmet. Kühn trug der Mensch sein Haupt in den ewigen Symphonien der funkelnden Gestirne, seine Füße schritten durch das bunte, in allen Tinten erglühte Gelocke der unvergänglich-jungen Lichtbraut Erde, die ihre hauchzarten, süßen Sehnsüchte in sein Herz steigen ließ.

Die Sonne am Firmament ward das lohende Geschmeide seiner durch ihre Schönheit hinreißenden Frauen, und die Blüten, die aus der Liebesglut aller Blumen und Bäume, aller Sträucher und Halme ekstatisch sproßten, wurden wie inbrünstige Gebete der ganzen, weiten Schöpfung an die herrliche Menschenfrau.

Wie in einer blauen Muschel aus ins Meer getropftem Azur, verborgen, lautlos, strahlend in Einsamkeit, die köstliche Perle schläft, so schlummerte im Menschen die Stille, auf deren grüngoldener Teichflut die schönen und reinen Gedanken sich schaukeln, gleich feierlichen Schwänen.

Und wie der Schöpfer aller Dinge und Wesen seine Gedanken, in ein Stück Himmelblau gehüllt, in die Tiefen der Meere tauchen ließ, damit sie den Sucher, den Finder beglückten, wie er seine Seele goß in das zarte Vogelblut, daß es zu Myriaden wonniger Lieder werde, die seine Erde in den Bäumen, in den Lüften und über den blühenden Auen jauchzend umschlingen, wie er den Duft in die Kelche der Blumen und Blüten gab, damit es ströme und flute, Paradiese vorzaubere — so erfand auch der Mensch eine stille, bescheidene Muschel, darein er seine tiefen Gedanken, seine Einsamkeiten, seine Sehnsüchte, seine Feuersbrünste hüllte, damit sie die Herzen aller entzücken und herrlich entzünden zum Großen, Guten und Schönen — das Buch.

Und wenn du die Menschheit erschöpfend kennenlernen willst, wenn du ihre Tiefen ergründen, ihre Größe erfassen, ihre Zartheiten ahnen und vor ihren titanischen Wildheiten und Ungezügeltheiten bis ins Innerste erschauern willst, mußt du dich versenken in das Buch.

Es ist nicht der Mensch selbst — aber es ist sein kristallisiertes Bild, ist die Essenz seiner Träume und Wünsche, ist sein Strahlenmantel, den seine Besten und Stärksten wirkten, ist der Spiegel seiner Sehnsüchte und Nöte, ist die lohende Fackel, die der Menschengeist hoch hinauf in das unendliche Weltall reckt. Und jeder, der ergriffen, erschüttert, gepackt wird, ist das Buch selbst.

So ist auch das Buch die Muschel, aus der wir auf unserer Pilgerfahrt, wenn wir erschöpft sind, Wunderkraft schlürfen, in einem ewigen Jungborn gesund uns baden, in deren Schale wir aus unserem Erleben und Erträumen das Köstlichste perlen lassen.

Das Buch führt die Menschheit wieder ins Paradies.

Nietzsche als Musiker * Von Karl Heckel

Eine Kostprobe aus einem Abschnitt des Buches „Nietzsche, sein Leben und seine Lehre" von Karl Heckel, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 6342—44. Der Verfasser gibt in diesem Buch einen tiefen Einblick in das Wesen und Schaffen Nietzsches.

Von Nietzsches Klavierspiel, seinem Improvisieren und Phantasieren am Flügel sprechen außer der Schwester Deussen, von Gersdorff, Kretzer, Peter Gast, von Seydlitz u. a. mit Begeisterung. Auch in Tribschen lauschte man gern seinem Spiel und wurde tief ergriffen, als er beim Abschied von dieser „Insel der Seligen" seiner Trauer am Flügel phantasierend Ausdruck verlieh. Nach Gasts Schilderung war sein Anschlag von großer Intensität, ohne doch hart zu sein. Man hätte vielleicht auch bei Nietzsche, wenn es sich um die Wiedergabe von Orchesterwerken handelte, statt von einem Klavierspiel von einem Partiturspiel sprechen dürfen, wenn man bei Peter Gast liest, daß sein sprechendes Spiel polyphon von mannigfaltigster Abstufung war, so daß aus dem Orchesterklang hier das Horn oder Flöten und Geigen, dort Posaunen sich deutlich heraushoben. Seydlitz sagt: „Er spielt mit der äußersten Ausdrucksfähigkeit und einer tiefen Überzeugung, die auf den Hörer unwiderstehlich eindringt."

In seiner Jugendzeit — wollte er doch ursprünglich nicht Philologe, sondern Musiker werden — hat er außer einem Oratorium eine große Anzahl Kompositionen niedergeschrieben, deren romantischer Charakter in dem, was uns erhalten blieb (seine Schwester hat es zum Teil in der Biographie veröffentlicht), zutage tritt. So eine Klavierphantasie „Im Mondschein auf der Pußta", ein schlichtes Lied mit eigenartigen Übergängen zu dem Chamissoschen Gedicht „Das Kind an die erloschene Kerze" und ein 1870 komponierter Männerchor „Ach ich muß nun gehen", dessen Musik, so wenig sie die erstrebte Volkstümlichkeit erreicht, ich doch höher einschätzen möchte, als es im Urteil der Schwester geschieht. Auch eine Opernskizze sowie eine Rhapsodie — beides durch die Ermanarich-Sage angeregt — dürften wohl noch im Nietzsche-Archiv vorhanden sein.

Die Zahl der Kompositionen aus späterer Zeit ist nur klein. Schumann hatte ihn noch in der Bonner Studentenzeit zur Vertonung von Gedichten Chamissos und Petöfis angeregt, aber bald wurde Nietzsches Widerstand gegen die Romantik dieses „süßlichen Sachsen" wach, vielleicht nicht unbeeinflußt durch Richard Wagner, dem Schumanns Musik antipathisch war. Besonders Schumanns Manfredmusik widerstrebte Nietzsche. Er empfand Byrons Dichtung ganz anders und fühlte sich durch seinen Widerspruch gedrängt, selbst eine „Manfred-Meditation" zu komponieren. Als er sie in Tribschen vorspielte, wurde sie offenbar sehr freundlich aufgenommen, aber nicht in entscheidender Weise beurteilt. Nietzsche aber verlangte es nach einem entschiedenen Urteil. Ob Wagner und seine Frau ihn hierfür an Hans von Bülow verwiesen, oder ob er aus eigener Initiative zu diesem Entschluß kam, wissen wir nicht. Er hatte Bülow früher seine „Geburt der Tragödie" geschickt und nicht nur lebhaften Widerhall gefunden, sondern Bülow hatte ihn, wie früher erwähnt, persönlich in Basel aufgesucht und ihm zum Dank Chopins Barkarole vorgespielt. Der Aphorismus 160 im „Wanderer und sein Schatten" verdankt seine Entstehung der Erinnerung an jene Stunde.

An Bülow schickte er nunmehr seine „Manfred-Meditation". Der ritterliche Kämpfer für Wagners Kunst konnte sehr milde und nachsichtig urteilen, wo es galt einen Anfänger aufzumuntern. Ich selbst habe es erfahren, als er eine Jugenddichtung von mir nicht nur sehr freundlich beurteilte, sondern auch an Freunde zur Lektüre weitergab. Aber er konnte auch ungemein scharf urteilen, wo es die von ihm so heilig gehaltene Musik betraf. So schrieb er an einen allgemein gefürchteten Frankfurter Musikreferenten über dessen Musik, daß er sie „hohl, farblos, anspruchsvoll, kalt und äußerst gesucht" finde, und auch Nietzsche gegenüber fühlte er sich zur größten Offenheit verpflichtet. Er bezeichnete die Komposition in einem Briefe an ihren Autor als das Extremste an phantastischer Extravaganz, unerquicklich und antimusikalisch, nannte sie ein musikalisches Fieberprodukt, in dem zwar ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguierter Geist zu spüren sei, das ihn jedoch mehr an ein lendemain eines Bacchanals als an dieses selbst denken mache. Nietzsche erschrak auf das heftigste, denn er war überzeugt gewesen, zum mindesten eine „natürliche Musik" zu schreiben. Seine Tribschener Freunde legten die Meditation nunmehr Liszt vor, dessen Urteil weniger absprechend lautete, aber Nietzsche hielt sich an Bülows Ausspruch und beschloß, das Komponieren aufzugeben. „Sie haben mir sehr geholfen — es ist ein Geständnis, das ich immer noch mit einigem Schmerz mache", schrieb er ihm, und spätere Briefe beweisen, daß beide ritterliche Naturen sich die gegenseitige Hochachtung bewahrten.

Seinem Vorsatz ist Nietzsche, trotz manchem Stoßseufzer — „ich möchte jetzt mehr als je Musiker sein!" — von wenigen Ausnahmen abgesehen, treu geblieben. Außer einer vierhändigen Gelegenheitskomposition „Monodie à deux", die er zur Hochzeit Olga Herzens (Malwida von Meysenbugs Pflegetochter) mit Gabriel Monod schrieb, hat er seinen, leider wenig bekannten „Hymnus an das Leben" komponiert. Wohl sein bedeutendstes Musikprodukt, obwohl es nicht den Melodienreichtum aufweist, den Nietzsche ihm wünschte. Seine Hoffnung, daß durch dieses Chorwerk, dessen Leidenschaft und Ernst einen Hauptaffekt seiner Philosophie, das Verhältnis zur Pein des Lebens wie eine Herausforderung des Schicksals zum Ausdruck bringt, der Weg zur breiteren Öffentlichkeit erschließe, erfüllte sich nicht, obwohl der Hymnus mit Recht als sehr würdig, rein im Satz und wohlklingend anerkannt wurde.

Gedanken und Einfälle

Je reicher wir an Erfahrungen werden, um so ärmer werden wir an Illusionen und Hoffnungen. Wir bezahlen auf dem Markte des Lebens alles zu teuer. W. Popper.

•

Manche Menschen werden im Schlafe häßlicher — da tritt das Irdische ihrer Natur deutlicher hervor.

Manche Menschen sind im Schlafe von überirdischer Schönheit, weil ein Abglanz des Friedevoll-Göttlichen auf ihren Zügen ruht.

•

Die unsichtbaren Dinge sind stärker als die sichtbaren. Max Hayek



Platzregen. Nach einem Scherenschnitt von A. Commichau.

Der Wiener in Wien * Von Carl Marilaun

In den letzten Jahren war es keineswegs die selbstverständlichste Sache der Welt, daß Wien von den Wienern bewohnt sei.

Wir waren eine Fremdenstadt geworden. Im Schatten des Stephansturmes oder vielmehr unter den gleißenden Lampen der Nachtbars wimmelte es von italienischen Kommis, die zu Hause eine Handvoll Lire in einen Leiterwagen österreichischer Kronennoten umgewechselt hatten. Es ging die Sage, daß englische Arbeitslose mit ihrer vom Arbeitsamt ausbezahlten Unterstützung herrlich, vornehm und in Freuden leben konnten. Aber natürlich nicht in London oder Manchester, sondern in Wien, wo es nicht allzu schwer fiel, mit ein paar Pennys in der Tasche vom Hotelportier wie ein geborener englischer Lord gegrüßt zu werden. Kleine rumänische Schnittwarenhändler beherrschten das Wiener Nachtleben. Aber sie taten sich auch bei Tag fleißig um. Sie räumten, was gut und teuer war, in ihre geräumigen Paletottaschen und Rindslederkoffer. Sie gingen mit ihren wattierten Schultern, die Taille wiegend, die blaue Rasur duftend von Kölnischwasser, mit dem Blick des Siegers über die Kärntnerstraße. Und in ihren Augen stand in allen Balkansprachen geschrieben: was kostet die Welt?

Sie kostete nichts, sie kostete nicht viel. Wien war die billigste Stadt der Welt. Infolgedessen hatten wir zwei Jahre einen phänomenalen Fremdenverkehr, ausverkaufte Geschäftshäuser, volle Theater, überfüllte Hotels. Mit einem Wort: es ging uns gut. Es ging uns anscheinend so gut, daß man sich bereits in aller Welt zu erzählen begann: „Wenn Sie zwei Wochen glänzend und vergnügt leben wollen, fahren Sie nach Wien ...“

Der Wiener allerdings — der Einheimische merkte vom Glanz und Vergnügen nicht viel. Er verbarg sich in Häusern, deren Dach ihm auf den Kopf fiel. Er nährte sich in Gemeinschaftsküchen, vom Kraut und Kohl der Märkte und vom Maisgrieß und schwarzen Mehl der überseeischen Wohltäter, deren Liebespakete genau wie das berühmte Wort des seligen Nestroy aussahen: „Schmeißt den Kerl hinaus, er zerreißt mir das Herz!“

Nun ist, fast über Nacht, das Gewühl der gutgekleideten, äußerst zufriedenstellend genährten und ihr Wiener Leben in vollen Zügen genießenden Fremden zerstoben. Die Sage geht, daß sie nach Berlin gezogen sind, daß sie Deutschland überfluten. Unsere österreichische Krone kann nicht mehr ruiniert werden, nun wird man es mit der Mark versuchen. Wien ist ausverkauft, außerdem ist es teuer geworden. Welche Unverschämtheit von den Wienern: das Nachtleben kostet hier schon genau soviel wie in Liverpool, Lyon oder Brindisi!

Eine scheußliche und gefährliche Scheinblüte ist verwelkt. Zufallsverdiener hatten zwei Jahre lang den Gewinn von der merkwürdigsten aller Völkerwanderungen. Und nun ist Wien still und leer geworden. Nun sind die Wiener wieder unter sich. Die falsch glänzende Fassade einer Konjunktur ist zusammengebrochen wie unsere Krone. Das aufgeregt feilschende Gewühl ist dahin. Und was uns bleibt, ist: unwiderruflicher Abbau einer einst groß und glänzend gewesenen, lebensfrohen, reichen und schönen Stadt ...

Beim einzelnen hat dieser Abbau ja längst begonnen, nun wird er aber auch im Gesicht dieser ganzen Stadt immer deutlicher merkbar. Es gibt heute nicht nur draußen in den Armutsbezirken ganze Straßenzüge, die einen merkwürdig elenden, verschlissenen, räudigen Anblick bieten. Das viel und erbittert umstrittene Mieterschutzgesetz ermöglicht dem Wiener, der sich mit seinen auf den ersten Blick phantastisch hoch erscheinenden Löhnen kaum mehr anständig nähren kann, wenigstens noch das

Dach über seinem Haupte zu haben. Der monatliche Mietzins beträgt heute durchschnittlich nicht entfernt so viel, wie ein Laib Brot oder eine Fahrt in der Elektrischen kostet. Der Hausbesitzer, im alten Wien der Inbegriff einer patriarchalischen, auf wirklichen oder hinzugedichteten Geldsäcken thronenden Autorität, hat heute nichts mehr, aber sein Haus. Das Haus trägt nichts, und außerdem sind die Zeiten dahin, in denen es unumschränktes Recht des „Hausherrn“ war, seinen ihm nicht zu Gesicht stehenden Mieter hinauszuwerfen. Die Wiener Hausherren haben jetzt lauter Mieter, die ihnen nicht zu Gesicht stehen, denn der einkassierte Zins reicht nicht für die bescheidenste Instandhaltung ihrer Häuser.

Um Mitleid mit den Hausbesitzern zu empfinden, geht es allerdings jenen, die kein Haus haben, zu miserabel. Andererseits aber verfallen die Wiener Häuser, wenn sie es nicht vorziehen, über Nacht überhaupt glatt einzustürzen. Dies tragische Schicksal des Zugrundegehens ereilt aber nicht nur jene Armuts- und Elendshäuser weit draußen am Ende der Stadt, wo nach einem alten Gassenhauer „die Fenster sind verpickt mit Lehm“. Erst dieser Tage hat man die erbaulichsten Dinge von der berühmten, wunderschönen Wiener Universität gehört. Gesimse fallen dort vom Dach, und knapp vor einer Rektorsinauguration stellte es sich heraus, daß die mit Fresken geschmückte Decke des großen Festsaals Neigung zeige, den unter ihr versammelten Leuchten unserer Wissenschaft und Kultur auf den Kopf zu fallen. Der Saal wurde gesperrt, der Staat hat kein Geld für die Wiederherstellung.

Der Saal wirkt wie ein Symbol. Ringsum verfällt die Schönheit Wiens, seine berühmten Baudenkmäler können nicht gepflegt werden, auch in der Dombauhütte des Stephansdomes weiß man ein Lied davon zu singen. Der Stephansturm hätte Wiederherstellungsarbeiten dringend nötig. Wenn man ein paar Schritte weiter auf den wunderschönen, altersgrauen Josephsplatz in der Burg geht, entsetzt man sich über die Verwahrlosung der prachtvollen Außenseite der von Fischer von Erlach erbauten Hofbibliothek, in der unermeßliche Bücherbestände wegen Raummangels, in dumpfigen Kellern verstaut, vom Schimmel zerfressen werden.

Im Gewühl der Fremdenstadt, die Wien nun einige Jahre gewesen ist, übersah man solche Dinge. Nun, da man sich zu Hause wieder einigermaßen zu Hause fühlen darf, entdeckt man mit schmerzlichem Bedauern, wie traurig es mit unseren vier Wänden bestellt ist. Seit vielen Jahren wird so gut wie überhaupt nicht gebaut. Unzählige Wohnungslose bestürmen die Ämter mit ihren Klagen, Bitten und Drohungen. Und jeder preist sich glücklich, der durch wunderbare Schicksalsfügung noch immer ein schäbiges Dach über dem Haupte hat. Wien hatte auch in jenen Zeiten, in denen es noch als eine der schönsten Städte galt, über schlechte Wohnungsverhältnisse zu klagen. Die moderne Behaglichkeit Berlins wurde hier nie erreicht, man lebte zusammengepfercht in alten und neuen Häusern, und von daher mag es kommen, daß die mitten in den wundervollsten Wäldern liegende Stadt ärger als irgendeine andere von der Tuberkulose — der man den Beinamen der „Wiener Krankheit“ gab — verseucht wurde.

Was beim Häuserbauen versäumt wurde, suchte man vor dem Kriege durch die Anlage möglichst vieler Gärten zu verbessern. Wien ist wohl die gartenreichste Großstadt der Welt. Überall blüht hier im Frühling der Flieder, kilometerlange Straßenzüge sind mit Bäumen bepflanzt, die Gärten der Adeligen und Patrizier wurden dem Volk geöffnet. Prater, Augarten und Schönbrunn sind Wälder inmitten der Stadt. Aber auch diese uns so bitter nötigen Anlagen wurden von der Not der Zeit verwüstet, und es ist ein trauriges Zeichen dieser Zeit, daß man zum Beispiel den großen Park von Schönbrunn heute nur unter Zuhilfenahme aller möglichen und nicht immer einwandfreien Mittel erhalten kann. So mußte man einen seiner schönsten, dem Publikum in der Kaiserzeit allerdings verschlossenen Teile einem Unternehmer in Pacht geben. Der Mann hat dort einen Meiereibetrieb eingerichtet, und wo einst in unzugänglichem Parkdickicht die Kaiserin Elisabeth Efeu und Maiglöckchen pflanzen ließ, musiziert jetzt ein richtiges Jausenorchester. Die steinernen Nymphen, Najaden, Götter und Helden Schönbrunns nehmen sich wunderbar zu den Klängen der neuesten Barlieder aus. Im Schönbrunner Schlößchen der Staatskanzler Altösterreichs richtete man ein Schieberrestaurant ein. Den alten Kammergarten Franz Josephs, der wie die zopfige Dekoration eines verschollenen Märchenballetts aussieht, hat man dem Publikum geöffnet, aber man darf ihn nur gegen vorherige Erlegung eines Eintrittsgeldes betreten. Und der Tiergarten der Kaiserin Maria Theresia, dieses historisch und architektonisch interessante Barocktheater, dessen vierfüßige Schauspieler in kunstvoll geschmiedeten Rokokopavillons untergebracht sind, erhebt heute gleichfalls Eintrittsgeld. Man muß es erheben, um die wenigen Tiere, die den Krieg überlebt haben, überhaupt erhalten zu können.

Und obwohl Schönbrunn an schönen Sommersonntagen heute einige Millionen österreichischer Kronen einträgt, muß auch hier an allen Ecken und Enden gespart werden. Auch hier merkt man Zeichen des Verfalls und einer mit dem besten Willen nicht aufzuhaltenden Verwahrlosung. Gärten können ja allerdings zur Not der Kunst ihrer Gärtner entraten. Blühende Bäume, grünende Rasenflächen bleiben immer schön, und wohl deshalb strömen die Wiener an jedem sonnigen Tage in Scharen durch die breiten Alleen.

Hierher, zu den rauschenden oder schneebeladenen Bäumen, zu den Tieren, die wie die Menschen die Not der Zeit erfahren mußten, zu den verwitterten steinernen Götterbildern, flüchten wir aus der üblen Gegenwart. Hier sind sie an stillen Vormittagen, die alten, grauen Pensionisten mit den Harmonikahosen und dem altmodischen Eisbart des Kaisers Franz Joseph. Hier erzählen sie von den guten, alten Vergangenheiten, von Festen und Freuden, die nichts kosteten, von patriarchalischer Zeit, in der die Freiheit, verhungern zu dürfen, noch nicht ganz so kunstvoll ausgebildet war wie heute. Traumverloren wandeln sie über die von wildem Rasen überwucherten Wege. Aber nicht zur schönen Vergangenheit führt sie ihr Schönbrunner Weg, sondern — Zeichen der Gegenwart — zu riesigen, im kaiserlichsten Schönbrunner Gelb angestrichenen Ateliers einer Kinogesellschaft.

Wo diese seltsamen Bauten mit ihren Glaswänden und Glasdächern sich erheben, standen einst zwischen den ältesten Bäumen Schönbrunns altmodische Vogelvolieren. Die bunten Vögel sind ausgeflogen, Kinoschauspieler probieren hier und sind womöglich noch bunter anzusehen, denn sie tragen die historischen Galauniformen prunkvoller Schönbrunner Kaiserempfänge als Kostüm eines gehirnerweichenden Sensationsdramas. Schönbrunn ist gut genug als Staffage eines Filmschlagers. Und nächstens einmal läßt ein findiger Kinoregisseur die stürzenden Häuser Wiens mitspielen. Als Titel für sein Stück aber wollen wir ihm raten: „Der Wiener in Wien“.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 14. Dezember 1922 by Philipp Reclam jun. in Leipzig.

39. JAHRG. HEFTPREIS 100 M. HEFT № 12/13

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Heilige Nacht. Nach einem Gemälde von H. Nüttgens

Phot. Photogr. Union, München.

Fröhliche Weihnachten!

Aus Handel und Industrie

Schon vor nahezu 40 Jahren war Herr Direktor Brecht der erste Mitarbeiter von Carl Benz, dem Begründer der heutigen Weltfirma Benz & Cie. Er war noch Teilnehmer der Probefahrten, welche mit dem ersten Benzinautomobil der Welt unternommen worden sind. Von diesen bescheidensten Anfängen bis zum heutigen modernen Luxus- und Rennwagen hat Herr Brecht die ganze Entwicklung miterlebt und an dem ungeahnten Aufschwung der deutschen Automobilindustrie in hervorragendem Maße aktiv mitgewirkt. Die nunmehr durch die Technische Hochschule in Karlsruhe ausgesprochene Ernennung zum Ehrendoktor ist demnach eine wohlverdiente.


Dr.-Ing. h. c. Josef Brecht.

Der Sieger im Rhönwettbewerb, Herr Dipl.-Ing. Klemperer, der seinerzeit den ersten motorlosen Flug über 7 km ausführte, baut, wie wir eben hören, in sein Flugzeug einen normalen DKW-Motor (0,82 Steuer-PS und 2,5 Brems-PS) der Zschopauer Motorenwerke J. S. Rasmussen in Zschopau 33 ein und hofft mit Hilfe dieses Motors und eines entsprechenden Propelleraggregates ohne fremde Hilfe starten und landen zu können. Es liegt auf der Hand, daß das günstige Ergebnis dieser Versuche mit dem in Sportkreisen bekannten DKW-Motor ein neues Gebiet für das Flugwesen erschließen wird, dessen Auswertung in technischer und volkswirtschaftlicher Beziehung sich gar nicht überblicken läßt.

Ein Beweis für die Regsamkeit auf dem Gebiete der photographischen Optik und der Kamera-Fabrikation ist der überaus interessante Stand gewesen, mit dem sich die Optische Anstalt C. P. Goerz, Berlin-Friedenau 7, an der Leipziger Ausstellung „Das Lichtbild“ im September d. Js. beteiligt hat. Zum ersten Male ist Gelegenheit geboten worden, einen Einblick über das überaus vielseitige Fabrikationsgebiet der genannten Firma und ihrer Tochtergesellschaften zu gewinnen. Als wohlverdiente Anerkennung ist der Optischen Anstalt C. P. Goerz das Ehrendiplom der Stadt Leipzig anläßlich dieser Veranstaltung verliehen worden. — Drucksachen über ihre verschiedenen Fabrikate versendet die Firma auf Verlangen kostenfrei.

ob sie seine Hilfe duldete oder nicht, da stieß durch die Krümmung des Hohlwegs bereits ein heller Schrei. Über die feuchten Blätter war die Gräfin abwärts geglitten, jetzt lag sie zwischen erweichter Erde auf der Brust, so daß der Unrat des Weges ihre kostbare Kleidung verdarb.

Mit einem leisen, widerwilligen Brummen sprang der Doktor zu der Niedergestreckten, und während er über sie hinweg beide Beine gegen die Wallung des Weges stemmte, beugte sich die riesige Gestalt herab, um die zierliche Puppe nach einem kräftigen Zupacken in die Höhe zu heben. Etwas knabenhaft Geschmeidiges wand sich zwischen seinen derben Fäusten, dann sprang es rasch auf die Füße und vertrieb dem Helfer durch ein heftiges Abwinken alle weiteren Absichten auf Rittertum und Unterstützung. Selbst als der Ungeschickte sich bückte, um ihr Gewand von der anhaftenden Blätterspreu zu reinigen, schob die Verlegene die schon ausgestreckte Hand ihres Gefährten nicht ohne eine gewisse Befangenheit zurück: „Lassen Sie nur," wehrte sie sich, „ich war darauf vorbereitet." Sie blickte sehnsüchtig nach der Höhe, von wo durch den müde heranwandelnden Qualm Millionen stechender Regennadeln herabspießten. „Wären wir nur erst unter einem Dach," stotterte sie. „Das wünschte ich auch," sagte ihr Begleiter. Damit legte er ihr schweigend den Mantel um die Schultern, und achtlos gegen ihre nochmalige Weigerung ergriff er jetzt die Hand der Ermüdeten, um sie energisch hinter sich herzuziehen. Fröstelnd ruhten ihre Finger zwischen den seinen, und immer, wenn es eine kräftigere Anspannung galt, dann zuckten die kalten Glieder in seiner Faust, als ob sie sich der Umklammerung zu entwinden strebten. Aber er hielt fest. Schritt vor Schritt tappten sie aufwärts, mit vorgeneigten Leibern, denn die nassen Pfeile flitzten ihnen jetzt in schrägem Anprall gegen Stirn und Augen. Allmählich glättete sich der Hohlweg, ein paar fußhoch mit mürbem Laubwerk bestreute Pfade kreuzten ihre sich jetzt verbreiternde Bahn, und plötzlich sauste etwas schattenhaft und unwirklich quer über das Gehölz. Ein paar Rehe — das Reisig knackte leicht unter ihrem Flug. „Nicht schießen," bettelte die Gräfin mit einemmal flehentlich.

„Ausgeschlossen," beruhigte der Doktor die aufgeregte Frau. „Wäre außerdem verboten. Die Hochwildjagd gehört hier oben Ihrem Gatten."

Da fühlte er, wie ihm Sonjas Hand heftig entzogen wurde. Im gleichen Augenblick aber waren sie auf dem Plateau angelangt, noch ein kurzer Lauf, und Sonja vernahm, wie ein Schlüssel geräuschvoll hin und her gedreht wurde. Durch den schwarzen Glast bohrte sich der trübe Kreis einer Taschenlaterne.

„Treten Sie näher, Frau Gräfin," lud die tiefe Stimme des Anwalts ein, und durch all die Unbehaglichkeit drang erlösend sein burschikoses Lachen: „Wir befinden uns in dem Palast der Geheimnisse!"

☆

Drinnen in der Blockhütte herrschte eine geradezu körperliche Finsternis. Die lang eingesperrte Luft hatte die Fähigkeit verloren zu erquicken, dafür war sie vollgesogen von Moderduft und Trockenheit. Mit einem Fußtritt stieß der Herr des Holzhauses die vor dem niederprasselnden Regen geschlossene Tür von neuem auf und ging jetzt daran, trotz des Unwetters auch die Fenster zu öffnen, nachdem er die schweren Eichenladen zurückgeschlagen.

„Gemütlich machen!" nannte er das. Von der zugigen Schwelle aus, auf der sie noch immer verharrte, merkte Sonja, wie ihr Wirt in eine Ecke schritt, wo sich vermutlich ein offener Herd befinden mochte, da er dort unter allerlei Kesseln und Töpfen herumhantierte, bis endlich das winzige blaue Zünglein eines Streichholzes emporleckte. Triumphierend trug Otto Gerber nun seine Fackel bis in die Mitte des Raumes, wo im Kreis des ungewissen Lichtes ein derber, roh gescheuerter Tisch auftauchte. Hier klirrte der Besitzer noch umständlich mit irgend etwas Gläsernem, allein plötzlich zuckte auch von dort ein gelber Rundkreis auf, und eine kleine weiße Petroleumlampe enthüllte nun die ganze Kümmerlichkeit dieser Zufluchtsstätte.

Mit großen, enttäuschten Augen entdeckte die Gräfin, die noch immer an der Schwelle wartete, daß der Palast der Geheimnisse nichts weiter barg als ein schmales, eisernes Feldbett sowie dicht davor den Fichtentisch. Ein einziger Stuhl, in der Ecke ein Regal für ein paar Gewehre und hinten der Herd unter einem Rauchfang, sie vervollständigten die Ausstattung dieser von spartanischer Genügsamkeit zeugenden Villa.

„Na, was sagen Sie, Frau Gräfin?" fragte der Hausherr, indem er hoch hinter dem Tisch aufragend jetzt seine durchnäßte Mütze auf die Platte warf. „Ist es nicht hübsch?"

„Sehr hübsch," bestätigte sein Gast bedrückt und konnte seine Aufmerksamkeit nicht von dem braunen, runden Balkenwerk der Wände trennen, weil diese unter ihrem dunklen Ölanstrich ganz besonders den Eindruck einer barbarischen Roheit vermittelten. „Sehr hübsch," wiederholte Sonja kleinlaut, „nur möchte ich mir die Frage gestatten, ob nicht schon genug gelüftet ist?"

„Schon?" fragte der ahnungslose Wirt, der seine Pflichten recht ausgiebig zu erfüllen trachtete, „aber, wenn Sie frieren, gewiß."

Bereitwillig schritt er zu Tür und Fenstern, um sie zu schließen, und alsbald wandelte sich das Trommeln des Regens in ein sanftes Rauschen. Nur auf das Bohlendach hämmerte es mit unverminderter Geschäftigkeit, was in Gemeinschaft mit der draußen aus dem Waldboden aufwachsenden Nebelwand die Täuschung eines nächtlichen Traumes nur vervollständigte. Ein beißender, schwarzer Qualm drückte schwer durch den Rauchfang.

„Was nun?" erkundigte sich der Doktor, der inzwischen für seinen Gast den einzigen Stuhl vor den Kamin geschoben hatte, obwohl auch von dort eine leise Zugluft strömte.

„Ach, lieber Freund," meinte die Sitzende nach einer Pause, während deren sie sich redlich Mühe gegeben hatte, das anhaltende Beben ihrer Glieder zu verheimlichen, und sie schlug jetzt ihre sprechenden schwarzen Augen bittend zu dem Gefährten auf, „ich denke, wenn Sie jetzt ein paar Scheite auf dem schönen Kamin entzünden könnten. Holzklötze sind ja, wie ich sehe, hier in der Ecke aufgestapelt."

„Aber natürlich," sagte der Hausherr und sprang folgsam hinzu, da er sich freute, von neuem seine wirtschaftlichen Künste zu zeigen. Und ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, mit welcher Selbstverständlichkeit die Aristokratin seine Dienstbeflissenheit in Anspruch nahm, rumorte er unter dem Stapelholz herum und warf die Klötze polternd auf die Herdplatte.

Bedachtsam zog er die Klappe am Rauchfang, und alsbald pufften und knisterten zwischen den Blöcken die gefräßigen Lichtspitzen. Ein lebhaftes Knallen und Schießen wurde laut, und an den braunen Holzwänden huschte und lief die Jagd von Helligkeit und Schatten.

„Also?“ fragte nach einer Weile Otto Gerber im Rücken der Gräfin, da er sich auf die Tischecke gesetzt hatte, von wo er vergnüglich die langen Beine schlenkern ließ. „Wie befinden sich Frau Gräfin jetzt?“

„Besser,“ antwortete Sonja, indem sie sich immer näher an die Flammen schmiegte und die schmalen, weißen Hände jetzt von der wärmenden Glut umspülen ließ. „Oder eigentlich, ganz behaglich. Sie Wildtöter wissen natürlich nicht, wie wonnig es ist, wenn die Erstarrung schwindet, und ein schwaches Geschöpf das erste lebendige Kräuseln auf der erwachenden Haut empfindet. Oh, das ist wirklich ein göttlicher Genuß.“

Im Gefühl des prickelnden Blutstroms streifte die junge Frau ganz gemächlich, fast unmerklich den steifen Mantel ab, dann hob sie die Hände über ihrem Haupt und dehnte und reckte sich nach hinten, daß der Stuhl ins Schaukeln geriet, und der glänzende Seidenstoff über ihrer Brust sich straffte und rundete.

Bedenklich verfolgte Otto Gerber die ungehemmten Bewegungen seines Gastes, und eine ferne Unsicherheit regte sich in ihm, als ihm klar wurde, daß ganz unvermerkt die schüchterne Zurückhaltung der Aristokratin sich veränderte, und wie hier inmitten des Abenteuers und losgelöst von allem Gewohnten die strengen Regeln ihres Zirkels sich zu einer natürlichen Freiheit weiteten. Merkwürdig, diese Wahrnehmung flößte dem starken, selbstsicheren Menschen anstatt Zustimmung eine undeutliche Besorgnis ein, so daß er von seinem Tisch herabglitt, um, die Hände auf den Rücken gebettet, weiten Schrittes in der Engnis herumzuwandern. Angestrengt überlegte er, was etwa noch für die würdige Aufnahme einer verwöhnten Dame zu tun sei, und es erregte ihm einiges Kopfschütteln, als, nach längerem Lauschen auf das Hämmern des Regens, sein Blick auf dem nur mäßig gefüllten Bassin der kleinen Lampe haften blieb.

Das auch noch, dachte er, und eine sonderbare Verlegenheit tanzte höhnisch vor ihm auf und ab. Kaum noch zwei Stunden, und wir sitzen im Dunkeln. Unruhiger streifte er an dem kahlen, nur mit einer Wolldecke überworfenen Bett vorüber, und in seiner Bedrängnis warf der Beduine mit einem Ruck sein fliegendes Haar zurück. Hätt' ich mich nur auf die Verrücktheit einer müßigen Frau nicht eingelassen.

Mürrisch stellte er sich vor das Fenster, starrte in das unbewegliche Dämmern und trommelte vor Ungeduld an die Scheiben. Zum Schluß vergaß er sich so weit, daß er sogar zu pfeifen anhob.

Mit einem feinen, erkennenden Lächeln hatte Sonja die unbeherrschten Anstalten ihres Gefährten verfolgt, die Röte der Flammen malten sich auf ihren sonst so bleichen Wangen, und in ihrem Licht konnte man förmlich das Spielen neuer Pläne und Wünsche über die schwarzumrahmte Frauenstirn huschen sehen. Eine Weile gab sie sich völlig diesem eigenartigen, versenkten Lächeln hin, endlich jedoch pustete sie in die glimmenden Holzklötze, so daß es blitzend aufstiebte, wandte sich nach dem verstockten Manne und fragte recht sacht und bittend: „Wie spät haben wir's?“

„Drei Uhr,“ entgegnete der Verstimmte karg, indem er die Uhr zog, aber er lauschte doch auf den Wohlklang der Stimme, die so wohltätig das einförmige Rauschen unterbrach.

„Hm,“ räusperte sich die Gräfin, und da sie sich wieder schaukelte, so traf den Doktor nur ab und zu einer jener verschwebenden, halb mitleidigen und halb listigen Blicke.

Das ärgerte den Ungewandten.

„Ja,“ sagte er nun rund heraus. „Drei Uhr. Um diese Zeit hat man im Schloß gewiß längst den Gong gepaukt. Im Mahagonisaal wird gespeist. Wer weiß, welch erstrebenswerte Seltenheiten Se. Durchlaucht in dieser Zeit der Not für seinen großherzoglichen Gast, Königliche Hoheit, auftragen läßt? Und Ihr Stuhl steht leer,“ schmollte er. „Man könnte rasend werden, wenn man daran denkt.“

„An mein Fernbleiben? Oder an die sieben köstlichen Gänge?“ fragte Sonja ruhig.

Von ihrem gefälligen Spott getroffen, verharrte der Doktor einen Moment, als wenn er sich zu einer Antwort rüstete, dann aber schüttelte er sich, denn er verachtete ja ein derartiges Geplänkel, und setzte seine Wanderung aufrecht und geräuschvoll fort. Merkwürdig, die da drüben auf dem Stuhl schien derweil einen immer größeren Genuß an dem Wiegen und Schaukeln zu empfinden, achtlos schlug sie die Beine übereinander und ließ den rechten Arm schlaff über die Lehne herabhängen. Im Grunde gab es gar kein übles Bild, diese wogende, schwarze Welle vor dem Kamin, und ärgerlich ertappte sich Otto Gerber darüber, wie er sich von Zeit zu Zeit zwingen mußte, damit er nicht allzuviel von der zierlichen Augenweide erhasche.

Lächerlich, verwies er sich selbst, da braucht bloß solch ein gehirnleeres Geschöpf ein bißchen üppiges Gliederspiel zu tragieren, eine einzige Linie darf nur lockerer und gelöster schweben als bisher, und sofort meldet der Verstand Konkurs an. I, bewahre, so dumm, nee!

Patzig und voller Widerspruch schien er sich förmlich Mühe zu geben, damit seine Sohlen nur ja ein recht mißtöniges Geräusch hervorbrächten.

Gleitenden Auges verfolgte die Schaukelnde eine ganze Weile ihren Gefährten, dann aber pochte sie im Schweben mit der Stiefelspitze an eine niedrige Holzkiste und sagte endlich in ihrer müden, gleichgültigen Hinterhältigkeit, die sie erst hier oben unerwartet erworben hatte, zu dem Riesen hinüber: „Streng genommen brauchten wir eigentlich nicht zu hungern.“

„Wieso?“ stockte der Doktor und hielt inne.

„Sehr einfach,“ fiel es von den vollen roten Lippen, „wenn Sie nicht mit allerlei Weltbewegendem beschäftigt wären, dann müßten Sie eigentlich wissen, daß hier unter dem Deckel eine mächtige Tafel Kochschokolade liegt.“

„Wahrhaftig, ja! Donnerwetter, das ist eine Idee,“ staunte der Hausherr und riß den Mund auf. „Wasser haben wir — draußen läuft so eine Art Quell, Feuer haben wir gleichfalls. Sie brauchten sich bloß herabzulassen und das Zeug ein bißchen klein zu reiben —“

„Ich nicht,“ weigerte sich die Fürstentochter, während sie ihr sanftes Schwingen kaum unterbrach. „Was denken Sie? Ich mache mir die Hände nicht schmutzig. Dazu sind Sie da. Wofür wäre ich sonst Ihr Gast?“

Damit streckte sie abermals den schlanken Fuß, und die Spitze des Lackschuhs hob gewandt den Deckel der Kiste.

Wieder mußte der Zuschauer einräumen, daß all dies Weben und Schweben eine ungewöhnliche künstlerische Feinheit offenbare, und in letzter Entrüstung gegen seine Erkenntnis senkte der Beduine beide Hände in die Seitentaschen des Jacketts, überzeugt davon, daß er sich auf jene Weise genügend gegen unerwünschte Dienstbarkeit gesichert habe. Dann wippte er planlos auf den Zehen hin und her und stieß zum Schluß einen gellen Pfiff aus.

Unterdessen hatte sich Sonja, unberührt von seiner Rebellion über die Truhe gebeugt, jetzt meldete sie freundlich, freilich ohne auch nur einen Finger zu krümmen: „Sie haben wirklich Glück. Ein Reibeisen liegt gleichfalls bereit. Also, schnell ans Werk.“



Es ist ein' Ros' **entsprungen.** Mit Genehmigung des Verlags Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf aus der Mappe „Deutsches Lied", Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Der Künstler, dessen feine und durchseelte Kunst oftmals unsere Hefte schmückte, ist im Sommer dieses Jahres allzufrüh gestorben. Eine Probe seines reifen Könnens findet sich auch an anderer Stelle dieses Heftes.

Da war die Zauberei, die unerklärliche, bekämpfte und doch niemals zu vermeidende Umwandlung dennoch geschehen. Weshalb sich der Doktor dem müden, lässigen Verlangen der Aristokratin wortlos fügte, das hat er später niemals begriffen. Im Augenblick jedoch meinte er sich vielleicht mit seinem aufrichtigen Hunger entschuldigen zu können, und wie er verpflichtet wäre, seinem Gast ein ähnliches Unbehagen zu ersparen. Jedenfalls lag der Anwalt eine kleine Weile später, unbeschadet seiner feinen Tuchkleider vor der Kiste, und während er mit halben Lauten vor sich hin räsonierte, rieb er aus Leibeskräften die Schokolade über das Reibeisen. Den vollen Mund ein wenig verzogen und das Kinn leicht auf die Fingerspitze gestützt, beobachtete die Gräfin aufmerksam die ihm aufgedrungene Tätigkeit, bis sie endlich die Füße an sich zog, um dem Fleißigen anerkennend auf die Schulter zu tippen: „Ich hätte nie geglaubt, daß Sie so häuslich sein könnten," sagte sie nachdenklich.

Da färbte sich das braune Gesicht des Beduinen noch dunkler, und in offenem Zorn stürzte er aus der Hütte, um freilich bald darauf mit einem kleinen Eimer voll Wasser zurückzukehren. Was hätten ihm auch Widerstand und Auflehnung genützt? Gegen die absolute Unmöglichkeit, die junge Aristokratin zu einer Handreichung zu veranlassen, die sie wahrscheinlich für verächtlich hielt, dieser Erkenntnis gegenüber mußte sich der Sasse, der Beduine, der fremde Einwanderer schließlich doch dazu bequemen, der eingesessenen Burgherrin all jene Dienste zu leisten, auf die ihr Geschlecht seit Jahrhunderten ein mildes Anrecht zu besitzen glaubte.

Selbst dieser durch überflüssiges Grübeln entartete Sproß mag sich nicht die Hände beschmutzen! dachte der Doktor verweisend.

So saßen sie denn nach gelungenem Werk einträchtig und in äußerlich wiederhergestelltem Frieden beieinander und schlürften erst prüfend, dann jedoch wohlig und begeistert den heißen, duftenden, schwerflüssigen Trank. Bei dem Hausherrn geschah dies aus einem zersprungenen Wasserglase, während er auf der Wolldecke des Bettes Platz genommen. Die Gräfin jedoch nippte auf ihrem Stuhl standesgemäß an einer wirklichen Porzellantasse, die sie zierlich und mit gespreiztem Finger am Henkel gefaßt hielt, da — es ließ sich nicht leugnen — das Unterschälchen leider fehlte. Die Holzklötze des Ofens waren zusammengesunken und schickten nur noch eine verendende Glut aus, und die weiße Lampe auf dem Tisch verfiel allmählich in ein leises, feines Summen. Sie sang ihr Sterbelied. Auf dem Dache aber ging es tick — tack — tick — tack, als hätten Wind, Qualm und Regen zur Messung ihrer Trübsal ein eigenes Uhrwerk erfunden.

Nach langem Verstummen regte sich Sonja endlich. Sie ruhte auf dem rückwärts gesenkten Stuhl hintenüber gelehnt und hatte die Hände hinter dem Haupte verschränkt. Jetzt sprach sie über ihre Schulter hinüber, sanft und demütig, wie sich die Verlassene bisher noch immer an ihren Beistand zu wenden pflegte: „Ach, bitte, bemühen Sie sich doch einmal zu mir!"

„Warum?" fragte der Doktor unsicher, aus weiten Gedanken aufgeschreckt.

„Weil ich bitte," entgegnete die Gräfin einfach.

Das war nun wieder einer jener niederträchtigen Gründe der guten, nein, der allerhöchsten Gesellschaft, gegen die es ein Versagen einfach nicht gab. Brummig streckte sich Otto Gerber zu seiner vollen Höhe, und als er nun vor die junge Frau hintrat, da sah er es verblüfft mit an, wie sie ihm in aller Selbstverständlichkeit die Uhr aus der Tasche zog. Es war ein Repetierwerk, und sie ließ es ergötzt und neugierig vor ihrem Ohr klingeln.

„Horch," stellte sie zum Schluß mit einem beifälligen Kinderlächeln fest. „Vier Uhr!"

„Es ist zum Verzweifeln," fluchte der Doktor, nachdem er stumm auf das unverminderte Strömen und Platschen gelauscht hatte, um jetzt wieder seine ruhelose Wanderung aufzunehmen. Dabei geriet in das scharfe Gesicht des Riesen ein wilder, zu verzweifelten Unternehmungen bereiter Zug, und wie er sich jetzt wieder auf das Bettgestell fallen ließ, schütterte das ganze Zimmer.

Abermals nistete in allen Ecken das Schweigen, nur zuweilen aufgejagt durch ein heftiges Scharren, das der Doktor mit seinen Stiefelsohlen vollführte.

In einem solchen Augenblick hielt Sonja in ihrem Schweben und Gleiten inne, und während sie noch immer von ihrem Gefährten abgewandt fast unbeweglich in ihrem Stuhl ruhte, sagte sie plötzlich sehr ernsthaft und mit einer seltsam verhaltenen Stimme: „Wissen Sie auch, daß wir zum erstenmal allein und ungestört sind?"

Der Doktor horchte auf, er hoffte sich getäuscht zu haben, denn dieses Versteckspielen, dieses Ballwerfen von halben Andeutungen — das bevorzugte Vergnügen einer müßigen und abgelebten Gesellschaft, wie er es nannte —, es mißfiel seiner offenen Natur aufs Gründlichste. Deshalb machte er auch nur eine wegwerfende Handbewegung, bevor er die verfängliche Frage seines Gastes leichthin beantwortete: „Wirklich — Sie haben eine nette Bescherung angerichtet!"

Doch die junge Frau scherzte nicht mehr. Sachte kehrte sie ihren Leib dem Sitzenden zu, bettete beide Arme auf die Stuhllehne und ließ ihr Kinn in dieses weiche Polster sinken. In ihren blauschwarzen Augen, die sie jetzt drängend auf ihren Gefährten richtete, stand wieder jene seltsam flehentliche Frage.

„Oh," sagte sie überaus sanft und weich, als wäre sie sich im voraus bewußt, daß sie sich jetzt weiter vorwage, als ihr angeblicher Freund es ihr sonst gestatte. „Das finde ich gar nicht. Können Sie sich nicht vorstellen, lieber Freund, daß ich die ganze Seefahrt nur herbeiführte, um dieses Alleinsein mit Ihnen zu ermöglichen?"

Ungemütlich rückte Otto Gerber auf seiner Wolldecke hin und her. Er sandte einen Blick zu der sich vermindernden Flamme des Lämpchens hinüber, er verschränkte zwischen seinen Knien gewaltsam die langen Finger, bis er endlich kurz hervorstieß: „Ja aber, Frau Gräfin, zu welchem Zweck?"

„Oh," bat sie leise und bescheiden, „weil Sie mir hier nicht entweichen können." Dann aber schöpfte sie vertrauensvoll Mut, und fortan entglitten ihr die Worte wohlgesetzt und überlegt, als wären sie von dem jungen Geschöpf schon lange für diese einzige Gelegenheit gesammelt worden: „Hier hört uns niemand. Sie wissen — wer besser als Sie? — wie ich aus dem Gleichgewicht gebracht worden bin. Es ist ja nicht meine Lage allein, meine zweifelhafte Stellung in der Welt, es ist weit mehr diese Umwelt selbst, die mich wie ein fabelhaftes Ungetüm anglotzt, weil ich nicht weiß, ob es mich fressen oder mich auf seinem Rücken aus dem rollenden Unwetter heraustragen möchte? Bedenken Sie doch auch, wie es um mich und meinesgleichen bestellt ist. Nichts gelernt. und dazu doch das brennende Verlangen nach Aufklärung und Verständnis. Erschüttert und losgerissen aus dem Boden, in dem ich wurzeln sollte, und dabei bebt dieser Boden in weitem Umkreis, indes Throne stürzen, Völker verschwinden und alte Lehren im offenen Höllenrachen verlodern. Wenn ich Ihnen nur begreiflich machen könnte, was es heißt, einem Kreise anzugehören, der für die Sprache des Donners keine Deutung besitzt und nun zitternd ins Leere starrt. Und starrt und starrt. Oh, liebster Freund, bitte, bitte, jetzt nicht lächeln. Haben Sie je davon gehört, daß es eine Lebensangst gibt? Ich habe Lebensangst, eine furchtbare, schneidende Lebensangst, weil ich überzeugt bin, daß gerade wir eine uralte Schuld abzubüßen haben!"

So ernst und wahrhaftig klang dies Bekenntnis — und in jenem Moment war es auch ernst und wahrhaft gemeint, daß der Mann, an den es sich voll bitterer Bedrängnis richtete, den kindlichen Notruf gar nicht überhören konnte. Betroffen, aufmerksam, spähend hob der Beduine sein dunkles Haupt und indem er, selbst angesteckt von ihrer Erregung, die flatternden Haarsträhnen ein paarmal energisch zurückwarf, da nahm er wahr, wie über den schwarzschillernden Eidechsenleib des jungen Weibes ein banges Zittern glitt. Sonst hätte ihn vielleicht die völlig naive Auffassung der nach seiner Ansicht gar nicht Hilfsbedürftigen zu einem überheblichen Lachen gereizt, in jener Stunde aber der engen Gebundenheit, und weil es sein Schicksal so wollte, da vermochte es der Kühle und Besonnene trotz aller Anstrengung nicht, sich dem gläubigen Bitten der sanften Frauenaugen zu entziehen. „Ja, Frau Gräfin," sagte er nicht ganz so ergriffen, als er es tatsächlich war, „auf welche Weise meinen Sie denn. könnte ich Ihnen die verlorene Ruhe wiedergeben? Dies alles, verzeihen Sie, wird ja bedingt durch eine sichere Weltanschauung!"

„Davon verstehe ich nichts," sagte Sonja einfach. „Ich habe nur immerfort das Gefühl, daß ich jeden Augenblick in eine Tiefe stürzen könnte. Ja, wenn mein Bruder Joachim-Wendelin noch lebte," flüsterte sie schaudernd und schloß die Augen, „dann würde dieser mich stützen. Denn trotz seiner inhaltsleeren Zerstreuungen, wie sie damals üblich waren. dachte er doch über manches recht eindringlich nach. So aber —" sie bäumte sich plötzlich auf, und ihre Wangen dämmerten in einer auffallenden Blässe, „muß ich wissen, warum Sie, gerade Sie, so sicher stehen? Es muß, ja es muß eine geistige Zuflucht geben —" beharrte sie — „und von dieser dürfen Sie mich nicht ausschließen."

Da meldete es sich wieder, jenes hartnäckige Rütteln an der verschlossenen Tür, allein diesmal sperrte der Mann, den die Erregte für den Pförtner hielt, ihr nicht mehr länger abweisend den Weg. Müder, williger als bisher, trat er von der Drängenden zurück und ließ sie ein.

Sonja hörte, wie der Anwalt die Hände zwischen seinen Knien zusammenschlug, dann murmelte er etwas Unverständliches, bis er endlich, während sich sein Kopf zwischen den hängenden Schultern einsenkte, mehr gezwungen als freiwillig hervorbrachte: „Aber, liebe kleine Frau, wozu wollen Sie an meiner Verschrobenheit teilnehmen? Erwarten Sie um Gottes willen keine Hexerei von mir. Wo sollte ich für unsre zahlentolle Zeit auch das Wunderrezept hernehmen? Sehen Sie, das meinige, lediglich für mein verdrehtes Hirn erklügelte, besteht einfach

darin, daß ich weder von wütenden Parteien, noch von Diplomaten, Gesetzfabrikanten, Finanzjongleuren oder gar von Menschenschlächtern das Heil erhoffe. Aber auch von Völkern nicht, von der Masse nicht und besonders nicht von beglückenden Systemen." Er scharrte verstockt mit den Füßen und schien abermals mit sich zu kämpfen. Aber seit das Eigenste aus dem widerwilligen Menschen herausbrodelte, hatte die Fürstentochter die Hände unter ihrem Kinn gefaltet, jetzt hauchte sie atemlos, als fürchte sie, der Geizige könnte etwa wieder sein Eigentum vor ihr verstecken: „Sondern?"

Jetzt lachte Otto Gerber beinahe gekränkt und schlug sich vor die Stirn. „Sondern — Sie werden gleich sehen, daß meine Privattollheit nicht im geringsten für Sie taugt — mir nebelt nämlich manchmal in silbernen Feiertagsahnungen etwas davon vor, daß nur der einzelne Mensch die wahre Gemeinschaft verkörpere. Der einzelne ganz für sich. In den unerschöpflichen Wundern seiner unbekannten, unerklärlichen und nie zu ermessenden Tiefe und Fülle löst er vielleicht das Rätsel der Welt, hier versteht er womöglich die Sprache seines Gottes und findet am Ende eine Deutung für den Sinn seines eigenen Daseins. Und deshalb, je mehr sich der einzelne klärt, reinigt und heiligt, ein desto schönerer Schein wird von ihm auf die Erde fallen und von dort wieder auf ihn zurückstrahlen. Darum ist auch der Staat, die Volkheit und ihre Glücksumstände zwar eine sehr gewaltige, sehr wichtige, sehr beseligende Angelegenheit, aber die größere Einheit wohnt im Kosmos des Einsamen."

Noch hatte er sich dies alles nicht völlig abgerungen, da richtete er sich auf, blickte sich starr um und brach darauf in ein schallendes Gelächter aus: „Na, was sagen Sie dazu?" tobte die starke Stimme. „Verstehen Sie von dem Gallimathias auch nur ein einziges Wort? Ich wenigstens halte es manchmal für kompletten Unsinn, ausgeheckt von einem, dem Gesetzestafeln, Wüstenvisionen, Geisttaufen und derartige Ergötzungen im Blut stecken. Sehen Sie, und deshalb reite ich und jage, schwimme, segle mit überspannten kleinen Frauen durch den Nebel, ja ich knalle sogar gelegentlich wehrlose Enten ab, nur aus Scham über all das verdammte, fruchtlose Gedankenblech. Na also, warum lächeln Sie jetzt nicht? Sie verstehen es doch so fein und hinterhältig? Oder wollen wir nicht lieber unsere Schokolade suppen?"

Indessen das junge Weib, dem dieser spöttische Groll galt, erfaßte wohl kaum die leise Mißachtung, die sich in den letzten Worten verriet. Wie aus einem nebelerfüllten Traum, in dem bisher nie erschaute Geschöpfe ihr fremdes, sinnverwirrendes Spiel trieben, so erhob sich Sonja schwerfällig von ihrem Sitz, und nachdem sie sich Luft schöpfend gestreckt hatte, führte sie die Rückenflächen der Hände vor die Augen, und ein kurzes, banges Stöhnen entwich ihr. Jedoch gleich darauf ballte sie die Fäuste, und eine helle Verzweiflung wilderte in ihren weit geöffneten Augen. Mit ihrem gekrümmten Rücken ähnelte sie einem gehetzten Tier, das den eingeengten Kreis durchbrechen oder sich entschlossen zum letzten Kampfe stellen will. Wie konnte der sie lautlos verfolgende Riese auch verstehen, daß er jetzt seine Schutzbefohlene vollkommen um jeden Halt gebracht habe? Die schwere Gedankenkette, mit der der Mann gewohnheitsgemäß spielte, sie drückte die nur mit lockeren Bürden tändelnde Frau widerstandslos zu Boden. Eine unnennbare Pein bemächtigte sich ihres Wesens, da der eine Begriff, den sie allein aus den Forderungen ihres Führers aufgelesen, sie unter Peitschenhieben zur Verzweiflung trieb. Wie? Reinigen sollte man sich, läutern, heiligen? Und sie erriet in diesem Augenblick ganz kühl, daß sie sich gar nicht reinigen wollte, daß ihr vielmehr dasselbe Verlangen nach Sünde und Raserei im Blute brannte, dessentwegen sie noch eben ihre Sippe, ihre Zeit, ja sogar die ganze Menschheit so stolz verachtete. Sie klagte ja nur an, weil sie selbst infolge einer prüden, furchtsamen Erziehung bisher nicht gewagt hatte, sich von dem taumelnden Reigen auszuschließen. Und nun sollte man vielleicht für immer die so lang entbehrte Lust, das Nackte und Freie versäumen? Dazu war sie nicht fähig, jetzt wußte sie es, denn an dem berauschenden Geheimnis, wie man in Freuden bis auf den Boden des Vergessens sinkt, daran hingen für die zu spät Geweckte alle Sinne. Kaum hatte sich daher die strenge Lehre vor ihr entfaltet, da fand sie derartige Gebote so lächerlich, so verabscheuungswürdig, daß sie in einen irren Hohn ausbrach. Nein, nein, wozu sie sich nicht imstande fühlte, dahin durfte sich auch kein anderer erheben. Grimme Qual über ihre Unzulänglichkeit und Neid, vergiftender Neid gegen fremde Höhe, sie rissen sie zu einem von ihr selbst nicht für möglich gehaltenen Ansturm.

Mit einem erstickten Schrei, in dem sich Sinnlosigkeit, jähe Angst und wühlendes Schluchzen mischten, sank der schwarzschillernde Frauenleib zwischen den Knien des Mannes nieder, zwei Arme umstrickten ihn, zwei Hände klammerten sich an seine Schultern, und ein bebender Mund bettelte zu ihm empor.

„Frau Gräfin."

„Nicht allein sein," stammelte ihre Zerrüttung. „Nicht allein sein!" Und zugleich irrten über ihr bleiches Angesicht alle Schauer des Begehrens, der Scham und eines zügellos frechen Lächelns. Wohl versuchte der Überfallene sie abzuschütteln, aber er zog sie nur enger zu sich empor. Und als ihn erst ihre voll erblühten Lippen trafen, als der heiße Sturm einer zu allem bereiten Leidenschaft an seinem Herzen wütete, da erblindete der kecke Seher für die heiligen Lehren der Einsamkeit, die er noch eben so rein und hell verkündet hatte.

Das Lämpchen auf dem Tisch verhauchte.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Weihnachtsherz / Von Max Jungnickel

Durch meine dunkle Kammer geht
Ein Christnachtsengel unsichtbar.
Nur seine Flügelspitze glimmt.
Vorm Fenster tanzt die Flockenschar.

Mein Herze strahlt so andachtsfromm
Und hat so guten Sinn.
Gott hält's in seiner ew'gen Hand
Und spiegelt sich darin.

In Lütjenbüttel. Von Adolf Holst

Denkt euch, neulich, vom Glück gesegnet,
Bin ich dem lieben Knecht Ruprecht begegnet!
Draußen im Wald, am Wacholderstrauch;
Ich erkannte ihn gleich, und er mich auch,
Sprach zu mir: „Du liebst ja das Kleine,
Das Wunderwinz'ge und Kindlich-Feine,
— Wie's so euch Dichtersleuten zu eigen —
Da muß ich dir doch mal was Köstliches zeigen!“

Und so schritten wir Hand in Hand zu zweit
Durch die stille, heilige Weihnachtszeit.
Da plötzlich, beim Um-die-Ecke-biegen,
Sah ich ein Städtlein dicht vor mir liegen,
Leute, nein! Wie war das fein,
Und so sauber und rein,
Aber alles ganz winzig und klimperklein!
Das alte Tor,
Die Giebelhäuser, die Gärtchen davor,
Brücken und Brunnen wie Spielzeug bloß,
Und die Menschlein erst! Wie meine Hand so groß!

Sprach zu mir Knecht Ruprecht, der alte, gute,
Und rührte mich leis mit der Zauberrute:
„So, Dichterlein,
Spazier' nur hinein!“
Und eh' ich's gedacht,
Wie er's gemacht,
Da war ich wie alles ganz klimperklein.
Da hab' ich mich denn auch nicht weiter geniert
Und bin durch das Tor in das Städtlein spaziert,
Brauchte mich auch kein bißchen zu bücken —
Und tat vergnüglich um mich blicken.
Doch schon bekam mich ein Schutzmann zu fassen:
Ich sollte mich erst mal rasieren lassen!
Mit so 'nem Bart,
Das wär' keine Art!
Er müßte mich sonst vom Fleck arretieren!
Da ließ ich mich schleunigst bei „Haarbusch“ rasieren.
Das war ein Meister in seiner Kunst!
Und alles umsunst!
So sauber verändert
Bin ich behaglich durchs Städtlein geschlendert,
Hab' alles in Augenschein genommen,
Den Markt, die Läden, die Leute voll Eifer,
Den Schornsteinfeger, den Scherenschleifer,
Hab' auch ein Schweinchen geschenkt bekommen,
Eine Künstlerin hat mich gratis gemalt,
Und beim Ochsenwirt hab' ich auch nix bezahlt,
Trotzdem ich sechs Maß hinter die Binde gegossen
Und mich in die reizende Resi verschossen.

Als ich dann schritt durch das andere Tor,
War ich wieder so groß wie zuvor.
„Gelt!“ sprach Knecht Ruprecht, „das war mal fein!
Da möchte man immer zu Hause sein.“
Sprach's und lachte — und war verschwunden.

Doch das Städtlein, die Leutchen, den ganzen Traum,
Unter dem strahlenden Weihnachtsbaum,
Da hab' ich das alles wiedergefunden.



Empfang der Gäste aus Norddeutschland durch den Ochsenwirt: „Alles besetzt.“

Aus dem „Städtle“ auf der Münchener Gewerbeschau

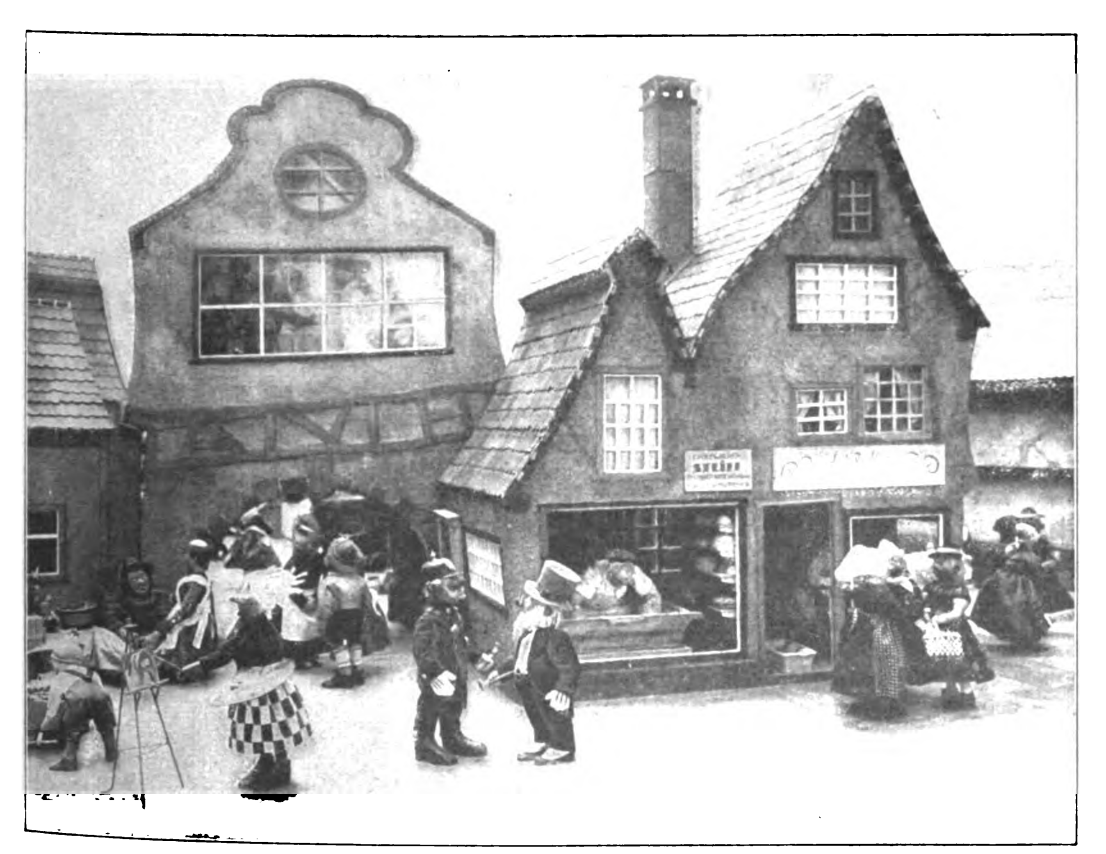
Aussteller: Spielwarenfabrik Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz, Württemberg. Entwurf: A. Schlopsnies.



Straßenleben in Lütjenbüttel.



Beim Dorfbader.



Kleinstadtidylle mit beweglichen Figuren.

Aus dem „Städtle“ auf der Münchener Gewerbeschau

Aussteller: Spielwarenfabrik Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz, Württemberg. Entwurf: A. Schlopsnies.



Wie Großvatl verloren gegangen war

Ein winterliches Erinnerungsblatt. Von Alfred Schnura

Mit drei Zeichnungen von Max Zschoch

Wenn der erste Schnee gefallen war, ließ Großvatl den Schlitten zurechtbauen und machte noch am selben Tage seine erste Schlittenfahrt. Großvatl besaß früher einen schönen, herrschaftlichen Schlitten; den nahm ihm aber bald sein einziger Sohn Adolf ab, der ihn angeblich in Myslowitz besser verwenden konnte. Als Ersatz ließ Großvatl — praktisch veranlagt, wie er stets war — von einem kurzen Erntewagen, den man ja nur im Sommer brauchte, die Räder abnehmen und an ihrer Stelle zwei Schlittenkufen anbringen. Auf diesen umgebauten Erntewagen wurden zwischen die beiderseitigen Leitern zwei viereckige, hochwandige, oben offene Weidenkörbe gestellt; der eine, vorn, für den Kutscher, der zweite, etwas größere, hinten, für die Herrschaft. In letzteren wurden als Sitzgelegenheit zwei Heubündel gelegt und eine weiche, wollene Decke darübergebreitet, während der Kutscher zu gleichem Zwecke eine leere Kiste erhielt, auf die er zur Verbesserung des Sitzes eine zusammengefaltete Pferdedecke legen durfte. Als Aufstieg für die Herrschaft war unter den hinteren Weidenkorb ein Brett geschoben, das zu beiden Seiten des Korbes etwa fußlang hervorragte.

Es war immer ein sonderbarer Anblick, wenn die schönen Pferde in den blinkenden Geschirren mit dem fein abgestimmten klingenden Schlittengeläut durch die Straßen von Zabrze (das seit 1914 bekanntlich Hindenburg heißt) jagten, und hinten Großvatl auf seinem zurechtgebauten Schlitten im Weidenkorbe saß, über dessen hohen Rand gerade noch sein Kopf mit der großen schwarzen Astrachanmütze hinauslugte. Daran hatten die Zabrzer immer ihren großen Spaß; sie ließen ihr Vergnügen aber nicht merken, sondern grüßten artig und höflich, denn Großvatl war ein angesehener Mann, der nebenbei manchmal auch sehr eklig werden konnte.

Eines Tages hatte der Kutscher Joseph, um Großvatl das beschwerliche Platznehmen zu erleichtern, das Aufsteigebrett auf der gewöhnlich zum Einsteigen benutzten Seite weiter herausgeschoben. Allein als Großvatl, der sehr schwer war, auf das Brett trat, senkte es sich trotz des daraufliegenden Weidenkorbes rasch, der Weidenkorb flog einschließlich der ganzen Sitzgelegenheit hoch in die Luft, und Großvatl kullerte in den Schnee. Zwei Mägde, die aus der Ferne zuzusehen pflegten, wenn Großvatl den Schlitten bestieg, weil er seiner Wohlbeleibtheit wegen beim Übersteigen des hohen Korbrandes gewöhnlich das Gleichgewicht verlor, vornüber kippte und, die Beine hoch in der Luft, in den Korb rutschte — diese beiden Mägde eilten wohl sofort herbei und bemühten sich im Verein mit dem Kutscher Joseph redlich, Großvatl wieder auf zuhelfen, aber da sie — natürlich verstohlen — lachten und dadurch alle Kraft verloren, entglitt Großvatl immer wieder ihren Händen und rollte stets von neuem in den Schnee. Zu allem Überfluß rutschten die beiden Helferinnen auf dem glatten Schnee gar noch selber aus, zogen den Kutscher Joseph, der sich noch am besten beherrschte, mit ins Verderben und purzelten zu dritt auf Großvatl drauf. Da wurde Großvatl aber sehr ungemütlich, nannte den Kutscher Joseph einen „verfluchten Ochsen“, die Mägde „blöde, verrückte Gänse“ und alle drei zusammen „verdammte Himmelhunde“. Allein das schien gar keinen Eindruck auf die drei zu machen, denn die saßen im Schnee, hielten sich die Bäuche und lachten aus vollem Halse, und zwar um so mehr, je ärgerlicher Großvatl strampelte und schimpfte. Erst als Großmutl, die in solchen Dingen keinen Spaß verstand, im Hofe erschien, den Schaden besah und die Mägde mit ein paar schallenden Tachteln vom Platze trieb, trat ein Wandel der Szene ein. Mit Unterstützung des Kutschers Joseph, der nun auch wieder ganz ernst geworden war, und des nicht ganz nüchternen Hofarbeiters Kuckuck glückte es ihr, Großvatl wieder auf die Beine zu bringen. Hernach ward der fortgeschleuderte Weidenkorb wieder auf den Schlitten gebracht, das Aufsteigebrett daruntergeschoben, aber so, daß es wieder gleichmäßig zu beiden Schlittenseiten hervorragte, und Großvatl stieg in der gewohnten Weise ein.

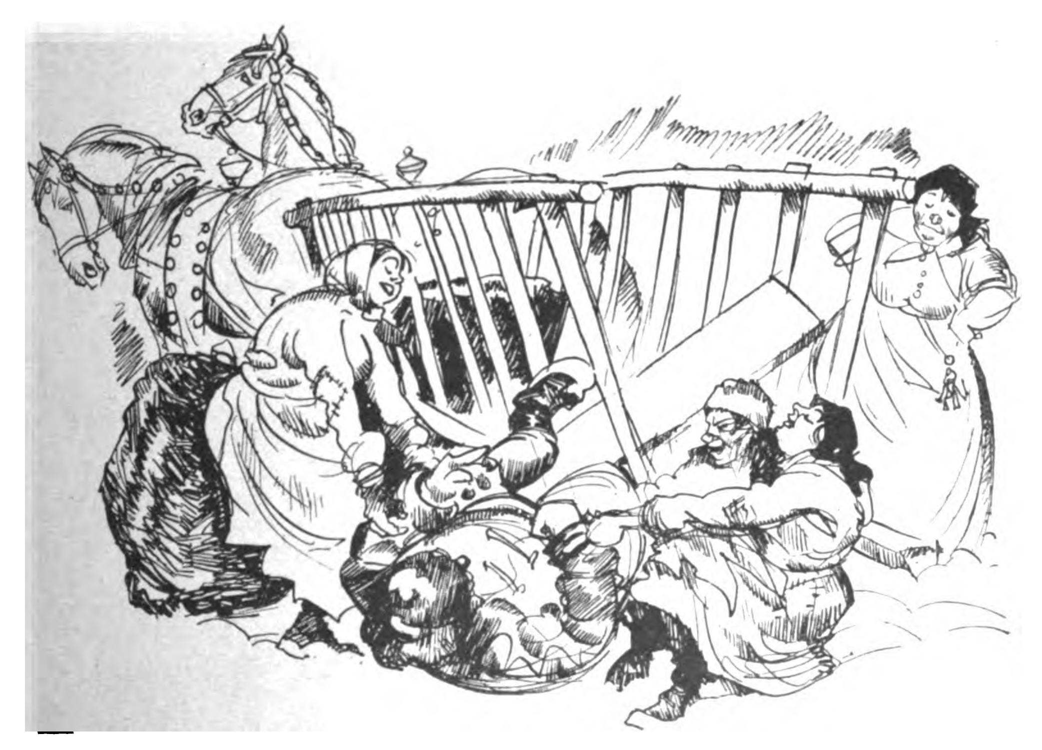
Die Fahrt ging nach der Nachbarstadt Gleiwitz, die Großvatl sehr häufig besuchte. Dort kehrte er zunächst im „Deutschen Hause“ am Gleiwitzer Ringe ein, wo auch die Pferde ausgespannt wurden, hernach trank er in der Konditorei von Wruck seinen Nachmittagskaffee und besuchte von hier aus, stets in derselben unabänderlichen Reihenfolge, die Weinstuben von Manderla, das Hotel „Goldene Gans“ und endlich die Weinhandlung von Troplowitz, ebenfalls am Ringe, wo er sich für gewöhnlich festsetzte, falls er nicht etwa bereits in einer der vorangegangenen Gaststätten zwei leistungsfähige Skatgenossen gefunden hatte, die auch im Trinken gut die Stange halten konnten. Der Schlitten — im Sommer der Wagen — wurde für zehn Uhr zur Abholung bestellt. Wo er abgeholt sein wollte, das gab Großvatl selbstredend nicht an, denn das wußte er ja selber noch nicht in der Stunde, da er sich vom Kutscher verabschiedete. Darauf kam es auch gar nicht an. Der Kutscher brauchte nämlich um zehn Uhr nur bei Großvatls Stammlokalen in der an-

gegebenen Reihenfolge vorzufahren. Sobald er hielt, bekam er, ohne daß es erst einer Frage bedurft hätte, die Auskunft, ob Großvatl noch anwesend war bzw. wann er sich verabschiedet hatte, und konnte dann warten oder weiterfahren. Die Füchse, die Großvatl vor den Schimmeln besaß, kannten diesen Stationsweg ganz genau und nahmen ihn in der vorgeschriebenen Weise, ohne daß der Kutscher Zunge und Hand zu rühren brauchte.

An dem Tage, da die Geschichte sich zutrug, die ich hier berichte, hatten die Pferde und der Kutscher Joseph gute fünf Stunden zu warten gehabt, ehe Großvatl an die Aufhebung der Sitzung dachte. Es muß verdammt hoch hergegangen sein, denn Großvatl, der doch einen anständigen Stiefel vertrug, wurde von sechs starken Männern zum Schlitten gebracht, in seinen Weidenkorb gehoben und auf den Sitz niedergelassen. Von dort rutschte Großvatl jedoch immer wieder herunter, so oft man ihn auch hinaufsetzte. Als aber Großvatl anfing, ungemütlich zu werden, und von Backpfeifen und Schädeleinschlagen sprach, ließ man ihn unten in seinem Korbe sitzen, nachdem man ihn noch fürsorglich in eine Decke eingehüllt hatte. Und ehe noch die Pferde anzogen, war Großvatl sanft und fest eingeschlummert.

Der Kutscher Joseph, der bei dem langen Warten trotz aller Grogs, die Großvatl ihm zur Erwärmung herausgeschickt hatte, die herrschende Hundekälte bitter empfunden und schon manchen Fluch von sich gelassen hatte, strebte natürlicherweise so schnell wie möglich nach Hause. Auch die Gäule mochten die Nasen voll haben, denn sie griffen aus, als ob der Teufel ihnen im Genick saß, und fegten so rasend durch die Nacht, daß sie trotz des hohen Schnees den Weg von den Troplowitzschen Weinstuben am Gleiwitzer Ring bis zu Großvatls Wohnhaus, d. h. also eine Strecke von reichlich acht Kilometern, in knapp zwanzig Minuten hinter sich brachten.

Bald nachdem der Schlitten vor dem Hause gehalten hatte, öffnete Großmuttl, in Filzschuhen und in einen Pelz gehüllt, mit einer Laterne in der Hand, die Haustür, um Großvatl beim Absteigen behilflich zu sein. Jetzt hüllte sich auch der Kutscher Joseph aus seinen Decken und kletterte — die zahlreichen Grogs hatten in der frischen Winternacht natürlich ihre Wirkung getan — mühselig aus seinem Korbe heraus. Inzwischen war Großmuttl aber schon an den Schlitten herangetreten und hatte zu ihrem nicht geringen Schrecken festgestellt, daß weder Großvatl noch der hintere Weidenkorb mit dem Schlitten angekommen waren. Auch das Aufsteigebrett ward vermißt. Joseph, stürmisch nach Großvatls und des Weidenkorbes Verbleib befragt, konnte keinerlei Auskunft geben, sondern berichtete nur mit lallender Stimme von der langen Karenzzeit vor den Troplowitzschen Weinstuben und gab anschließend seiner Meinung dahingehend Ausdruck, daß der vermißte Weidenkorb samt Großvatl vermutlich bei der beschleunigten Heimfahrt vom Schlitten herabgeglitten war und irgendwo auf der Straße lag. Da aber machte Großmuttl, die in solchen Dingen nun einmal keinen Spaß verstand, dem vor ihr wankenden Kutscher Joseph eine so furchtbare Szene, daß alles im Vorder- und Hinterhause wach wurde. Sie rief, nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, zunächst den Hofarbeiter Kuckuck herbei. Als dieser aber nach einiger Zeit kam, stellte es sich heraus, daß er infolge allzu reichlichen Alkoholgenusses sich kaum auf den



Der Weidenkorb flog einschließlich der ganzen Sitzgelegenheit hoch in die Luft, und Großvatl kullerte in den Schnee. Zwei Mägde eilten wohl sofort herbei und bemühten sich im Verein mit dem Kutscher Joseph redlich, Großvatl wieder aufzuhelfen, aber da sie — natürlich verstohlen — lachten und dadurch alle Kraft verloren, entglitt Großvatl immer wieder ihren Händen und rollte stets von neuem in den Schnee.

Beinen zu halten vermochte. Großmuttl erregte sich darüber von neuem, nannte Kuckuck einen ganz versoffenen Kerl und schickte ihn ins Bett; eine Aufforderung, der Kuckuck sofort nachkam, indem er sich auf Händen und Füßen schleunigst in seine Kemenate zurückzog. In diesem Augenblick steckte der im Hinterhause wohnende Seilergeselle Strokosch den Kopf zum Fenster heraus, um sich teilnahmsvoll nach der Ursache der nächtlichen Aufregung zu erkundigen. Sofort berief ihn Großmuttl an Kuckucks Stelle zur Hilfeleistung; und dem guten Strokosch blieb nichts anderes übrig, als Großmuttls Einladung Folge zu leisten, doch merkte man am Schließen des Fensters und einem nachfolgenden sehr ärgerlichen Geknurre, daß ihm die Sache durchaus nicht in den Kram paßte. Großmuttl verständigte natürlich auch sofort die Mägde von dem Vorgefallenen und befahl ihnen, schleunigst in den Hof herunterzukommen.

Als das Fähnlein, bestimmt, den verlorenen Großvatl zu suchen, beisammen war, erhielten die Beteiligten brennende Laternen, die rasch an Bohnenstangen befestigt wurden, damit man den Weg auch in weiterem Abstande vom Schlitten genügend ableuchten könnte. Darauf stieg Großmuttl mit in den Kutscherkorb, während die Mägde auf den hinteren Brettern Platz nahmen. An die Spitze des Zuges aber mußte sich der teilnahmsvolle Strokosch mit der größten Laterne setzen. Ihm war die verantwortungsvolle Aufgabe zugefallen, den in langsamem Schritt vorrückenden Pferden vorsichtig voranzuschreiten, denn man konnte doch nicht einfach drauflos rasen und Großvatl zu allem Unglück etwa noch überfahren, zumal es erneut zu schneien angefangen hatte. Nachdem der Zug derart geordnet war, setzte er sich in Bewegung, just in demselben Augenblick, da der Hofarbeiter Kuckuck in seiner Klause einen Choral anstimmte, bei dem man eben nur nicht wußte, ob es ein Dankeshymnus für sein Daheimbleiben, ein Bittgesang für ein gutes Gelingen der nächtlichen Unternehmung, oder lediglich der Ausfluß seines, durch die unvermutet genossene frische Morgenluft zum Delirium gesteigerten Rausches war. Die Fahrtteilnehmer selbst aber gaben allesamt keinen Laut von sich. An der Suche nach Großvatl schien — frühmorgens um vier Uhr — niemand eine rechte Freude zu haben; weder der voranschreitende Strokosch, der seine teilnehmende Erkundigung mit einem mutmaßlich mehrstündigen, mühseligen Waten durch fußhohen Schnee bei grimmiger Kälte belohnt fand, noch der Kutscher Joseph, der trotz des brünstigen Verlangens nach seinem Bett dieselbe Strecke, die er eben in sausender Fahrt zurückgelegt, nochmals, und zwar in langsamem Schritt durchmessen mußte, auch nicht die beiden Mägde, die, aus jungfräulichen Träumen aufgescheucht, notdürftig bekleidet und frierend auf den kalten Brettern saßen, am allerwenigsten aber Großmuttl, die als Nächstbeteiligte natürlich am nachdenklichsten war und, nachdem ihr Ärger über den angetrunkenen Joseph sich gelegt, zu stillen Gebeten ihre Zuflucht genommen hatte. Niemand sprach ein Wort. Kaum daß man auf die sich bekreuzigenden Bergleute aus den benachbarten Ortschaften Gwosdeck und Sosnitza achtete, die bereits ihren Arbeitsstätten zustrebten und die laternenbeleuchtete, langsam dahinschleichende Karawane für eine kleine fromme Prozession halten mochten.

Nach etwa einstündiger Fahrt brachte, nicht allzuweit hinter dem links zum Dominium Mattheshof abzweigenden Feldwege der gemütvolle Strokosch durch ein langgezogenes „Halt!“ den Schlitten zum Stehen. Alle sprangen hurtig von ihren Sitzen und sahen vor sich den vermißten herrschaftlichen Weidenkorb und fanden darinnen zur größten Freude den verlorenen Großvatl, noch immer still und friedlich schlummernd. Nachdem man ihn mit den Händen aus den Schneemassen herausgeschaufelt hatte, ging man daran, ihn zu wecken. Allein alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Großvatl sagte nur einmal: „Arbr auwau!“ — was aber niemand zu deuten vermochte —, legte sich dann auf die andere Seite und schlief weiter. Da sah man von weiteren Weckversuchen ab. Alle faßten vereint den Korb an und hoben ihn mitsamt Großvatl wieder auf den Schlitten hinauf. Hernach nahm man Platz, Strokosch setzte sich zur Sicherheit hinter Großvatls Korb mit auf die Bretter, und in beschleunigter Fahrt ging es wieder heimwärts.

Auch nach der Ankunft vor der Haustür glückte es nicht, Großvatl zu ermuntern. Er wurde daher ins Schlafzimmer getragen und ins Bett gelegt.

Am späten Nachmittag erwachte Großvatl endlich aus seinem tiefen Schlummer; gesund und munter und vergnügt wie ein Fischlein im Wasser. Nicht den geringsten Schaden hatte er bei seinem Abrutsch vom Schlitten und von seinem langen Schlaf in der kalten Winternacht davongetragen. Großvatl wollte zunächst auch gar nicht glauben, was man ihm da von seinem Verlorengehen und Wiederfinden erzählte. Erst als sämtliche Beteiligten die Richtigkeit des Gesagten bestätigt und beschworen hatten, zweifelte er nicht länger, lachte eine Zeitlang stillvergnügt vor sich hin und gab dann dem Kutscher Joseph den Befehl, den Schlitten für den Nachmittag des nächsten Tages bereitzuhalten. Er wollte sich die Stelle, wo er verlorengegangen und wiedergefunden worden war, persönlich ansehen und anschließend in Gleiwitz bei Troplowitz ein Glas Wein trinken.

Am nächsten Vormittag sah man den Kutscher Joseph mit einem großen Hammer und langen Nägeln am Schlitten herumhantieren. Mit kräftigen Schlägen, daß die Funken stoben, nagelte er zunächst das Aufsteigebrett, hernach den herrschaftlichen Weidenkorb und schließlich noch — auf alle Fälle! — den Kutscherkorb auf dem Schlittengestell unverrückbar und unverrutschbar fest. Denn er hatte, wie er meinte, wirklich keine Lust mehr, noch einmal nach fünfstündigem Warten in sibirischer Kälte und sausender Heimfahrt eine stundenlange Prozessionsfahrt im Schneckentempo durch die Straßen zu machen — weil man etwas verloren habe.
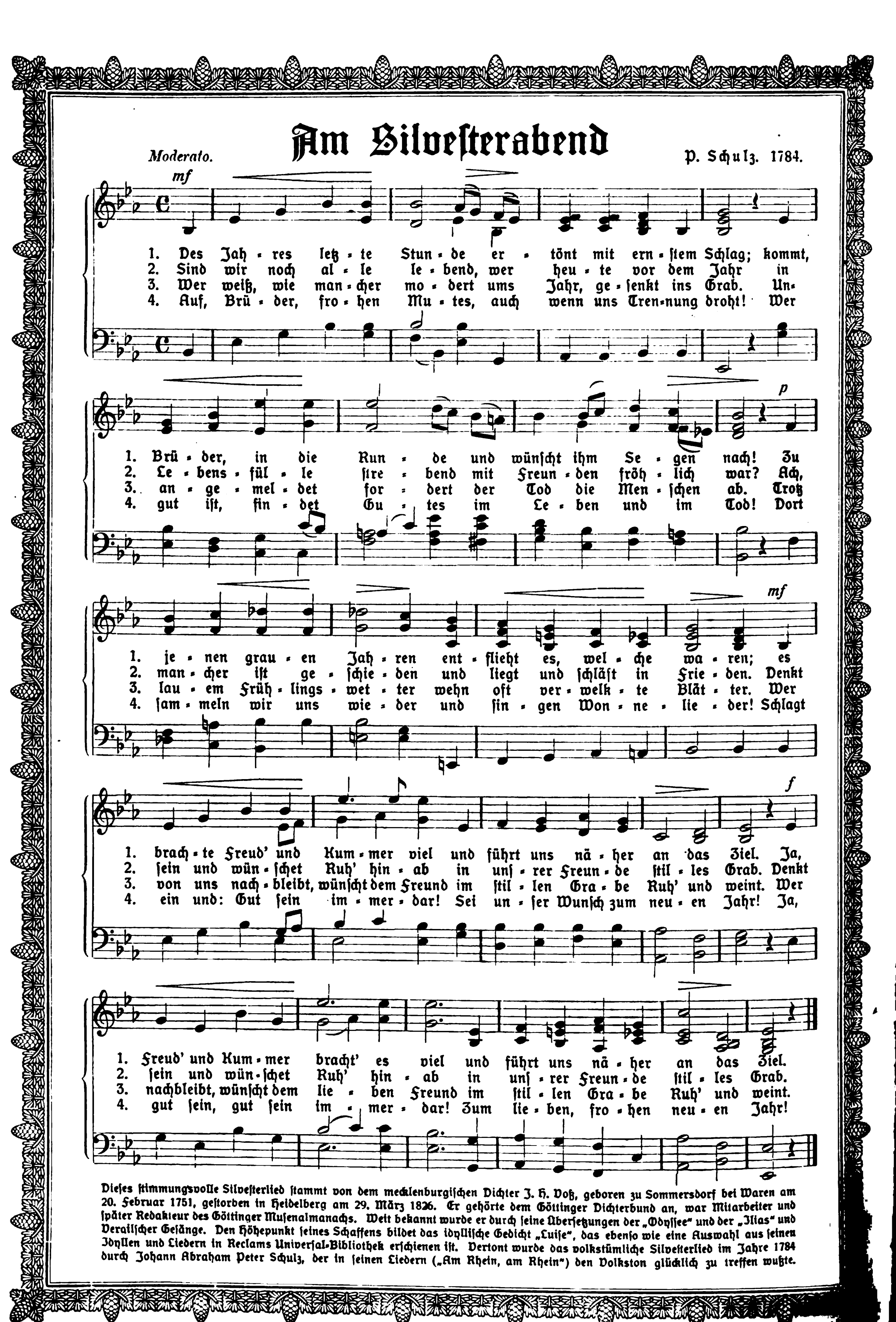


Silvester

Die Brummerin im Wiener Stephansturm

Nach einer Radierung von Richard Moser



Am Silvesterabend



Dieses stimmungsvolle Silvesterlied stammt von dem mecklenburgischen Dichter J. H. Voß, geboren zu Sommersdorf bei Waren am 20. Februar 1751, gestorben in Heidelberg am 29. März 1826. Er gehörte dem Göttinger Dichterbund an, war Mitarbeiter und später Redakteur des Göttinger Musenalmanachs. Weit bekannt wurde er durch seine Übersetzungen der „Odyssee" und der „Ilias" und Verailscher Gesänge. Den Höhepunkt seines Schaffens bildet das idyllische Gedicht „Luise", das ebenso wie eine Auswahl aus seinen Idyllen und Liedern in Reclams Universal-Bibliothek erschienen ist. Vertont wurde das volkstümliche Silvesterlied im Jahre 1784 durch Johann Abraham Peter Schulz, der in seinen Liedern („Am Rhein, am Rhein") den Volkston glücklich zu treffen wußte.

Der kleine Spielzeugfabrikant

Eine Weihnachtserzählung von Richard Rieß

Man muß ein paar Stufen kellerwärts steigen, will man in Meister Knobels Werkstatt gelangen. Dort hämmert der Vater Lederflecke auf bruchige Sohlen und pfeift sich ein Liedlein dabei. Wenn es Mittag werden will, dann hält er bisweilen inne und reckt sich ein wenig, daß er durchs hohe Fenster auf die Straße schauen kann. Jetzt muß Peterl doch bald aus der Schule heimkommen! Richtig, da ist er. Vorsichtiger als zehnjährige Buben sonst zu sein pflegen, geht er die Treppe hinab, gibt dem Vater bescheiden sein Willkommen und macht sich bald am Herde zu schaffen. Die Werkstatt ist Küche zugleich und Schlafkammer, und, seit Mutter tot ist, betreut Peterl Vaters Behaglichkeit. Sie reden wenig, wenn sie nun essen. Jeder kennt sein Tagwerk. Während Vatel sein Nickerchen macht, wird abgeräumt und abgespült, und wenn der Meister, nicht ohne ein bißchen zu fluchen, aufschreckt, da sitzt Peterchen schon bei seinen Hölzern und Malereien.

Denn Peterl ist Spielzeugfabrikant. Keiner sägt so sorgsam wie er Hampelmänner aus dürrem Holz; versieht sie mit Schnur und Halter, beklebt ihnen Kopf, Rumpf und Gliedmaßen mit den Ausschnitten der Bilderbogen oder malt ihnen Auge, Nase, Mund und Schnurrbart. Auch Puppenstuben gelingen ihm. Mit Sorgfalt zimmert er die kleinen Möbel, sägt und schneidet und leimt und malt. Das geht so Nachmittag um Nachmittag; die ganze Woche hindurch, bis Sonnabend. Am Wochenende trägt Peterl seine Kunst zum Händler Höberl, der Hampelmänner und Puppenmöbel in seinen großen roten Händen dreht, sorgfältig prüft, ein bißchen mäkelt und dann aus der speckigen Brieftasche die Geldscheine holt. Der kleine Peterl kriegt seinen Lohn; immer ein paar Mark mehr, als vereinbart. Denn der alte Höberl ist ein guter Kerl.

Das geht so Tag um Tag, Woche um Woche. Die Schulgenossen lassen im März Murmeln gegen die Mauer fliegen und balgen sich lustig beim Spiel; sie gehen im Sommer auf den Salamanderfang und lassen im Herbst die Drachen steigen — Peterl sitzt an seinem Arbeitstisch und fertigt Spielzeug an. Klopf, klopf macht Vaters Hammer und pocht ein wenig nach, wenn der Nagel auch schon tief sitzt. Rrrr geht die Laubsäge, die nur selten einen lichten Kling wagt, wenn Peterl ihre Elastizität prüft. Nicht viel mehr hört man im Zimmer; es sei denn, daß Kundschaft da ist und mit dem Vater ein paar Worte spricht, dem Buben eine Freundlichkeit sagt, ehe sie wieder die Klinke in die Hand nimmt.

Sie sprechen nicht viel bei der Arbeit, Vater und Sohn. Dustert ein jeder seinen Gedanken nach. Über des Schusters Arbeitstisch, höher als die Wasserglocke, hängt ein staubiges Segelschiff, brav aufgetakelt, ein altes Modell. Dort ruhen oft Vater Knobels Blicke. Und sein Herz geht schneller. Wanderunrast erwacht in ihm. Er steigt in das Schiff und fährt in fremde Länder ... zu den Menschenfressern. „Ich bin Knobel, der Weltreisende. Nimm dich fei in Obacht, du schwarzes Ungetüm. Sonst renn' ich dir meinen Degen in den ....“ Und wirklich, er hebt ihn, er holt aus und ... sticht mit der Schusterahle Löcher in die Luft der heimischen Schusterwerkstatt. Und — schämt sich ein bißchen. Ob's der Peterl gemerkt hat? Alter Esel, ich, denkt Knobel, bin ein Flickschuster, und will Menschenfresser aufspießen. Und er hebt den Hammer und haut noch mal so kräftig auf die Nägel, gleich als sollte ein jeder Schlag einen Wilden treffen. — Und Peterl?

Rrrr, geht die Säge des Buben. Nun lockert er das im Schraubstock ruhende Holz und sägt eine zierliche Kurve. Unermüdlich ...

„Der Bub denkt nur an seine Arbeit,“ brabbelt Vater Knobel still vor sich hin. „Braver Bub ... braver Bub.“ Unermüdlich sägt der schweigsame Peterl. Und er schaut so ernst drein, als glaube er, von der Nase des gerade bearbeitenden Kasperl hänge sein Leben ab. Er sägt, rrrr, doch da, ein kurzer Klington ... ritsch ... Die feine kleine Säge ist gebrochen. Peterl wird rot, er will etwas sagen ... aber er kommt nicht dazu. Kundschaft klingelt in die Werkstatt hinein.

Dem horngebrillten Kunden — er spricht sich bald darauf aus, er heiße Meier und wohne in der Königstraße — ist das



Der Missetäter. Radierung von Bruno Zwiener. Aus dem Kunstverlag Hermes, Dresden.

Schuhbändchen gerissen. Auf der linken Seite natürlich. Auf der habe er stets so viel Pech! — Vater Knobel zieht den Ersatz durch die Stiefel. Der lilastrümpfig dahinplattende Kunde aber schaut dem Buben zu, der mit der neuen Säge um die Rundung des Kasperlekopfes bemüht ist.

„Das macht wohl viel Spaß... das Spielzeugsägen?" fragt Herr Meier. Der Peterl ist gerade mit seinen Gedanken ganz woanders. In der Schule haben zwei Buben, Söhne eines Kolonialwarenhändlers, von ihrem neuesten Spiel erzählt: wie sie mit der Luftpistole nach den Köpfen leerer Flaschen zielen. Es klingt so hell... peng... wenn die Kugel das Glas trifft. Peng und dann... ratsch... kling, wenn die Scherben fallen. Ratsch... kling... da war auch schon die Säge zerbrochen.

„Ts.. ts.. ts.." macht der Herr, und langt einen Fünfmarkschein hervor. Der Peterl sagt „danke" aus rotem Gesicht, und wagt kaum aufzuschauen.

„Schöne Hampelmänner... Verkaufst du die?"

Peterl nickt.

„Bring mir ein paar davon... Wir bescheren arme Kinder zu Weihnachten damit. Hörst du? Du kannst mir ein halbes Dutzend bringen. Wird schon zu bezahlen sein. Gelt?"

Peterl denkt nicht an den Händler Höberl und nimmt das Blatt mit der Adresse des fremden Herrn. Der kriegt seinen Schuh zurück und geht weg.

Dieser Tag ist aber ein rechter Unglückstag! Erst das Malheur mit den beiden Sägen und jetzt — jetzt hat Peterl richtig den großen irdenen Topf mit den Bohnen fürs Abendessen fallen lassen! Und wie das alles kam! Der Topf ist ihm nicht einmal ausgerutscht — direkt hingeschmissen hat er ihn.

Nun weint der Peterl. „Na... na..." macht der Vater, der mit seinen Gedanken im Pfefferlande ist.

Und als der Peter nun in seinem Bett liegt, da fühlt er sich kreuzunglücklich. Ganz kribbelig sind seine Hände. Oh, er möchte auch mal seine Arme hochwerfen oder den Fußball stoßen oder nach Flaschen schießen...

„Gibst ka Ruh heut, Bub?" fragt der Vater.

„Vata," sagt Peterl, „wieviel Schuh hast denn du geflickt in dein Leben?"

„Bist narrisch worden? Zählt hab's i net!"

„Und wieviel hast zerrissn?"

„Mach d' Augen zu und schlaf, Peterl. Flickschusta san zum Zusammarichtn da, net zum Zerreißn."

Dann spricht man nichts mehr. Aber Peterl bleibt wach. Oh, Vater darf oft zerreißen. Es ist so lustig, wenn er die halbe Sohle vom Leder trennt. Ritsch, ratsch. Da braucht's keine Sorgfalt, da darf man zupacken, daß es eine Lust ist. Das klingt... fast so schön, wie wenn die von der Luftgewehrkugel getroffene Flasche zerspringt... kling... pitsch...

Endlich schläft er, der dumme Peterl.

Samstag nachmittag geht er zu Herrn Meier. Er nimmt seinen ganzen Vorrat an Hampelmännern mit. Und auch den Knecht Ruprecht, an dem er sich versucht. Er ist ein kleines Kunstwerk geworden, aber höllisch viel Arbeit hat er gemacht. Denn das Schnitzmesser geht dem Peterl nicht recht von der Hand. Und niemand mag ahnen, was für Mühe es kostet, bis der Bart und die buschigen Augenbrauen ordentlich kleben...

Der Herr Meier bewohnt in der Königstraße eine kleine Villa. Auch daheim trägt er die Hornbrille. Er läßt den Peterl in sein Arbeitszimmer treten. Bald kommt auch sein eigener Bubi, der ein paar Jahre jünger ist als der Peterl, und betrachtet neugierig die Spielsachen.

„Die sind fein," sagt der Kleine.

Herr Meier gibt Peterl Geld. Ja, er kaufe alles. Und schaut freundlich durch seine runden Brillengläser. Und: Wie es dem Peterl denn gehe. Ob er genug verdiene. Und: einen schönen Gruß für den Vater. Und eine Zigarre.

Inzwischen hat der Sohn des Hauses sich um die Hampelmänner gekümmert. Er hält einen in der Linken und reißt mit der anderen Hand am Bindfaden. Hei, wie zucken des Holzmännchens Gliedmaßen! Peterls Augen verfolgen das Tun des feinen Knaben. Der läßt das Männchen immer wilder arbeiten. Da... Ruck und Rack... da reißt der Faden... „Gel, du machst ihn mir wieder?" fragt der Bub. Peterl nickt. Aber der Bub muß nun aus dem Zimmer.

„Machst kaputt, was der Peterl so mühsam zusammengebracht hat."

Peterls Herz klopft. Oh, es ist wirklich lustig, am Faden zu reißen. Hupf, wie die Beine springen... wie die Arme in die Höhe fliegen.

„Setz' dich noch ein bißchen," sagt Herr Meier. „Hast schon dem Christkindl geschrieben?"

Oh, er ist ja selber des Christkindls Lieferant... Wer schon als Kind den Brotbaum begießen muß, dem sterben die Märchen frühzeitig.

Peterl blickt zu Boden, und es steht Wasser in seinen Augen. Er schüttelt den Kopf.

„Hast gar keinen Wunsch?" fragt der Herr.

Da nickt der Peterl so heftig, als sei er selber ein Hampelmann, und irgendwer reiße an seiner Schnur. Aber er schämt sich gleich wieder und steht nun da, rotübergossen. Und: in Tränen.

„Sag' doch," ermuntert ihn der Herr. — Und da wagt er's. Da sagt er schnell: „Spielzeug mag i!"

„Spielzeug? Du bist doch selbst ein Spielzeugmacher..."

„Spielzeug... das i hab' und das mein gehört, und das i — kaputt machen darf..."

Da rückt der Herr Meier seine Brillengläser hoch und lächelt und sagt: „Da... nimm die Hampelmänner und dort den Ruprecht... Du darfst sie kaputt machen..."

Ungläubig schaut Peterl zu dem Herrn auf. Der aber hat den Ruprecht in der Hand und reicht ihn Peterl.

Des Buben Finger zucken. Er faßt nach dem Barte der Figur. Er will nicht recht... aber er faßt hart zu. Da bleibt ihm Ruprechts Bart in der Hand. Der mühsam angeklebte Bart... er hat ihn abgerissen.

Der Peterl sieht's, fassungslos. Es ist ja so dumm... Spielzeug zerstören wollen. Er schämt sich furchtbar, nimmt seinen Hut, sagt irgendwas und geht aus dem Zimmer.

Der Herr ruft hinter ihm her. Aber er ist schon draußen.

Auf der Straße aber weint er bitterlich. Denn tief unter Schleiern fühlt er's, zum erstenmal, daß das Geschick ihn irgendwie um seine Kindheit betrogen hat...

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 14



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Deutsche Heimat: Wald im Winterschmuck

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Hans Rudolphi



DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Ein heller, pfeifender Wind schnitt über die Waldhöhe, heulte sein Hallo durch den Rauchfang und wühlte und wälzte sich draußen durch den Nebel, bis er in den abziehenden Schwaden eine Gasse gebahnt. Die grauen Vorhänge vor den Fenstern verblichen, und ganz unvermittelt kroch Dämmerung auf Dielen und Wänden umher.

Dadurch wurde Otto Gerber in die Welt zurückgelenkt, die sich für eine kurze Weile unter seinem gebändigten Schritt verflüchtigt hatte.

Verwirrt, betäubt hämmerte der Erwachende an die Scheiben, um sich darauf unter einem unsicheren Lachen zu der Spenderin so feiner, zarter und verzaubernder Zärtlichkeiten umzuwenden. Allein seiner Heiterkeit mangelte zuvörderst die alte Frische, und in dem halb verlegenen, halb anspruchsvollen Laut verkleidete sich eine noch wesenlose Erkenntnis, daß er vielleicht einen unbetretenen Stern für angelaufene Bettlerpfennige getauscht habe.

Ja, aber — das ist ja alles Unsinn, rettete sich der Beduine in die Wirklichkeit zurück, und sein ehrlicher Sinn strebte emsig durch all die Wirrnis nach einem Fußbreit Erde, auf dem man stehen und sich einrichten könnte. „Was soll denn nun werden?"

„Nicht nachdenken," schmeichelte Sonja dagegen und stützte in vollem Glück über die Allmacht ihres Frauentums den Arm auf das erhöhte Kopfkissen, „ich will dich nur liebhaben, du polternder, ungefüger, widerspenstiger Mensch. Ist dir das nicht genug?" setzte sie mit sanfter und doch üppiger Überredung hinzu.

Ja, aber ich bin zum Nachdenken geboren, wollte der wieder auf und ab wandernde Mann entgegnen, den die romantisch geputzten Ausdrücke störten, denn unter seinen flatternden Haarsträhnen nisteten bereits nicht greifbare und deshalb quälende Vorstellungen von der Wegräumung turmhoher Widerstände, vom Einrennen grauer Gesellschaftszwingburgen und vom Herausschleppen unwahrscheinlicher Siegesbeute. Die Zeit war danach! Warum nicht? Und doch — und doch — während er durch die blühende Wildnis solcher Träume lief, weshalb verlor er niemals die Polizeierwägung aus seinen Akten, er wäre eigentlich ein Dieb, der mit Langfingerkunst einen Einbruch vorbereite?

Der Teufel sollte solchen jämmerlichen Zwiespalt zwischen Neugeborenem und Allerältestem holen!

Da brauste zum Glück ein neuer Windstoß gegen die Holzbohlen, und der langhinheulende Pfiff vermittelte dem brütenden Riesen plötzlich das Bild einer Lokomotive, die lange genug vor einer Station gehalten und nun mit frischer Kraft bereit sei, weiterzustürmen.

Ja, fort von hier!

Wie zu seiner Befreiung griff der Doktor nach dem Wachsmantel und drängte nun, indem er die Klärung des Wetters für sich anführte, zum schleunigen Aufbruch.

„Schon?" fragte die Gräfin, die noch immer sanft gestützt auf der Wolldecke lehnte. Seltsam, in ihren schwarzen slawischen Augen las ihr Gefährte nach wie vor jenes gespannte, rastlose Suchen, für das der ehrliche Mensch sich keine Deutung zu finden getraute. Und deshalb hing er der Zögernden ohne weiteres den Mantel um die Schultern und zog sie entschlossen von ihrem Sitz empor: „Rasch, rasch," trieb er, „es ist nicht gut, wenn wir noch länger hier warten!"

„Oh, es braucht auch nicht alles gut zu sein, wollte Sonja mit ihrem gewohnten, sanften Lächeln beschwichtigen, aber da sie den Hausherrn zu verletzen fürchtete, so schritt sie wortlos mit ihrem anmutig schmiegsamen Gang aus der Hütte hinaus. Noch auf der Schwelle jedoch schüttelte das junge Geschöpf heftig das Haupt, was der Doktor, der eben das Holzgebäude verschloß, sich abermals nicht zu erklären vermochte.

Draußen stürmte es, der Regen hatte aufgehört, aber dafür tobte und wühlte es im Wald, und über den grundlosen Wegen schlürfte bereits das Zwitterspiel zwischen Dämmerung und Nacht. Ohne noch ein Wort zu verlieren, lud sich der Doktor die zierliche Gestalt seiner Begleiterin auf die Arme und stampfte nun, kaum bedrückt von seiner Last, den aufgeweichten Hohlpfad hinab. Bald aber fühlte er, wie eine warme Hand schonend und furchtsam über seine Wange glitt.

In diesem Augenblick hörte man oben auf dem Hohlrand ein starkes Knacken und Brechen von Ästen und Zweigen, mehrere Stimmen wirrten durcheinander und ein paar Hunde kläfften und raschelten durch das Laub.

„Wer spricht da?" flüsterte die Gräfin. Auch ihr Gefährte lauschte zurück, dann aber stampfte er beschleunigter den mürben Pfad hinunter, gleichgültig dagegen, ob er im Gleiten über die feuchten Blätter, etwa hier und da auch gegen die aufgeweichten Lehmwände des Einschnittes stieß. „Es ist Ihr Gatte," murmelte er dabei der dicht an seiner Brust Gebetteten ins Ohr. „Wahrscheinlich will der Graf mit den jungen Herren vom ‚Eisenzahn' hier gleichfalls auf Enten knallen. Oder vielleicht haben sie sich auch bloß zu einem der bei ihnen üblichen Femgerichte zusammengerottet. Hören Sie nicht, wie laut man uns nachbrüllt?"

Da lösten sich die Finger seiner Schutzbefohlenen von seinem Halse, und der geschmeidige Körper ruhte fortan schwer und reglos in seinen Armen.

✡

„He — halt — Mordsblei, wer läuft denn da?" irrten hinter den Verschwindenden ein paar Stimmen durcheinander.

„Ist das nicht der Pandektenbändiger, der Volkstribun, der Held des Morgenlandes?"

„Ja, und zum Kuckuck, Kottum, was schleppte er denn für ein geheimnisvolles Paket?"

„Was weiß ich, wen er mit sich schleppt?" schnarrte ein besonders scharfes Organ dagegen, „jedenfalls wird man mit den Herrschaften bald einmal gehörig abrechnen müssen!"

✡

Die schwarzen Häupter des Parkes wogen und raunen. Allerlei leichtsinnige Geschichten laufen durch die aufgeregten Wipfel, fast kann man glauben, die schwanken Spitzen wollen dem tiefer horstenden Gesträuch erzählen, wie dort hinter den herabgelassenen Jalousien des Schlosses in Auflehnung gegen die gramumfangene, blindgeweinte Zeit endlich einmal wieder die anmutigen Götter der Freude huschen, die von Leid und Kummer nichts wissen und ihre ambrosischen Leiber zierlich in dem blank polierten Parkett spiegeln.

Oh, es galt ja auch nur einem ganz harmlosen Impromptu. Hatte doch die Mala, diese erfindungsreiche, ewig rastlose Phantastin, die so gern mit eigenem und fremdem Reichtum prunkte, hatte sie doch einen höchst absonderlichen Tanz ersonnen, eine bizarre Vermischung des feierlich-würdigen Menuetts mit der Teufelsorgie, jenen



verpönten und doch höchst kitzligen Niggerverrenkungen. Und jetzt wurden die etwas steifen und daneben doch wieder überaus schelmischen, ja aufreizenden Figuren in dem länglichen, lichtdurchglänzten Saal geübt. Zwei Paare nur. Der jugendliche, weißhaarige Fürst von Prora, ein Abbild der Kavaliere vom Hofe des Sonnenkönigs, führt an zierlich erhobener Hand die gramschmachtende Braut seines verstorbenen Sohnes. Und ihnen gegenüber stampft der Großherzog Karl-August mit der blassen, geschmeidigen Sonja, die ihren grobschlächtigen Paladin manchmal absichtlich zu einer recht derben Durchbrechung des geschraubten Zirkels veranlaßt. Wie muß dann die Mala an dem aufgeschlagenen Konzertflügel in ein scharfes, heiseres Kichern ausbrechen, wie wohltätig eint sich die Stimmung dieser unbekümmerten Lichtgötter mit dem warmen, funkelnden Glanz des Raumes, und wie vollständig wird die Melodie all der Sorglosen, leicht Vergeßlichen durch eine Wortfuge Sr. Königlichen Hoheit gegriffen, als er kurzatmig zu seiner Tänzerin äußert: „Also ganz wie die Störche im Apfelmus! — Nicht wahr, Gnädigste? Nach vorn, nach hinten, und wieder einen Schritt weiter. Famos, wie?"

✡

Die schwarzen Häupter des Parkes wogen und raunen, der Seewind klappert mit den Jalousien vor den Schloßfenstern, und sein kalter Atem pustet auch die langsträhnigen Haare des Mannes auseinander, der nun schon stundenlang die Wege unter den ächzenden Stämmen durchmißt. Aber sobald seine noch in der Dunkelheit funkelnden Augen etwas von den huschenden, unwirklichen Schatten dort droben erhaschen, dann schlägt sich der unruhige Läufer die Faust vor die Brust und stöhnt: „Großer Gott, erbarme dich unser. Wer bin ich denn eigentlich? Verflucht noch einmal, wer das wüßte! Und wer sind die da oben? Und wer hat uns zusammengeschworen auf dieses wirbelnde Brett mitten im Aufruhr? Verdammt, verdammt — Großer Gott —!"

Dann heult eine gewaltige Stimme durch den Wald, und die stolzen Kronen beugen sich wie immer tief vor der wühlenden Macht des Uranfänglichen.

7.

Anna Znaim klatschte in die Hände: „Sapperlot, schauen Sie aber mal fesch aus!" rief die Blonde, schwankend zwischen ihrem dummstolzen Spott und aufrichtigem Beifall, denn ihre Prinzessinnentorheit weidete sich daran, wie ungewollt vornehm sich der Ignotus Michael ausnahm, als er jetzt vor dem halbgeteilten Spiegel ihres Stübchens einen gleichgültigen und doch bohrenden, ja gewissermaßen abtastenden Blick auf seinem Jackettanzug und dem halboffenen, schwarzgrauen Überzieher ruhen ließ.

Sogar ein paar Taillenknöpfe saßen oberhalb des Rockeinschlitzes auf dem Rücken, und wenn die Böhmin jetzt ihre vollen Kirschenlippen zu einem verschmitzten, verständnisinnigen Lächeln verzog, das dem Polizeiaktuar Hans Krasselt galt, während dieser von der Schwelle aus mit melancholisch niedergedrücktem Interesse in seinem kantigen Kalmückenantlitz die Verwandlung des hergelaufenen Menschen verfolgte, dann spendete das Dienstmädchen jenes nichtssagende Zeichen des Einverständnisses lediglich aus dem Grunde, weil es sich nicht imstande fühlte, jemanden offen seine Dankbarkeit zu bekennen.

Nein, so viel Entgegenkommen verstieß nach ihrer Meinung unbedingt gegen die Stellung, die ihr durch ihre Schönheit sowie ihr einfangendes Wesen angewiesen wurde, ganz abgesehen von den goldspinnenden Möglichkeiten, die vielleicht in der Ausbeutung dieses von ihr dem Elend abgejagten, manierlichen und so verführerisch fremdartigen Menschenkindes lauerten.

„Herr Jegerl, wer weiß? — Wer weiß?" überlegte sie und tippte sich auf den üppigen Mund. Und in diesem „Wer weiß" erfüllte sich bereits ein großer Teil ihrer unruhigen Glückshoffnungen.

„Die Herrschaften wollen gewiß spazierengehen?" fragte Hans Krasselt kleinlaut, indem er verlegen an seinem mürben, schäbigen Hängemantel zupfte, obgleich er sich die Erkundigung hätte sparen können, da ja seine Poetenaugen bereits unausgesetzt das zum Ausgang gerüstete Mädchen in seinem gelben, gürtelgeschmückten Flausch und dem kecken, schwarzen Seidenfilzhütchen mit den roten Aufschlägen verschlangen.

Wieder gab es der Hasenpfote einen merklichen Stich, weil all die leuchtende, wie aus dem Menschenmorgen geborene Schönheit so freundlich und doch so teilnahmslos an ihm vorüberwandeln sollte.

„Nun freilich gehen wir aus," bestätigte Anna Znaim mit absichtlicher Offenheit und ohne eine Spur von Mitleid für den armen Leidenschaftsverzehrten, und dabei streifte sie sich bereits ein wenig ungeduldig ein Paar dunkle Zwirnhandschuhe auf. „Uns bleibt ja am Ende nur der Sonntag, nachdem Sie für den Ignaz ein gar so feines Gewerbe angeschafft haben. Sie, das haben Sie sich aber sauber ausgedacht. Puh — erst Müll," kräuselte sie empört die Nase, warf verächtlich die Lippen auf und stelzte dem Wohltäter voll gespielten Zornes entgegen, obwohl ihre dunkler werdenden Blauaugen nicht undeutlich eine echte Erbitterung verrieten. „Wissen Sie auch, wie das Zeug noch stundenlang — duftet, so sagt man ja wohl? Pfui Deixel! Und hinterher bringen Sie uns jetzt noch die Zettelankleberei, wo man die halbe Nacht rumlaufen muß, wenigstens der Ignaz? Sie schämen sich wohl gar nicht, Sie garstiger Mensch?"

„Still," verwies der Ignotus mit mühsamer Beherrschung, da er eben erst aus dem unerforschten Spiegelland zu sich selbst zurückkehrte, und über seine schmalen Wangen wechselte nun die Blässe der Scham mit dem hellen Rot des Unmuts. „Wie können Sie sich nur so vergessen, Fräulein Anna? Ich wenigstens habe alle Ursache, dem Herrn dankbar zu sein für — für seine unbegreifliche Fürsorge."

Doch der Blonden, die alles besser wußte, durfte man in Gegenwart anderer nicht so leicht einen Edelstein aus ihrer angemaßten Krone brechen. Immer noch strahlend und lächelnd warf sie die Hand spielerisch in die Luft und begann mit erstaunlicher Darstellungskunst die Pantomime des Anklebens vorzutäuschen: „I warum net gar?" rief sie mit ihrer hellen Stimme. „Finden Sie das so schön, Herr Michael — dummes Natzel —," fügte sie überheblich hinzu, denn je nachdem sie sich dem Fremden überlegen oder unterworfen fühlte, pflegte sie die Anrede willkürlich zu ändern. „Sie, da schauen's nur gleich her, am linken Arm den Kleistertopf, und in der Rechten den Pinsel, und dann so und so und so —. Aber im Morgengrauen andre Leut' aus'm Schlaf trommeln, net wahr, da kriegen's eh' wohl noch was raus für Ihre achthundert Mark die Woch'?" Selbstzufrieden rückte sie an ihrem breitrandigen Hut, wiegte sich ein wenig und schritt mit ihren hohen Stiefeletten geschmeidig und sich den Hof machend durch die Stube. „Pah, da bekomm' ich ja fast mehr in meinem Warenhaus bei die Taschentücher und die Hemden!"

Wieder wurden die beiden Männer von der unentrinnbaren Bedrückung umstrickt, die ihnen heimlich jede Begegnung verursachte. Aber diesmal fühlten sie beide gleichmäßig die Unerträglichkeit ihrer Lage, weil Anna Znaim bei ihren dünkelhaften Einwendungen wieder vollständig die Tatsache vergessen hatte, wem sie am Ende die Aufnahme in dem gut bezahlenden Warenhaus verdankte.

Wem anders als dem unseligen Spießbürger, der sich niemals aus seiner subalternen Beschränkung hervorwagte, der verstohlen und bedrückt immer von neuem die dunklen, ausgetretenen Treppen zu der Kartenlegerin Rosse hinaufschlich, obwohl er dort droben eine lächerliche, ja zuweilen eine offen verhöhnte Figur zu spielen gezwungen war. Weilte der Ignotus fern vom Haus, dann schleppte der mißhandelte und von kühler Grausamkeit ausgenutzte Poet im Auftrag der Angebeteten jene Trödelkleider in das Dachstübchen, die dann später dem hergelaufenen Menschen in den Augen des Mädchens einen unbeschreiblich märchenhaften Glanz verleihen sollten. Dies alles geschah unter dem Deckmantel der Menschenliebe. Zwar der Ignotus tilgte seine Schuld gegen die Blonde sofort mit den sauer verdienten Groschen, die sein zarter, arbeitsungewohnter Körper den aufreibendsten, abscheulichsten Gewerben abrang. Aber er ahnte dabei keineswegs, mit welcher Herablassung diese Summen — und oft nicht einmal vollzählig — dem verschwiegenen Helfer wieder hingeworfen wurden, als sei ihm mit der Zurückerstattung eine ganz unverdiente Gnade erwiesen. Hans Krasselt bot alle seine Beziehungen im städtischen Dienst auf, um die beiden Einsassen der Kartenlegerin flottzumachen, zu denen ihn ein unwiderstehlicher Zwang zog. Zu der einen, immer mehr zu einem beherrschenden, Sinne, Blut und Selbstachtung verzehrenden Gebild, zerrte den Unterjochten der unerfüllte Trieb des Dichters nach der Schönheit, die er in Gestalt der üppig-schlanken Böhmin nackt und glänzend aus dem Quell der Morgenfrühe steigen sah; an den andern jedoch, obwohl der Kalmücke in zuckender Seele empfand, wie die feine, sehnige Gestalt des Namenlosen jederzeit ihr Spiel mit der Badenden hätte treiben können, wenn nicht die Laune mitleidiger Götter dies Ärgste bisher vielleicht noch verhütet hatte, an jenen Unglücklichen und doch Beglückteren schnürte ihn der herzzerfressendste Neid. Er haßte dieses schattenhaft hinschwebende Wesen im Grunde, das ihn, den lebenden, lechzenden, warmblütigen Menschen dennoch verdrängte. Allein, weil seine Göttin ihre Neigung nun einmal an den Fremden hing, darum erhöhte der arme wunde Spießbürger seinen Nebenbuhler in duldender Phantasie zum Träger nie erreichbarer Vollkommenheiten, bis er endlich sein kleines, schäbiges Glück darin fand, dem Ignotus zu dienen. So hatte er den Brotlosen, der mit wiederkehrender Gesundheit nach nichts anderem so sehnsüchtig verlangte, als nach Beschäftigung und Einfügung in den Kreis arbeitender, wirkender Menschen, zuerst in den Betrieb der Müllabfuhr gebracht. Ein schmutziger, dunkler, lärmerfüllter Beruf, in den nach der rücksichtslosen Umschichtung allerlei verzweifeltes Volk strömte, Offiziere, Studenten, Kaufleute, Gelehrte, um sich ihre Herkulesmuskeln und die zähneknirschend ertragene Demütigung mit ungeahntem Sold bezahlen zu lassen. Allein, bald waren die ausgezehrten Kräfte des Ignotus unter den eisernen Kästen zusammengebrochen, und das beleidigte Selbstgefühl der Böhmin hatte von ihrem willenlosen Diener stürmisch eine sofortige Änderung beansprucht. Natürlich als ihr gutes Recht.

„Sie, Sie denken wohl, der Ignaz sei ein Knecht vom Land? Das möcht' ich mir aber schön ausbitten. Oder meinen Sie etwa, ich würd' ihm noch länger meine schönen Bürsten leihen, damit er sich den ekelhaften Staub abkratzt. Wie das hier bereits überall ausschaut!? Pfui, Sie haben es doch mit saubere Leut' zu tun!"

Da hatte der Gescholtene mit großer Mühe die vielumworbene Stelle als Zettelankleber besorgt und es war eine kleine boshafte Genugtuung dabei, wenn der Attenschreiber sich gerade die nächtlichen Wanderungen seines Schützlings lebhaft ausmalte.

Freilich, seine nimmersatte Schöne fand bald auch an dieser Wirksamkeit ihres Gefährten keine Freude, und gerade heute mußte der Aktuar erfahren, wie sogar der Fremde selbst in seiner träumerischen Art nach anderen Zielen strebte. Immer noch stand der Ignotus selbstvergessen vor der Spiegelkommode, und während er das düsterblond gescheitelte Haupt auf die Brust senkte, als müsse er seinen Willen erst mühsam vom Estrich auflesen, sprach er in seiner wohlgefügten, unbegreiflich noblen Weise, in die sich die Blonde täglich ärger vernarrte: „Sie erlauben mir gewiß eine letzte Bitte, Herr Krasselt. Aber ich denke mir, Sie als gebildeter Mann müßten wissen, wie es um mich steht. Sehen Sie, ich bin ja leider nicht wie Sie und die anderen, die genau kennen, was sie vermögen. Sondern ich muß auf meine Fähigkeiten lauern, wie sie sich langsam melden. Bald so, bald so. Da wollte ich Ihnen denn nun gern anvertrauen, was ich in letzter Zeit Merkwürdiges entdeckte."

„So? Was denn?" murmelte der Poet gepreßt, der dem Nebenbuhler solcherlei Entdeckungen nicht gönnte. Auch Anna Znaim, da sie immer unwiederbringlicher die Zeit für den ersehnten Ausgang verstreichen sah, drehte ungeduldig das flackernde Licht auf dem Tisch, so daß ihr frisches Antlitz und der liebeswarme Mund von unten her von sprunghafter Helligkeit überflogen wurde, bis sie endlich pressiert äußerte: „Nu, was hat's denn, Herr Michael? Vielleicht besinnen Sie sich. Jegerl, die Männer!"

„Ja," begann nun der Fremde, und ein verlegenes, nachdenkliches Lächeln glitt um die ausdrucksvollen Lippen, um, freilich kaum geboren, wieder in Ernst und Grübeln zu versinken: „Sehen Sie hier — Fräulein Anna besitzt ein paar Bände Romanlektüre. Und daneben steht eine kleine Taschenbibel."

„Die gehört der Rosse," warf Anna schnell dazwischen, als ob sie sich verteidigen müsse. Doch keiner achtete auf sie.

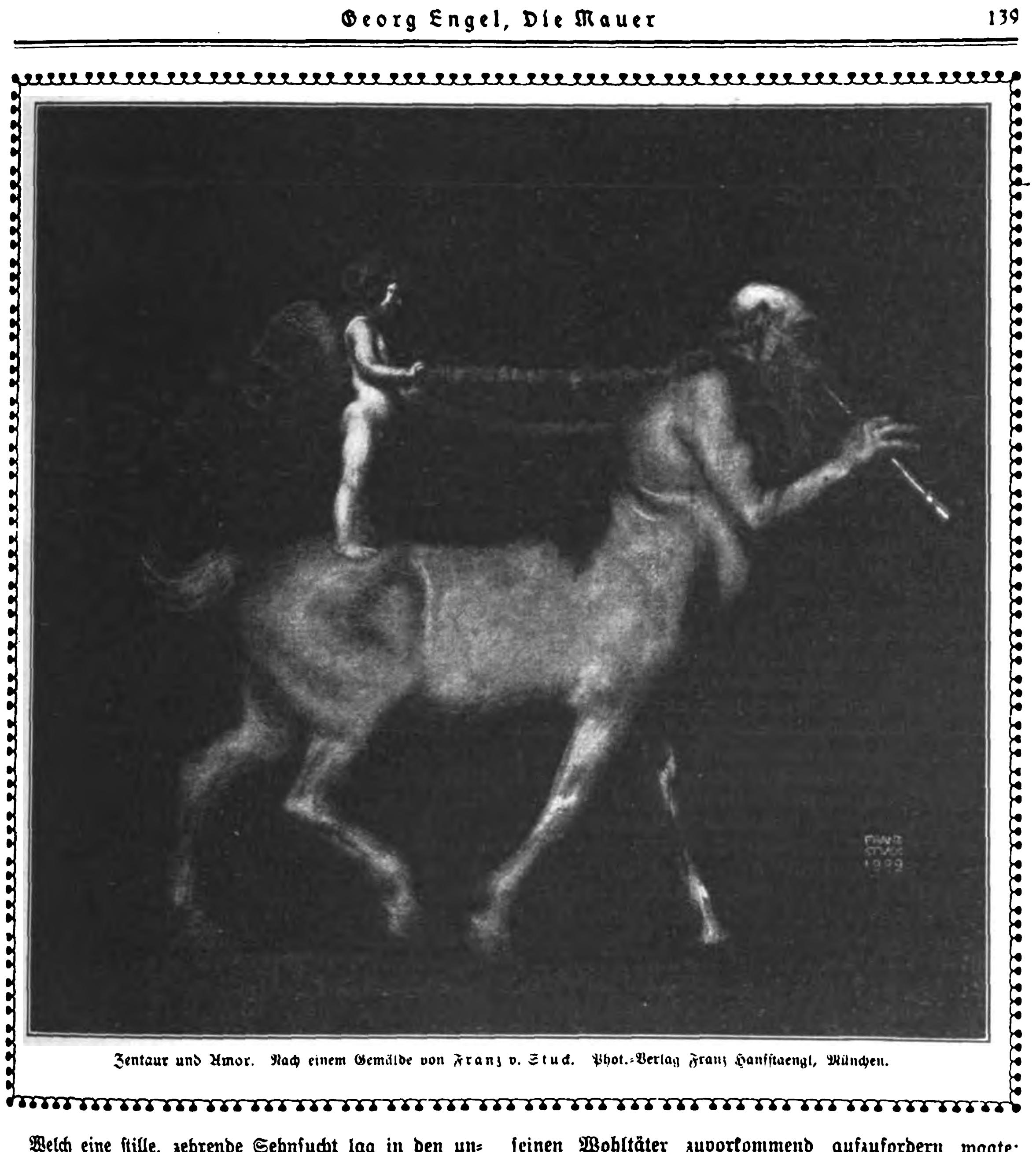
„Wenn ich mich nun in die Bücher vertiefe," fuhr der junge Mensch beinahe in dankbarer Erinnerung fort, „dann — Sie müssen mich aber nicht für arrogant halten — —"

„Jessas, arrogant sagt er," fing die Blonde bewundernd auf und schlug die Zwirnhandschuhe zusammen, „haben Sie achtgegeben, Herr Krasselt?"

Der Ignotus aber winkte ihr mit verlegener Miene, zu schweigen und sprach, fast bestürzt, weiter: „Wenn ich also lese, dann finde ich manchmal zu meinem Schrecken, daß mir viele der angedeuteten Beziehungen nicht fremd sind. Historische Daten fallen mir ein, englische und französische Brocken kann ich glatt übersetzen — und nachdem ich mich auch mit der Feder wieder ein wenig geübt — sehen Sie, hier —" er zog ein Blatt aus der Kommode hervor, „da glaube ich, daß auch meine Handschrift recht leserlich ist. Wie gesagt, das ist nicht immer frei von Grauen. Wenn Sie nun aus allen diesen Gründen vielleicht die Güte haben wollten — —"

„Schon gut," sagte der Poet gequält, drehte an seinem Schirm, und das gedunsene und doch faltige Kalmückengesicht drückte keinerlei Freude über die Fähigkeiten seines Schützlings aus. „Darauf war ich natürlich längst vorbereitet. Sie können es mir glauben. Auch habe ich mich bereits unter der Hand nach einer Bureaustellung für Sie umgesehen. Ganz klar, das liegt mir ja selbst am Herzen. Nur freilich — bei dem starken Angebot — Sie müssen eben Geduld haben."

Damit knöpfte sich der Aktuar nervös den schlappen Mantel zu, obwohl er ihn eben erst ganz grundlos geöffnet hatte, um zum Schluß ohne jeden Zusammenhang hervorzustottern: „Also, wenn ich mich nicht irre, beabsichtigen die Herrschaften, in den Apollopark zu gehen. War es nicht so?"



Zentaur und Amor. Nach einem Gemälde von Franz v. Stuck. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Welch eine stille, zehrende Sehnsucht lag in den unvorsichtigen Worten, und wie entblößte sich für eine kurze Sekunde das innerlich blutende Leid eines Ausgestoßenen, als die geschlitzten Augen sich während dieser unbeherrschten Frage an die beiden blonden Menschen klammerten, als wollten sie endlich Kunde geben von der tragischen Einsamkeit ihres Besitzers.

Geht nicht, geht nicht, flehten die glanzlos braunen, verlesenen Augensterne hinter der unförmigen Hornbrille. Oder wenn ihr beiden schönen Bilder schon aus eurem gewöhnlichen Rahmen springen müßt, oh, dann erbarmt euch und nehmt mich mit. Ihr Glücksbringer, ihr Sonnenkinder — Ihr —

So demütigten sich die Augen hinter der Brille, ängstlich, hoffnungslos, freilich das gelbe Lederantlitz blieb davon gänzlich unberührt, ja die verkniffenen Lippen zeigten sogar jenen kühlen, besserwissenden Spott, wie ihn die große Stadt allen ihren arbeitenden Kindern als Stempel aufdrückt.

Allein der Ignotus, der selbst durch den schwarzen Hohlgang der Einsamkeit wanderte, er erlauschte mit seinem geschärften, seelischen Gehör den bangen Tritt des ihm Begegnenden. Bescheiden verneigte er sich, bevor er seinen Wohltäter zuvorkommend aufzufordern wagte: „Ihre Begleitung, Herr Krasselt, wäre uns natürlich mehr als angenehm."

„Aber ja," fiel Anna Znaim sofort ein und blickte auf. „Es wär' herzig. Ich mein' nur, der Herr Krasselt wird sich halt mit seiner Frau Gemahlin verabredet haben."

Die Stangen im Schirm des Schreibers begannen merkwürdig zu klappern, und die ganze Hasenpfotengestalt auf der Schwelle vermoderte förmlich in Schäbigkeit und Armleutedunst, da der Poet jetzt gelassen und sachlich erwiderte: „So verhält es sich in der Tat. Ich bin verabredet. Amüsieren Sie sich gut! Guten Abend."

☆

Die bleichen Monde der Bogenlampen standen bereits zwischen den Ästen der herbstlichen Bäume, als das Paar das große Vergnügungsetablissement erreichte. Es war an einem jener kleinen Waldseen gelegen, die ohne erspürbaren Zustrom tief in den Gründen ungeheurer Kiefernforstungen ihrem blauen Traum nachhingen. Eine herbe Schweigsamkeit schwebte früher auf lichten Nebelschwingen um seine Ufer. Jetzt aber war plötzlich die wahnwitzige Ausgeburt der großen Stadt, der Trubel, über die stille Stätte hergefallen, und fortan zitterte der Boden von

seinem Gekreisch; alles klirrte, rasselte, schwankte und rollte, denn die besondere Eigenart des tobsüchtigen Dämonen bestand in dem Einfall, daß es nichts fest Begründetes mehr geben dürfe, ja wie sogar Eisenbahnen, Häuser und künstliche Felsen sich drehen und übereinander forthüpfen müßten. Die Menschen schritten nicht mehr auf kiesbestreuten Pfaden ihrem Ziele entgegen, sondern sie wurden auf rollenden Straßen fortgerissen, bergauf, bergab, bis sie das Gleichgewicht verloren. Die Gasträume, die man aufsuchte, begannen plötzlich zu schaukeln, wie ein stampfendes Schiff, die Tische hüpften, die Stühle sprangen, und wenn nun gar noch der Erdboden seine Ruhe aufgab, um als eine rotierende Scheibe im Kreise herumzurasen, dann flogen die wehrlosen Menschen, gleich Bündeln, in die Ecke, fielen übereinander, klammerten sich an die Wände, und das Bewußtsein von dem im ehernen Gleichmaß schwebenden Erdball war aufgehoben. Einem betrachtsamen Gemüte konnte dieses Jauchzen über die verlorene Sicherheit als eine Parodie erscheinen, die sich ein herumgeschleudertes Volk in Ironie selbst vorspielte.

Bleich und doch mit großen, leuchtenden Augen stützte sich in einem jener verhexten Gasträume, Anna Znaim auf eine eiserne Handhabe in der Wand. Mit der Rechten jedoch umfing sie in ihrer Not die schlanke Hüfte ihres Begleiters, eine Vertraulichkeit, die sich das kecke Mädchen trotz seines Selbstbewußtseins bisher niemals erlaubt hatte. Zurückgeschreckt von ihrer eigenen Prinzessinnenhaftigkeit, die sich unbeschadet ihrer Lebensgier dennoch zu keiner Zeit verleugnete, aber auch in die Schranken gewiesen durch die kühle, höfliche, nicht durchdringliche Fremdheit des Ignotus, die ihn zu ihrem Erstaunen stets wie ein unsichtbarer Panzer schützte, so hatte das glühende, willige Geschöpf sein Verlangen nach Schenken und Spenden bisher schmollend verkümmern sehen. Nun hielt sie es wenigstens für ihr gutes Recht, alle äußerlichen Freuden mit dem von ihr Geretteten zu teilen.

„Das is aber a Hetz,“ sagte jetzt die Blonde, um ihren schweigsamen Begleiter für den tollen Spaß empfänglich zu stimmen, obwohl ihr innerstes Sehnen nach gepflegtem Wesen durch die Wüstheit der Szene gründlich verwirrt wurde. „Jessas, wie einem die Röcke fliegen. Und nun gar die Haar'. Bitt' schön, halten Sie mich fest, Herr Michael. Sie können's ruhig wagen, Sie verbrennen sich nicht die Finger,“ schmollte sie und warf die Lippen auf, da der Ignotus ihr kaum die Hand reichte. „Meiner Seel', das is ja wohl gar ein Foxtrott? Wollen wir nicht auch ein paar Sprünge auf dem Schaukelbrett versuchen? — Pardohn,“ setzte sie hinzu, denn sie wurde eben wieder empfindlich gegen ihren Gefährten geschleudert. Doch der Ignotus schüttelte, keineswegs von der allgemeinen Lust entzündet, den Kopf, und wenn die Böhmin besser in fremder Eigenart hätte lesen können, dann würden ihr die tief in ihre Höhlen zurückgesunkenen grauen Augen des eben erst Genesenen sowie seine fest aufeinandergepreßten Lippen und nicht minder die zitternden Nasenflügel den inneren Widerstand des Fremden gegen derartige Wildheiten verraten haben. So aber bedurfte es erst einer offenen Abweisung: „Ich will Sie in Ihrem Vergnügen gewiß nicht stören,“ erwiderte er auf ihre Aufforderung ruhig und schonend, und es war schreckhaft, wie leer und voller Unverständnis er auf das purzelnde, fegende, sich bäumende Treiben starrte, denn in diesem Augenblick prägte sich in dem eingefallenen Antlitz ganz besonders scharf jener Zug eines ziellos in eine unbekannte Welt Geschleuderten aus. „Aber ich selbst — Sie müssen es mir nicht verargen, meine Nerven wehren sich gegen diesen Lärm —. Es erregt mir eine schwer erträgliche Pein — ich werde Sie draußen erwarten.“

Damit löste er sich schon von der Hand des Mädchens, um sich mühsam an der taumelnden Wand zurechtzutasten, bis er endlich den rettenden Steg erreicht hatte. Die Dorfprinzessin dagegen blickte ihm sprachlos nach. Ihre vollen Lippen öffneten sich, in den blauschwarzen Augen flatterte es, als ob dunkle Falter sich darin bekämpften, und über das zartgemeißelte, blühende Antlitz verbreitete sich das traurige Eingeständnis eines begrifflichen Versagens. Sie hielt sich noch immer an dem eingeschraubten Bügel fest und mußte an sich halten, um dem Enteilten nicht laut nachzurufen: Wie? was? — Pein? Du lumpiger Ignaz, bist du denn ein wirklicher Prinz? — Nicht einmal deine feinen Kleider gehören dir — ich bin meinem verdrehten Verehrer — dem Herrn Krasselt — ja noch fünfhundert Mark dafür schuldig. Und solch ein Kavalier dünkt sich zu gut für mich?

Allein kein Wort meldete sich. Das litt ihre Vornehmheit nicht, obschon sie kränkend genug behandelt worden war. Bleich, mit niedergeschlagenen Augen, gab sich das schöne Geschöpf den widersinnigen Bewegungen hin, verzog den Mund zu einem gewaltsamen Lachen, und als sie nun gegen einen zappligen Jüngling flog, rief sie liebenswürdig wie immer mit ihrer silbernen Stimme: „Gehen's, Sie Hanswurst.“

Aber im selben Moment war es ihr, als ob sie Vater und Mutter zugleich verloren hätte. (Fortsetzung folgt.)

Die Rose. Von Gertrud Lauffs

So duftet keine Rose mehr,
So duftet keine süß und schwer,
Nur eine glüht so rot;
Sie blüht auf einem stillen Grab
Und neigt inbrünstig sich hinab —
Hier Leben, dort der Tod.

War eine Liebe voll erblüht
Und war zu blühen nimmer müd',
Wie war ihr Duft so hold!
Doch ob sie Rosen, Rosen trug,
Niemalen tat sie sich genug,
Hat immer mehr gewollt.

Und war zuletzt so leidvoll groß
Und wußte wohl, es war ihr Los,
Daß sie dran sterben müßt'.
Da hat sie sich geneigt zur Stund',
Da hat sie auf dem liebsten Mund
Der Rose Duft geküßt.

Davon entbrennt sie nun so sehr,
So duftet keine Rose mehr,
Nur eine glüht so rot;
Sie blüht auf einem stillen Grab
Und neigt inbrünstig sich hinab —
Hier Leben, dort der Tod.

Vom guten Ton

Betrachtungen von Ilse Reicke, Berlin

Der gute Ton: jeder fühlt sofort, was gemeint ist, und keiner kann kurz und genau beschreiben, woraus jenes Etwas hervorgeht, worin es besteht und sich äußert, das man bei einem Menschen oder einem Hause, ja, auch bei einem Betriebe oder einer Schulklasse den „guten Ton" nennt. Eines jedenfalls ist klar: der gute Ton besteht in mehr als leeren Anstandsregeln, nach denen man weiß, „wie man sich räuspert und wie man spuckt", und es ist weiter klar, daß der gute Ton kein Vorrecht irgendeiner sozialen Schicht ist oder der längst verschollenen „oberen Zehntausend" mit dem steuerfähigen Säckel. Im Gegenteil: das stolze und zugleich bescheidene Selbstgefühl bei den Seeleuten an der Waterkant, den fränkischen Bauern oder dem Kleinbürgertum eines hinterpommerschen Städtchens beweist oft mehr guten Ton, als all die „feinen Leute", die sich heutzutage im D-Zug zweiter Klasse oder im Kaffeehaus ganz unbekümmert die Nägel schneiden, schminken oder pudern, ihre Geschäftsgespräche, Liebesabenteuer oder Ehezwiste so laut zum besten geben, daß kein anderer seine Gedanken beisammenhalten kann.

Je mehr man darüber nachdenkt, desto schärfer erkennt man: der gute Ton, das heißt, die Auswirkung wahrhafter Bildung beim Umgang mit Menschen, entspringt aus zweierlei: aus der Harmonie mit sich selbst und aus dem Gefühl der Harmonie mit der jeweiligen Umgebung. Sehen wir genauer zu: der Mensch, der sich im Zwiespalt mit sich selbst befindet, der geschäftlich verärgert, nervös, gereizt, aufgeregt, aus irgendeinem Grunde mißgelaunt oder verdrossen ist: der findet nicht den guten Ton, er wird in Gesellschaft rechthaberisch, zänkisch, empfindlich, grob, unfreundlich, hämisch oder bissig sein, je nach seiner Natur. Freilich: wir alle müssen einmal in schlechter Laune unter Menschen gehen — sei es an eine festliche Abendtafel oder den bescheidenen Familientisch: aber der wirklich „wohlerzogene" Mensch versteht es oder hat es gelernt, wenigstens für die betreffende Zeit seinen Mißmut fortzuscheuchen und sich mit Willen in eine gelöste, harmonische Stimmung zu versetzen — es braucht ja nicht durchaus eine heitere zu sein. Persönliche Verstimmung merken zu lassen oder gar an anderen auszulassen, ist die erste große Sünde gegen den guten Ton, der ja mit den Grundgesetzen der „Diplomatie" eng verwandt ist. Diese Selbstsicherheit und Gelassenheit ist das Bindeglied zu dem zweiten: dem Gefühl der Ausgeglichenheit und Harmonie mit der jeweiligen Umgebung. Wer mit dem Gefühl der Überlegenheit: „was seid ihr denn alle gegen mich" — „hier muß ich Respekt verlangen" — „ahnt ihr denn, wer ich eigentlich bin?" einen Kreis von Menschen betritt oder überhaupt in seinem Leben zwischen den Menschen umhergeht, der wirkt genau so unausstehlich und schlecht erzogen wie der andere, an dem das Gefühl seines geringeren Wertes klebt, der unterwürfig, „servil", aufdringlich ist und allen liebedienernd nachläuft. Diese Menschen hängen sich wie die Kletten an jede Persönlichkeit, die sie für bedeutender halten, und haben gar kein Gefühl dafür, daß zum Takt in erster Linie gehört, dem anderen Freiheit zu lassen und zu fühlen, wenn er sich aus einem Gespräch lösen will. Der Dünkelhafte freilich ist wie der Kriecher albern in seinem Argwohn, ob ihn der und der auch „zuerst gegrüßt" habe, ob er „auch oben" an der Tafel sitze usw. (In diesem Falle ist, nebenbei bemerkt, die Sitte klug und gut, Hausherr und Hausherrin an die Schmalseiten der Tafel zu setzen, damit hören „oben" und „unten" auf, und auch die Leitung des Personals ist leichter.) Wo immer man also zwischen vermeintlich oder tatsächlich Höherstehenden oder Niedrigerstehenden — in Geburt, Amt, Geld, Ansehen — sich bewegt, da lautet die erste Regel: „Setze wohlwollende Achtung deiner Persönlichkeit, wie sie ist, als Selbstverständlichkeit einfach voraus — damit erzwingst du sie." Wer prahlend oder schmeichelnd auftritt, dem gilt die Warnung: „Man fühlt die Absicht und man wird verstimmt".

Wer seiner selbst sicher ist und sich sicher fühlt auch zwischen anderen, der gewinnt ganz von selbst die dritte Eigenschaft der „vollendeten Erziehung", wie man im höflichen Jahrhundert unserer Urgroßmütter sagte: nämlich die Fähigkeit zuzuhören, sich in den anderen zu versetzen. Wie oft



Aus entschwundenen Zeiten. Nach einem Gemälde von F. G. Waldmüller.

beobachtet man die lächerliche Plumpheit, auf jede Äußerung eines anderen mit einer Parallele aus dem eigenen Dasein zu antworten. Heißt es: „Ich habe einen neuen Teppich gekauft", oder: „Meine Kinder haben Turnstunde", oder „Wir reisen da und da hin", so kommen als Antwort die langweiligen Gegenstücke: „Ja, unsere Teppiche...", „Unsere Kinder...", „Wir reisen..." usw. Nicht nur das eigene Ich und das eigene Leben zum Gesprächsgegenstand zu machen, ist eine Grundregel der Unterhaltungskunst. Die innere Bereitschaft, sich in den anderen zu versetzen, zeitigt noch ein anderes: Takt. Man wird nicht vor einer Mutter, die ein Kind verloren hat, gerade Kinderstubengeschichten auspacken, vor einer Verlobten oder einer Frau, die in Scheidung lebt, keine Eheskandale, wird nicht vor Bekannten vom Lande über die „Provinz" spotten usw. Die Redensart „Anwesende sind immer ausgenommen" bedeutet im Grunde nur die verlegene Entschuldigung einer Taktlosigkeit. Das gefährlichste Thema ist heute die Politik. Eifer, der leicht Gehässigkeit wird, muß hier einem vorurteilslosen, scheinbar-wissenschaftlich interessierten Anhören der Gegenseite weichen. Widerspruch ist nicht mit einem „Ach, Unsinn", oder „Wie können Sie denn so etwas behaupten", einzuleiten, sondern am geschicktesten mit einer Frage: „Glauben Sie nicht, wenn das und das geschieht, so würde...", oder: „Wie beurteilen Sie es nun aber, daß..." usw.

Der „gute Ton" enthält — um nach der geistigen Einstellung, nach den Worten, auch auf die Gebärden zu kommen — endlich noch ein Viertes: die Fähigkeit zu feinen Unterschieden — das Fremdwort „Nuance" sei vermieden. Man bedenke einmal: die gesamte Gebärdensprache der Menschen untereinander bewegt sich — von Liebesraserei und Schlägereien natürlich abgesehen — zwischen zwei Grenzen: dem leichten Neigen des Kopfes, mit dem man flüchtige Bekannte auf der Straße oder Leute, zu denen man „kühl" steht, in Gesellschaft zu grüßen pflegt — und dem Kuß auf den Mund unter Umarmung, mit dem nahe Freundschaft das Wiedersehen und den Abschied feiert! Zwischen diese beiden Grenzen muß die Feinfühligkeit die lange Stufenfolge seelischer Ausdrucksmöglichkeiten aufbauen. Das heißt, man darf nicht dauernd mit großen Münzen um sich werfen, wo es die kleinen auch tun. Am meisten mißbraucht wird heute der Handkuß, der gänzlich sinnlos überall, in der Straßenbahn, im Geschäft, bei jeder Begegnung auf die Hand einer Dame geknallt wird in dem naiven Glauben, das sei „fein". Nein: den Handkuß sich zu gestatten, ihn einem anderen zu gewähren, bedeutet immer eine zarte kleine seelische Beziehung, eine Huldigung, eine Dankbarkeit, ein Einverständnis. Nicht jeder Ort, nicht jede Lebenslage sind für solche Bekundung geschaffen. Eine Trennung auf dem Bahnhofe, ein Glückwunsch, ein Dank haben hier besondere Rechte. Sonst genügt es, sich auf eine Hand niederzubeugen, was natürlich nicht bedeutet, sie zu einem scheinbaren Kusse hochzureißen! Auch das schöne Siegel des Einverständnisses, der Handschlag, der Händedruck, sollte sparsamer verwendet werden, nur zu wirklichem Willkommen und Lebewohl; er sollte nicht bei jedem harmlosen Ausgang, bei jeder Verabredung oder Besprechung gleich zu wiederholten Malen verabreicht, das heißt „entwertet" werden. Ach, es gibt auch hier so viele kleine Feinheiten des „guten Tones": ein Herr, der in die bloßen Finger einer Dame seine behandschuhte Rechte legt, zeigt, daß er kein Feingefühl hat, ebenso zieht eine Frau vor der anderen, vor allem die jüngere vor der älteren, in solchem Fall den Handschuh ab. Andererseits ist es ein feines kleines Sinnbild des Selbstgefühls, der Selbstbewahrung, wenn man sich vor einem anderen lieber selber auch den Handschuh anzieht. Streifen aber zwei Menschen, die sich unverhofft begegneten, jeder heimlich den Handschuh ab, um sich beim Abschied die bloße Hand zu drücken, so ist das schon ein beglückendes kleines Erlebnis seelischen Einverständnisses! Dies Beispiel zeigt vielleicht recht deutlich, warum guter Ton die Fähigkeit zur feinen Unterscheidung in den Gebärden heißen kann.

Wir sehen: der gute Ton ist keine Paragraphensammlung des Benehmens, die jeder sich eintrichtern kann, wie heutzutage manche „Anstandsbüchlein" glauben machen möchten, sondern er bedeutet eine innere Gesinnung gegen die Menschen, geistige Haltung vor sich selber. Freiheit und Natürlichkeit, Gelassenheit und Sinn für das seelische Symbol sind seine Paten.

Kindermund * Von Paul v. Schönthan.

Aus einer Sammlung von Aussprüchen und Szenen aus dem Kinderleben, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2188.

Mutter: „Nun Rudi, warum freust du dich denn gar nicht über die schönen Spielsachen, die du zum Geburtstag bekommen hast?"

Rudi: „Weil ich an die vielen Schläge denke, die ich kriegen werde, wenn ich's kaput gemacht habe."

*

„Wer kuriert deinen kleinen Finger?" — „Der liebe Gott." — „Und der Herr Doktor?" — „Der schaut ihn nur an."

*

„Ja, ja, in der Not frißt der Teufel Fliegen!" hat der Onkel soeben einen Satz geschlossen.

Der kurzhosige Neffe fragt: „Onkel, was ist das ‚in der Not?'"

„Wenn es ihm schlecht geht, mein Junge!" ist die Antwort.

„So, — was frißt er denn, wenn's ihm gut geht?"

*

Aus der Schule. Lehrer: „Wie nennt man beim Hasen die Haare, die zu beiden Seiten der Schnauze sitzen?" — **Fritz:** „Spürhaare." Lehrer: Warum „nennt man sie so?" — **Fritz:** „Wenn man ihn daran ‚ziept', spürt er's."

*

Mama (ihrem Töchterchen das Märchen vom Rotkäppchen erzählend). „— — und da hat denn der Wolf die Großmama aufgefressen." — **Liddy:** „Der arme Wolf!"

*

Nachdem Mama den kleinen Ludwig, der den Obstständer gründlich geplündert hat und mit vollen Taschen aus dem Speisezimmer geschlichen kam, seiner Naschhaftigkeit wegen tüchtig abgekanzelt hat... „Das sage ich dir, Naschen macht leere Taschen."

Ludwig schüttelt den Kopf: „**Volle** muß es heißen!"

*

„Wie kommt's, Karlchen, daß du so oft von deinem Papa Prügel bekommst?" — **Karl:** „Weil er stärker ist als ich."

*

Die kleine Betty (eine Fliege beobachtend, die unaufhörlich gegen die Fensterscheiben summt). „Du, Mama, die Fliege muß gewiß mal hinaus!"



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 15



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Bauernkrieg

Nach einem Gemälde von Prof. Anton Hoffmann





Deutsche Heimat: Altes Burgtor. Nach einer Radierung von H. Otto. Mit Genehmigung des Kunstverlags A. Bagel, A.-G., Düsseldorf.

Nächtliche Geständnisse

Notizen eines Vagabunden. Von Waldemar Bonsels

Als ich in jungen Jahren auf der Wanderschaft war, auf Wegen, die mich hinauf und hinab, durch Abgründe und über helle Höhen führten, gelangte ich eines Nachmittags auf einen ländlichen Schulhof, und Hunger und Müdigkeit trieben mich in einfachen Hoffnungen zur Einkehr. Es machte sich, daß ich mit dem Lehrer in ein Gespräch kam, und daß er mich nicht allein zu Tisch lud, sondern mir auch eine Kammer für die Nacht anbot, obgleich mein Aufzug und Zustand keineswegs geeignet waren, das Vertrauen eines so wohlgeordneten Hauses zu finden. Mir ist nach dieser Begegnung, die ich wohl hätte nach der Unterhaltung mit dem gebildeten und wohlmeinenden Hausherrn und nach der Gastfreundschaft in seiner Familie einschätzen sollen, seltsamerweise nur ein Erlebnis der Nacht lebendig im Gedächtnis geblieben, obgleich es eigentlich nur mit Vorbehalt zu berichten wäre, und keineswegs zu jenen Ereignissen gehört, die nach dem ersten Eindruck von besonderer Bedeutung zu sein scheinen. Aber unsere Erinnerung treibt ein seltsames Spiel mit unseren Meinungen und bekümmert sich selten um das Gewicht, das wir selbst einem Geschehnis beimessen. Wie vieles aus unserem Leben ist nicht in Nacht versunken und vergessen, das uns einmal unendlich wichtig vorkam, und wie häufig tauchen kleine Dinge nach Jahren vor unseren geistigen Augen auf, denen wir damals keine Beachtung geschenkt haben. Es mag daran liegen, daß wir unter der unmittelbaren Wirkung eines Erlebnisses nicht in der Lage sind, seine wahren Beziehungen zu unserem Wesen gerecht zu ermessen.

Ich hatte Agathe, die Köchin des Hauses, eigentlich kaum beachtet, obgleich mir hierzu nicht allein durch ihre große Erscheinung, sondern auch durch eine Verfügung der Frau Lehrer, die mich vor dem Essen zum Waschen in die Küche schickte, Gelegenheit geboten war. Dort hatte Agathe mir eine Blechschale mit Wasser auf einen Küchenstuhl gestellt und beobachtete mich mißtrauisch und mit deutlicher Abneigung, wie einen unwillkommenen Eindringling, schien ihre Herrschaft nicht mehr zu verstehen, die einen Landstreicher in ihre Gemeinschaft aufnahm. Trotzdem drang durch diesen deutlich zur Schau getragenen Unwillen etwas wie eine mütterliche Fürsorge, die sich durch ihre Vorurteile über gesellschaftliche Rangordnung durchaus nicht völlig unterdrücken ließ. Aber erst als ich spät in der Nacht meine Dachkammer bezogen hatte, fand ich Gelegenheit, diese flüchtige Beobachtung auf ihre Bedeutung hin zu prüfen.

Als alles im Hause schlief und ich selbst im ersten Halbschlummer lag, vernahm ich ein leises Klopfen an meiner Tür, und eine Frauenstimme fragte: „Darf man hinein?"

Ich sah eine hellbeschienene, mächtige Gestalt, die den Rahmen der Tür mit ihrem Glanz und ihrem Lächeln ausfüllte, und erkannte Agathe. Sie nickte mir wohlwollend und ermutigend zu, stellte zuerst die Kerze ab und

huschte wogend wieder an die Tür zurück, die sie sorgfältig und leise verriegelte. Ein kleiner, schnappender Laut ließ sich nicht vermeiden, dazu sagte mein Besuch: „Gottchen!"

Sichtlich erleichtert und frohen Sinnes strahlten ein Paar blaue Augen mich nun triumphierend an, deutlich Anerkennung heischend für die Opfer an Angst und Mühe, die zurückliegen mochten, und für das Gelingen dieser freien Tat. Ich hatte mich erholt und sah mich zu meinem Erstaunen völlig außerstande, durch Widerspruch auch nur die kleinste Disharmonie in diesen leeren Himmel voll herablassender Gunst zu bringen, der sich in wolkenloser Festfreude mit diesem großen Mädchen über mir ausbreitete. An Flucht war in dem vorliegenden Fall nicht zu denken, denn meine Besucherin hatte vorgebeugt, wenn auch gewiß nicht im Hinblick auf einen Fluchtversuch von mir, und die Lage spiegelte sich in ihren Augen anders, als in den meinen. Sie hatte mich eine Weile mit fast mütterlichem Ausdruck betrachtet, dann sagte sie herzlich: „Nicht wahr?" und lächelte aufmunternd.

„Gewiß," sagte ich eilig, „sicher..."

„Wie schüchtern er tut, ei, ei," meinte sie.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" fragte ich und schob den Stuhl in ihre Nähe. Sie zog ihn unter sich, und er verschwand.

„Vielleicht wundert sich der Herr Landstreicher, daß ich noch so spät auf Besuch komme, aber ich habe mir gedacht, auch unsereins will sein Anrecht haben, und wir plaudern noch ein Stündchen. Aber, nicht wahr, brav bleiben..."

Ich gab das Versprechen, das mir abverlangt wurde, aber nun schien es mir, als sei das nicht erwartet worden. Ich sah, daß ich enttäuschte und wurde unsicher.

„Nicht wahr, Sie heißen Agathe, Fräulein Agathe?"

„Aber natürlich, was ist denn nur? In der Küche waren Sie doch anders, so munter... Nun, ich werde schon sorgen. Aber, aber..." Und sie hob den Finger, schwenkte ihn warnend vor ihrem verdüsterten Auge und lächelte zugleich, in geheimnisvoller Abwehr. Sie tat so, als sei ich in die Kammer eingedrungen, aber ich überlegte scharf und sah ein, daß das so ihre Art und Sitte war, und daß sie einen berechtigten Anspruch auf diese Umstellung der Betrachtung hatte. War nicht sie der gebende und zugleich der ausgesetzte Teil, und schon dadurch im Besitz aller Vorrechte? Ich hatte schon bei ihrem Eintritt bemerkt, daß sie ein Paket mit sich führte, das aber nur flüchtig gepackt war, eine Flasche und ein Bündel Briefschaften, unter denen sich auch ein größeres Buch mit Goldschnitt befand. Mich ergriff ein Gefühl, das ich den Stolz des Gastgebers nennen möchte, es erfreute mich, denn es war mir neu, aber auch später in meinem Leben habe ich es selten wieder so erfrischend empfunden, denn es gibt wenig fremde Gäste, die auf so selbstverständliche Art voraussetzen, daß sie willkommen sind, wie Agathe es tat. Sie breitete nun die Gegenstände, die sie zu mir heraufgetragen hatte, auf dem Tisch aus. Das Paket enthielt durchwachsenen Speck, und die Flasche war mit Lagerbier angefüllt. Agathe schob mir beides ohne Worte einfach hin, mit einem lieben Lächeln, ihr selbst kam es nur auf die Papiere an, die vor ihr lagen.

Ich nahm den durchwachsenen Speck an mich, aber Agathe legte ihn, etwas abseits, wieder auf den Tisch zurück.

„Was wollen Sie denn jetzt damit? Schauen Sie her, dies müssen Sie sehen, es sind meine Eltern."

In unbefangener Bedachtheit entfaltete Agathe nun ihre Papiere, Bilder und Karten vor mir. Das Buch mit Goldschnitt, das in roten Samt gebunden war und ein Nickelschild führte, wurde vorläufig noch zur Seite gelegt. Ich begriff den Ernst dieser Stunde, in der ein Menschenwesen nach der eintönigen und nüchternen Mühsal der Tagesarbeit Erhebung im Walten des Gemüts suchte, begriff die Nahrung der einfachen Seele und ihren ihr selbst unbewußten Hunger nach innerlichen Gütern des Lebens. Es war, als habe dieses große und ungefüge Wesen, das so ganz aus leiblichem Wohlstand erbaut zu sein schien, sich lange nach der Stunde gesehnt, in der ein Mensch an ihren wertvollsten Lebenseigentümern teilnehmen sollte. Und merkwürdig, wieviel dieses von kleiner Daseinsgunst verwöhnte Menschenkind an Teilnahme voraussetzte. An mir, meinem Leben und meinen Interessen ging Agathe völlig vorüber, sie stellte weder eine Frage, noch bekümmerte sie mein Zustand oder meine Geschichte, es kam ihr ganz allein darauf an, daß ich sie anhörte, und sie konnte sich nicht denken, daß ein Mensch noch höher zu ehren sei, als nun ich durch ihr Vertrauen geehrt wurde.

Sie hielt das Bild ihres Elternpaares vor mir ans Licht, betrachtete es jedoch mit schräggehaltenem Kopf selbst, und erzählte mir von diesen Leuten und ihrer Heimat. Ihre Sprechweise erinnerte mich auf das Lebhafteste an die Ausdrucksformen, in denen verstoßene Gräfinnen in Romanen sprechen, die in Heftfolgen erscheinen. Agathe erhob deutlich den Anspruch, den gebildeten Kreisen zugerechnet zu werden, und, wie ich nach und nach erfuhr, durchaus nicht ohne Grund.

„Wir kamen dann ins Unglück," sagte sie nach einer genauen Festlegung der elterlichen Charaktere und des ihren, „es war, als das Panorama zugrunde ging."

„Das Panorama?"

„Mein Herr Vater hatte seine Ersparnisse und das Geld meiner Mutter in einem großen Panorama angelegt, in dem die ganze Lebens- und Leidensgeschichte des Herrn Christus von A bis Z zu besichtigen war. Man trat durch den Vorhang ein und sah sich in das sonnige Morgenland versetzt, besonders bei gutem Wetter. Alles war in Bildern dargestellt, die so groß wie Häuser und weit in die Ferne, bis zum Horizont, gemalt waren. Sie betrachteten darauf die Geburt zu Bethlehem, mit Stern, die Flucht nach Ägyptenland, den zwölfjährigen Jesus im Tempel, die Bergpredigt, den Ölberg, das Verhör und zuletzt natürlich die Kreuzigung, das war die Hauptsache. Von der Grablegung war abgesehen worden, wegen Raummangel. Es war ein herrlicher Anblick; drei Künstler hatten es auf Leitern gemalt, und wir verzeichneten, besonders Sonntags, gute Einkünfte. Wo immer wir das Panorama aufschlugen, es stellte sich das beste Publikum ein. Sonst bin ich auch weit in der Welt herumgekommen, denn von meinem fünfzehnten Jahre an saß ich an der Kasse."

„Ach, so früh schon?"

„Da ist doch nichts dabei. Der Eintritt kostete ja nur dreißig Pfennig für Erwachsene, und für Kinder und Militär in Uniform die Hälfte. Schulen und Vereine hatten Vergünstigungen. Man sollte aber kaum glauben, was ein Mädchen an so einer Kasse erlebt. Und noch dazu, wo es sich doch um die Leidensgeschichte handelte, und man annehmen möchte, die Herren wissen, was sie zu sehen bekommen, und daß das kein Vergnügen ist. Dann ereilte uns das Unglück im März. Die Mutter meinte, es sei noch zu früh, weil doch alles unter freiem Himmel aufgebaut und gezeigt wurde, aber mein Vater sagte: „Früh hin, früh her, das Geschäft geht vor." Jedoch die Mutter sollte recht behalten, denn es setzte über Tags ein furchtbarer Sturm ein; noch ehe alles recht gerammt und geseilt war, riß er das Panorama nieder und trug Teile davon bis zu einem Kilometer landeinwärts. Das Unglück wollte es, daß mein Herr Vater selig, als er zur Hilfe herbeieilte, unter den fallenden Querbalken vom Bild „Pontius Pilatus" geriet. Der Balken traf seinen Kopf, und er starb unvorhergesehen an Gehirnerschütterung."

Wir betrachteten nun miteinander noch einmal das Bild des Vaters.

„Wurde das Panorama wiederhergestellt?“ fragte ich.

Agathe schüttelte traurig den Kopf. „Es war aus damit. Fast alles war zerstört. Wir versuchten, die Mutter und ich, die unbeschädigten Bilder zum Verkauf zu bringen, auch aufgeteilt, aber es wollten sich keine Abnehmer dafür ausfindig machen lassen, die Leute traten bei der Besichtigung immer zu nahe heran, und die Bilder hatten kein rechtes Ansehen, weil sie auf die Entfernung berechnet waren. Mutter sagte: ‚Gehen Sie doch weiter zurück.‘ Aber die Leute antworteten: ‚Das könnte Ihnen so passen!‘ Ich bin dann Serviermamsell geworden, ging aber später doch lieber zu soliden Leuten.“

„Hier im Hause gefällt es Ihnen, Fräulein Agathe?“

Sie suchte in ihren Bildern und Briefen.

„Dies sind meine Originalzeugnisse, aber das wird Sie nicht besonders interessieren. Aber nun ...“ Sie sah mich zweifelnd und bedeutsam an, als wollte sie sagen: Was hilft es, daß ich alles erkläre, der Mensch ist doch allein mit seiner Traurigkeit. Aber sie entschloß sich dann doch, wenn auch mit leiser Mißbilligung meiner Person in den Blicken, Antons Bild zu zeigen. Ich erfuhr alles, und mußte die Photographie halten. Sie stellte das Brustbild eines Mannes von Körperkraft und gutmütiger Entschlossenheit dar. Aus einem niedrigen Hemdkragen erhob sich ein mächtiger Hals, der die Stärke des Nackens ahnen ließ, und über dem kohlschwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen in sonntäglicher Ordnung emporstanden, suchten zwei große Augen den Himmel, ohne daß ihr Ausdruck die Erwartung des Beschauers rechtfertigte, daß sie ihn auch fanden. Das spärliche, geölte Haar war in der Mitte, wie durch einen Axthieb, gescheitelt und legte sich in zwei gleichmäßigen Bogen tief in die Stirn, die das zierlichste in diesem großen Gesicht war.

Agathe war inzwischen mit der Erzählung ihres Schicksals vorangeschritten, es war nicht gut ausgegangen mit Anton und ihr. Eines Tages war er mit ihren Ersparnissen für immer fortgeblieben. Langsam trat eine große Träne in Agathes Auge und bestätigte alles. Die Träne hielt sich nach ihrem Austritt erst eine Weile auf, als sei sie erstaunt darüber, daß ihr Weg nicht ohne weiteres zu Tal ging; als sie jedoch die gerundete Höhe der Wange erquollen hatte, brach sie eifrig nieder und zersprang auf der Tischplatte. Agathe wischte sie fort und lächelte haltlos.

„Ich kann Ihnen wirklich nachempfinden, wie solch ein Kummer uns Jahr für Jahr begleiten kann,“ sagte ich, „wie unsere Gedanken sich immer mit ihm beschäftigen müssen.“

„Ach, Sie ...,“ unterbrach Agathe mich ablehnend, „Sie brauchen mich nicht zu bemitleiden! Einer, der gleich zu Anfang tut, als habe man Schlechtes vorgehabt, bloß wegen der Nachtstunde.“

„Ich? Ich habe nichts Böses vorausgesetzt, habe mich gefreut ...“

„Weshalb haben Sie denn gleich so feierlich versprochen, Sie wollten brav bleiben?“

„Aber Fräulein Agathe, haben denn nicht Sie selbst darum gebeten?“

„Wer? Ich? Ach, Sie! Wenn man überhaupt schon bitten muß.“ Sie lächelte unendlich überlegen, schüttelte in bekümmerter Nachsicht den großen blonden Kopf und klopfte mir wohlwollend auf die Hand. „Wenn man die Menschen nicht kennte ...“ Ganz bedrückt von Erfahrung sah sie zur Seite, nestelte dann, plötzlich in einen munteren Eifer versetzt, an den Knöpfen ihrer Kattunbluse und tat, als schlösse sie sie, obgleich sie nicht geöffnet war.

„Sie haben es wohl auch nicht immer leicht?“ fragte sie, als wäre ihr in den Sinn gekommen, daß sie irgend etwas nachholen müsse.

Mir fuhr ein heiterer Wind durch die Seele, ich dachte, seltsam befriedigt, an ferne, große Dinge der Zukunft und fand die Stunde reizvoll und reich. Aber nun galt es zu seufzen, und so teilte ich mit, daß ich bereits recht eigentümliche sowohl als auch gefährliche Erlebnisse auf meiner Wanderschaft zu bestehen gehabt hätte, besonders auf dem Lande, da die Bauern nicht überall freigebig seien und sich mir selten Arbeit böte.

„Stibitzen — nein, das tun Sie nicht?“ Sie lächelte gläubig und entschuldigend, schien aber doch auf eine Antwort zu warten.

„Ich fühle mich nicht ganz frei, Fräulein Agathe,“ gestand ich ein, durch ihre Fürsorge aufs neue belustigt, „aber ich habe die schlimmsten Erfahrungen schon bei dem ersten Versuch gemacht, den ich unternommen habe.“

„Der Flurschütz?“

„Nein, es handelte sich nur um Milch.“

„Ach,“ sagte sie bedauernd, „um etwas Milch ...“

„Nein, ich wollte mir schon ein ansehnliches Quantum aneignen, hatte jedoch zu meinem Mißgeschick den Entschluß gefaßt, die Milch unmittelbar bei einer Kuh zu entnehmen. Es war an einem ziemlich heißen Mittag, am 18. August, als ich hungrig und durstig ein Wiesental durchschritt, auf dem mehrere Kühe weideten, braune und solche, die schwarz und weiß gefleckt waren. Schönes Vieh! Eine von ihnen fiel mir durch ihr besonders hervortretendes Euter auf, und ich zog daraus den Schluß, daß man es bei diesem Tier unmöglich in Erfahrung zu bringen vermöchte, wenn ich etwas Milch entnähme.“

„Gottchen, das merkt man doch nicht,“ meinte Agathe ernst und sah mich zurückhaltend an.

„Ich trat näher und versuchte das Vertrauen der Kuh durch einnehmende Bewegungen und freundliche Zusprache zu gewinnen. Sie sah mich ruhig, mit etwas verdutzten Augen an, nichts verriet mir, daß sie mißtrauisch war, so daß ich, wenn auch mit heimlichem Erbeben, Vorbereitungen zur Ausführung meines Planes traf. Ich drückte die Beulen aus meinem Hut, kehrte ihn um und erhöhte seine Aufnahmefähigkeit dadurch, daß ich den inneren Futterrand aus nachgedunkeltem Leder nach oben herausbog. So entstand mir ein Behälter, der immerhin einige Milch aufzunehmen vermochte. Ich war der Meinung, daß eine offene Wiese kaum der geeignete Ort für meinen Diebstahl sein konnte, obgleich umher alles still und leer war; so versuchte ich, die Kuh dazu zu bewegen, sich an den Rand der Wiese, in den Schatten eines Knicks zu begeben. Ich lockte sie, indem ich ihr eine Handvoll Gras dicht vor die Augen hielt und dann ein paar Schritte zurücktrat, in der Hoffnung, sie würde mir folgen, um sich in den Besitz dieses Grases zu setzen. Sie sah mich aber nur an und graste am Boden weiter, so daß ich mich genötigt sah, von einer anderen Seite her einen Versuch zu machen. Ich trat hinter das Tier, und zugleich mit einem derben Laut der Aufmunterung, wie ich ihn von Kutschern gehört habe, versetzte ich ihm einen Stoß mit der Hand, damit es sich in Bewegung setzen möchte, es wedelte aber nur und fraß weiter. So entschloß ich mich, am Ort selbst meinen Vorsatz in die Tat umzusetzen und baute meinen Hut, sorgfältig genau, unter dem Euter auf. Nun jedoch machte die Kuh einen langsamen Schritt vorwärts, offenbar war der Platz, auf dem sie gestanden hatte, inzwischen abgeweidet. Ich ging ihr nach, beschleunigte den Aufbau des Hutes, und ergriff von den vier unteren Enden des Euters dasjenige, von dem ich mir am meisten Milch versprach.“

„Gottchen, nee ...,“ sagte Agathe.

„Es ist vielleicht wahr,“ fuhr ich fort, „meine Erfahrung war gering, ich war jedoch nicht völlig ohne Kenntnisse, vielmehr wußte ich, daß ein einfacher Riß oder Ruck noch keinesfalls Milch zutage förderte. Es galt einen kräftigen, stoßartigen Griff nach oben zu machen,

den Euterzipfel hierauf fest abzuzwängen und dann langsam seinen Inhalt nach unten hin auszupressen. Offenbar habe ich es an der nötigen Entschlossenheit und an ruhiger Kraft fehlen lassen, denn der Erfolg blieb aus. Meine Zaghaftigkeit entsprang einer seltsamen Scheu, fast möchte ich Achtung sagen, ja, das Euter kam mir geradezu heilig vor."

Agathe schaute mich mit großen Augen an, sie schien angestrengt zu überlegen und sah erschrocken aus.

„Wäre die Sache nur nicht so fragwürdig ausgegangen," fuhr ich fort ihr zu erzählen, „die Kuh drehte sich nach mir um und warf einen schrägen Blick auf meinen Hut, an Stelle der alten Gleichmütigkeit hatte Besorgnis in ihren Zügen Platz gegriffen. Sie entzog mir ihr Euter und trat auf den Hut. Darauf machte sie ein paar erregte Schritte, beruhigte sich dann jedoch und begann wieder zu weiden. Hätte ich nur aus dieser Erfahrung den rechten Schluß gezogen! Aber leider bin ich meinen Anlagen nach genötigt, einem Widerstand gegenüber meine Anstrengungen zu verdoppeln. Ich beschloß, diesmal nicht allein mit beiden Händen ans Werk zu gehen, sondern auch jede Erregung der Empfindsamkeit energisch in mir zu unterdrücken, und selbst dann, wenn die Kuh einen erneuten Fluchtversuch in die Wege leiten sollte, wollte ich das Euter auf keinen Fall fahren lassen. Auf diese Art hoffte ich durch Standhaftigkeit das Tier am Platze zu fesseln. Gemolken zu werden konnte ihm unmöglich etwas Fremdes sein! So ging ich der Kuh auf unbefangene Art nach und verbarg den Hut hinter meinem Rücken, nachdem ich ihn zuvor wieder rund und hohl gemacht hatte. Aber kaum hatte ich sie erreicht, als sie auch schon den Kopf wandte und mich ins Auge faßte, sie hatte mich durchschaut! Ich begriff, daß dieser Umstand erschwerend ins Gewicht fiel, faßte jedoch Mut, sprang schnell herzu und suchte das Euter zu erhaschen, nachdem ich zuvor den Hut mit einer kreisenden Drehung geschickt an den geeigneten Ort geworfen hatte. Aber die Kuh machte unvermutet einen gewaltigen Satz, hob die Hinterfüße, so daß ich das große Euter für einen Augenblick wie eine Fahne hoch über mir am Himmel sah, und schlug mehrere Male mit beiden Beinen zugleich aus, wie ein Pferd. Dann warf sie mir einen stürmischen Blick zu und suchte in erregtem Galopp das Weite. Ich war auf irgendeine Art zu Fall gekommen und erhob mich nun verstimmt, davon überzeugt, daß auch weitere Bemühungen keine Früchte des Erfolges zeitigen würden."

Agathe verbarg ihre Schadenfreude mit großem Takt, ich merkte ihr an, daß sie gern gelacht hätte, denn es zuckte um ihren gutmütigen Mund, aber sie bezwang sich und zeigte mir Teilnahme, die allerdings etwas herablassend war. Es lag ihr daran, mir ihre Bildung dadurch zu erweisen, daß sie die ernste Form meines Vortrags würdigte und so darauf einging, wie es sich für Leute guten Standes gehörte.

Aber als ich ruhig weiter sprach und noch etwas über Kühe im allgemeinen hinzufügte, das mir zur Klarlegung des unangenehmen Vorfalls wichtig erschien, durchbrach ein einschüchternd wirkendes Lachen Agathes erstaunten Ernst, und ich sah mich genötigt mit einzustimmen. Es ist, besonders unter Fremden, immer besser, man paßt sich ihrem Verkehr etwas an, zumal wenn es sich nur um Lebensart handelt ...

Streiflichter * Von Karl Ewald

Ein Anarchist

Ich gehe über das Erntefeld hin, wo die fremden Arbeiter beschäftigt sind.

Auf einmal sehe ich zufällig einem von ihnen ins Gesicht, stutze, stehe still und begrüße ihn.

„Sie hier?" frage ich.

Er läßt die Garbe fahren und sieht mich mit verlegenem Lächeln an.

„Fürchten Sie nichts," sagt er. „Ich bin nicht hier, um Unheil anzustiften . . . nicht einmal unter meinen armen Landsleuten fällt mir's ein, zu agitieren. In der Erntezeit ... wenn das gelbe Korn auf den Feldern steht, dann kann ich nicht ..."

„Was können Sie nicht?"

„Ich kann nicht, was ich soll. Weiß dann selber nicht, wie mir ist. In der Zeit bin ich ein ganz anderer Mensch ... Ich muß das Korn in Händen haben, muß helfen, es in die Scheune bringen. Nach Hause kann ich ja nicht. Darum bin ich hier aufs Land gereist. Hier ist es so schön. Was haben wir für einen Herbst dieses Jahr!"

„Und dann, wenn das Korn vom Felde weg ist?"

„Dann kann ich wieder. Verstehen Sie mich recht ... Das Getreide sperrt mir den Weg. Wenn es eingeheimst ist, so wird die Aussicht wieder frei ... auf Recht und Unrecht. Dann komme ich wieder zur Besinnung, und ich reise dahin, wo ich sein soll."

Er wendet sich wieder seiner Arbeit zu.

„Kennen Sie ihn?" fragt der Verwalter, als ich zurückgehe.

„Ich habe ihn im Ausland einmal getroffen."

„Er ist der Flinkste von allen," sagt er. „Ein Mordskerl. Schuftet von früh bis spät und singt dabei. Freut sich wie ein Kind über alles, was er sieht, stiftet Frieden unter den anderen und sorgt für gute Laune, wenn die Leute murren. In dem Burschen steckt kein Tropfen bösen Bluts. Hätten wir nur viele wie ihn."

Lügen

Auf dem Gut wurden Gäste zu Tisch erwartet.

Die Mutter quälte sich mit ihrem Seidenmieder ab; dem Vater machte der weiße Schlips zu schaffen. Der kleine Karl steckte längst in seinem Staate und ging hin und her, in beständiger Angst, sich schmutzig zu machen.

„Ich glaube, ich höre einen Wagen unten am Weg," sagte aufgeregt der Vater. „Das sind natürlich Reimers ... die kommen immer zu früh ... Karl, spring hin und sieh, ob sie's sind ... eine große alte grüne Kutsche ... mit einem Rappen und einem Fuchs ..."

Karl lief. Durch den Garten hinunter, auf den Hügel ... ja gewiß ... Vater hatte recht gehört ... da kamen Reimers ... eine große alte grüne Kutsche ... mit einem Rappen und einem Fuchs ...

Der Vater fuhr in den Frack, Mutter lief an die Treppe; drei Haken im Mieder waren noch offen.

Aber niemand kam.

Es war klar, Karl hatte gelogen. Er bekam Prügel, durfte bei Tische nicht mit dabei sein und wurde später noch lange für einen Jungen mit gefährlichen Instinkten gehalten.

Jetzt ist er bald fünfzig. Und noch immer möchte er einen heiligen Eid darauf leisten, daß er sie wirklich gesehen hat, die große alte grüne Kutsche mit dem Rappen und dem Fuchs, die der Vater auf die Chaussee gezaubert hatte, und die doch nicht kamen.

Aus dem feinen Skizzenbuch „Streiflichter", aus der Feder des dänischen Schriftstellers Karl Ewald, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 5601

Vergessene Deutsche

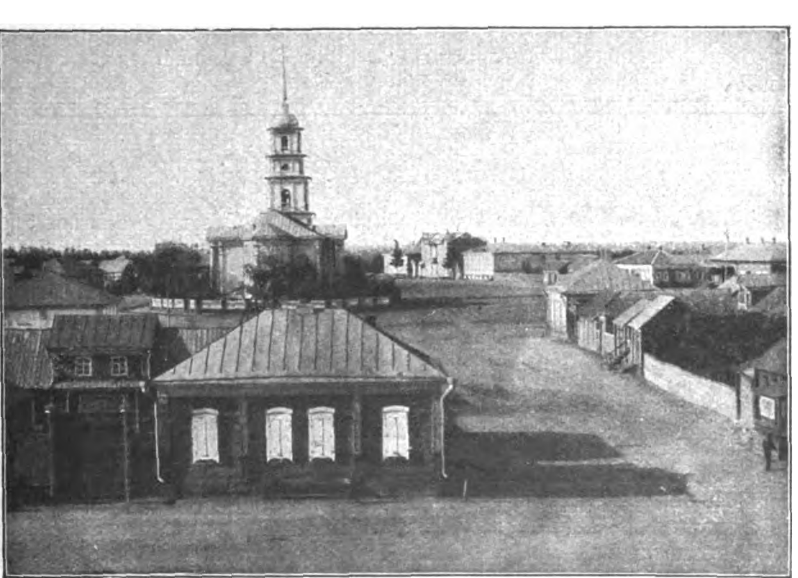
Der Wiederaufbau der deutschen Kolonien an der Wolga. Von Fritz Heinz Reimesch

In den letzten Monaten hat das deutsche Volk des öfteren von der unbeschreiblich grauenhaften Hungersnot in Rußland, vornehmlich aber in den deutschen Kolonien an der Wolga gehört. Was hier deutsche Menschen erdulden mußten, ist so schwer, so unsäglich traurig und leidvoll, daß nur ein von Gott begnadeter Dichter die ganze Schrecklichkeit in ihrer vollen Größe zu schildern imstande wäre. Das Aufzählen der materiellen Verluste gibt nur einen Begriff eines Teils dessen, was der stets fleißige, sparsame, gottesfürchtige deutsche Stamm der Wolgadeutschen verloren hat. Die vielen inneren Werte aber lassen sich nicht registrieren, sie lassen sich auch nur viel schwerer ersetzen, als die materiellen. Ein Stamm von 750000 deutschen Menschen mußte es erleben, daß er nicht nur von seinen Stammesbrüdern so gut wie ganz vergessen wurde, sondern auch von der gesamten übrigen Menschheit. Es gibt keine Entschuldigungen für die Unterlassungssünden, die bei der Lösung des russischen Hungerproblems begangen wurden, und wenn, dann noch zu allererst für das deutsche Volk, denn dieses wollte noch einigermaßen helfen, doch ist ihm durch die ungeheuerlichen Wiedergutmachungslasten, die ihm das siegesberauschte, größenwahnsinnige Frankreich auferlegt hat, auch die Möglichkeit genommen, die elementarsten Pflichten der Nächstenliebe zu erfüllen. Das viele unschuldige Leben, das in den Hungergebieten schmählich verkommen ist, wird einst von einem höheren Richter auch auf das Konto Clemenceaus, Poincarés und Trotzkys geschrieben werden. Als dann im allerletzten Augenblick doch so etwas wie eine menschliche Stimme in Genf laut wurde und man die Rettungspläne Nansens ernst zu nehmen begann, setzte die Hilfe ein, die noch manches retten konnte. Hunderttausende deutscher Menschen aber sind dem Hunger und den Seuchen, die der Hunger im Gefolge hatte, zum Opfer gefallen. Aus persönlichem Erleben und eigener Anschauung heraus schildert Johannes Schleuning in seinem Buch „Aus tiefster Not" (Verlag Karl Flemming und C. T. Wiskott, Berlin) in erschütternder Bildhaftigkeit die Schicksale der deutschen Kolonisten in Rußland. Auch in der Zeitschrift „Wolgadeutsche Monatshefte", die von der landsmannschaftlichen Organisation der nach Deutschland geflüchteten Wolgadeutschen, dem „Verein der Wolgadeutschen E. V.", Berlin, Schloß Bellevue, herausgegeben wird, sind erschreckende Zahlen verzeichnet. So hat die Kolonie Reinwald nur noch 2166 Einwohner, früher 5174, die Kolonie Rosenheim von 4107 nur noch 2628, die Kolonie Schulz von 3200 nur noch 938, die Kolonie Herzog nur noch 1252 von 2357, die Kolonie Mariental nur noch 4680 von 7566 Einwohnern. Über 200 deutsche Dörfer und mehr als 100 Weiler sind gleichermaßen entvölkert, lediglich deshalb, weil sich die angeblich gesittete Welt nicht darüber ins klare kommen konnte, nach welcher Formel die Rettung vor sich gehen sollte. Zu gleicher Zeit aber wurden in Argentinien Hunderttausende von Doppelzentnern Mais verheizt! Endlich — endlich setzte die Hilfe ein, und das arme, niedergehaltene, verstümmelte Deutschland marschiert moralisch an erster Stelle. Das Deutsche Rote Kreuz hat Hervorragendes geleistet und mit Hilfe der verschiedenen deutschen und amerikanischen Komitees, die ihm die Gelder dafür zur Verfügung stellten, Tausenden von Hungernden, Nackten und Kranken Rettung gebracht.

Die vielen Zehntausende, die elendiglich verkommen sind, mögen friedlich in den Massengräbern schlafen, ihnen kann nicht mehr geholfen werden. Zehntausende aber leben noch immer, nahe am Abgrund stehend. Hilft ihnen die Welt nicht, so gehen sie unweigerlich zugrunde. Die Hilfe wäre so leicht möglich, aber die, die sie leisten könnten, erwägen und beraten, und inzwischen ist wieder der schwere russische Winter ins Land gezogen und würgt erbarmungslos Zehntausende deutscher Menschen!

Was muß geschehen?

In allen möglichen Zeitungen war zu lesen, die Hungersnot in Rußland sei behoben. Leider ist dies nicht wahr, denn auch in diesem Jahr ist die Ernte im Wolgagebiet und auch in Südrußland, wo auch Hunderttausende deutscher Bauern leben, sehr schlecht ausgefallen. Mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte haben die halbverhungerten Menschen, mit dem Spaten in der Hand, ihre Äcker umgegraben, um das Saatgetreide in die Erde zu bringen. „Mer bringen's unter die Erd', und wenn mer's mit die Händ' verscharre müsse," schworen es sich diese Tapferen. Es kann sich aber jedermann denken, daß ein Bauer, der früher mit sechs und mehr Zugtieren sein Feld bestellte, nicht mit dem Spaten in der Hand dieselbe Arbeit bewältigen kann. Kaum noch 5 Prozent der Arbeitstiere sind von früher übriggeblieben, auch die Helfer der Menschen sind verhungert. Ackergeräte, Pflüge und Eggen, Motore usw. sind völlig ruiniert, wo die Bolschewisten sie nicht fortgeschleppt haben. So war denn in diesem Jahre die Aussaatfläche sehr gering, kaum 8 Prozent von dem im Jahre 1918 eingesäten Gebiet, und als dann noch die Dürre kam, verdorrte das Wenige, das gewachsen war, so daß die Deutschen im Wolgagebiet selbst bei einer ganz scharf durchgeführten Rationierung nur noch auf wenige Wochen versorgt sind.



Kirchplatz eines deutschen Wolgadorfes, ein Bild des Wohlstandes und der Ordnung.

Das Deutsche Rote Kreuz wird, so ihm Mittel zufließen, weitere Lebensmittel ins Wolgagebiet schaffen. So hat es vor kurzem einen aus deutsch-amerikanischen Spenden beschafften Transport im Werte von 50 Millionen Mark abgesandt. Diese Arbeit aber ist doch nur halb, so wir den Menschen nicht die Möglichkeit geben, sich selbst wieder aufzurichten. Sie wollen nicht von Almosen leben, sie möchten arbeiten. Deshalb muß Deutschland auf andere Weise helfen. Die deutsche Großindustrie und der Großhandel sind zur aufbauenden Hilfe berufen. Der Verein der Wolgadeutschen (Geschäftsstelle Berlin, Schloß Bellevue) hat durch seine Vertreter in Nord- und Südamerika bereits Schritte unternommen, um von den dort lebenden etwa 150000 Wolgadeutschen, die bisher bereits mehrere 100000 Dollar zur Speisung der Hungernden aufgebracht haben, Kredite zu erlangen, durch die es möglich gemacht werden könnte, Arbeitstiere in Rußland selbst anzukaufen. Diese Ankäufe sollen vom Deutschen Roten Kreuz durchgeführt werden. Die deutsche Industrie aber sollte es sich zur Ehrenpflicht machen, gegen langfristige Kredite, für die eventuell die in Amerika lebenden Wolgadeutschen sich als Bürgen verpflichten würden, so schnell wie möglich landwirtschaftliche Geräte und Maschinen in die Wolgakolonien zu schaffen, oder durch das Deutsche Rote Kreuz dorthin bringen zu lassen. Ganz abgesehen von dem unschätzbaren Dienste, der dadurch den deutschen Brüdern in Rußland geleistet werden würde, könnte sich unsere Industrie auf diese Weise eine Reklameburg im Osten schaffen, die sich späterhin ganz zweifellos glänzend rentieren und auch die besten Ausfallsmöglichkeiten nach Sibirien bieten würde. Hat doch das Wolgadeutschtum bis 1918 im wirtschaftlichen Leben Rußlands eine hervorragende Stellung eingenommen. Seine großen Dampfmühlen beherrschten infolge ihrer mustergültigen Organisation den russischen Mehlmarkt, und bis tief nach Sibirien hinein gingen Tausende von Getreidereinigungsmaschinen, Pflüge, Wagen usw. Hier wurde der in ganz Rußland beliebte Baumwollstoff Sarpinka hergestellt, und Hunderttausende von Stiefeln und Filzhüten gingen aus diesen Kolonien am Wolgastrand nach allen Richtungen in das Land. Wenn die reichsdeutsche Industrie hier große Niederlassungen einrichten würde, könnte sie sich eine führende Stellung bis nach Zentralasien hinein schaffen. Freilich sind vorläufig noch ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, durch die sich aber der deutsche Unternehmungsgeist nicht zurückschrecken lassen sollte. Es liegen genügend Anzeichen vor, daß auch die obersten Sowjetbehörden gerade dieser deutschen Wiederaufbauarbeit sympathisch gegenüberstehen würden. Man darf also behaupten, daß jede Kredithilfe für die Wolgadeutschen eine gute Anlage wäre.

Neben dieser materiellen Hilfe muß den deutschen Bauern aber auch kulturell geholfen werden. Als einziges neues Staatswesen hat Sowjetrußland erkannt — es sei dies zu seiner Ehre gesagt, obwohl ja das kommunistische System sehr viel Schuld an dem beispiellosen Elend trägt —, daß nationalen Minderheiten unbedingt Selbstbestimmung in kulturellen Fragen gewährt werden müsse. Die Deutschen können ungehindert ihre Kinder in deutschen Schulen, die der Staat unterhält, unterrichten. Da aber das deutsche Wolgagebiet ein autonomer Staat der Sowjetrepublik ist, so muß es selbst diese Summen für Verwaltung, Schulung usw. aufbringen, was ihm heute eben infolge der Hungersnot unmöglich ist. Der größte Teil der Schulen steht still, wer könnte dies bei so schweren Umständen auch übelnehmen. Der Wille aber ist da und auch der Weg, das Schulwesen wieder zu beleben. Da hat denn der allbekannte „Verein für das Deutschtum im Ausland" (Allg. Deutscher Schulverein), mit ihm der Gustav-Adolf-Verein und der Charitasverband zusammen mit dem bereits genannten Verein der Wolgadeutschen das kulturelle Unterstützungswerk in die Hand genommen. Gelder wurden zur Unterstützung der Lehrerbildungsanstalt in Saratow bewilligt, bisher wurden 19 große Kisten mit Schulbüchern in die Kolonien geschafft, und es sollen weiterhin auf dem Wege privater Sammlungen Lehrbücher, Volkslesebücher, Schreibutensilien usw. für Schüler und Lehrer aufgebracht werden. Da kann jeder deutsche Junge, jedes deutsche Mädchen helfen. Wie viele verstaubte Bücher stehen auf Spinden und auf Böden, ein Hindernis jeder ordnungsliebenden Hausfrau. Kommen sie aber mit Hilfe dieser Vereine nach Rußland, so schaffen sie Werte, die nicht hoch genug für das Gesamtdeutschtum angeschlagen werden können.

Wir sind noch lange nicht so arm, wie wir oftmals denken. Noch haben wir Brüder, denen es viel schlechter geht und denen wir helfen können. Ihr deutschen Männer und Frauen, vergeßt die Hilfe nicht, die ihr euren Brüdern zu bringen schuldig seid. Die Reichsgeschäftsstelle der Reichssammlung für die hungernden Rußlanddeutschen und für deutsche Auslandflüchtlinge, Berlin W 56, Prinzessinnenpalais, nimmt Gaben entgegen. Für den Freistaat Sachsen hat das Sächsische Rote Kreuz, Dresden-A., Carusstraße 18, Bankkonto Sammlung „Brüder in Not" Nr. 61721 bei der Dresdner Bank in Dresden, die Durchführung der Sammlung übernommen.

Winterabend. Von Ludwig Bäte

Ein Sonnenlächeln spielt verträumt und hold
auf der Tapete dunkeltiefem Gold.

Die Bilder leuchten matt, der Ofen knistert fein,
der Abend naht. Wir beide sind allein.

Nicht Worte braucht's. Es tönt derselbe Schlag
in deinem Herzen und in meinem nach.

Und was der Tag an Bösem uns beschert,
so manche Bitte, manchen Wunsch verwehrt,

Das schlummert sacht in dieser Stunde ein.
Das Dunkel wächst, der Ofen knistert fein.

Nur noch ein Glimmen, das den Raum erhellt.
Und du und ich. Was willst du, Welt?

Das Dunkel. Von Charlotte Ball

So hörig war die Welt dem Dunkel nie:
Ob Frühling ist, ob Winter — Herbst — ob Sommer —
Von keiner Zeit klingt eine Melodie,
Und keines Gottes Lächeln macht uns frommer.

Der Mond hängt ohne Leuchten, krank und stumm,
Wie das verwelkte Weiß von Asphodelen,
Und selbst die Sterne sind zu müde, um
Sich ihre alten Märchen zu erzählen.

Der Hausorden des Maharadscha von Kapurthala

Ein Erlebnis von Otto Mayer

Wir entnehmen diese Leseprobe nebst Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Verlags der Deutschen Buchwerkstätten in Dresden dem Buch „Zwanzig Jahre an indischen Fürstenhöfen", von Otto Mayer (herausgegeben und bearbeitet von F. R. Nord). Diese Lebenserinnerungen eines ehemaligen Palastvorstehers der Maharadschas von Baroda und Kapurthala enthalten eine Fülle von Beobachtungen aus dem indischen Hof-, Gesellschafts- und Volksleben.

Auf die Dauer fand der Maharadscha von Kapurthala es etwas kostspielig, auch in Europa überall mit „fürstlichen" Trinkgeldern standesgemäß auftreten zu müssen, wie seine indischen Beamten sie ihm in virtuoser Weise abzunehmen wußten. Er beschloß daher, nach einem billigeren Mittel zu suchen, das denselben Zweck zu erfüllen geeignet sei. So kam er denn auf den Gedanken, den Kapurthala-Hausorden zu stiften. Wenn man eine größere Menge davon einer leistungsfähigen Fabrik zur Anfertigung in Auftrag gab, mußte dies nicht unbedeutende Ersparnisse bringen. Und die Ehrung des Empfängers, von der erlauchten Hand eines leibhaftigen indischen Herrschers die Auszeichnung angeheftet oder um den Hals gehängt zu erhalten, war in Geldwerten überhaupt nicht auszudrücken.

Es wurde also eine Stufenfolge des Kapurthala-Hausordens in vier Klassen geschaffen: erstens das Großkreuz, für den Maharadscha und seine Nachfolger oder besonders erhabene Mitglieder seiner Familie; dann das Offizierskreuz I. Klasse, für leibhaftige Prinzen und ähnliche hohe Standespersonen; weiter dasselbe II. Klasse, für höhere Beamte und Offiziere, und schließlich das Ritterkreuz, für Hoflieferanten, Hoteldirektoren, Oberkellner, Lakaien und für die Soldaten des Kapurthala-Regiments.

Und der Gedanke des Fürsten war wirklich ausgezeichnet. So lächerlich die menschliche Natur auch oft erscheint, sie bleibt sich überall gleich. Sobald bekannt wurde, daß Seine Hoheit der Maharadscha Orden verteile, nahm die Gewissenhaftigkeit in der Bedienung, von manchem Hoteldirektor an bis zum Liftjungen, zusehends zu. In ihren Augen war erst jetzt der Maharadscha ein wirklicher Fürst. Nach vier oder sechs Wochen Aufenthalt zog Dschagatdschit Singh jetzt eine Handvoll Ritterkreuze aus der Tasche, statt der früher notwendigen teuren Brillantnadeln, goldenen Uhren und Zigarettendosen. Es kam dies ganz bedeutend billiger und hatte außerdem noch den erwähnten Vorteil einer besseren Bedienung.

Nur den indischen Staatsbeamten in Kapurthala war der Orden weniger angenehm. Sie zogen solide, recht massive Geschenke bei weitem dem allerdings höchst dekorativ wirkenden Bande des Kapurthala-Hausordens, in den Staatsfarben Blauweiß, vor. Doch gerade für indische Verhältnisse schien dem Fürsten die Ordensauszeichnung ganz besonders praktisch.

Geschenke in Indien zu geben, ist ein recht undankbares Unternehmen. Wenn einem der Staatsminister ein Pferd als Zeichen der fürstlichen Huld und Anerkennung übersendet (was eins der üblichen Durchschnittsgeschenke in Indien ist), so beeilt sich der Empfänger, seinen Dankesbesuch abzustatten und dabei dann recht klar und deutlich darauf hinzuweisen, daß zunächst ein solches Tier die unangenehme Eigenschaft habe, zu fressen, ja daß es ohne die entsprechende Nahrung überhaupt nicht zu viel nütze sei. Daher müsse er doch den Maharadscha bitten, auch sein Gehalt entsprechend zu erhöhen, damit der Empfänger für den Unterhalt des herrlichen Tieres sorgen könne.

War nun dieses Anliegen zur Zufriedenheit des Beschenkten erledigt, wobei natürlich die Gehaltsaufbesserung ausreichend sein mußte, um wenigstens zehn Pferde bis zur Erreichung des Schlachtgewichtes eines Ochsen füttern zu können, so wurde die Frage aufgeworfen, wie es wohl möglich sei, das edle Roß ohne Sattel und Zaumzeug zu reiten. Der Empfänger sei der Annahme, daß der Maharadscha Wert darauf lege, durch die Vorführung des geschenkten Pferdes in den Straßen Kapurthalas die Bevölkerung seiner Haupt- und Residenzstadt von seiner Großmut in der Belohnung geleisteter Dienste zu überzeugen.



Der Maharadscha von Kapurthala. Aus „20 Jahre an indischen Fürstenhöfen", von O. Mayer, Verlag Deutsche Buchwerkstätten, Dresden.

Doch nicht nur geschenkte Pferde, die übrigens meistens nur noch zur Verarbeitung als Katzenfutter zu gebrauchen waren — die Auswahl der zu verschenkenden Pferde war glücklicherweise mir überlassen —, lösten so eine Bitte nach der andern aus. So schenkte eines Tages Dschagatdschit Singh seinem Finanzminister Sirdar Assis Buksch eine wirklich schöne goldene Uhr. Der Minister nahm sie schweigend an und wog sie nachdenklich in der Hand, bis dies Gebaren selbst der unerschütterlichen Ruhe des Maharadschas zuviel wurde,

und er fragte, ob das Geschenk dem Minister keine Freude bereite.

„Das ist es nicht," versicherte der Sirdar, dem Fürsten als Zeichen seiner Unterwürfigkeit den Turban in den Schoß legend. Er sei voller Freude über das so schöne Geschenk und besonders darüber, daß der Maharadscha seine Verdienste um das Wohl des Staates in so großmütiger Weise anzuerkennen geruhe. Er sei nur soeben in seinen Gedanken mit der Frage beschäftigt gewesen, einen Weg zu finden, wie er diese herrliche und kostbare Uhr nun auch wohl tragen könne. Soviel ihm bekannt wäre, würden diese Gegenstände an einer Kette getragen, und . . ., nun, er, der Sirdar, habe zwar keine, und er wisse auch nicht, wie er sich eine solche beschaffen solle, arm und bescheiden wie er sei. Dies wäre der Grund seiner unhöflichen Befangenheit und seines Nachdenkens gewesen.

Der Finanzminister war viel zu wichtig, als daß Dschagatdschit Singh einen Mißton hätte aufkommen lassen können. Daher folgte der Uhr schnell und geräuschlos die goldene Kette.

All dies, so dachte der Maharadscha, sollte nun aufhören und für immer vorbei sein. Der Kapurthala-Hausorden würde viel billiger kommen, besonders da ja drei verleihbare Klassen zur Verfügung standen, die Verleihung also in gesteigerter Form wiederholt werden konnte. Um aber seinen Untertanen, die, wie gesagt, der Neuerung etwas skeptisch, um nicht zu sagen ablehnend gegenüberstanden, die Wertschätzung des Ordens selbst bei den höchststehenden Europäern recht deutlich vor Augen zu führen, benutzte der Fürst die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, die Verleihung des Ordens an einen vornehmen Franzosen mit großem Zeremoniell vorzunehmen.

Eines Tages trifft in Kapurthala der dem Maharadscha gutbekannte französische Prinz de Broglie mit der Prinzessin und Gefolge ein. Vor diesen hochgeehrten Gästen wird nun ein gewaltiger „Durbar" (ein öffentlicher Empfang) in dem großen Durbarsaale des Regierungsgebäudes abgehalten. Alle Beamten, Offiziere, Soldaten und was sonst noch irgendwelchen Anspruch auf Beachtung erheben konnte, wurden aufgeboten, und die französischen Gäste sollten bei dieser Gelegenheit mit dem Hausorden von Kapurthala geschmückt werden, was ganz ohne Zweifel seine Rückwirkung auf die Wertschätzung des Ordens selbst durch die Untertanen des Maharadscha nicht verfehlen konnte.

Nach Abspielen der Kapurthala-Nationalhymne durch die Kapelle des Kapurthala-Regiments bat der Erste Minister den Prinzen Broglie und seine Freunde, dem Maharadscha, der inmitten der Großen seines Reiches in Pomp und Würde thronte, näher zu treten, und der Fürst hing einem jeden der Gäste die ihm zustehende Klasse des Hausordens am blau-weißen Bande um den Hals. Mit tiefen Verbeugungen und unter Bezeigung ihrer vollendeten Ehrerbietung nahmen die Franzosen die Auszeichnung an und reisten kurz darauf stolz und befriedigt wieder ab und in ihr Land zurück.

Nun war aber Prinz de Broglie auch Inhaber der Ehrenlegion. Bei irgendeinem Feste, das der Präsident der französischen Republik im Elysée gab, prangte der Kapurthala-Hausorden neben dem Großkreuz der Ehrenlegion auf seiner Brust und verfehlte nicht, es durch die Pracht seiner Brillanten bei weitem zu überstrahlen. Die kostbare Auszeichnung machte Aufsehen, und zum Schluß schien es selbst dem Ordensmeister — neugierig, wie alle Ordensmeister sind — notwendig, sich nach dem Lande zu erkundigen, das diesen, in keinem offiziellen Ordensverzeichnis der Welt aufgeführten, gewaltigen Stern verlieh.

Stolz auf seine Reisen in exotischen Ländern, gab der Prinz gern die gewünschte Aufklärung, daß der Orden ihm, in Bewunderung der Leistungen eines Mitgliedes der hohen Aristokratie der „grande Nation", in ganz besonderer, nur für ihn angeordneter großer Audienz von dem mächtigen Herrscher des großen indischen Reiches Kapurthala überreicht worden sei.

Der Ordensmeister, das Ordenskabinett, der Minister des Äußern selbst und das Pariser Auswärtige Amt hielten eine Bereicherung ihrer Kenntnisse in dieser Angelegenheit für wünschenswert. Von dem Drang nach Aufklärung beseelt, wagten sie es, trotz der unendlichen politischen Tragweite der Frage, den englischen Botschafter zu bemühen. Da diesem aber die Tatsache der Existenz des Kapurthala-Hausordens ebenso neu war, gab er die Anfrage nach London weiter, wo sie dem Staatssekretär für indische Angelegenheiten vorgelegt wurde, der sich seinerseits an den Vizekönig von Indien mit dem Ersuchen um Aufklärung wandte. Der Vizekönig von Indien, Lord Curzon, sowieso kein Freund des Maharadscha, beauftragte den Gouverneur des Pendschab, Klarheit in die Sache zu bringen.

Nachdem nun die Wellenschläge dieser hochwichtigen diplomatischen Aktion sich bis an den Felsen Kapurthala fortgepflanzt hatten, begannen sie sich zu überstürzen und den armen Dschagatdschit Singh mit dem Tosen ihrer Brandung zu betäuben. Es wurde ihm auf das dringlichste nahegelegt, Einfälle, wie den vorliegenden strahlenden Ordensstern, die so komplizierte und für die überlasteten Behörden so arbeitsreiche Folgen nach sich ziehen könnten, in Zukunft unter allen Umständen zu unterlassen, besonders wenn sie, wie der in Frage stehende, nur zu geeignet wären, das Ansehen seiner Bruderfürsten und das des „Sirkar" in so gefährlicher Weise zu untergraben.

Nun hatte Dschagatdschit Singh es vorgezogen, keiner Menschenseele, auch mir nicht, etwas von diesen peinlichen Folgen seines Sparsamkeits-Einfalles mitzuteilen, bis eines Tages der Prinz Louis von Bourbon-Braganza mit seinem Freunde, dem Prinzen de la Tour d'Auvergne, in Kapurthala eintraf. Auch sie hatten von dem sagenhaften Glanz des Kapurthala-Hausordens gehört, doch da sie die Reise nach Indien über Land gemacht hatten, waren ihnen die von ihm ausgelösten diplomatischen Verwicklungen nicht bekanntgeworden.

Während der Jagd fragte mich nun der Prinz von Bourbon, ob ich dem Maharadscha nicht nahelegen könnte, auch ihn in gleicher Weise wie den Prinzen Broglie auszuzeichnen.

„Nichts leichter als das," antwortete ich ihm leichten Herzens. „Sie können bestimmt darauf rechnen, ebenso wie Ihr Freund, Kapurthala im Glanze seines Sternes zu verlassen."

Als ich aber Dschagatdschit Singh das Anliegen der beiden Franzosen vortrug und erwartete, daß er mit Freude die Gelegenheit ergreifen werde, die hohe Wertschätzung seiner Ordensschöpfung von neuem in das helle Licht eines feierlichen Durbar zu setzen, erfuhr ich, daß der Stern von Kapurthala erloschen sei.

An mir war es nun, den hohen Herren aus Frankreich die Ablehnung ihres Wunsches mit viel Takt und noch mehr Lügen beizubringen. Zum Trost erhielt jeder von ihnen einen sehr wertvollen Kaschmirschal, doch der Maharadscha hatte noch lange Zeit ein schmerzliches Lächeln, wenn der Hausorden von Kapurthala am blau-weißen Bande in vier Klassen erwähnt wurde.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 16



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Liköre Christin

Seit 1809 Gemünden-Main

Heinrich Knote, der berühmte Wagnersänger, schreibt:
„Die Christinliköre sind wahre Freudenspender!“
Kammersänger Heinrich Knote



Johns Hauswäscherei-Anlage
mit elektromotorischem Antrieb

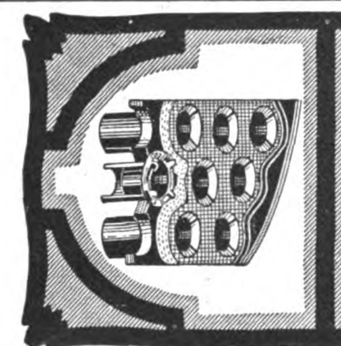
spart bis zu 75% an Leuten, Zeit und Kosten und schont die Wäsche in bisher unerreichter Weise.
Ausführliche Druckschrift Wä. 399 kostenlos.

J. A. John, Akt.-Ges.
Erfurt-Ilversgehofen.

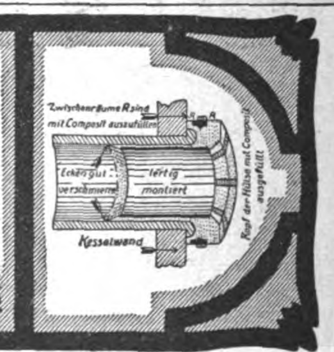
Zigaretten-Maschinen
System Universal und U. K.
für Zigaretten ohne sowie mit Gold-, Kork-, Aluminium-, Stroh- oder dergl. Mundstück.
Kreismesser-Schleifmaschinen · Ausschuß-Aufreißmaschinen · Automatische Packmaschinen
sowie sonstige Hilfsmaschinen für die Zigaretten-Industrie.
United Cigarette Machine Company
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
Dresden-A. 21/I.

Dresden Hotel Westminster und Astoriahotel am Hauptbahnhof. Vornehmstes Familien-Haus. Alle Zimmer m. Fern-telephon. Warm- u. Kaltwasserzufluß. Privatbäder.

Wir bitten unsere Leser, sich bei Zuschriften an die Inserenten auf das Universum zu beziehen.



Schutz für Rauchrohrkessel, Lokomobilen, Lokomotiven sind
Schlick'sche BRANDRINGE D.R.P. u. Ausl. Pat.
Verhindern und beseitigen dauernd und zuverlässig das Laufen und Undichtwerden der Kesselrohre, verlängern die Lebensdauer der Rohre und Kessel.
Schnelles Einsetzen, vieljährig erprobt.
GUSTAV SCHLICK, DRESDEN 25 N.6.







Erinnerungen eines Musikers / Von Peter Tschaikowsky
In deutscher Übertragung und in Auswahl mit einer Einleitung herausgegeben von Heinrich Stümcke. Neue und vermehrte Ausgabe.
Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6285/86

Von Würmern befreit rasch u. radikal der echte *Herbaria-Wurmtee.* Er reinigt Darm u. Magen von den jetzt massenhaft auftretenden Darm- (Spul-) u. After- (Maden-) Würmern, welche Kindern u. Erwachsenen die besten Säfte u. Kräfte aufzehren, Magen und Därme zernagen u. an der Gesundheit große Schäden verursachen. Massenhafte Dankschreiben bezeugen die radikalen Dauer-Erfolge, selbst in jahrelangen Wurmleiden, wo vieles erfolglos. Für Spulwurmkur 1–2, für Maden- (After-) Wurmkur 3—6 Pakete. Paket *950.*— Mk. Radikal-Bandwurmmittel *1500.*— Mk. treibt Bandwürmer mit Kopf radikal in einig. Stund.

Blasen- und Nierenleiden wie: Blasen-, Nieren-Katarrhe, Eiweißharnen, Harnröhren-Ausfluß, Blasenschwäche, Harnverhaltung, Stein- und Griesbildung, Wassersucht, Schmerzen beim Urinieren usw. werden durch den echten *Herbaria-Blasen- und Nieren-Tee* aufs beste beeinflußt und behoben. Viele Dankschreiben. Doppelpaket *950.*— Mark (Nur erfordert zirka 6—12 Pakete).

Bettnässen (Folge einer Blasenschwäche) wird durch *Herbaria-Bettnässen-Tee* behoben. Paket *625.*— Mark (Nur erfordert 3—6 Pakete).

Gegen Gicht und Rheumatismus gibt es 1000 Mittel, aber nur wenige sind wirksam genug, um die sich teils schon zu festen Kristallen gebildete Harnsäure aufzulösen u. auszuscheiden, u. nur darin liegt die Wirksamkeit. Die massenhaften Dankschreiben beweisen, daß der *Herbaria-Gicht- u. Rheumatismus-Tee* auch in veralteten Fällen von Erfolg war, weil er Harnsäureablagerungen auflöst und ausscheidet, wenn damit durchgreifende Kuren (6—12 Pakete) gemacht wurden, daher Dauererfolg. Kein Gicht- u. Rheumatismusleidender sollte diese Kur unprobiert lassen. Doppelpaket *1250.*— Mark.

…ungen richte man direkt an das **Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg 291 (Baden),** worauf Versand durch dessen Versandapotheke erfolgt. — Preise freibleibend.

Wintermorgen im Gebirge

Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger



DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Dicht vor dem Lokal, das bezeichnenderweise den sinnigen Namen „Café Erdbeben" führte, breitete sich ein kleines kreisrundes Boskett, und mitten auf einem der gekreuzten Gänge harrte der Ignotus Michael auf seine verlassene Gefährtin. Manchmal fröstelte es den Einsamen, denn vom See strich es bereits kühl herauf, zuweilen auch schnitt das spitze Geheul der Schatten, die dort droben über die Rutschbahn sausten, boshaft in seine nur mühevoll aneinander geketteten Gedanken. Denn dieses ausgesetzte Menschenkind brütete, sobald es allein auf sich angewiesen war, fast beständig über jene grauendurchbebte Grundfrage nach, von der andere Erdbewohner nur ein paarmal während ihres Wallens angegrinst werden, sobald das Gespenst unvermutet sein fleischloses Schicksalshaupt aus dem Abgrund reckt: Wer bist du? Wie kommst du gerade hierher? Und warum spinnen sich Fäden von dir zu den andern, die du doch nicht zerreißen magst?

So oft der Ignotus auch jene endlosen, durch ewiges Eis oder in graue Leere führenden Gedankenhöhlen durchfloh, immer kehrte er hoffnungslos, verstoßener als zuvor, zu sich selbst zurück, und die Verdammnis, unerklärt, an nichts gefesselt, unter dem unerreichbaren, weltenbesäten Sternenhimmel zu wandeln, dies Gefühl der absoluten Öde, es ließ den zwecklos Hingestreuten entweder erstarren oder es flüsterte ihm die jähe, verzweifelte Furcht ein, sich an eine Hand zu klammern, an eine Arbeit, an ein Streben, wenn er nicht in das vollkommene Dunkel stürzen wollte.

So stand er auch jetzt geduldig wie ein folgsamer Hund und harrte auf dies blonde Wesen, das ihn nichts anging, dessen Pläne und Freuden er nicht teilte, und das er in Stunden klarer Überlegung und altererbter Sitte so bald wie möglich zu verlassen trachtete.

Aber dennoch stand er und wartete. Denn Anna Znaim war ein Mensch, der zu ihm sprach — die schöne Blonde war ein Faden, der ihn irgendwie an dieses wirbelnde, erbarmungslose All anknüpfte. Sie war sein Obdach, sein Futternapf, seine Erheiterung, und voll Entsetzen griff er sich manchmal an die hämmernden Schläfen, wenn irgend etwas nüchtern Überlegtes in ihm aufstand, das ihm die sofortige Trennung von dem warmen Platz befahl.

Aus welchem Grunde? Wer durfte dies im Ernst fordern? Und welches Gesetz verpflichtete ihn, zu gehorchen?

So harrte er auch jetzt, eingesponnen in seine stumme Verschollenheit und immer wieder gepeinigt durch den Vorsatz, auch den letzten Faden zu zerreißen, der ihn noch band.

Da sah er, wie ein neuer Menschenstrom dunkel und murmelnd über die geschweifte Treppe herabquoll, und mitten auf seinen schwarzen Wellen schwankte ein ihm wohlbekannter breiter Damenhut. Gleich darauf erkannte er die ranke und schlanke Gestalt, wie sie in ihrem gelben Flausch sicher und ohne in der Dunkelheit zu irren auf ihn zueilte.

Gottlob, da ermattete plötzlich die Riesenfaust in seinem Nacken, nachdem sie ihn erbarmungslos hin und her gestoßen, weil sie keinen eigenen Willen bei ihm duldete. Ein Heimatsduft fächelte den Zweifelnden an. Nein, das helle Gesicht, das Gold des noch durch die Nacht leuchtenden blonden Haares und das warme Nixenaugenpaar, sie gehörten keiner Fremden. Hier lebte wenigstens eine Spur von gemeinschaftlicher Erinnerung, ein winziges, wenn auch noch so unbedeutendes Stück Vergangenheit tat sich auf, und im gleichen Moment stieg vor dem Ausgestoßenen der schmale graue Alkoven empor, der ihm eine Stätte geboten für sein Ringen und Suchen, ein Fleckchen zur Selbstbesinnung. Dankbar erinnerte er sich, wie er hier aus dem dunklen Schwall zuerst ans Ufer gekrochen sei.

„Wollen nach Hause," bat er in dieser Stimmung die bereits an ihn Geschmiegte sanft. „Was haben wir hier zu suchen?"

Allein Anna Znaim vermochte gar zu überzeugend alle Einwendungen, die ihr nicht paßten, fortzuschwatzen. Ihr Lachen, in dem wunderbarerweise nichts mehr von Beleidigung zu spüren war, das zutrauliche Sichverkriechen unter seinem Arm, das deutlich zur Schau getragene Frösteln ihrer Glieder, alles sollte den Ignotus von seinen mürrischen Plänen fortlocken.

„Na, hören Sie, Herr Michael," schalt sie in ihrem silbernsten Schmähton, „Sie seien mir aber ein feiner Herr. Wer läßt denn seine Dame einfach sitzen und läuft davon? Aber nun führen Sie mich auch irgendwohin, wo es warm ist." So drängte sie den Verstummten bereits über den breiten Kiesweg, während sich ihr Arm immer enger in den seinen verstrickte. „Schauen Sie da auf der Terrasse die vielen hellen Fenster? Und die fesche Musik? Sie, da wird getanzt."

„Ja, aber was wollen wir denn dort?" sagte der Ignotus noch im Hinaufsteigen zögernd.

„Nun natürlich auch tanzen," belehrte Anna ganz verwundert. „Was sonst? Sie können doch?"

Die breite Glastür flog auf, drinnen gedämpfter Lichterglanz, denn die Not der Zeit schwankte selbst hier zwischen nimmersatter Lebenslust und erzwungener Sparsamkeit, und über das glatte Parkett des weiten, stucküberladenen Riesensaales schob, drängte und stieß sich in zuckendem, abgehacktem Rhythmus eine dichtzusammengeschweißte Menge. Nichts einzelnes ragte mehr aus ihr hervor, ein einziger riesiger Wurm kroch sie in krampfigen Windungen zu Paukenschlag, klirrendem Blech und verführerischem Geigengeflüster ihren Weg. Ehe sich der Fremde noch klar wurde über die wilde, gierige, betäubte Gemeinschaft, in die er hier geraten, da stampfte und stockte er selbst nach unbekannten, aufrührerischen Takten dahin, nichts als ein eingefügtes Glied der breiten Kette; in seinen Armen, um eine kleine Spanne kaum getrennt und doch ihm gänzlich dargeboten, das Mädchen. Verzaubert, hingeschmolzen in Bewegung und Ton lächelte sie verklärt, geheimnisvoll zu ihm empor, denn ihre an den Rhythmus verschenkten Glieder, ihre völlig im Tanz aufgelösten Sinne erkannten voll genießenden Instinkts, welch ein Ebenmaß, welch eine unbeteiligte, stolze Abgeschlossenheit von diesem Tänzer in sie überging. Woher mochte der Ignaz das nur haben? So körperlos, so unaufdringlich, so fern von allem Gemeinen glitt nur dieser eine unter all den Raubtieren dahin. Und Anna hob verzückt, träumerisch die vollen Lippen, als ob sie ihn zum Lohn dafür küssen möchte. Dann drückte sie ihm kräftig seine Hand. Allein der Ignotus bemerkte die ihm verheißenen Gaben wohl kaum. Das feine, schmale Jungmänneranlitz büßte nicht einen Augenblick den gespannten, suchenden Zug ein, der ihn von allen andern unterschied. Ängstlich, deutend, nach einer

Anknüpfung ringend, irrten seine eingesunkenen Augen über die hohen, kalkweißen Wände, er suchte das Rätsel dieser üppigen Musik zu ergründen, die ihm vertraut und doch so tödlich fremd erschien; aufgewühlt sog er das süßliche Parfüm der vielen Frauen und Mädchen ein, und der ergebnislose Schmerz auf dem überanstrengten Gesicht vertiefte sich von Sekunde zu Sekunde.

Selbst der betörten Blonden fiel es allmählich auf, wie sich die hageren Wangen mit einer schneidenden Blässe überzogen.

„Ihnen fehlt doch nichts, Herr Ignaz?" fragte sie besorgt.

Vor der menschlichen Stimme entwich plötzlich der schemenhafte Schattentanz, in den er gegen seinen angestrengten Willen von neuem geschleudert war. Wie von einem sengenden Lichtstrahl angeblitzt, stockte der Ignotus unvermutet, und die nagende Pein der Selbstbesinnung meldete sich wieder. Betroffen, mit einem leisen Zittern löste er sich sowohl wie seine Tänzerin von der sich wälzenden Schlange und führte wieder seine Rechte gegen die Schläfen, eine Bewegung, die von der Böhmin seit langem gefürchtet wurde. „Nein!" holte der Fremde in schwerem Finden tief aus sich heraus. „Hier gehöre ich nicht her. Merken Sie nicht auch, liebes Kind," warb er beinahe um ihr Verständnis, „wie über uns in der Luft lauter Unwahres und Verkehrtes schwimmt? Es tut mir leid, ich störe Sie schon wieder!"

„Ja," gab Anna kleinlaut zu, „es ist sehr heiß hier. Kommen Sie nur mit!"

„Wohin?"

„Na, irgend etwas essen. Da werden Sie gleich wieder lustig werden!"

Fast mit Gewalt lenkte sie ihn in einen kleineren Nebensaal, hinter dessen blauen Zigaretten- und Zigarrenwolken es scholl von Teller- und Gläserklirren. Und kaum saßen sie an einem der runden Tischchen, da weidete sich Anna Znaim an der Art, wie hübsch und voll natürlicher Anmut ihr Nazel Messer und Gabel zu gebrauchen wußte. Keinen Blick wendete sie von ihm ab und ahmte ihm nach.

's ist halt doch ein Baron, dachte sie beglückt. Allein auch hier sollte ihr Vergnügen nur von kurzer Dauer sein. Denn, nachdem ihr Begleiter sie eine Weile mit nachdenklichen, kämpfenden Blicken gemessen, ließ er müde und mutlos sein Besteck sinken: „Nein," stellte er endlich überzeugt fest und atmete tief auf, „ich gehöre nicht hierher."

„Was? — Hierher auch nicht — Sie?"

Anna Znaims strahlende Augen verdunkelten sich, ihr heiteres, stets über Daseinswonnen flatterndes Gemüt vermochte sich der unberechtigten Unzufriedenheit des anderen nicht mehr anzupassen. Und namentlich bei dieser Gelegenheit nicht, wo doch die teuren Schinkenbrötchen wie schöne Gemälde leuchteten.

„Gehen Sie," sagte sie, indem sie sich vorbeugte, um leicht mit dem Messer auf den Tellerrand zu tippen, „schmeckt's Ihnen vielleicht nicht? Wohin wollen's denn jetzt?"

„Zu mir selbst," sprach der junge Mensch, indem er ihren unsicheren, noch immer bittenden Blick ruhig aushielt. „Ich muß mit mir allein sein. Es nützt nichts, es noch länger zu verheimlichen. Ich bin in Verhältnisse geraten, die mich überwältigen. Jeder fremde Wille tut mir weh. Ich werde Ihnen stets dankbar sein; aber wirklich, ich glaube, ich muß allein sein."

„Sie — Sie wollen also von mir fort, Herr Michael?" fragte Anna gepreßt und so ungläubig, als ein wohlmeinender Mensch einem bösartigen Schicksal gegenüber nur sein kann. „Ich hab' Ihnen doch nichts getan?" sagte sie kindlich und in der ehrlichen Weise des Volkes.

„Nein," entgegnete der Ignotus, ergriffen von ihrer unverkünstelten Trauer. Und er streckte ihr über den Tisch die Hand entgegen.

Wortlos empfing die Böhmin seine schlanken Finger, betrachtete ihre Form und ließ sie dann sinken. Unvermittelt jedoch straffte sie sich, und während sie den Kopf in den Nacken warf und die Zähne in die Lippen biß, schien die Blonde noch einmal Hochmut und Widerstand auf sich herbeizwingen zu wollen. Vergeblich. Ganz allmählich verlor sich die entschlossene Gebärde wieder, nachgiebig sank Anna Znaim zusammen, und jetzt begann sie nervös ihren Teller zu drehen. „Oh, ich weiß schon," seufzte sie dabei widerwillig und doch zerknirscht. „Natürlich, es konnt' ja nicht ausbleiben. Die im Haus, die Klatschen, die haben Ihnen gewiß was von mir zugetragen!"

„Von Ihnen?" fragte der Ignotus und richtete nun seine grauen Augen völlig verständnislos auf das blasse Mädchen. „Aber, Fräulein Anna, wie können Sie sich nur so zu nahe treten? Sie trifft ja nicht der geringste Vorwurf!"

„Doch, doch! Sie sind nur zu fein, Herr Michael, und möchten mir das gern ersparen. Aber ich wollt' es Ihnen ja auch schon längst eingestehen. Ich — ich hatt' eben einen Liebsten. Und das paßt Ihnen nun nicht. Net wahr?"

Da wurde der Ignotus dunkelrot.

Alle Pein, alle Hemmungen, die er bis jetzt im Verkehr mit diesem holden und ihm dennoch so fernen Geschöpf erfahren, sie verengten sich durch die harmlose Offenheit des Mädchens zu einem quälenden, brandigen Mal, das ihn bis in die Seele sengte. Etwas, gegen das er sich nicht wehren konnte, zwang ihn in diesem Augenblick eine ihm sonst unbekannte Schroffheit auf. Ohne zu ahnen, woher er sie erlangte, lehnte er jede weitere Verbindung in der kühlen Weise eines vornehmen, uninteressierten Herrn ab: „Ich bitte Sie, liebes Fräulein Anna," sagte er rasch und bestimmt, „Sie sind völlig im Irrtum. Ich wüßte wirklich nicht, was mich berechtigte, Ihnen irgendwie nachzuforschen. Dies sind gänzlich Ihre eigenen Angelegenheiten, in die es mir schlecht anstände, mich zu mischen! Darauf wollen wir nicht wieder zurückkommen." Als er dies im Ton einer erregten Abwehr vorbrachte, da sanken die grauen Augen noch tiefer zurück, sein schmales Angesicht wurde scharf und kantig, und die schlanke Reitergestalt umschloß sich wieder mit jenem Panzer, der ihn nach Ansicht der Böhmin unverwundbar machte. Unheimlich erblaßt, stumm, entwurzelt lehnte sie ihm gegenüber, den Mund geöffnet, den weißen Hals starr erhoben, ein gescholtenes Kind des dienstbaren Volkes, das gegen seinen Herrn zu vertraulich geworden. Von nebenan hörte man die hastenden, schlürfenden Schritte der Tanzenden, die Pauke gab den fälligen Takt an, um die Blonde herum Lachen, Lärm, Tellerklirren, und dennoch vor den Ohren der in ihre Schranken Gewiesenen nichts als eine weite, taube Leere.

Ihre Augen umdunkelten sich; wenn sie es vermocht hätte, würde sie vielleicht geweint haben. Allein dies war ihr nicht geschenkt.

Plötzlich stieß sie den Tisch zurück, sprang auf und sagte mit gezierter Gleichgültigkeit: „'s is fad hier. — Gehen wir nach Hause."

Damit zog sie den gelben Flausch eng um ihre Hüften und drängte sich, dem Begleiter weit voran, durch die einengende Menge. Als sie später von dem Ignotus getrennt in der Straßenbahn saß, zupfte sie ihr Billett in lauter kleine Stücke, und indem sie ihrem Beleidiger oft einen unbemerkten Blick sandte, redeten die surrenden Räder zu ihr ganz deutlich: „'s ist aus — 's ist aus, morgen ist der Ignaz über alle Berge!" — — — — — —



Der oberste Gebieter der großen Stadt, der Teufel der Überraschungen, er ist ein starker Gott, der stets eigenen Ideen folgt. Er zog einen dicken Strich durch Annas Befürchtungen.

Hastig, als ob sie verfolgt würde, war die Böhmin die engen Holztreppen hinaufgesprungen, die zu der Wohnung der Kartenlegerin leiteten. Auf einem der Absätze stand noch eine Flurtür offen, und aus der dahinterliegenden Küche fiel grünblaues Gaslicht auf die Stufen. Hier hausten die Gebrüder Mayenfisch, zwei bucklige Händler, die nach ihrer Behauptung ein umfassendes Kommissionsgeschäft betrieben. Jedenfalls waren diese Eingewanderten den Hausbewohnern durch vielfache Beleihungen, Vermittlungen und auffallend wohlfeile Lebensmittelangebote behilflich, sie standen außerdem im Geruch, gewisse konkrete Dinge „unsichtbar" machen zu können, und ihr Küchengelaß galt als Versammlungsraum der vielgestaltigen, unruhigen Mieterschaft des Hauses Linienstraße 42.

Bei jenen Wohltätern war der Ignotus für eine Weile eingetreten, um sich eine Zeitung auszuleihen, denn seit einiger Zeit verschlang der Erwachende alles, was ihn über seine Umwelt belehren konnte, mit heißer Begier.

So konnte Anna Znaim, wie sie es wünschte, ihr Zimmerchen ungestört betreten. Auch sonst hielten die beiden auf solch ungewöhnliche Weise Gesellten in angeborener Rücksicht daran fest, sich nicht gegenseitig zu beschämen. Und es hätte gewiß keiner der spöttelnden Linienstraßenleute geglaubt, daß das mit so vielen Reizen gesegnete Ding fast immer bei völliger Finsternis ins Bett schlüpfte, nur damit sich der Ignaz nicht etwa einbilde, sie hätte es darauf abgesehen, seine kühle, schüchterne Zurückhaltung durch eine listige Bloßstellung zu besiegen, was die Vernachlässigte ja freilich im Grunde so sehnsüchtig begehrte. So nahm sich denn das im Innersten gedemütigte Geschöpf nicht erst Zeit, seinen gelben Flausch ordnungsgemäß und sorglich an den Türnagel zu hängen, sondern sie schleuderte das Kleidungsstück widerwillig über den Tisch auf das Sofa, denn ihre zornige Abneigung erstreckte sich sogar bis auf jenes unschuldige Fabrikat, da es nicht imstande gewesen, ihr in den Augen des albernen Nazels die ersehnte Unwiderstehlichkeit zu verleihen.

Solch ein verdrehter, anmaßender Trau-mi-net! Was verlangte der Blödian eigentlich noch? Ohne sie, ob er dann überhaupt imstande gewesen wär', auch nur einen roten Pfennig in die Tasche zu stecken? In der Gosse wäre er verkommen. Elendiglich. Der Vagabund. Der Asylist. Und nun wollte so etwas noch den großen Herrn spielen? Da gab es doch wirklich ganz andere Leut'. Wirklich feine, die den ganzen Tag im Cutaway herumliefen und eine echte Perle in der Krawatte trugen. Wie zum Beispiel ihr Rayonchef bei die Taschentücher und die Hemden, der so interessant ergrautes Schläfenhaar zeigte. Und Lackstiefel besaß er auch und rotseidene Strümpfe! Und hatte dieser Vielgefeierte, als sie den Pelzmantel in der Rauchfellabteilung bestaunte, nicht etwa deutlich durchschimmern lassen, er wäre gegebenenfalls nicht abgeneigt — — —?

Hm!

Angeekelt, verängstigt schlug Anna die Hände vor das Gesicht, streifte sich die Bluse herab, um sich Luft zu schaffen und ahnte nicht, wie sich Licht und Schatten um ihre Schönheit stritten, als sie jetzt ein Streichholz anriß.

Nein, nein, nur dem faden Wicht aus dem Weg gehen, nicht mehr sein anmaßendes Leutnantsgesicht aushalten müssen — mit einem Sprung ins Bett — und dann Finsternis!

Schon flackerte das Licht!

Aber sieh da — auf dem Tisch ein Fetzen beschriebenen Papiers mit Herrn Krasselt seiner Handschrift.

Richtig, das war ja auch ein Verehrer. Ein ganz besonders Dummer und Treuer! Der verdrehte Schreiberfratz —! Ob der in ihrer Abwesenheit etwa noch einmal vorgesprochen hatte? Hm, ja, der konnte ja seine blöde Verliebtheit schon gar nicht mehr mäßigen, der Ehekrüppel, der elendigliche! Der ging womöglich noch daran zugrunde. Das war wirklich spaßig.

Und Anna lachte laut und wohlgefällig, während sie die Arme kreuzte, um sich mit beiden Händen die nackten Achseln zu streicheln. Dann beugte sie das blonde Haupt und las: „Ich bitte, sich nicht zu beunruhigen! Von einem städtischen Kollegen aus der Presseabteilung höre ich soeben, daß die Zettelankleber heute abend in den Streik getreten sind. Die Monopolfirma beantwortet dies mit der Aussperrung sämtlicher Angestellten! Wie es auch kommt, keine Besorgnis, bitte, ich werde mein Äußerstes aufbieten, um Ersatz zu schaffen. Getreu H. K."

Also Gott straf' mich, dachte Anna doch ein wenig erhoben. Da war der dumme Kerl richtig wieder die vier Treppen heraufgekrochen. Der gab schon halt keine Ruh'. Und treu war er, so damisch treu, daß es einem zum Hals herauswachsen konnt'. Was hatte er eigentlich dafür eingetauscht? Eh, das trug wahrhaftig ein Spatz auf sein Schwanzfederl fort. Ein einzig halbes Mal hatte er sie hinter der Tür erwischt, und dort hatte er ihr überrascht eine Liebkosung auf den Hals gehaucht. Gezittert hatte dabei der schäbige Mensch bis in die Knie vor Angst. Und sie? Sie hatte ihm sofort die Zunge gewiesen. Das war alles!

Erst langsam begriff Anna Znaim, wie diese Neuigkeit dem unverschämten Ignaz womöglich den Boden unter den Füßen abgraben könnte. Keine Stellung — kein Geld, auf das der Herr Baron so pochte. Haha, allein mußte der wohnen! Wie sagte er noch? Zu sich selber wollte er kommen! Sehr schön! Was aber geschah, wenn die Leim-Manderln rausgeschmissen blieben? Ja, dann brauchte man vielleicht die Anna doch wieder. Die würde sich das aber sehr ernstlich überlegen. Sehr reiflich, Herr Ignaz, denn so wirft man sich nicht weg. — Recht absichtlich rückte sie das Licht mitten auf den Tisch, legte den Zettel auffällig davor, und nachdem sie in stürmischer Geschäftigkeit sich des Restes ihrer Kleidung entledigt, fuhr sie ins Bett, zog die Decke hoch und ihre dunklen Augen umspannten mit Erwartung die nahe Eingangstür.

Nicht lange brauchte sie zu harren, geräuschlos und zart drehte sich die Tür in den Angeln und der Ignotus trat ein. Ungewiß stutzte er, als ihm der trübe Lichtkreis entgegenflackerte. Dann wurzelte er fest, und unter ihren trügerisch geschlossenen Lidern erkannte die Blinzelnde voll brennender Genugtuung, wie der Blick des Fremden gebannt und doch scheu und wie von einem Vorwurf geplagt, an ihrem Lager haften blieb.

Schon dies erschien der Ruhenden als eine angemessene Vergeltung, und sie beklagte es fast, als der schwerblütige, viel zu zaghafte Mensch sich mit einem gewaltsamen Entschluß losriß, um sich nun rasch zum Tisch zu wenden.

Jetzt bemerkte der Ignaz das beschriebene Blatt. Ohne Hast, mit der gemessenen Ruhe, die das Mädchen an dem Fremden so sehr bewunderte, hielt er das Papier gegen das Licht, und die Liegende konnte beobachten, wie seine grauen Augen über die einzelnen Zeilen wanderten. Allmählich aber traten die Backenknochen aus dem mageren Antlitz heraus, die Lippen preßten sich fester und bitterer aufeinander, und die Hand, die den Zettel hielt, begann offenkundig zu zittern. Fahle, graue Blässe kroch über die ausgezehrten Wangen, und jetzt, da das Licht unter dem entstandenen Luftzug flackerte, sandte der Verfolgte einen erschreckten, hilfsbedürftigen Blick zu der ruhenden Gefährtin hinüber.



Die rührte sich nicht.

Aber sie vermochte sich auch ihres Triumphes nicht zu erfreuen. Scham und Unruhe ließen ihr das Herz klopfen. Dunkel empfand sie wohl, wie das Bild der auf ihrem Goldhaar Schlummernden noch einmal für eine flüchtige Sekunde Macht gewann über den aufgeschreckten, seiner selbst nicht sicheren Menschen. Aber sie enträtselte auch ganz deutlich den Ausdruck tödlichen Schreckens in diesem Jungmännergesicht, das schon wieder entsetzt in das nahe Straßenelend starrte.

Erleichtert atmete sie auf, als er das Licht löschte, um nun unhörbar in seinem Alkoven zu verschwinden. „Dummer Nazel," murmelte sie, um ihre Gewissensbedrängnis zu betäuben und biß ratlos in einen Bettzipfel. „Wenn's schlimm kommt, teile ich natürlich meinen letzten Bissen mit dir, du unkluges Viechel! Was denkst du eigentlich von deiner Anna?"

✡

Es kam schlimm.

Eine Woge von Arbeitslosigkeit stürzte sich auf die schmalen Gassen. Bald schlichen die Frauen mit vergrämten, aufgeregten Gesichtern an den Häusern entlang, den Marktkorb schlotternd und ungefüllt am Arm — und durch die Straßen und weiten Plätze schwankten die roten Fahnen, Massengruppe folgte im Marschtritt auf Massengruppe, jede einzelne geführt und angeredet von einem voraufgetragenen Plakat, das durch einen gellen Aufschrei den jahrelang stumm ertragenen Groll zeternd zerriß.

Oft wurde der Ignotus Michael, ohne daß er recht wußte, wie er hineingeraten, von solch einem düsteren Strom mitgeschwemmt. Fast immer stürzte er sich schon mit dem Morgengrauen in die schweißtriefende Stadt, um seinem Phantom nachzujagen, das achtlos und ungerührt vor ihm herstrich.

Beschäftigung — Geld — Sicherheit! Nicht wieder untertauchen bis über das Haupt in dem erstickenden Schlamm. Wie sich seine Sauberkeit davor ekelte, wie ihm die Furcht davor alle anderen Bedenken hohnlachend vertrieb.

Beschäftigung — Geld — Sicherheit. Damit man doch an seine Menschheit glauben konnte und nicht wieder hinausgestoßen würde zu den Schatten. Fing ihn auf solchen Wegen eine lüstern über die Bürgersteige leckende Menschenwelle ein und schwemmte sie ihn hinunter in den schweren, bleiflüssigen Strom, der stumm, finster und drohend zwischen den Häuserreihen dahingurgelte, dann — welch seltsame Wandlung —, dann richtete sich seine eigene Verlassenheit an dieser tausendfältigen Einsamkeit getröstet in die Höhe.

Der irre Ruf, der beständig in ihm nach Rettung, nach Aufnahme schrie, hier wurde er zum Gesang: Beschäftigung — Geld — Sicherheit!

Die neben ihm Marschierenden redeten eine eigene Sprache der Stummheit, sie brauchten kein Wort an ihn zu wenden, und dennoch verstand er, was in diesen Seelen sich vom Staube befreite, wenn sie plötzlich ganz taktmäßig aufschrien: „Hoch — hoch — hoch —" oder „Nieder — nieder — nieder!" Und das melancholische, traurige Lied, das jene Massen zuweilen gedankenlos von ihren Lippen rinnen ließen, es rührte in ihm, obwohl er die einzelnen Worte nicht beherrschte, eine wühlende Sehnsucht auf, sich ebenfalls so dunkel und drohend zu verströmen. Dann packte es ihn wieder, als müsse er zu den Bedrängten und Geängstigten dort droben hinter den Fenstern hinaufschreien: Bleibt nicht fremd — weiß doch keiner, wer er ist, und ob ihr nicht morgen ebenso marschiert, wie wir heute. Sobald er jedoch jene mitleidigen Worte formte, erfaßte ihn auch ein namenloses Grauen vor dem Zuge, von dem er selbst getragen wurde, an den Versen des Liedes klebte alsbald ein häßlicher Blutgeruch und die schwankenden Fahnentücher schienen feucht von rauchendem Lebenssafte zu triefen.

Saß er am Abend — nach all den vergeblichen Vorstellungen, Bitten und Mühen niedergeschlagen und enttäuscht in der kleinen Mansardenkammer bei der blonden Prinzessin, die gerade in diesen Tagen des allgemeinen Elends immer eleganter wurde — merkwürdig, selbst der versponnene Ignotus fing manchmal in ihrer Nähe einen Ton, wie von knisternder Seide auf —, dann schüttelte die Böhmin zu seinen Schilderungen abgeneigt und zurückweisend das Haupt. Und selbst der unkundige Mensch mußte die Entdeckung machen, wie die goldene Pracht über dieser freien, sanft gemeißelten Stirn in künstlichen Wellen stieg und fiel, wobei unzählige Lichtfunken die Goldflut kreuzten. Denn Anna hatte die Brennschere gebrauchen gelernt, und seitdem hatte das schmale, vom Pfirsichhauch der Jugend getönte Antlitz einen ausgesprochen damenhaften Reiz erhalten.

„Ekelhaft," urteilte Anna, die nichts so sehr haßte, als das Treiben von „die gewöhnliche Leut'"! Jetzt saß sie ihrem Gefährten gegenüber, hatte die Beine übereinander geschlagen und den Ellenbogen aufs Knie gestützt, und während sie die ausgezehrte, fiebergeschüttelte Gestalt des zerrütteten Erzählers prüfend und verschlossen musterte, da erwog das Mädchen widerwillig, wozu der Ignaz wohl ein solches Getös von der schmutzigen Geschichte machte! Dazu hatte sie den Hereingeschneiten doch keineswegs aufgenommen, damit er sich hier als ein ganz gewöhnlicher Pflastertreter entpuppen sollte.

„Ekelhaft," schimpfte sie noch einmal, stieß einen leichten Pfiff aus, und nachdem sie die ausgebrannte Zigarette in eine Ecke befördert, warf sie sich geräuschvoll aufs Sofa, kreuzte die Füße, und lächelte den dummen Nazel an. Darauf vertiefte sie sich beim Schein der kleinen Lampe in einen mitgebrachten Band ihrer Warenhausleihbibliothek.

Seitdem schied auch diese Mitwisserin seines kummervollen, alle Kräfte aufzehrenden Ringens nach dem einfachsten und selbstverständlichsten der Erdendinge aus, nach dem schmalen Platz, wo man sich selbst behaupten konnte.

Wie schwer, wie grausam schwer doch jenem bescheidensten Anspruch der Sterblichen genügt wurde. Wieviel von Haut und Seele blieb an dem dichten Dornengestrüpp hängen, das um jeden Bissen Brot wuchs. Verworren, wie in einen folternden Traum gebannt, blickte sich der Ignotus in der ächzend-dumpfen Welt um, in der er erwacht war, und es zerriß ihm den grübelnden Verstand, warum hier trotz aller wirbelnden Neuerungen die Luft zu verpestet blieb, um geatmet werden zu können, weshalb das Feuer hier nicht wärmte, und aus welchem Grunde jede Lust, selbst die des neuen Reichtums, verfaulte, bevor sie durch den aufgehäuften Kot in die Heimstätten gelangt war. Schmutz, Kehricht, Verwesung, Jahrhunderte alter Moder sperrte noch überall den Weg — wo, wo blieb die Riesenfaust, die hier einmal freie Bahn schaufelte?

Ach, gerade jetzt, wo er sich verletzt, verbittert und mißtrauisch vor dem einzigen Geschöpf versteckte, das ihn bisher bald voll spottenden Übermutes, bald voll warmblütiger Zuneigung gesucht hatte, gerade jetzt sollte der Ausgesetzte erfahren, wie unergründlich tief der Schlamm sich senkte, der bereits unmittelbar an seiner Schwelle begann, und wie rasch und geräuschlos man von dem schwarzen Brei eingesogen wurde, sobald man blindwütig das Irrlicht auf seiner dampfenden Oberfläche zu haschen gedachte: Beschäftigung — Geld — Sicherheit.

(Fortsetzung folgt)

Die bayrische Königstragödie

König Ludwigs II. letzte Nacht auf Neuschwanstein. Von Gottfried v. Böhm

Mehr als 26 Jahre sind vergangen, seit die bayrische Königstragödie die Augen der ganzen Welt auf Bayern lenkte. König Ludwig II. mußte damals trotz der großen Beliebtheit, die er seitens seines Volkes genoß, infolge seines Geisteszustands des Throns entsetzt werden, und bald darauf fand er im Starnberger See ein tragisches Ende. Diese Königstragödie ist jetzt von einem Zeitgenossen Ludwigs II., dem Staatsrat Gottfried v. Böhm, der die Angelegenheiten des königlichen Hauses bearbeitete, auf Grund der seit 1918 erschlossenen Quellen erforscht und klargelegt worden. Das im Verlag von Hans Robert Engelmann in Berlin W 15 erschienene Werk „Ludwig II., König von Bayern, Sein Leben und seine Zeit" gibt einen tiefen Einblick in das Wesen, die Regierung und das Ende dieses unglücklichen Königs. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags veröffentlichen wir nachstehend eines der bewegendsten Kapitel, das die letzte Nacht Ludwigs II. auf seinem herrlichen Schloß Neuschwanstein, seine Festnahme und seine Abführung schildert.

Neuschwanstein, das von allen seinen Schöpfungen am wenigsten Spuren des Wahnsinns des Bauherrn trägt, sollte Zeuge seines tragischen Abschieds von Freiheit und Königtum werden.

Nach Abfahrt der Staatskommission zwischen 6 und 7 Uhr abends war eine neue Gendarmerieabteilung im Dorfe Hohenschwangau eingetroffen; sie löste die bisherige ab und besetzte die Burg. Der König glaubte anfangs, daß sie zu seinem Schutze gekommen sei, und erst als man ihm die gewohnte Ausfahrt verweigerte, erkannte er, daß er ein Gefangener war.

Darauf fragte er den Friseur Hoppe, ob er ihm nicht Zyankali besorgen könne, was dieser verneinte. Der König faßte ihn fest ins Auge. „Hast du mich je verrückt gesehen?" fragte er ihn dann. „Einen einzigen Tag, eine einzige Stunde; besinne dich!" — Hoppe verneinte die Frage. „Wenn du morgen kommst, um meinen Kopf zu frisieren, mußt du ihn in der Pöllatschlucht suchen." —

Dann verstummte er, und es schien, als ob er sich in sein Schicksal ergebe. Aber er hing immer dem einen schwarzen Gedanken nach und konnte keine Ruhe finden.

Am Morgen des 11. Juni kam die Proklamation der Regentschaft nach Hohenschwangau. Auch Ludwig II. war von den Vorgängen vollkommen unterrichtet und wußte, daß Menschen, denen er Gutes erwiesen hatte, ihn verraten und seinen Gegnern seine Briefe und Papiere ausgeliefert hatten.

„Es war ihm bekannt, daß in der Frühe des nächsten Morgens eine zweite Kommission auf Neuschwanstein erscheinen werde, um ihn mit Hilfe von Ärzten und Irrenwärtern hinwegzuführen."

Man riet ihm zur Flucht. Der Tag wäre hierzu wie keiner geeignet gewesen. Der Nebel war so dicht, daß man kaum zwanzig Schritte weit sehen konnte. Die Gendarmen hatten sich unter Dach und Fach zurückgezogen; rings um das Schloß herrschte Totenstille. —



Ludwig II., König von Bayern. Phot. Jaeger & Goergen, München.

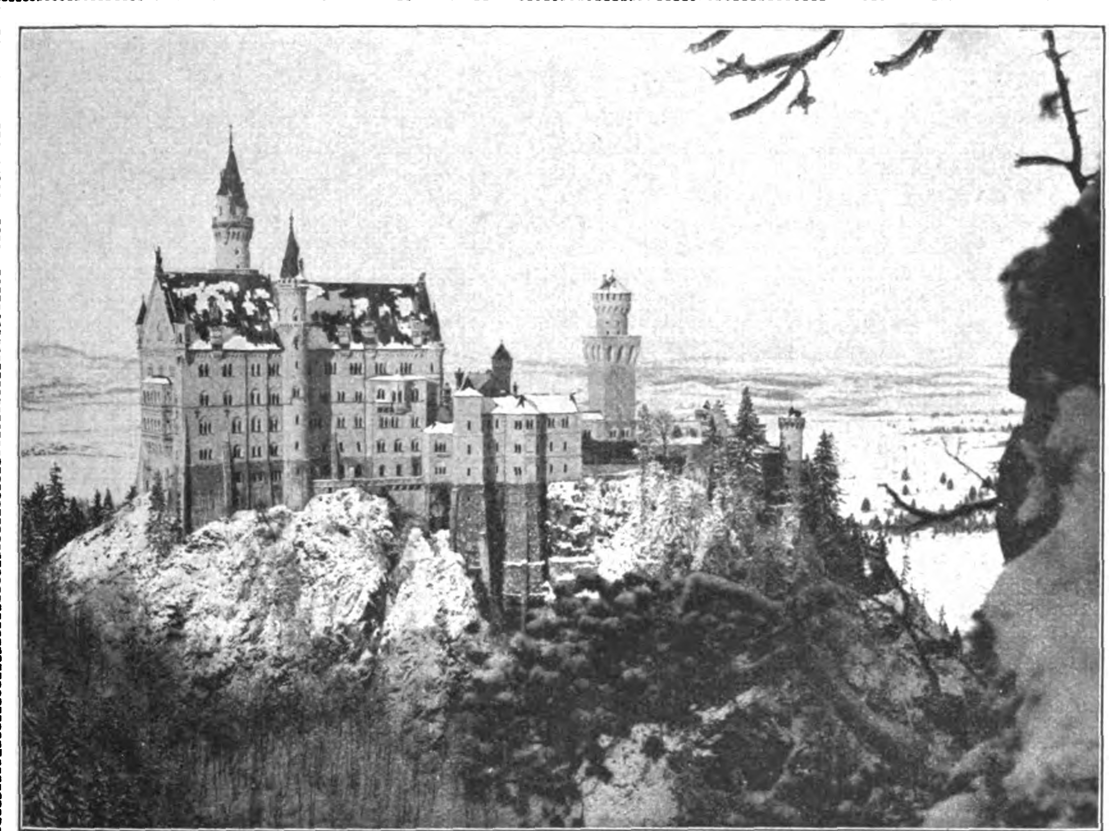
Der König fragte, ob eine Flucht ohne Blutvergießen ins Werk gesetzt werden könne, und als man dies bezweifelte, erklärte er, er wolle nicht, daß Menschenleben für ihn geopfert werden. Wohin in aller Welt hätte er denn auch fliehen können? Wer konnte ihn aufnehmen? Wer ihm die nötigen Mittel dazu gewähren?

Immer enger umschloß ihn der eiserne Ring der Notwendigkeit. Immer drohender brach das solange gefürchtete Los seines Bruders auch über ihn herein. Er mußte die schönen Räume verlassen, deren Herstellung und Ausgestaltung jahrelang das Hauptinteresse seiner einsamen Tage gebildet hatte. Man sah ihn darin umhergehen und da und dort vor einem Bilde haltmachen. Er hielt ein Taschentuch in der Hand, das er zuweilen an die Augen brachte.

Von Zeit zu Zeit trat er aus dem Saal in die Loggia mit der unvergleichlichen Aussicht auf Hochgebirg und Flachland. Ich weiß nicht, ob von dort aus der hohe Schloßturm, der Lug ins Land, sichtbar ist, der seine Gedanken beschäftigte, und von dem aus ein Sprung in die Tiefe ihm Freiheit und Erlösung versprach.

Die Nacht brach an; eine finstere, schauerliche Nacht; es regnete in Strömen. Der König war fast allein auf der Burg; schon vor dem Abend hatte man alle Dienerschaft entfernt. Nur der „gewonnene" Lakai Mayr war geblieben und der letzte — einzige Getreue: Alfons Weber, ein Schriftsetzer von damals 24 Jahren, der als Chevauxleger zu dem König gekommen war und vom 28. April bis 1. November 1885 und vom 28. Mai bis 12. Juni 1886 den ersten Kammerdienst versah.

Bei Einbruch seiner letzten Nacht in Neuschwanstein verlangte Ludwig auch nach dem Kutscher Osterholzer. Dachte er nun doch an die Flucht? Man mußte ihm sagen, daß Osterholzer bei Vermeidung der Verhaftung befohlen worden war, Hohenschwangau zu verlassen. Dann fragte



Schloß Neuschwanstein mit Blick auf Hohenschwangau, den Alpsee und in die Pöllatschlucht. Das Schloß wurde 1869 erbaut von König Ludwig II. von Bayern. Phot. A. Frankl.

er den Schloßdiener Niggl, ob denn sein Volk nichts zur Befreiung seines Herrschers tun werde? Diese Hoffnung scheint er bis zuletzt gehegt zu haben. Er wurde sehr schweigsam, aß nicht, trank nicht, schlief nicht und verließ auch sein Zimmer nicht. Seltener als sonst ertönte die Rufglocke, und später erlaubte er Weber, bei ihm im Zimmer zu bleiben.

Dann blieb er wieder lange ruhig und starrte vor sich hin. „Glaubst du an eine Unsterblichkeit der Seele, an ein Jenseits, an eine Vergeltung?“ fragte er plötzlich. — „Ja, Majestät,“ antwortete Weber. — „Ich auch,“ sagte der König; „ich habe zwar verschiedene Bücher gelesen, nach denen man irre werden könnte, aber es muß eine Vergeltung geben, das, was man an mir tut, kann nicht ungestraft bleiben!“ Dabei ging er heftig im Zimmer auf und ab, blieb dann plötzlich wieder stehen und sprach mit sichtlicher Erregung: „Daß man mich des Thrones beraubt, kann ich verschmerzen, daß man mich aber für irrsinnig erklärt, überlebe ich nicht. Mein Blut komme über diejenigen, die mich gerichtet und verraten haben.“

Er begab sich hierauf in das Speisezimmer. Auf dem Tische standen, schon welk, die letzten Blumen, die er erhalten hatte. Er war nie ein Trinker gewesen, aber in jener Nacht trank er Wein und Kognak durcheinander, wie um sich zu betäuben.

„Um halb eins bin ich geboren, um halb eins will ich auch sterben,“ soll er dabei gesagt haben. Dann übergab er Weber ein kleines, vielbenütztes Gebetbuch, in dem die Sterbegebete aufgeschlagen waren mit den Worten: „Bete für mich!“

Nach der Aussage des Lakaien Mayr verlangte er in jener Nacht wiederholt nach dem Schlüssel zu dem Turme, um sich, wie man annahm, von seiner schwindelnden Höhe herabzustürzen. Mayr verzögerte die Erfüllung dieses Verlangens unter dem Vorwande, man könne den Schlüssel nicht finden.

☆

Das Volk, auf dessen Hilfe Ludwig II. in den letzten Tagen seiner Freiheit hoffte, hatte seinen König nicht vergessen. Wohl hatte er sich ihm in den langen Jahren seiner Zurückgezogenheit mehr und mehr entfremdet, aber in den Tagen seiner schwersten Not kehrten die alten Gefühle mit erneuter Kraft zu ihm zurück.

An das alles dachte der Arzt wohl nicht genügend, der am 11. Juni 1886 nachts 12 Uhr in Neuschwanstein ankam, um den Maßstab der Dutzendfälle, die er behandelt hatte, auf einen Ausnahmsfall seltenster Art anzuwenden. Wirkte es schon befremdend, daß zehn Gesunde, die ausgezogen waren, um einen Geisteskranken gefangenzunehmen, von diesem verhaftet werden konnten, so überrascht noch mehr die Überlegenheit an Menschenkenntnis des Königs, die sich aus dem Vergleich seiner Äußerungen mit denen seines Irrenarztes ergibt.

Die zweite Kommission bestand nur aus dem Direktor der Kreisirrenanstalt von Oberbayern, Universitätsprofessor Dr. B. v. Gudden, dessen Assistenzarzt Dr. Franz Karl Müller, vier Irrenpflegern und einem Oberpfleger, die ein Gendarmerieoffizier und ein Stallmeister begleiteten. Vom Hofe war niemand dabei. Der Kranke war somit ganz dem Irrenarzt überantwortet.

Der mit den für erforderlich gehaltenen Schließvorrichtungen des Königs versehene Wagen war erst für 4 Uhr morgens in den Vorhof von Neuschwanstein bestellt; kaum aber waren Gudden und Müller ausgestiegen, als der Lakai Mayr auf sie zustürzte und sie beschwor, in die Gemächer des Königs zu kommen, da S. M. sich

in großer Aufregung befinde und sich vielleicht zum Fenster hinausstürzen werde, da man ihm den Schlüssel zu dem Turm, den er zu dem gleichen Zweck verlangt hatte, unter dem Vorwand, er sei verlegt, nicht gegeben habe. Gudden eilte mit seinen Begleitern auf einer Wendeltreppe in einen Korridor, in den die Eingänge zu dem ominösen Turm und zu den Gemächern des Königs mündeten. Er ließ die Zugänge zum Turm von Irrenpflegern und Gendarmen besetzen und befahl dem Lakai Mayr, dem König den verlangten Schlüssel zu übergeben.

Der Lakai tat, wie ihm geheißen. „Plötzlich", fährt Dr. Müller, der den König vorher nie gesehen hatte, fort, „hörten wir feste Tritte und ein Mann von imposanter Größe stand unter der Korridortür und sprach in kurzen, abgerissenen Sätzen mit einem in tiefster Verbeugung Dastehenden. Die Pfleger von oben und unten, ebenso wir gingen gegen die Tür zu und schnitten ihm den Rückweg ab. Mit großer Schnelligkeit hatten die Pfleger den König an den Armen untergefaßt. Da trat Gudden vor und sprach: „Majestät, es ist die traurigste Aufgabe meines Lebens, die ich übernommen habe, Majestät sind von vier Irrenärzten begutachtet worden und nach deren Ausspruch hat Prinz Luitpold die Regentschaft übernommen. Ich habe den Befehl, Majestät nach Schloß Berg zu begleiten, und zwar noch in dieser Nacht. Wenn Majestät befehlen, wird der Wagen um 4 Uhr vorfahren."

Der Professor zerrte das etwa noch im Dunkeln Gelassene sofort vollends ans Licht, als er auch bei der Frage des Königs: „Wie können Sie mich für geisteskrank erklären; Sie haben mich ja vorher gar nicht angesehen und untersucht." die den Nagel auf den Kopf traf, mit den Worten daneben hieb: „Majestät, das war nicht notwendig; das Aktenmaterial ist sehr reichhaltig und vollkommen beweisend, es ist geradezu erdrückend." —

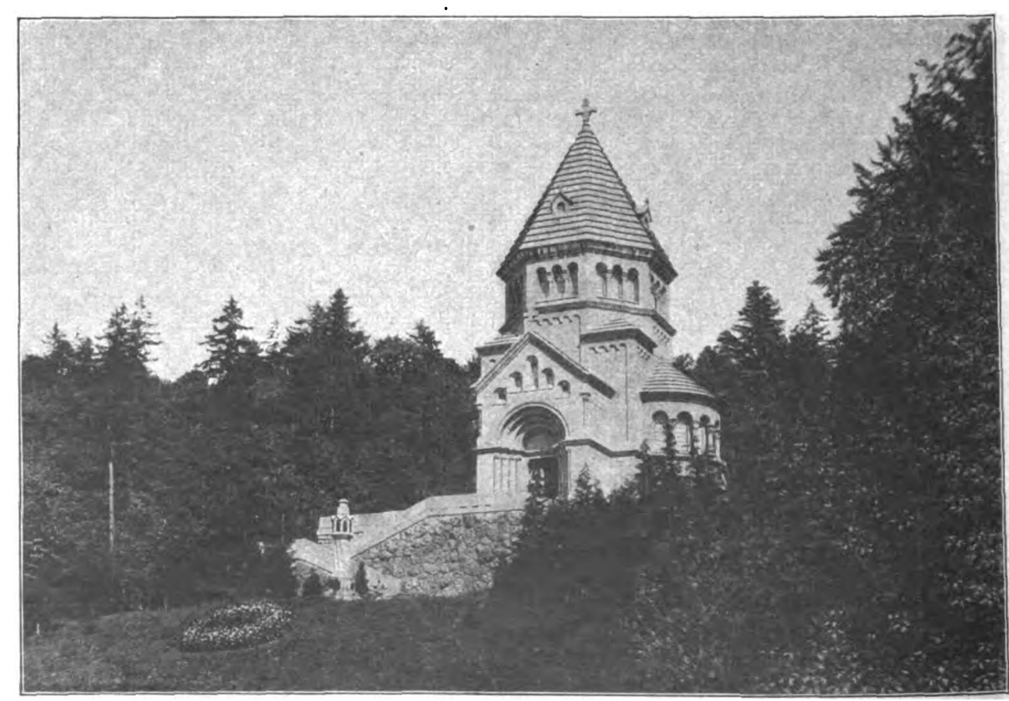
War es wirklich nötig und angebracht, dem Kranken auf den Kopf zu sagen, was nicht begreifen zu können, zum Wesen seiner Krankheit gehörte? Bot die nüancenreiche deutsche Sprache nicht hundert Umschreibungen? Für Ludwig II. besaß diese Mitteilung keinerlei überzeugende Kraft; er empfand sie nur als eine schwere Beleidigung.

Es war diese Urteilsverkündung nach der Wegschaffung aus den Bergen und Verbringung an den Starnberger See der zweite große Fehler, den Gudden beging. Damit, daß er Ludwig II. vor Zeugen das Verdikt der Irrenärzte auf Geisteskrankheit verkündete, sprach er dessen Todesurteil und auch sein eigenes, denn diese unangebrachte Offenheit war wohl auch der Grund des Hasses, den der König gegen ihn empfand, und den er so geschickt zu verbergen wußte, bis er ihn zu Tode würgte.

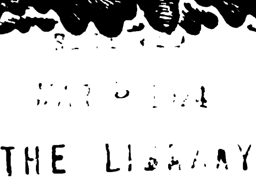
Nun ließ der König sich von den Pflegern in das Schlafzimmer zurückführen, aus dem er gekommen war. Sein Gang war etwas schwankend, seine Sprache zeigte kleine Unsicherheiten, man merkte, daß er zu stark dem Arrak zugesetzt hatte.

Aber bald gewann er seine Selbstbeherrschung wieder, konnte die formellere Vorstellung Guddens, des Assistenzarztes Dr. Müller und sogar der Irrenpfleger entgegennehmen und eines der üblichen „Cerclegespräche" führen, in denen Souveräne Fragen zu stellen pflegen, nicht weil sie neugierig auf die Antwort, sondern bestrebt sind, den Beweis zu liefern, daß sie alles schon wissen, was ja meistens auch zutrifft, da ihre Adjutanten es ihnen vorher gesagt haben.

Gegen 4 Uhr wurde der Wagen gemeldet. Der König machte sich reisefertig und ging mit den ihm auferlegten Begleitern in den Schloßhof. Dort standen drei Wagen bereit. Der König sprach noch lange mit dem Lakaien Mayr und beauftragte ihn, wie man später erfuhr, ihm Zyankali zu besorgen. Dann wandte er sich noch einmal um. Sandte er den Bergen einen letzten Gruß zu, zogen Fluchtgedanken durch sein krankes Gehirn? — Gudden drängte, und mit den Worten: „Auch gut!" bestieg er endlich den mittleren der drei Wagen, der von innen nicht geöffnet werden konnte. In Seeshaupt verlangte er Wasser. Er dankte der Posthalterin, die es ihm reichte, und sagte dann: „Diese Schmach überlebe ich nicht."



Die Gedenkkapelle, die am Starnberger See an der Stelle errichtet wurde, wo der unglückliche König Ludwig II. von Bayern am 13. Juni 1886 sein tragisches Ende fand.



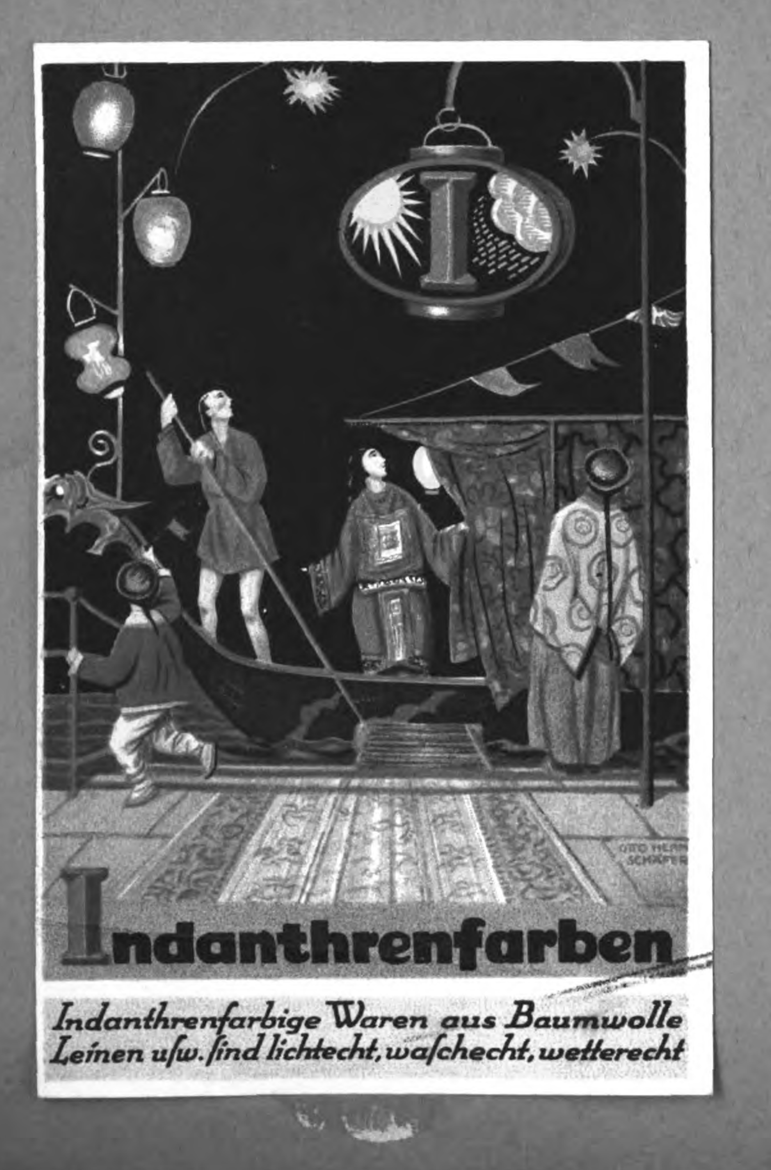
RECLAMS UNIVERSUM

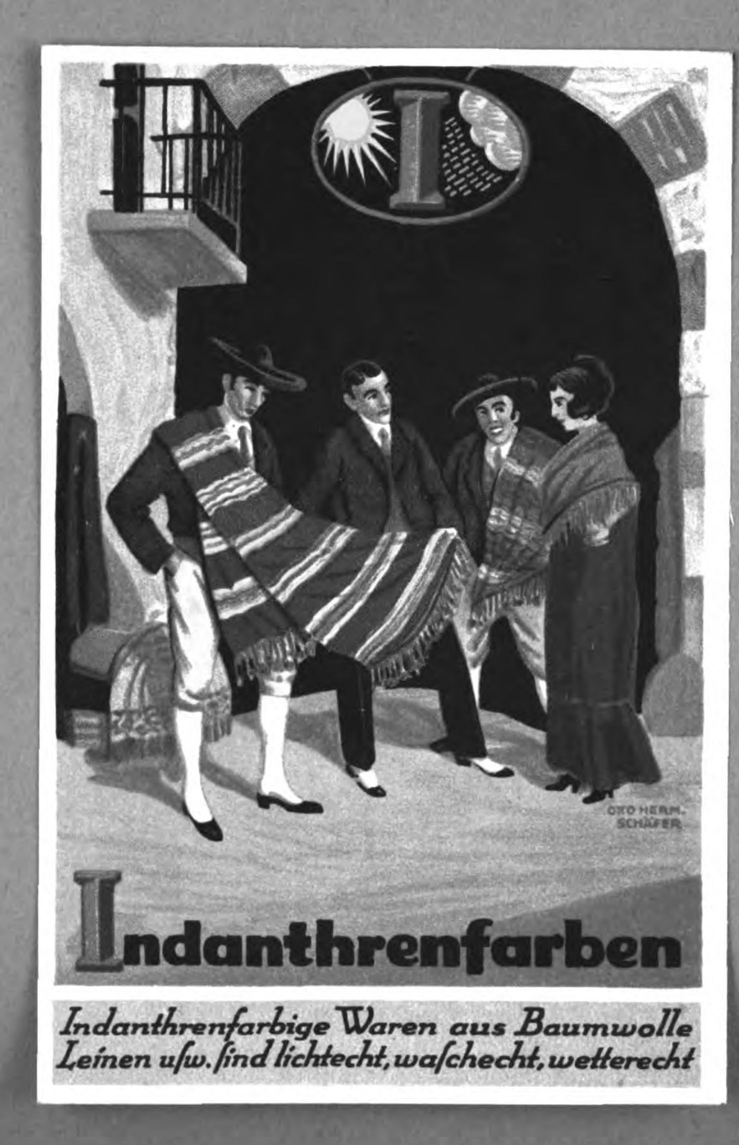
★

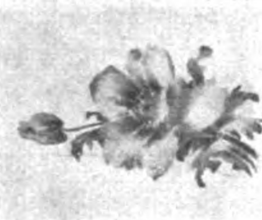
Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 17



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig


Indanthrenfarben
Indanthrenfarbige Waren aus Baumwolle
Leinen usw. sind lichtecht, waschecht, wetterecht
OTO HERM. SCHÄFER


Indanthrenfarben
Indanthrenfarbige Waren aus Baumwolle
Leinen usw. sind lichtecht, waschecht, wetterecht
OTO HERM. SCHÄFER

Nicht gewaschen. Einmal gewaschen.

Unechtfarbiger Dekorationsstoff.




Nicht gewaschen. Zehnmal gewaschen.

Indanthrenfarbiger Dekorationsstoff.

Farbenechtheit und Hauswirtschaft

Von Dr. E. Chambon

Hierzu eine farbige Tafel und 14 Abbildungen

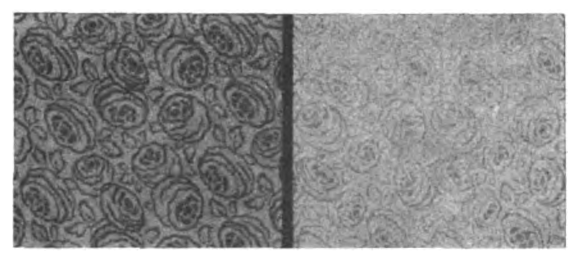
Seit einigen Jahren hört man viel von Qualitätsarbeit reden, so viel, daß es beinahe zu einem Schlagwort geworden ist, bei dem sich der Hörer nicht mehr viel denkt. Das ist bedauerlich, denn es handelt sich um eine sehr ernste und wichtige Sache, die an jeden von uns täglich herantritt. Wenn man von Qualitätsarbeit spricht, so meint man damit, daß sich bestes Material, sorgfältigste Ausführung und zweckmäßige, gefällige Form zu dem beabsichtigten Gebilde vereinigen, ganz gleichgültig, um welches Ausgangsmaterial, um welches Gebilde: Messer, Schuhe, Porzellan, Nähmaschinen, Möbel, es sich handeln mag. Alle Gegenstände, die für die Dauer bestimmt sind und mit dieser Zuversicht in Gebrauch genommen werden, müssen Qualitätsarbeit sein, sonst ist der Besitzer geschädigt. Unsere deutsche Teerfarbstoffindustrie, deren durch Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Anpassungsvermögen mit Recht erworbener Weltruf nach wie vor unbestritten feststeht, viel beneidet vom Ausland, aber von diesem trotz aller heißen Bemühungen, an denen es in den letzten Jahren wirklich nicht gefehlt hat, bei weitem nicht erreicht, geschweige denn überholt — unsere deutsche Farbstoffindustrie hatte auf der Gewerbeschau in München eine ganz eigenartige, noch nie dagewesene Ausstellung veranstaltet. Es wurden nicht die Farbstoffe selber vorgeführt, an denen das Publikum wenig sieht und lernt, vielmehr sollten die unendlichen Anwendungsmöglichkeiten derselben, ihre Bedeutung und Wichtigkeit für unsere ganze Wirtschaft, für das Leben jedes einzelnen, an gefärbten Gegenständen: Wolle, Seide, Kunstseide, Baumwolle, Pelze, Leder, Papier usw. dem Verständnis des Beschauers nahegebracht werden. Und weiter: nur ganz echte Färbungen durften in Frage kommen. Das große verbrauchende Publikum — das sind wir alle — sollte sich selber mit eigenen Augen überzeugen, daß unsere mächtige deutsche Farbstoffindustrie ganz echte Farben für alle Zwecke und Bedürfnisse in der reichsten Auswahl liefert. Hierin lag das Wesentliche und Bedeutungsvolle der Ausstellung. Was wir sahen, war Qualitätsarbeit im vollsten Sinne des Wortes: Bestes Material, beste Ausführung; Qualitätsarbeit, wie wir sie in jetziger Zeit mehr als je bedürfen. Der oberste Grundsatz jeder Färberei ist: die Farbe muß so lange halten wie das Material, auf das sie gefärbt ist. Also für vergängliche Dinge weniger echte Farben, aber für alle anderen, deren Wesen und Zweck Dauer bedingt, nur ganz echte Farben, wie deutsche Wissenschaft sie gefunden hat und deutsche Industrie sie herstellt. Das ist eine Forderung, die gar nicht bestimmt genug gestellt werden kann und die von der Farbstoffindustrie unterstützt wird. Mit Echtheit eines Farbstoffs bezeichnet man die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, denen der gefärbte Gegenstand bei naturgemäßem Gebrauch unterliegt. Am wichtigsten für unsere Wirtschaft ist die Licht- und Waschechtheit, die sich bei gewissen Gebrauchsgegenständen bis zur Wetter- oder Tragechtheit steigern muß. Bei manchen gefärbten Gegenständen, die nicht gewaschen werden: Dekorations- und Möbelstoffe, Tapeten usw. ist die Lichtechtheit das Wichtigste. Anderes dagegen, wie Blusen, Kleider, Schürzen, Hemden, Garne, Bettstoffe, Trikotagen, Decken, muß in jeder Hinsicht den höchsten Grad der Farbenechtheit besitzen. Die Frauenwelt weiß, in wie hohem Maße diese Frage jede einzelne Hauswirtschaft berührt. Übrigens folgt aus dem Gesagten, daß auch weniger echte Farben für vergängliche Dinge ihre Berechtigung haben; es wäre unwirtschaftlich, für solche Zwecke die wertvolleren echten Farben zu nehmen. Das große Publikum, das doch als Käufer und Verbraucher in erster Linie beteiligt ist, weiß davon noch viel zu wenig. Es hat leider manche üble Erfahrung gemacht und hat vielfach von den Teerfarben, die unrichtig „Anilin"-farben genannt werden, eine schlechte Meinung zugunsten der sogenannten Naturfarben, deren angebliche Echtheit immer wieder be-

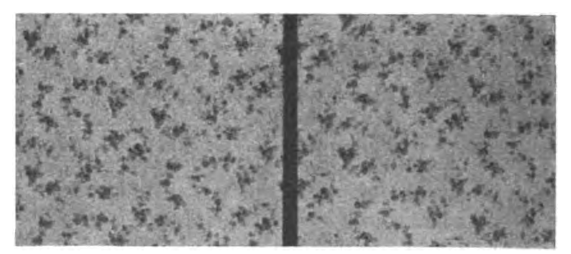


Unechtfarbig.



Indanthrenfarbig.

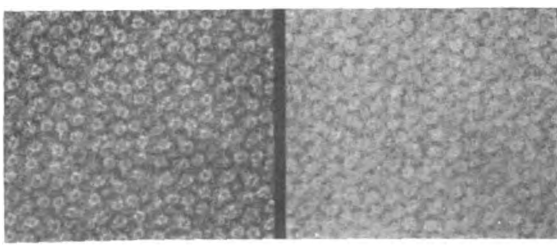

Nicht gewaschen. Einmal gewaschen.
Unechtfarbiger Kleiderstoff.

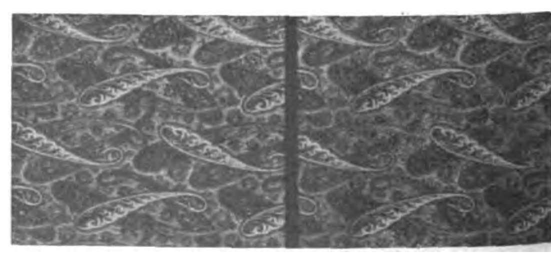

Nicht gewaschen. Zehnmal gewaschen.
Indanthrenfarbiger Kleiderstoff.

tont wird. Das ist ganz unrichtig. Es gibt unter den Teerfarben alle Grade der Echtheit bis zu den allerhöchsten, die allen Anforderungen mehr als genügen, und andererseits gibt es sehr viele unechte Naturfarben. Bei diesen denkt man in erster Linie an die uralten Farben der Menschheit, den Indigo und den Krapp, die allerdings sehr echt sind und die wir noch heute schätzen. Aber diese beiden, Indigo und Alizarin — das ist der Farbstoff des Krapps —, werden schon längst von unserer deutschen Farbenindustrie synthetisch hergestellt und haben die Pflanzenprodukte verdrängt. Ja, der Indigo, den man den König der Farbstoffe genannt hat, ist im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Anilinfarbe, da er aus dem vielverlästerten Anilin gemacht wird. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß mit den Anilinfarben, die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufkamen und durch den Reichtum ihrer Farbtönungen, durch ihre leichte Anwendbarkeit geradezu blendeten, nicht selten Mißbrauch getrieben worden ist. Manche ließen hinsichtlich der Echtheit viel zu wünschen übrig, und wenn sie angewendet wurden, wo sie nicht hingehörten, also für Gegenstände, die dauern sollten, wurden allerdings schlechte Erfahrungen gemacht und das Mißtrauen des Publikums war nicht ohne Berechtigung. Das alles hat sich geändert, und auf diese wirtschaftlich bedeutungsvolle Änderung hat die Ausstellung in München, die Bestrebungen der letzten Jahrzehnte und die erhaltenen Resultate zusammenfassend, mit dem ganzen Nachdruck hingewiesen, den eine mächtige, leistungsfähige Industrie einer so wichtigen Angelegenheit geben kann. Um es zu wiederholen: sie hat Qualitätsarbeit gezeigt — am Publikum ist es nun, Qualitätsarbeit zu verlangen!

Die deutsche Teerfarbstoffindustrie war in den letzten Jahrzehnten unausgesetzt um die Herstellung ganz echter Farbstoffe bemüht. Die schon genannten alten Farbstoffe, Krapp und Indigo, ließen in mancher Hinsicht zu wünschen übrig; außer Türkischrot sind die Farbtönungen nicht recht lebhaft, und auch die Echtheit des Indigos auf Pflanzenfaser entspricht nicht den höchsten Ansprüchen. Das Verlangen nach lebhaften und zugleich ganz echten Farben war daher gerechtfertigt. Es gelang, eine ganze Gruppe von Farbstoffen aufzufinden, die diesen beiden Anforderungen gleichzeitig entspricht, und die somit alle Farbtönungen von bisher unerreichter Echtheit enthält. Man hat sie zusammenfassend Indanthrene genannt. Sie haben die größte Bedeutung für die Färberei der Pflanzenfasern, also für Baumwolle, Leinen, Kunstseide und für Seide; für Wolle sind sie nicht verwendbar. Da die Pflanzenfasern aber für den menschlichen Haushalt viel wichtiger als Wolle sind, so sind auch die für sie geeigneten Farbstoffe von höchstem Wert. Die Textilindustrie hat diese Wichtigkeit der Indanthrene rasch erkannt und verwendet sie in größtem Umfang. Um dem Leser eine Vorstellung von der Echtheit solcher Indanthrenfärbungen zu geben, mögen die nach Photographien angefertigten Bilder dienen. Die Stoffe wurden im Sommer acht Wochen lang der Sonne ausgesetzt; die Waschproben entsprechen einer tüchtigen Hauswäsche: heißes Seifen, zehnmal wiederholt. Zum Vergleich wurden die bisher gebräuchlichen Farben den gleichen Bedingungen unterworfen. Der Erfolg spricht für sich. Man hat Beispiele, daß indanthrenfarbige Baumwollkleider durch vierzehnjährigen Gebrauch sich so gut wie nicht veränderten: die Farbe hielt länger als der Stoff! Auch für den Kunstdruck können die Indanthrenfarben verwendet werden, wenn es sich um ganz lichtbeständige Gebilde handelt. Hiervon geben die beiliegenden Karten eine Vorstellung.

Der Leser wird nun fragen: wie bin ich sicher, diese ganz echten Färbungen zu erhalten? Auch ein erfahrener Fachmann kann es einer Färbung nicht immer ansehen, ob sie echt oder unecht ist; der Verkäufer weiß in vielen Fällen nichts oder lehnt eine Garantie ab. Wie soll der Laie sich vergewissern, was er kauft? Diese Frage ist gerechtfertigt. In der ganzen Welt gibt es Handelsmarken, die eine ganz bestimmte Ware bezeichnen und nur für diese und keine andere gebraucht werden dürfen: die Marke garantiert die Ware. Wenn wir auf einem Porzellan die gekreuzten Schwerter sehen, so wissen wir, daß es echtes Meißener ist; Henckels' Zwillingsmarke auf Stahlwaren bedeutet, daß wir Qualitätsarbeit vor uns haben. Im Bereich der Textilfabrikate gibt es bislang nur eine allgemein bekannte Garantiemarke, und das ist leider eine französische. Jede Frau kennt die DMC-Garne. Diese Firma, Dollfus, Mieg & Co., besitzt kein Geheimverfahren. Das Geheimnis der Güte ihrer Erzeugnisse ist die Weitsichtigkeit und Tüchtigkeit der Geschäftsleiter; die Farben muß die Firma von der deutschen Farben-


Nicht gewaschen. Einmal gewaschen.
Unechtfarbiger Blusenstoff.


Nicht gewaschen. Zehnmal gewaschen.
Indanthrenfarbiger Blusenstoff.



industrie beziehen: das sind die Indanthrenfarben. Wir haben zu unserer Textilindustrie das feste Zutrauen, daß sie dasselbe und noch mehr leisten kann wie jene Firma. Dieselben echten Farben stehen ihr zur Verfügung — wir wollen keine französischen Erzeugnisse kaufen, wenn wir das gleiche im Land haben können. In dieser Richtung sind sehr ernste aussichtsreiche Bestrebungen im Gange, die das Publikum im eigenen Interesse energisch unterstützen möge. Unsere Großindustrie bemüht sich eine solche Garantiemarke für alle ganz echtfarbigen Textilwaren, nicht nur für Garne, einzuführen und bekannt zu machen. Es ist die Säulen- oder I-Marke, die auf den beiden Karten zu sehen ist. Der Stoff, das Garn, die Decke, jede Ware, die diese Marke hat, ist echtfarbig und der Käufer ist seiner Sache sicher. Die möglichst allgemeine Kenntnis dieser Bestrebungen liegt im Interesse aller. Unsere deutsche Industrie liefert die besten, echtesten Farben der Welt; wir haben ein Recht darauf, diese echten Farben für unseren Gebrauch zu erhalten. Mit dieser Forderung dürfen wir uns nicht mehr abweisen lassen, und wenn diese Zeilen dazu beitragen, so haben sie der Öffentlichkeit einen Dienst erwiesen.

Gedichte in Prosa * Von Iwan Turgenjeff

Aus der gedankentiefen Sammlung poetischer Augenblicksbilder und Beobachtungen, die der große, der Weltliteratur angehörende Dichter aus dem Leben schöpfte.*)

Der Egoist.

Er besaß alles, was nöthig war, um die Geißel seiner Familie zu werden.

Er war gesund und reich zur Welt gekommen — und er blieb gesund und reich während seines ganzen langen Lebens; er ließ sich kein einziges Vergehen zu Schulden kommen, beging keinen einzigen Mißgriff, weder in Worten noch in Thaten.

Er war von makelloser Ehrenhaftigkeit! . . . Und stolz im Bewußtsein seiner Ehrenhaftigkeit, drückte er alle damit zu Boden: Verwandte, Freunde, Bekannte.

Die Ehrenhaftigkeit war ihm ein Kapital . . . und er wucherte mit diesem Kapital.

Die Ehrenhaftigkeit gab ihm das Recht, erbarmungslos zu sein und nur das vom Gesetz befohlene Gute zu thun . . . Und er war erbarmungslos und that nichts Gutes . . . denn das vorgeschriebene Gute ist nicht das Gute.

Niemals kümmerte er sich um jemand anders als um seine eigne so musterhafte Person; und er wurde ernstlich böse, wenn andre nicht ebenfalls eifrig um dieselbe besorgt waren!

Uebrigens betrachtete er sich nicht als einen Egoisten — und nichts schmähte, nichts verfolgte er unerbittlicher als den Egoismus und die Egoisten! . . . Natürlich: fremder Egoismus war seinem eignen im Wege.

Da er sich von der geringsten Schwäche frei wußte, so konnte er fremde Schwäche weder begreifen noch dulden. Er begriff überhaupt niemand und nichts, denn ganz und gar, von allen Seiten, oben und unten, vorn und hinten war er von seiner eignen Person umgeben.

Er begriff nicht einmal, was vergeben heißt. Sich selbst hatte er nichts zu vergeben . . . wozu hätte er da andern zu vergeben brauchen?

Vor dem Richterstuhl seines eignen Gewissens, vor dem Antlitz seines eignen Gottes richtete er, dieses Wunder, dieses Ungeheuer von Tugend die Augen gen Himmel und sprach mit fester klarer Stimme: „Ja, ich bin ein würdiger, ein sittenreiner Mensch!"

Diese Worte wird er auf seinem Sterbelager wiederholen — und selbst dann wird sich nichts regen in diesem steinernen Herzen — in diesem Herzen ohne Fehl und ohne Makel.

O Häßlichkeit der selbstzufriednen, unbeugsamen, billig erworbnen Tugend — bist du nicht widerwärtiger als die offene Häßlichkeit des Lasters!

Das Fest des höchsten Wesens.

Einst gab das höchste Wesen in seinem Azurpalast ein großes Fest.

Sämmtliche Tugenden waren eingeladen. Jedoch nur die weiblichen . . . keine Männer . . . blos Damen.

Gar viele hatten sich eingefunden — große und kleine. Die kleinen Tugenden waren angenehmer und liebenswürdiger als die großen; doch schienen alle sehr zufrieden; und in der freundlichsten Weise unterhielten sie sich mit einander, wie sich das für nahe Verwandte und Bekannte so ziemt.

Aber da bemerkte das höchste Wesen zwei schöne Damen, welche gar nicht miteinander bekannt zu sein schienen.

Der Hausherr nahm die eine dieser Damen bei der Hand und führte sie zu der andern.

„Die Wohlthätigkeit!" sprach er, auf die erstere zeigend.

„Die Dankbarkeit!" fügte er hinzu, auf die zweite weisend.

Beide Tugenden waren im höchsten Grade erstaunt: seit Erschaffung der Welt — und das war schon lange her — begegneten sie sich zum ersten Mal.

N. N.

Anmuthig und ruhig wandelst du deine Lebensbahn, ohne Thränen und ohne Lächeln, kaum belebt durch eine gleichgültige Aufmerksamkeit.

Du bist gut und klug . . . doch alles ist dir fremd — und du bedarfst keines deiner Mitmenschen.

Du bist schön — und niemand kann sagen, du legest Werth auf deine Schönheit . . . Du vermagst Theilnahme weder zu empfinden noch zu begehren.

Dein Blick ist tief — aber nicht gedankenvoll; es ist leer in dieser hellen Tiefe . . .

So wandeln bei den erhabenen Klängen Gluck'scher Melodien in den elysäischen Feldern anmuthige Schatten dahin — freudlos und leidlos.

Der Sperling.

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Gartenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als witterte er vor sich ein Wild.

Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit gelbem Schnabelrande und jungem Flaum auf dem Kopfe. Er war aus dem Neste gefallen

*) Vgl. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1701.

— ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee — und unbeweglich saß er nun da, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hilflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund, als sich plötzlich vom benachbarten Baume ein alter, schwarzbrüstiger Sperling losriß, wie ein Stein gerade vor seiner Schnauze niederstürzte und ganz zerzaust und verstört mit verzweifeltem, kläglichem Gekreisch einige Male gegen den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen lossprang.

Er wollte sein Junges retten, er schirmte es mit seinem eigenen Körper ... sein ganzer winziger Leib bebte vor Schrecken, sein Stimmchen ward wild und heiser, er starb hin, er opferte sich!

Welch ein gewaltiges Ungetüm mußte der Hund ihm scheinen! Und gleichwohl vermochte er nicht dort oben auf seinem sicheren Ast zu verbleiben. Eine Gewalt, welche stärker war als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Tresor blieb stehen und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühle der Ehrfurcht.

Ja, lachet nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmütigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe.

Die Liebe, dachte ich, ist doch stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch sie, nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

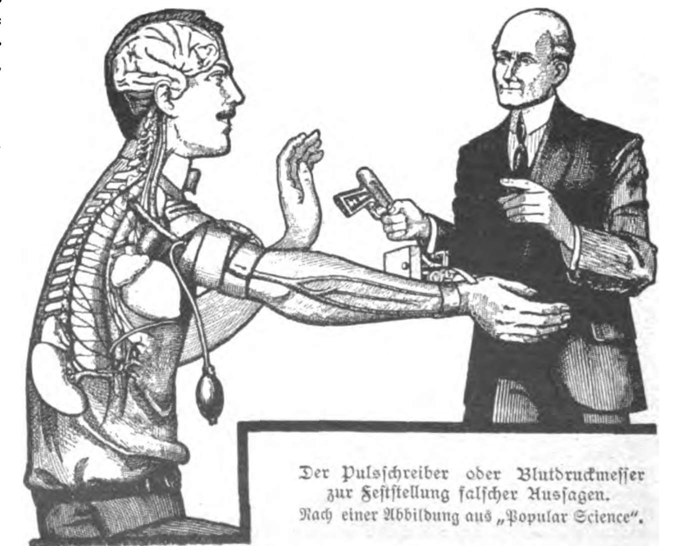
Die peinliche Frage * Von Dr. Albert Neuburger

Um den Angeklagten zum Geständnis zu bringen, unterwarf man ihn seit den Zeiten des Mittelalters bis um die Wende des vorigen Jahrhunderts der „peinlichen Frage", d. h. der Tortur. Wird diese peinliche Frage nunmehr in einer allerdings sehr modernisierten Form wieder aufleben, bei der man dem Beschuldigten zwar keine Schmerzen verursacht, bei der aber Instrumente der verschiedensten Art zur Anwendung kommen, durch die man gleichfalls die lautere Wahrheit erforschen zu können glaubt? Die Aufrollung dieses Problems ging von einer Szene aus, die sich vor einem amerikanischen Gerichtshof abspielte.

Es handelte sich um einen Mann, der des Mordes an einem Arzt verdächtig war. Er leugnete. Von seiten des Vertreters der Anklage war der amerikanische Psychologe Professor Dr. William H. Marston geladen worden, der eine ganze Anzahl von Instrumenten mitbrachte. Er wollte diese am Arm des Angeklagten befestigen und behauptete, daß er dadurch sofort erkennen könne, wenn dieser lüge. Natürlich widersprachen die Verteidiger aufs heftigste und der Vorsitzende weigerte sich gleichfalls, die Verwendung der Instrumente zuzulassen, da dies im Widerspruch mit der Strafprozeßordnung stehe. Dieser Vorgang war es, der den Anlaß zu Erörterungen der verschiedensten Art gegeben hat, die eines weitgehenden Interesses nicht entbehren.

Zunächst einmal wurde die Frage aufgeworfen, ob es überhaupt möglich sei, einen Lügner mit Hilfe besonderer Instrumente zu überführen. Der Apparat, um den es sich hier handelte, ist an und für sich schon lange bekannt, beruht das Marstonsche Verfahren doch auf der Verwendung des vielbenutzten „Sphygmographen", der gewöhnlich auch als „Pulsschreiber" oder „Blutdruckmesser" bezeichnet wird. Er zeichnet alle Veränderungen der Pulsbewegung in Form einer Kurve auf. Da wohl jedermann, der mit dem Gericht zu tun hat, dabei in mehr oder minder nervöse Erregung gerät, so gibt sich dies in der aufgezeichneten Kurve zu erkennen. Dr. Marston behauptet nun, daß neben dieser nervösen Beeinflussung noch eine weitere eintrete, die durch Lügen hervorgebracht werde, und die sich durch eine deutlich wahrnehmbare Erhöhung des Blutdrucks zu erkennen gäbe. Bei jeder Lüge steige der Blutdruck ganz plötzlich und zwar bis zu einem Betrag von 15 mm. So lasse es sich also ganz genau feststellen, wann der Angeklagte lüge.

Eine amerikanische Zeitschrift ließ diese Ergebnisse der Marstonschen Forschungen nachprüfen. Mehrere Angestellte wurden einem Kreuzverhör unterworfen, wobei es sich jedoch keineswegs um irgendwie aufregende Dinge handelte. Man fragte vielmehr, ob sie die Zeitungen gelesen hätten, was sie vom Motorradfahren halten und ähnliche Dinge. Dazwischen erfolgten verfängliche Fragen. So wurde z. B. ein männlicher Angestellter gefragt, ob es wahr sei, daß er für Wohltätigkeitszwecke 200 Dollar gestiftet habe. Man vermutete, daß es sich hier um eine Prahlerei handelte. Tatsächlich zeigte der Blutdruckmesser bei der Bejahung dieser Frage ein Ansteigen von 120 auf 126 mm, und als die Frage später wiederholt wurde, ein erneutes Ansteigen auf 128 mm an. Ähnlich war das Ergebnis, als eine Angestellte gefragt wurde, ob sie mit dem jungen Mann verlobt sei, mit dem man sie kürzlich gesehen habe, und sie diese Frage bejahte. Als ihr aber gar die heikle Frage gestellt wurde, wie alt sie sei und sie darauf antwortete „zwanzig Jahre", stieg der Blutdruck sofort um 6 mm!


Der Pulsschreiber oder Blutdruckmesser zur Feststellung falscher Aussagen.
Nach einer Abbildung aus „Popular Science".

Diese Ergebnisse, die Dr. Marstons Untersuchungen bestätigen, sind jedenfalls bemerkenswert. In Amerika ist man in lebhafte Erörterungen darüber eingetreten, ob man Blutdruckuntersuchungen während des Verhörs der Angeklagten zulassen solle. Zwei Parteien haben sich gebildet. Die eine steht auf dem Standpunkt, daß man jeden Fortschritt der Wissenschaft benutzen müsse, um die Wahrheit zu erforschen, die andere spricht von einer Rückkehr zur mittelalterlichen Tortur. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Erörterung hierüber bald auch nach Europa übergreifen wird.



Deutscher Winter: Fernblick vom Fichtelberg. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Curt Lange, Annaberg.

Geld verdienen!

Eine heitere Erzählung von Steffi Patin

Wenn ich nur wüßte, wie ich es anstellen soll, um viel Geld zu verdienen, dachte Mimile, als sie am Morgen aufwachte und als die Mutter mit verweinten Augen an ihr Bettchen kam. Das kleine Mädchen wußte zwar nicht, was „anstellen" und „verdienen" heißt, aber der Papa sagte das immer wieder; und was der Papa sagte, das war schon richtig. Mutti weinte jetzt immer viel und früher hatte sie immer gelacht, Mimile konnte sich ganz genau daran erinnern. Früher hatte sie immer mit ihr gespielt; da hatte die Rosa die ganze Arbeit getan, aber jetzt war die Rosa fort und Mutti mußte alles selber machen. Und das nur, weil das Geld nicht mehr reichte.

Ich weiß nicht, dachte Mimile, ich würde nie wegen Geld weinen — aber große Leute sind so komisch! Ich weiß gar nicht, was ich mit Geld machen soll. Wenn der Onkel Fritz mir Geld gibt, so hab' ich gar keinen Spaß daran; Schokolade ist mir viel lieber. Bei dem Wort „Schokolade" fiel ihr ein, daß sie schon lange keine gegessen hatte; ob das irgendwie mit Geld zusammenhing? Das „Geld" kam immer wieder in ihre Gedanken, sie hörte allzuoft davon im Hause.

Mimile wurde angezogen, frühstückte und dann sagte die Mutter: „Kind, heute mußt du sehr brav sein und den ganzen Vormittag allein im Gärtchen spielen, Mutti hat sehr viel zu tun; sie erzählt dir auch ein Märchen heut nachmittag, wenn du jetzt schön brav bist."

Ja, Mimile wollte sehr, sehr brav sein! Mutti konnte feine Märchen erzählen: von Aschenbrödel und vom Rotkäppchen und von der guten Fee. — Plötzlich machte Mimile ein ganz ernstes Gesicht. Daß sie daran nicht gedacht hatte! Zur guten Fee mußte sie gehen, ei freilich! Sie wußte genau, wie sie zur Fee gehen mußte. Den Weg zwischen den großen Bäumen immer ganz lang geradeaus — oh, sie wird die Fee schon finden!

Mimile überlegte weiter: Sie hat bis zum Mittagessen Zeit. Länger darf sie aber nicht ausbleiben, sonst ängstigt sich die Mutter und dann muß sie wieder weinen, und gerade das war Mimile so schmerzlich. Ob sie den Tyras mitnimmt? Lieber nicht, er war so wild, er konnte die Fee anbellen oder gar an ihr in die Höhe springen, dann wurde sie womöglich böse, und Mimile mußte mit leeren Händen zurückkommen.

Das kleine Mädchen stand entschlossen auf, schaute, ob niemand sie beobachtete, und schlüpfte zum Gartenpförtchen hinaus und auf die Landstraße. Ein wenig Angst hatte sie doch bei dem Unternehmen, aber — es mußte sein.

Sie marschierte tapfer vorwärts, immer an den großen Kastanienbäumen entlang. Jetzt muß ich gleich dort sein, sagte sie sich, als sie so ihre fünf Minuten auf der Landstraße getrippelt war. Schade, daß ich nichts zu essen mithabe — Hänsel und Gretel hatten auch was dabei.

Sie ging unentwegt drauflos; kein Mensch begegnete ihr. Nur ein Rabe hüpfte vor ihr her. Ich kann ja den Vogel fragen, wo die Fee wohnt, meinte sie, und indem sie ein Knickschen machte, stotterte sie: „Ach bitte, Herr Vogel, wollen Sie bitte so gut sein und mir bitte sagen, wo die gute Fee wohnt!" — Erwartungsvoll trat sie an den Raben näher heran, der mißtrauisch aufflog, sich auf einen Ast setzte und die Kleine mit seinen klugen Augen anschaute. — Warum fliegt er nur weg, dachte sie, ob er mich nicht verstanden hat? — Und sie stellte sich vor den Baum hin, machte noch einmal ihr schönstes Knickschen und leierte: „Wollen Sie bitte, lieber Herr Vogel, mir vielleicht so liebenswürdig sein und bitte zu sagen, wo die gute Fee bitte wohnt." Jetzt mußte er sie verstehen, denn sie hatte sich Mühe gegeben, genau so zu sprechen wie die großen Leute. Und erklärend fügte sie

noch bei: „Weil Mutti immer weint und der Papa auch so traurig ist, und weil ich es anstellen muß Geld zu verdienen, will ich —“ Doch der böse dumme Vogel hörte gar nicht weiter zu, krächzte krah-krah, flog auf und davon.

Mimile blieb etwas verschüchtert und gekränkt mitten in ihrer Rede stecken. Ob sie nicht höflich genug gewesen war? Ja so —, fiel ihr ein, der Vogel kann ja meine Sprache nicht verstehen und ich seine nicht. Nur Sonntagskinder verstehen die Vogelsprache, das weiß ich schon aus den Geschichten. Ein wenig betrübt ging sie weiter; sie war ja leider kein Sonntagskind.

Nach einiger Zeit blieb sie stehen. Sie war müde. Ich könnte die Schuhe und die Strümpfchen ausziehen und in der Hand tragen. Auf dem Bild von „Hänschen klein — Ging allein“ trägt er auch die Schuhe in der Hand, wahrscheinlich kann man da besser laufen, dachte sie, setzte sich mitten auf die Straße und zog Schuh' und Strümpfe aus. Doch sie war das Barfußgehen nicht gewöhnt und hockte sich bald ein wenig ratlos unter einen Baum. Sie begann mit viel Müh' und Stöhnen die Strümpfchen anzuziehen, da überraschte sie ein großer Wolfshund. Sie sah ihn erst, als er dicht vor ihr stand. Ui je, der Wolf vom Rotkäppchen! — war ihr erster Gedanke, und in ihrem Schreck fing sie zu plappern an: „Herr Wolf, ich bin nicht das Rotkäppchen, ich heiße Mimile, und ich gehe auch nicht zur Großmutter, ich geh' zur guten Fee, und Sie sehen, ich habe gar kein Käppchen auf. Und kein Körbchen mit Wein und mit Kuchen.“

Mimile schaute den Hund groß und bittend an. Der kümmerte sich nur um ihr nacktes Füßchen, das er beschnuppern wollte. Sie aber meinte, der Wolf wolle schon anfangen, sie zu verschlingen, und schrie mörderisch — wodurch sie sich rettete, denn der Hund trollte davon.

Nachdem sie sich von diesem ganz schrecklichen Erlebnis erholt hatte, beschloß sie, wieder heimzugehen. „Geld verdienen ist furchtbar schwer,“ stellte sie bei sich fest. „Ich mein', ich geh' jetzt nach Hause, es wird auch gleich Mittag sein. Und dann besuch' ich morgen die Fee und nehme auch den Tyras mit und etwas zu essen. Ich hab' so arg Hunger! Ich kann ja der Mutti sagen, ich will Köchin spielen, da gibt sie mir schon Brot und so was.“

So — endlich waren die widerspenstigen Schuhe angezogen, die Schuhbänder unlösbar so zusammengeknotet, daß sie nie wieder aufgehen konnten — und sie machte sich auf den Heimweg. Wie sie so heimwärts pilgerte an einem Gartenzaun entlang, bemerkte sie mit einem Male, daß ein geheimnisvolles Türchen halb offen stand. Ob da die Fee wohnt? durchblitzte es sie. Sie wagte sich durch das Pförtchen und kam in einen Park. Ein schmaler Weg mitten durch den Feengarten führte sie vor eine Lichtung, auf der ein großes, großes Haus stand. Ein seltsam gekleideter Mann kam ihr entgegen. Er trug einen roten Rock mit goldenen Knöpfen, die furchtbar in der Sonne funkelten, schwarze kurze Hosen und — ja — sie mußte sich das Lachen verbeißen — er hatte solch ausgeschnittene Schuhe an, wie die Mama früher manchmal, wenn sie auf den Ball ging. So was hatte sie bei einem Manne noch nie gesehen. Das war drollig! — Aber sie nahm sich zusammen. Am Ende war es ein böser Zauberer, obzwar er gar nicht so bös aussah. „Guten Tag,“ sagte sie und machte ihr Knickschen, „wohnt hier die Frau gute Fee?“ — „Jaaa, zu wem —?“ meinte Johann, der Diener, „möchtest —“ Aber Mimile hörte nur das Ja und rief begeistert: „O bitte, dann will ich —,“ doch sie besann sich, daß Mutti immer sagte: „Wollen Sie mich bitte anmelden,“ und irgend so ein weißes Kärtchen abgab. Ein Kärtchen von der Mama hatte sie nun dummerweise nicht mitgenommen, so wünschte sie nur: „Wollen Sie mich, bitte, mich anzumelden, ich bin Mimile.“

Der Diener, dem das Kind Spaß machte, faßte es an der Hand und erklärte: „So; selbstverständlich, wenn du das Mimile bist, dann komm nur mit.“ Und er führte es auf das Haus zu.

Eine ältere Dame kam ihnen entgegen und schaute verwundert. Der Diener ließ die Kleine los, verbeugte sich leicht gegen die Dame und sagte etwas zu ihr, so leise, daß es Mimile leider nicht verstehen konnte.

Dann sprach die Dame sehr freundlich zu ihr: „Aha, also du bist das Mimile und du willst zur guten Fee?“

Das tapfere Herz der Kleinen klopfte sehr. — Es ist furchtbar schwer, anzustellen, Geld zu verdienen! dachte sie zum zweiten Male. Dann nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und fragte: „Bist du die Fee? — Aber du siehst gar nicht wie eine Fee aus, du siehst aus, wie — wie meine Großmama.“

„Natürlich, da hast du ganz richtig geraten, ich bin auch nur die Feengroßmama, komm, ich will dich zur Fee hinführen.“

Mimile ging voll Vertrauen mit und bedachte, daß ihr die Mama noch nie von einer Feengroßmutter erzählt habe; vielleicht wußte sie gar nicht, daß es Feengroßmütter gibt, da konnte sie ihr ja was Neues erzählen! — Das kleine Mädchen freute sich schon darauf.

Sie erstiegen eine breite Treppe — oh, wie breit und weiß sie glänzte, und Blumen waren am Geländer! — und landeten auf einer Terrasse, auf der so viele Leute saßen. Mimiles Begleiterin ging auf die Leute zu und sagte etwas zu ihnen in einer Sprache, die die Kleine nicht verstand. — Es ist die Feensprache, dachte sie; schade, daß ich nicht weiß, was sie jetzt miteinander reden.

Ein schönes junges Fräulein stand auf und kam auf sie zu und fragte, indem sie der Kleinen das Köpfchen streichelte: „Nun, Mimile erzähle uns einmal, warum du die Fee besuchen kommst!“

Mimile holte tief Atem: „Also bist du — bist du die Fee? Aber Feen haben ganz offene blonde Haare und ein langes blaues Kleid und blaue Augen. Blaue Augen, die hast du auch, und auch blonde Haare, aber du bist ja frisiert wie meine Mutti.“

Sie war sehr erstaunt, daß alle über ihre kleine Rede lachten. Die Feen und Zauberer, die hier saßen, waren gar nicht viel anders als die übrigen Menschen, die sie kannte. Sie waren eigentlich so angezogen wie die Eltern und lachten auch so. Nur der Zauberer, der besonders schön gekleidet war und sich nicht zu dem Haufen Leute an den Tisch gesetzt hatte, lachte nicht so laut wie die anderen und hielt dabei die Hand vor den Mund. Mimile sah, daß er Handschuhe anhatte; freilich, er war eben der Feinste von allen!

In ihrer Verlegenheit lachte Mimile bereitwillig und geräuschvoll mit. Sie wollte ihre Händchen auch vor den Mund heben, aber es fiel ihr ein, daß die Finger von der Landstraße her nicht mehr ganz sauber waren.

Die Fee setzte sich und nahm die Kleine auf den Schoß. „Ja, weißt du,“ sagte sie, „ich wollte heute gerade zu den Menschen gehen, und deshalb habe ich mich angezogen wie sie. — Doch nun erzähle mir, was du von der Fee willst.“

„Soll ich's dir vor diesen vielen, vielen Leuten sagen?“

„Aber Mimile, sind sechs Leute denn so viele? Lauter gute Freunde der guten Fee. Rede nur frisch drauflos!“

„Ich möchte bitte anstellen Geld zu verdienen,“ sagte das kleine Mädchen laut und feierlich.

Alle lachten schon wieder und sehr. „Siehst du!“ sagte Mimile gekränkt zur Fee, und gegen die anderen wandte sie ein: „Da braucht ihr gar nicht zu lachen, meine



Mutti, die lacht gar nicht mehr, weil sie kein Geld hat, und ihr würdet auch nicht mehr lachen, wenn eure Mutti kein Geld hätt' und immer weinen würde, und wenn euer Papa immer seufzen würde. Und ihr würdet auch viel Geld verdienen wollen anzustellen." In ihrem Eifer brachte sie die Worte durcheinander, aber das machte ihr weiter nichts aus.

„Gewiß," tröstete die Fee, „es würde uns allen genau so gehen wie dir. Wieso willst du nun Geld verdienen?"

„Wieso? Wieso? Ja, ich bin doch schon zu dir gekommen, Geld verdienen! Sehr viel Geld, vielleicht neun Mark oder sieben oder noch mehr. Der Papa wird schauen, wenn ich ihm sagen werde, daß ich angestellt habe so viel Geld zu verdienen" — und die Kleine rutschte während dieser Rede ungeduldig von den Knien der Fee herunter und stellte sich vor sie hin.

„Was macht denn dein Papa?" fragte die Feengroßmama.

„Oh, mein Papa, der schreibt immer so Geschichten, aber für die großen Leute. Er sitzt auch oft mitten in der Nacht und schreibt und schreibt immerzu, und dann sagt er zur Mama, er möchte viel lieber Müllkutscher sein, der kriegt viel besser bezahlt." — Und sie fügte sehr lebhaft hinzu: „Ich möchte auch lieber Kutscher sein, das ist viel lustiger, als immer stillsitzen und so schreiben. Und dann hab' ich zwei Hottehüpferde, und die Mutti sitzt im Wagen und der Papa und der Tyras und ich und die Rosa, wenn sie dann wieder da ist — und ich fahre sie alle spazieren."

„So, so, dein Vater schreibt. Kein sehr einträglicher Beruf," sagte die alte Dame. „Nun, Mimile, sag' jetzt schön adieu, der Johann —"

„— Der Herr Zauberer —?"

„— Freilich, eben der wird dich heimbegleiten — und das Geld, das wirst du schon noch verdienen."

Mimile war mit ihrem Erfolg sehr zufrieden. Sie machte eine wunderschöne Verbeugung, sagte: „Wiedersehen," nickte allen versöhnt zu, reichte dem Johann die Hand und entfernte sich mit ihm voller Würde. Sie wunderte sich nur, daß die Feengroßmama so ganz einfach „Johann" zu einem Herrn Zauberer sagte.

Zu Hause ging sie gleich zur Mutter in die Küche. Der Papa war auch dort und half Kartoffeln schälen. „Ich hab' angestellt Geld zu verdienen, und die gute Fee verdient es mir und wird es schon bringen," sagte Mimile geheimnisreich, und sie glühte vor freudiger Erregung.

Beide Eltern lachten ganz laut. Das war gewiß schon ein Werk der guten Fee, daß sie beide so lustig waren!

Am Nachmittag hielt vor der Tür ein Wagen, wie Mimile noch nie einen gesehen hatte. Gleich zwei Zauberer saßen auf dem Bock, und innen thronte die Fee.

„Papa — die Fee — Mutti — die Zauberer — Papa, o schnell!" schrie Mimile, und ihr Stimmchen kippte um.

Einer der Zauberer sprang mit ganz unwahrscheinlich großem Satz von der hohen Kutsche und überreichte die dem Mimile schon bekannten weißen Kärtchen. Darauf wurden allerseits Verbeugungen gemacht, und Mimile tauchte eifrig mit auf und ab. —

Die Fee und der Mann der Fee kamen von nun an oft. Sie konnten recht tüchtig zaubern, denn die Rosa kehrte wieder, und der Papa verbrachte die Nachtzeit mit Schlafen und den Tag mit Schreiben und nicht mit Kartoffelschälen.

Was der Papa da schrieb, darüber sprach er viel mit dem Feengatten, und der zauberte die geschriebenen Seiten in gedruckte Bücher um.

Und da gab es doch wirklich Leute, die diese Bücher kauften!

Das war wohl das Märchenhafteste an der ganzen Geschichte.



Der Besuch. Nach einem Gemälde von H. Bacon.

Vom unlauteren Wettbewerb

Von Geh. Oberregierungsrat Neuberg-Steglitz

Unser gewerbliches Leben beherrscht der Grundsatz der Gewerbefreiheit. Ihr zufolge kann sich jeder, auch auf Kosten anderer, in zulässiger Weise rühren. Was ist nun unzulässig? Das besagt in Kürze die sogenannte Generalklausel des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb: Der Verstoß gegen die guten Sitten, ein Handeln gegen das Anstandsgefühl aller billig und gerecht Denkenden im „geschäftlichen Verkehr". Diese Worte umfassen nicht nur den Handelsmann im engen Wortsinn, nein, das ganze Gebiet geschäftlicher Erwerbstätigkeit. Auch die Tätigkeit des berühmten Gesangsprofessors, des angesehenen Arztes gehört hierher, jedoch nicht die der öffentlich angestellten Beamten, wohl aber die Tätigkeit einer Behörde, wenn sie Erwerbscharakter hat (Herausgabe eines amtlichen Blattes). Die Zahl der zu den Gesetzesparagraphen ergangenen Entscheidungen ist Legion. Nur zweierlei sei herausgegriffen. Als sittenwidrig ist angesehen worden, wenn ein Geschäftsmann auf der Straße Personen anspricht, sie veranlaßt, seinen Laden zu betreten und sich dadurch Kunden verschaffte. Wie die betreffende Entscheidung besagt, würde, wenn solches Gebaren zulässig, der Konkurrenzkampf Formen annehmen, die unerträglich dünken. Daneben ein anderer, ein Sonderfall. Verstoß gegen die guten Sitten, wenn jemand Waren, die er früher für einen bestimmten Abnehmer fabrizierte, nach den Nummern und Abbildungen von dessen Katalog weiter betreibt und so versucht, die Früchte seines Schaffens zu ernten. Dagegen ist im bloßen Herabsetzen der Preise der Waren gegenüber der Konkurrenz noch kein Verstoß gegen die guten Sitten zu finden, ebenso nicht in der Bekanntgabe ehrenrühriger, aber wahrer Vorgänge aus dem Leben eines Konkurrenten.

Mit der bezeichneten Generalklausel ist es nun aber im Gesetz nicht getan, es bringt noch Einzelbestimmungen. Da ist z. B. die gegen die unlautere Reklame gerichtete. Reklame als solche ist im Hinblick auf die Tatsache, daß das Publikum gesucht sein will, nicht nur nützlich, nein unentbehrlich. Sie kann sich der verschiedensten Mittel, selbst der marktschreierischen, bedienen, ohne gesetzlichem Verbot zu verfallen, es wäre denn, Polizeivorschriften wegen Verunzierung der Landschaft u. a. hätten einzugreifen. Das letztere kommt hier nicht in Frage, hier im unlauteren Wettbewerbsgesetz wird nur die schwindelhafte Reklame getroffen. Das Gesetz spricht hier von öffentlichen Bekanntmachungen und von Mitteilungen, die für einen größeren Kreis von Personen bestimmt sind. Als nicht öffentliche, für einen größeren Personenkreis bestimmte Mitteilungen sind anzusehen Geschäftsrundschreiben an Kunden, Mitteilungen in Rechnungen, auf Verpackungen, Etiketten. Dabei muß es sich bei der schwindelhaften Reklame um unrichtige Angaben über die geschäftlichen Verhältnisse, über die Beschaffenheit, den Ursprung u. dgl. der Waren handeln, dergestalt, daß der Anschein eines besonders günstigen Angebots hervorgerufen werden soll. Die zu dieser Gesetzesbestimmung ergangenen Urteile, die natürlich auch ins Zahllose gehen, sind interessant und lassen erkennen, wie weit der Reklametreibende gerade noch gehen darf. Darf z. B. russische Schrift auf Verpackungen von Zigaretten, die in Deutschland hergestellt sind, nicht verwandt werden, so wird die Sache schon zweifelhafter, wenn es sich darum handelt, ob das Wort „Fabrik" verwandt werden darf (im Gegensatz zum bloßen „handwerksmäßigen Betrieb"). Sicherlich gehört „zur Fabrik" nicht ohne weiteres die Anwendung von Maschinen, immerhin eine gewisse kaufmännische Führung, die Beschäftigung einer Anzahl von Arbeitern u. dgl. Ist also schon das Wort „Fabrik" mit Vorsicht zu gebrauchen, so gilt das natürlich noch mehr von einem Ausdruck wie „Werk". Insbesondere will aber das Gesetz mit der hier behandelten Bestimmung den sogenannten Ausstellungsschwindel treffen. Oft werden wilde, ganz belanglose Ausstellungen in Szene gesetzt und mit dort verliehenen Auszeichnungen wird dann geprunkt. Der Käufer ist aber zu wenig darüber unterrichtet, ob die und die Ausstellung wirklich bedeutend war oder nicht. Im übrigen ist bei gewerblichen Auszeichnungen wichtig, ob sie als an das Geschäft oder nur an den Inhaber für seine persönlichen Leistungen verliehen gelten. Im letzteren Falle gehen sie z. B. auf den Geschäftsnachfolger nicht über. Bemerkt sei noch, daß es des Nachweises des Vorhandenseins einer Täuschungsabsicht nicht bedarf. Es genügt, wenn nur die Angaben geeignet sind, eine Täuschung hervorzurufen.

Dem zivilrechtlichen Schutz gegen unlautere Reklame (auf Unterlassung der unrichtigen Angabe) folgt im Gesetz die Strafbestimmung, die sich an die vorstehende Bestimmung anschließt, aber die Absicht, den Anschein eines günstigen Angebots hervorzurufen, treffen will. Mit dieser Strafbestimmung soll jeder falschen Herkunftsbezeichnung, wenn sie unberechtigterweise zu Reklamezwecken gebraucht wird, entgegengetreten werden. Nicht aber soll die bloße Gattungsbezeichnung unterbunden werden. Man denke an Bezeichnungen wie Dresdener Stollen, Aachener Printen, Thorner Katharinchen, Harzer Käse, Solinger Stahlwaren, alles Bezeichnungen, die ihren Herkunftscharakter verloren haben, aus denen das Publikum also nur auf Beschaffenheit schließt.

Endlich sei noch hingewiesen auf das Verbot, das dahin geht, in öffentlichen Bekanntmachungen u. dgl. den Verkauf von Waren anzukündigen, die aus einer Konkursmasse stammen, aber nicht mehr zum Bestande der Konkursmasse gehören. In entsprechender Weise muß der, der den Verkauf von Waren unter der Bezeichnung eines Ausverkaufs ankündigt, in der Ankündigung den Grund angeben, der zum Ausverkauf Anlaß gibt. Der Ankündigung eines Ausverkaufs — gleichgestellt ist das sogenannte Verschieben oder Nachschieben von Waren — steht jede sonstige Ankündigung gleich, die den Verkauf von Waren wegen Beendigung des Geschäftsbetriebes, Aufgabe einer einzelnen Warengattung oder Räumung eines bestimmten Warenvorrats aus dem vorhandenen Bestand betrifft. Auf sogenannte Saison- und Inventurausverkäufe, die in der Ankündigung als solche bezeichnet werden, finden die Bestimmungen des Gesetzes keine Anwendung, denn sie sind auf dem Gebiete des Warenabsatzes unentbehrlich. Über Zahl, Zeit und Dauer der üblichen Saison- und Inventurausverkäufe kann die höhere Verwaltungsbehörde nach Anhörung der zuständigen gesetzlichen Gewerbe- und Handelsvertretungen Bestimmungen treffen. Im weiteren Verlaufe spricht das Gesetz insbesondere noch vom sogenannten Schmiergelderunwesen (Bestrafung mit Gefängnis bzw. Geldstrafe). Bei der Feststellung dieses Tatbestandes schloß sich der Gesetzgeber an die Bestimmungen des Strafgesetzbuches über Beamtenbestechung eng an. Zu bemerken ist, daß von sogenannten Bestechungsgeldern natürlich streng zu unterscheiden sind die auf loyalen oder harmlosen Verkehrsgewohnheiten beruhenden kleinen Gefälligkeiten, die zur glatten Erledigung der Geschäfte dienen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 18. Januar 1923 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 18



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig


SCHAUMPON
MIT DEM SCHWARZEN KOPF
DAS BESTE ZUR KOPFWÄSCHE


SACHSEN
DREI
PFENNIGE
3
FRANCO






REFLEXIONS-WASSERSTANDSGLÄSER UND RÖHREN
in unerreichter Güte und unter Garantie des Nichtzerspringens aus Hartpresskristallglas.
GUSTAV SCHLICK DRESDEN
mit Steuerrad-Schutzmarke.
GUSTAV SCHLICK-DRESDEN 15 N.6.



Das Bett. Nach einem Gemälde von Bruno Flashar. Aus der Münchener Kunstausstellung.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Die beiden buckligen Mayenfischs, die immer paarweise auftraten, hatten ganz unvermutet einen Akt der Wohltätigkeit verübt, wodurch das Haus Linienstraße 42 in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Eines Tages eskortierten sie — ein Mayenfisch vorn, ein Mayenfisch hinten — einen humpelnden Krückenträger die quietschenden Treppen empor; und nachdem der junge Schlosser Paul Balke an seinen Schulterstützen die berühmte Versammlungsstätte der Küche erreicht hatte, da lief der eine der polnischen Händler aufgeregt nach dem Kaffeetopf auf dem Herd, um für seinen Gast so viel Würfel Zucker in das heiße Getränk zu werfen, als sich in der Eile überhaupt auftreiben ließ. Der andere Bruder jedoch setzte den Ankömmling in fieberhafter Hilfsbereitschaft auf einen alten, zerrissenen Lehnstuhl, bettete dem Krüppel zwei Kissen hinter den Rücken und betrug sich überhaupt so, als ob der geübte Juwelenkenner eine erlesene Kostbarkeit in Watte zu packen hätte. Der junge Schlosser beantwortete dies, indem er unter aufmunternden Zurufen und Hü und Hott mit seinen Gestellen nach dem aufopfernden Brüderpaar schlug, und sein ganzes etwas lautes und anspruchsvolles Auftreten bewies den gemachten Mann, der wohl weiß, was es heißt, mit ihm in Verbindung zu treten. Später, so erzählte man, sollte zwischen den dreien etwas Schriftliches vereinbart worden sein. Die Mayenfischs jedenfalls zahlten oder schenkten dem Krüppel eine stattliche Summe, ja sie übertrieben ihre Mildherzigkeit sogar derart, daß sie ihren Liebling noch an demselben Tage bei Frau Weinhold, einer Mitbewohnerin des Hauses, einquartierten.

Die beiden Menschenfreunde waren glücklich, ihr Sorgenkind in so guter Hut zu wissen.

Eines Abends, als der Ignotus wieder einmal in die Küche trat, traf er das Brüderpaar allein, ja es schien, als ob die Mayenfischs auf seine Einkehr direkt gewartet hätten.

In der gefälligen, vornehmen Form, die ihn auszeichnete, bat der Ignotus um die Entleihung der von den Brüdern gehaltenen Zeitung.

Der ältere hatte das Blatt bereits in der Hand, jetzt wechselte er mit dem anderen Händler einen raschen Blick: „Nun, da sind Sie ja, Herr Michael,“ meinte er wohlwollend und erhob sich von dem Herd, wo er sich bis jetzt gewärmt hatte, „und hier haben Sie Ihre Gazette — ich geb' Sie Ihnen gern. Warum nicht? Aber verzeihen Sie die Nachfrage — haben Sie denn noch nichts für sich gefunden?“

Nach dieser Frage überzog sich das Gesicht des jungen Mannes mit einer Schamröte. Ihm war es, als würde von kratzenden Nägeln eine frische Wunde an seinem Körper aufgerissen. Das Eingeständnis von seinem fruchtlosen Lebenskampf wollte nicht über seine Lippen.

„Nun, nun," beschwichtigte der verständnisvolle Händler, indem er abschätzend seinen grauschwarzen Ziegenbart streichelte, „man weiß doch, wie es heute steht! Die bösen Zeiten. Da wollte ich Ihnen nur einen kleinen anständigen Nebenverdienst anbieten."

„Hören Sie zu!" forderte der andere Buckel bedeutsam. Der erste jedoch streichelte angestrengter: „Da ist doch das Häufchen Knochen, der Herr Paul Balke," fuhr er kopfwiegend fort. „Gerechter Gott, sie haben ihn mal überfahren. Und jetzt hängt das an seinen zwei Keulen! Aber Sie wissen, wie die Menschen sind. Wenn das runter geht auf die Straße, dann stößt ihn der eine hier und pufft ihn der andere da."

„Und es kann leicht ein Unglück geben," schaltete hier der zweite Mayenfisch wieder ein.

„Ja, und da haben wir gemeint, verstehen Sie, bloß so aus Fürsorge, mein Bruder und ich," nahm der Ziegenbart abermals das Wort, „wenn Sie, Herr Michael, solange Sie nichts Besseres haben, täglich ihn eine halbe Stunde begleiten wollten zu seinem Schutz, dann würden Sie tun ein gutes Werk, und wir, wir würden Ihnen geben — nun sagen wir — zwanzig Mark für den Spaziergang."

„Täglich auszahlbar!" ergänzte der zweite Mayenfisch und riß seine schwarzen Augen auf: „Nun, was sagen Sie?"

Da begann abermals die schmerzhafte Wunde zu bluten, die der Ignotus in seiner Seele barg. Und während sein starker Wille nach Selbstbehauptung emsig diese neue Möglichkeit auf Erwerb nicht ohne Verlockung erwog, da übermannte den Zweifelnden dennoch die ihn so oft unterjochende Scham, als wäre ihm soeben von schmutziger Hand ein Backenstreich versetzt worden. Nein, nein, übrig blieb für den Grübler einzig die Gewißheit, daß dieses ganze endlose, und alles andere überschattende Ringen nach abgegriffenen Lappen eine ihn quälende Daseinsform sei, der er sich erst schwer und allmählich wie einer erbarmungslosen Faust unterordnen könnte.

„Lassen wir das," sagte er deshalb nach einer Weile aus seiner Versunkenheit heraus, indem er unwillkürlich eine wegwerfende Geste vollführte. „Ich will mich dem Kranken in freien Stunden gern zur Verfügung stellen. Alles andere findet sich später!"

„Ausgezeichnet — später!" stimmten die beiden Mayenfischs wie aus einem Munde höflich zu. —

So war denn nun der Ignotus oftmals der Hüter des Häufchens Knochen, sobald es sich auf die Straße getraute. Und bald sollte der Wächter erkennen, wie die Person des munteren, immer etwas lauten und zukunftsicheren Krüppels, der fast beständig vor sich hin pfiff und sehr selbstbewußt über andere Passanten seine Glossen machte, auch für weitere Kreise dasselbe Interesse besitzen mußte wie für die Gebrüder Mayenfisch.

Eines Nachmittags wartete der Ignotus an der Ecke des großen Platzes, unweit seiner Wohnung, auf die heimkehrende Anna. Seit der Zeit, da die blonde Prinzessin sich nicht mehr so laut und ohne Rückhalt um ihn bemühte, und namentlich jetzt, in der dunklen Periode des Harrens und Hoffens auf eine bessere Zukunft, da wurde der Grübler häufig von einer Bangigkeit nach seiner Gefährtin ergriffen, die ihm den Aufenthalt in der leeren Kammer unerträglich gestaltete.

So stand er denn, nachdem er in der schrägabgedeckten Stube die kleine weiße Lampe entzündet, sowie das Teewasser auf den Spirituskocher gesetzt hatte, in der Mündung der Straße und starrte durch den grauen Schneeschleier, wie er über dem weiten Platz hin und her wehte.

Straßenbahn auf Straßenbahn polterte heran; er las von ihren erleuchteten Laternen die Nummern ab und meinte, von dem nächsten der donnernden Kästen müsse die Erwartete ganz sicher herabspringen. Manchmal glaubte er sogar das feine Stiefelwerk der Böhmin auf einem der Trittbretter zu entdecken. Allein die Zeit verstrich, und die Erhoffte kam nicht. Da — eben fröstelte der Ignotus vor Enttäuschung oder unter den vorbeiziehenden Schneestößen heftiger zusammen — da wurde er leicht auf die Achsel seines alten Militärmantels geklopft, den er sehr zum Entsetzen der Blonden noch manchmal anzulegen pflegte.

Überrascht wandte er sich.

Hinter ihm zog ein gut in einen blauen Flauschmantel gekleideter Herr seinen niedrigen Melonenhut und bot ihm höflich „Guten Abend!"

Der Fremde trug einen kurzgeschorenen braunen Backenbart, und erweckte mit seinem Elfenbeinstock, der ihm lässig am Arm schaukelte, und bis zu den grauen Gamaschen hinab den Eindruck eines wohlsituierten Mannes: „Verzeihen Sie," fragte der Fremde und zeigte beim Lächeln eine Reihe prachtvoller Zähne — auch ein Zeichen bürgerlicher Wohlanständigkeit —, „sind Sie nicht der Herr, der immer mit dem armen Menschen, dem Schlosser Balke, so nett hier spazieren geht?"

„Allerdings," entgegnete der Gefragte ein wenig zögernd und setzte hinzu: „und da er heute noch nicht unten war, so möchte ich ihn sogar eben jetzt zu einem Ausgang ermuntern."

„Das ist recht," rief der Wohlanständige sichtlich erfreut und verzog wieder die runden Wangen. „Das trifft sich merkwürdig gut mit meinen eigenen Absichten. Sie müssen wissen, mein Name ist Burwig, ich bin der Besitzer einer ziemlich umfangreichen Maschinenschlosserei am Andreashain 57, zweiter Hof rechts. Sie können gar nicht fehlgehen."

„Ja aber — —"

„Warten Sie, Sie werden gleich verstehen. Ihr Schützling, Herr Balke, hat nämlich, bevor ihn das Malheur traf, in seiner früheren Stellung eine nicht uninteressante Neuerung für das Gezüge einer Schraubenwindung ersonnen. Erkundigen Sie sich, und Sie werden meine Angaben bestätigt finden. Aus dem Ding läßt sich, glaube ich, was machen. Bringen Sie mir also den Mann, und es wird sein Schade nicht sein. Übrigens," der Fremde verabschiedete sich bereits, „findet Ihr Freund bei dieser Gelegenheit auch einen Kollegen aus früherer Zeit bei mir eingestellt. Von dem habe ich natürlich die ganze Angelegenheit erfahren."

„Und — und Sie meinen, ich sollte den Kranken sogleich zu Ihnen führen?" hielt der Ignotus seinen Auftraggeber noch unentschlossen zurück.

Der Wohlanständige zuckte die Achsel. „Wie Sie wollen. Meinetwegen auch gleich," stimmte er zu. „Ich bin fast immer zu Hause — und hier —" langsam und abschätzend zog er ein Portefeuille aus dem Flausch, um darauf seinem neuen Bekannten drei Hundertmarknoten in die Hand zu drücken — „hier haben auch Sie etwas für Ihre Mühe. Lassen Sie nur — Sie sehen so aus, als ob Sie es brauchen könnten. — Schon gut."

Damit griff er wieder an seinen Melonenhut, grüßte und ließ sich gemächlich und ohne Hast von dem Gewühl der Passanten von dannen schwemmen. Bald war er verschwunden. Derjenige aber, den er zurückgelassen, er stand noch lange, knitterte finster die Scheine in seiner Hand zusammen, und von neuem flatterte der Schrecken um seine Seele, weil er sich wieder einmal heimlich vor den tausend Möglichkeiten der großen Stadt graute.

✡

Allein das zuversichtliche, großsprecherische Wesen des Krüppels, den er bald darauf in gewohnter Weise durch die Straßen lenkte, es vertrieb dem Ignotus allmählich die lastenden Bedenken, von denen er nie ganz frei wurde.



Gar zu possierlich wirkte nun einmal die Wichtigkeit, die sich sein Schützling selbst zuerkannte: „Stimmt — stimmt,“ bestätigte er sehr geschmeichelt, spuckte rechts und links, und zwar immer so geschickt, daß die Vorübergehenden nicht getroffen wurden, und dann ließ er ein rollendes Lachen aus sich aufsteigen, das direkt aus dem Magen zu dringen schien. „Erfindung? Hab' ich gemacht? Nu nee, nicht. Und Burwig? Jawoll — ist ein oller Großkotzen.“

„Wie?“ Sein Führer starrte ihn an.

„Na ja — das nennen wir so einen Geldsack. Verstehen Se? Und der Kollege? J, natürlich, das wird Lademann sein. Kein anderer! Das war ja das Aas, das mir immer so auf die Finger geguckt hat. Wer sonst?“

Unterdessen hatten die beiden bereits den Andreashain betreten. Ein leuchtend reiner Schneeteppich hatte sich dort auf den schnurgeraden Wegen gebreitet, ohne von eilenden Füßen sofort wieder beschmutzt und entweiht zu werden.

Hier erfaßte den Großsprecher, da er sich wohl zuviel zugemutet, eine bisher sorglich verhehlte Ermüdung. Vor einer leicht beschneiten Bank blieb er stehen, stemmte seine Stützen nach auswärts und ließ sich sehr sacht auf den Sitz gleiten, nachdem er zuvor seinem Führer einen diesbezüglichen Wink erteilt.

Dann hieb er den neben ihm Sitzenden mit der flachen Hand aufs Knie, um wieder in sein souveränes Lachen auszubrechen. „Herr Michael, wissen Sie denn, was ick überhaupt für ein großes Tier bin? Ja, weshalb glauben Se woll, sind die Mayenfischs so in mir vernarrt? Bloß wegen meiner schönen Nase? J wo, ich will es Jhnen sagen, weil ich en Schatz bin, ne wandelnde Reichsbank, eine richtiggehende Anlage. Verstehn Se?“

„Nein, kein Wort,“ stotterte der Jgnotus und rückte zur Seite, „ich bin mir durchaus nicht klar darüber. Aber wenn ich es gewagt hätte, würde ich mir schon längst erlaubt haben —“

Der Krüppel stieß mit seiner Stütze in die Luft: „Haben Sie ne Ahnung,“ sagte er aufgeblasen. „Die Sache ist nicht so einfach. Sehn Se, wie ich hier sitze, bin ich ein seltenes Kunstwerk, genau so, wie die Uhr am Stadtturm, wenn sie spielt: ‚Üb immer Treu und Redlichkeit‘.“

„Ja aber —“

„Regen Sie sich nicht erst auf, sondern legen Sie mir mal schnell Jhre Hand auf die Brust. Unbesorgt! — Was fühlen Sie da, lieber Mann?“

„Eine schöne, stattliche Wölbung,“ stellte sein Führer nach flüchtiger Prüfung fest.

„Schön,“ pustete sich der Schlosser auf, „aber darunter ist alles aus Gold und Platina!“

Der andere griff sich an die Stirn: „Sie scherzen wohl!“

„Ne, warum? Das war wahrhaftig kein Spaß,“ belehrte er geheimnisvoll. „Sehen Sie, als ich das große Glück hatte, überfahren zu werden —“

Doch vor dieser absonderlichen Art, eine höhere Stufe der Vervollkommnung zu erklimmen, da schwindelte es dem Jgnotus. Und er konnte nur matt hervorbringen: „Das große Glück?“

„Ja, das kann man wohl behaupten,“ fuhr der Schlosser sehr überzeugt fort. „Die Räder von dem Lastwagen gingen mir nämlich direkt über die Brust. Und alles war futsch. Kurz und klein. Die ganze Geschichte glatt eingedrückt!“

„Aber das ist ja entsetzlich, Sie unglückseliger Mensch Sie,“ jammerte sein Gefährte und griff voller Herzenserbarmen nach der Rechten des Schlossers, „ein jämmerlicher Zufall hat also auch Sie um ihre eigentliche Zukunft betrogen, hat alles, was Sie bis dahin für sich erbaut, umgestürzt!“

Und der Aufgewühlte preßte sich die Hand vor die Stirn und verlor sich in sein eigenes, unaufgeklärtes Schicksal. Allein sein Schützling wies alles Mitgefühl schroff, beinahe aufgebracht zurück: „Sachte, sachte! Spielen Sie man bloß nicht unnötig die Flöte! Oder mißgönnen Sie mir etwa das große Los, das ich gewonnen habe? Sie, ohne den sogenannten Unfall wäre ich doch nie an den verrückten kleinen Doktor geraten, der mir später das Kunstwerk eingesetzt hat. Jmmer einen Knochen und eine Rippe nach der anderen. Alles pickfein aus Gold und Platina. Und die fünf Jahre Bettruhe, die waren doch auch nicht etwa von Pappe!“ Kräftig stieß er seine Keule auf den harten Boden und jubelte ganz entzückt: „Ei weih, aber die Hauptsache bleibt doch mein hochwertiges Jnnere. Davon leb' ick. Das is meine Rente. Menschenskind, rechnen sich doch bloß mal aus, was ich bei die Valutazeiten wert bin, wenn ihr anderen schon längst zu Staub und Plunder zerfallen seid! Verstehn Se, das haben natürlich auch die feinen Brüder, die Mayenfischs, begriffen, und deshalb haben se mir schon bei lebendigem Leibe gekooft. Und weil nun das edle Paar glaubt, es könnten vielleicht Langfinger hinter mir her sein, deshalb haben sie Sie engagiert, Herr Michael. — Ja, ja, merken Sie den Braten? Damit Sie Leibwächter bei mir spielen. — Na, grämen Sie sich darüber nicht, Sie sollen es gut bei mir haben!“ Wohlwollend klopfte der Krüppel seinem Begleiter auf die Achsel.

Der aber saß ganz still und starrte unbeweglich in das hagere Antlitz des Verunglückten, dessen helle, spitze Augen so ungetrübt und unerreichbar über dem Kehrichthaufen seines Daseins funkelten. Wieder zitterte der Jgnotus davor, daß das dünne Seil, an dem er hing, von neuem zerschnitten werden könnte, vielleicht von diesem Krüppel, vielleicht von dem ersten besten Menschen seiner Umgebung, durch deren dunkle Stollen er noch immer ziellos kroch, wie ein Bergmann, dem das Grubenlicht erloschen. Absichtslos hatten sich seine ungeschützten Hände dabei in die Taschen des alten Militärmantels vergraben, jetzt knitterten ihm ein paar Papierscheine zwischen den Fingern. Und, plötzlich zuckte es infolge dieser einzigen Berührung empor, ein Blitz, ein unerträglich blendender Funke, davon alle Grübelei in einem weißen, sengenden Brand verzehrt wurde.

Ohne Übergang, gejagt, gehetzt, sprang der Getroffene auf und zerrte seinen sprachlosen Gefährten am Arm in die Höhe: „Kommen Sie — kommen Sie so schnell wie möglich nach Hause!“

„Was? — Sind Sie bei Trost? Wir müssen doch erst —“

„Jetzt nicht. — Dazu ist es schon zu spät, gehen wir auf der Stelle!“

So laut, so bis in die unterste Seele schneidend, klang der Ruf, daß sich sogar der selbstzufriedene Besitzer des Platinschatzes, obwohl mürrisch und ohne Verständnis, zum Nachgeben entschloß. Kaum hatten die beiden jedoch auf dem einsamen Wege ein paar Schritte zurückgelegt, als der Jgnotus, wie von einer Faust gestoßen, zurückprallte. Der Schlosser, der dicht an seiner Seite humpelte, konnte jetzt merken, wie der ganze Körper seines Führers bebte.

„Was gibt es denn nun schon wieder Neues in der Zeitung?“ wollte sich der Krüppel eben in seiner kaltblütigen Manier erkundigen, da sah er, wie sein Gefährte wortlos die Hand nach einer ihnen entgegenwandelnden eleganten Gestalt ausstreckte. Zu gleicher Zeit aber tauchten hinter ihnen zwei Nachtwandler auf, die sich schattenhaft, stumm, geräuschlos auf der eben verlassenen Bank ansiedelten.

Ehe noch die beiden Überraschten eine weitere Bewegung vollführen oder auch nur den Entschluß fassen konnten, ihren Gang fortzusetzen, zog der ihnen Entgegen-

kommende bereits den niedrigen Melonenhut und begrüßte sie überaus höflich: „Ah, da sind Sie ja! Ich dachte mir gleich, daß wir uns hier treffen würden. Aber, meine Herren," so verstellte der Elegante ihnen den Weg, „hier gehen Sie falsch, meine Werkstatt befindet sich dort drüben auf der Straße. Gestatten Sie!" Damit wollte er das Paar auf einen Querpfad leiten, der sich schmal und finster mitten durch das Gehölz schlängelte.

Da geriet Leben in den Ignotus. Mit einer Entschiedenheit, die der Krüppel seinem ausgezehrten Führer niemals zugetraut hatte, warf dieser den flachen Arm vor, so daß der Fremde davon getroffen einen Schritt zurückwich.

„Lassen Sie uns vorüber," rief er dem Höflichen mit einer schneidenden, und trotz aller Angst befehlshaberischen Stimme zu, „für Verhandlungen ist es jetzt schon zu spät. Und hier — hier," so schleuderte er plötzlich die drei Geldscheine dem Fremden vor die Füße, „hier haben Sie Ihr Geld zurück — ich mag es nicht!"

„Was? Das sieht ja beinahe wie Mißtrauen aus?" brummte der andere, indem er blitzschnell etwas Kurzes, Eisernes aus der Tasche zog. „Mir scheint, Sie wollen mit mir anbinden!"

Ein scharfes Zischen entglitt seinen wohlgepflegten Zähnen, die sich gerade jetzt wieder sichtbar enthüllten, und ob beabsichtigt oder nicht, jedenfalls schnellten daraufhin die beiden Schatten sprunghaft von der Bank empor, als wenn sie nur auf solch ein Signal gelauert hätten. Und dann geschah das Unerwartete.

Von etwas getrieben, das mehr war als Erziehung oder Gewohnheit, fühlte der Ignotus eine starke, straffe Kehle zwischen seinen Fingern, voller Abscheu und doch hingerissen, ja beseligt von seinem Tun, drückte er zu — dann ein Feuerstrudel, ein Knall, ein ungeheures Feld tat sich auf, das nimmermehr zu dieser Gegend paßte, grauer Dampf wehte, ein Rollen und Stampfen erfüllte die Luft, und ganz widerspruchsvoll nahm er plötzlich wahr, wie die Keulen des Krüppels rechts und links im Kreise geschwungen wurden.

Dann ein eiliger Lauf, hallende Tritte, und der silberne Stern am Tschako eines Sicherheitssoldaten blitzte tröstend zu ihm nieder.

Er saß auf der eben aufgegebenen Bank, ein klebriges Rinnsal sickerte an seinem Arm hinab, und die etwas keuchende Stimme seines Gefährten versicherte dummdreist wie stets: „Ja, das kommt davon, wenn man als lebender Geldschrank spazieren geht!"

☆

Eine Stunde später lehnte der Michael in der Ecke des wackligen Sofas hoch oben in der Mansarde der Kartenlegerin, und seine beiden Zuhörer Hans Krasselt und Anna Znaim lauschten bedrückt und wie miteinander verbündet den Schilderungen seines eben erlebten Abenteuers. Zum Glück hatte sich die Wunde nur als ein unbedeutender Hautritz herausgestellt, und seine Vertrauten bemühten sich nun, den noch immer von dem finsteren Spuk des Elendes, der Verworfenheit und des Grausens Umheulten durch die linden Laben heißen Tees und beruhigender Zigaretten aus seinem wüsten Kreise fortzulocken. Und doch — seit langer Zeit zum ersten Male bestand ein nicht zu leugnendes Einverständnis zwischen dem Poeten und seiner Angebeteten.

Wenigstens in den Feierstunden keine Häßlichkeit! Dazu war die Böhmin keineswegs der muffig erregenden Luft ihres Warenhauses entronnen, damit ihr in ihrem eigenen verschwiegenen Stübchen, wo sie doch einen solch besonderen, geheimnisvollen Schatz aufbewahrte, damit ihr dort aus dem Munde eben dieses glattrasierten, vornehmen Menschenkindes die gleiche widerwärtige Elendsmelodie entgegenschallen sollte. „Nö — gor ka Spur!" Zu blöd, wie der Ignaz sich in dem Menschenkehricht wälzte, als ob es in dem Schmutz etwas noch nie Dagewesenes zu erschnuppern gäbe. Zu dumm. Am End' war der Blasse, der immer nur arbeiten und schuften wollte, ganz gleich wie es roch und duftete, ja der verging und verfiel, sobald er, wie jetzt, keine Plackerei fand, am Ende war der Nazel gar kein Baron. Pfui Deixel, dann lag man ja schön schief gewickelt. Anna Znaims langbewimperten Nixenaugen entglitt ein beobachtender, prüfender, geringschätziger Blick, und während sie unter dem Tisch ihre Knie ganz dicht an die des Schreibers schob, wodurch in dem pickligen Kalmückengesicht sofort eine fliegende Hitze aufschlug, da versuchte sie zuvörderst dem Erlebnis des Ignotus in einer ganz listigen Weise den faulenden Leuchtglanz des Abenteuerlichen und Grauenhaften zu rauben.

„Sie," schnippte sie mit ihrem Zeigefinger gegen die vollen Lippen und lachte: „Das is aber a ganz gemeine Hetz. A Lappalie ist's, nix weiter. Hab' ich nicht recht, Herr Krasselt? Das kommt aber davon," schmollte sie und setzte ihr abweisendstes Prinzessinnengesicht auf, „wann man sich mit solche Hallodris abgibt! Eh, etwa nicht?"

Aber auch der Schreiber, der durch den sich immer mehr verstärkenden Druck an seinem Knie um allen Halt gebracht wurde, er war nicht geneigt, in diesem Augenblick die Märtyrerkrone um das blasse Haupt seines Nebenbuhlers zu winden. Da man aus den immerhin verworrenen Angaben des Erzählers keinen rechten Eindruck gewinnen könne, entschied er voll jener uninteressierten Sachlichkeit, die ihm aus seiner Amtsstube eigen war, so sei es angebracht, erst einmal den Bericht des Sicherheitssoldaten abzuwarten. Im übrigen könne er sich ja gelegentlich bei dem betreffenden Dezernenten über die „Sache" informieren. Man hörte deutlich das gleichgültige Blättern unsichtbarer Akten, als die Hasenpfote dieses Versprechen einging. Aber dann zuckte auch er wegwerfend die runden, hängenden Achseln, und indem sich über sein faltiges Schmalzgesicht die Weihe einer höheren Sendung verbreitete, da zog er plötzlich — was er noch nie gewagt — ein paar dünne Konzeptbogen mit breitem Rand hervor — sie sahen einem Aktenstück gleichfalls zum Verwechseln ähnlich —, nahm in gespielter Gleichgültigkeit von den schmalen Augen die Hornbrille ab, um endlich seinen Zuhörern murmelnd und stotternd zu erklären, daß er sich zu ihrer Erheiterung erlauben würde, ein paar kleine Chosen aus seiner Mappe vorzulesen.

„Chosen," nannte der verwundete Poet in absichtlicher Zerstörungswut dasjenige, was ihm wie reine, durchsichtige Blutperlen von der Seele getropft war, um nun als Diadem die harte Stirn einer Spröden zu krönen.

Dann ließ er seine Arme tief zwischen seine Knie hinabsinken, wischte mit seinem stranggeteilten Kinn fast auf den Bogen hin und her, und elend, nüchtern und kümmerlich las er darauf die heißesten Hymnen vor. Seine Verse umklagten, verfluchten und enthüllten in immer neuem Verschmachten die schneeige Blöße einer sich weigernden und doch zu neuer Lockung bereiten Bacchantin.

Krampfartig, ungelenk, stotternd wurden diese Schreie ausgestoßen, und der Gegensatz zwischen den ekstatischen Ausbrüchen und dem schulmeisterlichen Gestammel wirkte so komisch, daß ein mitleidloses und zur Spottsucht neigendes Gemüt, wie das der Böhmin, in unbezwinglicher Heiterkeit zu den Worten verführt wurde: „Jessas — Jessas — ist das aber a Verrucktheit!"

Anders der Ignotus.

In dem Ausgestoßenen weckte jenes bis zur Raserei gesteigerte Flehen um Gnade das wehe Mitgefühl eines zur Einsamkeit Verdammten, der seinen Weg zwischen schotterndem Geröll nicht zu finden vermag und nun

dankbar die erste Hand küßt, sobald sie sich unerwartet und weisend in die seine schmiegt. Er verstand alles, er erriet alles, aus den Tiefen seiner verschütteten Phantasie stieg das Entzücken über die Verklärung des Weibes auf, ihm war es, als müsse auch er schon einmal an den Altären dieser höchsten irdischen Macht gebetet haben, und je verschwenderischer und knechtischer die leuchtendweiße Göttin auf Knien gefeiert wurde, desto hingegebener und erkennender hing sein Blick, hinter den Fingern, die sein Angesicht verschatteten, an der rosigen Frische des ahnungslosen Mädchens. Wie kam es nur, daß seine Augen sich erst jetzt auftaten? So spät erst, wo das Urbild all dieser Vollkommenheiten bereits abgekühlt und ernüchtert, mit übergeschlagenen Beinen, und das feine, goldwellige Haupt uninteressiert von ihm abgelenkt, keine Aufmerksamkeit mehr für den ringenden Arbeiter, den stellungslosen Bettler aufbringen mochte? O wie war er noch vor kurzem durch ihr neckendes Lachen, durch ihr kaum verborgenes Werben verwöhnt und umschmeichelt worden! Sollte auch dieser Labetrunk fortan von seinen Lippen gerissen werden?

Warum in aller Welt hatte er sich vor wenigen Wochen noch zu erhaben gedünkt, um das ihm gespendete warme Glück in beide Arme zu schließen? Und jetzt, wo es ihm durch die Seele ätzte, weil er hier in der Sofaecke, aber auch überall sonst auf der Welt nur ein Geduldeter sei, jetzt konnte er plötzlich nicht davon ablassen, seine abtastenden Blicke an den festbetonten Linien dieses Frauenleibes zu sättigen.

Ob dies schon den völligen Verfall bedeutete? Vor ihm an dem ovalen Tisch beugte der schäbige Schreiber sein Haupt so tief über die Bogen, daß man die Schweißperlen auf seinem kahlgeschorenen Schädel zählen konnte, und immer undeutlicher und murmelnder verlor sich der Poet in seine verstiegenen, schrankenlosen Huldigungen.

Die Böhmin aber war längst müde geworden. Gelangweilt schaukelte sie sich auf ihrem Stuhl, und als sie jetzt beide Arme hinter dem Haupt verschränkte, da verfingen sich die Blicke der Männer, wie durch Zwang und Zauber gebunden an dem drängenden Spannen dieses jungen Busens. Allmählich jedoch wirkte der ewige Reiz solcher gottgewollten Versuchung so unterjochend, so betörend, daß das Murmeln des Schreibers in einem dumpfen Raunen erstarb, und auch der Ignotus ließ endlich und ohne weitere Verstellung seine Hand sinken, um der blonden Gebieterin, die ahnungslos die Vorrechte ihrer Natur ausnützte, gehorsam und zu allem ergeben in das blühende, unangefochtene Antlitz zu schauen.

Anna Znaim aber merkte von alledem nichts. Oder wenn sie etwas Undeutliches davon spürte, so vermehrte dies doch nur ihre Wollust vermittelnde Überlegenheit über jene beiden dummen „Strizzis", die sie nunmehr gänzlich in ihrem Herrschbereich wußte.

„Geht's — schaut's, daß ihr weiterkommt, ihr beiden!" schloß sie die Vorlesung ziemlich unhöflich, indem sie gähnte. „Meint's ihr, solche Pfefferkuchenverseln könnten einem müden Madel um elf Uhr in der Nacht noch die Augen offen halten? Überhaupt, was soll sich die Rosse von Ihnen denken, Herr Krasselt, und nun gar Ihre eigene Frau Gemahlin? Bitt' schön, richten Sie einen schönen Gruß von mir aus und kommen Sie bald wieder. Aber jetzt will i ins Bett!"

Damit ging sie in die Ecke und schlug ihre Kissen zurecht.

Kurz darauf lag der Ignotus in seinem Alkoven. Aber diesmal strichen seine Gedanken nicht wie sonst suchend und flügelnd zu jenen leeren, grauen, unbelebten Stätten zurück, aus denen er einst hierher verschlagen war, sondern er lauschte angestrengt nach drinnen, ob er nicht etwas von den gleichmäßigen Atemzügen der lieblichen Schläferin erhaschen könnte. Und wenn er ein Knarren der Bettpfosten oder ein Rascheln der Kissen auffing, dann nahmen die eben verklungenen Verse des Poeten vor ihm Gestalt an, dann fielen die Hüllen, dann schimmerten die Götterglieder, und die weiße Herrlichkeit, die so nahe wohnte und doch nicht sein war, sie umfing ihn und flüsterte ihm heiße, erregende Spottreden über seine knechtische Scham ins Ohr.

Dann tobte sein Herz, und die ganze Unwürdigkeit seiner gebundenen, abhängigen Existenz, die jedes Wagnis als eine Vermessenheit im Keim erstickte, sie lag mit ihm in zehrendem Kampf. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerung. Von Adolf Holst

Wir wanderten über die Heide,
Singend Hand in Hand,
Wir lagen selig beide
Wie unter blauer Seide
Im roten Blütenbrand.

Kein Mensch rings zu schauen,
Kein Laut irgendwo —
Nur weiße Birkenjungfrauen
Stiegen, die Häupter im Blauen,
Wie Bräute gen Lutterloh.

Und Summen vom Bienenvolke,
Und Purpur, wohin ich seh' —
Nur über dem Heidekolke
Stand eine schimmernde Wolke
Wie Weihnachtsschnee.

Und lieg' ich nun bitteralleine
Im Winter und einsamer Nacht,
Ist mir doch wunderfeine
Mitten im Schnee-Mondscheine
Ein liebliches Bild erwacht:

Ich seh' die Wolke stehen
Und das purpurne Kraut
Und dich darunter gehen
In Summen und Windeswehen
Wie eine weiße Braut.

Und sehe uns wandern beide
Hand in Hand und so froh
Unter der Sommerseide
Wohl über die blühende Heide
Singend gen Lutterloh.

Ein Raubzug der Wölfe

Von Sven Hedin

Sven Hedin, der weltbekannte Erforscher Innerasiens, ist erneut unter die Erzähler gegangen und hat in einem glänzend geschriebenen Buch die Erlebnisse von „Tsangpo Lamas Wallfahrt“ geschildert, deren zweiter Band „Die Nomaden“ jetzt im Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist, während der erste, „Die Pilger“, bereits im Vorjahr vorlag. Sven Hedin schildert die Erlebnisse eines tibetanischen Pilgers in Form einer Erzählung mit einem tiefen Einfühlungsvermögen in das Leben, Denken und Fühlen der Bewohner des innerasiatischen Hochlands, dessen schroffe, unnahbare Natur mit ihren Gebirgen, Seen und Wüsten, mit ihren Stürmen und Wettern gewaltig vor dem Leser ersteht. Wir geben hier mit freundlicher Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus folgenden fesselnden Abschnitt wieder.

* * *

Tsangpo prüfte die Schärfe seines Messers an seinem Nagel und begann den erlegten Jak regelrecht zu zerlegen. Trotzdem er hungrig war wie ein Wolf, widerstand es ihm, das rohe Fleisch zu essen, das noch Körperwärme hatte. Er legte das Messer beiseite, sah sich um und ging auf die nächste Wiese, wo sich zuweilen Jake aufhielten. Hier brauchte er nicht lange zu suchen, bis er einen Arm voll trockenen, festen Dung gefunden hatte. In kurzem brannte das Feuer im Schutz des Blocks, vor dem der erschossene Jak lag. Er steckte die Fleischstücke auf den eisernen Spieß, der zum Gürtelgehänge gehörte, und röstete sie über der Glut. Dann aß er langsam, vorsichtig und mit einem Behagen, wie er es nie zuvor empfunden hatte. Dabei dachte er über seine Lage nach und wie er in den nächsten Tagen seine Zeit am besten verwenden könnte. Zunächst brauchte er eine gründliche Erholung von seinen Anstrengungen, auch war er nicht imstande, aus dem Jak all den Nutzen zu ziehen, den er haben konnte. Er entschloß sich daher, am Ort zu bleiben, bis er sich völlig ausgeruht und satt fühlte.

Wo sollte er die Nächte zubringen? Natürlich in der Höhle unter dem Block, die der Jak mit seinem Körper vor Zugwind schützte. Dort wollte er mit einem spitzen Stein den Boden lockern, ein großes Stück Jakhaut darüberbreiten und sich aus den langen Seitenfransen ein Kopfkissen machen. Die Sonne hatte bereits ihre Mittagshöhe überschritten, und es war zu erwarten, daß in der Nacht der Jak zu einem Eisklumpen gefrieren würde. Die dringendste Aufgabe war daher, mit dem Schlachten fortzufahren, solange das Fleisch noch weich war. Der Schwanzbüschel und die Fransen der Vorderbeine gaben ein Kopfkissen ab. Da er einen Besuch von Wölfen nicht für ausgeschlossen hielt, fand er es geraten, den geborgenen Fleischvorrat in der Höhle unmittelbar neben die Innenseite des Jakkörpers zu legen.

Als die Lagerstatt fertig und gemütlicher und geschützter war, als sich Tsangpo je hätte träumen lassen, war die Sonne untergegangen. Der Wind ging frisch und schneidend kalt. Kein Stern war zu sehen. Tsangpo sagte lächelnd zu sich: „Meinetwegen kann es stürmen und schneien, soviel es will; in meiner Höhle ist es auf dem Jakfell warm, und ich bin gegen Wind und Wetter geschützt.“ Heulend fuhr der Westwind um den Block.

Tsangpo war müde von all den Strapazen während seiner Gefangenschaft und Flucht. Die Hungertage und die Arbeit, die er soeben ausgeführt, hatten seine Kräfte angegriffen; ehe er sich's versah, fiel er in tiefen Schlaf.

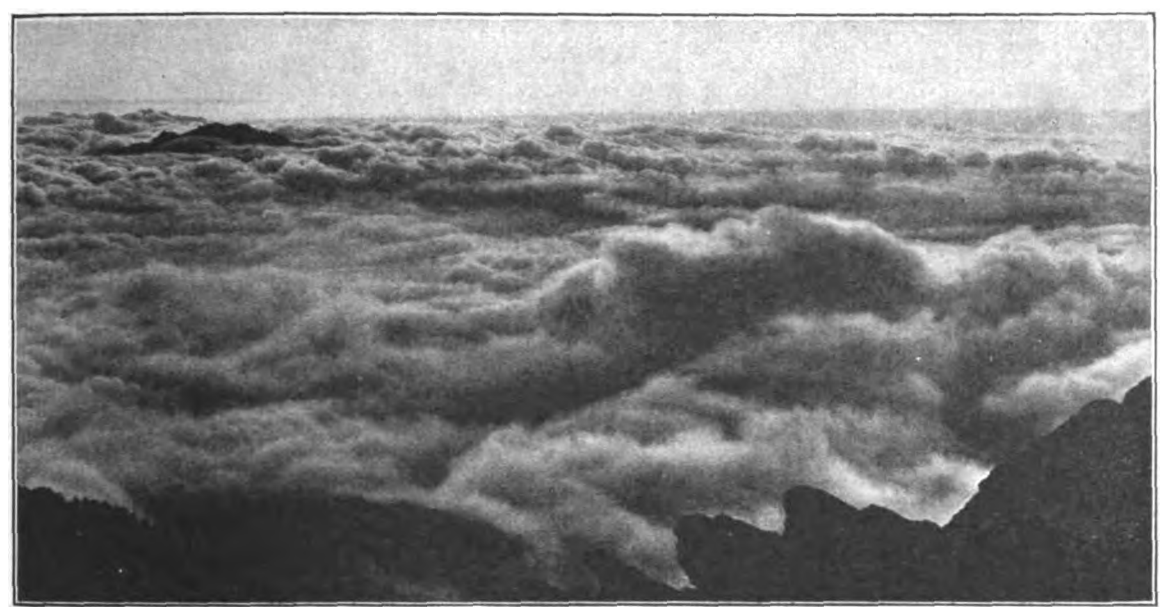
Plötzlich schlug er an etwas Hartes. Er erwachte aus dem Traum und fuhr so heftig in die Höhe, daß er mit der Stirn gegen die Decke stieß. Das Feuer war erloschen. Nicht der schwächste Widerschein einer Glut drang in die Höhle herein. Draußen herrschte kohlschwarze Nacht. Voll Unruhe warf Tsangpo gespannt lauschend das Jakfell beiseite. Bestimmt hatte er einen ungewöhnlichen Laut vernommen. Aber jetzt hörte er nichts als das klagende Heulen des Windes. Doch, jetzt war der Ton wieder da! Es war ein Wolf, der in der Nähe heulte und von andern Wölfen Antwort erhielt. Der Wind, der den Geruch des geschlachteten Jaks weitertrug, war über den Teil des Hochlands gezogen, wo sich Wölfe aufhielten, und die Raubtiere hatten sich sofort aufgemacht, die Beute zu suchen. Man hörte es ihnen an, daß sie hungrig waren und einen Angriff planten. Sicher waren sie kaum hundert Schritt entfernt.

Tsangpo griff nach der Flinte und legte ihre Mündung in die größte Öffnung, die ins Freie ging. Das Messer saß lose in der Scheide. Tsangpo erkannte sofort, daß seine Lage fürchterlich war. Draußen herrschte pechschwarze Finsternis. Der Himmel war bewölkt. Nicht der geringste Lichtschimmer ließ die Umrisse des Jakkopfes hervortreten. Alles war gleich schwarz.

Ratsch! Mit einem rasenden hungrigen Knurren begleitete der erste Wolf seinen Angriff gegen den aufgerissenen Rumpf des Jaks. Das Fleisch war schon gefroren und hart wie Holz. Die Wölfe drängten sich um die reiche Beute. Sie waren wild vor Hunger und rissen und zerrten an den Muskeln, Sehnen und Knochen. Offenbar waren sie von ihrer unersättlichen Freßgier viel zu sehr in Anspruch genommen, um zu merken, daß dicht hinter dem Jak ein lebender Mensch lag. Es knackte, wie wenn Holz zersplittert wird, wenn ein Wolf eine Muskelpartie packte, sich in den Boden einkrallte und riß und zerrte, um sein Stück loszureißen, das er abseits von dem Gedränge in Ruhe fressen wollte. Tsangpo hörte sie schnauben und geifern und in sinnloser Gier die kleinen Stücke verschlingen, die sie losgebissen hatten.

Regungslos lag er da und wagte kaum zu atmen. Über dem Kopf des Jaks glühten ein Paar Wolfsaugen wie Kohlen, verschwanden aber wieder, als ihr Besitzer seine Schnauze in Muskeln und erstarrte Blutgefäße am Hals des Tieres bohrte. Wieder funkelten die unheimlichen Augen in der Höhlenöffnung. Jetzt blieben sie regungslos. Tsangpo merkte, daß der Wolf das Dunkel der Höhle durchdringen wollte und unschlüssig witternd dastand. Hatte er lebendes Fleisch erkannt? Natürlich! Er spürte die warmen Dünste, die aus der Höhle drangen. Die funkelnden Augen kamen näher. Der Wolf beschnüffelte das Jakfell. Er mochte nicht eine Armlänge von der Flintenmündung entfernt sein. Er hatte offenbar die Absicht, in die Höhle hineinzukriechen und sie zu untersuchen. Vielleicht witterte er auch die Fleischstücke, die Tsangpo in der Höhle verwahrt hatte?

Zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand hielt Tsangpo ein Stück Zunder an die scharfe Kante des Feuersteins, mit der rechten Hand schlug er die Schiene des Feuerstahls kräftig dagegen. Der Feuerstein spritzte Funken, der Zunder begann zu glimmen. Blitzschnell fuhr der Wolf zurück und heulte. Tsangpo stützte die Flinte auf die Gabel. Die Lunte glühte, aber er hielt sie noch nicht ans Zündloch.



Wolkenmeer im tibetanischen Gebirge.

Sobald der Wolf sein Warnungssignal gegeben hatte, hörte das ganze Rudel auf zu schmausen, aber nur einige Augenblicke, dann setzten sie ihre Mahlzeit fort. Sie waren noch zu hungrig, um sich um den Feind zu kümmern, der sich in der Höhle versteckt zu haben schien. Man hörte an leisen Schritten, am Kauen und Bellen, daß es immer mehr wurden. Einige hielten sich bei den Eingeweideteilen auf, die Tsangpo beim Schlachten entfernt hatte. Wohl ein halbes Dutzend wühlte in dem Rumpf des Jaks. Nach Mitternacht hatten sie an der Innenseite das ganze Fleisch losgerissen, und die verschiedenen Teile des Skeletts lagen abgenagt da. Klug und listig wie sie sind, fanden sie einen Weg, um auch an die Außenpartien der linken Seite des Jaks heranzukommen, die bisher von Tsangpo und von ihnen selbst unberührt geblieben waren.

Wie auf Befehl ihres Führers begannen sie mit vereinten Kräften den Jakkörper von dem Block wegzuziehen. Tsangpo hörte, wie dieser auf dem Boden scheuerte und sich immer weiter von der Höhle entfernte. Als sie ihn so weit geschleppt hatten, daß sie an allen Seiten freien Spielraum hatten, begannen sie die Haut abzuziehen, um an das Fleisch zu gelangen. Ihre Augen funkelten in wildem Durcheinander. Sonst war nichts von ihnen zu sehen. Sie tobten und sprangen, schäumten, rissen und tappten, und der Sturm heulte um den Block herum. Es klang wie klatschende Segel oder Zeltbahnen. Tsangpo konnte das gerettete Fleisch tiefer in die Höhle hereinziehen, ohne daß die Wölfe es merkten. Hätten die Wölfe es da gefunden, wo es zuerst lag, dann wären sie ihm so nahe auf den Leib gerückt, daß er nicht hätte schießen können. Die glühende Lunte hielt er in der rechten Hand verborgen. Doch die Tiere spürten den Rauch, und ihre funkelnden Augen waren immer auf die Höhle gerichtet; sie begannen zu murren und zu heulen.

Die Nacht ging langsam dem Ende zu. Das erste Anzeichen des nahenden Tages war für Tsangpo, daß er den Rand der Höhlendecke vom Himmel draußen unterscheiden konnte. Nach und nach wurde es heller. Wie schwarze Schatten sah er die Wölfe sich um den zusammenschrumpfenden Jak bewegen. Das Funkeln der Augen wurde matter, je mehr der Himmel sich aufhellte. Tsangpo richtete die Gewehrmündung vorsichtig auf die Gruppe. Die Lunte hielt er zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, um die Glut länger zu erhalten. Wenn die Wölfe ruhig abzogen, ohne ihn zu belästigen, wollte er sie auch in Frieden lassen. Aber nun war der Führer satt und leckte sich Schnauze und Pfoten; dann begann er vor der Höhle auf und ab zu schleichen. Er blieb immer wieder witternd stehen und richtete seine bösen Augen drohender auf Tsangpo. Nur noch wenige Schritt war er von der Gewehrmündung entfernt. Jetzt blieb er wieder stehen, senkte den Kopf und starrte Tsangpo unverwandt an. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis er sich in die Höhle hineinschlich. Ein Wolf nach dem andern ließ, satt und vollgefressen, von dem Kadaver ab. Bald hatte die ganze Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit auf die Höhle gerichtet.

Als die Haltung der Wölfe drohend wurde, war für Tsangpo der entscheidende Augenblick gekommen. Der Führer des Rudels stand wenige Schritte entfernt, gerade vor der Flintenmündung; seine Augen glühten tückisch und hinterlistig. Tsangpo führte die Lunte ruhig an das Zündloch; der Schuß krachte und traf den Leitwolf mitten ins Herz. Er machte einen Luftsprung und fiel zu Boden wie ein Sack. Er zuckte noch einige Male mit den Beinen und blieb dann regungslos liegen. In demselben Augenblick flüchtete das ganze Rudel. Im Nu waren die Graupelze zwischen den Felsblöcken verschwunden, und der Schauplatz des Schmauses war öde und leer.

Müde von der unruhigen Nacht schlüpfte Tsangpo wieder in die Jakfelle und fiel in tiefen Schlaf. Vorläufig glaubte er sich vor Wölfen und andern Gefahren sicher. Er schlief bis tief in den Vormittag hinein. Als er erwachte, war der Himmel bewölkt, und es wehte ein frischer Wind. Der Wolf war steinhart gefroren. Tsangpo verließ die Höhle, machte ein Feuer an und briet einige Scheiben Jakfleisch, das er rechtzeitig geborgen hatte.

Wie sollte er nun am besten den Tag zubringen, und was war zunächst zu unternehmen? Mehrere Tage bei dem Block zu verweilen, wie er zuerst beabsichtigt hatte, war gefährlich. Die Wölfe würden zurückkommen, vielleicht schon in der nächsten Nacht. Anderseits bedurfte er nach allen Strapazen der letzten Tage dringend der Ruhe, und es fiel ihm schwer, von seiner vortrefflichen Lagerstatt, dem geretteten Fleischvorrat und den Jakfellen zu scheiden. Da kam ihm ein Gedanke: „Ich baue an dem Block eine Festung, die für die Wölfe uneinnehmbar ist. Dann kann ich mich ausruhen und gründlich satt essen, bevor ich so viel Fleisch, als ich tragen kann, auf den Rücken nehme und die Wanderung fort-

setze. Ich bekomme dann auch Zeit, das Jakfell, das jetzt steinhart ist, zu gerben, kann aus der Wolle Fäden drehen und meine zerrissenen Kleider und Stiefel ausbessern."

Gleich unterhalb des Gletschers fand er eine Quelle mit fließendem Wasser. In dieses legte er das Jakfell und beschwerte es mit Steinen.

Dann kehrte er zum Block zurück und begann vor der Höhle eine Mauer zu bauen. Kleinere Blöcke und Steine aller Größen gab es zu Tausenden, die Moräne hörte ja hier auf, und es handelte sich nur darum, das Material zum Block zu rollen oder zu tragen. Tsangpo ging gründlich zu Werk. Die Mauer wurde im Halbkreis mit einer schwachen Neigung nach innen so errichtet, daß der obere Rand den Block berührte. Das Gerippe bestand aus ziemlich großen Blöcken; alle Zwischenräume wurden mit kleinen Steinen und Schollen ausgefüllt. In der Mauer wurden zwei kleine Löcher angebracht und ein sehr schmaler Eingang, der von innen mit einer schweren Schieferplatte verschlossen werden konnte. Tsangpo legte auch eine Feuerstelle mit Rauchfang so an, daß der Rauch nach außen abzog. Im Innern war genügend Raum für eine Lagerstätte, einen Vorratsraum und für Brennstoff.

Als die Mauer fertig war, kehrte er an die Quelle zurück, benutzte die Haut als Wassersack, indem er sie an allen vier Enden hielt, trug damit Wasser heran und begoß die Mauer, bis sie wie ein gefrorener Wasserfall aussah.

Schließlich holte er alle Fransen, die noch am Körper des Jaks hingen, und den mächtigen Schwanzbüschel in die Höhle; nun hatte er ein weiches Lager.

Der Tag ging zur Neige, als Tsangpo im Freien am Feuer saß und Fleisch und Fett briet. Er beschloß, sich zur Ruhe zu legen, ehe das Dunkel mit seinen unheimlichen Schatten und drohenden Gespenstern hereinbrach. Schnee hatte er in der Nähe, und er brauchte daher nicht an die Quelle zu gehen, um zu trinken. Es hätte auch gefährlich werden können, sich allzu weit von der festen Burg zu entfernen, falls die Wölfe zurückkehrten und ihm den Rückzug abschnitten.

Till Eulenspiegels letzter Scherz

Ballade von Hellmuth Unger

Toll springt der Wind der Reichsstadt Mauern an,
Die Herbstnacht strahlt von tausend Sternenflammen.
Des Weges wankt ein altersmüder Mann,
Erreicht das Stadttor, pocht und bricht zusammen.
Der Wächter drinnen an des Feuers Schein
Greift nach der Waffe, schon vom Schlafe trunken,
Sieht die Gestalt am Wegrain hingesunken.
„Wer da?"
„Ein alter Mann. Laßt mich herein!"
Der Wächter öffnet.
„Sag' Er, was Er will!
Ist Er ein Schnapphahn, muß Er weitergehen.
Laß Er mich mal in seine Augen sehen!
Jesus Maria, seid Ihr nicht der Till?"
— „Erkennt Ihr mich?"
Und rückwärts springt der Riegel.
Der Alte lächelt und erhebt sich matt.
„Bei Gott, Ihr seid es, seid Till Eulenspiegel!
Ihr seid wie stets willkommen in der Stadt."

Sie hocken drinnen in den hellen Schenken
Bei Federweißem, Most und jungem Wein,
Sie disputieren, flegeln auf den Bänken
Und lauschen plötzlich auf. Was mag da sein?
Die junge Schenkin zapft vom braunen Fasse,
Begreift zuerst und lacht und eilt hinaus.
Von Gaffern, Schreiern wogt die enge Gasse
Und jubelt: Till!
Da zieht sie ihn ins Haus.
Sein Antlitz war so bleich und seine Blicke brannten.
Als er sich tief verneigte, ward es still,
Dann sprang ein gröhlend Lachen, als sie ihn erkannten:
„Vom besten Wein ein Schoppen für den Till!
Er soll uns einen seiner Späße machen,
Der alte Freund im bunten Schellenkleid,
Wir wollen über seine Narrenweisheit lachen,
Die fehlte noch zum Wein. Er kam zur Zeit!"

Er trinkt und dankt und setzt sich übermüde
Dicht an des Ofenfeuers roten Brand
Und schweigt. Des Wirtes braune Rüde
Knurrt leise, schnuppert und leckt ihm die Hand.
„Till Eulenspiegel, muß man dreimal fragen?
Ist dir der Wein nicht gut? Hier hast du Gold!"
— „Ich habe nicht mehr viel, ihr Herrn, zu sagen,
Und weiß nicht, ob ihr's wirklich hören wollt.
Till ist ein Leben durch die Welt gezogen,
Er lachte, liebte und hat nie gespart,
Der war beschenkt, der andere betrogen
Mit Fug und Recht nach echter Narren Art.
Er hat verachtet eurer Tage Hasten,
Ehrgeiz und Ruhmsucht, euer feiles Geld,
Er liebte niemals eure Sorgenlasten.
Das Lachen sollte wieder in die Welt.
Das Lachen, frei, das über alle Dinge
Und über Nichtigkeiten sich erhebt,
Das Lachen, fein wie eine Falterschwinge,
Das tiefe Lachen, das uns überlebt.
Ihr spürtet nie das große Herz der Erde,
Dem Schwänkemacher gabt ihr eure Gunst,
Ihr hörtet nur den Spaß, saht die Gebärde.
Erst was dahinter lag, war meine Kunst!

Er schwieg erschreckt. Der Bürger Blicke schnitten
Den niedern Raum.
„Was sagt er?"
„Herz?!"
Da sprang ein dröhnend Lachen auf inmitten.
„Das war Till Eulenspiegels bester Scherz!"
Sie lachten, daß die roten Stirnen schwitzten,
Sie stießen sich nach altem Schenkenbrauch,
Sie klatschten auf den Tisch, daß Tropfen spritzten,
Und hielten lachend sich den feisten Bauch.
Nur einer lauschte wie auf eine Weise,
Die schleierzart um einen Toten hing,
Und ließ die andern lachen. Leise
Erhob er sich. Er grüßte ihn und ging.

RECLAMS UNIVERSUM

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 19



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Deutscher Dreimaster auf der Nordsee. Nach einem Gemälde von Ernst Frommhold

Ein Blumen- und Bildermärchendichter und -maler

Zum 60. Geburtstag Ernst Kreidolfs. Von Dr. Jos Aug. Beringer

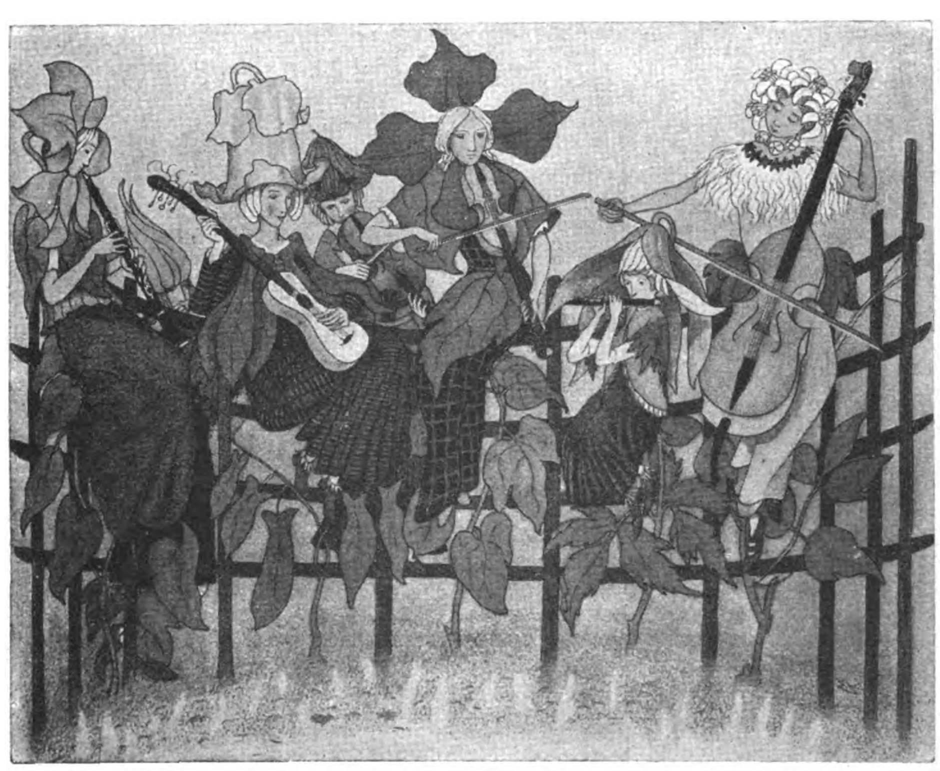
Als Kreidolf am Ende des vorigen Jahrhunderts mit seinem ersten Bilderbuch, den „Blumen-Märchen", vor die Öffentlichkeit trat, gab es, wie oft in Deutschland, wenn es sich um ein Seelenzartes, Stammwüchsiges, Urtümlich-Volksentsprossenes handelt, einen Kampf um die Berechtigung „dieser" Kunst. Eigentlich schon vorher; denn die „Wohlerfahrenen" widerrieten den Verlag eines solchen Buches, das mit einem Schlage die Zerfahrenheit des deutschen Bilderbuches von damals beseitigte. Aber heute, fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen der „Blumen-Märchen" und seiner vielzähligen Geschwister, den „Schlafenden Bäumen", den „Wiesenzwergen", „Alten Kinderreimen", „Schwätzchen", dem „Fitzebutze" mit Text von Richard und Paula Dehmel, den wundersamen Blättern im „Buntscheck", den „Sommervögeln", dem „Gartentraum", den „Blumen" („Ritornellen") und den „Alpenblumen", hat die Eltern- und Kinderwelt innerhalb und außerhalb Deutschlands wenigstens einen Begriff davon, daß Kreidolf das Bilderbuch für alt und jung und für lange Zeiten hinaus geschaffen hat — das aus der Seele und der reinsten Phantasie geborene holdselige Bilderbuch für Kinder und Erwachsene, die im Paradieseslande der Kindheit noch zu Hause sein können oder wollen. Das gleiche gilt von den köstlichen Lithographien in Einzelblättern.

Kreidolf ist mit seinen Bilderbüchern der künstlerische und reine Führer ins goldene Kinderland geworden, wo die ganz große Kunst des germanischen Phantasieschaffens in wundersamer Innigkeit und Größe still erblüht, in den religiösen und landschaftartigen Bildern, wie in den Bildnisschöpfungen und gebrauchsgraphischen Blättern (Exlibris und Neujahrskarten), eine Kunst, wie sie nur aus unverbildeter, ursprünglicher Kraft und Gestaltungsfähigkeit hervorgeht. Dieser Bildnerdrang höchst eigentümlicher Art, der zwischen dem naturnahen Realismus und dessen kosmischen Ausdeutungen und Umdeutungen liegt, ist in der deutschen Kunst von je und je vorhanden, wird meist von andersvölkischer Kunst verschüttet und bricht in seiner Eigenart am stärksten hervor, wenn die deutschen volkstümlichen Eigenschaften unterzugehen drohen. Von Dürer und Cranach an, bis zu Runge und Richter, Schwind und Thoma, Welti und Kreidolf raunen Blumen und Tiere ihre holden Märchen von der Weltschönheit und von der Unschuld des Daseins. —

Ernst Kreidolf stammt aus einfachen, kleinbürgerlichen Verhältnissen. Er ist geboren zu Bern und brachte in sein Leben nur den Reichtum seiner Phantasie und seiner Gelassenheit dem Leben gegenüber als unerschöpfliches Erbgut mit. Mit fünf Jahren wurde er zu seinem Großvater auf ein Bauerngütchen in der Heimat Tägerwilen (Schweiz) gebracht, wo er über einundeinhalb Jahrzehnt mitten in der Natur lebte und sich auf seinen eigentlichen Beruf vorbereitete. Den ersten Erfolg hatte er, als er in der Kinderschule Adam und Eva unter dem Baume der Erkenntnis zeichnete: das Blatt wurde von Lehrer und Pfarrer bewundert. Von da ab war die Sehnsucht nach Kunst in ihm, die gleichlief mit der Sorge um Brot. 1878 zog Kreidolf wieder zu seinen Eltern, die in Konstanz eine kleine Handlung übernommen hatten. Er kam in der lithographischen Anstalt von Schmidt-Pecht als



Selbstbildnis des Künstlers Ernst Kreidolf.
Mit Genehmigung des Verlags Rascher & Cie. in Zürich aus dem trefflichen Buch „Ernst Kreidolf" von Wilhelm Fraenger, dem auch mehrere andere unserer Abbildungen entnommen sind.



Die Nachtmusik der Klematis. Mit Genehmigung des Verlags H. & F. Schaffstein, Köln, aus Ernst Kreidolfs „Gartentraum".

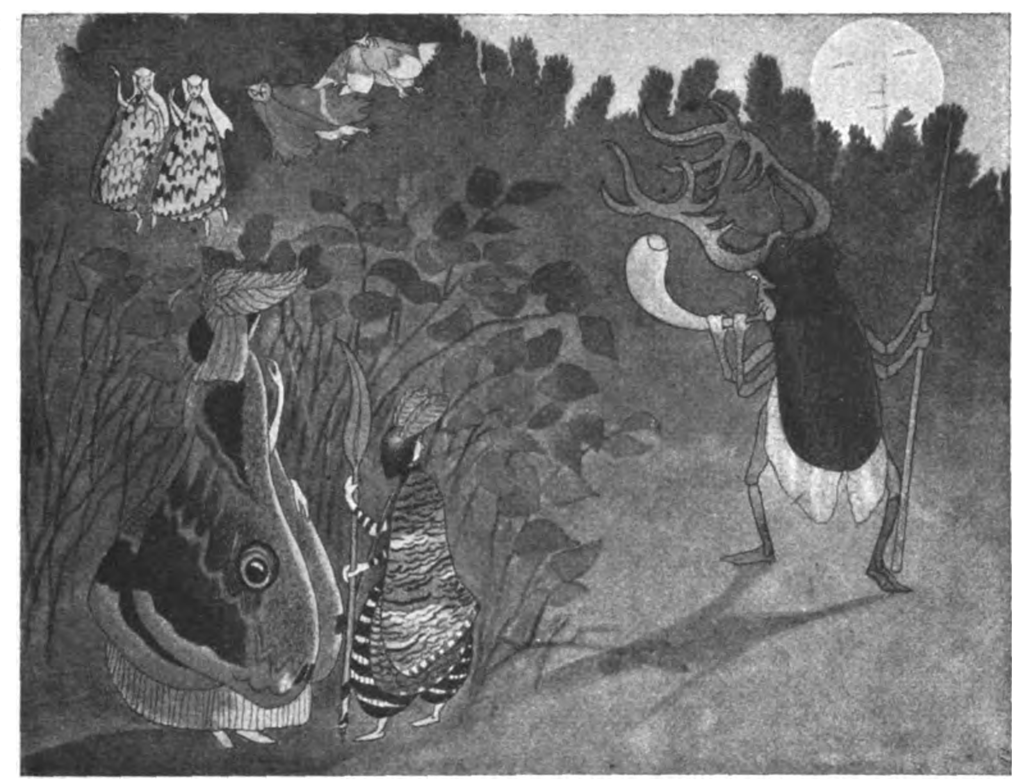
rät als Kreidolfs erster Lehrer zur Kunstgewerbeschule, als die Mutter dem kunstsehnsüchtigen Jüngling den Weg zur Dornenlaufbahn eines Künstlers eröffnen wollte; hatte sie doch genugsam die Schmerzen kennengelernt, die ihren Mann gequält hatten, weil er nicht Theologe hatte werden können. 1883 beschloß Kreidolf seine lithographische Lehrzeit mit einem Panorama von Tägerwilen, dessen Ertrag die Reise nach München und das Hospitieren an der Kunstgewerbeschule ermöglichte. Peinvolle Brotarbeit (Kataloge für eine Glashandlung, Köpfe für Steckbriefe u. a.), für Meisenbach, gewährten ihm kargen Lebensunterhalt. Der Besuch einer Privatschule (Nauen) förderte so, daß nach einem Jahre die Akademie bezogen werden konnte, wo verschiedene Käuze als Lehrer zu bestehen waren. Nach einundeinhalb Jahren war Kreidolf

Lehrling unter und mußte ein halbes Jahr als Schriftlithograph tätig sein, bis er zur eigentlichen Lithographie übergehen durfte. Der im elterlichen Laden verkehrende Heiligenmaler Hengartner — ein Ellenriederschüler —



Friedhofsblumen. Von Ernst Kreidolf.
Die Blumen, mit denen unsere Liebe die Gräber schmückt, läßt der Künstler weinend teilnehmen an dem menschlichen Schmerz.

so überarbeitet und erschöpft, daß er krank die reine Natur in Partenkirchen aufsuchen mußte, wo er sich als Mallehrer den Unterhalt verdiente und seine Bildträume in aller Einsamkeit dichtete. Ein im Spätherbst noch blühender Büschel Schlüsselblumen und blauen Enzian grub er aus, trug sie nach Hause und zeichnete sie ab: So entstand das erste Blatt zum „Blumen-Märchen". Nach dreijährigem vergeblichem Suchen nach einem Verleger erwirkte



Die Mondnacht. Mit Genehmigung des Verlags H. & F. Schaffstein, Köln, aus „Sommervögel" von Ernst Kreidolf.

ihm seine Malschülerin, die Fürstin von Schaumburg-Lippe, das nötige Geld zur Herstellung der Lithographien. Die Münchner „Vereinigten Werkstätten" besorgten den Verkauf, bis der Kölner Verlag Schaffstein die Verlags- und Vorkaufsrechte erwarb und in verdienstvoller Weise den Namen Kreidolfs über die ganze Welt verbreitete.

Seit der Übersiedlung Kreidolfs von München nach der Schweiz (1916) erfreut er sich in Bern der staatlichen,



Nachtschwärmer. Von Ernst Kreidolf.
Die Nachtfalter umkreisen feierlich die Blumen, um sich an den aus den Pflanzen niederträufenden Säften zu erfreuen.

verlegerischen und privaten Aufträge seiner Heimat als Bildnismaler, Gestalter von Bilderbüchern und Ansichtskarten. Der Aufträge und Ausführungen ist kein Ende, und ein Schweizer Verleger ist daran, Kreidolfs Lebenswerk zu sammeln und es als geschlossene Leistung der Schweiz zu erhalten.

☆

Worin liegt das Eigenartige, Einzigartige der Kunst Kreidolfs? Es ist schwer, das Wesen seiner Kunst in eine Formel zu fassen. Sie ist der Natur verhaftet und entstammt ebenso dem Traumleben. Sie kommt aus einer tiefen Liebe zu jeglicher Kreatur und findet für jede Erscheinung und jedes Begebnis einen beglückenden Ausdruck. Da ist der Humor, der rein und herzbewegend in den Bildern Kreidolfs mitspricht. Die Gestaltungen Kreidolfs stammen aus Tag und Traum. Es ist charakteristisch für Kreidolfs Kunst, daß unter allen seinen Bilddichtungen die mondscheinerfüllte Nacht und das Traumleben eine große Rolle spielen. Von den „Blumen-Märchen" an durch alle Bilderbücher hindurch bis in seine Tafelbilder geistern Nacht und Mondlicht mit ihrem geheimnisvollen Leben. Die rätselvollen geheimen Stimmen der Nacht werden da wach, die stillen Geisterchen des Mondlichtes wandeln in heller Gestalt über die schummerige Erde. Hier wird das holde Spiel mit den Formen zur Wahrtraumdeutung des Lebens.

Gewiß herrscht ein heiterer Zug in dem Werk von Kreidolf vor. Aber der tiefste Ernst und eine sittliche Würde von edler Gehaltenheit steht hinter jeder noch so fröhlichen und lustigen Bildung. Aus diesem Grunde gehen die Bildbeigaben zu Dehmels „Fitzebutze" und zum „Buntscheck" ihren eigenen Weg. Sie haben einen anderen Humor, als die aus einem Guß entstandenen Bild- und Textdichtungen der Kreidolfschen Märchen. Sie berühren sich mit dem Dehmelschen Geisteskreis nur im Dichterischen und — so seltsam dies bei den zwei grundverschiedenen Naturen auch klingen mag — im Kindertümlichen. Die Unverbildetheit und Unverbogenheit der Kreidolfschen Seele stammt wohl aus seiner einfachen und geschlossenen Erziehung beim Großvater und aus seiner angeborenen Urkraft, alles Geschaute und Erlebte ins Bild, in *sein* Bild zu formen. Daher kommt es, daß er ohne Kluft und Zwist in der Natur und im Übersinnlichen steht, daß ihm Natur und Gott eins sind. Der pantheistische Zug, der den großen alemannischen Künstlern der neuen Zeit in Böcklin, Welti, Thoma, wie auch der schweifende Phantasiereichtum, der den älteren Meistern H. Baldung, Urs Graf, Manuel Deutsch u. a. innewohnt, ist auch Kreidolf eigen. Der Realismus, der in Holbein lebte, wirkt sich auch in Kreidolf aus. Die enge Verbindung von Natur und Allgeist tritt in Kreidolfs Kunstwelt mit zunehmender Reife immer stärker hervor, wenn die Jugendwerke auch keimhaft sie schon ahnen lassen. Am offensichtlichsten wird diese pantheistische religiöse Seite seines Wesens in den Werken der letzten zehn Jahre: Die „Blumen-Ritornellen" und die „Tafelbilder" sind ganz besonders stark von diesem lebenswarmen Gefühl durchkraftet, wenn auch die früheren „Blumen-Märchen" und besonders die „Sommervögel", der „Gartentraum" oder die „Alpenblumen" davon durchleuchtet sind.

Es wäre eine Lücke in der Betrachtung über Kreidolfs Werk, wenn nur seiner Märchendichtungen in Bildern gedacht würde, seiner „Kinderkunst", wie oft gesagt wird. Kreidolf hat seiner einstigen schweren Brotarbeit im Köpfezeichnen den Segen einer gar feinen und eigenartigen Bildniskunst abgerungen, von sich selbst und den Freunden angefangen und später in einen großen Kreis von namhaften Schweizerfamilien erweitert. Auch hier gibt Kreidolf jedem Bildnis seinen besonderen Ton durch Charakterisierung des Dargestellten auf irgendeine Weise. Er beseelt das Bild durch eine Blume, durch ein Werkzeug, durch Farbe und Umrahmung, so daß diesen schlichten Schilderungen einst das Wesen der dargestellten Person und der Zeit wird entnommen werden können. Neben diesem Malwerk in Wasserfarben aber steht noch ein höchst beachtliches Werk in Öl- oder Temperafarben; von den herrlichen Landschaften in Guaschen (Wasserfarben) soll hier nicht gesprochen werden. Außer den Bildern aus dem Leben sind es vornehmlich religiös unterströmte, menschlich tief erfaßte Themata aus dem Bereich des Glaubens und der Liebe, der Besinnlichkeit. Das Religiöse in Kreidolf schwingt schon in den „Schlafenden Bäumen" mit, klingt stärker im „Gartentraum" an und erhebt sich aber in den eigentlichen religiösen Malereien vom „St. Hubertus", von der „Bergpredigt", von der „Versuchung", von den „Klugen und törichten Jungfrauen", im „Heimattraum", in „Das Leben welkt wie Gras" usf. zu einer Kraft des Ausdrucks, der, weil innerst erlebt und ebenso gestaltet, einzigartig in unserer zerfaserten und ausgerenkten Zeit steht. Er kommt mit diesen Werken den alten Meistern nahe, die in ergreifend innerlicher Weise den Gedanken schaubar machen, der in der Zeit allgemein lebt, in „der Luft liegt"! Er nähert sich da den Totentanzvorstellungen, wie sie von Holbein an in der Kunst gestaltet wurden. So, wenn der „Künstler" geruhsam von der Treppe seines Hauses auf Straße und Vorgarten das Leben sieht, wo die Jugend mit Blumen spielt, auf der Straße daneben das Leben hastet, rennt, drängt, und der Knochenmann auf dem Rad alles überholt: alles ist eitel, und das Leben ist kurz.

☆

Ein glücklich gepflegtes Gebiet von besonderem Reiz ist Kreidolfs Gebrauchsgraphik: Glückwunschkarten und Exlibris. Da feiert seine herzbewegende Kunst, abstrakte Namen in schönste Sinnenfälligkeit umzusetzen, wahre Feste. Seine Neujahrskarten, die er eine Reihe von Jahren für seine Freunde lithographierte, sind heute schon große graphische Kostbarkeiten. Seine nur für Freunde geschaffenen Exlibris spielen in allen Farben des Humors und des Tiefsinns. Wo immer Kreidolfs Sinn und Hand gestalten, hebt er das Einfachste und Schlichteste aus dem Alltag ins Herzwarme und beseeligend Künstlerische.

Auch in der eigentlichen Buchillustration kommt Kreidolfs natursinnige und vergeistigte Art zum Ausdruck. Er schließt hier ebenfalls die Welt des Naturhaften und Traumartig-Kosmischen auf eine eigenartige Weise zusammen. Ganz besonders bezeichnend sind dafür L. Webers „Traumgestalten" (eben in 2. Auflage im Rotapfel-Verlag herauskommend) und Andersens „Bilderbuch ohne Bilder", während die lustigen Zeichnungen zum „Tagebuch eines Säuglings" und zu „Mis Chindli" von S. Hämmerli-Marti mehr naturhaft bleiben. Kreidolfs eigenartige Geistesstruktur bietet auch auf diesem Gebiete Beweise für die Zusammenhänge seines Natur- und Traumlebens, seiner Weltverwurzelung und Übersinnlichkeit, die eine Beseelung des Irdischen ist.

Ein großer Erkenner der Weltschönheit, ein reiner Gestalter ihrer beglückenden Kräfte, ein ungetrübter Künder von allem Schönen, was Menschenbrust erhebt, schließt sich Kreidolf den großen alemannischen Meistern Böcklin, Thoma, Welti in eigener Art und Ausdrucksform an, einer, der nicht die Nachtseiten des Lebens mit ironischem oder satirischem Witz versäuert, sondern mit gütigem Verstehen und Verzeihen hinnimmt und seinen Garten mit den Blumen bepflanzt, die unter dem Unkraut und Dornwerk des Lebens zur Blüte gedeihen, wenn nur der Gärtner reinen und guten Herzens ist.

Empfindsame Geschichten. Von Max Jungnickel

Die Seele der krummen Gasse

Jedes Haus in dieser krummen, gewundenen Gasse scheint auf einen seltsamen Gast zu warten. – Aber wer soll denn zu diesen versorgten, armen, schiefen Häusern kommen? – Da, sie haben auf die Glockentöne gewartet, die aus der Höhe poltern und singen. Die Häuser fangen die Glockentöne auf, nehmen sie in ihre Winkel und Nischen und streicheln sie, lassen sie wie Fangbälle springen und wieder davonrollen, weit den Bach entlang, in die Landschaft hinaus. Und so warten die Häuser auf die Sonne, auf den Mond, auf Wind und Stern und Regenbogen. Und immer wird jeder Gast mit einem besonderen Gesicht erwartet. – Ach, die krumme Gasse gibt sich überhaupt nicht mehr mit Menschen ab. Sie hat die Menschen mit ihren Mietsteigerungen und Steuerquittungen so sterbenssatt. Sie verkehrt nur noch mit himmlischen Dingen und mit den Mächten der Natur. Denen schlägt sie ihre Grundbücher auf, und wenn die hineinblicken, wird ein Zauberbuch daraus, aus dem Spukballaden flattern oder hexenhafte Spinnensprüche oder vergoldete Märchenzeilen.

Kurz vor Sonnenaufgehen fühlen die Häuser schon den jungen Tag. Sie halten die Augen fest geschlossen und lauschen gespannt, als wollten sie fernenweit Worte enträtseln. – Und nun hören sie, wie es Tag wird. Sie hören's an einem Wispern und Tuscheln und leisen, leisen Sirren. Und wenn die Sonne da ist, dann machen sie erst langsam die Augen auf. – Die krumme Gasse ist es, die die Unendlichkeit eines Augenblickes tief erkannt hat: Flog da ein großer Schmetterling breit und kurvenbunt die Häuser entlang. Wie eine sekundenlange Verwandlung kam's über die Häuser. Ein flüchtiger, zarter Schimmer glänzte über ihr Angesicht. Und es war, als ob ein Farbenrausch, ein himmlisches Klingen, ein Perlenhaufen über die Gasse geregnet wäre; so stark, daß die Häuser den Atem anhalten mußten. –

Es ließe sich noch so viel von der Seele der alten, krummen Gasse erzählen. Aber man muß schon mit ihr ganz intim werden. Und das dauert lange Zeit. – Wer weiß, ob ich nicht tiefsinnig werde, wenn ich ihre ganze Seele erhascht habe. – Darum: Behüt dich Gott, du krumme Gasse!



An der Blau in Ulm. Nach einer Radierung von Otto Sager.

Gedanken eines Dorfmusikers, der sieben Kinder hat

Du lieber Gott, du hast mir ein großes, singendes Cello beschert und sieben Kinder dazu. – O Tanzmusik und Kirmesweise und Hochzeitsmarsch und Totenchoral: Ihr ernährt mich mit meinen sieben hungrigen Mäulern.

Sieben Kinder ist eine ganze Masse, und wenn ich sieben Mäuler sattmachen will, dann muß ich mein Cello kratzen, daß mir der Schweiß die Backen herunterläuft.

Der Franz hat meine Nase, Ulrike meine Augen. Der Joseph hat mein Kinn, der Emil meine Stirne. Der Eduard hat meine Ohren. Der Friedrich hat meine Haare. Beim August weiß ich noch nicht genau, was er von mir hat.

Ich wohne in sieben Kinderherzen. In sieben Kinderherzen habe ich meine lustige Herberge. In sieben Kinderherzen habe ich meinen Tanzsaal. In sieben Kinderträumen fahre ich alle Abende in den Himmel. So wie ich hier sitze, so fahre ich, durch die Träume meiner Kinder, in den Himmel. –

Ach, wenn's heute abend nur nicht wieder so spät wird mit der Tanzerei! Hundertmal drehen sie sich im Kreise, weil mein Cello es so will. – Meine Gedanken aber sind fern von hier bei meinen sieben Kindern. August ist noch so klein. Der hat noch kein Bett. Soweit hab ich's mit meinem Cello noch nicht gebracht. August muß oben in meinem Cello schlafen. Da hat er auch ein Bett. –

Wie die alle hopsen und springen; Ja, ja! Immer seid lustig! – Mein Cello weiß vom Siebenkinderlachen euch zu singen. Auch vom Siebenkinderweinen weiß es manches Lied. – Und wenn ich's durch die Nächte trage, auf meinem Rücken, dann stößt der Mond an die Saiten, daß sie silbern klirren. – Du lieber Gott im Himmel, gib mir meine tägliche Tanzmusik! – Mir und meinen sieben Kindern! –

Menschen im Schutt

Novelle von Rudolf Jeremias Kreutz

Der Wolfshund knurrte und witterte spitzohrig zu Tal. Klingklang von Hämmern stob zur Höhe, Gekreisch der Sägen, Scharren von Schaufeln und Spitzhacken. Jetzt flog Sirenenton längs der Bergwände, heulte über den See, der grün-gläsern starr lag, wie fröstelnd in der Sonne. Ein Sprengschuß fiel. Widerhall zerbarst im Geklüft, dröhnte rundum. Dünner, blauer Rauch zerwirbelte über den Tannenwipfeln.

„Die Gottzerreißer, die Gottzerschmeißer," knirschte Straßgschwandner, „in den See hinein hängt der Berg, mit grünem Bart. Jahrtausende lang. Kommt das Valutenschwein, findet ihn unmodern, sengt, brennt, sprengt ihm den Bart ab ... und wir müssen zuschauen! Viel verlangt, Mensch, was?"

Der Hund legte die Ohren flach, schlug mit dem Schweife den Boden und rieb die nasse Schnauze an der Prothese des Mannes.

Straßgschwandner erhob sich und humpelte zu seinem Häuschen. Er starrte den langen Kahlschlag hinab, die neue Villa stand unten wie in das Objektiv eines Teleskops geklemmt, zuckerig weiß, mit Erkerchen und Türmchen. Wieder krachte ein Sprengschuß. Gelber Staub wallte im Talgrund, Geröll prasselte, Bäume sanken langsam. Himmel strömte flimmernd ein, wo gerade noch dunkelgrün geballte Wand gewesen war. Der Hund knurrte und zog den Schweif ein.

„Glaub' dir's gern, Mensch, daß du die Hunde auch nicht hören kannst," sagte Straßgschwandner, „ist ja wie am Isonzo. Granaten. Schweres Kaliber. Kennen das — wie?" Er umhalste das Tier. „Dort hat sich zweibeiniges Ungeziefer selbst vertilgt, Schwamm drüber. Hier aber ... was hat der Kerl das Gesicht Gottes zu zerschießen? Was hat ihm der Berg getan, daß er ihn nivelliert, um Raum zu schaffen für sein greuliches, weißes Spielzeug?"

So durchdringend sah der wildbärtige Mann den Hund an, daß dieser den Kopf wandte und sich, wie in Verlegenheit, die Schnauze leckte.

Straßgschwandner humpelte in den Flur, kam mit einem Traggerüst, an dem zwei Körbe hingen. Er schnallte dem Tier die Riemen auf dem Rücken fest. Mensch heulte kurz auf und sprang in großen Sätzen den Schlag hinab. Lange noch schimmerte sein graues Fell im wehenden Gras.

Der Invalide griff nach seiner Kopfnarbe. Sie brannte. Es war ihm, als sägten schartige Messer im Schädelbein. Und die Spitzkugel hinter der Stirn lastete, drückte auf sein Hirn. Einen Gedanken tiefer, hatte der Doktor damals gesagt, und du tobst, mein Lieber. Du hast Glück gehabt, Herr Hauptmann.

Straßgschwandner lachte kurz auf: Glück! Hätte er sich damals in den sieben Gemeinden nur etwas tiefer gesenkt, dachte er, der kleine, welsche Bleipatzen. Das Bild der alten Heimat hätte ich hinübergenommen und nimmer zusehen brauchen, wie sie ihr Gesicht schänden. Er hob die Fäuste gegen das hallende Tal und stapfte in das Haus. Vor dem kleinen Holzchristus, der von Enzian und Bergnarzissen umwuchert, in der Fensternische hing, warf er sich nieder: „Hast es geschehen lassen, daß die Wucherer den Wald mähen wie Gras ... kahl gleißen die Kuppen rings wie vergreiste Schädel, und wo Wipfelrauschen war und Finkenschlag, stehen Strünke, und Wagen knarren mit totem Holz. Dein Wille geschehe — Österreich ist arm. Du hast geduldet, daß Fremdvolk, bergfremd und gierig, sinnlos nützt, was Du sinnvoll geschaffen hast. Deine Sache, lieber Gott! Aber wenn Du zugibst, daß der Nessen hier, mein Vaterberg, zerrissen und zerschnitten wird, nur damit sich die schillernden Aasfliegen unten besser sonnen können, dann — dann setze ich meinen Willen gegen den Deinen. Gib mir ein Zeichen, daß Du das nicht willst!"

Straßgschwandner horchte. Mittagsglockenton vom Dorfe schwang sacht bergan. Sonnentrunkenes Bienenvolk summte schwirrend vor dem Fenster. Eine dickköpfige Hummel bog den Kelch einer blauen Blume. Bergwind fingerte im wilden Wein. Und Straßgschwandner faltete die Hände. Aber da erdröhnte wieder der Berg. Jäh sprang der Mann auf und sah gerade noch, wie hinter gelben Schwaden ein Stück Hang zerrieselte. Am Ende des Kahlschlages brach Raum ein. Blickfrei, in breiter Bresche, wuchs aus grauem Geröll weiß und massig die Villa.

Straßgschwandner stand mit geballten Fäusten. „Mein Berg," murmelte er, „mein Gott, war das Dein Zeichen?"

Im hohen Mittag grellte der Seespiegel, flimmerte schmerzhaft. Faul taumelten Schmetterlinge durch grünes Licht. Straßgschwandner setzte sich auf die Bank unter den „Einsamen Bruder". Ein Felsblock war das, dem Häuschen vorgelagert, vor Jahrtausenden einmal vielleicht herabgekollert vom Grat.

„Bergmörder," knirschte der Invalide, und sein gebräuntes Gesicht verzerrte sich.

Den Fußsteig empor keuchte der Hund. Straßgschwandner nahm ihm die Tragkörbe ab. Zwischen den Päckchen stak ein Briefumschlag mit der umständlichen Anschrift: „Seiner Hochwohlgeboren, dem Herrn Hauptmann a. D. Hubert Straßgschwandner, Ritter der Eisernen Krone mit der Kriegsdekoration und den Schwertern, Haus- und Wirtschaftsbesitzer. Hier."

Und Straßgschwandner las: „Hochgeehrter Herr! In Angelegenheit einer wichtigen und wie wir zuversichtlich hoffen, für Sie wertvollen und angenehmen Transaktion, beehrt sich die gefertigte Camillo Pieperſche Bauleitung, Sie höflichst zu ersuchen, heute nachmittag zu einer beliebigen Stunde bei ihr vorzusprechen."

Straßgschwandner drehte den Brief zu einer Tüte und machte mit ihm Feuer im Herd. Dann kochte er das Mittagessen für sich und seinen Hund.

Nachmittags lagen sie im Grase. Mensch schnappte nach Fliegen, und der Invalide sah den Wolken zu. Eine war wie ein Speer. Sie zielte nach dem himbeerfarbenen Dach der zuckerweißen Villa. Er starrte nach ihr, bis sie mit anderen zu flaumigen Klumpen zusammenrann. Und in sein Hirn hackte ein Satz ein. Immer nur dieser: Dein Wille geschehe nicht.

✡

„A Narr, dös is amal ausg'macht," sagte der Krämer Scheck und stopfte dem Hund zwei kleine Säcke Mehl in die Tragtaschen. „Mensch nennt er dös Viech! Habt's scho so was g'hört?! A Hund, der was auf an Namen hört, der — wie soll i mi nur glei ausdrucken — der unsere Spezialität is. Ausg'schamt nenn i dös, wann i mi scho so ausdruck."

Mensch äugte feindselig.

„Geh ham, sonst fangst ane," sagte Herr Scheck erbost und öffnete die Ladentür. Mensch entwich.



Abend am Bergsee.

„Weil's wahr is!" Der Krämer forschte zum Lehrer Wurzer hinüber, der grau und schmal am Ladentisch lehnte. Wie täglich, als Freigast für die angekommenen hauptstädtischen Zeitungen, in deren Feuilletons er Umschau nach schönen Gedanken hielt.

Das graue Männlein bemerkte gewählt: „Ich möchte nun nicht so unbedingt behaupten, Herr Scheck, daß diese Benennung ausgeschämt wäre. Es steckt in ihr gewissermaßen ein feiner Zug, weil nämlich ein Hund alles das zu besitzen pflegt, was den Menschen gemeiniglich nur allzuoft fehlt: Treue, Verläßlichkeit, Charakter. Es war also vielleicht weniger Mißachtung, was den Herrn Straßgschwandner zu diesem Namen bewogen hat, als vielmehr Sehnsucht. Schon der heilige Franz von Assisi hat, wie geschrieben steht, die Tiere geliebt und seine Brüder genannt. Sogar die Himmelskörper und Naturerscheinungen. In diesem Sinne —"

„Hören S' mir mit dem Sinn auf," polterte der Krämer grob, „Mensch bleibt Mensch, und Hund bleibt Hund! Und die alten, g'storbenen Heiligen — wie soll i mi nur glei ausdrucken — impönieren mir nöt."

Vom Hintergrund des Ladens, wo Frau Barbara Scheck Schweineschmalz in ein Faß füllte, erscholl ein mahnendes: „Aber Seppl!"

„I hab nix gegen d' Heiligen," fuhr der Krämer gedämpfter fort, „sie sollen leben, nur ausschroten därf ma s' nöt, um guat z' haaßen, was nix andres is als wie der Ausdruck sagt, a hoffärtige Überhebung."

Der Lehrer war über einem Feuilleton des Weltblattes zusammengesunken, das er nach feinziselierten Sätzen absuchte. Und weil er in diesem Zustand der Entrücktheit schwieg, erhob Herr Scheck wieder die fette Stimme: „Passen S' auf, Herr Lehrer, das Allerneueste, da is der Hund gar nix dagegen. Gestern nachmittag, so um a viere, kommt der Straßgschwandner oba vom Ressen, stellt si mitten unter d' Arbeiter, die was bei der Pieperschen Villa den Berg planieren tuan, und verlangt, sie sollen d' Heimat schützen, indem s' d' Arbeit einstellen. Die verstehen ihn nöt und lachen. Drauf schreit er sie an, als ob s' Rekruten waaren: ‚Wenn ihr meinen Berg verderbt, werde ich euch verderben, Herrgottzerschmeißer! Herrgottzerreißer!' — Dös g'schwollene Wort hat er eahner wirklich nachg'rufen, der Polier hat ma's gestern abends im Wirtshaus glei verzählt. Herrgottzerschmeißer — was sagen S' jetzt? Wann aner so a Wort erfind't, is dös a Narr. Oder nöt?"

Die Frau war aus dem Hintergrunde vorgetreten. Sie faltete die Hände über dem runden Leib und sagte in behaglichem Mitleiden: „Ja, der Krieg ... seit dem Schuß ins Hirn eini, is nix mit eahm. So a scheener Mann, Sünd und Schand."

„Und was geschah weiter, wenn ich bitten dürfte?" forschte der Lehrer höflich.

„No, nix daweil. D' Arbeiter haben stärker g'lacht, und der Straßgschwandner is fortg'humpelt auf sein' Berg."

Der Lehrer versetzte sanft: „Er liebt eben die Heimat und hat es gewissermaßen bewiesen."

Der Krämer zuckte die Achseln: „Im Krieg, leider. Denn hat's was g'nutzt, frag i? Wann d' Wallischen einbrochen waaren, kunnt's a nöt schlechter worn sein, höchstens besser, weil s' ihr guats Geld beizeiten einibracht hätten. So san mir z'grund gangen trotz die Helden, und wann nöt der Herr von Pieper kummen waar' und mit eahm der Aufschwung, waaren mir glatt verhungert mitsamt unsere Helden."

Die Frau bekräftigte mit schrillem Eifer: „Wahr is. I laß nix auf 'n Herrn von Pieper kommen. Schon allani, was d' Arbeiter brauchen." Sie sah stolz im Laden herum. „Eing'deckt san mir, Gott sei Dank."

„Halt ja," pflichtete ihr Mann behaglich bei, „und wann i jetzt, wia der Ausdruck sagt, diffinier, so steht d' Sach so, mei liaber Herr Lehrer: der Straßgschwandner hat d' Heimat mit G'walt retten woll'n und is dafür a Held und a Krüppel worn. Der Pieper kauft s' friedlich auf und laßt statt Pulver und Blei sei Geld aus, und das is — wie soll i mi nur glei ausdrucken — a feiner Schied unter."

Der Lehrer trippelte zur Tür. Er fuhr mit dem Arm aus gegen Berg und See, umfaßte beide in einer gleichsam

stotternden Geste. Sein Zeigefinger flatterte spitz über die Villenherrlichkeit drüben am anderen Ufer. Und wie die Hand, wie der Finger, so flatterte nun auch die Stimme des grauen Männleins: „Vom Krämerstandpunkt, gewissermaßen, mögen Sie tausendmal recht haben. Aber schauen Sie doch nur! Das dort ... wie das prunkt und protzt! Warum hat er das nicht in der Stadt gebaut? Und beachten Sie freundlichst, wie das Ufer drüben zerhackt ist und der Wald. Die betonierte Stützmauer, die braungraue Säulenhalle, eingesprengt dem Grün wie ein Bahnhof ... die Autogarage, in den rasierten Berg gehöhlt, die kahle Straße, die sich an ihm entlang zwingt ... der Park mit exotischen Ziergewächsen. Betrachten Sie das alles, Herr Scheck, mit den Augen des Heimatfreundes gewissermaßen, und sagen Sie mir, ob das in unsere Berge paßt?" Der Lehrer ließ den Arm sinken. „Ich habe mich erregt ausgedrückt, verzeihen Sie," sagte er demütig.

Der Krämer warf lebhaft hin: „Passen! Was haaßt passen? Sei Geld paßt auf jeden Fall. Wie er's arbeiten laßt, is sei Sach, wann nur mir verdienen. D' Schönheit kommt dann ganz vo selber nach, in aner andern Art halt, als mir's g'wohnt san, aber feiner."

Der Lehrer Wurzer zog ein Taschentuch und betupfte sich die Stirn: „In aller Ewigkeit nicht kann ein Greuel schön werden. Und wenn mir ein Teil des Nessen gehören würde, wie dem Herrn Straßgschwandner, ich würde mich auch sträuben bis zum letzten Atemzug!"

Über Herrn Schecks breites Antlitz flog ein verschmitztes Bauernlächeln: „Tät viel nutzen! Bis auf das Schwalbennest vom Straßgschwandner is ja eh alles grundbücherlich dem Pieper sei Eigentum."

„Grundbücherlich," ereiferte sich der Lehrer, „grundbücherlich hat der liebe Gott einst eingetragen mit seiner Schrift, was er hier haben wollte. Und weil das über alle Maßen herrlich ist, sollte keiner es verbessern dürfen. Keiner!" stieß das graue Männlein wild hervor. Und schüchtern: „Ich muß jetzt gehen. Wenn morgen die Sonntagsblätter kommen, darf ich wieder — gewissermaßen — ein wenig gustieren? Es ist da eine Novelle im Weltblatt ... etwas ganz Feines, und weil hier kein Kaffeehaus ist, so habe ich keine andere Gelegenheit und — "

Herr Scheck lächelte gönnerhaft: „Aber natürli, is mir a Vergnügen. Kommen S' nur recht bald, bevor d' Sommergäst d' Nummern wegschnappen."

Der Lehrer trippelte davon. Herr Scheck blickte seine Gattin ernst an und sprach: „Jetzt frag i, was hat der Mensch von G'schriften und G'schichten? A Spintisierer wird er, wann i mi glei so ausdruck, a Spinner, der si in sei G'spinst verwickelt, bis er nimmer waaß, was er eigentli will. Drum san dö Büachermenschen und G'schriftenleser alle so wunderli, weil s' allerweil ins Leben eini denken, was gar nöt im Leben is. — A Kassabüach'l, a Waar, und am Sonntag, ganz kommod, an Herrgott in der Kirchen — dös langt." Er griff die Frau derb an der Rückenwölbung. „Was Rund's fürs G'müat und an G'sund fürs G'schäft; braucht ma da noch G'schriften?"

Das Weib stand verschmiegt: „G'wiß nöt, Seppl."

Der Krämer stieß einen gröhlenden Wohllaut, Juchezer genannt, gegen die Wurstkränze über dem Ladentisch.

Draußen am See, in schaukelndem Nachen, klatschte eine Stadtdame verzückt in die Hände: „Horch, ein Jodeler, wie reizend! Wie gottnah!" Und lauschte hingegeben der Fortsetzung.

Aber Herr Scheck blieb stumm, weil er auf einem Essay von Hermann Bahr den nächsten Preisaufschlag für Würfelzucker errechnete. — — —

In dem Brief, den Mensch von unten brachte, stand, daß die gefertigte Bauleitung, da ihr erstes Schreiben zu ihrem lebhaften Bedauern unbeachtet geblieben war, nunmehr einen konkreten Vorschlag unterbreite. Der Herr Kammerrat Pieper sei bereit, dem Herrn Hauptmann seinen Besitz um einen beliebigen Betrag abzulösen, den er selbst bestimmen möge. Die Bauleitung wolle überdies dafür Sorge tragen, daß als Ersatz für das Haus ein ganz gleiches in ähnlicher Umgebung vollständig kostenlos eingerichtet werde. Der Herr Kammerrat mache kein Hehl daraus, daß ihm außerordentlich am Besitz des ganzen Bergkomplexes gelegen sei. Der Herr Hauptmann möge gütigst begreifen, daß der Mann, der den größten Grundbesitz der Gegend schon angekauft habe, und dem verarmten Lande erwiesenermaßen große Wohltaten erweise, ein Anwesen in unmittelbarer Nähe seines Sommersitzes störend empfinde, da es den Ausbau der ganzen Anlage naturgemäß behindert. —

Bei dieser Stelle wurde der Briefbogen in Straßgschwandners Hand zum Knäuel. Aber er glättete ihn wieder und las weiter: „Wir stehen nicht an, Ihnen, hochgeehrter Herr, volle Klarheit zu geben: im Bauplan ist an Stelle ihres Häuschens ein Jagdhaus im Schweizer Stil und auf dem „Einsamen Bruder" eine seebeherrschende Aussichtswarte vorgesehen."

Das Papier zerwirbelte zu kleinen Fetzen. Straßgschwandner streute sie in die Luft und trat auf die niedertaumelnden. „Mensch," funkelte er den Hund an, „was soll ich den Hunden antworten?" Das Tier wedelte und blickte freundlich in das verwirrte Gesicht. Bart hing daran nieder, die Narbe glomm purpurn auf der zerwühlten Stirn. „Was soll ich ...?"

Straßgschwandner humpelte durch Huflattich und Farne zum Felsen hin. Er lehnte sich an seine granitene Flanke. „Müßt es hören, ihr, die ihr zu mir gehört," keuchte er, „du, Einsamer Bruder, du Urgroßvaters Heimstatt und Sterbehaus, und du, Mensch." Er beugte sich zum Hund und nahm seinen mächtigen Kopf zwischen die Hände. „Paßt auf! Reich wollen sie uns machen, die Goldschweine unten. Du, Häuserl, wirst ein Jagdschloß mit Zinnen und Türmen, du, Bruder, kriegst auf deine kahle Platte ein zierliches Hütchen aufgesetzt, mit Fähnchen dran. Und wir, Mensch, wir kriegen Geld so viel wir wollen. Dürfen saufen und fressen nach Herzenslust bis zum Krepieren." Straßgschwandner schluchzte und schüttelte den Kopf des Tieres so stark, daß es leise winselte. „Wollt ihr das? Sollen wir Mastsäue werden in der Fremde, Mensch? Soll ich mich entlohnen lassen dafür, daß ich preisgebe?

Aus dem Wald scholl Spechtehämmern, ferne rief eine Drossel. Schatten einer wandernden Wolke graute über die Bergwiesen hin. Und in das Brausen, das anhob in knarrenden Tannenwipfeln, schrie Straßgschwandner: „Ich lasse euch nicht!"

Schritte stapften vom Kahlschlag her. Mensch sprang in wilden Sätzen durch Bohnen und Kartoffelstauden zum Stacheldrahtzaun, der Haus, Fels und Gemüsegarten umschloß. Er zwängte die spitze Schnauze vor und äugte. Am Eingang stand ein Arbeiter vom Bau und entbot einen Gruß des Herrn Chefarchitekten. Der Herr Hauptmann möge diesmal zuverlässig am Nachmittage in die Baukanzlei zu einer wichtigen Besprechung kommen.

Straßgschwandner scheuchte den Mann mit wilden Schimpfworten. Dann malte er auf den Deckel einer Konservenkiste: „Achtung! Bissiger Mensch! Hunden ist der Eintritt ausnahmslos verboten." Und nagelte die Warnungstafel über dem niederen Gatter an.

„Belagert!" schmunzelte er grimmig und tastete nach der Narbe. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

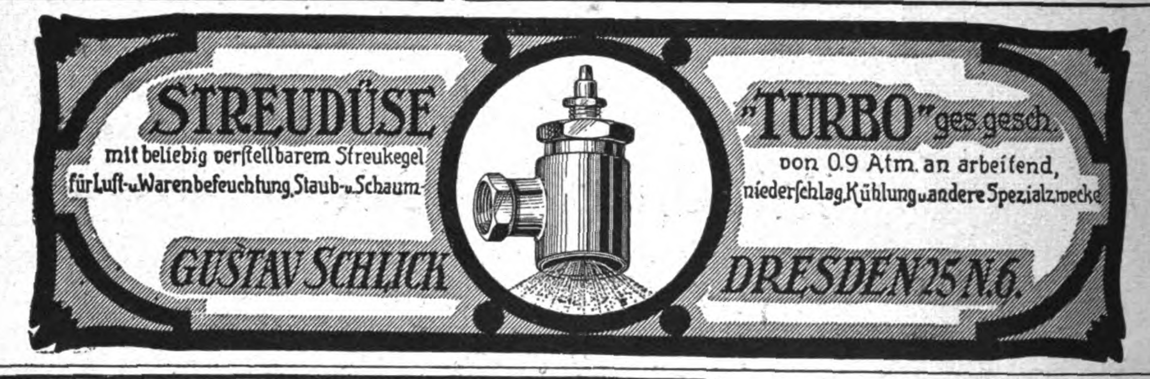
★

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 20



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Das nächste Doppelheft (22/23) des Universum erscheint am 8. März







Ruhe auf der Flucht nach Ägypten

Nach einem Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Phot. F. Bruckmann, A.-G, München



Zu dem Gedenkartikel S. 188—90.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Mittellosigkeit und der immer brüchiger zerschellende Wahn, bald wieder eine geregelte Tätigkeit erlangen zu können, sie entzogen dem so jäh ins Leben Geschleuderten bald die geringste Spur von Selbstachtung, und während der wahnwitzige Hexensabbat zwischen dämonisch kicherndem Luxus und niederbrechender und doch sich bäumender Not über den Zertretenen hinwegtoste, da enttröpfelte dem Betäubten allmählich auch der Rest des Vertrauens, sich irgendwo rückhaltlos anschließen zu dürfen.

Nein, nicht gänzlich.

Nur der blonden Prinzessin sowie dem spießbürgerlichen Schreiber, denen Geldklirren, wie er allmählich erriet, im geheimen die allein himmlische Musik bedeutete, diese beiden forschenden und nicht zu täuschenden Mitwisser seines Elends floh er, ja er setzte ihren hartnäckigen Versuchen, dem Wankenden einen Stab zu bieten, eine steife, trotzige Starrheit entgegen. Kein Laut, keine Klage verriet mehr etwas von seinem vergeblichen Anklopfen an verschlossene Türen, die freilich ohnehin so niedrig, schmal und rostig wurden, daß er seinen ehemals stolzen Nacken schon tief hätte beugen müssen, um durch sie hindurch zu einem Ziel zu gelangen. Was brauchten seine beiden Gefährten zu erfahren, bis in welche Kloaken er bereits hinabgestiegen war, lediglich um des stolzen Bewußtseins willen, eine selbstverdiente Brotrinde verzehren zu dürfen. Manchmal faßte er sich an den fast immer im Fieberrausch glühenden Kopf, ob das Ganze nicht schon wieder ein wirrer Kreis verzerrter Fratzen wäre, die summend und zischend um ihn herumwogten, ohne sich deuten oder greifen zu lassen. Da — an der Ecke des großen Platzes, dicht vor den mächtigen Spiegelscheiben des verlodderten, schmutzigen Artistencafés stand zum Beispiel ein kleiner Schemel mit einem Tritt davor. Ein dick vermummter Stiefelputzer hockte hier. Ob es schneite oder regnete, das unkenntliche Bündel Kleider bewegte sich dort und fuhr mit zwei mächtigen Bürsten über Schuhwerk, sobald es ihm hoffärtig entgegengestreckt wurde. Oft und oft hatte der gehetzte Fußgänger dies Spiel beobachtet. War es nun Wirklichkeit, nüchterne, zu greifende Gegenwart, daß der Ignotus eines Tages gleichfalls auf einem ganz ähnlichen Sitzbock dicht neben dem vermummten Paket thronte? Und bestand sein Ehrgeiz wirklich darin, erblindetem Leder mit Aufgebot all seiner Kräfte einen spiegelnden Glanz zu verleihen? So wirr, so verdämmert, so unfaßbar in der Erscheinung schwankte dies alles, daß man es ebensogut für die Ausgeburt einer trüben, schwelenden Phantasie hätte halten können. Aber nein, nein, dafür knisterten die abgegriffenen, fleckigen Papierscheine gar zu gegenständlich in seiner Tasche, und wenn er abends in der Versammlungsstätte der Mayenfischs sich wärmte, dann erinnerten den tödlich Abgespannten die vereisten Füße, die nicht auftauen wollten, sowie das merkwürdige Ziehen zwischen seinen Schultern doch zu nachdrücklich an sein Tagewerk. Ein Glück nur, daß die fragwürdigen Gäste der polnischen Händler ihn noch nicht bei seiner knechtischen Tätigkeit erwischt hatten, und besonders Anna Znaim nicht, die freilich in ihrem Prinzessinnenhochmut den Zusammenkünften bei dem buckligen Brüderpaar meistens fern blieb. Sonst hätten ihn jene dunklen, wechselnden, häufig namenlosen Gestalten gewiß nicht mehr „den Baron" genannt, wie es allmählich in der Küche Brauch geworden war, ganz sicherlich aber wäre der immer Schweigsame nicht länger zu den unbedingt Zuverlässigen gerechnet worden, denen man am Ende ein Geheimnis anvertrauen konnte, wofür sogar die Nacht zu geschwätzig schien. Ein derartiges Geheimnis aber war es, das den Versprengten schließlich für immer in die eiserne Kohorte der Elendsfechter einreihte, weil ihm erst dadurch das Brandmal der Besitz- und der Friedlosigkeit mitten auf die Brust, mitten aufs Herz gesengt wurde.

Wann war es geschehen? Er besann sich nicht mehr genau darauf. Wer hatte ihn geworben und ins Vertrauen gezogen? Er kannte die schwarzbärtigen Männer nicht. Sie kamen und gingen wie die meisten Besucher der Mayenfischs. Nebel, Nebel wälzte sich auch hier über den Anfängen, genau so wie über den ganzen langen Weg, den er bisher aus dem Unbekannten ins Unbekannte angetreten.

Er hörte sich nicht wandern, sondern schritt auf nachgiebigen Wolken dahin.

Eines Abends hatten drei bis vier Fremde an dem gemeinschaftlichen Herd in einer dem Ignotus unverständlichen Sprache geflüstert. Indessen ihre Unterhaltung mußte dennoch dem „Baron" gegolten haben, denn der Führer der Gruppe, ein massiger, breitschultriger Mann, aus dessen Bartwildnis nur ein paar feurige Augen, eine knollige Nase sowie ein vollblütiger Mund hervorlugten, er bot dem Zuhörer nach einer kurzen, scharfen Musterung noch für den heutigen Abend einen raschen, mühelosen Verdienst an. Nach den Aussagen der Fremden handelte es sich um den Transport einiger umfangreicher Kisten nach einem der Güterbahnhöfe im Osten der Stadt.

„Hier überzeugen Sie sich —" wies ihm der Massige mehrere gestempelte Bogen vor. „Frachtbriefe, Kanossemente, Steuer, alles schon in Ordnung. Wir brauchen nur abzuliefern. Sind Sie also mit von der Partie?"

Da willigte der Ignotus ein.

Noch einmal flüsterte der Haarumwallte mit seinen Gefährten, dann strich er auf der Herdplatte einen Tausendmarkschein glatt. Es mußte also um eine sehr gewinnbringende Unternehmung gehen, denn er bezahlte im voraus. Dem Ignotus aber klopfte dennoch widerspenstig und abmahnend das Herz.

Nachher wieder Nebel, Nacht, Unklarheit, eine endlose Fahrt auf der verschneiten Straßenbahn, bis man endlich am Ausgang einer breiten Kastanienallee ein kahles, weitgedehntes, todesstilles Gebäude erreicht hatte. Kein Laut regte sich hier. Im Scheine einer über dem Hauptportal schaukelnden altertümlichen Laterne glitzerten die Eiskristalle an den grauen Mauern. Hinter all den zahllosen gleichmäßigen Fenstern aber schimmerte nicht ein einziges Licht, und kein lebendes Wesen ließ sich auf der Allee, noch unter den gähnend schwarzen, stark vergitterten Torwegen blicken. Um so sonderbarer berührte es deshalb den herumhorchenden Ignotus, als der Massige nun mit seiner fettigen Prasselstimme in sein Wolltuch keuchte: „Ist der Kryzewski da?"

Statt einer Antwort streckte einer ihrer schweigsamen Begleiter den Arm nach dem Seitenflügel des Gebäudes aus, und sofort entdeckte man dort vor einer niedrigen, schmucklosen Steintreppe einen ziemlich breiten Handwagen, in dessen Schultergurt sich ein unkenntlicher Mann eingespannt hatte. Durch diesen Anblick zeigte sich der Massige beruhigt. „Dann schnell," brummte er. „Immer

zwei Mann an einen Kasten! Und leise auftreten, damit wir keinen im Schlaf stören!"

In diesem Augenblick jedoch sprang in dem Ignotus unwiderstehlich und durch nichts zu bändigen, die quälende Frage empor, warum wohl der Transport, wie ihre Aufgabe bezeichnet wurde, in der Nacht unternommen würde? Und wer die Schläfer wären, denen man so viel Rücksicht schuldete? In dem schweigenden Haus, das wie ein riesiges Grabgewölbe gähnte, schien nichts Lebendes zu wohnen, selbst dem Urteil eines Unerfahrenen stellte es sich als eines jener öffentlichen Gebäude dar, die ohne sonderliches Merkmal zugleich eine Kaserne, ein Gericht, ein Krankenhaus oder auch eine Verwaltungsstätte sein konnten.

Wozu die Heimlichkeit?

Verängstigt, von inneren Stimmen gewarnt, die plötzlich aufsprangen, so schickte der Aufgeschreckte einen wilden Blick in der Runde umher, ob sich vielleicht doch eine Gelegenheit böte, unbemerkt oder durch einen jähen, rasenden Anlauf dieser unheimlichen Genossenschaft zu entweichen. Allein, bald mußte der Erregte bemerken, wie er an seine ihn dicht einspannenden Gefährten geschlossen sei, genau so, wie der vermummte Mann dort drüben in den Schultergurt des Wagens.

„Nun vorwärts!" befahl auch schon der Führer.

Wieder tappte der Ignotus zwischen eingeschläfertem Willen und ungestümer Gegenwehr seines unbekannten Selbst durch nachgiebige Wolken. Über weiche Schneedecken ging es unhörbar an den Wagen vorüber, man tappte über die wenigen, glattvereisten Steinstufen, und dann öffnete sich von selbst eine dicke, eisenbeschlagene Tür, die von innen sorgsam bewegt wurde. Kein Krächzen oder Knirschen meldete sich dabei, in den Angeln und Scharnieren des Tors mußte reichlich Öl fließen. Hinter dem Flügel schob sich aus dem Dunkel eine neue, nur in undeutlichen Umrissen schwankende Gestalt heran, die eine winzige Laterne vorn an einem Knopf ihres mächtigen Schafpelzes eingehakt trug. Dadurch wurde ein langer, linoleumbelegter Fußboden beleuchtet, während überall andershin bei jeder Bewegung des Laternenträgers zuckende, helldunkle Schatten sprangen.

„Wieviel Säcke habt ihr mitgebracht?" fragte der Lichtspender, indem er in seinen unförmigen schwarzen Filzschuhen geräuschlos voranschlürfte.

„Drei," antwortete eine verdeckte Stimme hinter ihm.

„Dann ist einer zu wenig," hüstelte der im Pelz, der ihnen bereits voran über die gleichfalls linoleumbelegten Treppen hinaufschlich und schüttelte stark das Haupt. „Dann müssen wir über den vierten noch eine Querleiste nageln," setzte er nach einigem Besinnen hinzu.

Keiner widersprach, und an einem kahlen eisernen Treppengitter entlang ging es zwei weitere Stockwerke in die Höhe. Dort, hinter einer offenen Windtür, standen auf einer kahlen Diele vier lange, schmale Fichtenkästen.

„Packt ein," meinte der im Pelz und stellte seine Laterne auf eine der Stufen, die weiter in die Höhe leiteten, „mir fällt ein, wir haben noch einen ähnlichen Sack im Kohlenkeller. Es wird doch besser sein, wenn wir auch den vierten einnähen."

Damit drückte er sich durch die Windtür hindurch, die er noch eben sorgsam geschlossen hatte, und die Gefährten des Ignotus machten sich nun daran, die Kisten in die Säcke zu schieben, um sie darauf durch mitgebrachte Packnadeln zu vernähen.

Nicht leicht wogen die Kisten an Gewicht, und der Ignotus, dem beim Heben und Schleppen das Herz stürmte und pochte, konnte sich, während er die Laterne über die eilenden Packnadeln hielt, nicht enthalten, stotternd zu forschen: „Liebe Leute, was liegt hier drinnen?"

Es zuckte ein zugleich verlegener wie verbissener Ausdruck in den Mienen der Knienden, als sie nun ihre bärtigen Häupter hoben, um den Fragesteller forschend, durchdringend anzublitzen, gleichsam als ob er in diesem Moment einem erneuten, mißtrauischen Verhör unterzogen werden sollte. Noch weniger Vertrauen jedoch konnte es einflößen, als plötzlich ganz widerspruchsvoll ein düsteres Greinen unter der Schar umlief, und der Massige dem Ignotus beruhigend auf die Achsel klopfte, indem er sehr bestimmt in seinem fremden Dialekt äußerte: „Keine Sorge, Herr Baron. Es sind halbfertige Kunstwerke, wie wir sie in gleicher Qualität bei uns zu Hause nicht herstellen können, Pza!"

Und wieder bemühten sich die Männer, ihr Grinsen unter gesenkten Häuptern zu verstecken, geschäftig zogen sie ihre Fäden, und die Nadeln blitzten. Unterdessen meldete sich abermals das Schlürfen des Pelzträgers, der einen rußbefleckten Sack brachte, und nun wurde auch der letzte Kasten in seine schmutzige Hülle hineingesteckt, so daß er bald darauf als der erste auf den Schultern von zwei Trägern und begleitet von dem schlürfenden Alten seinen Weg in die nächtige Tiefe antreten konnte.

Der Baron hob seine Laterne über das Geländer und leuchtete den sich Verlierenden nach, und während des Hinabstarrens schnürte es sich wieder schneidend und schmerzhaft in sein leeres, sich allmählich vereisendes Gehirn, als wenn dies ein Sarg wäre, der dort langsam und spukhaft von unbekannten Leichenbittern zu einer vermoderten Gruft geschleppt würde. Traumhaft und unbeteiligt wandelte er sich dessenungeachtet ein paar Minuten später selbst in einen dieser schwarzen, schweigsamen Träger um, er fühlte den Druck der langen Kiste auf seiner Schulter, er ertastete die Glätte der vereisten Treppe, als man die schwere Last endlich auf den harrenden Handwagen schob; dann, bei der Rückkehr, durchdrang den Heraufstappenden das Allgewaltige und Zermalmende der eisernen Schweigsamkeit, die die weiten Räume füllte. Düsteren Lemuren ähnlich zogen abermals zwei lautlose Schatten an dem Heraufklimmenden vorüber. Und dann blinzelte auf der Diele wieder das Licht der kleinen Öllaterne, und der letzte der schmalen Kästen in Sackleinwand lauerte darauf, um gleichfalls in die bodenlose Schwärze zu sinken.

Atemschöpfend gönnte sich der Ignotus eine kleine Weile des Ausruhens, und da die Tritte seines Gefährten erst weit hinter ihm auf der Treppe knirschten, so ließ sich der Ermattete auf der breiten Fläche des Kastens nieder, indem er zugleich die Laterne ergriff, um sich die erstarrten Finger an den erhitzten Blechwänden zu wärmen.

Unachtsam, verloren irrte sein müder Blick über das grobmaschige Gewebe der Packung. In der Sackbespannung hatte sich ein schmaler Ritz eingeschlichen, und darunter war ein Stückchen eines Astkerns ausgebrochen. Von einem unbekannten Trieb verführt, hob der Rastende seine Leuchte, und nun stahl sich ein dünner Lichtstreif in das Innere des Behältnisses. Allein, seltsam, fand dort drinnen nicht der verlorene Strahl einen merkwürdigen Widerschein? Stumpf, matt, fischartig glitzerte es von dort zurück, verdeckt und trocken, und dem Betrachter schwankte die Hand, selbst die Gläser der Laterne begannen ihm summend zu klirren, da ihn die Vorstellung nicht freiließ, daß er jetzt aus der Tiefe heraus unverwandt angeblickt würde, angeschaut von einem weiten, aufgesperrten, unbeweglichen Auge. Starr und festgebannt ruhte die Pupille, während über dem umgebenden Kreis ein paar unsicher blinkende Lichtkörner rollten. Um den Sitzenden schwirrte etwas.

Etwas Körperloses, Weiches, mit eiskalten Fittichen. Der Dampf, der in der Kälte seinen Lippen entströmte,

begann sich im Kreise zu winden, und sein Fingernagel, mit dem er unbewußt über dem Sackriß kratzte, war so frostgelähmt, daß er weder Geräusch noch Bewegung spürte.

„Was machst du da?“ fragte eine Stimme hinter ihm. Sein Trägergenosse war erschienen, der stieß den Feiernden nun derb an der Schulter, denn der Ankömmling wollte seine Last aufladen. Allein der Ignotus, obwohl endlich willenlos und schwankend auf die Füße gebracht, starrte noch immer auf die kleine Öffnung in dem graugelben Stoff: „Siehst du denn nicht gleichfalls das Auge dort drin?“ kam es mechanisch von seinen verzerrten Lippen, und seine geschüttelte Gestalt krümmte sich, als trüge sie das Gewicht der Kiste bereits allein auf den Schultern. „Um Gottes Erbarmen — was liegt dort drin?“

Jedoch der andere führte statt aller Antwort einen heftigen Faustschlag gegen den Nacken des Angeworbenen.

„Was? Was du Schwein?“ schimpfte er. „Du bist wohl besoffen? Ein Auge? Deine Faulheit liegt in dem Ding, verstehst du? Aber nun, du feiner Baron, keine weiteren Ausreden mehr, sondern pack' an.“ Damit traf den Ignotus ein neuer Stoß vor die Brust. Allein diesmal war die Wucht der Bewegung so stark, daß der bereits an der obersten Stufe Verharrende den ganzen Treppenabsatz herabgeschleudert wurde. Indessen wie jäh auch durch das unerwartete Herabfliegen seine bis zum Reißen angespannte Gedankenkette zerstückelt wurde, überall aus der schwarzen Nacht stierten den halb Bewußtlosen dennoch trockene, starre, erloschene Augen an, sie klebten an den Wandungen der Mauern, sie lagen auf dem Linoleum der Treppen hingestreut, ja selbst als er wie gehetzt an dem Wagen vorbei auf den freien Platz stürzte, da hingen sie höhnisch an den kahlen Ästen der Kastanien und glotzten von überall zu ihm herab. Rechts und links, vorn und rückwärts, allerorten grinste es in diesem schrecklichen trockenen Glanz, der dem Verfolgten mit einemmal nicht mehr unbekannt dünkte, denn aus verschütteten Tiefen schossen ihm plötzlich unzählige solcher gebrochenen Sterne auf, die auf zerstampften Feldern hingestreut lagen.

„Halt — halt,“ hörte er hitzige Stimmen hinter sich, und das dumpfe Klappen von Tritten, die der Schnee dämpfte, heftete sich dem Davonstürzenden dicht an die Fersen. Da begann sich erst die weite Fläche in schwarzen und weißen Streifen vor ihm zu drehen, dann tanzten und sprangen die kahlen Kastanien im Zickzack und kreuz und quer durcheinander, einzelne Häuser liefen ihm entgegen, Straßenzüge verknäulten sich, und schließlich donnerte eine Straßenbahn an ihm vorüber, von der er sich eine Weile mitschleifen ließ, bevor den Erschöpften hilfreiche Hände hinaufhoben.

Allein der Schaffner, der ihm den Fahrschein reichte zu irgendeinem Ziel, dessen Namen er nicht angeben konnte, sowie die ihm Gegenübersitzenden, sie alle glotzten ihn weiter an, mit stehenden, unbeweglichen Pupillen, aus denen schläfrig ein gelber Lichtfunken quoll.

Da nahm ihn das hirnzerfressende Grausen völlig in die Arme. Gegen Morgen erst hatte er heimgefunden, nach einer meilenlangen Wanderung durch die leere, hallende Stadt. Nicht schonend wie sonst, sondern aufgestört, keuchend, fessellos, von Furien gehetzt, so sprang er an das ihm noch immer fremde Lager, um die Schläferin aus ihrem Schlummer zu rütteln.

„Ein Mensch, ein warmer, heißblütiger Mensch!“ so bettelte aus dem von Gespenstern Bedrängten die Leben fordernde Stimme. Noch herrschte dicke, verhängte Finsternis, und der Eindringling ertastete von der Gegenwart seiner Gefährtin, seiner Helferin, nur die entgleitende Spur einer seidigen Haut, als er fiebrig ihre Wange streifte.

Doch seine Angst kannte keine Scham noch Grenzen mehr. Ohne Bedenken beugte er sich über sie und rief ihr ins Ohr: „Anna — Anna.“

Da entwand sich das gesunde Geschöpf mühsam und widerwillig seinem trotzigen Bärenschlummer, reckte sich ein wenig und fragte benommen und doch nicht unfreundlich: „Nazel, sind Sie's?“

„Ich — ich — erbarmen Sie sich meiner!“

„Ja — was denn? Was gibt's denn hier — eh?“ Es war etwas Wirres, Unzusammenhängendes, völlig Vernunftberaubtes, was ihr da entgegenschlug, ein heißer Atem wehte sie an, und die Hand auf ihrer Brust pulste und krampfte sich.

Da erwachte die Böhmin erst gänzlich zur Erkenntnis ihrer Lage, und in der Meinung, einen Berauschten vor sich zu haben, hob sie sich auf die Knie und drängte den nach ihrer Ansicht gar zu Vertraulichen mit dem flachen Arm kräftig von sich ab: „Sie, jetzt packen Sie sich aber auf der Stelle, Sie alter Zechbruder,“ schimpfte sie verächtlich, während sie sich schallend die Kissen zurechtschlug, „solches Gespaßel könnte mir gerade gefallen. Da werden wir uns doch wohl mal ernstlich sprechen müssen. Und nun scheren Sie sich ins Bett, wenn Sie noch den Weg finden, Sie Trunkenbold, garstiger!“

Damit warf sie sich krachend herum, der Gescholtene aber preßte sich beide Hände vor die Stirn und indem er wie schlafwandelnd seinem Alkoven zuwankte, entrang sich seiner verschnürten Brust der erste, halb schluchzende Seufzer.

Aus Eisesbanden hatte ihn dennoch die liebe, silberne Menschenstimme geweckt.

☆

Am nächsten Morgen sahen frühe Passanten, während sie sich ihren Weg durch den blauen Dämmer eines scharfen Frosttages bahnten, wie vor den tief herabreichenden Eisblumen an den Fensterscheiben des Artistencafés zwei menschliche Bündel auf ihren dreibeinigen Hockern hin und her wankten. Wie zwei gegeneinander schlagende Pendel strebten sie bald zu einander, um sich dann wieder rhythmisch zu trennen, und man hätte glauben können, daß die beiden vermummten Körper durch die beschwingende Kraft des Alkohols zu ihren Eisbärbewegungen getrieben würden, nachdem das Gleichgewichtsvermögen durch den Trunk bedenklich vermindert worden sei. Aber dies konnte nur bei dem Unförmigeren der beiden Stiefelputzer der Fall sein, da er inmitten seines Pendelschlags tatsächlich zuweilen die Flasche an eine Einbuchtung des Schals hob, hinter der mit Recht ein Mund zu vermuten war. Der Jüngere dagegen, der in einem zerschlissenen grauen Militärmantel seine unkontrollierbaren Bewegungen ausführte, er schien im Ernst die Herrschaft über seine frostumschnürten Glieder verloren zu haben. Denn er schwankte auf und ab, unfähig durch eine gebieterische Anstrengung seinen schmalen Sitz zu behaupten. Und nur das gelegentliche Greifen nach einem zerknitterten Zeitungsblatt in seinem Schoß, es zeugte von dem Wahn, daß er diesen Fetzen Papiers nicht lassen dürfe, ohne in eine noch schrecklichere Haltlosigkeit zu stürzen. Welch merkwürdige, alle Vernunft und jedes ruhige Denken mit einer Keule zerschmetternde Nachricht tanzte dort vor ihm quer über die Zeitungsspalten, sobald sein scheuer, verängstigter Blick in die bedruckten Reihen flüchtete? In dicken, fetten Buchstaben, die für den Hinstarrenden jedoch bald die Gestalten durcheinander summender Maikäfer annahmen, da kribbelte es giftig und beißend in sein Hirn hinauf.



Ein grauenvolles Gewerbe.

In der gestrigen Nacht sind aus den Räumen der anatomischen Abteilung unserer Universität abermals vier für wissenschaftliche Sektionszwecke eingetroffene Leichen auf unerklärliche Weise aus dem verschlossenen Gebäude entführt worden. Die Kriminalpolizei vermutet, es mit einer wohlorganisierten Bande zu tun zu haben, die derartige Kadaver zu enormen Preisen an auswärtige Institute verschiebt.

Und darunter stand, sobald die Käfer sich wieder zu Worten sammelten: Auch dies ist ein Zeichen für die Verkommenheit und die grauenhafte Not unserer Zeit.

In unerträglicher Pein wollte sich der Mitschuldige aufreißen und in das ihm so wohlbekannte rote Haus eilen, wo man seinen Entdeckungen gewiß ein williges Ohr leihen würde. Allein im Aufstehen schon lenkte abermals ein anderes Bild seinen festen Entschluß vollständig ab.

An der kahlen Mauer des gegenüberstehenden Hauses lehnte ein einzelner Mensch. Trotz der durchdringenden Kälte stand er nur unvollkommen bedeckt von einem flatternd zerschlissenen Jäckchen, die eingesunkene, grünfahle Brust aber war fast nackt dem vorbeistreichenden Eiswind ausgesetzt, und durch die zerrissenen Beinkleider sah man ein paar jämmerliche, fleischlose Knochengerüste, viel zu schwach und kümmerlich, um den ausgezehrten Körper zu tragen.

So stand das Geschöpf mit leichenhaft abwesendem Antlitz, schaute glanzlos in das gleichgültige Getriebe und zitterte — zitterte.

Kaum hatte sich dieses stumpfsinnige Wesen die Aufmerksamkeit des Ignotus erzwungen, da ging mit dem gehetzten, halb wahnwitzigen Stiefelputzer eine seltsame Wandlung vor. Seine Augen, sein Gehör, sein Gefühl, seine Erinnerungen, sie schlossen sich unvermutet, wie unterbrochen und abgeschnitten für die schleppende Qual seines eigenen Leides, nachdem er in all den Wochen doch kein Ziel und keine Erklärung für seine Existenz gefunden hatte. Dafür aber vernahm er plötzlich das herzzerreißende Klirren der rasselnden Eisenkette, unter deren Wucht all seine Brüder und Schwestern stöhnten; alle, alle fühlte er plötzlich seinem zuckenden Herzen nah, und der elende, frierende Klumpen zerwühlte sein Inneres nach dem erlösenden Wort auch für die Reichen und Mächtigen, damit auch jene nicht länger ihren tollen Wahn hinter silbernen und goldenen Gittern grinsen ließen, ohne zu ahnen, wieviel ärmer sie durch ihre selbstgewählte Einsamkeit würden.

Das hatte er doch schon hier und da aufgelesen, es galt als etwas ganz Gewöhnliches und Allgemeines, jetzt, nur sengte es ihm in die Seele, prickelte es ihm in den Fingerspitzen, so daß er es kaum noch erwarten konnte, sich zu der großen Bruderschaft all dieser Geplagten und Erblindeten zu bekennen.

Wie fand man wohl für die hoffnungslos Harrenden die erlösende, wohltätige Erweckung? Und sei es auch nur für einen einzelnen?

Taumelnd unter dem übermächtigen Drang, oder vielleicht auch deshalb, weil ihm seine Beine erstarrt waren, so richtete sich der Grübler auf, und nachdem er über die Straße gewankt war, warf er dem an der Mauer lehnenden Bettler abwehrend, oder als wenn er sich von etwas Ansteckendem, Widerwärtigem befreien müsse, die Tausendmarknote der Leichenhändler in die dargereichte Mütze. Der Empfänger jedoch veränderte trotz des hohen Betrages keine Muskel in seinem hohlen, grünfahlen Antlitz, er bedankte sich weder, noch gab er sonst ein Zeichen des Begreifens, sondern schlotterte und zitterte gleichgültig weiter. Dafür erlebte der erleichterte Wohltäter freilich die Genugtuung, daß ihn der fette Klumpen bei seiner Rückkehr mit dem sehr brummigen Willkomm empfing: „Na, Sie haben woll Ihren Piepmatz en bisken fliegen lassen?"

Der Ignotus aber rückte sich zurecht, und in dem Bewußtsein, noch nie so behaglich und weich auf dem harten Dreifuß gesessen zu haben, schon etwas entsühnt und um vieles beruhigter, pustete er sich in die verglasten Hände und fragte den Unternehmer recht treuherzig, als wäre es nunmehr eine Kleinigkeit, auch diese verhärtete Trinkgelderexistenz zu brüderlicheren Erkenntnissen zu bekehren: „Ja, warum denn? Meinen Sie denn nicht auch, daß im Grunde wir selbst es sind, die da drüben stehen und zittern? Ich weiß nicht," setzte er träumend hinzu, „ich stecke mir jedenfalls jeden Groschen, den der da bekommt, wie ein heiliges Lösegeld für etwas Entsetzliches in die Tasche!"

„Wat? — Wat?" Der andere erwachte aus seinem Fuselrausch und wurde grob: „Hören Se uff," verbat er sich alles Weitere. „Hören Se uff mit den Quatsch — bei Ihnen piept es woll? Ick globe, das Sitzen bekommt Ihnen nich. — Wissen Se wat Neies?" brummte er griesgrämig, „morgen brauchen Se eigentlich nich wiederzukommen!"

Allein der Ignotus gelangte nicht mehr dazu, sich darüber zu vergewissern, warum praktisch angewandte Menschenliebe diesem Verfechter nüchterner Vernunft als ein Anzeichen mangelnder Befähigung erschien. In sich versunken hockte er vielmehr Stunde um Stunde, fuhr mechanisch, sobald er ein Schuhwerk vor sich auftauchen sah, über das blindgewordene Leder und ging dabei immer tiefer in jener grauen Wesenlosigkeit unter, die jedes Handwerk auch der lebendigsten Kraft verleiht, sobald diese ohne Liebe noch Neigung eingesetzt wird. Längst blinkten die Bogenlampen von dem schneeüberstäubten Platz herüber. Er saß hier und wußte kaum noch zu welchem Zweck.

Da schob sich wieder — nach langer, langer, kältesummender Pause — ein neuer Schuh auf das Stützbrett. Aber diesmal ging sofort ein sonderbarer Ruf von dem zierlichen, schmalen Stiefelwerk aus, die Lackkappen, obwohl angespritzt, leuchteten einen so weckenden, vertrauten Glanz, der feine seidene Strumpf über der hohen Verschnürung umspannte eine so oft bewunderte Form, daß der weit fortgespülte Mensch sich plötzlich in einem gewaltigen, schmerzhaften Wurf an die Küste des Wirklichen geschleudert fühlte.

Mit beiden Fäusten, wie ein heiliges Symbol, das ein Beter verehrt, umklammerte der Verlorene die schlanke und doch feste Säule, und dann preßte er in seiner demütigen Bewußtlosigkeit inbrünstige Küsse auf die schillernde Seide.

„Jesus, Maria und Joseph," kreischte die Böhmin auf.

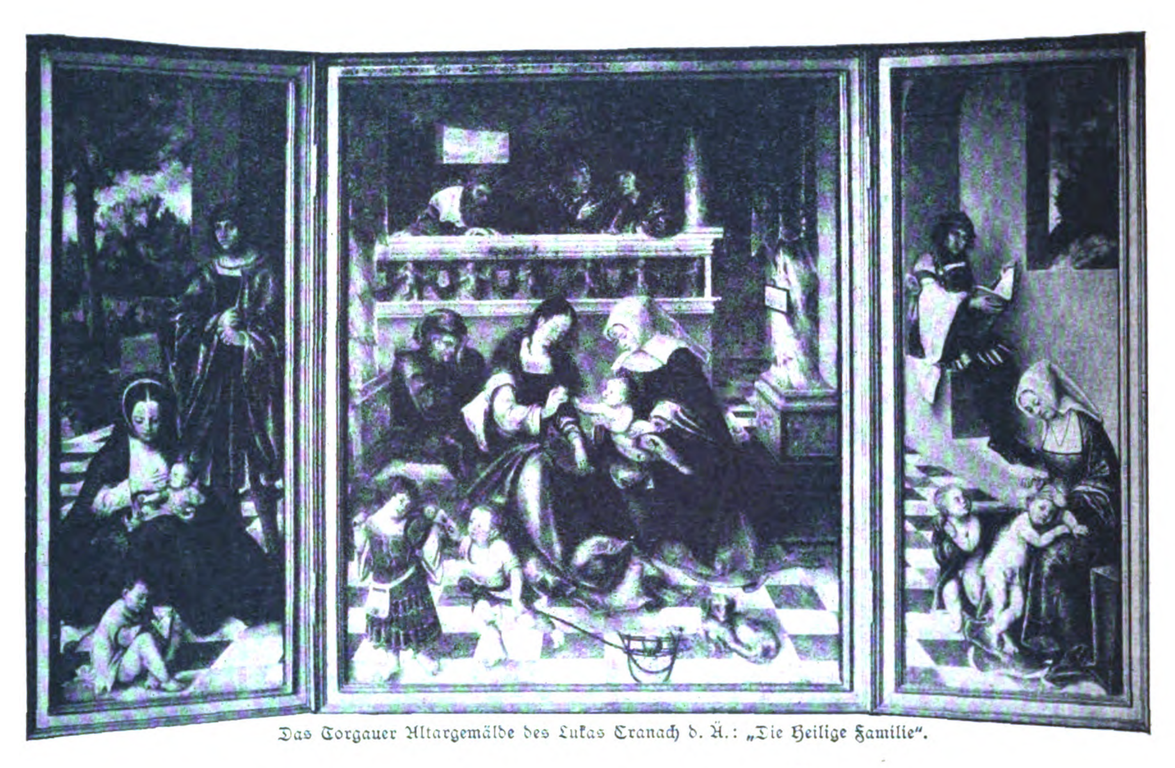
Die beiden Augenpaare trafen sich und starrten sich an. Eine Ahnung von dem Elend, das immer wieder seine tausend Fangarme nach ihrem Schützling ausstreckte, schien der Blonden aufzugehen.

„Nazel — i bitt schön — wie kommen S' bloß hier her?" stammelte Anna Znaim tiefbeschämt, zugleich aber zog sie ihn bereits mit einem vorwurfsvollen Ruck empor — denn die Ladenprinzessin fürchtete sich vor nichts so sehr, als daß spottende Zuschauer dieses Zusammentreffen beobachten könnten. Jetzt kommen Sie schnell, damit man Sie vor allen Dingen in einen anständigen Anzug steckt."

Dies war ihre erste Sorge.

Deshalb duldete sie es auch, daß der halberfrorene Klumpen neben ihr hertrottete. Grauenhaft, wie solch ein feiner Mensch, der so „gebildete" Sachen zu sprechen vermochte, immer von neuem bis über die Haare in den Schlamm versank.

(Fortsetzung folgt)



Das Torgauer Altargemälde des Lukas Cranach d. Ä.: „Die Heilige Familie".

Lukas Cranach der Ältere

Zum 450. Gedenkjahr seiner Geburt. Von Dr. Josef Aug. Beringer

Hierzu ein Vollbild und vier Abbildungen

Wie am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der neuen Zeit die mainfränkischen Lande ihren Dürer und die oberrheinischen ihren Holbein als höchste Blüte ihrer künstlerischen Kultur haben, so verzeichnet der deutsche Nordosten in Lukas Cranach dem Älteren den Bannerträger der Kunst in den bislang kunstspröden Gegenden von Sachsen. Zwar ist Cranach kein Sachse, sondern ein Mainfranke aus Kronach bei Rosenberg in Oberfranken, wo er Ende 1472 geboren ist und nach dem er den Namen führt.

Cranachs Jugend und Lehrzeit sind so dunkel, wie seine Abstammung. Sein Familienname steht nicht fest und schwankt zwischen Müller und Sunder. Seine erste künstlerische Ausbildung erfuhr er vielleicht von seinem Vater. Dann hat er sich (1502) auf Reisen weitergebildet, die ihn nach Wien, vielleicht auch nach München führten. Im wesentlichen schließt sich aber seine Kunst an seinen Landsmann Dürer an, dessen Größe er allerdings nicht erreicht, weil er im Zwielicht der untergehenden alten und der aufsteigenden neuen Zeit mehr den Ideen der letzteren als der ersteren sich zuneigt. Der Bruch in seinem Kulturempfinden ist in seinem Schaffen so sehr bemerkbar, daß man starke Leistungen der seelisch noch ungebrochenen Frühzeit mit Frühwerken eines hypothetischen „Pseudogrünewald" in Verbindung brachte, also mit einem der gewaltigsten Meister seiner Zeit.



Abt von Rehberg. Nach einem Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. (Um 1526.)

Allerdings mögen die späteren Lebensaufgaben und Ämter den zweifellos reich und vielseitig begabten Meister vielfach von seiner eigentlichsten Bestimmung als Künstler abgezogen haben. Von 1505 an stand Cranach in Diensten der sächsischen Kurfürsten und lebte in Wittenberg. Er war Hofmaler Friedrichs des Weisen, der ihn 1508 nach den Niederlanden sandte, um dort den späteren Kaiser Karl V. als Knaben zu malen und die niederländische Kunst kennenzulernen, dann Johanns des Beständigen und schließlich Johann Friedrichs des Großmütigen, dem er in hohem Alter (1550) treulich in die Gefangenschaft nach Augsburg und Innsbruck folgte. Von 1552 an wohnte er in Weimar, wo er am 16. Oktober 1553 starb. — In Wittenberg verband ihn enge und

treue Freundschaft mit den hauptsächlichsten Vertretern der Kirchenlehre, vornehmlich mit Luther und Melanchthon. Hier wurde Cranach 1519 Mitglied des Stadtrates und stand dem Gemeinwesen zweimal (1537 und 1540) als Bürgermeister vor. Er erwarb 1520 die Apotheke am Markt und betrieb neben seiner Malerwerkstätte einen Buch- und Papierhandel, so daß diese Zeit neben dem Kunsthandwerklichen auch einen rein wirtschaftlichen Charakter annahm, dem bei seinen anderen Geschäften seine beiden Söhne Hans und Lukas der Jüngere das Gepräge gaben.

Das Wesentliche in Lukas d. Ä. Kunst ist nach zwei Seiten hin bestimmt: Er trug die im Übergang aus der Gotik in die Renaissance befindliche Kunst in die sächsischen Lande, er verbürgerlichte mit seinen volkstümlich gehaltenen Gemälden und Holzschnitten die tiefe und schwere Ideenwelt eines Dürer und machte sie durch ihre oft naive und liebenswürdige Gestaltung volksgemäß. Damit ward er gewissermaßen ein Schrittmacher der kirchlichen Reformation, als deren erster und größter Künstler er zu gelten hat.

Cranach beherrscht in seinen stärkeren Werken das Feierliche, wie das Gemütliche, das Repräsentative — und dieses ohne Pose — wie das Humorvolle. Er ist immer klar und verständig und vermag auch dem Schaurigen den Zug des Schrecklichen zu nehmen. Auch im Technischen hat sein erfinderischer Geist neue Bahnen beschritten, ohne daß er die vollendete Ausdrucksform der älteren und der gleichen Zeit im Malerischen und im Graphischen verlassen hätte.

Durch mancherlei eigenhändige und Werkstatt-Wiederholungen seiner Motive hat zwar Cranach die künstlerische Wertung seines Gesamtwerkes beeinträchtigt; doch erhebt er sich immer wieder in einzelnen Stücken zu beträchtlicher künstlerischer Höhe und Wirkung. Seiner Erfindungsgabe war kein Stoffgebiet fremd.



Verklärung Christi von Lukas Cranach d. Ä. (Um 1525.)



Die Heilige Familie mit dem Engeltanz. Holzschnitt von Lukas Cranach d. Ä.

Er hat antike Stoffe, christliche und religiöse Motive, Figurales und Landschaftliches, Bildnisse und Tierdarstellungen in der reichsten und abwechslungsvollsten Weise behandelt und ihnen meist sein persönliches Gepräge gegeben, das in der Kunst seiner Zeit durch den erzählerischen Ton und die typisierende Art in den Gestalten und in der Landschaft unverkennbar ist. Als typisch für seine Kunst soll hier nur auf wenige Werke hingewiesen werden.

Als das frühest datierte und als eines der schönsten Werke Cranachs gilt die aus der Galerie Sciarra durch Dr. Fiedler in die Berliner staatlichen Sammlungen gelangte „Ruhe auf der Flucht“, 1504 (siehe das Vollbild in diesem Heft). Wie Cranach die Figurengruppe in eine prachtvoll aufgebaute und ausgestaltete deutsche Landschaft stellt, wie er das Christkind mit einem Schwarm holdseliger Gespielen umgibt und unterhält, wie er Feierlichkeit und Traulichkeit zugleich über das Werk breitet und in der malerischen Haltung und Durchführung eine bewundernswerte Höhe innehält, das alles zeugt von einer hohen und reinen künstlerischen Kraft. Er hat das Thema wiederholt auch in vortrefflichen Holzschnitten behandelt.

Eine Glanzleistung des Meisters ist auch der hier abgebildete sogenannte „Torgauer Altar“ (1509), der zu Anfang unseres Jahrhunderts aus seiner Verschollenheit in Spanien auftauchte und dann für das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. gewonnen wurde. Das Werk ist für Cranachs Kunst und Gesinnung besonders charakteristisch, weil es in prachtvoller Weise vortreffliche Komposition mit glänzender Farbengebung verbindet, auch hohe Feierlichkeit aus fast bürgerlicher Auf-

fassung entwickelt und zugleich eine Huldigung an das fürstliche Bestellerpaar darstellt.

Das Mittelbild des Triptychons ist eine der italienischen Kunst entnommene Darstellung der hl. Anna selbdritt in einem reichentwickelten Renaissanceraum, in dem zwei Kinder fröhlich spielen, während der hl. Joseph (hinter der Maria) schläft. In der in den Raum etwas erhöht eingebauten Loggia sitzen drei Gestalten, von denen die mittlere wahrscheinlich den Kaiser Maximilian I. im Gespräch mit seinem Rat Oelhafen, die auf die Frauengruppe herabsehende den Künstler selbst darstellt.

Auf den beiden inneren Flügelbildern ist links Friedrich der Weise, rechts sein Bruder und Nachfolger in der Kurwürde Johann der Beständige, wiedergegeben, die beide den Altar für die Torgauer Kirche bestellt hatten.

Die äußeren Flügelseiten geben eine Wiederholung der Mutter Maria mit dem Kinde und der hl. Anna in Grisaillemalerei.

Aber auch in späteren Zeiten, als Cranach sich ganz als Maler der Reformation gab, hat er wiederholt starke künstlerische Leistungen aufzuweisen, so weit er sich auch von der Tradition der Renaissance entfernt haben mag. Typisch für dieses Schaffen ist das bekannte Bild der Stadtkirche in Weimar: Christus am Kreuz, das zugleich das gewaltigste Lutherporträt zeigt, das aus der Zeit erhalten ist (1539).

Wie sehr Cranach die antiken Mythen auch verkleinlicht haben mag, so hat er mit ihrer bürgerlich-rationalen Ausgestaltung doch der neuen Geistesrichtung des Humanismus wesentliche Dienste geleistet. Durch seine Bilder ist er ins Volk und in die Breite gedrungen. Er wurde aus einer Gelehrtensache eine Volksangelegenheit.

Auch auf dem Gebiete der Bildnismalerei inner- und außerhalb seines Freundeskreises hat Cranach vielfach Vollwertiges geschaffen, sofern er die Ausführung der Bildnisse nicht der Werkstattarbeit überließ. Als Beispiel seiner hohen Kunst geben wir das erst jüngst bekanntgewordene Bildnis des Benediktinerabtes Hilarius von Rehberg aus Chemnitz (1526), das uns die Persönlichkeit des Dargestellten im schwarzen Gewand auf dem kobaltblauen Hintergrund vor dem moosgrünen Vorhang ganz vortrefflich charakterisiert. Wenn Cranach in der psychologischen Erfassung auch nicht an Dürers eindringende Gewalt und nicht an Holbeins sachliche Einfachheit heranreicht, so gibt er sein Urbild doch mit einer vollendeten künstlerischen Auffassung und Wirkung wieder. Jedenfalls hat Cranach sich als Bildnismaler der an der Reformation hauptsächlich beteiligten Persönlichkeiten eine unvergängliche Beachtung gesichert.

In der durch Dürer zur Hochblüte gebrachten eigentlichen Volkskunst, dem Holzschnitt und dem Kupferstich, nimmt Cranach einen bedeutenden Rang ein. Namentlich das erste Jahrzehnt seiner Tätigkeit in Wittenberg brachte eine ganze Reihe hochbedeutender Blätter von großer Schönheit hervor. Auch hier steht Cranach auf dem Boden eines gesunden Realismus, den er aber durch poetische Erfindungen und Zutaten aufs anmutigste veredelt und volkstümlich macht. Man braucht nur auf so köstliche Blätter wie „Ruhe auf der Flucht" oder „die Heilige Familie mit dem Engelreigen" hinzuweisen, um die Ineinsbildung künstlerischer und gemütlicher Werte und vollendeten Könnens zu erkennen. Einen besonderen Reiz wußte Cranach seinen Holzschnitten durch Anwendung von Farbplatten zu geben, so daß seine kraftvolle Schwarzzeichnung durch ausgespartes Weiß und einen gelblichen oder bräunlichen Überdruckton zu malerisch-starken Wirkungen gesteigert wurde. Diese einfachen, gemütlich ansprechenden Blätter sind denn auch durchaus volkstümlich geworden.

Es ist leicht begreiflich, daß Luther in seinem Freund Cranach einen willkommenen Mitarbeiter an seinem Reformationswerk sah und ihn für seine Zwecke heranzog. Bildnisse von Fürsten, Luther und anderen Reformatoren gingen in unzähligen Abdrucken und Gestaltungen in die Welt. Bibelillustrationen, Buchzierat zu Luthers Schriften u. s. w. wurden Allgemeingut. Wenn man auch die späteren polemisch gefärbten Titelumrandungen und Druckstöcke mehr auf den Einfluß Luthers bei der Bildgestaltung und auf die derbe Ausführung der Söhne Cranachs und der Werkstätte, als auf Cranach selbst zurückführen muß, so darf man doch nicht verkennen, wie eng Cranachs Name und Kunst mit den Anfängen der Reformation verwurzelt ist, und daß die Zwiespältigkeit im Urteil über Cranachs künstlerische Persönlichkeit sich aus jener wildgärenden Zeit bis in unsere Tage fortgepflanzt hat.

In der volkstümlichen Wirkung aber hat man Cranachs Künstlererscheinung nicht unrichtig mit Hans Sachsens poetischer Sendung und Bedeutung verglichen. In der Tat sind in beiden ähnliche Züge von Derbheit, Anmut und Tiefe aufzuweisen, die eben ganz dem Charakter des deutschen Volkes und der damaligen Zeit entsprechen, so daß Lukas Cranach d. Ä. als ein vollwertiger Vertreter seiner Zeit und seiner Mitwelt Geltung hat und behalten muß.

Einem Kinde

Wohl dir, du kleines Menschenkind,
Daß von Valuten du nichts weißt,
Und nichts vom Geist,
Der sinnt und spinnt,
Wie Gottes Erde sich verwerten lasse
Als Raubtierzwinger, Armenhaus und Kasse.

Wohl dir, dem noch der Sinn des Seins
Das Saugen ist aus stets ergieb'ger Quelle,
Und heitere Ruh' an einer warmen Stelle —
Nicht ruhlos' Hasten mit dem Zeichen Kains,
Das alle tragen, die aus Kindheitslanden
Den Prügelweg zum Geldverdienen fanden.

Wenn du einst groß bist, wird dich gleiches Muß
Mit Stachelpeitschen durch das Leben treiben . . .
Drum wünsch' ich dir, recht lange klein zu bleiben,
Und, eingelullt von deiner Mutter Kuß,
Des Lebens Prall und Anprall zu versäumen. —
Wachsein ist Leid! Nur Mütter lassen träumen.

Rudolf Jeremias Kreutz



Witzecke



Der dicke Onkel. „Alle kommen heutzutage auf einen grünen Zweig! Warum nur gerade ich nicht?"
„Ja, weil du nicht klettern kannst, Onkel!"

Kleines Versehen. „Was hatten Sie eben für ein Renkontre auf der Straße?"
„Ach, am Briefkasten stand einer, der gähnte . . .; dem habe ich in der Dunkelheit eine Postkarte ins Maul gesteckt."

Anpassung. Warenhausbesitzer (zum Lehrling): „Heute fängt unsere weiße Woche an. Schmutzler, putzen Sie mal Ihre Zähne, waschen Sie die Hände und ziehen Sie vor allen Dingen einen reinen Kragen an!"

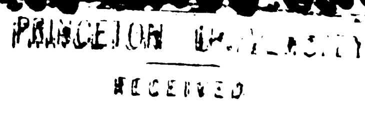
Der kleine Schillerkenner. (Im Zoologischen Garten): „Jetzt kommen wir zu den Hyänen!"
„Sind das die Tiere, die aus Weibern werden, Vater?"

Ungeduld. Gatte (vor dem Spaziergang): „Unglaublich! Ich denke, die Frau ist längst frisiert. — Da steht sie da und hat noch kein Haar auf dem Kopf!"

Privatmittagstisch. Pensionsinhaberin: „Die schmutzige Serviette des Bureaufräuleins kriegt von heute an der Schreiber. — Der muß auch mal eine reine haben!"

Beim Strafantritt. „Ich komme auf Empfehlung des Herrn Eduard Klauer, um bei Ihnen eine Gefängnisstrafe von drei Monaten zu verbüßen . . .!"

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. —



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 21



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Aus einem deutschen Heim.

Nach einem Gemälde von Prof. Friedrich Fehr.



Bergsee.

Menschen im Schutt

Novelle von Rudolf Jeremias Kreutz (Schluß)

In der Gemeinderatssitzung beim „Blauen Ochsen" hatte der Wirt und Bürgermeister Rastl überzeugend dargelegt, warum es notwendig und ehrenvoll sei, die Ankunft des Herrn Kammerrats Pieper festlich durch Beflaggung, Ehrenjungfrauen und musikalischen Empfang zu begehen. Vom ernsten Kopfnicken der Beisitzer ermuntert, schloß er: „Und wann der Herr Kammerrat auch a Kapitalist is, und wir soziäule Männer san, so muaß das Politische in dem Augenblick z'ruckttreten, wo für d' G'moan was außaschaut."

„Sehr richtig," schrie der Krämer Scheck, „wer soziäul denkt, muaß g'recht denken. Der Pieper hat's G'moanwesen bereichert und verschönt, indem er über a Jahr da arbeiten laßt. Mir san im Aufschwung, und drum is werktätige Dankbarkeit Pflicht. Und in dem Sinn —"

Hier wurde die Einigkeit häßlich gestört. Der Waldarbeiter Mauskot hieb mit der Faust auf den Tisch und brüllte: „I protestier' im Namen der Kommunisten."

„Ich bitte um einen Anstand," sagte der Bürgermeister hochdeutsch.

„An Dreck," ereiferte sich Mauskot, „sondern i frag: Wie kommen mir Arbeiter dazu, daß mir an Kapitalisten ehren tuan?"

Der Bürgermeister versetzte schlagfertig: „Aber 's Wasser sauft's aus der Leitung, die er uns gratis hat bauen lassen und 's elektrische Licht is euch a recht."

Der Krämer Scheck tat einen tiefen Schluck aus dem Bierkrügel. Er wischte sich erregt den Schnauzbart: „In dem feierlichen Augenblick, wo mir a Volk — wie soll i mi glei ausdrucken — präsentieren tuan, hat's ka Parteipolitik nöt z' geben, verstehst?!"

„Damit 's ös besser raubern könnt's, ös Helfershelfer vom Kapital," warf der stämmige Holzknecht höhnisch ein.

Der Krämer sagte geringschätzig: „Goar nöt ignorieren," und meinte diesmal das Gegenteil.

Mauskots Fäuste trommelten: „Im Namen des arbeitenden Volkes halt' i meinen Protest aufrecht. Daß a Kapitalist a Geld hat, können ma vorderhand leider nöt verhindern, wohl aber d' Fahndln und d' Ehrenpforten. Denn wer zahlt's? Mir nöt, sakra fix!" Die Biergläser hüpften klirrend.

Der Bürgermeister lächelte diplomatisch: „Sei nöt bleed, laß deutsch mit dir reden. Die Kosten tragt selbstredend der Pieper mittels anderweitiger Überwälzung. Is doch klar: die ganze Regie wird ihm aufg'schlagen auf alles, was er vo uns beziehen muaß. Um hundert Prozent zahlt er teurer als der g'wöhnliche Mensch."

Mauskot erwiderte unwirsch: „Wohl, euch zahlt er's, denen G'schäftsleuten. Mir Arbeiter können uns d' Finger abschlecken. Na, na, mi fangst nöt, Rastl."

Der Bürgermeister spielte gelassen den letzten Trumpf aus: „Gib Obacht, Mauskot, die Bauleitung hat mir gestern sagen lassen: der Pieper is bereit, fürs Ausholzen doppelt so hohe Löhn' zu zahlen als der Staat. Willst 'leicht jetzt a no behaupten, daß d' im Nachteil bist?"

Der Holzknecht glotzte trotzig: „Als Kommunist," murmelte er unsicher, „und drum aus Grundsatz ganz natürli', muaß i — trotzdem —"

Um den schweren Eichentisch sprang ein Lachen: „Willst warten, bis dich der Lenin zum Forstmeister

macht? Halt' dich lieber ans einheimische Kapital! Und drum sag i: Solang der Pieper a Geld außerlaßt, soll er hochleben." Der Bürgermeister schloß: „Dös is mei Antrag. Wer dagegen is, soll aufstehen."

Mauskot blieb sitzen.

„Einstimmig," stellte der Bürgermeister schmunzelnd fest.

☆

Näher und näher schwoll der Werkzeuglärm zu Straßgschwandner empor. Der Kahlschlag hatte sich zu einer Halde erweitert. Zwischen Baumleichen und Geröll liefen schmale Schienenstränge, auf denen kleine schwarze Kippwagen an Seilen rollten. Die Serpentinen des neuen Reitweges zum Gipfel waren dem Gefels eingekrallt. Wie Lassoschlingen umschnürten sie des Einsamen Haus und Garten. Vor den Warnungszeichen, wenn die Lunten der Sprengpatronen gezündet wurden, kroch Straßgschwandner wie ein Tier in seinen Bau, horchte dem Steineberſten, Poltern und Rieseln. Nachher, wenn die Luft nach Erde roch, nach zermalmtem Moos und Harz, humpelte er wieder hinaus in das schmale Geviert seiner Bäume und Beete. Er sah zu, wie der gelbe Staub fiel. Sacht auf das Hausdach, auf das Gefieder der Tannen, auf Huflattich, Farne und Kartoffelstauden. Der gemarterte Berg spie Lärm und kein Vogel getraute sich, zu singen.

Straßgschwandner widerfuhr in diesen Tagen Seltsames. Er wurde ruhig. Verzweiflung wiegte ihn sanft, grübelnde Ohnmacht löste ein Empfinden in ihm von so schwebender, gleitender Dumpfheit, daß es fast Lust war. Er fluchte nicht mehr. Grimm wurde ihm zu einem Lächeln, schrecklich, traumhaft und fern.

In das Gras gelagert, wenn das Gelärm im Feierabend versickert war, im Schatten des Einsamen Bruders, horchte er in die Stille. Erdhaft war ihm, keimhaft. Aus Urtiefen griff es nach ihm, wuchs, trieb und drängte. In seinem Hirn zuckten Flammen, die ihn oft wunderlich hitzten. Dann braunte die Narbe stärker und seine fieberigen Augen loderten in einem ungestümen Willen.

Der Hund lief wie immer talab und brachte vom Krämer das Nötigste. Straßgschwandner kochte, und Mensch fraß den Brei. Er selbst aß ein Stück Brot. Es hätte auch Erde sein können oder Stein. Er merkte es nicht.

Und die Werktage malmten über den Reſſen hin. Der Berg brüllte und duldete. In den Nächten war Sternegleiten und Grillensang, oder der Wind schlug nasse Wolkenfetzen wie Verbände um zerstückten Fels und zerbrochenen Wald.

Straßgschwandner schlief nicht. Er horchte in seine Ferne und lächelte in die Nacht.

Eines Abends entfernte er die Warnungstafel. Ein Arbeiter, der von oben kam, sah dem wächsern Bleichen eine Weile zu und trat näher. „Von morgen an haben S' Ruh," sagte er mitleidig, „firti san mir, g'schossen wird nimmer." Und gutmütig grinsend: „Komisch, was S' uns da herg'hängt haben. ‚Bissiger Mensch, Hunden ist der Eintritt verboten!' — A paar Kollegen waren beleidigt. I hab' s' beruhigt. Narrisch is er halt wor'n, hab' i g'sagt, ka Wunder, wann aner a Liab hat zum Berg, hab' i g'sagt."

Straßgschwandner fragte heiser: „Und Ihr?"

Der Mann zuckte die Achseln: „Recht is 's uns nöt, der Berg is verschandelt, aber was sollen wir machen? Müassen werken, was uns g'schafft wird, ums Brot. Übermorgen kommt der Herr selber. Den fragen S'."

„Und morgen?" forschte Straßgschwandner.

„Wird eing'räumt, 's Werkzeug abag'führt und d' Munition."

Straßgschwandner fragte schnell: „Habt Ihr das Zeug auch gut verwahrt über Nacht?"

„Unterm Gipfel, im alten Jägerhaus liegt's."

Funkenflug war plötzlich in Straßgschwandners Blick: „Und habt nicht einmal einen Wächter oben?"

„Aber na, mir san do mitten im Frieden, in aner friedlichen Gegend, Gott sei Dank."

„Gott sei Dank!" Aus Straßgschwandner quoll es hervor wie Lachschrei im Traum.

Im Wirtshaus erzählte der Arbeiter, daß der Hauptmann wie eine schlecht gewaschene Leiche aussähe.

„So kommt aner am Hund," erläuterte der Wirt Rasil mit breitem Behagen, „erst Held im Krieg, dann Krüppel im Frieden, nachher zerfallen mit sich und Gott und extra noch a Dickschädel — da hilft nix, z'grund gehn muaß so aner in der harten Zeit."

☆

Der Kammerrat Kamillo Pieper trat an die Brüstung des Balkons vor, lüftete den Hut und winkte grüßend in die Tiefe. Lampions taumelten über dem Wasser, aus dem Dunkel sprang metallisches Blitzen der Feuerwehrhelme und Blasinstrumente. Der fette Baß des Bürgermeisters dröhnte: „Unser Wohltäter lebe hoch!"

Brodem von Stimmen wirbelte, Jodler quollen von der Seemitte. „Tusch!" befahl das Baßsolo, „und dann glei außer mit 'm Marsch! Tempo!"

Der Huldigungsmarsch schmetterte. Ein Flügelhorn stieg einsam höher und höher auf falschem Wege, Tschinellen und Pauken wollten es zur Gemeinschaft niederzwingen, aber der Bläser brach immer wieder aus.

Pieper schwenkte nochmals den Hut und trat in das Zimmer zurück. Unten plätscherten Ruder, die Plätte mit den Lampions und der Feuerwehrkapelle nahm Kurs zum Wirtshaus.

„Das wäre überstanden," sagte Pieper aufatmend zu seiner Frau, „bei Nacht ertrag' ich sie übrigens leichter, da sehe ich die Gesichter nicht ... aber nachmittag, in der Sonne, als die Riesenschlange Volk unser Auto umschlungen hat, mit Augen voll Gier und Tücke, mit Augen ... jawohl, voll Wunsch: krepier'! Aber die Gaffermäuler süß verzogen ... weißt du, in diesem Kontrast, da —"

Die junge Frau sagte spöttisch: „Was phantasierst du? Essen wir."

Pieper fuhr sich über den kahlen Kopf: „— in diesem Nebeneinander von gemachter Freude und echter Wut hat mir gegraut. Gesichter waren dort voll Fluch und Mord ... nein, unheimlicher, voll ohnmächtigen Willens zu Fluch und Mord, und haben doch gegrinst als wär's ihnen Luft, unser Auto zu sehen."

Lilly zog die Brauen hoch: „Das wird ja reizend werden mit dir! Du sollst dich hier erholen, und siehst Gespenster."

Pieper nippte am Wein: „Gespenster bucht man nicht, man weiß — Schemen, also nichts. Masken aber ... da weiß man, es steckt der Mensch dahinter, der Gegenmensch."

Lilly legte ihm Schinken vor: „Iß! Freundlich ist die Welt."

Pieper griff sie hart am Arm: „Dir verzeiht sie, daß du mein geworden bist, mir nicht, daß ich mir dich hab' kosten lassen."

„Ich hab' dich doch lieb dafür, mein Engel," sagte Lilly und gähnte.

Pieper zerkrümelte Brot: „Leistung — Gegenleistung, ganz recht. Zwischen uns stimmt das. Aber die anderen ...? Sie betteln um mein Geld und verachten mich. Mehr noch als sie mich beneiden."

Höhnisch rief die junge Frau: „Schwarzseher. Das ganze Land hier ist willig, dein zu sein."

Pieper aß hastig: „Nein. Ich hab' es mir zugezwungen. Hab' ich es darum?"



„Wie abgeschmackt du bist! Natürlich hast du es, indem du aus ihm machst, was du willst."

Pieper trank ihrer Schönheit zu: „Dank für das Wort, gescheites Vögelchen. Ja, machen werd' ich!" Er sprang auf und durchmaß mit schnellen Schritten das Zimmer. „Pieper hat uns gemacht, sollen sie einmal sagen ... Pieper, mit seinem schmutzigen Geld. Das neue Sanatorium, die Kirche, die sauberen Straßen ... Aussichtswarten, Kraftwerke, ein komfortables Armenhaus. In die Erde hat er hineingewirkt, was er an der Börse aus Luft gezogen hat. Mit tausend Prozent hat er verdient, mit zehntausend hat er's der Erde gutgeschrieben. Morgen kriegt der Bürgermeister noch einmal drei Millionen fürs erste. Keiner soll Willkommen rufen mit bösen Augen." Er trat lebhaft dicht vor seine Frau: „Lilly, was soll ich dir für das Wort geben vor dem Schlafengehen?" Er tastete mit einem hilflosen Ausdruck verlegener Lüsternheit über ihr reiches Haar.

Sie bog den Kopf zurück. Ihre kalten Augen sahen an ihm vorbei in die funkelnden Prismen des Lüsters. „Ruhe," sagte sie grausam, „du hast mich so müd gemacht."

☆

Es ging schlimme Kunde über Straßgschwandner. Holzknechte hatten gesehen, daß er des Nachts durch die Wälder schlich, laut weinend bald, bald sanft mit seinem Hunde redend. Ein Gendarm berichtete dem Bürgermeister, er habe auf einem Patrouillengang beobachtet, wie der Hauptmann am Einsamen Bruder herumhantierte. Es wäre nicht genau zu sehen gewesen, zu welchem Zweck. Ausgerissene Farne seien herumgelegen. Vielleicht wollte er die einsetzen. Es sei aber auch möglich, daß er den Felsen abgrabe. Jedenfalls dürfe man da nicht länger zuschauen. Der Bürgermeister berief eine Sitzung mit dem einzigen Beratungsgegenstand: Entfernung Straßgschwandners aus dem Gemeindegebiet. Gegen Gewaltanwendung sprachen sich alle aus. Da könnte ein Unglück geschehen und es verstoße gegen die Würde, die man einem Erbgesessenen schuldig sei.

„Mit List abalocken," schlug der Bürgermeister vor, „nachher vom Arzt untersuchen lassen und abschieben in die Irrenanstalt. Wie aber fangen?"

Der Krämer Scheck rief: „I sperr' ihm den Mensch ein! Wann er heut ums Futter kommt, laß i 'n nimmer z'ruck. Da wird ihn scho der Hunger und die Angst um das Viech ganz von selber uns zutreiben."

In der Abenddämmerung stieg der Lehrer Wurzer zum Nessen empor. Der Hauptmann schlotterte grau und zerrissen im verwahrlosten Gemüsegärtlein umher.

„Kommen Sie gleich mit, ich bitte Sie," rief der Lehrer erschüttert, „Sie brauchen Pflege, Sie gehen zugrunde."

Straßgschwandner fragte sanft: „Ist Mensch zu den Hunden übergegangen?"

„Ihr Hund ist unten in Sicherheit. Kommen Sie mit und überzeugen Sie sich," bat der Lehrer.

Straßgschwandner sprach geheimnisvoll leise: „Noch nicht. Noch braucht mich der Berg. Aber wenn er eingeschlafen ist, dann —" seine Augen flackerten irr — „dann komme ich zu euch, ihr Hehler und Heuchler."

Den Lehrer umkrallte Entsetzen. Er sagte: „Wenn's Gott erlaubt hat, was ist uns übriggeblieben, gewissermaßen, als es zu dulden?"

Straßgschwandner rief mit freudiger Inbrunst: „Ihr lügt! Gott erlaubt's nicht. Ich werde euch beweisen, daß er mit mir ist und meinem Berg. Ich werde euch —" er schwankte. Dann spreizte er die Finger wie abwehrend vor: „Geduld ..."

Der Lehrer Wurzer rannte, von der Erkenntnis gejagt, daß keine Zeit zu verlieren sei.

Finsternis fiel vom Wald nieder — unten lag die Piepersche Villa in einem blitzenden Ring von Bogenlampen — da klomm Straßgschwandner auf den Einsamen Bruder und entzündete die Lunte. In der Minute, die noch verging, war sein ganzes Leben. Vater, Mutter, Liebe, Beruf, Krieg ... Das kam, rauschte grüßend vorbei, schwand. Mensch irrte suchend durch Geklüft und Gestrüpp ... dies Bild verweilte am längsten.

Straßgschwandner lächelte und zielte mit allem Willen nach dem Glanz im Tal. Dein Wille geschehe nicht, war ihm letzte Bewußtheit. Dann sank er zwischen auffliegender Erde und splitternden Steinen mit dem Felsen langsam vornüber. Der Riese kantete in neuem Boden, Straßgschwandners Leib zerrann. Der Einsame Bruder polterte in einem Mantel von Holz und Moos durch den Kahlschlag. Luft donnerte vor ihm her, an der Villa zersprangen die Fenster. Das Schicksal der zuckrigen Weiße schien erfüllt, da prallte der tobende Klumpen an das Geklüft der Reitwegserpentine, bekam scharfe Fälsche, zerriß die Fahrbahn und gischtete mit mächtigem Satz in den See.

Als die Feuerwehr angerasselt kam, zeigte es sich, daß der Piepersche Besitz unversehrt geblieben war. Der Park mit seinen verschnittenen Gebüschen, das Autohaus und die Bootshütte — nichts war vom Einsamen Bruder angetastet worden. Nicht einmal die häßliche graue Betonmauer, die das Seeufer zu einer öden Geraden zwang. Der Fels hatte sie übersprungen.

Der Kammerrat Pieper stand mit Lilly zitternd vor dem Wunder. Starke Gottnähe fühlte er und Erkenntnis seiner Sendung als eines Instruments des Herrn.

Die schöne Lilly lorgnettierte nach den Booten, die mit Fackeln den Einsamen Bruder in seinem Wasserbett umkreisten. „Eigentlich schade," sagte sie empfindsam, „er soll ein ganz interessanter Mensch gewesen sein."

Der Bürgermeister dienerte erschüttert heran. Er ballte die grimmen Wirtsfäuste gegen den Täter und bat untertänigst, die Tat eines Wahnsinnigen der anhänglichen Bevölkerung nicht entgelten zu lassen.

Pieper sah das süß verzogene Maul und das harte Gefunkel der gierigen Augen dieses einen, entsann sich der vielen im Sonnenschein der Ankunft, der Riesenschlange Volk, an sein Auto geheftet, der Gesichter dort, giftig hingegeben an seinen Reichtum, voll Ohnmacht zum Fluch, knechtselig dienstbereit, weil er gab, und solange er gab ... Pieper reichte dem bieder Zusammengeduckten die Hand und sprach freundlich-kühl wie ein befreiter Kaiser: „Gott hat uns wunderbar geschützt, mein lieber Rastl. Sagen Sie der Gemeinde, daß ich dankbar sein will."

Der Krämer Scheck hatte zugehorcht. Er versetzte Mensch, der ihn winselnd umsprang, einen heftigen Fußtritt: „Fahr' ab, Narrenhund, zausiger. Bist eh a schuld, daß 's soweit kommen is, du — wie soll i mi nur glei ausdrucken — du Kumplize. Marsch!" brüllte er und schielte zum Kammerrat, ob der seine anständige Einstellung auf die Katastrophe auch bemerke.

Mensch sank in die Nacht, rannte umher, fand Witterung, raste heulend der Spur des Einsamen Bruders nach. Bis zur Stelle hin. Dort lag er still und leckte die blutende Erde.

Aus einer demnächst in Reclams Universal-Bibliothek erscheinenden Novellensammlung des österreichischen Schriftstellers und Menschenschilderers Rud. Jeremias Kreutz, dessen bedeutungsvollem Können unser Universum bereits im 37. Jahrgang, Heft 35, einen kritischen Aufsatz widmete.

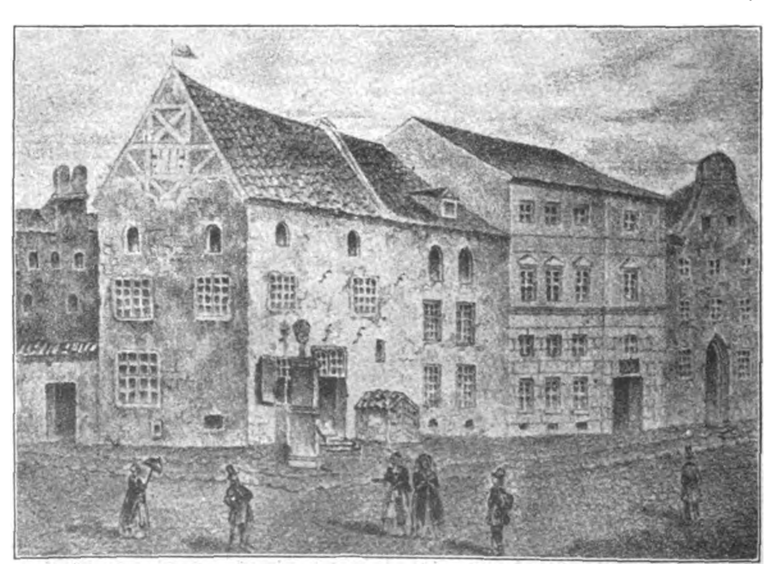
Nikolaus Kopernikus und sein Werk

Zum 19. Februar 1923. Von Friedrich Becker

Vierhundertfünfzig Jahre sind vergangen, seit Nikolaus Kopernikus in der alten deutschen Stadt Thorn das Licht der Welt erblickte. Gern benutzen wir diese Gelegenheit zu einem kurzen Gedenken an den Mann, der zu den Großen der Geistesgeschichte zählt, dem es, wie außer ihm nur wenigen anderen, vorbehalten war, einen Schritt vorwärts zu tun, den die ganze Menschheit mitgemacht hat.

Der Vater des großen Astronomen, Niclas Koppernigk, war im Jahre 1458 von Krakau nach Thorn übergesiedelt, wo er kurze Zeit später die aus altem Patriziergeschlechte stammende Barbara Watzilrode als Gattin heimführte. Es ist zwischen Deutschen und Polen viel über die Nationalität des alten Koppernigk gestritten worden; die Frage ist noch nicht entschieden und wird auch wohl nicht entschieden werden, sicher ist jedenfalls, daß Niclas der deutschen Sprache mächtig war, denn er bekleidete als angesehener Geschäftsmann viele Jahre lang das Amt eines Schöppen im Schöppenstuhl der Altstadt. Von Kopernikus selbst besitzen wir kein polnisches Schriftstück, wohl aber sind uns einige in deutscher Sprache abgefaßte Briefe erhalten, während seine Veröffentlichungen, dem damaligen Brauche entsprechend, lateinisch geschrieben sind.

Kaum achtzehnjährig bezog Nikolaus die Universität Krakau. Als Professor der Mathematik wirkte hier der als Mensch wie als Gelehrter gleich ausgezeichnete Adalbert Brudzinski, und dieser Mann ist es, dem Kopernikus die Anregung zum Studium der Astronomie verdankt, wie er auch unter seiner Leitung die ersten Beobachtungen angestellt hat. Nach Beendigung des philosophischen Trienniums wanderte Nikolaus zu seinem Oheim Lukas Watzilrode, der als Bischof von Ermland in Frauenburg residierte, und der, wo immer es anging, Einfluß und Mittel aufwendete, um die wissenschaftliche Ausbildung seines Neffen zu fördern. So ließ er ihn jetzt auf seine Kosten nach Italien ziehen, das in jenen glanzvollen Tagen des Humanismus und der Renaissance einen begeisterten Jünger der Wissenschaft mit magischer Kraft an sich locken mußte. Im Herbst 1496 überschritt Kopernikus die Alpen; er wandte sich zunächst nach Bologna, um theologischen und juristischen Studien obzuliegen. In Bologna lehrte der als Theoretiker wie als Beobachter geschätzte Astronom Dominicus Maria Novara, und wie eifrig Kopernikus neben seinen anderen Studien die astronomischen Vorlesungen Novaras besuchte, beweist das enge Freundschaftsverhältnis, das sich bald zwischen Lehrer und Schüler bildete.



Das Geburtshaus des Astronomen in Thorn vor 300 Jahren. Nach einem alten Kupferstich.

Inzwischen war es Lukas Watzilrode gelungen, seinem Neffen eine Domherrnstelle im Kapitel zu Frauenburg zu verschaffen, und nun hatte diese Körperschaft statutengemäß die weiteren Kosten der standesentsprechenden Ausbildung ihres neuen Mitgliedes zu tragen. Die Zukunft des jungen Gelehrten war damit gesichert. Nach einem einjährigen Aufenthalte in Rom, wo er als Professor der Mathematik Gastvorlesungen abhielt, und nachdem er seine juristischen Studien mit der Erlangung des Doktordiploms zum Abschluß gebracht hatte, erbat er sich vom Domkapitel einen weiteren Studienurlaub von zwei Jahren und ersuchte um Bewilligung der erforderlichen Unterstützung. Die Bitte wurde vom Kapitel „nach reiflicher Überlegung gewährt", zumal, wie es in der Begründung heißt, „Nikolaus versprach, sich dem Studium der Medizin widmen zu wollen, um so dem hochwürdigsten Bischof sowie den Herren vom Kapitel seinerzeit als tüchtiger Arzt beistehen zu können". Wie lange Kopernikus dann noch in Italien verweilte, und ob er auch den medizinischen Doktorgrad erwarb, steht nicht fest; jedenfalls wird seine Anwesenheit in Ermland zum ersten Male im Jahre 1505 urkundlich erwähnt.

In seinem neuen Berufe erwarb er sich gar bald das Vertrauen und die Achtung des Bischofs und seiner Amtskollegen im Domkapitel. So wurden ihm mehrfach wichtige diplomatische Missionen übertragen, die viel Geschick erforderten und sogar nicht ohne Gefahr waren, da es galt, die Rechte des Bischofs gegenüber Polen einerseits und dem deutschen Orden andererseits zu verteidigen; die Statthalterschaft von Allenstein, das dem Bistum Ermland unterstellt war, bekleidete er viele Jahre lang; nach dem Tode des Bischofs bestellte das Kapitel ihn zum Bistumsverweser, ja, sein Name fehlte selbst nicht auf der Kandidatenliste für die Bischofswahl. Auch seine ärztliche Hilfe wurde vielfach in Anspruch genommen, einmal sogar vom Herzog Albrecht von Preußen, der um das Leben eines seiner treuesten Räte bangte. Der Brief Albrechts „Ahnn Niclasenn Kupperninck, Thumherren zur Frauenbergk den 6. Aprilis" (1541) ist uns noch erhalten.

Trotz dieser überaus vielseitigen Berufstätigkeit blieb Kopernikus der stille, bescheidene Gelehrte, und als solcher gab er sich mit unermüdlichem Eifer seinem Lieblingsstudium, der Himmelskunde, hin.

Er hatte sich eine eigene Sternwarte auf einem der Türme eingerichtet, die sich noch heute auf der Mauer des Domhofes erheben und ursprünglich für Verteidigungszwecke bestimmt waren. Übrigens nahm sich eine Sternwarte um 1500, an den heutigen Ansprüchen gemessen, recht bescheiden aus. Fernrohre gab es noch nicht, und so war man auf Visierinstrumente angewiesen, die als Instrumentum parallacticum, Quadrum oder Astrolabium benutzt wurden und die Örter der Sonne und der Gestirne an der Sphäre zu messen gestatteten; allerdings mit einer Genauigkeit, die wir nach unseren Begriffen als ziemlich roh bezeichnen würden. Daß es Kopernikus trotzdem gelang, die geographische Breite von Frauenburg auf drei Bogenminuten genau zu bestimmen, stellt seiner Beobachtungskunst ein sehr günstiges Zeugnis aus.

Worin des großen Forschers Lebenswerk besteht, ist bekannt. Eine kurze Betrachtung wird uns sogleich wieder in medias res führen. Verfolgt man die Bewegung eines der zum Sonnensystem gehörigen Himmelskörper, also eines Planeten, so findet man sie äußerst verwickelt, indem der Stern bald schneller, bald langsamer läuft, bald voraneilt, bald gegen die übrigen Sterne zurückbleibt, bald gänzlich stillsteht, kurz eine Bahn beschreibt, die scheinbar jeder Gesetzmäßigkeit entbehrt. Gleichwohl gelang es den beiden großen Astronomen des Altertums, Hipparch und Ptolemäus, einen Mechanismus zu ersinnen, der für den Fall einer im Zentrum des Systems ruhenden Erde die Bewegungen der Planeten geometrisch einwandfrei darstellt. Es bedurfte dazu nur der Vorstellung, daß jeder Planet sich auf dem Umfang eines kleinen Kreises bewegt, dessen Mittelpunkt selbst wieder einen großen Kreis um die Erde beschreibt. Wie man sich mit Hilfe einer entsprechenden Zeichnung leicht veranschaulichen kann, führt diese Annahme tatsächlich zu einer Erklärung der geschilderten Eigentümlichkeiten. Indessen erkannte man sehr bald, daß auf die Dauer zwei Kreise für jeden Planeten nicht genügten, um die Rechnung mit den Beobachtungen in Einklang zu bringen, es kamen immer mehr Kreise hinzu, bis man schließlich vor einem großen Wirrwarr stand, den niemand mehr übersehen konnte. Da ist es nun das Verdienst des Kopernikus, daß er zeigte, wieviel einfacher und ungezwungener die Erscheinungen zu deuten seien, wenn man der Sonne die Vorzugsstellung im Zentrum des Systems einräumt und die Erde gleich den anderen Planeten um sie kreisen läßt. Das gewaltige Werk, in dem Kopernikus seine Anschauungen niedergelegt hat, trägt den Titel: „Über die Umläufe der Himmelsbahnen" — De Revolutionibus orbium caelestium libri VI.

Mit welcher Sorgfalt und Besonnenheit Kopernikus zu Werke ging, wird uns so recht klar, wenn wir hören, daß er 25 Jahre am Ausbau seines Werkes arbeitete und selbst nach Abschluß des Manuskripts noch weitere zehn Jahre mit der Veröffentlichung wartete, bis er endlich den inständigen Bitten seiner Freunde willfahrte und sich entschloß, es dem Druck zu übergeben. Die Vorbereitungen zogen sich jedoch noch mehrere Jahre hin; inzwischen fiel der fast Siebzigjährige in eine schwere Krankheit, die ihn geistig und körperlich brach, und als das erste Exemplar des Werkes in Frauenburg eintraf, konnten seine Freunde es nur noch einem Sterbenden in die Hände legen. Wenige Tage später, am 24. Mai 1543, hauchte er seine große Seele aus. Die Kämpfe, die um seine Schöpfung entbrennen mußten, sollte er nicht mehr erleben.

Kopernikus in seinem Studierzimmer.
Nach einem alten Kupferstich photographiert von H. Chill.

Des Kopernikus Werk wurde in der ersten Ausgabe unter Leitung zweier Gelehrten, Johann Schoner und Andreas Osiander, gedruckt. Leider hat sich der eine von ihnen, wahrscheinlich Osiander, dabei eine übel angebrachte Fälschung erlaubt, indem er die von Kopernikus selbst verfaßte Vorrede durch eine andere ersetzte, worin er den Verfasser sagen läßt, daß das Ganze keinen höheren Wert beanspruche als den einer geistreichen Hypothese, die vor dem alten System nichts voraus habe, und obendrein noch mancherlei religiösen Bedenken unterliege. Ganz im Gegenteil war aber Kopernikus, wie er auch in der Widmung an Papst Paul III. ausführt, von der Richtigkeit seiner Anschauungen durchaus überzeugt, wenngleich er die Beibringung strenger Beweise dafür einer späteren Zeit überlassen mußte. Wie Kopernikus über die angeblichen religiösen Schwierigkeiten dachte, auf Grund deren das neue System schon vor dem Erscheinen des Werkes von Melanchthon aufs leidenschaftlichste bekämpft wurde, geht aus einer Stelle in der Zueignung an Paul III. hervor, wo er sagt: „Es mag wohl geschwätzige Leute geben, die, jeder mathematischen Bildung bar, dennoch sich ein Urteil über mathematische Fragen anmaßen und, gestützt auf irgendeine schlecht verstandene Stelle der Heiligen Schrift, mein Unternehmen tadeln und bekämpfen."

Die Freunde des Kopernikus bemerkten den Betrug sogleich und gerieten darüber in heftigste Entrüstung: Tiedemann Giese, Bischof von Kulm, bemühte sich auch, das Unheil aus der Welt zu schaffen, aber es war schon zu spät. Ohne den Zwiespalt, der so in das Werk hineingetragen wurde, hätten die neuen Ideen vielleicht weit rascher Eingang gefunden, und ein großer Teil der Kämpfe, die um sie entbrannten und ein Jahrhundert später in dem Galilei-Streite ihren Höhepunkt erreichten, wäre vermieden worden.

Der Sprung in den Tod

Eine Novelle von Hendrik De Molder

Marion Molinari hing hoch unterm Zelthimmel im Wanderzirkus am Trapez, die Kniekehlen über die Stange geklemmt, den Kopf nach unten. Und jedesmal, wenn das pendelnde Gerät nach vorn flog, warf sie mit beiden Händen Küsse in die atemlos aufblickende Menge. Ein Anzug aus rosenfarbener Seide umschloß ganz eng ihren noch ein wenig eckigen, knabenhaften Körper und ließ sie jünger erscheinen, als sie war.

Unten in der Manege stand der August. Den Kopf hintenübergelegt, den Hals grotesk emporgereckt, verfolgte er den Pendelschlag des Trapezes. Bei jedem Hin und bei jedem Her stieß er ein anerkennendes Grunzen oder Schnauben aus, einen tierischen Laut, den die Galerie jedesmal mit wieherndem Lachen quittierte.

Zum Schlusse, wenn das Trapez ausgeschwungen und die kleine Königin der Lüfte ermattet auf ihrer Stange Platz genommen hatte, ließ August sich auf ein Knie nieder. Und wie Pierrot, der dem Mond ein Ständchen bringt, sandte er, eine Hand aufs Herz gelegt, mit der anderen einen Gruß nach oben. Dann glitt Marion vom Trapez, durchschnitt, ein rosiges Fischchen, die Luft und landete in den Armen, die August ihr rasch entgegenstreckte. Der Ungeschlachte hielt die Zappelnde einen Augenblick an sich gedrückt; einen plumpen Versuch machte er, sie zu küssen. Aber zum größten Gaudium der Galerie erhielt er jedesmal prompt einen Nasenstüber.

Leichtfüßig sprang Marion in die Mitte der Manege. Von allen Seiten drang der Beifall auf sie ein; wieder und immer wieder mußte sie sich verneigen . . .

So ging das nun schon seit Monaten. Die Städte wechselten und mit ihnen das Publikum — immer aber stand auf dem Programm „Marion Molinari, die jugendliche Königin der Lüfte“. Von dem August sprach das Programm nicht. Fürs Publikum war er ja auch nur Staffage! Und dennoch war er mehr: eine Unachtsamkeit seinerseits, ein Zögern um den Bruchteil einer Sekunde, ein falsches Einschätzen der Entfernung — und Marions junge Glieder ruhten, statt wohlgeborgen an seiner Brust, zerschmettert im Sande . . .

Ach, manches Mal durchzuckte es den Alten, ob solch ein Fehlgriff nicht ein gutes Werk wäre, das Marion vor dem Schicksal aller Zirkuskünstlerinnen bewahrte. Wie viele hatte er doch kennengelernt in den fünfundfünfzig Jahren seines unsteten Artistenlebens! Von Hand zu Hand waren sie gegangen, wenn erst einmal eine rauhe Hand den Schmelz von den Schmetterlingsflügeln ihrer Seele gestreift hatte . . .

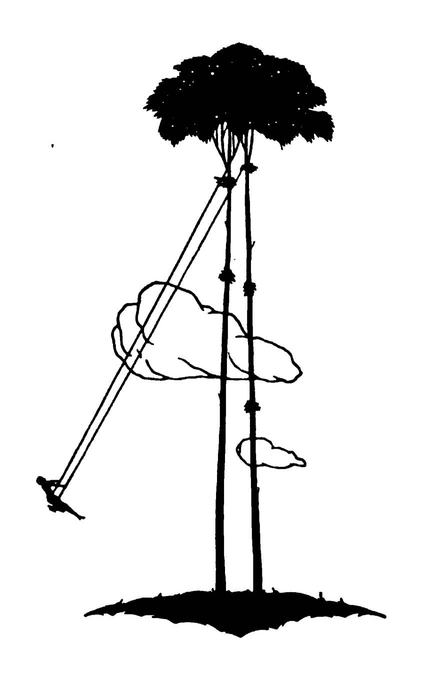
Das würde auch Marions Los sein. Dem Alten sagten die Blicke genug, mit denen der Bereiter, dieses Tier mit den sehnigen Schenkeln und den festen Händen und den lüsternen Augen, jede Bewegung des knabenhaft schlanken Mädchenkörpers verfolgte. Er fühlte das Unabwendbare nahen und wußte: ein Abend würde kommen, eine Sommernacht, und irgendwo, im Winkel zwischen den Zelten, hinter den Wagen oder im Stall bei den Pferden — würd' es geschehen. Und am nächsten Abend würde nicht mehr Marion, das Kind, am Trapez hängen, sondern ein Zirkusmädel wie alle anderen — „eine mehr“. Eine wie Lola, die Kunstreiterin, die des Direktors Geliebte war, wie Cissy und Lissy, die es zur Zeit mit den Parterreakrobaten hielten, wie die musikalische „Clownin“ Auguste, die nur Augen für die Herren in den Logen hatte — wie die hundert andern aus anderen Wanderzelten und Wanderwagen.

Niemand vom Publikum — und Marion Molinari erst recht nicht — ahnte, daß die allabendliche Komödie des verliebten Narren und des Kusses mehr war, als eben Komödie. Daß eine seltsame Liebe, halb die des Mannes, halb die eines getreuen Eckhart, im Herzen des Alten aufgeblüht war zu dem schönen Kinde, das, seiner Schönheit und dieser Liebe unbewußt, allabendlich vertrauensvoll in seinen Armen lag — einen Herzschlag lang.

Und dann kam eine Sommernacht . . .

Als Marion am nächsten Abend am Bereiter vorbei die Manege betreten wollte, schlug der mit seiner kurzen Reitpeitsche gegen die seine Waden straff umspannenden gelben Ledergamaschen, daß es nur so knallte. Und ein breites Lächeln, das Lächeln des Besitzers, zog über sein Gesicht. Marion hastete an ihm vorüber, ein Zittern in den Knien, das abgewendete Gesicht purpurübergossen . . .

Da wußte der Alte genug. Und mit tränenheißen Augen wartete er geduldig auf den Sprung — auf Marion Molinaris Todessprung.



Zeichnung von Sascha Kronburg.



Lustige Gesellschaft. Nach einem Gemälde von G. E. Heßl.

Von alten Trinkern und Trinksitten

Von Dr. Kurt Hembd, Berlin-Halensee

Die Liebe zu Bier und Wein ist ein Charakterzug der Deutschen und durchzieht wie ein roter Faden alle Wandlungen ihrer Sittengeschichte. Den kultivierten Römer erfüllte die Zügellosigkeit dieser Gewohnheit mit Geringschätzung, und Tacitus berichtet daher von den germanischen Stämmen in epigrammatisch-boshafter Form: „Am wenigsten konnten sie den Durst ertragen; wenn deutsche Krieger von ihren Fürsten nur reichlich zu trinken bekamen, verzichteten sie auf jede weitere Entlohnung ihrer Dienste." Nicht wenig wurde auch die Spottlust der Römer gereizt durch das Verhalten von Cäsars germanischen Söldnern, die sich nach dem Bericht Appians einige Tage vor der pharsalischen Schlacht unbändig volltranken. Diese periodische Trunksucht unserer Ahnen war ein um so gefährlicheres Laster, als es die Römer zu ihrem Vorteil geschickt auszunutzen verstanden. Auch andere Feinde rechneten gelegentlich mit dieser Schwäche. Der Langobardenkönig Grimnaldo überließ z. B. sein reiches Lager bei Riesoli mit großen Mengen vorzüglicher Weine ohne sonderliche Gegenwehr den Franken. Tatsächlich waren diese bereits um Mitternacht so vollgetrunken, daß es dem König ein leichtes war, das Lager zu überfallen und alles niederzumachen. Dabei waren die Franken nicht einmal die ärgsten Trinker unter den germanischen Stämmen. Ihnen und den Langobarden stellt nämlich der heilige Bonifazius das Zeugnis aus, daß sie es noch lange nicht so toll trieben wie die Angelsachsen. Als besonders trinkfeste Gesellen galten die Sachsen, und noch im 17. Jahrhundert nannte man einen tüchtigen Trinker kurzweg einen Sachsen.

Das allgemeine Streben der Germanen, ihre Kräfte im Wettkampf zu messen und Heldentum zu gewinnen, führte naturgemäß auch zu Herausforderungen im Trinkkampf. In heidnischer Zeit boten Opferfeste und Totenmahle, in christlicher die Kirchenfeste, ebenso Gerichts- und Volksversammlungen hierzu willkommene Gelegenheit. Als Trinkgefäße dienten anfänglich die Schädel der erschlagenen Feinde, häufig auch der eigenen Eltern, deren Andenken man hiermit ehren wollte. In ähnlicher Form finden wir diese Sitte noch im Mittelalter wieder, wo man zur Heilung von Krankheiten aus Heiligenschädeln trank. Der exzentrische Lord Byron fand hieran solchen Geschmack, daß er einen in Metall gefaßten Menschenschädel zum Trinken verwendete. Später benutzten germanische und skandinavische Stämme auch Muscheln und mit Vorliebe Trinkhörner aus dem Horn des Urs; nach Cäsars Schilderung mit Silber verziert und an der Basis gut $1^1/_2$ Fuß im Umfang messend. Mit der Erreichung höherer Kulturstufen entwickelten sich die Trinkgeschirre zu Bechern, Humpen und Kannen, oft auch in absonderlichen Formen, wie Mönch, Nonne, Pelikan, witzige Anspielungen zum Ausdruck bringend. In vermögenden Häusern waren es Kunstwerke aus edlen Metallen. Kannen und Pokale von beträchtlicher Größe —

ein ritterlicher Humpen faßte $1^1/_2$ bis 2 Maß — zierten ein besonderes, staffelförmiges Gestell neben dem Speisetisch, die sogen. „Tressur“. Zum gewöhnlichen Gebrauch wurden die Gemäße aber meist aus Zinn hergestellt, und die ehrsamen Zünfte der „Kandelgießer“ und der die großen Holzgebinde herstellenden „Schäffler“ brachten es zu hoher Blüte.

Die alte Sitte der Herausforderung zum Trinkkampf ist bis heute in der Form des gegenseitigen Zutrinkens üblich geblieben. Damals galt es allerdings als unhöflich, einen Becher nicht gleich ganz zu leeren. Denn da man bei der Tafelrunde gewöhnlich nur ein einziges Trinkgefäß benutzte, so wäre immer mindestens einer genötigt gewesen, den übriggebliebenen Rest, die „Bartneige“, auszutrinken. Seit dem 15. Jahrhundert galt es in der guten Gesellschaft nicht mehr für unanständig, sich einen Rausch zuzulegen. Die Sittenprediger eiferten viel gegen das unmäßige Trinken und besonders gegen das Zutrinken, das in manchen Städten wie Bern, Nürnberg, Leipzig ausdrücklich untersagt wurde. Auch Luther wendet sich in seiner Streitschrift „Wider Hans Worst“ auf das heftigste gegen den „Saufteufel“, und mit ihm haben die Geistlichen beider Bekenntnisse ihren Stab über den bösen Saufteufel gebrochen, ohne freilich in den meisten Fällen viel ändern zu können. Oft auch gingen sie selbst nicht gerade mit glänzendem Beispiel voran und bestiegen die Kanzel mit dem vollen Bierkrug in der Hand. Wenn es dann in Hessen ein Ärgernis wurde, daß sich die Bauern während der Predigt zutranken, scheint dies nicht weiter verwunderlich.

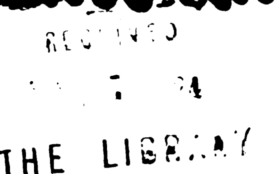
Die vielgeschmähte Trinksucht der Deutschen hatte indes auch ihre poetischen Seiten. Wenn ein Gast in das befreundete Haus kam, wurde er mit einem Kuß begrüßt, und der Hausherr bestimmte genau, wen zur besonderen Ehrung Frau und Tochter küssen sollten. Und wie in den ältesten Zeiten die Frau des Hauses das Trinkhorn reichte, so kredenzte sie jetzt den gefüllten Becher zum Willkomm. Mit Geschenk, Kuß und Scheidetrank nahmen Gastfreunde voneinander Abschied. So entstand auch der Brauch, geliebte Tote dadurch zu ehren, daß man ihre Gräber mit Wein besprengte. Mainzer Frauen brachten im Jahre 1318 dies Trankopfer dem Dichter und Meistersinger Heinrich Frauenlob, nachdem sie ihn im Dom bestattet hatten.

Allmählich artete bei Edelleuten und an Fürstenhöfen das Trinken zu einer wahren Seuche aus und wurde namentlich am galanten Hofe Augusts des Starken bis zur höchsten Potenz gesteigert. Auch die bischöfliche Tafel in Würzburg endete regelmäßig mit einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit sämtlicher Teilnehmer. An den Universitäten entwickelten sich eine Menge phantastischer, aber auch sinnvoller Regeln und Bräuche. Der älteste studentische Trinkkomment liegt uns in dem Zechrecht des Blasius Multibibus vom Jahre 1616 vor. Man trank danach Ganze und Halbe, trank sich zu, mußte Bescheid tun und band sich schließlich auch zum Zeichen der Verbrüderung gegenseitig einen Nestel von den Hosen an das Wams. Neuen Gästen kredenzte man als Willkomm ein mächtiges Glas, so daß der Gast „wegen der greulichen, ungeheuren Last erblasset“. Man trank auch wohl aus einer Speiseschüssel, einem Filzhut oder wie der Rodensteiner aus einem Stiefel; häufig arteten diese Trinkkulte aber in wüste Sauforgien aus. Der übliche Trinkstoff war das Bier. Wurde in einem der brauberechtigten Häuser „ein Bier aufgetan“, so ritt der Brauer in eigener Person durch die Straßen und verkündete laut die willkommene Nachricht.

Ein fester Trunk galt eben als Zeichen der Manneskraft und Strammheit, und je größer der Zutrunk war, der stets bis zur Nagelprobe geleert werden mußte, um so mehr wuchs die Achtung für den Mann, der einen solchen Humpen mit Anstand und ungerührt zu bewältigen wußte. Es war daher eine natürliche Folge, daß sich daraus das Wett-Trinken entwickelte. Dieses erzeugte jene Trinkkünstler, an denen das ganze Mittelalter so reich war, Männer, wie den Rothenburger Bürgermeister Georg Nusch, der am 30. Oktober 1631 durch seinen gewaltigen Trunk Rothenburg vor der Verwüstung von Tillys Scharen rettete. Ferner Veit v. Bassenheim, der ein silbernes Becken, 8 Weinflaschen enthaltend, dreimal leerte und sich so von Winrich v. Kniprode die Schloßhauptmannschaft zu Marienburg erkneipte. Oder Kurt v. Burgsdorf, kurbrandenburgischen Oberkämmerer, der bei jeder Mahlzeit 18 Maß Wein vertilgte und sich im Trinkkampf manch Schloß und Dorf errang. Wer bei solchen ritterlichen Gelagen nicht über einen ausgezeichneten Magen verfügte, trank sich einfach zu Tode, wie dies 1521 bei mehreren Fürsten und hohen Adligen auf dem Wormser Reichstag der Fall war. Wiederholt suchten die Fürsten das sinnlose Wett-Trinken durch gesetzliche Maßnahmen einzuschränken; so verbot z. B. Herzog Ulrich von Württemberg das Zutrinken „in welcherlei gestalt“ bei einer hohen Strafe, was alljährlich von den Kanzeln verkündet werden mußte. Erreicht wurde jedoch hiermit im allgemeinen nur wenig, denn Adel und Stände kehrten sich nicht daran.

Von den Mengen, die damals zum täglichen Bedarf gehörten, gibt uns eine Hoftrinkordnung vom Jahre 1648 Kunde, die an dem für wohlgeordnet und mäßig gehaltenen Hofe des Herzogs Ernst dem Frommen zu Sachsen-Gotha erlassen wurde. Danach standen den „gräfflichen und adligen Frauenzimmern“ 4 Maß Bier und des Abends 3 Maß zu. Nur Gäste durften mehr trinken und konnten vom Hoffmeister mit Zuziehung eines Kavaliers in die Kellerstube geführt werden, um ihnen eine Ehre zu erweisen. Die Ehre bestand allerdings meist nur darin, daß man sich bemühte, den Gast in liebenswürdiger Zuvorkommenheit krank zu trinken. Schon aus den Bestimmungen dieser Hoftrinkordnung ersieht man, daß auch das schöne Geschlecht bis zu den höchsten Damen hinauf an einem kräftigen Trunk regen Anteil nahm. Allerdings darf man auch nicht vergessen, daß die damalige Ernährung, die fast ausschließlich aus Fleischkost bestand, den Körper mit Nährsalzen derart überhäufte, daß das Durstgefühl eine ganz natürliche Reaktion war, die eine dem Organismus zuträglichere Verdünnung der Körpersäfte herbeiführen sollte. Wenn daher das tägliche Frühstück der Hoffräulein zur Zeit der Königin Elisabeth von England aus Heringen bestand, so läßt sich verstehen, daß sie dazu große Kannen Bier tranken; oder daß die Gräfin Anna von Stolberg, die eine üppige Tafel liebte, zu ihrer „Erquickung und Labung“ jährlich drei Fuder Wein benötigte. Einen Rekord der Unmäßigkeit stellte nach aktenmäßigen Aufzeichnungen die Tochter des Kurfürsten Moritz, Anna von Sachsen, auf, von der es heißt: zuerst läßt sie sich „eyer gar hardt in salz sieden (offenbar war sie eine Freundin von Sooleiern!), darauf dringlt sie dann edtwan zu viel und werde ungeduldig, fluche alle bösen flüche und werfe die speise und schüssel mit allem vom tisch“. Von den einzelnen Höfen übernahmen die Trinkordnungen dann auch Städte (z. B. jus Lippenense) und Bürger, deren Trinkvorschriften indes im „Sauf- und Zechrecht“ später nicht selten zur gröbsten Brutalität und Lächerlichkeit entarteten.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 22



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Johann Strauß im Himmel. Schattenbild von Dr. Otto Böhler. (Zu dem Aufsatz „Der Wiener Walzer“ auf S. 204—6).

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Während der Ignotus still neben Anna Znaim hertrottelte, streifte sie ihn abschätzend mit einem flüchtigen Blick: O pfui Deixel, jetzt sah der Strizzi gar nicht mehr einem Prinzen ähnlich. Das Allerschlimmste aber war, daß der Strolch, der schmutzige, in seiner Bewußtlosigkeit noch immer eine umfangreiche Wichsbürste an einer Gurte um den Handrücken geschnallt trug. Ob man ihm die nicht wenigstens aus den Fingern stoßen könnte? Das ekelhafte Ding?

„Ja.“ holte der Ignotus aus sich hervor, während er hingebend dankbar auf die schlanke und doch üppige Gestalt seiner Begleiterin blickte, aus deren Goldkrone auch diesmal wieder das helle Licht in seine Höhle gedrungen war. „Es ist schon so. Ohne Sie, Anna, finde ich mich wohl doch nicht mehr zurecht!“

Kaum war dieses Geständnis langsam, zögernd und doch so einleuchtend wahr gefallen, da zuckte Anna Znaim mitten in ihrem geschmeidigen, zierlichen Gang bis in die tiefste Wurzel getroffen zusammen, und der volle, üppige Mund stand in dem erblaßten Gesicht wie eine versengte rote Blume. Wie hätte ihr Blut noch vor wenig Wochen gesiedet, wenn die Glühende, Gefallsüchtige endlich Kunde erhalten von ihrem erstrebten und doch so schwer zu erringenden Siege über dieses geheimnisvolle Menschenkind, das alle ihre Sinne erregte. Aber jetzt, wo eine Sturmflut von Mitleid über sie fortrollte, jetzt, da ihr unvermutet aus seiner erschütternden Beichte die Gewißheit entgegenflüsterte, daß sie es sei, die sich herabbeugen müsse, um diesen ohne ihren Beistand rettungslos Ertrinkenden zu halten, da strebte das Beste des unverbildeten Volkskindes zum Licht, die natürliche Opferbereitschaft, die heitere Schwesterlichkeit und der nicht zu brechende Frohsinn, der zu jeder Stunde tapfer und trotzig gegen eine Welt der Widerstände anlachte.

„I, da wollen wir doch halt sehen, wer stärker ist!“

Ohne noch auf den abscheulichen Aufzug ihres Begleiters zu achten, griff sie in gespieltem Scherz nach der Hand des Verstummten, und diesmal gelang es ihr, die ihr verhaßte Bürste von seinen Fingern zu streifen. Verächtlich ließ sie das Instrument entgleiten.

„So, Nazel,“ ermunterte sie ihn in ihrer ansteckenden Laune. „Nun heidi, heidi, denn ich seh' schon, diesmal werd' ich Sie wohl selbst scheuern und waschen müssen, damit ich noch was Stattliches aus Ihnen herausschäl'. Ja, die Anna, die Anna, wenn die nicht wär'!“ schmollte sie ein bißchen kokett, indem sie ihm mit ihrem Glacéhandschuh auf die erlahmten Finger schlug. Aber schon fesselte etwas Neues ihre Aufmerksamkeit. Aus der dick aufgeschwollenen Seitentasche ihres Schützlings nämlich lugten eine Anzahl kleinerer Kassenscheine hervor. Neugierig zupfte das Mädchen an den Spitzen.

„Sie, bitt' schön, was haben S' denn eigentlich hier?“

„Trinkgeld,“ murmelte der Ignotus, der noch immer nicht recht wußte, ob er sich jenes Ergebnisses rühmen oder schämen solle.

„Was? So viel?“ wunderte sich die Böhmin, und sofort schlug auch ihr äußerer Ton ins Hochachtungsvolle

um. „Aber meiner Seel', Herr Michael, dann sind Sie ja ein wohlhabender Kavalier! Sie — wissen Sie was Neues? Dann können Sie mich ja Essen führen, und wissen Sie wohin? In die Residenzbar, wo die amerikanische Jazbandkapelle solchen Mordsspektakel macht. „Fi," pfiff sie, „werd' ich mich da aber fein zurechtputzen!"

Und dem aufhorchenden Ignotus war es, als ob über seine in Eis und Schnee erstarrte Seele ein warmer Wind fächele und als ob ganz in der Nähe ein feiner Duft sich erhöbe, der von aufsprießenden Blumen ausging. Es konnte aber auch das Parfüm sein, das Anna anzuwenden liebte.

Wie sprang das angeregte und seltsam hingenommene Geschöpf ein paar Augenblicke später in der gemeinschaftlichen Wohnung herum, wie eifrig und keine Widerrede duldend trieb sie das Bündel häßlicher Kleider in den Alkoven, wie lachend und voll Spott gegen den noch halb gelähmten Gefährten trug sie unter allerlei übertriebenen Vorsichtsmaßregeln dem Reinigungsbedürftigen wirklich eine Schüssel lauen Wassers herzu, um mit einer drolligen Fratze wieder abzustürzen, als mit der Säuberung ernst gemacht werden sollte. Wie oft pochte sie an die zugelehnte Tür und rief allerlei sich überstürzende Fragen hindurch, auf die sie freilich geordnete Antworten kaum erwartete. Unterdessen riß sie Kästen und Schübe auf, warf ihren Staat durcheinander, wühlte und verwarf, und nachdem sie pfeifend und trällernd unzählige Male vor den halbgeteilten Spiegel gehuscht war, um hier noch das Puderquästchen und dort die Brennschere in Bewegung zu setzen, da stand sie endlich in ihrem imitierten Pelzjäckchen und dem großen umgestülpten Samthut wie eine lebendig gewordene Figurine der Modenwelt und pochte vor Ungeduld mit den Absätzen ihrer Lackstiefel.

Doch in der nächsten Sekunde verstummte sie und es sank ihr der schon wieder zum Anklopfen gekrümmte Finger von der Holztür des Alkovens hinab, denn durch den sich öffnenden Spalt erschien der Ignotus verwandelt, verändert, wie von einer Zaubergerte berührt. War dieses glattrasierte, ernsthafte und hinter einer abgeschlossenen Vornehmheit fast marmorne Antlitz wirklich das eines Stiefelputzers? In seinem enganliegenden schwarzen Jackettanzug und dem offenen dunklen Überzieher bot der Heraustretende für die vollkommen betroffene Böhmin bis auf den kleinsten Zug, ja bis auf die müde verächtliche Falte um die scharfen Lippen das Bild jener aristokratischen Menschengattung, vor deren herablassenden Ansprüchen die von jedem Höhenlicht Berauschte auf den Knien lag.

„Jessas, Herr Michael," stammelte sie verlegen und trat bescheiden zurück, „wie schauen S' denn auf amal aus?"

Da tat der Ignotus etwas, was Anna Znaim gleichfalls noch niemals widerfahren war. Getrieben, bezwungen von seiner drängenden Dankbarkeit, die sich einen Ausweg schaffen wollte, hob er die herabhängende Rechte der sich nur matt Sträubenden an seine Lippen, um einen Kuß auf ihre starren und im Moment schwer beweglichen Finger zu drücken. Ihm schien es eine selbstverständliche, halbvergessene Gewohnheit, auf seine Gefährtin jedoch übte das Feierliche und Formvollendete der Huldigung einen beinahe umwälzenden Eindruck aus. Blutrot wurde sie und versuchte die geküßten Finger auf dem Rücken zu verbergen, als wären sie von irgendeiner Gefahr bedroht, um sie dann wieder staunend und neugierig zu betrachten.

„Aber, Herr Michael — ich bitt' Ihnen — was machen S' bloß mit mir dummen Madel für a Komödi?"

Vor seinem reservierten Äußeren war sie wieder gänzlich die kleine romantische Zofe geworden, die ein vornehmer Herr seiner Aufmerksamkeit würdigt.

Da bat sie der Ignotus mit seinem tiefen, sie manchmal bedrückenden Ernst, eilig mit ihm aufzubrechen, denn dort drüben inmitten der Musik und den genußfreudigen Menschen hoffte er eine Freistatt zu finden, wo er dem einzigen Wesen, das Anteil an ihm hatte, seinen zermürbenden Kampf mit der Schicht anvertrauen könnte, der sie beide angehörten, deren Rätsel und Finsternisse ihm aber undurchdringlich blieben. Allein Anna spreizte abwehrend beide Hände vor das leuchtende Antlitz, denn ihr graute vor solchen Beschwernissen, weil sie sich in ihren Höhentraum nicht fügen wollten, und daher sträubte sie sich hartnäckig, solche „grauslichen Dinge" auch nur zu erörtern. „J, Schnecken," weigerte sie sich, indem sie sich an seinen Arm schmiegte, „wer wird sich mit solchen Schmutzereien abgeben? · Gehen S', wer so ausschaut! Das paßt sich viel besser für so a Tintenmandel wie der Krasselt."

Damit zog sie ihn, ganz hingenommen von der lockenden Aussicht, die halbdunklen Treppen hinunter, indem sie ihm zuraunte, nur ja recht leise aufzutreten, damit die Rosse und die Mayenfischs, überhaupt die gesamte „Bagage" von ihrem Ausflug nichts merkten.

„Das Licht hab' ich bei uns auch brennen lassen," versicherte sie noch beruhigend. Und ihre vollen Lippen spitzten sich vor Befriedigung über ihre Vorsicht.

☆

„Hören Sie nur, die Musik," begeisterte sich Anna Znaim und stützte ihre glühende Wange in die linke Hand. „Es kommt mir halt so spaßig vor, als ob jeder einzelne Ton auf Samtschuhen liefe. Und nun gar die Tanzpaare, die vernimmt man schon gar net mehr, wenn sie auf die weichen Teppiche so auf und ab schweben mit ihre komischen Touren. Können Sie die auch?" tastete das Mädchen vorsichtig, öffnete ein wenig den Mund und schmachtete ihren Partner unverhohlen an.

Flüchtig nickte der Ignotus und lauschte auf die bizarre Niggerweise, die trotz der Trommelbegleitung, trotz der merkwürdig vortönenden Hoboe und trotz des klingelnden Glockenschellenbaums wie aus einer dämpfenden Wattenschicht hervordrang.

Wie wohltätig ihn dieser keinerlei Mechanik verratende Rhythmus umspülte; seit er dem Mädchen in leisen, halbgeflüsterten Worten an die Seele gelegt, welche Niederungen, über denen kein Himmel blaute, er in den letzten Wochen durchrast, seit dieser stockenden Beichte, obwohl ihr innerstes Elend an dem Widerstand seiner Hörerin abgeprallt war, seit diesem dennoch erlösenden Abschütteln, da badete sich der herumgeworfene Mensch, da er immerfort wie ein Schwimmer nach dem rettenden Boden tastete, in jenen gefälligen, flutenden Weisen der Lebensfreude. Und es stahl sich eine ferne Ahnung zu ihm herüber, als ob jene leichtsinnige, lockende Oberfläche schon in einem früheren Dasein das ihm eigentümliche, vertraute Element gewesen. Wie er so in dem dunklen Klubsessel lehnte, eine Halbexistenz, eben gewaltsam emporgerissen aus giftigen Dünsten, und dennoch scheinbar nicht ungewohnt, eine weichere, parfümiertere Luft zu atmen, wie das scharfgeschnittene, träumerische Antlitz unter den düsterblonden, seitlich geteilten Haaren von den lichten Wolken der Zigarette umspielt wurde, die er in der herabhängenden Rechten hielt, da flog jener selten vornehmen und abgeschlossenen Erscheinung das volle und diesmal bedingungslose Entzücken des kleinen Ladenmädchens entgegen, und der Taumel machte Anna Znaim fast schwindelig, daß sie einen solchen Schatz bei sich verbergen durfte. „Wollen wir nicht auch amal hupfen?" lockte sie abermals, doch es schwamm in ihren sonst so über-



mütigen, lachenden Augen diesmal ein solch demütiger, verschwiegener Glanz, und der kleine Finger, mit dem sie erweckend seinen Arm strich, er meldete sich nur so zaghaft, daß diese aufrichtige Unterwürfigkeit nur einen neuen gefährlichen Reiz um das früher so herausfordernde Geschöpf wob.

„Wenn's Ihnen angenehm wär', ich bitt' Ihnen gar so sehr, Herr Michael."

Gewonnen erhob sich der junge Mann, und als das neue Paar nun in steifer Haltung und doch eng miteinander verbunden, ganz so wie es der schreitende und gleitende, stets abbrechende und wieder anhebende Takt des amerikanischen Gassenhauers erforderte, über den weichen Teppich kreuzte, da löste sich viel von dem grauen Entsetzen, in dem der Ignotus bisher wie in einer tiefhängenden Wolke gezogen war, und die gebieterische Forderung der Jugend oder die zusammenströmende Melodie ihres Blutes lehrte diese beiden ineinander verstrickten Leiber, daß ihr Suchen und Finden nun schon außer ihrem Willen beschlossen wäre.

Die zylindergeschmückten Habitués des Lokals schaukelten auf ihren übermäßig hohen dreibeinigen Hockern kritisch nach vorn, drückten sich ungeschliffene Monokels vor die Augen, um schließlich dem sich wiegenden Paare ihren Beifall durch Klopfen und Pochen mit ihren Stöcken zu bekunden. Verwegen kostümierte Damen, deren lose Rockfalte seidene Strümpfe und mehr zeigte, sie klatschten huldigend in die Hände, und während sie den Bewunderten bunte Papierschlangen nachschleuderten, fiel von blutrot geschminkten Lippen hie und da das Urteil: „Ein hübscher Junge — todschick!"

Und die Böhmin saugte dies alles in sich ein, und ihre volle Brust füllte sich immer mehr mit dem rasenden Siegesbewußtsein.

„I glaub' schon, diesmal läßt mich der Nazel net aus!"

Sie war selig, sinnlos, berauscht und ließ sich führen, halb wie eine Beute, halb wie ein von wirren, unmöglichen Glücksgütern träumendes Kind.

Ein merkwürdig erregendes Geschehnis bestärkte sie noch in ihren überirdischen Erwartungen. Als sie wieder atmend und ein wenig erschöpft in ihren Lederstühlen ruhten, verfolgte Anna, wie sich die grauen Augen ihres Gefährten während der Rast gespannt und dann immer eindringlicher auf den Faltenwurf der roten Damastdraperien vor den drei Saalfenstern richteten. Bald schien der Ignotus durch ihre Höhe und Anordnung gefesselt zu sein, denn er hob manchmal abschätzend das schmale Haupt, indessen sich seine Lippen im Selbstgespräch bewegten; manchmal aber wanderte sein Blick auch zu einem ovalen Kürassierbildnis des Kaisers weiter, das als einziger Schmuck, die mattgetönte, gelbe Wandfläche unterbrach. Und seltsam, auch zwischen dem Porträt des ernsthaft unter dem Adlerhelm Herabschauenden und dem blassen Gast dort unten entspann sich dieselbe wortlose Zwiesprache. Es war ein sonderbares Sichverlieren an fernliegende Gegenstände, ein Suchen hinter den Dingen. Allein ehe noch die Goldblonde durch ein kräftiges Wort das ihr unheimliche Wesen zerstreuen konnte, da griff ihr Gefährte plötzlich über den Tisch herüber nach ihrer Hand. Etwas Schutzsuchendes sprach sich in der Gebärde aus, fast die Furcht eines Menschen, etwas Jenseitiges vor sich auftauchen zu sehen.

„Gott straf' mich, Herr Michael, weshalb pressen S' denn Ihre schönen Augen so dicht zusammen? Man könnt' sich ja fürchten! Was haben S' denn schon wieder amal?"

„O nichts, gar nichts, Anna. Ich bin wirklich schon wieder bei Ihnen. Nur —"

„Fassen sich endlich a Kurasch! Was gibt's denn, eh?"

„Oh, nichts Besonderes. Mich rissen nur so unbeschreiblich durchsichtige Hände in eine nie gesehene Gegend. Denken Sie, diese drei hohen Portalfenster mit den roten Portieren, sie muten mich durchaus nicht so fremd an. Ich konnte mir vorstellen, daß ich oft vor ihnen auf und ab gewandert sei. Auch hinter ihnen — aber nein, das ist lächerlich."

„Aber schon gar net," widersprach die Böhmin entzückt. „Was denn noch? Sie, Herr Michael, das ist ja so interessant."

Er legte sich die Hand über die Augen und flüsterte vor sich hin. „Hinter den Fenstern sah ich Bäume, weite Rasenplätze und dahinter verschleierte sich eine ebene See!"

Zwischen den üppigen Lippen des Mädchens schimmerten ihre weißen Zähne, sie wollte vergnügt lachen und necken, wie sie es sonst gewohnt war, wenn jemand etwas Verstiegenes oder Unmögliches äußerte. Doch in diesem Falle war ihre eigene Phantasie bereits zu stark eingefangen.

„Sie," fiel sie hingenommen ein, indem sie sich weit über den Tisch lehnte, „Sie sprechen, scheint mir, von einem Schloß?"

„Ja, es ist lächerlich," sagte ihr Kavalier und blies eine feine Rauchwolke von sich. „Und dabei habe ich niemals, so angestrengt ich auch nachsinne, in einer ähnlichen Umgebung gelebt, und gar das Meer, wahrhaftig, das ist mir ganz unbekannt."

Doch diesmal hatte sich die Einbildungskraft seiner Zuhörerin wie eine Lerche aufgeschwungen und schwirrte und jubilierte nun hoch in den Lüften. „Sie," hauchte sie, wobei sie alle Wonnen des Geheimnisses schlürfte, „das kann man wirklich net vorausbestimmen. Warum denn? Sie müssen nämlich wissen," fuhr sie eifrig fort, und von ihren üppigen Lippen sowie aus den leuchtenden Blauaugen mit den unwahrscheinlich vergrößerten Pupillen las man ohne Mühe, wie wichtig und ernsthaft sie ihre Erfahrungen einschätzte, „bei uns zu Haus, da is auch so a frecher Bartkratzer gewesen, so a richtiger Fallot, der keiner Schürze ihre Ruh' gelassen hat. Nu aber, so was, mit a mal kommt drüben von Amerika die Nachricht, so a mächtig gestempeltes Papier, der Mensch hab' da a große Hinterlassenschaft angetreten. Und von dem Augenblick an — wollen Sie's glauben, Herr Michael — da hat mir der Frechdachs, so oft er einem begegnet is, a paar Sechserln zugeworfen und gespitzt: ‚Damit du dich auch amal verlustieren kannst, du blöde Gredl.' No, und so was sollt' nicht alle Tag' passieren können?"

Damit beugte sie sich noch näher zu ihm heran und winkte mit den Augen bezeichnend gegen die nahe Drehtür des Lokals. „Wollen wir net aufbrechen?" meinte sie sehnsüchtig, „es wird sonst gar so spät."

Aber als sie eng an seinen Arm gehängt, willig und zur Selbstaufgabe bereit, wie noch nie die ausgesplitterten Treppen ihres Kasernenhauses heraufschlich, leise und auf Zehen, damit die Neugier der vielen Mitbewohner nicht geweckt würde, da erwies sich diese Vorsicht als unnütz, denn im zweiten Stock, wo die Mayenfischs hausten, gerieten die Heraufklimmenden in ein Menschengedränge hinein, das sich bis weit über den Treppenflur, ja bis zu den ersten Holzstufen fortsetzte. Zuerst glaubten die Ankömmlinge, es sei irgendein Unglück in der Behausung der polnischen Händler geschehen. Allein dafür betrugen sich die draußen Wartenden zu rücksichtsvoll und lauschten auch zu angespannt, so daß sie mehr einer Gemeinde oder überzähligen Besuchern einer Rednerversammlung ähnelten. Merkwürdige Gestalten waren da zu erspähen. Hochaufgeschossene Menschen, deren schwarzes flatterndes Haar tief in die aufgeklappten Mantelkragen reichte, schwärmende und blondumbärtete

Gesichter, aus denen hinter großen Hornbrillen verlesene und doch wilde und fanatisierte Augen leuchteten. Diese Männer trugen vielfach schwarze Krimmerpelzmützen und hohe Schäftenstiefel, so daß nicht erst ihre stark hervortretenden Backenknochen die slawische Abstammung zu verraten brauchten. Auch mehrere junge Mädchen waren anwesend. Ihre biegsamen, überaus schlanken Figuren waren in lange, eng anliegende Tuchmäntel gezwängt, und ihr kurz abgeschnittenes Haar sowie die glimmende Zigarette zwischen den aufgeworfenen roten Lippen, am meisten aber die keck aufgestülpten schwarzen Schlapphüte gaben ihnen etwas Jünglinghaftes, das ihrem zarten Geschlecht widerstrebte. Bei jener jungfräulichen Gruppe aber, fast schon an die Wand des Flurs gelehnt, hielt sich einer der buckligen Mayenfischs auf, und im Lichte der flackernden Gasflamme schickte das kleine Kerlchen spähende Blicke herum, ob sich auch unter die mit weit vorgestreckten Hälsen Lauschenden nicht irgendein Eindringling gemischt hätte, gegen den vielleicht ein regeres Mißtrauen geboten wäre.

Aber nein, diese Zuhörer schienen sämtlich einem ganz bestimmten, geschlossenen Kreise anzugehören, und das Ereignis, das sie hier festbannte, das sie nicht frei ließ, sondern die vielen zornigen und schwärmerischen Menschen zum Ausharren auf der kalten, schmutzigen Treppendiele bewog, es war eine hohe, schneidende Menschenstimme, die sich dort drinnen in der Küche bald näherte, bald entfernte, je nachdem sich ihr Besitzer im Auf- und Abwandeln der offen stehenden Tür näherte oder von ihr abkehrte. Als sich der Ignotus jedoch etwas näher drängte, was allerdings erst möglich wurde, nachdem er sich durch eine entschiedene Wendung von seiner, jedem Verweilen abholden Gefährtin getrennt hatte, da merkte der Ankömmling, dessen Eindringen stillschweigend geduldet wurde, wie ein dürrer mittelgroßer Mensch in dem engen Küchenraum auf und nieder schritt, von dessen schmalen Lippen alle jene abgehackten, zuckenden Worte fielen, die dann hinausfuhren, gleich pfeifenden Kugeln. Wenn der strohblonde Mensch mit den borstigen, buschigen Haaren und dem fast fleischlosen, abgezehrten Antlitz auch mit mehreren Bevorzugten, die ihn wie ein militärischer Stab umgaben, eine lebhafte Unterhaltung zu führen schien, so muteten doch die kurzen, zerfetzten Antworten des ruhelosen Wanderers wie ein Selbstgespräch an, ein Sich-Verströmen an eine unbekannte Ferne — ein trotziges hartes Diktat, dem sich die Umwelt ohne Einwände zu beugen habe. Seine Füße steckten in halbhohen Kommißstiefeln, und eine bis an den Hals zugeknöpfte dunkelblaue Litewka sowie ein paar kleine Kneifzangen, die aus einer seiner Seitentaschen hervorlugten, sie vermittelten den Eindruck, daß man es hier mit einem Monteur oder vielleicht auch mit einem Autoführer zu tun habe.

Und doch ging aus jedem einzelnen Wort des Mannes eine wilde, zerfahrene Allerweltsbelesenheit hervor.

„Sie, Herr Michael," ermahnte Anna Znaim halblaut, deren Wangen vor Zorn glühten, weil man hier noch auf der Treppe von einer solchen „Bagage" aufgehalten wurde, und zwar gerade zu einer Stunde, wo sie endlich einmal mit ihrem Nazel allein zu sein wünschte, mit dem Fabelprinzen, der gewiß schon einmal in einem Schloß mit großen Spiegelscheiben zu Besuch gewesen war. „Sie, Herr Michael," raunte sie und hob ihren Arm, um ihm zu winken, „hier gibt's a Löchel zum Durchschlüpfen."

„Still doch!" heischten die anderen! Und dann gaben sie sich wieder diesen grausamen, blutgierigen Befehlen hin, die der blondbuschige Gewalthaber dort drin unerbittlich in die kreisende Welt schleuderte.

Nach den ersten Sätzen schon stutzte der Ignotus. Hier schlug ihm etwas entgegen, was sein Entsetzen über die wirbelnden Massen noch vermehrte, da sie zum Chaos zusammenzustürzen drohten, um dennoch, einem ewigen Schöpferdrang folgend, etwas Neues aus sich zu gebären.

„Wer ist der Mann?" flüsterte der Ankömmling einem dicht neben ihm eingezwängten Mädchen zu.

Die Russin zuckte die Achseln.

„Das ist Boly!" entgegnete sie kurz.

„Und wer ist das?"

„Der Diktator," versetzte sie herb, und ihre Miene drückte eine gewisse Verachtung gegen die Unkenntnis des Eindringlings aus. „Stören Sie ihn nicht. Es ist wichtig, ihn zu hören."

Vom Schauder förmlich geschüttelt und doch magisch angezogen von dem, was der Ignotus für die kaltblütigste Menschenfeindschaft zu halten geneigt war, so schob sich der elegant gekleidete Stiefelputzer bis in die Nähe der Türpfosten. Drinnen diktierte die auf und nieder wandelnde Litewka noch immer ihre Anweisungen an eine Schar unsichtbarer Geheimschreiber.

„Sie haben den Schrecken über die Welt gehetzt!" pfiff es von den schmalen Lippen, „und deshalb kann nur der bodenlose, der abgründigste Schrecken die Verführten von ihrem Irrwahn heilen. Himmelhohe Signale müssen aufflammen, der Teufel muß aus der Hölle fahren, damit er die Blutdenkmale einreißt und die Paläste der Üppigkeit bis auf die Kellerlöcher niederbrennt. Das Entsetzen muß für uns zeugen, die Zündschnur, das Sprengpulver, und mit unserer Stimme ‚Halt' schreien."

„Und kein Erbarmen für die Unschuldigen?" stammelte der an dem Pfosten lehnende Ignotus, als ob er mit dem blondbuschigen Zerstörer allein wäre.

„Was ist da für ein Weichmütiger zwischen uns geraten?" fragte der Diktator, indem er hinaushorchte, „ich dachte, wir wären hier unter lauter Entschlossenen!"

„Für den bürge ich!" mischte sich die Stimme des unter der Gasflamme lauernden Mayenfisch ein, „das ist ein Sicherer!"

„Um so besser!" beruhigte sich der Blondschopf und trat hart auf die Schwelle, um nun seinen unerwarteten Widersacher ganz nah' zu mustern. Es waren ein Paar hochüberbuschte, eisenblaue Augen, die kalt, spürend, durchdringend auf dem bartlosen Aristokratenantlitz des Eindringlings herumtasteten. Gleich darauf jedoch zuckte derjenige, den man in diesem Kreise Boly nannte, gleichgültig und unberührt die Achseln, und während er sich rittlings auf dem Herd niederließ, schlug er dem auf seinem Stuhl hockenden Platinkrüppel herzhaft auf die Schulter; dann starrte er angelegentlich auf seine herabbaumelnden Schaftstiefel.

„So oder so," entschied er, „ich habe mich nun schon so oft dünn gemacht, daß ich mich nicht zu fürchten brauche. Ich bin Luft. Ich fahre durch den Schornstein und bin immer dort, wo man mich nicht signalisiert. Heute morgen las ich in der Zeitung, daß ich mich bei unserer Armee in Thüringen befände." Er lachte kurz. „Na also, Kinder, da sitze ich jetzt gewiß bei Abraham Mayenfisch auf einer Kanone." Damit schleuderte er gebieterisch die Hand zur Seite. „Aber lassen wir den Unsinn, wichtiger ist, uns über das Heilsame und Notwendige unseres Vorhabens zu verständigen. Denn nur die Unausweichlichkeit unseres Mittels rechtfertigt es." Sofort begann er wieder seine Wanderung, stieß einzelne wirre Brocken aus, und es war, als ob ein zum äußersten, zum ganz Unbeschreiblichen entschlossener Mensch weit entlegene Entschuldigungen zusammenraffe für die Unge-

heuerlichkeit des Planens, das Macht über seine fessellose Tatkraft gewonnen.

Da siedete er dem zutage der giftig-gärende Saft, mit dem man den kranken Menschheitsriesen umbringen wollte, um dann auf die Geburt eines neuen Heilandknäbleins zu warten.

„Zersprengung" lautete das Stichwort, Aufhören des Überlieferten.

Lange hörte der an der Tür lehnende Ignotus zu, und vor seinen aufgescheuchten Augen reihten sich die knallbunten Schildereien eines Bilderbogens. Überfallene, eingeäscherte Gehöfte züngelten vor ihm zusammen, eine kleine Industriestadt eingenommen und vergewaltigt von plündernden Haufen, Mord, Rache, heimliches Gericht, in militärischen Formen ein stehendes Heer von Würgern und Verzweifelten, und dazwischen stets das In-die-Lüfte-Springen uralter Kunstbauten und stolzer Siegeszeichen.

Der zuckende Wahnsinnstanz des Unterganges, gepriesen und gepredigt von einem Besessenen, der dem Himmel zu dienen glaubte.

Allein plötzlich sprang der Verkünder von seinem Herdsitz herab, und durch die grenzenlose Stille, die eingetreten war, ging er mit ein paar kurzen, bewußten Schritten auf den ihn beeinträchtigenden Fremdling zu: „Ich weiß nicht, Sie stören mich," warf er dem Ignotus verdrießlich entgegen, „weshalb starren Sie mich so befremdet an? Wir können nur Bedingungslose brauchen. Überhaupt, wer sind Sie?"

Dabei zuckte die Rechte des Mannes in die Seitentasche seiner Litewka, und man konnte beobachten, wie sich seine Faust dort versteckt um etwas Festes ballte.

Es konnte eine Waffe sein.

Da erwachte der also Gestellte aus seiner traumhaften Gebundenheit, und obgleich er fast regungslos an seinem Pfosten verharrte, ging doch ein herber, scharfer, unbeugsamer Zug über die bartlosen Züge, ein Zeichen dafür, daß man es nicht mit einem willfährigen Gegner zu schaffen habe. „Ich führe keinen Namen," versetzte er ruhig, „und ich weiß auch nicht, wer ich bin."

(Fortsetzung folgt.)



Das Strauß-Lanner-Denkmal, das die dankbaren Wiener den Schöpfern unvergeßlicher Weisen errichteten.

Der Wiener Walzer * Von Max Hayek

Hierzu fünf Abbildungen

Wir sind, eine kleine Gesellschaft, im Saale einer Wiener Gastwirtschaft. Es ist Sonntag abend. Auf erhöhter Tribüne konzertiert ein bürgerliches Orchester und ergießt nach Pausen eine immer neue Melodienflut — Opernstücke, Märsche, Potpourris — über die an Tischen verstreut sitzenden Gäste — junge Pärchen, die sich verliebt in halbverborgene Wandnischen drücken, Familienväter mit ihren Nachwüchsen, stille Zecher, die ihr Gläschen gern einsam trinken. Die Luft, raucherfüllt, flimmert im gelben Lichte großer Lampen. Und es ist eine leise Festlichkeit zu merken, wie drückend auch die Schatten einer schweren Zeit auf den Gemütern liegen mögen. Wir sprechen von den Dingen, die gewesen sind, und von denen, die kommen werden, kommen sollen. Aber plötzlich sagt einer unter uns: „Kinder, hört's auf zu reden ... die Musik! ...“ Und er lauscht wie gebannt. Und wir unterbrechen, verstummen und lauschen mit ihm. Das Orchester spielt die „Rosen aus dem Süden“, den köstlichen Walzer Johann Straußens aus dem „Spitzentuch der Königin“, und eben ist's der rauschende, in brausender Leidenschaft hinstürmende, den Sternen lachend das Champagnerglas zuwerfende Ausklang des Tonstückes, das uns jählings Vergangenheit und Zukunft vergessen läßt und uns mit unwiderstehlich hinreißender Kraft in den Bereich seiner Klänge zwingt. Und wir fühlen wieder den unverwüstlichen Genius Wiens, der uns mit seiner sprühenden Melodik umjauchzt und umjubelt und inmitten einer aus den Fugen gegangenen Welt den hellfarbigen Wimpel seiner unbesieglichen Heiterkeit übermütig flattern läßt. Mögen Reiche bersten und Kronen in den Staub gelegt werden: das Wiener Walzerkönigtum überdauert jede Revolution, denn in ihm war längst die vollendetste Gleichheit aller Stände gegeben: der König und der Bettler tanzten nach derselben Weise... Wir haben Glück an jenem Abend: Nr. 9 des Programms ist „Die Schönbrunner“, Joseph Lanners entzückendster Walzer, aus dem uns die Lockenköpferln der Wiener Maderln des Vormärz schelmisch zunicken, und endlich ist uns gar noch ein Potpourri aus der „Fledermaus“ verheißen, worunter der „Du und Du“-Walzer, der uns die rührendste aller Theaterszenen heraufruft:

Brüderlein, Brüderlein und Schwesterlein
Wollen wir alle sein!
Erst ein Kuß, dann ein Du,
Du, Du, Du
Immerzu ...



Johann Strauß. Schattenbild von Dr. Otto Böhler.



Johann Strauß spielt den Wienern zum Tanz auf. Schattenbild von Dr. Otto Böhler.

... das letzte Ziel aller wahren Menschenfreunde, „Brüderlein, Brüderlein und Schwesterlein wollen wir alle sein!“ in herzbezwingender, edelster Heiterkeit tönend verkündigt ...

Der Wiener Walzer! Wer schöpft ihn aus? Wer will Worte finden für alles das, was er erweckt in Menschenherzen, was er aufrührt an Lust und Schmerz, an Ekstasen jubilierender Freude, an trauervoll-wehmütiger Meditation? Wie er erst den Kopf ergreift, den Geist, wie er dann mit elektrischer Kraft durch alle Glieder zuckt und endlich die Beine packt, daß sie jählings aufspringen und tanzend hinwirbeln wollen, hinwirbeln müssen, als erklänge ihnen Hüons Zauberhorn ... „Bei den Walzern von Lanner hieß es: Ich bitt' euch schön, geht's tanzen, bei denen des alten Strauß: Geht's tanzen, i will's! Aber die des jungen Strauß gebieten: Geht's tanzen, ihr müßt!“

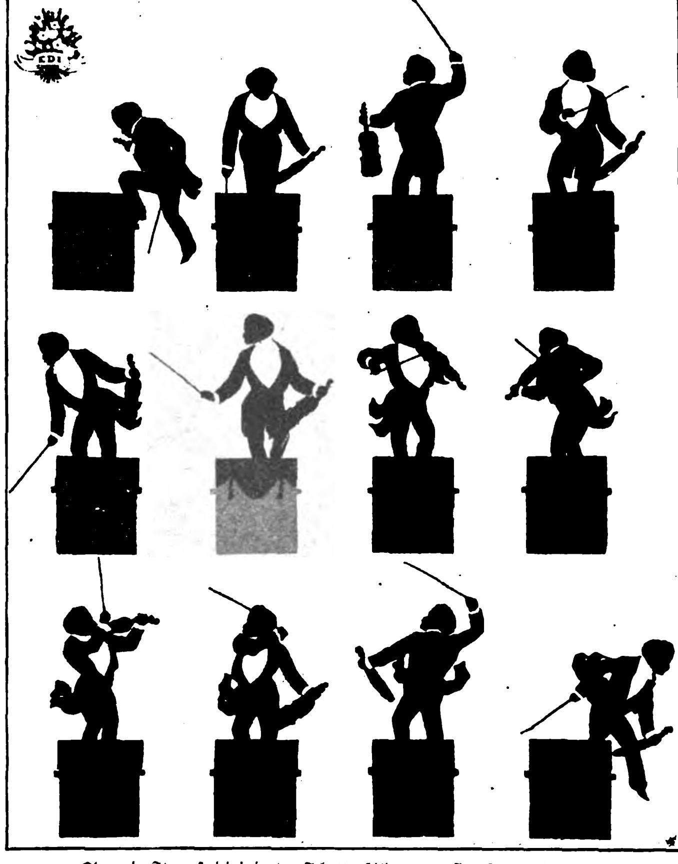
Der Wiener Walzer hat in diesen Meistern seine Vollender gefunden, und wo immer von ihm die Rede ist, werden die Namen Johann Strauß Vater (1804 bis 1849), Joseph Lanner (1801—1843) und Johann Strauß Sohn (1825—1899) — der hochbegabte Joseph Strauß und Eduard Strauß, die Brüder Johanns, nicht zu vergessen! — vor allen andern genannt werden müssen. Aber wenn man die Genealogie dieses unsterblich lebenskräftigen Prachtburschen unter den ungleichen Kindern der deutschen Frau Musika betrachtet, dann erkennt man, daß seine Wiege draußen auf dem Lande, auf einem Bauerntanzplatz gestanden hat, und daß sein Papa wohl der sehr behäbige, grundgemütliche Herr Ländler gewesen ist. Und wenn man dann den Papa Ländler mit seinem Ohre absragt, wo er denn herkäme, da erzählt er einem wohl noch von mittelalterlichen Reihentänzen um die Dorflinde, vom Hoppel-rei und Hoppal-dei,

Sus machent umb den giegen
ie zwei und zwei
ein hoppel-rei
recht sam si wellen vliegen ...

„In dem Original-Hoppal-dei, der durch das Schwenken und Hopsen fast graziös wirkte, finden wir jedenfalls das Urbild des Walzers“ — so läßt sich der Wiener Walzer- und Straußforscher Professor Fritz Lange in seiner letzten Monographie vernehmen. Aber wie viele Diamantenschleifer mußten die amorphe Materie schleifen und formen, ehe sie den blendenden, schwelgerischen Glanz der valse brillante erhielt, die melodische Fülle, die Polyphonie des modernen Orchesters, das aus ihr prachtvolle Symphonien der Freude und des Wohlklangs schuf! Karl Maria v. Weber mit seiner „Aufforderung zum Tanz“, Schubert mit seinem „Sehnsuchtswalzer“ und zumal mit den „Deutschen Tänzen“, Haydn, Mozart und Beethoven fanden es nicht zu billig, Walzertanzmusiken zu schreiben, bis dann Johann Strauß Vater und Lanner, fürstliche Meister, in den Wiener Tanzlokalen, beim „Sperl“, beim „Sträußl“, im „Elysium“ u. a. m. mit ihren „Sorgenbrechern“, „Mitternachtswalzern“, „Herztönen“, „Romantikern“, „Pestern“ und „Schönbrunnern“ den Wienern zum Tanze aufspielten, wie in Wien noch nie zum Tanze aufgespielt worden war. Und als völlig an jenem denkwürdigen 15. Oktober des Jahres 1844 Johann Strauß Sohn seine Einladung zu einer „Soirée dansante“, die „selbst bei ungünstiger Witterung“ in Dommayers Kasino im Wiener Vorort Hietzing stattfinden sollte, ergehen ließ und mit seinen „Sinngedichten“

und den „Gunstwerbern" als echtgeborener Prätendent den Thron des Vaters bestieg, da konnte der Humorist Wiest den Augenblick trefflich durch die Worte kennzeichnen: „Gute Nacht, Lanner! Guten Abend, Strauß Vater! Guten Morgen, Strauß Sohn!"

Zu welch hohen Ehren Strauß Vater den Wiener Walzer im In- und Ausland auch gebracht haben mochte — er trug ihn an die Spree, an den Rhein, die Seine und Themse —, überall umbraust vom begeisterten Beifall entzückter Hörerschaft: bis zu den Schwarzen auf Honolulu war sein Ruhm doch nicht gedrungen! Das blieb seinem Sohn Johann II., der sozusagen erblich überlastet war, vorbehalten: ihm sandte die Hawaische Kapelle ein Gruppenbild mit der Widmung: „Dem Walzerkönig!" Und wie ihm „die Wilden" huldigten, so huldigten ihm die Großen und Ganzgroßen im Reich der Musik. Richard Wagner nannte ihn „den musikalischesten Schädel, der ihm je untergekommen". Johannes Brahms bedauerte, daß der Walzer „An der schönen, blauen Donau" nicht von ihm sei, und Hans v. Bülow gestand, als Dirigent von Johann Strauß etwas lernen zu können.



Eduard Strauß dirigiert. Schattenbilder von Dr. Otto Böhler.

Muß nun die Epoche von Johann Strauß Sohn als eine wohl nie wiederkehrende Glanzzeit des Wiener Walzers betrachtet werden — ein Phänomen wie Johann Strauß hat meteorhaften Charakter —, so soll doch auch gesagt sein, daß die Nachfahren des unerreichten Meisters, von C. M. Ziehrer und Komzak bis auf die heutigen Oskar Strauß, Franz Lehar, Leo Fall u. a., die holde Form des Walzers kunstreich und glücklich pflegten. Es sind auch nach Straußens Tod in Wien ungezählte Walzer von reizvoller Melodik geschaffen worden. Denn der Walzer ist die musikalische Blüte Wiens, deren Duft die Wiener am stärksten berauscht, und wer ihnen den Jammer der Zeit wegfiedeln will, der muß ihnen Walzer fiedeln, Walzer, bei denen ihnen „das Herz aufgeht", der muß ihnen „Sanguiniker" vorspielen, „Vibrationen", „Paroxysmen", „Knallkügerln" oder „G'schichten aus dem Wienerwald", „Frühlingsstimmen" oder den Walzer „Seid umschlungen, Millionen!" wie es der Millionenfassa Johann Strauß vermocht hat!

Am 27. September des Jahres 1849 — das Sturmjahr zitterte noch in den Gemütern nach — schrieb Eduard v. Bauernfeld, der Lustspieldichter, es war am Tage, da Johann Strauß Vater zu Grabe getragen wurde, ein längeres Gedicht, dem er nach einer Komposition des verstorbenen Meisters den Titel gab: „Das Leben ein Tanz". Darin hieß es unter anderem:

Ja, das Leben ist ein Tanz!
Und ein Waffentanz mitunter,
Und ein Totentanz bisweilen —
Ein Charaktertanz ganz selten.

Altes Wien, dir war's ein Walzer,
Der zuletzt in tollem Rasen
Bis zum Veitstanz umgeschlagen —
Und jetzt liegst du da, ermattet!

Aber frischen Mut und sammle
Deine Kräfte! Mit dem Hüpfen
Ist es freilich jetzt vorüber —
Neuen Kunsttanz mußt du lernen.

Doch nicht vor der Bundeslade,
Vor dem goldnen Kalbe sollst du
Mit den Börsenleuten springen —
Pfui, das würde dir nicht ziemen!

Nein, der neue Tanz ist ernsthaft,
Eine Gattung Eiertanzes,
Daß du nimmermehr zertretest
Junger Freiheit erste Saaten;

... Du gehörst zum Ganzen,
Ohne dich wär' eine Lücke,
Und du sollst mir noch, das schwör ich,
Ehrlich deinen Deutschen tanzen!

Das Leben schreitet in Wellenlinien fort, und nach der grauenvollen Gewittermusik der letzten Jahre mit ihren Geschützdonnern und Geschoßblitzen wird einmal wieder der junge, erste, freundliche Sonnentag erscheinen, der uns mit holdem Lächeln in ein neues Leben der Freiheit und Freude führt. Und dann wollen wir alle, wir von der Donau, vom Rhein, von der Ruhr und vom Memel zusammen unseren deutschen Walzer tanzen.

Frühlingsstimmen vom Wienerwald

Schlängelgirlanden und farbige Schleifen,
Grünende Bäume und sonnige Streifen,
Strahlender Äther und lachendes Licht,
Ein zärtlich flüsterndes Liebesgedicht,
Knospendes Leben auf bräunlichen Zweigen,
Schmetternde Lerchen, die himmelan steigen,
Ein Wispern und Wispeln von heimlichen Geistern,
Ein fröhliches Fiedeln von Tonkunstmeistern,
Ein Necken, Verstecken, ein Suchen, Sichfinden,
Ein Küssen — und selig im Blauen entschwinden —
Ein Wogen und Wiegen und Schweben und Schwanken
Auf klingenden Flügeln von Lenzesgedanken,
Ein erstes Erwachen und keusches Erglühen,
Ein Sprossen und Sprießen, ein ahnendes Blühen,
Und Träume, die hoch mit den Wölkchen verschwimmen...
Das sind die jauchzenden Frühlingsstimmen,
Die Frühlingsstimmen voll süßer Gewalt,
Die Frühlingsstimmen vom Wienerwald!

Max Hayek

RECLAMS UNIVERSUM

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 23



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Friedliches Heim

Nach einem Gemälde von Hans Holtzbecher



Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1921

Der wandernde See * Von Prof. Dr. W. Halbfaß, Jena

Fast vor den Toren der Millionenstadt Wien und von ihr in wenigen Bahnstunden bequem zu erreichen, liegt an der heutigen Grenze von Österreich und Ungarn der Neusiedler See, der den Menschen schon viel Rätsel aufgegeben hat durch das periodische An- und Abschwellen seines Wasserstandes, das zuweilen bis zur fast vollständigen Austrocknung führte. Man sollte meinen, daß er wegen seiner günstigen Lage zur nahen Großstadt und wegen seiner geographischen Absonderlichkeiten viel besucht wird, aber dem ist durchaus nicht so. Abgesehen von einigen Wiener Familien, die regelmäßig das unmittelbar am Ufer des Sees gelegene Podersdorf als Sommerfrische aufsuchen, bildet der See nur selten den Zielpunkt touristischer und wissenschaftlicher Ausflüge. Schuld daran ist wohl einerseits die Tatsache, daß er bis vor kurzem ganz und gar zu Ungarn gehörte und als Domäne vielleicht von Budapest, aber nicht von Wien galt, andererseits die in der Literatur viel verbreitete Angabe, er sei vor einiger Zeit durch die Raabregulierungsgenossenschaft vollständig trockengelegt worden und sei dadurch aus der Reihe der dauernd vorhandenen Seen definitiv ausgeschieden. Ich muß gestehen, daß auch ich unter dem Bann dieser Auffassung stand und erst durch einen Lichtbildervortrag eines Wiener Advokaten über das Burgenland, den ich vor anderthalb Jahren hier in Jena hörte, eines Besseren belehrt wurde, so daß ich den Entschluß faßte, den See persönlich kennenzulernen.

Blickt man von der Ortschaft Neusiedl aus nach Süden, so gewahrt das Auge, selbst im Hochsommer, wo der Wasserstand des Sees am niedrigsten zu sein pflegt, mit Staunen eine imposante Wasserfläche, deren Südende kaum zu übersehen ist und an Umfang die drei größten oberbayrischen Seen, den Chiemsee, Würmsee und Ammersee zusammengenommen, weit übertrifft. Allerdings ist seine Tiefe äußerst gering, denn im Hochsommer dürfte sie im allgemeinen 1 m kaum erreichen, an sehr vielen Stellen sogar weit darunter betragen. Im Frühjahr aber, wenn die Schneemassen in seinem Einzugsgebiet schmelzen und die wenigen Zuflüsse stark angeschwollen sind, erreicht der Neusiedler See einen weit größeren Umfang und bespült die Häuser mehrerer Ortschaften, z. B. des weinberühmten Rust, unmittelbar, die zur Sommerzeit eine halbe Stunde und mehr von seinem Ufer entfernt liegen. Zur Zeit seines höchsten Wasserstandes, also z. B. in den Jahren 1878 und 1882, mag der See etwa die Größe des Gardasees, rund 350 qkm, erreicht haben, als ich ihn im August v. J. besuchte, war er vielleicht halb so groß.

Wie schon oben angedeutet, besteht die Hauptmerkwürdigkeit dieses umfangreichen, aber sehr seichten Binnengewässers in den außerordentlich großen Schwankungen seines Wasserstandes. In den Jahren 1683 und 1738 soll der See fast vollständig ausgetrocknet gewesen sein, daß Leute ihn vom Westufer zum Ostufer trocknen Fußes passieren konnten; um die Mitte des 13. Jahrhunderts soll sogar eine Anzahl Dörfer, sechs an der Zahl, dort angelegt worden sein, wo vordem der See vorhanden war, die bei einer späteren Gelegenheit von seinen Fluten wieder zerstört sein sollen. Ich betone absichtlich „sollen", denn genaue historische Nachrichten sind darüber nicht vorhanden; die Angabe, daß die Archive in Eisenstadt und Ödenburg darüber sichere Belege enthalten, beruht nach meinen Nachforschungen nicht auf Wahrheit. Sicher ist aber, daß der See am Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts so ausgetrocknet war, daß am 8. September 1868 zwei Leute des Grafen Szechény trocknen Fußes von Holling am Südende bis Neusiedl im Norden gelangten, daß im folgenden Jahre über den vollkommen fest gewordenen Boden des Sees schwere Fuhrwerke fahren konnten und in beiden Jahren Korn und Weizen auf dem Seegrunde gebaut wurden. Dies schließt natürlich nicht aus, daß nicht doch einzelne tiefere Stellen vorhanden gewesen sind, die noch mit Wasser gefüllt waren, aber der See als solcher existierte in der Tat in jenen Jahren nicht mehr. Doch schon in den nächsten Jahren füllte er sich allmählich wieder, 1876 war



Blick auf den Neusiedler See. Im Vordergrund der berühmte Weinort Rust.

das Wasser kaum 10 m vom unteren Stadttor von Rust entfernt, und zwei Jahre darauf erreichte er einen solchen Wasserstand, daß der See als vollufrig bezeichnet werden mußte. Wenn er auch seitdem wieder nach und nach gesunken ist und 1895 und 1896 einen besonders niedrigen Stand erreichte, so ist er dennoch seit 1868 nie wieder völlig ausgetrocknet, und alle dem widersprechenden Angaben müssen nach genauerer Untersuchung in das Reich der Märchen gewiesen werden!

Die Austrocknung des Sees 1868 und 1869 hatte nun der ungarischen Regierung den Gedanken nahegelegt, zu versuchen, diesen Zustand dauernd herbeizuführen, um dann die ausgedehnte Fläche des Sees — 350 qkm — zu kultivieren, da der Seegrund zum Teil wenigstens aus sehr fruchtbarem Boden besteht.

Die einzige Möglichkeit dazu bot ein künstlicher Abfluß — natürliche bestehen so gut wie gar nicht — zur Raab, die bei der Stadt gleichen Namens in einen Arm der Donau fließt, und die bereits obenerwähnte Raabregulierungsgenossenschaft hat in der Tat den sogenannten „Einserkanal" gebaut, wozu sie, nebenbei bemerkt, ungefähr 25 Jahre gebraucht hat, in der Absicht, das Wasser des Neusiedler Sees zur Raab künstlich zu entleeren und nebenbei auch den ausgedehnten Sumpf im Südosten des Sees, den sogenannten Hansag, trockenzulegen. Das letztere ist ihr zu einem großen Teil geglückt, das erstere jedoch nicht.

In den Kanal, der zirka 3 m breit ist, fließt je nach den herrschenden Winden, das Wasser teils in der Richtung des Sees, teils in entgegengesetzter Richtung. Eine dauernde Entwässerung des Sees durch ihn ist aus folgendem Grunde unmöglich. Die Einflußstelle der Raab in die Donau liegt zwar bei Niedrigwasserstand der Donau zirka 6 m unter dem Spiegel des Sees, falls er etwa eine Tiefe von 1 m besitzt, also 5 m unter seiner Sohle, bei Hochwasserstand der Donau jedoch. der fast jedes Jahr ein oder mehrere Male eintritt, flutet die Donau in die Raab und dadurch in den Kanal zurück und verhindert dadurch ein Abfließen des Wassers des Neusiedler Sees. Bei Hochwasserstand der Donau wird sich also auf diesem natürlichen Wege der See immer wieder mit Wasser füllen, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Kanal im allgemeinen den Wasserstand des Sees erniedrigt hat, daß so hohe Wasserstände wie in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts schwerlich je wiederkehren werden. Andererseits ist aber auch die Tatsache, daß der See in den letzten 55 Jahren überhaupt nicht mehr gänzlich ausgetrocknet ist, auf die Existenz des Raabkanals mit zurückzuführen, durch den ja zuzeiten immer wieder Wasser aus der Donau in den See zurücktreten kann.

Mit der beabsichtigten künstlichen Austrocknung des Neusiedler Sees dürfte es demnach noch gute Weile haben, so wertvoll auch der Plan für die Ernährung der Stadt Wien gewesen wäre, nachdem der bei weitem größere Teil des Sees jetzt zu Österreich gehört. Es fragt sich aber sehr, ob wirklich das gänzliche Verschwinden dieser umfangreichen Wassermasse für seine nächste Umgebung, also abgesehen von der Bevölkerung von Wien, ein Vorteil wäre. Ich möchte diese Frage entschieden verneinen. Zunächst würde damit die Fischerei auf dem See ein unrühmliches Ende finden. Wenn sie auch zur Zeit wenig rentabel sein mag, so liegt dies an ihrer mangelhaften Handhabung. Eine rationell betriebene Fischerei wäre recht wohl imstande, sehr beträchtliche Werte aus dem See zu ziehen, namentlich auch mit Rücksicht auf die Nähe der Stadt Wien. Dann würde der äußerst umfangreiche Ertrag aus den ungeheuren Schilfbeständen des Sees aufhören, mit denen jetzt ein sehr schwunghafter Handel, namentlich mit Deutschland getrieben wird, der bei den außerordentlich hohen Schilfpreisen sich sehr gewinnbringend gestaltet. Die große Zahl der Wagen, auf denen das Schilfrohr den nächsten Eisenbahnstationen zugeführt wird, ist ein äußerst charakteristisches Bild der Landstraßen in der Umgegend des Sees.

Endlich ist die Bedeutung der Seefläche für den sehr erheblichen Weinbau an seinem Westufer nicht zu unterschätzen, dessen Erzeugnisse bekanntlich zu den besten Ungarns — man denke nur an den Ruster Ausbruch — zu rechnen sind. Eine alte Familienchronik bei dem bedeutendsten Weinbauer in Rust, die mir der Besitzer zur Verfügung stellte und die bis in das Ende des 18. Jahrhunderts zurückreichte, ließ sehr deutlich erkennen, daß die Weinlese in denjenigen Jahren, in denen der Neusiedler See höher stand, durchweg ergiebiger als in den anderen Jahren war. Der Wein bedarf einer gewissen Luftfeuchtigkeit, deren Menge entschieden zurückgehen würde, wenn der See gänzlich verschwände.

Ohne mich auf Einzelheiten hier einlassen zu können, möchte ich noch kurz hinzufügen, daß eine irgendwie nennenswerte unterirdische Speisung oder Auszehrung des Sees nicht stattfindet, daß vielmehr Steigen und Fallen des Seespiegels sich lediglich durch Niederschlag und offenen Zufluß bzw. Verdunstung reguliert und daß das zeitweise beinahe völlige Verschwinden und Wiederanfüllen des Sees, wie dies Swarowsky überzeugend nachgewiesen hat, sich sehr einfach durch Verminderung des Niederschlags während einer zwölfjährigen Periode, die die normale Wassermenge von bloß 10 Jahren bringt, erklären läßt. Das in der Mulde aufgespeicherte Wasservolumen entspricht also etwa einer zweijährigen normalen Wasserspende.

Der Besuch des Neusiedler Sees, eines echten Steppensees, ist sehr empfehlenswert. Dem Mitteleuropäer wird vor allem der scharfe Kontrast zwischen dem noch alpinen Hügelland am Westufer und der pannonischen Steppe am Ostufer auffallen: dort dichte Obstwälder im hügeligen Gelände, Nußbäume, Weinberge und etwas weiter oberhalb der mit Laubwald bedeckte steile Absturz des Leithagebirges, der durch Einbrüche veranlaßt wurde, hier die echte Pußta in ihren grenzenlosen Weiten, Oasen mit reichem Anbau von Mais und Hirse, malerischen Ziehbrunnen, beschattet von alten Akazien, Schwärmen von Trappen und zahlreichen mit einer Salzkruste bedeckten Tümpeln, die zu passieren nicht immer eine einfache Sache ist. Und die Bauart der Siedlungen. Dort mit Ziegel gedeckte Häuser, hier mit Schilf gedeckte Hütten neben einzelnen mehr städtisch anmutenden größeren Baulichkeiten, die die überaus breite Dorfstraße einschließen. Aber in einem Punkte stimmen beide Ufer überein: sie sind ausschließlich von Deutschen bewohnt, für die auch die ungarische Staatsgrenze im Süden keine Volksgrenze bildet. Pamhagen in Österreich, wie Esterháza in Ungarn auf der Nord- und Südseite des Einserkanals sind deutsche Ansiedlungen.

Eine Ausnahme bildet ein Teil der zahlreichen Beamten des Fürsten von Esterházy, dem ein großer Teil des Landes weit und breit gehört. Aber auch von ihnen wird wenigstens der Reichsdeutsche sehr liebenswürdig aufgenommen und willkommen geheißen. Zum Schluß möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß im Bereich des Neusiedler Sees zwei der in Deutschland populärsten Tondichter ihre Heimat haben: Haydn und Liszt. Ersterer hat Jahrzehnte hindurch am Hof des Fürsten v. Esterházy in Eisenstadt, dessen Park überaus sehenswert ist, gewirkt und liegt auch in der Schloßkirche daselbst begraben, während allerdings Liszt seine Tätigkeit stets außerhalb seiner Heimat ausgeübt hat.



Links: Waldohreule. Rechts: Weiße Katze. Getonte Marmorplastiken von Paul Zeiller.

Getönte Marmortiere

Von Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Heck

Man sieht die getönten Marmortiere von Paul Zeiller jetzt viel in den Schaufenstern, zumal bei Gladenbeck, wo sie gemacht werden, und es sind in der Tat ganz eigenartig schöne Schmuckstücke, an denen jedermann seine Freude haben muß. Doch nur mit einer gewissen Wehmut kann ich sie ansehen; denn ich habe ihren Schöpfer im Berliner Zoo unermüdlich arbeiten und emporstreben sehen, jahrelang. Und als er auf der Höhe war, mußte er an seiner Schenkelwunde von Arras sterben, als er glaubte, über alle Gefahr hinweg zu sein. Dunkelhaarig und dunkelhäutig, war er ein Sonnenmensch durch und durch, auf dessen Antlitz immer ein gewisser angeborener Frohsinn leuchtete, und so kennzeichnete ihn auch in seinem künstlerischen Schaffen das unmittelbare, unbewußte Selbstvertrauen des echten Süddeutschen, das wohl zu unterscheiden ist von der angenommenen Forschigkeit mancher anderen Sorte Neudeutscher. Zeiller war ein Münchener; seine Eltern sitzen heute noch auf dem romantischen Schloß Grünwald im schönen Isartal, und die Kunst ist in der Familie zu Hause: seine Vorfahren waren ausgezeichnete Wachsbildner. Ich neige aus meiner Lebenserfahrung immer mehr dazu, von vornherein schon für solche Künstler ein günstiges Vorurteil zu fassen, die derart „erblich belastet" sind. Über Zeiller habe ich das alles erst nach seinem Tode erfahren, als ich einmal auf Schloß Grünwald war. Den jungen Künstler drängte es offenbar zur Tierbildnerei. Für diesen echten, inneren Drang fand er aber in München zu wenig Gegenstände, und so zog es ihn nach Berlin, besser gesagt: in den Berliner Zoo. Hier hat er eine lange Reihe ganz ausgezeichneter Tierkleinplastiken geschaffen, die heute in alle Welt verbreitet und überall nach Gebühr geschätzt sind. Darunter sind viele Tierporzellane, die er für die Heubachsche Manufaktur arbeitete, dann auch für die Berliner und Meißner Staatliche.



Yokohamahahn. Getönte Marmorplastik von Paul Zeiller. Phot. Alice Matzdorff.

Eine ganz eigene Abart seiner Werke sind die getönten Marmortiere. Man hat Marmorkunstwerke wohl auch schon früher angefärbt. Aber diese unaufdringliche, feinfühlige farbige Behandlung ist doch meines Wissens Zeillers ureigenes Verdienst. Der beste Beweis sind vielleicht die Nachahmungen, die es auch gibt: der Unterschied nicht nur im Modell, sondern erst recht in der Farbengebung und Farbenwirkung ist nicht zu beschreiben. Zeiller strebt dabei selbstverständlich eine gewisse Annäherung an die Naturfarbe des betreffenden Tieres an; doch verfällt er nie in den groben

Fehler, die ganze Figur bunt zuzustreichen. Davor bewahrt ihn sein angeborener Kunstgeschmack.

Am meisten Farbe hat von unseren drei Stücken die Waldohreule abbekommen, und zugleich ist sie am stärksten stilisierend vereinfacht, zumal am Kopfe. Da sind die Federohren nur im großen Umriß wiedergegeben und der Gesichtsschleier ganz und gar nur als einfache Fläche behandelt, wodurch das Ganze sehr glücklich vor der Gefahr unkünstlerischer Wirklichkeitsvortäuschung bewahrt wird, obwohl die hinteren Teile, Flügel und Schwanz, recht eingehend ausgearbeitet sind. Dabei sind die ganzen oberen und hinteren Teile in dem braunwolkigen Naturton angelegt, den das Obergefieder der kleinen Waldohreule hat, und das ganze Tier ist in Haltung und Gebärde so aufgefaßt und dargestellt, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, es könnte die große imponierende Form der Ohreule, der Uhu, gemeint sein.

Umgekehrt hat die weiße Miezekatze, um lebensvoll zu wirken, kaum einen ausgesprochenen Farbenton nötig gehabt außer ihren rosig angehauchten Lippen und Pfötchen. Im übrigen ist sie nur wenig grau gewölkt, aber ausmodelliert ist dieser sitzende Katzenkörper in den weichen Linien und Massen der Putzstellung, daß es eine Lust ist. Wie diese Mieze behaglich die Augen zukneift im Wohlgefühl der Gesichtswäsche, das empfindet man ordentlich mit.

Das Pracht- und Paradestück bleibt aber der rotgesattelte Yokohamahahn, um mit den Rassegeflügelzüchtern zu reden. Wenn es auch nur ein Kleinkunstwerk ist, er hat — für mich wenigstens — etwas Monumentales, und es spricht wieder für Zeillers künstlerisches Feingefühl, daß er den Hahn, diesen neben dem Adler stolzesten Vogel, so aufgefaßt und dargestellt hat. Wie er dem schlanken, in aufmerksamem Wachtdienst für seine Hennen auf einem Beine hochaufgerichteten Hahnenkörper durch den reichbefiederten Schwanz, der bei dieser eleganten Zierrasse tatsächlich immer die Erde berührt, nach hinten eine Stütze gibt sowohl für das Auge und Gleichgewichtsgefühl des Beschauers als für die Arbeit und das praktische Bedürfnis des Steinmetzen, das ist eine Meisterleistung. Farbe hat er nur da und ganz so, wo und wie er sie in Wirklichkeit hat, d. h. Rot auf Kamm, Kehllappen und dem Rückensattel, Gelb an den Augen und Beinen. So steht dieser Marmorhahn vor uns als ein Prachtkerl und Edelmann unter seinesgleichen. Für mich eine der besten Vogelplastiken, die ich kenne.



Das Haus der Rosen

Ein Gleichnis von Georg von der Gabelentz

Der alte Maler hatte mich eingeladen, mit ihm hinaufzuwandern in die fruchttragenden Hügel, die das glückliche Florenz umhegen und auf denen ewiger Frühling, ein ewiger Sonnenschein und Vogelgesang zu wohnen scheinen.

Die Stadt blieb hinter uns zurück, die Kuppel des Doms, die Türme der Kirchen, die steinernen Stirnen der Paläste sanken tiefer.

Schon hoben die Apenninen ihre Häupter, und um die höchsten von ihnen waren die weißen Priesterbinden frisch gefallenen Schnees geschlungen. Unsere Straße ging steil bergauf, Staub deckte sie und die Sonne glühte.

Wir begannen müde zu werden und suchten nach einem Orte, an dem wir rasten könnten, wo wir eine schattenspendende Laube fänden und ein Glas Wein, den Durst zu löschen.

Da gewahrte ich über uns auf dem Gipfel eines Hügels etwas Entzückendes, ein weißes Haus, es schien inmitten blühender Rosen gelagert. Wie geschaffen mußte es sein zur Rast.

„Sehen Sie das Haus?" wandte ich mich fragend meinem Begleiter zu, „droben, auf der Kuppe des Berges? Wir müssen eine herrliche Aussicht von dort haben und werden wohl auch ein Glas Wein finden."

Der alte Maler nickte.

„Wohlan! Suchen wir's auf, wenn Sie wollen. Freilich ist's noch ein ganzes Ende bis zu ihm empor, denn der Weg schlängelt sich in manchen Windungen hinan. Doch ein Stückchen Paradies ist die Villa der Rosen dort oben wohl."

Er fügte hinzu: „Freilich nur ein Stückchen Paradies."

Der Maler führte mich auf einen Pfad, der von der Landstraße zur Seite bog und über steile Stufen, zwischen dornigen Hecken mühsam emporleitete. Aber ich vergaß die sengende Mittagsonne, vergaß meinen Durst über der freudigen Aussicht, bald das rosenumblühte Haus zu erreichen, in seinem Schatten zu ruhen, von seiner Terrasse aus rings das weite Land und den durchmessenen Weg genießend zu überschauen.

Jetzt bogen wir um einen Vorsprung des Hügels und standen vor seinem Tore. Ach, das Haus lag nicht auf dem Gipfel, dicht hinter ihm und seitwärts stiegen neue Kuppen empor und hemmten die Fernsicht. Und die Villa war verfallen. Die weißen Mauern umhegten leere Räume, an rissigen Wänden kletterten die blühenden Rosen empor. Unkraut wucherte auf den Gartenpfaden.

Ich blieb enttäuscht stehen. Indessen warf der alte Maler gelassen seinen Mantel auf die zerbrochene Marmorstufe der Treppe und ließ sich nieder.

„Ja," meinte er lächelnd, „so sieht sie aus, die Villa der Rosen. Sollten Sie dies Haus wirklich noch nicht gekannt haben?"

„Nein," entgegnete ich.

„Jeder Mensch", meinte er, „kennt solch ein Haus der Rosen. Wir wähnen es in unsern Träumen auf einem Gipfel stehen, wir glauben, in ihm rasten zu können, auf alles ringsum in befriedetem Glück herabzuschauen, und wir eilen ihm zu, alle, alle, so mühsam auch zuweilen der Weg ist.

Aber wenn wir es erreicht haben, dann sehen wir, daß unser Haus auf keinem Gipfel steht, daß sein Dach morsch ist, seine Wände Risse spalten, und daß wir sitzen müssen auf geborstenen Stufen. Freund, das Haus der Rosen ist ein Gleichnis unseres Daseins."



Die Sängerin. Nach einem Gemälde von Fritz v. Uhde.

Das Probesprechen * Skizze von Ernst Hoferichter

Sie hieß Emmy Lampel und wohnte weit draußen in den Vorstadtgassen, die in giftgrüne Wiesen laufen. Wenn sie sich über das Fenster hinausbeugte, sah sie gerade in zwei offen dastehende Kehrichttonnen hinein.

Ja — aber von jetzt ab wird sie dann Sonja Ollofska genannt werden. Und mit D-Zügen sich und ihre Kunst von Großstadt zu Großstadt fahren lassen, wo sie des Abends in summend angefüllten Kabarettlokalen vom Brettl auf das blöde Publikum mit einem mitleidigen Lächeln herabschauen wird. Und nur erste Hotels wird sie bewohnen, wo neben dem Kopfkissen das Zimmertelephon gnädiger Antworten wartet und wo aus den Leitungshähnen warmes Wasser quillt.

Das alles wird werden — wenn sie heute das angesetzte Probesprechen für ihr erstes Brettl-Engagement mit Erfolg bestehen wird. Geht dabei alles gut — dann ist mit der ersten Anstellung der Auftakt zur Starlaufbahn gefunden.

Wie sie sich dann für später schon alles ausgemalt hat! Jede Nacht wird sie eine Tafel Schokolade zu sich ins Bett nehmen, aufs Nachttäschchen die Blumensträuße stellen, an den Abschiedsabenden rührende Ansprachen an das pp. Publikum halten und den Stammgästen dunkelrote Rosen zuwerfen ...

Aber so weit war es ja noch gar nicht. Zuerst mußte dieser Nachmittag glücklich an ihr vorübergehen. Bis 4 Uhr war sie zum Direktor der Kleinkunstbühne „Klim-Bim“ zu dem bewußten Probesprechen bestellt.

Und schon seit einer Woche deklamierte sie, wo sie gerade stand und ging, die zwei Gedichte vor sich hin. Ein Mediziner im sechsten Semester hatte ihr diese poetischen Ergießungen „auf den Leib geschrieben“. Denn, das war immer ihr Wunsch gewesen, daß ihr jemand einmal etwas auf den Leib schreiben soll ...

Auf Trambahnplattformen, bei der Schneiderin während der Kostümanprobe, daheim vor dem warmen Wurstpaket — sprach sie die Verse hingegeben vor sich hin:

> Und im Schein der Gaselichtlaterne,
> Da hatt' ich dich, du süßer Aff', erst gerne!
> Und unter jenem düstren Brückenbogen,
> Da hast du mich zu dir zurückgezogen ...
> Ich schwitzte, stöhnte, knickte mich ...
> Du flüstertest: — ich liebe, liebe dich!
> — — — —

Von Mittag an sah sie alle Viertelstunden nach der Uhr, drehte sich immer wieder neuerfundene Haarfrisuren, polierte die Fingernägel nach und fuhr mit dem Finger das Blumenmuster des Tischtuches aus.

Und noch einmal sprang sie dann auf den Tisch, dachte sich den zuhörenden Direktor an der hinteren Zimmerecke neben dem Spiegelschrank sitzend — und legte los. Die ganze Familie der Hausfrau kannte längst schon die beiden Gedichte auswendig. Jetzt hofften sie nur mehr — bald ist's das letztemal — und sie klopften heute nicht, wie sonst, mit dem Schrubber gegen die Wand.

Es wurde 2 Uhr. Sie strich sich noch etwas Jugendlichrot auf die Lippen, einen schwarzen Strich über und unter die Augendeckel, und endlich quastelte sie sich den lebensnotwendigen Pudernebel ins Gesicht. Da sie über die Schwelle des Zimmers trat, wurde sie einen kurzen Augenblick lang tiefsinnig und dachte so laut, daß sie es auch schon sprach: „Als Emmy Lampel geh i' jetzt 'naus ... werd' i' als Sonja Ollofska wiederkehren? Hoff' ma' halt 's Beste ...!“ Da flog entschlossen die Tür ins Schloß. Denn eine bestimmte Antwort wagte sie sich nicht zu geben. Dafür aber warf sie unten im Treppenhaus

ein Nickelgeldstück an die Wand, nachdem sie vorher mit sich selbst ausgemacht hatte: wenn „10“ oben zu liegen kommt, dann wird's was! Sie warf und „10“ lag nach unten. Nur einen kleinen Moment wurde sie dadurch mißgestimmt. Gleich aber sagte sie: „So ein Blödsinn —! Wie kann denn dies Zehnerl wissen, wieviel i Talent hab' und ob's zum Engagement reicht...? Und wie der Direktor heut grad gelaunt is...?“

Mit diesen Gedanken war sie inzwischen auf die sonnenhelle Straße hinausgekommen. Da kam ihr heute alles ganz anders vor — ganz fremd und ungewiß. Die Trambahnen fuhren wie glockenbimmelndes Almvieh an ihr vorbei, und die vorübereilenden Menschen sahen sich alle wie Ausgeher an. Die Auslagfenster der Modegeschäfte, die sie sonst oft auswendig lernte, kamen ihr jetzt wie aufgeschichteter Speicherkram und umgeleerte Fleckschachteln vor.

Und wie im Traum stand sie mit einem Male vor der Kleinkunstbühne „Klim-Bim“. In einem großen Bilderrahmen waren unter Glas die auftretenden Nummern dieses Monatsprogramms ausgestellt. Sie sah sich schon mit freudig-ängstlicher Erwartung in dieses Arrangement eingereiht.

„Oh, wenn nur alles gut gehen wollte...! Aber immer, wenn's einmal darauf ankommt, dann geht's sicher schief...!“ Aber — als sie unter den weiblichen Photos nicht eine sah, die an Reiz und Schönheit es mit ihr aufnehmen könnte, schöpfte sie neue Hoffnung. Und trat ein.

Der Direktor, der sofort an der weißen Weste und an der dicken Havanna zu erkennen war, unterhielt sich im Lokal mit einem Weinreisenden. Sonst standen alle Tische leer da. Emmy stellte sich ihm vor, wobei sie auf seinen Brief Bezug nahm, den er ihr auf das Angebot hin geschrieben hatte. Aber er wußte von nichts, konnte sich weder an sie — noch an sein Schreiben erinnern.

Emmy stand wie ins Wasser gefallen da. Violette Schleier fielen vor ihren Augen nieder. Und erst, als der Direktor mit einem rasselnden Brustton aus einem Wald von geleerten Weinflaschen zu ihr hinsprach: „Ja, mein liebes Fräulein — aber immerzu können Sie uns einmal Ihre Kunst begreiflich machen. Das kostet für Sie und für mich nichts...“ Da fand sie wieder zu sich selbst zurück.

Und schon stand sie droben auf dem Podium. Hinter ihrem Rücken zitterte leicht die kirschrote Gardine. Alles um sie her bekam jetzt für sie wieder Nähe und Schärfe. Ihr zu Füßen lagen auf einem Kuchenaufsatz sulzige Cremeschnitten, aus Schaumrollen quoll in lockigen Wellen schneeiger Schlagrahm. Drüben am Büffett vervielfältigte ein Kellner Speisezettel und durchs Küchenfenster sangen die Hausmädel Operettenmelodien. Oh, sie sah und hörte jetzt alles! Ihre Sinne waren wie Rasiermesser geschärft. Eine Sekunde dauerte ewig. Sie kämpfte sich immer wieder zu einer schwingenden Stimmung durch. Aber die Sonne, die nachmittaglich durch die Scheiben ins Lokal fiel, löschte sie mit ihrem fahlen Schein wie mit einem Schwamm aus. Da preßte sie sich bis in ihr letztes Inneres wie eine Zitrone zusammen, atmete ein paarmal aus und ein und zwang den Blick zu einem festen Strahl, gerade auf das glitzernde Objektiv der Kinematographenlaterne hin...

Und so begann sie:

„Und im Schein der Gaselichtlaterne,
Da hatt' ich dich, du süßer Aff' erst gerne...
— — — — — — — — — — — — —“

Unten saß der Direktor mit dem Weinreisenden — und schätzte für sich ab, wie oft und wie laut ein anwesendes Publikum bei den einzelnen Stellen lachen würde. Dazwischen hinein verglich er die Weinpreise aus der vor ihm liegenden Offerte mit den beigedruckten Jahrgangszahlen.

Emmy sagte in einer Zeile gerade etwas sehr Komisches über eine Wellenbadewanne und einen Zimmerherrn — als draußen auf der Straße ein Veteranenverein mit Tschindarada und Bumdarada vorüberzog. Köchinnen, Kellner, Pikkolo und Putzfrauen liefen an die Fenster, warfen die Stühle um und stampften mit den Stiefelabsätzen zu dem Takte des Militärmarsches. Auch der Weinreisende war aufgestanden und hatte Glas und Flasche mit ans Fenster genommen...

Und Emmy Lampel trug oben auf dem Podium ihre Gedichte vor. Auf ihrer Stirn perlte Schweiß. In ihrem Munde wurde es trocken wie in einer Streusandbüchse. Aber — sie hielt sich noch zusammengepreßt, sie hatte ihren Blick noch straff nach den blitzenden Linsen des Projektionsapparates gerichtet. Und da sie mit einem kurzen seitlichen Geblinzel sah, daß der Direktor noch auf seinem Platze saß, fiel sie nicht um. Obwohl draußen immer neue Blechmusik vorüberzog! Sie dachte mit eingekrallten Fingern daran, daß sie nur als — Sonja Ollofska dieses Lokal verlassen könne, daß sie jeden Abend eine Tafel Schokolade mit ins Bett nehmen will und daß künftighin neben ihrem Kopfkissen das Zimmertelephon zu stehen habe... Deshalb müsse sie sich durchsetzen! Jetzt noch zwei Strophen...! Im Lokal wurde der Lärm so groß, daß man sie kaum mehr verstand. Noch eine...! Und sie machte lächelnd und noch ganz mit Stimmung geladen, einen neckischen Knicks... Aus!

Daß der dicke Direktor mit seiner weißen Weste und mächtigen Havanna zustimmend in die Hände klatschte, das hatte sie jetzt nicht mehr gesehen und gehört. Wie zermanscht fiel sie auf einen Sessel hin. Und erst, da er vor ihr stand, ihr die Hand drückte und sie zum Vertragsabschluß aufs Bureau einlud, schlüpfte sie wieder in die umgebende Wirklichkeit zurück. Und er sagte: „Sehen Sie, das mit der Musike — das war Ihr Glück. Daran hab' ich gesehen, daß Sie auch unter den miesesten Umständen Stimmungen machen — und halten können.“

Und sie aber — dachte nur an das eine, daß sie jetzt Sonja Ollofska heißen kann und von allen Plakaten abgelesen wird. In ihrem Munde fühlte sie Schokoladegeschmack und in ihren Ohren klingelte diskret das Zimmertelephon.

Und Sonja Ollofska wurde ein großer Star, und bald ging ihr Besitz über ihre kleinen Wünsche hinaus.

Diesen Nachmittag mit dem Probesprechen zu den Klängen der vorbeimarschierenden Blechmusik aber — wird sie nie und nimmer vergessen.



1 * 9 * 2 * 3

Nimmer laß dein Herz ermatten,
Volk, wenn Unheil dich umdroht.
Unerforschten Weg im Schatten
lenkt ein nie begriffner Gott.

Golden ist die Frucht der Ähre
allen Menschen aufgetan,
an des Winzers grünem Speere
klimmt die Rebe hügelan.

Bauer bricht die Ackerkrume,
Mann im Bergschacht das Gestein,
nichts erlöst euch von dem Ruhme,
tätig auserwählt zu sein.

Ewig ist nur ein Verschulden:
Zweifel an der eignen Kraft.
Starkes Volk muß Strengstes dulden.
So wird Not zur Leidenschaft.

Schon die Ungebornen steigen
nieder aus der Götter Spur,
um sich dem Geschlecht zu zeigen,
das da ringt um seine Flur.

Also sollst du nicht ermatten,
Volk in Not, umdroht vom Tod,
deinen Gang im Elendsschatten
lenkt der ewig weise Gott.

Kurt Heynicke

Wie alt jemand ist * Von Dr. M. Walden

Wer von Berufs und Amts wegen häufig Gelegenheit hat, seine Mitmenschen nach ihrem Lebensalter zu befragen, wird immer erneut durch den Gegensatz überrascht, der oftmals zwischen der eigenen, auf Grund des Augenscheins vorgenommenen Altersschätzung und der Angabe des tatsächlichen Alters, die ihm gemacht wird, obwaltet. In der Tat gehört die genaue Bestimmung des Lebensalters eines unbekannten Menschen und sogar auch eines näher bekannten nach dem bloßen Anblick zu den schwierigsten, mit völliger Genauigkeit nur selten zu lösenden Aufgaben. Irrtümer, die nicht bloß Jahre, sondern Jahrzehnte betreffen, passieren nur allzuleicht, und zwar nicht nur Laien, sondern auch Fachleuten, wie Ärzten und Anthropologen. Auch letztere kommen nicht selten selbst dann über eine ungefähre Altersschätzung nicht hinaus, wenn sie zu einer genauen Untersuchung des ganzen Körpers, ja sogar zu einer Durchforschung des Körperinnern Gelegenheit haben.

Je jünger der Mensch ist, um so genauer läßt sich sein Alter abschätzen, weil in der frühen Jugend sich die Entfaltung des Körpers besonders rasch, auffällig und gleichmäßig vollzieht. Bei einem neugeborenen Kinde vermag der Kundige mitunter sogar anzugeben, wieviel Lebenstage es etwa zählt. In der Säuglingszeit lassen sich die einzelnen Lebensvierteljahre mit hinreichender Deutlichkeit auseinanderhalten. Das selbständige Halten des Köpfchens, das Blicken und Greifen nach Gegenständen, das aufrechte Sitzen, das freie Stehen und Gehen und andere auffällige körperliche und geistige Fortschritte vollziehen sich in dieser Zeit durchaus gesetzmäßig und bieten brauchbare Anhaltspunkte.



Wie alt? Nach einer Aufnahme von Max Birckner.

Ein wichtiges Hilfsmittel für die Altersschätzung im Kindesalter bildet der Durchbruch der Zähne, der Milchzähne und der bleibenden Zähne. Jede Zahngruppe hat ihre bestimmte Durchbruchszeit. Ein Kind, das zahnlos ist, gehört fast immer dem ersten Lebensjahre, zumeist dem ersten Lebenshalbjahre an. Sind andererseits sämtliche zwanzig Milchzähne vorhanden, so befindet es sich mindestens im Beginn des dritten Lebensjahres; acht Milchzähne lassen ein Alter von einem Jahr, zwölf ein solches von einundeinhalb Jahren vermuten und so fort. Bekommt das Kind neben seinen zwanzig Milchzähnen am hinteren Ende der Zahnreihen einen neuen Zahn, so ist es sehr wahrscheinlich sechs Jahre alt; dieser Zahn, der erste des bleibenden Gebisses, heißt wegen dieser seiner typischen Durchbruchszeit geradezu der Sechsjahrzahn. Fallen die vordern Milchzähne, die dem Auge ohne weiteres zugänglichen Schneidezähne, aus, und treten an ihrer Stelle die Ersatzzähne, so dürfte das Kind sieben bis acht Jahre alt sein. Sind sämtliche Milchzähne durch neue Zähne ersetzt und noch acht weitere hinzugekommen, so deutet das Vorhandensein von somit achtundzwanzig bleibenden Zähnen auf ein Alter von mindestens zwölf bis fünfzehn Jahren hin. Das Fehlen der letzten vier bleibenden Zähne, der Weisheitszähne, ist für die Altersbestimmung nur schwer verwendbar; in der Regel brechen sie im Alter von 15—19 Jahren durch; mitunter aber fehlen sie noch im dritten Jahrzehnt, ja sogar in einem späteren Alter.

Auch die Körpergröße, die der Ausdruck des in der Jugend ständig fortschreitenden Körperwachstums ist, kann für die Altersschätzung eines Kindes verwertet werden. Einem jeden Lebensjahre entspricht während der Wachstumszeit eine gewisse durchschnittliche Körperlänge. Indessen, wie späterhin, so gibt es auch schon in der Kindheit große und kleine Individuen; die Längenunterschiede zwischen Gleichaltrigen sind daher in allen Jugendjahren nicht ganz unbeträchtliche. Noch ungewissere Anhaltspunkte liefert das Körpergewicht des Kindes; es hängt zum Teil von der Länge ab, wird aber auch durch äußere Umstände, wie Ernährungs- und Lebensweise, stark beeinflußt. Immerhin geht man meistens nicht fehl, wenn man z. B. bei einem Kinde von zwanzig Pfund Gewicht ein Alter von etwa ein Jahr, bei einem von vierzig Pfund ein solches von sechs bis sieben Jahren, und bei einem Kinde von achtzig Pfund ein Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren annimmt.

Gewisse Veränderungen am Knochensystem, die sich im Laufe des Lebens vollziehen, bilden für den Fachmann die wichtigsten objektiven Kennzeichen, die eine Altersabschätzung, wie z. B. bei Gräberfunden, mitunter noch nach Jahrtausenden ermöglichen. Bei der Geburt sind verschiedene Knochen und Knochenteile des Skeletts noch knorpelig angelegt; erst allmählich bilden sich in diesen Teilen „Knochenkerne", die sich vergrößern; lange bleiben noch sogenannte „Knorpelfugen" bestehen, die erst mit der Zeit verschwinden; auch finden Verwachsungen einzelner, ursprünglich getrennter Knochen zum Teil noch im hohen Alter statt. Da nun diese Verknöcherungs- und Verwachsungsvorgänge bei allen Menschen mit einiger Gesetzmäßigkeit zu annähernd gleichen Lebenszeiten vor sich gehen, so kann man aus dem Vorhandensein oder Fehlen gewisser Knochenkerne, Knorpelfugen und Knochenverwachsungen — Zustände, die sich mit Hilfe der Röntgenstrahlen oft auch am Skelett des Lebenden feststellen lassen — auf das ungefähre Alter des Besitzers der betreffenden Knochen schließen. Zu den Altersstufen, die sich leicht dem Blicke verraten, gehören die Jahre des geschlechtlichen Reifens. Das rasche Aufschießen des Körpers, die beschleunigte Längenzunahme — beim weiblichen Geschlecht meist schon zwischen zwölf und vierzehn, beim männlichen zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren —, das Hervortreten der weiblichen Formen beim Mädchen, das Sprossen der ersten Barthaare, der Stimmwechsel, der vorspringende Kehlkopf beim Jüngling, all das sind charakteristische Kennzeichen dieser Lebensperiode.

Die größten Schwierigkeiten bei der Altersschätzung bieten die mittleren Jahre. Die Unterschiede z. B. zwischen dreißig und vierzig oder zwischen vierzig und fünfzig sind häufig für den bloßen Augenschein höchst geringfügig. Gewisse Typen, die man wohl aufstellte, wie „die Frau von vierzig Jahren", die Frau im „gefährlichen Alter", oder der „Mann von fünfzig Jahren" gehören allenfalls gewissen Gesellschaftskreisen an, besitzen aber nichts Allgemeingültiges. Irreführend wirkt besonders das häufig verfrühte Erscheinen echter Altersattribute, wie Haarausfall, Ergrauen der Haare, Bildung von Falten und Runzeln im Gesicht. Manche zeigen schon im dritten, viele bereits im vierten Jahrzehnt Veränderungen dieser Art.

Der Altershaarausfall pflegt anfangs seinen Sitz zu beiden Seiten der Stirn („Denkerecken") und am Scheitel zu haben. Die ersten grauen Haare tauchen, oft schon zwischen dreißig und vierzig, unter den Schläfenhaaren auf. Lange Jahre erscheint das Kopfhaar wegen der Mischung mit dunklen Haaren „meliert"; das schneeige Weiß deutet zumeist auf das wirkliche Greisenalter hin. Im Gesicht ergrauen am spätesten die Augenbrauen; ihr Ergrauen läßt auf höheres Alter schließen.

Zu den untrüglichen Zeichen des Alters gehören die Falten und Runzeln des Gesichts; ihre Zahl und Tiefe wächst mit den Jahren. Indessen rufen üble Angewohnheiten sie auch schon auf den Stirnen und zwischen den Augenbrauen jugendlicher Gesichter hervor. Andererseits hemmt starker Fettansatz ihre Ausbildung selbst noch in späteren Jahren. Echte Altersrunzeln sind die „Krähenfüße" an den äußeren Augenwinkeln. Die Falten zwischen Nase und äußeren Mundwinkeln machen oft vorzeitig alt; durch Magerkeit und verfrühten Zahnausfall wird ihre Entstehung begünstigt. Überhaupt bewirkt vorzeitiger Verlust von Zähnen Schlaffheit der Gesichtshaut, Schrumpfung der Kieferknochen, Vorspringen des Kinnes und somit ein älteres Aussehen, als es den Jahren entspricht. Umgekehrt sehen auch ältere Leute, die ein künstliches Gebiß tragen, jünger aus als sie sind.

Dem kundigen Auge verraten sich die vorgerückten Jahre besonders bei weiblichen Personen trotz aller angewandten Toilettenkünste oft am ehesten bei sorgfältiger Betrachtung der Beschaffenheit der Gesichtshaut. Das jugendliche Gesicht ist durch die frische Farbe, das leichte Durchschimmern von rosigem Rot, den Glanz und die Zartheit des Kolorits gekennzeichnet. Mit der Zeit wird die Haut weniger frisch, sie wird schlaffer, die Elastizität nimmt ab, die Poren erweitern sich, und nicht selten stellen sich in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre bereits auf der Höhe der Wangen oder an der Nasenhaut feinere oder gröbere Äderchen ein, die eine Folge der Erschlaffung und Erweiterung der Hautblutgefäße sind.

Die Wechseljahre der Frau im fünften Jahrzehnt bringen mitunter sinnfällige Merkmale, wie z. B. eine Neigung zu Fettansatz, wobei die Verteilung des Fettes — in Form des Doppelkinns oder Fettbauchs — manche Eigentümlichkeit aufweist. Im Gesicht sprießen manchmal die Haare an Oberlippe, Kinn und selbst Wangen stärker hervor, wie sich übrigens auch bei alternden Männern zuweilen ein ausgesprochenes Wachstum von Haaren an ungewöhnlichen Stellen — Ohrmuschel, Augenbrauen, Nase — bemerkbar macht.

Mit beachtenswerter Regelmäßigkeit stellt sich in bestimmtem Lebensalter eine Veränderung an den Augen ein; das ist die Alterssichtigkeit, die daher für die Altersschätzung gut verwertbar ist. Wenn jemand, der bisher gut sehen konnte, mit einem Male zum Lesen und Schreiben ein Konvexglas braucht, so kann man ihn mit ziemlicher Gewißheit auf Mitte der Vierzig schätzen. Mit zunehmenden Jahren erhöht sich die Stärke der erforderlichen Augengläser.

Je höher die Jahre, um so leichter wird meist wieder deren Schätzung. Niemand kennzeichnet die Vorstufe des Greisenalters so treffend wie der große Menschenkenner Shakespeare, wenn er dem alternden Falstaff zurufen läßt: „Habt Ihr nicht ein feuchtes Auge, eine trockene Hand, eine gelbe Wange, einen weißen Bart, ein abnehmendes Bein, einen zunehmenden Bauch? Ist nicht Eure Stimme schwach, Euer Atem kurz, Euer Kinn doppelt, Euer Witz einfach und alles um und an Euch vom Alter verderbt? Und doch wollt Ihr Euch noch jung nennen?!"

Das hohe Greisenalter, das achte und neunte Jahrzehnt, endlich zeitigt zumeist den unverkennbaren Greisentyp: die Kleinheit der Gestalt, die gebückte Haltung, den schleppenden Gang, den Schwund des Körperfettes, die dünne Stimme, das schneeweiße Haar, die durchscheinenden Adern, die knochigen, zittrigen Hände, die Zahnlosigkeit, die gelbe, welke Haut, das von zahlreichen tiefen Runzeln und Furchen kreuz und quer durchzogene Gesicht.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 24



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Asbach „Uralt" Cissarz







Doppelkinn, starker Leib und Hüften, unschöne plumpe Waden, besonders häßlich wirkende dicke Fußgelenke beseit gt das ideale „Eta-Zehrwachs". Ein neues, sehr wirksames Mittel, um an jeder gewünscht. Stelle übermäßigen Fettansatz zu verringern Preis M. 5500.—. **Laboratorium „Eta" Gesellschaft m. b. H., Berlin W 131, Potsdamer Str. 32.**

Görbersdorf, Schles. Heilanstalt am Buchberg f. Leichtlungenkranke d. Mittelstandes. Prosp. d. d. Bes. M. Beuchler.

Eisenach Töchterheim Schmeißer, Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Grdl. Ausb. i. Haush. Fortbildung in Wissensch. Beste Empf.

Heppenheim/Bergstr. Töchterheim Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrk. Hauswirtschaft Handarb., Wäscheanfert., Schneid., Gartenb., Fortbild., Sport. Prosp.

Leipzig Täubchenweg 9. Pensionat Frau Dir. Hoffmann. Wissensch., gesellschaftl. u. häusl. Ausbildung. Für In- u. Ausland.

Solbad Suderode/Harz Töchterheim Opitz. Haush. u. Wissensch. Aufn. schulpfl. Kinder. Herrl. Waldlage.

Damen-Bakteriologie- u. Röntgen-Schule. Bisher über 650 Damen ausgebildet. Dr. Buslik, Leipzig, Keilstr. 12. Lehrplan frei.

Weimar-Süd, Töchterheim Arnoldi, wirtsch., prakt. gesellsch. Ausb. Beste Pflege, mäß. Pr., vorzügl. Empf. d. d. Vorst.

Pädagogium Traub, Frankfurt/Oder 1
Ziel: Verbands- (früh. Einj.-) Prüfung a. d. Anstalt u. Obersekundareife. Schülerheim. Arbeitsstunden unter Aufsicht. Buch u. Erfolge frei.

Landerziehungsheim Bad Liebenstein
Erziehung zu freiwilligem Gehorsam, Selbsttätigkeit, gern geübter Pflichterfüllung, sachgemäßer Arbeit. DR. CLAUS.

Ausbildung zum Chemotechniker (a. Dam.) a. Wunsch auch f. Spezialgeb. d. Indust. Bisher üb. 1500 Hörer! d. Dr. Ende's Chem. Lehranstalt, Leipzig, Emilienstr. 13. Gehälter n. Tarif. Best. Ref. Kursbeg.: Jan., Apr., Juli, Okt. Prosp. 3 M.

Marburg a. L. / Müllers höh. Privatschule.
Gewissenh. nation. Erziehung, zielsich. Schulung. Reichsverbandsprüf., Primareife, Abitur f. Schüler u. Schülerinnen. Zeitgewinn, Halbjahreskurse. Sport, Wandergn. Schülerh. - Erfolgeverzeichn. u. Prosp. frei.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Seit 1895: Abitur, Prima. O II. Gymn. und real. Klass.: Sexta-Reifeprüfung. Förderung körperlich Schwacher. Sport. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.

Kimpels Pädagogium Bad Sachsa (Südharz) Bes. T. Kimpel, Past. a. D. Berecht. Privatrealschule m. Intern. i. ges. Geg. d. Harz. Wissensch. Unterr. nur dch. Stud.-Assess.; famil. Zusammenleb., individ. Beh. u. Erzieh.; pass. Aufenth. f. Zarte u. Erholungsbed.; ärztl. Aufsicht; sorgf. Körperpflege, Winter- u. Sommersport (eig. Plätze f. Tennis u. Rasenspiele, Wassersp.). Wander. (Leit.: Gepr. Turn-, Schwimm- u. Fechtlehr.); ausgez. reichl. Verpfl. Nachw. Eign. f. Ausl.-D. zw. Erzieh. i. d. Heim., dtsch. Sprachkurse. Eintr. jederz. Prosp. u. Ref. dch. d. Dir.

Eisenach, Emilienstrasse 12 / Elsa Beyer, Töchterheim. Mitgl. d. Arbeitsbds. dtschr. Töchterh. Staatlich anerkannt. Ziele des Frauenlehrjahrs. Bei beschränkter Schülerinnenzahl Eingehen auf Eigenart.

Nervös veranlagte oder schwachbegabte junge Leute finden Individual-Behandl., evt. Lehrausbildung, in kleinem Kreise. Eig. Heim in gr. Garten. Prosp. J. Wageners Gartenheim, Tinz/Gera.-R.

Dresden-A. Kulmstraße 2. Töchterheim Timaeus-Büttner Villa i. fr. ges. Lage. Sorgf. Ausb. i. Haush., Fortb. in Wiss. Näh. Prosp.

Wir bitten unsere Leser, sich bei Zuschriften an die Inserenten auf das Universum zu beziehen.



Andern überlegen werd. Sie durch Studien der Bücher „Die Suggestionslehre" und „Der Hypnotismus" von Otto Siemens, Selbstverlag, Leipzig-Stö., Wasserturmstraße 40. Grundpreis je 2 M. Postscheckk. Leipzig 58917.



Die Unbegreifliche

ROMAN VON



Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben war in Heft 22/23 bekanntgegeben

„Läute noch mal," befahl der Kapitän des „Angelo Emo" einem Matrosen. Er schritt ungeduldig auf der kleinen Kommandobrücke des Dampfers auf und ab. „Diese törichten Fremden bleiben vor jedem einzelnen Magnolienbaume stehen!"

„Und sie bekommen doch noch genug von all dem Gemüse an unserem gesegneten Gardasee zu sehen!" Fast überlaut rief Prisco, ein auffallend vornehm gekleideter Italiener, diese Worte zur Kommandobrücke hinauf.

Der Kapitän schien den Anruf zu überhören. Unruhig beobachtete er den Fremdenstrom, der sich vom Bahnhofe Riva her der Dampferhaltestelle näherte.

„An die Arbeit, an die Arbeit," ermunterten die drei Matrosen des kleinen Raddampfers einander. Prisco warf ihnen ein paar Scherzworte zu; er wußte, daß er bei ihnen Gegenliebe fand.

„Signor Conte, machen Sie die Arme weit auf: heute kommen hübsche Täubchen," rief der eine Matrose lachend zurück.

Conte Prisco lehnte nachlässig am Landungsstege und musterte die vorbeikommenden Fremden. Die Männer würdigte er nur eines niederträchtig kritischen Blickes ihres Anzuges. Kam jedoch eine elegante Frau oder ein hübsches Mädchen vorbei, so wußte er seinem Gesicht sofort den Ausdruck einschmeichelnder Bewunderung zu geben. Und sobald er erst einmal den Blick auf sich gelenkt hatte, ließ er das Opfer nicht mehr ganz aus den Augen. Was er den Matrosen dann im Brescianer Dialekt zurief, war zwar eine Unflätigkeit, aber er wußte seiner Stimme solch bezaubernden Klang und seinen Augen solch auflodernde Verehrung zu verleihen, daß die ahnungslosen Mädchen und Frauen ihn heimlich oder offenkundig beobachteten und seine Blicke aufzufangen suchten.

Der Kapitän lehnte sich mit den Armen über die Kommandobrücke und unterhielt sich mit dem ihm befreundeten alten Doktor Rini aus Salò. „Ein unangenehmer Mensch, dieser Prisco," sagte er unbekümmert laut. Die Fremden konnte er nicht vor Prisco warnen; vor seinen Landsleuten, den Italienern, wollte er aber doch kein Hehl daraus machen, wie sehr er das Treiben dieses Don Juan verabscheute. „Seit drei Jahren beobachte ich ihn, wie er im Januar fast täglich von Gardone nach Riva fährt, um die Goldfische gleich bei der Ankunft zu ködern."

Doktor Rini kraute sich etwas verlegen das weiße Haar. Wußte denn der Kapitän nicht, daß auch er, und wahrscheinlich auch die beiden deutschen Kollegen aus Gardone, nur deshalb heute nach Riva gefahren waren, weil Anfang Januar der Zustrom der Fremden begann und weil es bei der starken Ärztekonkurrenz an der Riviera des Gardasees vorteilhaft war, wenn man schon während der langen Dampferfahrt die reicheren Patienten einfangen konnte? Die Kranken gingen doch bekanntlich meist nur ungern zu dem ihnen anempfohlenen Arzte: sie griffen lieber nach irgendeiner ihnen entgegengestreckten Hand und erhofften Heilung durch ein Wunder, durch einen Arzt, der nicht nur Lunge und Herz abhorchte, sondern auch romantische Geschichten von jedem Palazzo am tiefblauen Gardasee zu erzählen wußte.

Und dann: mußte der Kapitän denn gerade zu ihm sich so laut über Prisco äußern? Gewiß, auch er betrachtete diesen gewissenlosen Frauenjäger als eine unangenehme Saisonzugabe. Noch vor zehn Jahren würde er seinen Einfluß dafür geltend gemacht haben, daß die Carabinieri sich mal mit dieser höchst zweifelhaften Existenz befassen mußten. Vor zehn Jahren, als am Gardasee noch unverfälscht italienische Sitte galt. Aber heute? Heute war von Maderno bis Salò jedes zweite Haus eine Fremdenfalle! Und man mußte von den Fremden leben. Warum sollte er sich da durch diesen bockbeinigen Kapitän mit Prisco verfeinden lassen: mit dem Conte Prisco, der so fabelhaft geschickt Verbindungen mit den allerreichsten Fremden anzuknüpfen wußte?

Doktor Rini lächelte gleichsam um Entschuldigung bit-



Der Gardasee von Torbole aus.



Riva am Gardasee.

tend zu Prisco hinüber, wie wenn man die rauhen Worte des alten Seebären nicht als ernstgemeint aufnehmen dürfe. Dann wandte er sich an zwei junge Damen, die er deutsch anredete. „Wenn Ihnen ein Kenner dieses bezaubernden Sees und seiner klimatischen Verhältnisse raten darf, seien Sie vorsichtig, meine Damen. Bleiben Sie auf Deck in der Sonne sitzen, denn unten in der Kajüte ist's zu traurig; dort verlieren Sie die Stimmung, die Sie gesund machen soll. Aber nehmen Sie trotz der Sonne Ihre Wintermäntel um! Das sagt Ihnen ein erfahrener Arzt, der schon viele Kranke nur durch rechtzeitige Fürsorge und ohne langweilige Vorschriften gesund machen konnte."

Annemarie Rohden hüstelte. Sie beachtete den alten Herrn kaum. Ihre Augen blieben wie gebannt an Priscos Gestalt hängen.

Ihre Freundin gab ihr einen leichten Stoß mit dem Ellenbogen. „Frag' doch mal," flüsterte sie.

„Oh, oh, oh," hatte Doktor Rini gemacht, als er das Hüsteln hörte. „Ein kleiner Lungenspitzenkatarrh? Den werden wir bald hier fortbekommen! Man muß nur nicht immer gleich glauben ..."

Annemarie blickte ihn geringschätzig an. „Ich weiß, daß ich lungenkrank bin," sagte sie hart.

Rini verbeugte sich. „Doktor Rini, falls Sie ..."

Annemarie schnitt jede weitere Erklärung ab. „Schön! Wir wohnen in Maderno, in der Villa Elena. Besuchen Sie mich. Wir kommen aus Rußland. Meine Freundin habe ich eingeladen, damit sie im Frühjahr meine Leiche mit zurücknimmt. Schweigen Sie," sagte sie zornig, weil Rini lachend unterbrechen wollte, „ich habe einige Semester Medizin studiert und kenne genau meinen Zustand! Spätestens im Mai ist's aus. Wenn mir's zu lange geht, nehme ich meinen Revolver." Sie griff nach ihrer Handtasche.

Rini winkte beschwörend ab und blickte sich ängstlich um. „Um Gottes willen, das ist ja verboten," warnte er. „Bedenken Sie doch, daß Sie an der Schwelle Italiens stehen. Sie werden sofort ins Gefängnis gebracht, wenn man eine Waffe bei Ihnen findet!"

Annemarie hatte unablässig Prisco beobachtet. „Wer ist der Herr dort?" fragte sie kurz.

Ihre Freundin glaubte dem Arzte eine Erklärung schuldig zu sein. „Sie hat diesen Mann zwischen Weihnachten und Neujahr im Spiegel gesehen, so unglaubwürdig Ihnen dies auch erscheinen mag, Herr Doktor."

„Er ist mein Schicksal," sagte Annemarie finster.

Rini warf einen prüfenden Blick über ihr Gesicht und über ihre Gestalt. Ja, es war nicht ausgeschlossen, daß Prisco sich für dieses herbe Mädchen mit den tiefliegenden dunklen Augen interessierte. Zumal da in der vornehmen Villa Elena nur sehr wohlhabende Fremde absteigen konnten. Wenn er Prisco hier die Annäherung erleichterte, dann würde ihm dieser gewiß auch behilflich sein, noch an andere Fremde heranzukommen.

„Der Conte Prisco ist ein vollendeter Kavalier," begann er umständlich zu erzählen, „er besitzt Wagen und Pferd und den seltensten Hund von Verona bis hinauf nach Trient und ..."

„Und ein halbes Dutzend schöne Frauen," ergänzte Annemarie Rohden.

„Nein, das nicht," ereiferte sich der Doktor. „Er besitzt immer nur die Frauen und Mädchen" — Rini überlegte, wie er wahrheitsgemäß das Anziehende an Prisco schildern könnte — „die Frauen und Mädchen, die ihn haben wollen."

„Dann also noch mehr als ein Dutzend!" Annemarie warf stolz den Kopf in den Nacken und wandte sich ab.

Conte Prisco, der seine Augen überall hatte, schien zu ahnen, daß ihm hier ein aussichtsreicher Fang verlorenzugehen drohe. Mit katzenartig federndem Gang schritt er über die Landungsbrücke und schlängelte sich durch die zahlreichen Fahrgäste an die Gruppe heran. Bevor er sich jedoch ganz zu Rini hingefunden hatte, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich abgelenkt.

„Stopp, Kapitän," rief ein wohlbeleibter Herr armfuchtelnd zur Kommandobrücke hinauf, „es fehlt eine Handtasche!"

Der Kapitän, der soeben Befehl gegeben hatte, den Landungssteg einzuziehen, stieß einen Fluch aus. Er ließ sich in seine Kommandos nicht hineinreden! Mit einer energischen Handbewegung deutete er den Matrosen an, daß der Befehl auszuführen sei.

Da war er jedoch bei dem Dicken an den unrechten Mann gekommen. Der sprang mit dem Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit auf den Landungssteg und erklärte im schönsten breiten Hamburger Seemannsdeutsch:

„Wartet man, Jungens! Johann Christian Brinkmann wird sich doch nicht von dem Lumpengesindel hier sein Gepäck stehlen lassen. Erst will ich mein Eigentum wiederhaben, und wenn ich eure Nußschale bis morgen früh festhalten soll!"

Zwei hübsche junge Mädchen und eine ältere Dame drängten herzu. „Laß doch, Papa," bat das eine junge Mädchen, „es war meine Schuld, daß ich die Handtasche stehen ließ!"

„Aber dein Schmuck, Mabel, dein ganzer Schmuck ist doch in der Tasche," gab die Mama zu bedenken.

Die Matrosen blickten unschlüssig zu ihrem Kapitän hinauf. Der fremde Herr, der mit seinem wetterharten roten Gesicht so aussah, als ob er fabelhafte Riesendampfer zu kommandieren verstünde, flößte ihnen Achtung ein. Außerdem hatten sie's ja auch schon bei ihrem Kapitän erlebt, daß er nachgab, wenn beim Fehlen von Gepäckstücken so besonders schöne, große, gutgewachsene Mädchen beteiligt waren wie in diesem Falle. Was kam's denn darauf an, ob man hier zehn Minuten später abfuhr: man landete doch täglich unten in Desenzano mit der üblichen Stundenverspätung.

In diesem Augenblicke griff Prisco ein. Er schlüpfte aalglatt an dem breitbeinig dastehenden Herrn Brinkmann vorbei und gab den Matrosen ein Zeichen, dem Befehl des Kapitäns Folge zu leisten. Von der Ufermauer aus führte er dann ein schnelles Gespräch mit den beiden Hamburger Mädchen. „Wie sieht die Tasche aus? Wie groß ist sie? Wo haben Sie die Tasche stehenlassen?" Er sprach fließend deutsch, allerdings in so kurzen, abgehackten Sätzen, daß man unschwer das Eingelernte erkennen konnte.

Die Matrosen verließen sich auf Prisco und hatten inzwischen den Landungssteg samt Herrn Brinkmann kurzerhand an Bord gezogen. Der Dampfer begann seine Schaufeln zu drehen. „Gardone — welches Hotel?" fragte Prisco die Mädchen noch schnell.

Mabel wandte sich fragend an ihren Vater, der anscheinend die Sprache bei dieser unerwarteten Abwicklung verloren hatte. „Ja, wo wohnen wir eigentlich, Papa?"

„Das ist doch selbstverständlich: im Grand Hotel," nahm statt des verdutzten Herrn Brinkmann die Mama das Wort.

Ein Matrose eilte an das Heck des Schiffes. „Signor Conte: Grand Hotel!" rief er Prisco zu. „Wenn Sie den Abenddampfer nehmen, finden Sie das Nest noch warm!"

„Esel," rief Prisco zurück, „schon in Tremosine hoffe ich wieder bei den beiden Täubchen zu sein."

„Das sähe ihm ähnlich," sagte der Zollbeamte zu dem Matrosen. „Wenn er den Koffer gleich findet, kann er's mit einem Automobil schaffen, daß er noch eher in Tremosine eintrifft als wir. Dann ist er ein Held, ein Gott, und es fragt sich nur noch, welche von den beiden deutschen Signorinas ihm am besten gefällt."

In diesem Augenblicke wurden der Zollbeamte und der Matrose unsanft beiseite gestoßen. Herr Brinkmann, der zu neuer Energieentfaltung erwachte, war zum Heck des „Angelo Emo" geeilt, formte dort seine beiden Hände zu einem Sprachrohr und rief mit Stentorstimme zu Prisco hinüber: „Johann Christian Brinkmann aus Hamburg, Grand Hotel, Gardone-Riviera."

Prisco winkte lachend und deutete durch schlenkernde Beinbewegungen an, daß er hinter der Handtasche herlaufen wolle.



Scaligerburg in Sermione am Gardasee.

„Der Teufel hole diesen italienischen Affen," sagte Herr Brinkmann ärgerlich zu seinen Töchtern. „Mabel, nimm Abschied von deiner Tasche! Der Kerl brennt sicher mit deinen Diamanten durch."

„Und mit deinen Liebesbriefen — was noch schmerzlicher wäre," flüsterte spöttisch Schwester Marianne.

Mabel wehrte sich. „Papa, wie kannst du mit deinem berühmten scharfen Blick diesen Herrn so verkennen — er ist doch ein Graf! Der Mann dort hat ihm ‚Signor Conte' nachgerufen. Und das will ebensoviel heißen, als ob du in Deutschland den Grafen Einsiedel vor dir hättest, der zu unserem letzten Jour so himmlisch kultiviert auftrat. So was stiehlt keine Handtaschen!"

„Wie — ein richtiger Graf?" sagte Papa Brinkmann verwundert und erfreut. „Na, dann ist ja alles in Ordnung! Kind, wo hast du das nur her? Aber da sieht man's wieder, wie klug eure Mutter ist: der Gedanke, daß ihr schnell noch Italienisch lernen müßtet, stammt von ihr. Ich werde den Signor Conte einladen, sobald er uns die Tasche bringt. Einen Grafen als Gepäckträger findet man nicht alle Tage. Mädels, habt ihr ein Glück!" Lachend nahm er seine beiden Töchter unter den Arm und begab sich mit ihnen zu seiner Frau.

„Du, die Mabel — so ein Glück: es ist ein richtiger Graf, der ihre Handtasche holt," sagte er stolz.

Frau Brinkmann, die ihr Rheumatismus gezwungen hatte, auf einer Bank Platz zu nehmen, lächelte verklärt. „Marianne ist aber die ältere," gab sie zu bedenken; „das dürfen wir jetzt nie vergessen."

„Freilich," stimmte Papa Brinkmann zu, „ich werde mir doch mein Sechsteldutzend nicht von der falschen Seite anreißen lassen — und wenn er zehnmal ein Graf ist!" — — —

Annemarie Rohden hatte zornig mit dem Fuße aufgestampft, als Prisco so unerwartet den „Angelo Emo" verließ und sich dem Dienste der beiden Hamburger Mädchen widmete. Die sahen so urgesund und lebenstüchtig aus; warum mußten sie ihr den einzigen Mann nehmen, von dem sie noch ein letztes Aufflackern all ihrer Lebensgeister erwartet hatte!

Vergebens versuchte Hildegard die Gedanken der Freundin abzulenken. „Der Spiegel ist nur deiner Phantasie gefolgt," sagte sie jetzt, während sie sonst auf der langen Reise von Dorpat her den Aberglauben Annemaries gestärkt hatte. „Ganz natürlich mußte dir das Bild eines schwarzhaarigen Südländers vorschweben, da all deine Sehnsucht in diesen Tagen nach Italien ging. Aber wenn's erst mal Ernst wird, ziehen wir Balten doch immer den germanischen Typ vor. Sieh dir mal dort den Mann an, der mit dem Kapitän spricht! Ich habe zwar vergessen, in den Weihnachtsnächten meinen Spiegel zu befragen, aber ich meine, so muß ein Mann aussehen, der unserer Rasse zum Schicksal werden kann."



Sermione: In den Grotten Catulls.

„Puh!" machte Annemarie. „Für die Sorte brauche ich nicht erst nach Italien zu fahren! Vollbärte sind mir widerlich; und dann: dieser Aufputz als Turnvater Jahn! Alles an ihm atmet Kraft, Freude am Dasein, Glück. Und das kann ich nicht vertragen. Wer nach sechs gesunden Jungen und einem halbstündigen Dauerlauf vor dem täglichen Morgenkaffee aussteht, kommt für meine ungesunden Nerven nicht in Betracht. Ich brauche die Aufregung des Augenblicks, das gertenhafte Vorwärtsschnellen, das feurige Spiel des Auges, das bewußt Anziehende der eleganten Kleidung — ja ich brauche vielleicht sogar das Zusammenklappen eines solchen Männchens, der mir vorzuspiegeln versteht, daß er ein Mann sei. Das tröstet mich dann über meinen eigenen elenden Zustand hinweg. Der dort ist viel zu gesund und zu glücklich für mich."

Der Kapitän, der seine Augen überall haben mußte, schien den vollbärtigen Recken darauf aufmerksam zu machen, daß er der Gegenstand genauerer Beobachtung zweier hübscher Damen sei. Er drehte sich plötzlich um. Annemarie und Hildegard sahen ein jugendliches, wettergebräuntes Gesicht, aus dem große, blaue, glückliche Augen strahlten.

„Du!" sagte Hildegard leise zu Annemarie. Und noch einmal: „Du!" Mehr konnte sie nicht ausdrücken.

„Nehmen Sie die Blonde, die ist rund und gesund, Signor Gradner," riet der Kapitän.

Gradner wandte sich kopfschüttelnd ab. „Nein, mein Kapitän; die Lippen brennen noch von Andreinas Küssen," sagte er in gutem Italienisch. „Wenn ich nicht die Aussicht gehabt hätte, mit meinem verehrten Freunde Bolsano, dem hervorragendsten Kapitän des ganzen Gardasees, die Rückfahrt auf dem ‚Angelo Emo' antreten zu dürfen, wäre ich gern noch in der kleinen verschwiegenen Osteria hinter San Lorenzo geblieben. Ich bin zu lange schon im schönen Italien, um die Begeisterung für ewig erneute Liebe verachten zu können, aber ich fühle doch noch zu sehr deutsch, um die Erinnerung an Andreinas hingebungsvolle Umarmung sofort gegen ein blondes Abenteuer eintauschen zu wollen. Wir Deutsche bleiben bei der Liebe immer noch etwas mit der Seele beteiligt — ich weiß, mein Kapitän, daß dies nach Ihren Anschauungen ein unverzeihlicher Fehler ist!"

„Und Sie bleiben ewig ein Träumer, ein Künstler, ein Poet, mein allerbester Freund," sagte der Kapitän lachend. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit der Steuerung des „Angelo Emo" zu, da in Torbole angelegt werden mußte und dies nur mit einigen Schwierigkeiten für den alten Raddampfer zu bewerkstelligen war.

Gradner warf einen flüchtigen Blick über Deck. Da er keine Bekannte vorfand, ging er hinab in den kleinen Speisesaal. Bei Andreina hatte er nur süßen Wein vorgesetzt bekommen. „Brot mit Salami und Tee!" rief er dem in der Kombüse beschäftigten Kellner zu.

„Mir auch!" Ein ganz feines, zartes Stimmchen sagte das fast kläglich von dem grünen Rundsofa her, das im Dunkeln stand.

Gradner drehte sich überrascht um. Er hatte bei seinem Eintreten in den leeren Speisesaal nicht beachtet, daß dort ganz allein eine Dame saß.

„Bitte mir auch!" sagte das Stimmchen noch mal.

Gradner lächelte. Solche Hilflosigkeit hatte doch immer etwas Rührendes an sich! Da fuhr man mutterseelenallein von zu Hause fort in ein fremdes Land — und wußte noch nicht mal, wie man sich beim Kellner das bißchen Leibesnahrung bestellen konnte.

„Dasselbe für die Dame!" rief er dem Kellner zu. Dann setzte er sich an ein Tischchen, das ihm aus dem Bullaugenfenster gutes Licht gab. Er begann in einem Reclambändchen zu lesen.

Als endlich Speise und Trank vor ihm standen, hatte er über der Lektüre die Dame mit dem hilflos feinen Stimmchen vollständig vergessen. Nur zufällig, beim Umblättern einer Seite, bemerkte er, daß sie jetzt auch an einem Tischchen Platz genommen hatte.

Er las ein paar Zeilen weiter. Aber dann wurde es ihm ungemütlich, so unmanierlich beim Essen zu lesen. Er klappte das Buch zu und widmete sich nur dem Genuß der Salamibrötchen.

Wie ihr das wohl schmecken mochte? Salami war ja durchaus nicht jedermanns Sache! Nur wenn man erst mal einen heißen Sommer in Italien zugebracht hatte, lernte man die unschätzbaren Vorzüge der Salami kennen und aß sie dann gern auch zu jeder anderen Zeit.

„Oh, das — das ist ja unbeschreiblich furchtbar!" sagte jetzt das Stimmchen. Wie wenn die Dame seine stumme Frage gehört hätte.

Lachend blickte er genauer zu ihr hin. Ihr Teller bildete ein Schlachtfeld. Sie hatte anscheinend nach dem ersten Bissen versucht, die Salami von den Brötchen zu entfernen. Aber wehe dem Brot und der Butter, die einmal mit Salami in Berührung gekommen sind! Da hilft kein Abkratzen: der Geschmack bleibt derselbe, ob mit oder ohne Salami!

Nun hielt sie einen Brotbissen auf der Gabel und vermochte sich nicht zu überwinden, ihn hinunterzuschlucken.

„Ja, und — und — ein Doktor sollte doch wissen, daß es ungesund ist, beim Essen zu lesen," sagte sie jetzt.

Er lachte. „Ich lese ja gar nicht!"

„Doch! Sie lesen! Zwar nicht richtig; aber innerlich lesen Sie weiter."

„Und ein Doktor bin ich auch nicht!"

„Das wollte ich nur wissen! Dann sind Sie also doch ein ..." Der Satz wurde durch ein merkwürdiges Zeichen vollendet.

Gradner legte Messer und Gabel beiseite. Er besah sich das kleine Persönchen jetzt genauer. Dann erhob er sich und trat auf die Fremde zu. „Bitte: was bin ich?" fragte er lächelnd.

„Ein Spion." Mit ihrem feinen, glockenhellen Stimmchen sagte sie die beiden Worte in aller Bestimmtheit.

„Ein deutscher Spion in Italien? Sollten Sie wirklich so wenig politisch orientiert sein?"

Die Fremde blitzte ihn mit ihren schwarzen Augen an. „Ich bin Ungarin und die Tochter eines alten Diplomaten; das sagt Ihnen vielleicht genug." Dann lachte sie kindlich. „Wie wenig ich jedoch von Politik und ihren mehr oder minder notwendigen Nebenerscheinungen verstehe, das habe ich Ihnen ja schon bewiesen, indem ich Sie zuerst für einen Arzt hielt."

Gradner schüttelte den Kopf. „Ich bin keins von beiden." Er drehte einen der festgeschraubten grünen Samtsesselchen herum und schickte sich an, Platz zu nehmen. „Gestatten Sie jedoch zunächst, daß ich mich vorstelle: mein Name ist Gradner. Einfach Gradner; ohne Doktor und ohne jeden anderen Titel."

Die Fremde hatte eine einladende Handbewegung gemacht. Bei Gradners offizieller Vorstellung nahm ihr Gesicht jedoch den Ausdruck vollständiger Hilflosigkeit an. „Ja — ja, so geht das doch nun nicht," brachte sie stockend heraus. „Sie dürfen das schon; aber eine Dame kann sich doch nicht selbst einem Herrn vorstellen — nicht wahr, das sehen Sie doch ein? Aber wenn ich Ihnen nun die Hand gebe, dann ist das doch so, wie wenn Sie mich schon lange, ganz lange kennen würden. Und — und — dann ist es wieder richtig, nicht wahr, Herr Gradner?" Sie reichte ihm die Hand hin und zuckte nur ganz unmerklich zusammen, als Gradner mit fröhlicher Derbheit diese Hand schüttelte.

„Immerhin viel Entgegenkommen gegenüber einem — Spion!" sagte er lachend. „Ich bin nun schon seit drei Jahren am Gardasee, aber das hat noch niemand in mir vermutet. Um Ihnen die Furcht vor mir zu benehmen, will ich Ihnen verraten, daß ich das höchst friedsame Gewerbe des Botanikers, des Pflanzensammlers, betreibe. Der jähe Übergang der kümmerlichen alpinen Vegetation zur ältesten Kulturerde hat mich veranlaßt, länger als beabsichtigt an diesem Gestade Fuß zu fassen. Ich studiere die Variationen der Anpassung nach oben und nach unten. Eine kleine Erbschaft — falls Sie das interessiert — setzt mich in den Stand, so lange Herbarien anzulegen, bis ich alt genug bin, um an eine deutsche Universität berufen zu werden. Bis dahin sonne ich mich in dem Gedanken, der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden zu sein."

„Glücklich? Gibt es das denn überhaupt?" Es lag kaum noch eine Frage darin, wie sie das sagte, sondern mehr eine vorgefaßte Meinung.

„Ja, das gibt es!" Gradner streckte die Beine von sich und strich seinen Vollbart. „Gott, vielleicht ist es nicht ganz das richtige Glück; mag sein. Aber ich befinde mich wohl dabei. Ich nehme das Leben nicht so schwer. Solange ich noch Saiten auf meiner Gitarre habe, solange es noch Rosenlauben gibt, in denen man beim Weine feurige Küsse tauscht, solange finde ich das Leben eine der blendendsten Einrichtungen. Erschrecken Sie bitte nicht! Ich bin durchaus kein Bruder Leichtsinn. Ich bin jedoch ein Wahrheitsfanatiker, sobald ich mich verpflichtet fühle, vor dem Umgang mit mir zu warnen. Es ist das die Bequemlichkeit des Junggesellen. Gott, was hat man früher zusammengelogen! Aber ich bin dahintergekommen, daß dies eine ganz unnötige Anstrengung ist. Man muß dann ewig aufpassen, daß man sich nicht bei seinen früheren Lügen ertappen läßt — und schließlich fällt man doch hinein. Wenn ich mich gleich im Anfang so gebe, wie ich wirklich bin, erlebt man keine Enttäuschung an mir. Gott, wir sind ja doch alle bloß Menschen!"

„Das stimmt. Aber Sie sind frivol — ja, Sie sind ein ganz frivoler Mensch! Denn Sie fangen jeden dritten Satz mit ‚Gott' an, wie wenn der für Ihre Frivolitäten verantwortlich wäre. Und das tut man nicht."

Gradner wurde nachdenklich. Hatte er da eine Katholikin vor sich? Damals, die sonst so unbekümmerte Frau Margot, die hatte ihm auch verboten gehabt, immer gleich Gott mit in die Unterhaltung zu mengen.

„So, und nun dürfen Sie von Rosenlauben und von Ihrer Bequemlichkeitsliebe weitererzählen."

„Gott — verzeihen Sie, aber zum Donnerwetter, ich will mir's jetzt abgewöhnen!"

„Wenn Sie dabei fluchen, wird der liebe Gott wenigstens wissen, daß es Ihnen sehr schmerzlich ist. Donnerwetter darf man eigentlich nur bei Zahnweh sagen; wenn's ganz arg ist. Der Pater Sosthenes gebraucht es allerdings auch schon, wenn die Stare ihm seine Kirschen stibitzen! Aber den kennen Sie noch nicht, den Pater Sosthenes. Und — und — pflanzenfressende Junggesellen dürfen gewiß auch bei jeder Gelegenheit donnerwettern."

Gradner lauschte entzückt diesem zarten Stimmchen, das so langsam und glockenrein sprach; das Vorwürfe sofort mit viel Schlimmerem entschuldigte, Erhabenes mit Lustigem verband, bald weltweise, bald kindlich urteilte. Er hörte Musik, die seine Seele streichelte.

„Warum lächeln Sie so vor sich hin?" fragte jetzt die Fremde. „Sie dürfen nicht über mich lachen! Sonst werde ich scheu und — und — spiele einfach nicht mehr mit. Und dann müßten Sie sofort sehr wohlerzogen sein und mich allein lassen und — und — hinauf aufs Schiff gehen und dort an Mädchen, die sich in Rosenlauben küssen lassen, Zupfgeigenbänder verschenken. Ja, und — und — das wäre wahrscheinlich viel vernünftiger, denn ich bin doch krank und stehe mit ganz leeren Händen da; nicht einmal Blumen habe ich, die Sie dann in große, dicke Bücher pressen könnten, bis Sie Professor geworden sind."

Gradner stützte den Kopf in die Hand. Ein Hauch der Erinnerung an Margot überkam ihn immer wieder. Auch sie hatte das zögernde „Und — und" gebraucht, wenn sie schnell die Ansicht wechselte oder mit ihrem heißen Temperament seinen Wünschen vorauseilte. Daß er Margot trotz einer siebenjährigen, vollbeglückenden Liebe hier unten beim Weine von Bardolino, bei leichtgewonnenen Küssen, so gänzlich vergessen hatte! Sieben Jahre! — seine ganze erste heiße Liebe hatte sich sieben

Jahre lang an den Namen Margot geknüpft. Und doch war alles vergessen, bis ein unbestimmbares Etwas ihn heute wieder daran erinnerte, daß er einst sieben Jahre lang einem Weibe treu gewesen war.

„Woran denken Sie?“ fragte das Stimmchen. „Aber lassen Sie sich nicht stören! Wenn es Ihnen eine Anstrengung ist, mich zu unterhalten, dann dürfen Sie ruhig weiter so auf meine liegengebliebene Salami starren.“

Gradner hob den Kopf und blickte etwas geistesabwesend in die dunklen Augen. „Ich dachte an eine Frau, die ich einmal lange Zeit sehr liebgehabt habe. Aber ich war damals zu jung. Vielleicht verließ sie mich, weil ich ihre Seele nicht zu erfassen wußte.“

„Das ist allerdings schlimm.“

„Schlimm genügt nicht: ich bin inzwischen ja noch viel schlimmer geworden.“

„Nein, das glaube ich Ihnen nicht. Ihre Stirn ist rein, und Sie sind ein lieber Mensch!“ Die kleine Hand legte sich über den Tisch; Gradner verstand aber wohl nicht, daß jetzt ein Handkuß erwartet wurde. Er wehrte sich unter heftigem Erröten dagegen, daß er ein lieber Mensch sei. „Nein, nur glücklich bin ich! Ich bin jung, gesund und stark, ich liebe das Leben, den Wein, die Blumen und schöne Frauen!“

Er war aufgesprungen, um sein Erröten besser verbergen zu können.

Jetzt stand auch die Dame auf. Ihre kleine, zierliche Gestalt wirkte neben Gradner wie eine Elfe. Sie blickte forschend zu seinen glückstrahlenden blauen Augen empor. „Sie Ärmster, Sie werden noch oft an diese Stunde denken,“ sagte sie sehr traurig in ihrer langsamen Art, „in Ihren Augen steht geschrieben, daß Sie todunglücklich werden.“

„Signor Gradner, kommen Sie schnell,“ rief der Kellner die Treppe hinab, „der Conte Prisco wird es möglich machen, noch vor uns in Tremosine zu sein!“

„Wollen Sie ein italienisches Bravourstückchen sehen?“ sagte Gradner fragend. Die Fremde lehnte mit einer müden Handbewegung ab. „Nein, ich will etwas ruhen,“ und wie um Entschuldigung bittend, fügte sie hinzu, „ich bin so ein armes, schwächliches Ding. Das macht Ihnen aber nichts, nicht wahr? Auch wenn Sie so gesund und kräftig sind? Und in Maderno komme ich bestimmt herauf und — und stelle mich zu Ihnen in die Sonne. Nicht wahr, das darf ich doch?“

„Und da sollte ich todunglücklich werden können?“ fragte er scherzend.

Sie wehrte seine Fröhlichkeit ab. „Sie werden eines Tages an meine Worte denken.“ Nur mühsam und mit allen Anzeichen der Übermüdung brachte sie den Satz heraus. Dann raffte sie sich noch einmal zusammen. Mit der bezaubernden Liebenswürdigkeit einer großen Dame nickte sie ihm zu und sagte etwas lebhafter: „Doch erst kommt noch Sonne, viel Sonne; und da darf ich mich zu Ihnen stellen, nicht wahr?“

Gradner fühlte, daß er verabschiedet war. Er machte eine leichte Verbeugung. „Ich warte auf — die Sonne,“ sagte er in froher Zuversicht.

Während er die Treppe zum Deck emporschritt, erstand vor seinem Geiste das Bild, daß er eine kleine, kapriziöse Frau in den Armen hielt, und daß er die schwarzen Augen lachend fragte: „Du törichtes Kind, ist das wohl mein Unglück?“ (Fortsetzung folgt.)

Aus der Vergangenheit für die Gegenwart

Besiegt sind wir: ob wir nun zugleich verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem anderen Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist geschlossen; es erhebt sich, so wie wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters. Fichte. (Vor 100 Jahren.)

„Laß die Reichen arbeiten und die Arbeitenden reich werden. Gib den Glücklichen mehr Erbarmen und nimm den Erbärmlichen das Glück. Setze dem Überfluß Grenzen und lasse die Grenzen überflüssig werden. Nimm den Wucherern das Getreide und lasse dafür das Getreide wuchern. Laß die Leute kein falsches Geld machen, aber auch das Geld keine falschen Leute. Gib den Weisen Macht und den Mächtigen Weisheit. Schenke den Fröhlichen Wein und den Weinenden Fröhlichkeit. Sorge dafür, daß wir alle in den Himmel kommen, aber noch lange nicht.“ Adolf Glaßbrenner. (Um 1850.)

Ein Mann ist wie ein Granitblock im Felde — ein Findling, ein geologischer Findling, herabgerollt vom Urgipfel des Urgebirges des Menschtums. Und so findet man ihn auf dem Roggenacker oder zwischen den Zuckerrüben und läßt ihn liegen, bis man ihn durch die Dynamitpatronen des Neides, des Hasses, des Undankes klein kriegt und entfernt. Aber Gott sei Dank, man kriegt ihn nicht immer klein! Wie es um ihn her stäubt, wie die Wirbel sich drehen, was für Staub auf ihn geweht, getrieben und gehäuft wird, er bleibt liegen, und er liegt ruhig und fest. Wenn ihn aber der Schlamm der Gewöhnlichkeit einmal begraben sollte, so bleibt er auch unter diesem Schlamm immer derselbige und wartet auf seine Zeit. Hausse und Baisse wechseln auch in diesem Falle, das muß unsereiner wissen; und die Augen, die sich an uns trösten, die Herzen, die sich an uns erheben sollen, werden uns immer im richtigen Moment wieder zu Gesicht und Gefühl bekommen. Wilhelm Raabe. (Um 1860)

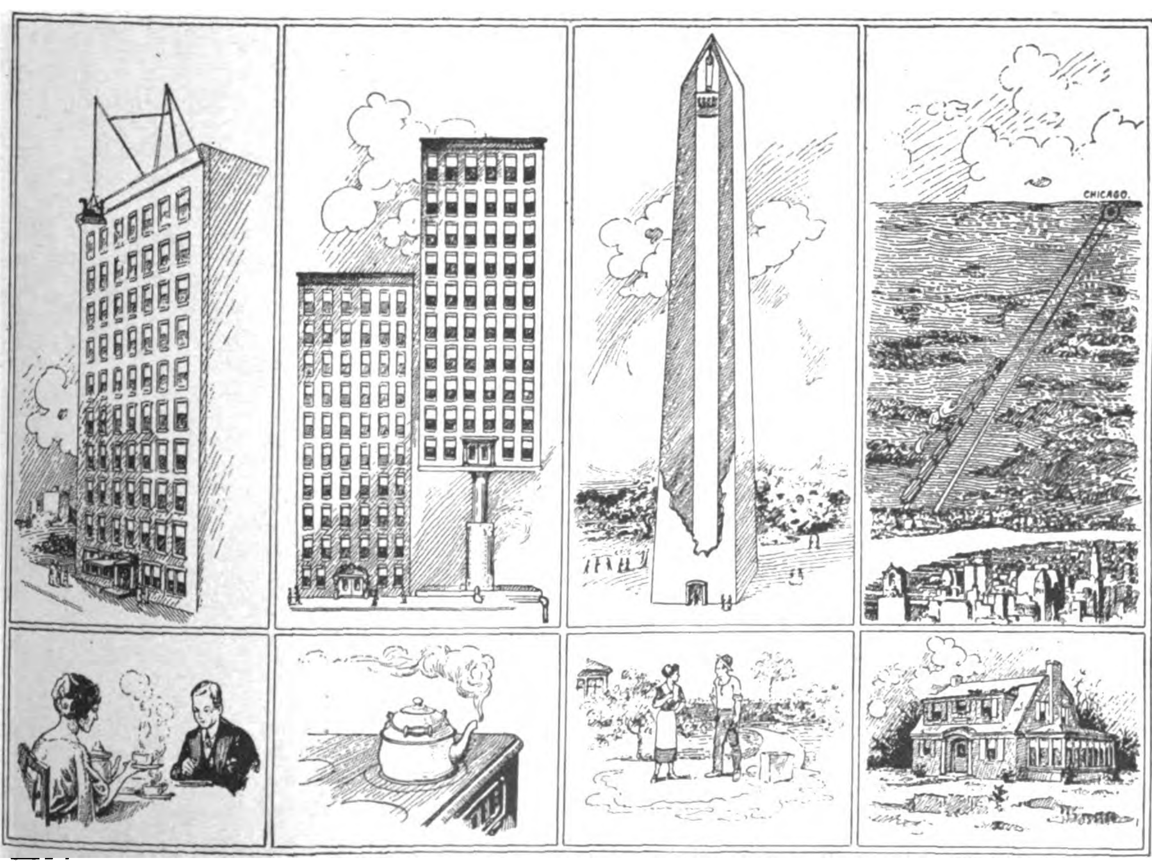
Sind die Engländer in der Politik wirklich so ausgezeichnete Köpfe? Worin besteht ihre Superiorität in diesem Felde? Ich glaube, sie besteht darin, daß sie erzprosaische Geschöpfe sind, daß keine poetischen Illusionen sie irreleiten, daß keine glühende Schwärmerei sie blendet, daß sie die Dinge immer in ihrem nüchternsten Lichte sehen, den nackten Tatbestand fest ins Auge fassen, die Bedingnisse der Zeit und des Ortes genau berechnen und in diesem Kalkul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügelschlag großmütiger Gedanken gestört werden. Ja, ihre Superiorität besteht darin, daß sie keine Einbildungskraft besitzen. Dieser Mangel ist die ganze Force der Engländer, und der letzte Grund ihres Gelingens in der Politik, wie in allen realistischen Unternehmungen, in der Industrie, im Maschinenbau usw. Sie haben keine Phantasie; das ist das ganze Geheimnis. Der Duft der Lotosblume berauscht sie ebensowenig, wie die Flamme des Vesuvs sie erwärmt. Bis an den Rand des letztern schleppen sie ihre Teekessel, und trinken dort Tee, gewürzt mit cant! Heinrich Heine. (Im Juli 1840.)

Doch! Wir sehn's im Aufschwung unserer Jugend,
In des ganzen Volkes Heldengeist:
Ja! es gibt noch eine deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Ketten reißt.
Wenn auch jetzt in den bezwungnen Hallen
Tyrannei der Freiheit Tempel bricht:
Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht! Theodor Körner. (Um 1813.)

Unbeachtete Kräfte

Man macht sich im allgemeinen wohl kaum einen richtigen Begriff davon, welch geringe Menge von Wasserdampf dazu gehört, um verhältnismäßig große Leistungen zu vollbringen. Es kommt dies vielleicht daher, daß wir nicht richtig zu beobachten verstehen und daß unser Geist nicht hinreichend geschult ist, um gewisse Erscheinungen des täglichen Lebens richtig einzuschätzen. Betrachten wir z. B. einmal den Tender einer Lokomotive! Wie wir an der an ihm angebrachten Aufschrift lesen können, enthält er eine nur verhältnismäßig geringe Menge, im allgemeinen etwa 16,5 Kubikmeter Wasser. Und doch reicht dieser geringe Vorrat aus, um einen schweren Güterzug oder einen mit großer Geschwindigkeit dahineilenden Schnellzug über eine weite Strecke zu befördern. Der aus dieser geringen Menge von Wasser entwickelte Dampf vollbringt also eine Leistung, die in Erstaunen setzt. Allerdings ist es nötig, ihn in eine geeignete Energieform, nämlich in die des überhitzten Dampfes überzuführen. Nutzt man solchen überhitzten Dampf in der geeigneten Weise aus, so ergeben sich merkwürdige Ausblicke und Zusammenhänge. Aus unseren Abbildungen geht hervor, welche Energiemengen unter Vermittlung überhitzten Dampfes zur Wirkung gebracht werden können. Würde man den Inhalt zweier Tassen Kaffee in solchen Dampf umwandeln, so würde dieser ausreichen, um einen Küchenherd nebst Kohle auf das Dach eines zehnstöckigen Gebäudes hinaufzubefördern. Würden wir aber gar das in einem Teekessel befindliche Wasser in Dampf überführen, so hätten wir damit die Energie zur Verfügung, um das erwähnte zehnstöckige Gebäude 16,6 m in die Höhe zu heben. Diese 16½ m übersteigen die Höhe eines normalen großstädtischen Wohnhauses. Der Ursprung aller Energie, die wir auf Erden ausnützen, ist auf die Sonne zurückzuführen. Diese hat in früheren Epochen der Erdentstehung riesige Wälder in Kohle umgewandelt. Sie verdampft jetzt ständig Wasser, das aus den Wolken usw. wieder auf die Erde herabfällt und in Form von Bächen und Flüssen eine Energiequelle bildet. Mit der Sonnenwärme, die nötig ist, um 22,5 kg Eis zu schmelzen, würde man einen mit Menschen angefüllten Lastwagen auf die Höhe eines 169 m hohen Obelisken, also z. B. auf das Washington-Monument in Amerika oder aber auf die 160 m hohen Turmspitzen des Kölner Doms emporheben können. Die zum Schmelzen einer Schneeschicht von 1660 qm Oberfläche und 15 cm Höhe nötige Sonnenenergie würde aber ausreichen, um einen Schnellzug von Neuyork nach Chicago und zurück zu befördern.

Auch sonst gibt es noch zahlreiche Vorgänge, die wir nicht zu beachten pflegen und denen doch ungeheure Kraftwirkungen zugrunde liegen. So heben z. B. die Laubbäume alltäglich riesige Mengen von Wasser aus dem Erdboden empor, die von ihren Kronen aus verdunsten. Es handelt sich bei größeren deutschen Bäumen um eine tägliche Förderung von Zehntausenden von Litern. Ebenso unterschätzt man die Kraft mancher Tiere, wie z. B. die des Hirschkäfers, der beträchtliche Lasten zu ziehen vermag. Wer aufmerksam die Vorgänge des täglichen Lebens beobachtet, dem werden noch zahlreiche derartige „unbeachtete Kräfte“ auffallen.



Nach „Popular Science Monthly“.

Parabeln von W. Popper

Der Goldfasan

„Man erkennt den Vogel an seinen Federn," sprach der Goldfasan zur Nachtigall, „wem wird es einfallen, sich mit deinen Federn zu schmücken?" —

„Wer mehr sein, als scheinen will, der bedarf des Schmuckes nicht," erwiderte die Nachtigall.

Das Rassepferd

Es war einmal ein Vollblutpferd, das feurig über Stock und Stein lief, die größten Hindernisse nahm und manchmal selbst über das Ziel hinausschoß; dadurch machte es seinem Herrn die größten Ungelegenheiten und brach ihm fast den Hals. — Er brachte es endlich mit Zügel und Peitsche dahin, daß das Pferd wie ein geduldiges Lasttier schwerfällig vor sich hintrabte und den Kopf hängen ließ. Es brachte seinen Herrn nicht mehr in Gefahr, doch hatte es Feuer und Temperament verloren: das arme Roß war die Zunge eines Wahrheitsliebenden.

Wolf und Hund

„Ich schäme mich, dich Bruder zu nennen," sagte der Wolf zum Schäferhund. „Du bist so rückständig, das Sklavenjoch zu tragen, während wir frei und gefürchtet sind!"

„Du irrst dich," erwiderte der Hund, „der Rückständige bist du, denn aus dem Raubtier ward das Haustier, und was würde aus den armen, guten Schafen, wenn es lauter Wölfe und keine wachsamen Hunde gäbe!"

Der Trost

Eine erzgebirgische Geschichte von Ernst John, Leipzig

Er hieß Gottlieb Birkenmüller und wohnte irgendwo auf dem Kamme des Erzgebirges. Durch den Vertrieb von Klettenwurzelöl, Zugpflaster, Kautabak und anderen Ingredienzen einer verfeinerten Lebensführung hatte er sich eine schöne milchende Kuh einstellen können. Da diese Kuh Familienanschluß hatte, so zählte der Haushalt mit Frau und Kindern sieben Köpfe. Von den Kindern konnte zwar das eine bellen und hieß „Nettel", unterschied sich aber sonst weder an Struppigkeit noch an ungebührlichem Betragen von seinen Geschwistern.

Da die Damen und Herren seiner Kundschaft in der Erntezeit zu stark beschäftigt waren, um einen Vortrag über das neue Shimmy-Veilchen-Parfüm entgegennehmen zu können, hatte Gottlieb Birkenmüller freie Zeit, die er nutzbar verwendete, indem er mit seiner Familie in die Heidelbeeren ging.

Eines Tages war seine Frau mit der Kuh und den Kindern schon vorausgegangen, und der Birkenmüller wollte gerade die Haustür abschließen, da trat ein Mann aus dem Walde. Nein, kein Mann. Ein feuner Herr, der ihn in vornehmem Hochdeutsch fragte, wie weit es noch nach Neudorf zu gehen wäre. Eine Stunde wohl?

„'s ka schie sei!" knurrte Gottlieb mißtrauisch.

Ob er nicht, gegen beste Bezahlung natürlich, ein Glas Milch bekommen könnte?

Gottlieb murmelte etwas von „koa Zeit net, Wasser saufen", ging aber trotzdem in das Haus zurück und brachte einen Kaffeetopf voll Milch. Der Fremde dankte, zahlte und bat, sich nicht abhalten zu lassen.

„Schtallnse (stellen Sie) das Tippl (Töpfchen) nei ins Wasserheisl, wannse fartig sei," sagte Gottlieb, schloß die Haustür ab und ging.

Der feune Herr war natürlich ein gemeiner Kerl. Kaum war Gottlieb im Walde verschwunden, da kroch er durchs Stallfenster und durchwühlte mit zugehaltener Nase die Betten. Das gefundene Bündel Tausendmarkscheine steckte er in die Brieftasche, dann wusch er sich die Hände, nahm den erst gestern eingetroffenen Karton mit den 200 Shimmy-Veilchen-Parfengs unter den Arm, spuckte nach altem, gutem Brauch dreimal aus und verblühte.

Noch am gleichen Abend holte Gottlieb den Landgendarm. Der schrieb drei Seiten Tatbestand in sein Notizbuch. Dann trank er den ihm vorgesetzten Wacholderbeerschnaps und versicherte, daß der Verbrecher dem strafenden Arm der Gerechtigkeit nicht entfliehen werde. Man hätte ja eine genaue Beschreibung.

„Ja," sagte Gottlieb getröstet, „ich glaab's fei a, Herr Schangdarm, bei dere fein Schprooch (Sprache) werd er net weit kumme!"

Dann schenkte er wieder ein, und sie tranken die Flasche leer.

Noch heute hält der Birkenmüller für den Vagabunden mit dere fein Schprooch eine mächtige Tracht Prügel bereit. Ich warne Touristen!

Das Sonnabendgefühl. Von Max Jungnickel

Wenn ein Gestorbener an einem Sonnabend aus seinem Grabe aufstünde, er würde gewiß den Sonnabend fühlen. — Die anderen Wochentage und selbst den Sonntag würde er nicht erraten können. — Nur der Sonnabend würde das Herz des Auferstandenen neu anstoßen wie eine Uhr, die nur glückliche Schläge kennt. —

Warum ist das Sonnabendgefühl so selig? —

Weil eine festliche Erwartung über der Erde liegt. Und die Erwartung ist schöner als die Erfüllung. In die Menschenseelen, in die Stuben, über die Gassen, in die Glockenkammern, auf die Felder hinaus, bis zum weiten Himmel hinauf, zieht das Sonnabendgefühl das Sternennetz der Erwartung.

Es gibt Minuten, wo die Sonnabendwelt den Atem anhält; als hörte sie, klopfenden Herzens, ihn singen und kommen: den Sonntag.

Ein Fenster, ein Dachgiebel, ein Baumwipfel im Sonnabendlicht sieht anders aus als an Sonn- und Wochentagen.

Das Blumenrauschen hat eine andere Melodie, der Vogel hat einen anderen Flug, die Uhr hat einen anderen Gang, und die Menschen haben ein seltsames Licht in den Augen, wenn's Sonnabend ist.

Es ist, als ob die Erde ihre Krone blank hauchte und sich im Himmel spiegelte und an der Wiege vom Sonntag steht und seine Träume belauscht.

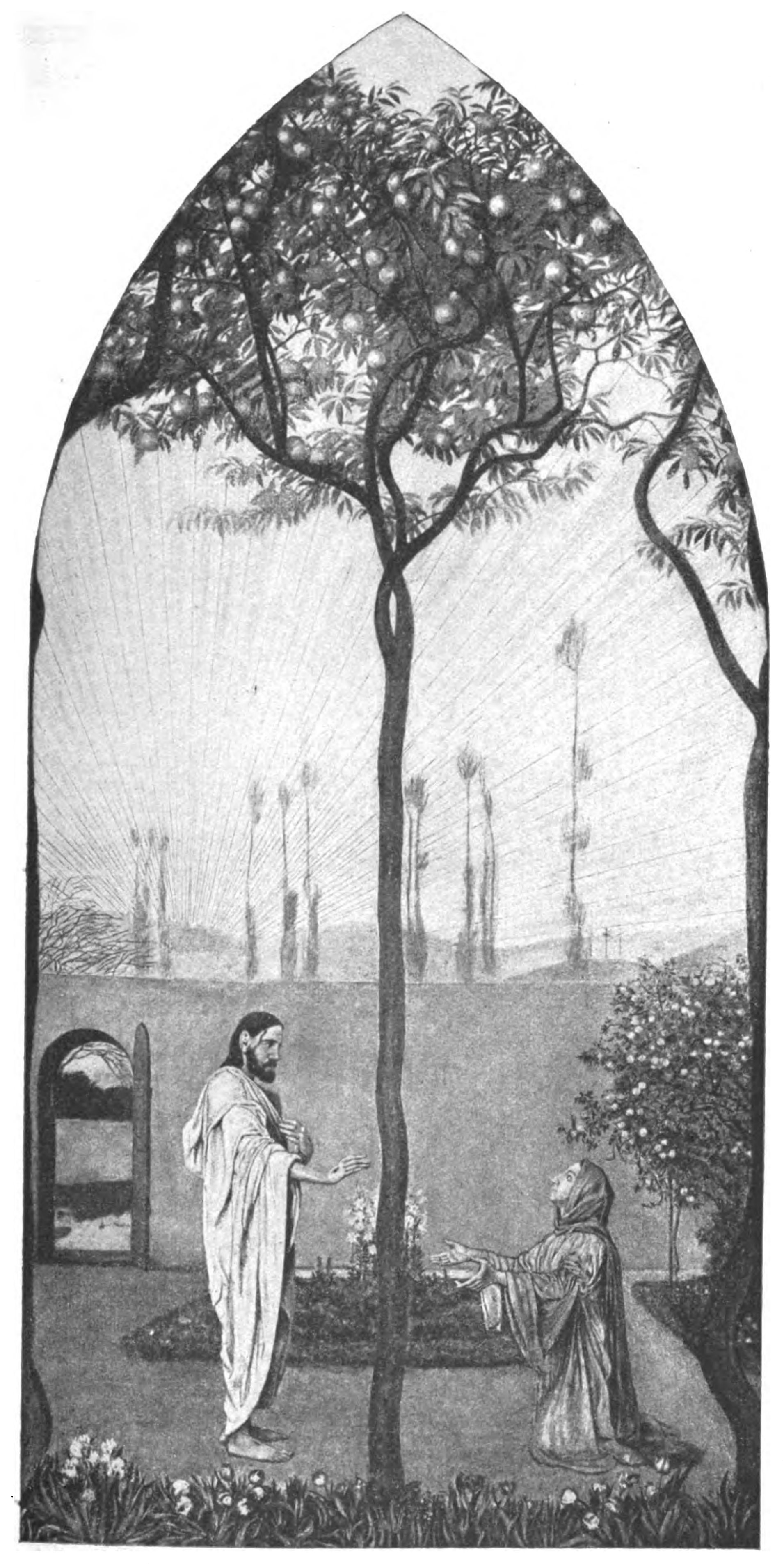
RECLAMS UNIVERSUM

*

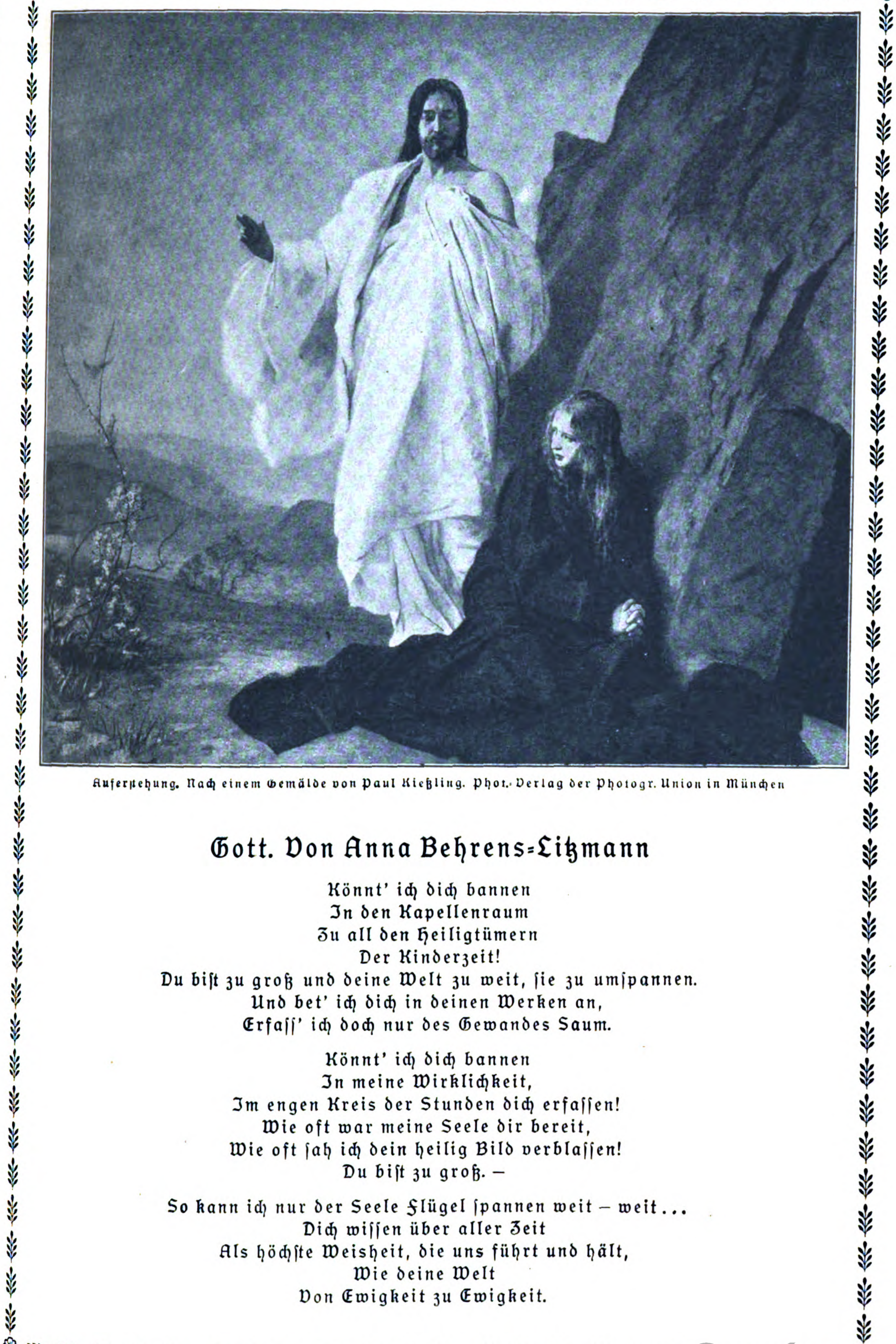
Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 25



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Christus erscheint der Maria Magdalena
Nach einem Gemälde von Hans Thoma



Auferstehung. Nach einem Gemälde von Paul Kießling. Phot.-Verlag der Photogr. Union in München

Gott. Von Anna Behrens-Litzmann

Könnt' ich dich bannen
In den Kapellenraum
Zu all den Heiligtümern
Der Kinderzeit!
Du bist zu groß und deine Welt zu weit, sie zu umspannen.
Und bet' ich dich in deinen Werken an,
Erfass' ich doch nur des Gewandes Saum.

Könnt' ich dich bannen
In meine Wirklichkeit,
Im engen Kreis der Stunden dich erfassen!
Wie oft war meine Seele dir bereit,
Wie oft sah ich dein heilig Bild verblassen!
Du bist zu groß. –

So kann ich nur der Seele Flügel spannen weit – weit...
Dich wissen über aller Zeit
Als höchste Weisheit, die uns führt und hält,
Wie deine Welt
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.



In der Laube. Nach einem Gemälde von Wilhelm Müller-Schoenefeld.



Die Kleinstadt. Nach einem Gemälde von Erich M. Simon.

Stille Künstler in lauter Zeit

Von Jarno Jessen (Mit fünf Abbildungen)

Das Rollen der Begebenheit wird nicht jeder Künstlerseele zur Lockung. Manches Werk kündet die Schöpfernatur, die nur für das Glück im Winkel geboren wurde. Unsere Zeit rast wie die wilde Jagd über jede Art Menschentum fort, sie läßt Umbildungen und Untergang erleben. Der Neuerungsdrang freut sich der Veränderungen, und der Geist der Mäßigung wartet des Ausgleichs. Gegensätzlichkeiten liegen unserem Volk im Blut. Als Dürer und Grünewald um die große Form rangen, malte Altdorfer seine Kleinbildköstlichkeiten, neben des Cornelius Heroenwelt erblühte die Düsseldorfer Genremalerei. Immer bleibt die Kunst die beste, die der inneren Nötigung entsprang. Wir sind dankbar, wenn ein bescheidenes Gewächs wie das Schilfrohr der Fabel sagen darf: ich beuge mich, aber ich breche nicht. In unseren Ausstellungen ringt Neues mit Altem. Hüben gibt es Revolutionäre, drüben Konservative, oder es geht juryfrei zu, und alles hängt bunt durcheinander.

An dieser Stelle gilt es einige Künstler zu würdigen, die still in lauter Zeit geblieben sind. Eine kleine Gruppe Gleichgesinnter wurde herausgegriffen, ein Fähnlein der Aufrechten, die bei sehr verschiedener Artung Beharrlichkeit, Feinfühligkeit und Pietätsinn gemein haben. Unsere Kunst ist keineswegs arm an solchen Erscheinungen. Um Hans Thoma gruppiert sich eine vielköpfige Schar, und wenn die Schuster-Woldan, Herbert Arnold, Franz Eichhorst, Ter Hell, Carl Albrecht und viele andere nicht behandelt wurden, war für die Auswahl der Wunsch entscheidend, einigen weniger Gekannten Freunde zu werben.

Die Gemälde des Ludwig Bartning wirkten seit einer Reihe von Jahren wie Veilchen im Waldbezirk. Dann und wann war es eine Landschaft, ein Phantasiewerk, ein Blumenstück, die bei vertieftem Schauen immer neue Reize erschlossen. Dieser Künstler gestaltete mit aller Sorgfalt wie der Schmelzfarbenmaler, wählte neuerdings nur noch Holz zum Malgrund. Man sah Ausschnitte aus dem Süden mit azurnem Himmel über klassischen Bauresten, und Menschen in keuscher Nacktheit wie aus Platos Umwelt. Es war ein ganz natürlicher Verlauf, daß Bartning nach durchlebten Kriegsschrecken in der Pflanzenwelt die Seelenheimat fand. Volle Sträuße, in der Art der Breughel und de Heem, der Teilausschnitt vom Wald- und Wiesenboden, wie ihn Dürer malte, aber auch das einzelne Prachtexemplar, das, wie die Sonnenblume Watteaus, mit innerem Leben erfüllt scheint, kamen von seiner Hand. Oft wirkte die Landschaft wie eine leise Begleitmusik mit. Bartning hat unter Schulze-Naumburg und Schmitt-Reute studiert, heute bekleidet er ein Lehramt an der Berliner staatlichen Kunstgewerbeschule. In einer letzten Schöpfung erhebt er sich zu kosmischer Empfindung. Über der Blütenwelt ringen Sturm, Regen und Sonne, aber aus Dunstverschleierungen hebt sich das Antlitz der Allmutter. Sie scheint wie in Spencers Vision zu künden: Alles gilt mir gleich, alles verschwindet und kehrt wieder, ich allein wache ewig.

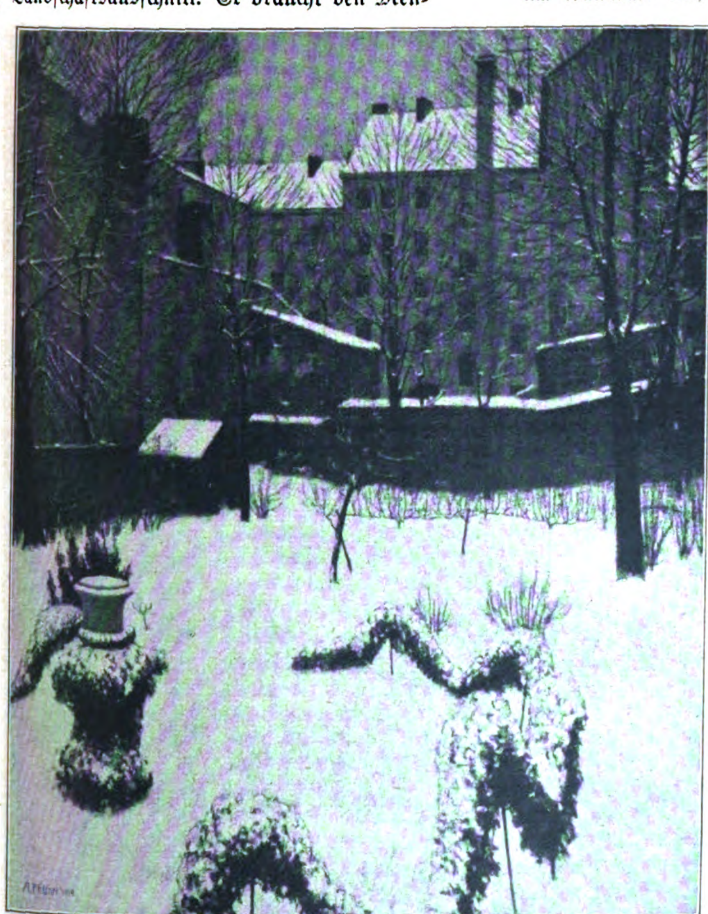
Erich Feyerabend wird den meisten ein unbekannter Mann sein, aber sein Talent ist aus dem Stoff gemacht, der sich durchsetzen muß. In dem aufreizenden Orchester der Juryfreien kennzeichnete sich sein klarer, reiner Ton am deutlichsten. Ganz unaufdringlich war diese Bildsprache, fast kühl in den Harmonien, doch in der Formbildung sicher und ergreifend im Gefühlsinhalt. Auch in vorzüglichen Holzschnitten kam man einer kerndeutschen Natur auf die Spur. Es fanden sich Ähnlichkeiten mit Claus Richter, mit Böhle, ein Sinn, der in die Tiefe drang, ein gewisser Hang zur Wunderlichkeit, ein aus-

gesprochener Realismus. Im Aufbau war alles auf die einfachste Formel gebracht, in der Ausführung des Einzelteils herrschte peinliche Gewissenhaftigkeit. Diese Kunst suchte das Wesentliche, sie wollte naturwahr sein, erdenfest, wenn auch Legende und Märchen Lieblingsstoffe waren. Der heilige Franziskus hatte es dem Künstler angetan, aber nicht der Mystiker der Giotto und Domenico, mehr der mönchische Sonderling, dem das Getier der Lüfte und Wasser zu Brüdern wird. Der Mensch gilt Feyerabend als höchste Aufgabe. Er hat sich im Anatomiestudium sichere Kenntnis des Körpers eingeprägt und weiß mit dem Scharfsinn des Charakterlesers in das Innere zu dringen. Dieser Sohn des rheinischen Niederlandes hat seine Schulung durch Kallmorgen empfangen. Er hat sich als Impressionist versucht, doch zielt er heute auf Ausdruckskraft. Seinem Höhenzuge entspricht die Gipfelnatur im Hintergrund eines Selbstporträts.



Am Waldrand. Nach einem Gemälde von Ludwig Bartning.

Das Werk des N. Koch-Zeuthen erinnert an die Kleinmeister der Rembrandtzeit. Sein erstes Kostümbild, das er als Kallmorgen-Schüler malte, wurde mit Terborch verglichen. Auch ihn entzückt die feine Ausführung schöner Dinge, der Glanz und Fall der Stoffe, der Wohllaut der Farbenklänge. Er geht mit Begeisterung dem Schwung eines Nasenflügels, den Linien eines Augenwinkels nach. Was sich den glücklichen Augen bietet, hält er fest, sei es ein Porträt, ein Stilleben, ein Landschaftsausschnitt. Er braucht den Menschen für seine Bilder aus alten Kirchen, und die echten Charakterköpfe interessieren ihn wie architektonische Schönheiten. Dem Sohn des Meisters Georg Koch geht die Arbeit leicht von der Hand. Schon in frühen Bildern pochen lebendige Pulse, aber ihn hat keine Tagesmode die Treue zu sich selbst brechen lassen. Neuerdings strebt er, sich unabhängiger vom Wirklichkeitsbild zu machen. Er flieht gern aus dem Berliner Getriebe, und sein Ideal ist die stille Stadt, wo der Blick am romanischen Portal und gotischen Eisenwerk auf Feinsinn trifft und das Lied der Jahrhunderte aus dem Singspiel der Turmglocken tönt.



Berliner Hausgarten. Nach einem Gemälde von Alfred Pfitzner.

Erich M. Simon mußte auffallen, weil er mit den Sezessionisten ausstellte. Von ihm sah man das zierlich saubere Parkstück, in dem Hoheit mit dem Kammerlakei lustwandelt. Die Bäume waren in der Hackert-Art spitzpinselig gemalt, und die Menschen erschienen wie aus Biedermeiers Welt. Die gleiche Note fand sich in allen Arbeiten. Seine Gemälde waren meist Miniaturen in Großformat. Auch in einem selbstgeschriebenen Buch und in seiner reichen Illustrationskunst bestätigte sich das Bedürfnis nach der Buddenbrocksphäre. Kultur atmet aus dem Wesen und der Umwelt des stillen, rastlos tätigen Künstlers. Aus der Pommerschen Kleinstadt ist er als Kind nach Berlin gekommen. Er hat unter Orlik sein Können entwickelt. Nicht nur Auftraggeber, sondern

auch den sichersten Förderer des Schaffenden, den Mäcen, hat er sich erworben.

Der in Berlin ansässige Sachse Wilhelm Müller-Schoenefeld zeigt ein wandelbares Wesen. Er hat sich als Romantiker gegeben und ebenso als Wirklichkeitsmensch, sehnsuchtsvoll, sentimental und alltäglich. Im Reich der Göttersage und des Märchens hat er geweilt und unter den Kindern unserer Zeit. So konnte er der keuschen Nacktheit huldigen wie allerlei Kostümlichem. Großzügige Formen beherrschte er für Festräume und arbeitete mit der eingehenden Liebe des Miniators. Er konnte durch die Farbe besänftigen und anregen. Die Malerpoeten Böcklin, Klinger, Thoma haben Einfluß geübt, auch der Impressionismus und die holländischen Kleinmeister. Und doch gibt es die Eigennote in allem Universalismus, sie ist der Wille zum guten Handwerk und zur Unauffälligkeit. Als Schüler Anton v. Werners hat Müller-Schoenefeld die Schulung zur Gründlichkeit genossen. Ein Frauenbildnis von ihm konnte Menzels Bewunderung erringen. Seine vielseitigen Anlagen und zeichnerische Sicherheit haben ihn für den Lehrberuf hervorragend befähigt. Höhepunkte seines Schaffens sind die feinbelichteten, sauberen Genres und die altmeisterlich gediegenen Bildnisse älterer Frauen.



Vogelpredigt. Nach einem Gemälde von Erich Feyerabend.

Mitten im Stadtgewühl weiß Alfred Pfitzner den Winkel im Hausgarten, das Fenster mit dem Blick auf Bäume für sein Schaffen aufzuspüren. Er sucht auch den verträumten Park, die Einsamkeit am Waldrand, in der Dorfkirche, in der Bucht des kleinen Sees gern auf. Wenn Winterlicht leuchtet und das Weiß des Schnees Umrisse scharf umrandet, Flächen umbettet und Fenster durch dürres Geäst sichtbar macht, schwelgt sein Auge. Er wird auch von Grün und Farbigkeiten angezogen, aber eine ernste Tonhaltung entspricht seinem Temperament. Seine Bilder sind menschenleer, aber voll zarter Stimmungsreize. Neben das Moll seines Gemütslebens stellt sich immer das Dur des scharfsehenden Zeichners. Pfitzner hat bei Bracht studiert, ohne unter dem Einfluß des Landschaftdramatikers von seiner idyllischen Art zu lassen.

Die Berechnung der Geschichte

Von Dr. Max Kemmerich, München

Der Verfasser des nachstehenden Artikels hat in einem zweibändigen Werk sehr beachtenswerte Anschauungen über das Kausalgesetz der Weltgeschichte niedergelegt; er hat sich mit Prophezeiungen und Aberglauben auseinandergesetzt, und seine „Geschichte der menschlichen Dummheit" hat eine erfreuliche Verbreitung gefunden. Was er heute über „Die Berechnung der Geschichte" sagt, wird zweifellos unsere Leser zu gründlichem Nachdenken anregen, wenn auch der eine oder andere mit uns die Gedanken und Schlußfolgerungen Max Kemmerichs nicht in vollem Umfang teilen wird.

Wohl so alt wie die Menschheit ist ihr Sehnen, den Schleier der Zukunft zu lüften, und wohl niemanden gibt es, den nicht die Frage nach seiner und seines Volkes Schicksal bewegte. Läuft doch letzten Endes unser aller Tun, das ganze Streben der Naturwissenschaft auf nichts anderes hinaus, als auf Vorkehrungen für die Zukunft.

So eindeutig das Ziel ist, so verschieden sind die Methoden, es zu erreichen. Während das Altertum mit Opferschau, Vogelflug und Orakel operierte, heutzutage die Frau aus dem Volke die Kartenschlägerin aufsucht, haben Handlesekunst und Astrologie seit je gerade die geistig Höchsten gefesselt. Es ist auch unstreitig ein gewaltiger Gedanke, der von Tag zu Tag mehr an Boden gewinnt, Einzelleben und Völkerschicksale in das Ganze des Kosmos einzufügen und seinen Gesetzen unterzuordnen. Hierbei kann die Frage offenbleiben, ob der Lauf der Gestirne uns zwingt, oder ob wir nur an ihm, wie an einer Uhr, ablesen können, was uns bevorsteht. Die Astrologie hat zweifellos in der Ermittlung von Einzelschicksalen dank ihrer vieltausendjährigen Erfahrung einen hohen Grad von Zuverlässigkeit erreicht, nicht so bei der Berechnung der Zukunft ganzer Länder und Völker.

Auf ganz anderem Wege versuchte ich in meinem „Kausalgesetz der Weltgeschichte" (2. Auflage 1923, Verlag Lhotzky in Ludwigshafen am Bodensee) diese Aufgabe zu lösen. Durch Vergleich mit anderen Staaten, durch Berücksichtigung von einer Fülle von Erfahrungsregeln aus der Geschichte, endlich durch Anwendung naturwissenschaftlicher und psychologischer Gesetze auf sie, zog ich auf unsere Zukunft Schlüsse. Es gelang mir bereits im Jahre 1913 richtig vorherzusagen, daß wir vor einem Weltkriege stünden, der für uns ein Aushungerungskrieg werden würde, daß in Rußland und in Deutsch-

land eine große Revolution — bei uns nicht geringer, wie die große englische des 17. und die große französische des 18. Jahrhunderts — ausbrechen würde. Ferner sagte ich den Zerfall Österreichs, den Ungarns, die Wiedererrichtung Polens, den Sieg der Sozialdemokratie u. a. m. richtig vorher. Ich wies auf die Periodizität des historischen Geschehens hin und darauf, daß keine große Leistung ohne vorangegangene große seelische Erschütterung möglich sei. Wie Kannä die Vorbedingung zur römischen, wie Jena die zur preußischen Vorherrschaft wurde, so müßten wir einen Zusammenbruch als Vorbedingung zur deutschen Vormachtstellung in Europa erleben. Einen biologischen Begriff auf die Geschichte übertragend, nannte ich die Zeit, vor der wir stünden und in die wir 1914 eintraten, eine „Mutationsperiode", das heißt, in diesen Jahrzehnten werden sich viele Verhältnisse von Grund aus ändern, und wir werden als das erste Volk Europas aus ihr hervorgehen, allerdings durch Blut und Schrecken.

Viel weiter ausholend als mein System ist das auf jede Kausalität verzichtende des Frhrn. Friedrich v. Stromer-Reichenbach. Dieser teilt die Alte Welt in acht Völkerkreise ein, die sich, mit Griechenland beginnend, im Sinne des Uhrzeigers bewegen, wobei die politische Geschichte jedes östlicher gelegenen Kreises der des anstoßenden westlichen um rund 150 Jahre vorangeht: „externer Parallelismus". Ferner stellt er fest, daß innerhalb desselben Kreises sich manche historischen Ereignisse nach drei Jahrhunderten wiederholen: „interner Parallelismus". Wenn sich nun innerhalb desselben Kreises zwei entsprechende Ereignisse nach drei Jahrhunderten folgen, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß nach weiteren drei Jahrhunderten ein drittes analoges Ereignis eintreffen wird. So schloß Stromer schon vor vielen Jahren aus den böhmischen Revolutionen der Jahre 1318 und 1618 auf eine dritte 1918, und behielt recht.

Folgen sich zwei analoge Ereignisse innerhalb zweier aufeinander folgenden Völkerkreise im Abstand von etwa anderthalb Jahrhunderten, so ist mit hoher Wahrscheinlichkeit dasselbe im dritten zu erwarten. Somit war aus der englischen und französischen Revolution auf eine deutsche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu schließen.

Völlig sicher und ohne jede Ausnahme in der Weltgeschichte steht ein Ereignis dann bevor, wenn sich interner und externer Parallelismus schneiden. Dies traf etwa für die deutsche Revolution von 1918 aufs Jahr genau zu, und wurde mir von Stromer auf Grund seines Systems schon vor fast zwanzig Jahren angekündigt. Denn der externe Parallelismus fällt hier zusammen mit den revolutionären Bewegungen, die Deutschland in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und im Dreißigjährigen Kriege erschütterten.

Ein Vergleich der englischen und französischen großen Revolutionen mit unserer deutschen, an deren ersten Anfängen wir jetzt stehen, läßt auf den Verlauf Schlüsse ziehen, die wir kurz andeuten können: zunächst werden die Rechtsparteien siegen, aber nur auf kurze Dauer. Der Monarch wird hingerichtet werden und der Terror — etwa 1926 — nimmt seinen Anfang, bis er von einem neuen aus der Linkspartei stammenden Cromwell beendet wird. Dieser wird Deutschland durch innere Reformen und äußere Kriege zur europäischen Vormacht machen. Erst in etwa zwanzig Jahren wird unsere Revolution beendet werden, und zwar durch Rückkehr zur Monarchie, jedoch nach englischem Vorbilde. Die Zeiten des Gottesgnadentums sind endgültig vorüber. Die Befreiung von unseren äußeren Feinden und die Zerreißung des Schandvertrages von Versailles steht ehestens bevor. Ein neuer Weltkrieg und ein gewaltiger Aufstand der Kolonialvölker werden uns Luft schaffen. Dieses Jahr 1923 wird noch sehr blutig werden, aber in ihm werden wir den Tiefpunkt in unserer außenpolitischen Lage auch überschreiten. Näheres findet der Interessent außer in meinem „Kausalgesetz" in dem Schriftchen „Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft" (Verlag Huber in Diessen am Ammersee), in dem ich gemeinsam mit Stromer die wesentlichen Ereignisse der nächsten Jahrzehnte zu berechnen versuche.

Als dritten erfolgreichen Forscher auf gleichem Gebiete müssen wir den Berliner Ingenieur Rudolf Mewes nennen. Durch Berechnung der Sonnenflecken und des davon abhängigen Grundwasserstandes kommt er zu weittragenden und bisher richtigen Zukunftsprognosen. In seinem bereits 1896 erschienenen Werke „Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben und Verkündigung des nächsten Weltkrieges" geht er davon aus, daß die Menge der Strahlen, die die Sonne im Laufe der einzelnen Jahre der Erde sendet — Licht-, Elektrizitäts-, magnetische und andere Strahlen —, auf Pflanzen, Tiere und Menschen einen Einfluß ausüben müßten. Entsprechend den periodischen Schwankungen der Sonnenflecken sind auch diese Strahlungen periodischen Schwankungen unterworfen. Daraus schließt er auf entsprechende Rhythmen in der Betätigung des menschlichen Geistes und Willens. Und zwar fallen die Perioden niederen Grundwasserstandes mit Kriegs-, die hohen mit Kulturperioden zusammen, was er durch die Jahrhunderte verfolgt. Er hat auf Grund dieser Theorie, die sozusagen eine Mittelstellung zwischen Astronomie und Astrologie einnimmt, für 1904—1932 eine Weltkriegsperiode berechnet, die zum Teil hinter uns, zum Teil vielleicht vor uns liegt, und ganz richtig auch für das Jahr 1904 den Zusammenstoß der weißen mit der gelben Rasse. Aller Voraussicht nach wird sich dereinst herausstellen, daß alle irdischen Vorgänge von den Gestirnen verursacht werden, wie Goethe so schön in seinen „Delphischen Urworten" ausspricht.



Ein Glücksbote.

Endlich sei noch Oswald Spengler genannt, der zwar erst zwölf Jahre nach Mewes, fünf nach Stromer und mir den Schicksalsgedanken verkündet, aber das große Verdienst hat, weite Kreise durch sein berühmtes Werk „Der Untergang des Abendlandes" mit ihm vertraut gemacht zu haben.

Vorüber sind, wenn nicht alles täuscht, die Zeiten, in denen sich der Historiker damit begnügen konnte, Vergangenes aufzuhellen. Spätere Geschlechter werden an ihn dieselben Forderungen stellen, wie an den Astronomen: die Berechnung künftiger Ereignisse!

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Verwundert fuhr der Litewkaträger auf und blickte dann, Auskunft heischend, im Kreise umher. Als er aber den beruhigenden Mienen der polnischen Händler sowie des Krüppels begegnete, wandte er sich mit einer ruckartigen Bewegung wieder zu seinem sonderbaren Widersacher zurück und riß plötzlich, gleich einem Befehlshaber, der an die bedingungslose Unterordnung seiner Umgebung gewohnt ist, an einem Mantelknopf des Ignotus. „Also nur ein Mensch?" meinte er, die Situation schnell und scharf erfassend, „ein Mensch ohne Anfang und ohne all den tintenbesudelten Kram? Der sollte uns eigentlich willkommen sein!"

Und er streckte dem Überraschten, bezwingend und keinen Widerspruch duldend, eine vielkantige, zerrissene Arbeiterhand hin. Jedoch der also Aufgeforderte schien allein von allen Zeugen dieser Begebenheit das Einfangende, das geheimnisvoll Bindende jenes Vorganges nicht voll zu begreifen, denn er schlug weder in die dargebotene Rechte ein, noch änderte er im geringsten seine lässige Flaneurstellung, obwohl sie so wenig in den Kreis derartiger Verächter alles Gesellschaftlichen passen wollte: „Ja," entgegnete er still, indem er die Augen jetzt völlig schloß, „nur ein Mensch, der nichts sein eigen nennt als das Bewußtsein von dieser so einzigartigen Stellung im All. Doch das Glück, wenn in meinem Verstande, vor meinem Gefühl täglich die Sonne aufsteigt, oder auch nur sobald an einem klaren Wintertage eine Schar weißer Tauben um die grünschwarzen Linien eines Turmes kreisen, diese Bevorzugung ist so groß, daß kein noch so unbedeutendes oder nutzloses menschliches Gefäß, das solch köstlichen Inhalt bergen kann, beschädigt oder gar zerschlagen werden dürfte. Nein, keins, keins," fuhr er ekstatisch auf und maß den Zerstörer voller Anklage und Vorwurf, „denn alles Geschaffene ist unersetzlich, und selbst Jammer und Elend haben noch Form, Sinn und Bestimmung. Das Leben, das erbärmlichste, nackteste, kümmerlichste, sorgenbedrängteste Leben bleibt noch überirdisch und schön!"

„Meiner Seel', das haben S' aber schön gesagt," flatterte hier eine helle, hingerissene Stimme über den Haufen hinweg. Und Anna Znaim, die sich mit der Rechten ans Treppengeländer klammerte, warf nun ihren schlanken, katzenfellgeschmückten Leib noch vor, getrieben und hingeweht zu ihrem Nazel, zu dem Bekenner solcher glühendsten Daseinsanbetung, die unerkannt und verworren, aber dennoch alles reinigend und klärend auch durch ihr Wesen sprudelte.

„Ruhe — Maul halten — was soll das Viergroschengebäck?" so wurde es unter den enttäuschten Weltverbesserern laut. Mürrisch nur öffnete sich für den Angegriffenen eine Gasse, als der Herr all dieser blutroten Buchgelehrsamkeit höhnisch aus der Tür lachte: „Laßt den Hansnarren in Frieden! Was ist denn? Das ist mal wieder ein Tangotänzer mit Christus- und Baldurtraktätchen! Versteht ihr? Man kennt die feine Mischung. Pfui Deibel! — Laßt das Weihrauchknäblein verduften!"

Damit schwang der Diktator ein großes Branntweinglas und führte es protzig zum Munde, die Böhmin aber hatte sich inzwischen der Hand ihres Gefährten bemächtigt und zog ihn nun überraschend kräftig hinter sich her.

„Kommen S' — kommen S', Nazel, das seien mir ja ganz abscheuliche Leut', und nun gor die Frauensbilder mit die abgeschnittene Hoor! Oi Jegerl, wo man net weiß, ob's Buben oder Maderln sein möchten?"

Zu ihrer Freude fühlte die Emporklimmende jedoch, wie elastisch ihr Gefährte diesmal die Stufen überwand, und bald befanden sich die beiden Verbündeten in ihrem kleinen, gemütlich erhellten Dachzimmer, denn ihre Freundin, das billige Glaslämpchen, hatte sich ihnen gnädig erwiesen, indem es seine gedämpften gelben Strahlen noch immer unvermindert von dem ovalen Tisch herabschickte.

Hier schleuderte die Blonde, ihrer resoluten Gewohnheit folgend, Pelzmantel und Hut in die Sofaecke und strich sich außer Atem die goldenen Wellen aus dem glühenden Gesicht. Ihre gefährlich leuchtenden Augen suchten mit sonderbar verhaltenem Ausdruck unter einem halb demütigen, halb herrschsüchtigen Schielen den Freund.

Der stand dicht am Tisch und hatte die Rechte leicht über die Augen gelegt, als ob er sich nur schwer auf sich zu besinnen vermöchte. Nach einiger Zeit jedoch holte er mühsam aus sich hervor: „Merkwürdig, sonderbar — warum mußte ich das der gleichgültigen, unbekannten Rotte anvertrauen?" Er seufzte schwer: „Überhaupt, woher kommen mir derartige Anschauungen? Und so lebendig und heiß?"

„Niemals habe ich doch gewiß Ähnliches gedacht! — Ach, wenn ich doch wüßte — wenn ich doch endlich ergründete —"

Allein, er sprach seine tiefste Sehnsucht, jenen verzehrenden Wunsch, sich selbst die bergende Larve abzureißen, nicht aus.

War es seine lässige, leichte Haltung, durch die die Blonde noch inniger in ihrem Wahn bestärkt wurde? War es die betörende Stille der Nacht und das zärtliche Summen der Lichtspenderin?

Ohne jeden Übergang, ohne Vorbereitung noch Absicht lag das erregte Geschöpf plötzlich auf den Knien vor dem erschreckten Manne, der erst jetzt durch ihre götzendienerische Handlung völlig zu sich zurückgejagt wurde. Und er fühlte, wie unter Blitzschlag und Flammenwehen seine Hände von fieberglühenden Lippen geherzt wurden.

„O grübeln S' doch halt net, Sie goldiger Nazel," erstickte vor ihm eine, selbst in ihrer Leidenschaft noch silberne Stimme. „Was haben Sie schön gesprochen von die Tauben und dem grünen Turm. So schön, wie wir Lumpenpack es gar net verdienen — Sie — Sie —"

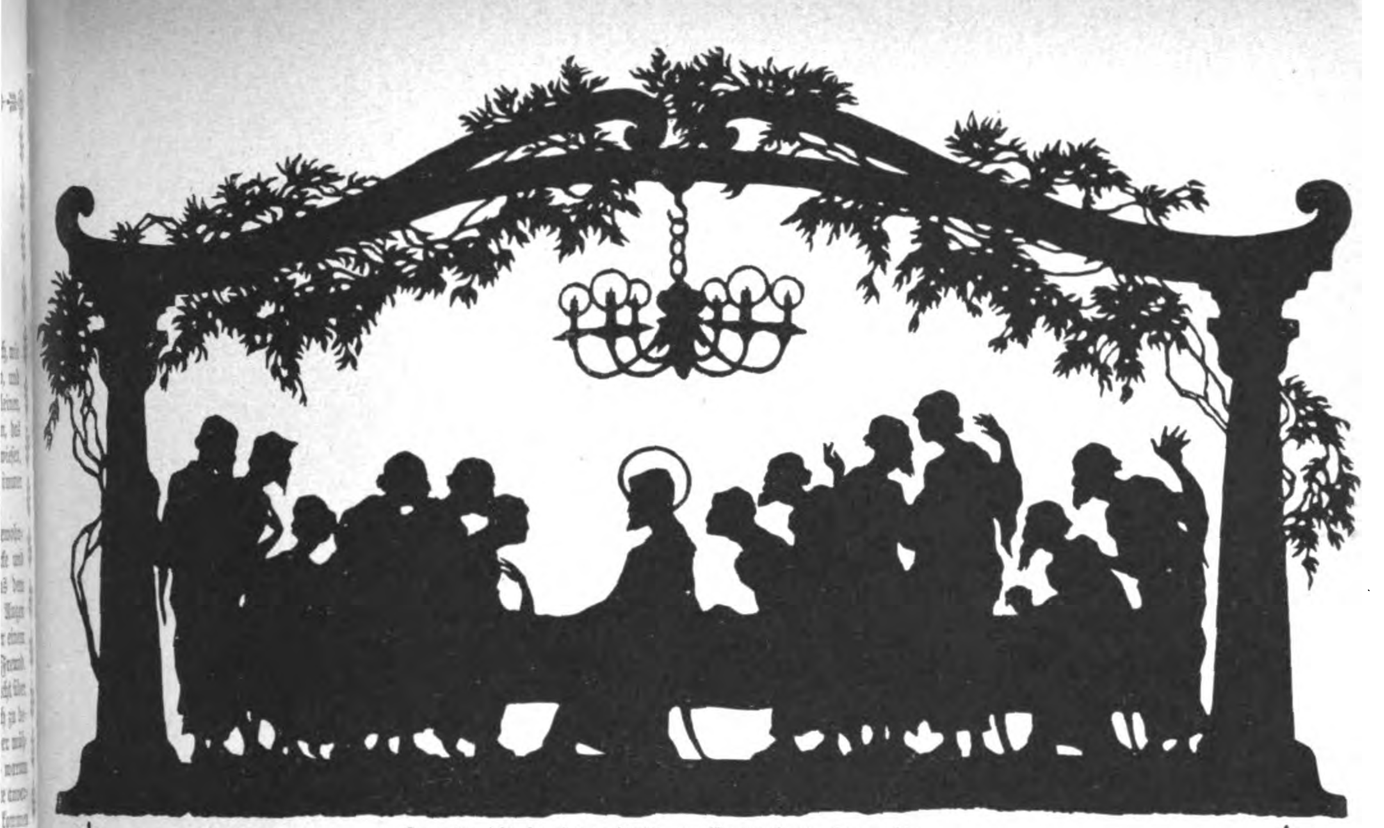
Gedemütigt, betroffen durch jene fast sklavische Anbetung, wollte der junge Mann die Hingestreckte aufrichten. Doch er zog sie nur als eine leicht aufsteigende Wolke an seine Brust. Und alle widerstrebende Inbrunst löste sich ihm auf ihren weißen üppigen Lippen. — — —

Tief in der Nacht hörte er das Glockenspiel der Turmuhr klingeln. Er richtete sich auf, und das seelenbefreiende Gefühl der Erlösung von Einsamkeit und Ausgestoßensein berauschte ihn mit einer nie geahnten Fülle. Dankbar streichelte er die goldenen Wellen der Schläferin, und aus Traummund fing er noch auf: „O, du Nazel, goldiger!"

8.

Durch ihr Schicksal schritten die beiden Liebenden ihren kurzen Weg wie durch einen spärlichen, aber lichterfüllten Hain. Gerade als tausend zwitschernde Vogelstimmen am sorgenlosesten jubilieren wollten, da erhob sich plötzlich aus der Nacht des Dickichts ein dunkler, warnender Uhuruf — und alle Zweige zitterten unter den erschreckten Sängern, und bange Stille fiel ein.

Am nächsten Morgen, dem ersten nach ihrem nie erhofften, überschwenglichen Glück, denn die Blonde unter-



„Herr, bin ich's?" Scherenschnitt von Maria Luise Kaempffe.
Probe aus „Die Heilandsgeschichte", einer Sammlung ausgezeichneter Scherenschnitte, die im Verlag R. Haessel in Leipzig erschienen sind.

schied nicht mehr, ob sie nicht wirklich von ihrem Nazel in einer Karosse in ein prinzliches Dasein eingeholt sei, da hing sie, bevor sie ihr Warenhaus aufsuchte, abschiednehmend an seinem Halse und hegte nur den einen Wunsch, für den verflixten, blitzdummen, grundgescheiten Malefiznazel den wonnigsten Himmel auf ihre Lippen bannen zu können.

„Ich wollt's dir ja gar net sagen," stammelte sie und senkte in wirklicher Verschämtheit ihr Goldhaupt auf seine Brust, „aber ich wünscht', ich wär' schon erst wieder bei dir!"

So hingegeben, fanden sich beide in dieser Umarmung, so völlig entrückt dem erbärmlichen Getriebe des Tages, daß keiner von ihnen auf das wiederholte Pochen an ihrer Pforte geachtet hatte. Aber auch jetzt, da sich durch den Türspalt eckig und ungelenk wie immer der faltenreiche, schlappe Radmantel des Diätars Hans Krasselt schob, da lösten sich die Versunkenen nicht aus ihrer Umschlingung, sondern klammerten sich trotzig noch verstrickter aneinander, als wollten sie für immer die Welt von sich abwehren: „Bleib," ermunterte Anna ihren Geliebten. „Was kümmert's dich? 's ist ja nur der Krasselt. Gib noch a Busserl!"

Und sie hob sich auf Zehenspitzen zu ihm empor.

Und dennoch hätte den beiden Glücklichen das käsigschwammige Antlitz ihres Besuchers auffallen müssen, ebenso wie sein keuchender Atem und die müde Kraftlosigkeit seiner Bewegungen. Glotzend und unbeweglich drängten sich seine gewölbten Augen gegen die Gläser der Hornbrille, als ihm das unerwartete, oft gefürchtete Bild geboten wurde.

Da war sie die Gewißheit, die immer die heimtückische Giftmischerin blieb, für alles, was sich von Dunst und Hoffnung nährte.

Scheinbar gleichgültig rieb der Vernichtete die Krücke seines spießbürgerlichen Regenschirms gegen sein unrasiertes, bläuliches Kinn: „Guten Morgen die Herrschaften," versuchte der Poet sein klopfendes Herz zu betäuben, „ich wollt' hier nur kurz ausrichten, daß — daß es mir endlich doch gelungen ist, für —"

Allein schon wurde er von der Böhmin, deren praktisches Interesse erwacht war, an einem seiner Umhangknöpfe hin und her gezerrt. „Sie, sagen's das noch amal, Sie süßes Tintenmandel! Gelungen ist Ihnen wos? Für den Nazel? Sie, dann kriegen Sie wahrhaftig auch ein Busserl!"

Und ohne seine Antwort abzuwarten, schlang sie in der Fülle ihrer Seligkeit beide Arme, die schon in den Pelzärmeln steckten, um den kurzen Nacken des Wankenden, und die üppigen Lippen, um deren Reife und Köstlichkeit willen der Poet seine Seele der Hölle verschrieben hatte, sie preßten sich achtlos, flüchtig und jeder Wärme bar auf seinen verkniffenen, zitternden Mund.

Da schob der Schreiber in einem Rest von Selbstachtung und schwer bedrängt von Scham und zurückgepreßter, verspotteter Leidenschaft das Mädchen ungelenk von sich, und indem er die Spitze seines Schirmes allerlei rätselhafte Figuren auf den Estrich malen ließ, kämpfte er sich redlich in seinen nüchternen Amtsstil zurück: Ja, er wollte nur vermelden, daß es ihm endlich gelungen wäre, dem Herrn Michael eine Aussicht auf eine Schreiberstellung in seinem eigenen Polizeibureau für den nächsten Monat zu eröffnen. Probeweise natürlich.

„Herr Jegerl," schrie die Böhmin und klatschte sich in die Hände. „Und was für eine schöne Handschrift er hat!"

„Für den Moment aber," fuhr der Kalmücke niedergeschlagen fort, da er alles Licht fortgesetzt nur auf den anderen vom Himmel herabströmen sah, „für den Moment aber bringe ich Ihnen eine recht gut bezahlte Position. Als Putzer in einem Fensterreinigungsinstitut. Sie können sofort antreten."

„Sie, da bringen's aber wieder was recht Schmierigs," unterbrach Anna Znaim, die sich gerade ihre Handschuhe zuknöpfte, denn ihr Stolz fühlte sich verletzt; und über drohenden Augen zogen sich die schön geschwungenen Brauen zusammen. „Woas? Wieder mit a Wischtüchel? Ach, warum net gar! Und dazu so a blitzsaubres Mannsbild. Schaugen's doch nur, Sie Unhold!" Schon stand sie auf der Schwelle, um davonzuflattern, denn sie hatte bereits mehrfach nach der winzigen Armbanduhr an ihrem Handgelenk gespäht, aber noch in diesem letzten Moment malte sich in dem frischen, vor Gesundheit und erfüllter Sehnsucht blühenden Antlitz die offenste und

unverhohlenste Bewunderung vor jener aristokratisch-biegsamen Jungmännergestalt, die für das ehemalige Dienstmädchen noch immer unwahrscheinlich und wie aus einem ihrer Leihbibliotheksromane herausgestohlen in dem schräggedeckten Dachzimmerchen weilte.

Jessas, Jessas, 's ist halt doch a Wunder, dachte die Dankbare. Ob i auch wirklich wach bin, i Duardel? Abergläubisch rieb sie sich die Augen. In diesem Moment jedoch lenkte ganz gegen ihre Absicht die krankhafte, käsiggelbe, und von allerlei Falten durchkreuzte Kalmückenvisage des Hans Krasselt ihre Aufmerksamkeit von dem Geliebten ab. Wie merkwürdig zitterten die verkniffenen Lippen des Schreibers. Und wie schwer und vergeblich hob sich seine Brust, bevor er endlich den Mut zu seiner letzten Ankündigung faßte.

Scheinbar unberührt und gleichgültig ließ er seinen großväterlich ehrbaren Schirm neue kreiselnde Bewegungen ausführen, und während er dies Spiel offenbar höchst interessiert verfolgte, äußerte er in seiner kühlen Aktenweise: „Ja, eh' ich's vergesse. Mir ist da nämlich gleichfalls ein recht günstiges Angebot gemacht worden."

Er stockte und biß sich in die Lippen.

„Was, Ihnen auch?" rief Anna Znaim, die sich bereits zum Gehen gewandt hatte. „Sie, kann das vielleicht dem Nazel nützen? Is's bei der Polizei?"

Zwischen die Mundfalten des Schreibers stahl sich ein mattes Lächeln, und es hätte schon ein erwählter Seelenkenner kommen müssen, um zu erraten, daß gerade jetzt der Scheiterhaufen seiner Leidenschaft die düstersten Funken stiebte: „Nein," er schüttelte pedantisch das kahlgeschorene Haupt. „Es handelt sich um eine Übersiedlung nach Hannover! Mir ist in der dortigen Stadtbibliothek ein meinen Neigungen zusagender Wirkungskreis angetragen worden. Und ich bin — ich bin fast entschlossen, Fräulein Anna, ihn anzunehmen. Meinen Sie nicht auch?"

„Ja, ja, natürlich," stimmte Anna Znaim teilnehmend zu, wobei sie sich der Tragweite ihrer Worte keineswegs bewußt war, auch hatte sie wirklich keine Zeit mehr zum Überlegen. „Wenn's gut bezahlt wird, warum nicht?"

„Ganz recht, so denke ich auch," sagte der Poet. Allein unwillkürlich blickte er sich in dem kleinen Stübchen um, ob er es auch wirklich selbst gewesen sei, der eben so vernehmlich geseufzt habe.

✡

In einem der vornehmsten Hotels saßen an einer reichgedeckten, langen Tafel die Landedelleute, die sämtlich in die Hauptstadt geeilt waren, um einer jener riesigen Zirkusversammlungen beizuwohnen, in der die Großgrundbesitzer ihre Interessenfragen beraten. Die fröhliche Stimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Scherzworte flogen hin und her, und den Mittelpunkt des Ganzen bildete der Graf Kottum, der eine seiner berühmten politischen Reden gehalten hatte.

„Ja, aber hören Sie mal, bester Kottum, was fehlt Ihnen eigentlich? Weshalb äugeln Sie so fortgesetzt durch das große Spiegelfenster? Spaziert da was ‚Unter den Linden im Flügelkleide?' Oder ist Ihnen etwa — na, wie heißt der Kerl — Sie wissen schon, Bancquos Geist erschienen?"

Das laute Gespräch verfiel. Bald wurde ein Kopfschütteln daraus und dann spannte sich eine stumme, bängliche Verwunderung um die Tafel.

Was, zum Kuckuck, ereignete sich eigentlich mit ihrem jungen, schneidigen Führer, dem schwarzhaarigen, glattgescheitelten Grafen Christoph Claus? Man wurde ja in der letzten Zeit überhaupt nicht mehr so recht klug aus ihm. Zuerst dieser pikante kleine Skandal, die Malergeschichte mit dem sehr dekolletierten Frauenzimmer! Ei weih, pikfein! Dann die Ehescheidung von der melancholischen Sonja! Auch nicht bitter! Darauf zur Abwechslung der Sprung mit beiden Füßen in die Politik, Eisenzahn — Zirkusrede! Und jetzt? Was trieb denn der launenhafte Patron heute wieder für seltsame Anstalten? Da saß er, die linke Faust fest um den Tischrand gekrampft, als ob er sich irgendwo anklammern müsse, damit er nicht aus dem Gebiet der Oberkellner und der graden Scheitel widerstandslos in eine Region des Unbegreiflichen und des Grauens geweht würde. Krankhaft quollen dem erbleichten Aristokraten die dunkeln, genußsüchtigen Augen aus den Höhlen, mit vorgeschobenem Kinn, die Lippen voller Ohnmacht geöffnet, so schien das schmale Haupt von einer Riesenfaust in eine ganz bestimmte Richtung gepreßt, von der es keine Abweichung gab.

„Kottum, zum Teufel, so tun Sie doch endlich den Mund auf! Fehlt Ihnen was? Sind Sie krank?"

„Was gibt's denn da draußen? Jagt Ihnen etwa das arme Luder von Fensterputzer solchen kannibalischen Schrecken ein?"

„Menschenskind, is ja scheußlich, das Hinstarren!"

„Ober, schicken Sie mal auf der Stelle den Mann vor dem Fenster weg!"

„Sie sehen doch, die Wischerei stört den Grafen!"

Verstört, nicht mehr den eigenen Gliedern vertrauend, so erhob sich der Graf zitternd hinter dem Tisch. Dann deutete er auf den schwarzen Schatten hinter der Spiegelscheibe!

„Ihn holen!"

„Wen? — Warum denn? — Kottum, sind Sie verrückt geworden?"

Und dann stürzten ein paar der jungen Herren auf die Straße, gefolgt von Kellnern und Angestellten. Mehr gezwungen als freiwillig, mehr geschoben und gestoßen wurde der schmale, schlanke Fensterputzer fast gewaltsam in das langgestreckte, warme, teppichbelegte Gastzimmer geführt. Als er innerhalb der Gruppe stand, noch immer von einzelnen an den rauhen Ärmeln seines abgetragenen Militärmantels gepackt, blinzelte der Hereingeführte verständnislos und nicht ohne aufsteigende Besorgnis in die Lichtflut der vielen elektrischen Kerzen. Gleich darauf jedoch schienen mehrere der plötzlich vor ihm aufgetauchten Physiognomien den Sprachberaubten gebannt zu haben; ebenso wie in dem ihn umgebenden Kreise ein immer stärkeres Brodeln und Murmeln anschwoll: „Kottum, wahrhaftig er hat recht. Die Ähnlichkeit ist frappierend. Aber entsetzlich — in diesem Aufzug!"

„Um Gottes willen — wer sind Sie?" stotterte der Graf, indem er ein paar Schritte auf den Eingefangenen zuwankte. „Geben Sie mir Antwort, sind wir Ihnen denn gleichfalls bekannt?"

Steif, ungelenk wandte sich der Angeredete nach rechts und links, als ob ihm die Halsmuskeln nicht gehorchen wollten. Allmählich jedoch wurde seine ganze Gestalt vom Wirbel bis zu den Zehen von einem ungeheuerlichen und nicht mehr zu bekämpfenden Zittern geschüttelt. Die Augen verdrehten sich, die Lippen, aus denen der letzte Blutstropfen entwichen war, wollten Laute formen, Namen nennen, es gelang ihnen nicht.

„Joachim Wendelin!" schrie der Graf, der sich nicht mehr in der Gewalt hatte, jetzt mit zurückgedämmtem und unaussprechlichem Entsetzen.

In diesem Augenblick stieß der Angerufene starr und hölzern beide Arme in die Luft, drehte sich um seine eigene Achse und rollte wie ein vom Beil getroffener Baumstamm mitten auf den roten Teppich.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 26



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Zigaretten-Maschinen für Großbetrieb

System Universal und U. K.

für Zigaretten ohne sowie mit Gold-, Kork-, Aluminium-, Stroh- oder dergleichen Mundstück

Kreismesser-Schleifmaschinen Ausschuß-Aufreißmaschinen / Automatische Packmaschinen

sowie sonstige Hilfsmaschinen für die Zigaretten-Industrie.

United Cigarette Machine Company, Gesellschaft mit beschränkter Haftung / Dresden-A. 21/1

-N-G-I-

GENUA

Der Luxus-Turbinendampfer

GIULIO CESARE

22000 Tonnen, 4 Schrauben,
Geschwindigkeit 20 Seemeilen per Stunde,
der **„Navigazione-Generale-Italiana"** fährt ab Genua am:

2. Mai nach Barcelona, Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Aires

Genua–Buenos Aires . . . . in $13^1/_2$ Tagen

20. Juni
31. Juli
7. Sept.
nach New-York (über Neapel)

Genua–New-York . . . . in 10 Tagen
Neapel–New-York . . . . in 9 Tagen

Auskünfte erteilt in München: Die Vertretung der „Navigazione-Generale-Italiana" *in München*, Maffeistr. 14, Telephon 27464; Kaufhaus Oberpollinger, Abteilung Reisebüro, Neuhauserstraße 44/46. *In* **Berlin:** Unter den Linden 47.



HAMBURG-AMERIKA LINIE

VON HAMBURG NACH

SÜD-AMERIKA

RIO DE JANEIRO u. BUENOS AIRES

Deutsche Passagierdampfer Rugia, Teutonia, Galicia, Baden, Württemberg

Regelmäßige ca. monatliche Abfahrten

Rugia, Teutonia *und* Gal'cia führen eine erste Kajüte. Baden und Würitemberg haben nur eine einfache Kajüteneinrichtung. Auf allen Dampfern ist eine moderne dritte Klasse mit eigenem Speisesaal. Rauchzimmer, Damensalon und Sc'lafkammern zu zwei und mehr Betten vorhanden

AUSKUNFT ERTEILT DIE

HAMBURG-AMERIKA LINIE HAMBURG und deren Vertreter in:

Berlin W 8, Unt. d. Linden 8, Potsdamer Platz 3 und Leipziger Straße (Kaufhaus Tietz) / **Baden-Baden,** am Leopoldsplatz **Breslau,** Schweidnitzer Stadtgraben 13 **Dresden,** Mosczinskystr. 7 u. Pirnaischer Platz / **Frankfurt a. M.,** am Kaiserplatz **Köln,** Hohe Straße (Kaufhaus Tietz) **Leipzig,** Augustusplatz 2 / **München,** Theatinerstraße 38 und Bahnhofsplatz 7 (Kaufhaus Tietz) / **Stuttgart,** Schloßstr. 6 / **Wiesbaden,** Taunusstr. 11 und Kranzplatz 5 / durch die Vertreter der UAL in **Paris:** L. P. Hattemer, 11, Rue Scribe, in **London:** Wm H. Muller & Co Ltd, 66/68 Haymarket, und durch die sonstigen Vertreter an allen größeren in- u. ausländ. Plätzen

---



Regelmäßige Verbindung

von Bremen über Southampton, Cherbourg nach New York durch die prachtvollen amerikan. Regierungsdampfer der United States Lines

NÄCHSTE ABFAHRTEN:

President Roosevelt .	4. April	9. Mai
President Arthur . .	11. April	16. Mai
President Fillmore . .	18. April	21. Mai
President Harding . .	25. April	26. Mai
George Washington .	2. Mai	6. Juni

Von Southampton und Cherbourg 1 Tag später

Verlangen Sie Prospekte und Segellisten Nr. 103

UNITED STATES LINES

Berlin W 8, Unter den Linden 1

General-Vertretung Norddeutscher Lloyd, Bremen

S 56

Als Spediteur empfiehlt sich:

A. Warmuth, Berlin C. 2

Telefon: Amt Norden 9731—36. H. d. Garnisonkirche 1 a.

J. A. HENCKELS

ZWILLINGSWERK / SOLINGEN

empfiehlt

Bestecke, Messer, Scheren, Nagelpflege-Artikel

und im besonderen

Rasierapparat „Zwilling"

gebogenes Profil mit 12 besten dünnen Klingen.
Hauptniederlage: **BERLIN W 66,** Leipziger Str. 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen:
Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" beziehen zu wollen.

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen,

Die Unbegreifliche

ROMAN VON

Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende



des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben war in Heft 22/23 bekanntgegeben.

1. FORTSETZUNG

Inzwischen hatte der „Angelo Emo" mehrere Male den Gardasee überquert. Einige der Fremden hatten schon das Schiff verlassen, um am linken Ufer die billigeren italienischen Hotels zu benutzen oder um Fußwanderungen auf den Monte Baldo anzutreten. Einheimische mit ihren Körben hatten von Landungsstelle zu Landungsstelle gewechselt.

Als der Dampfer Malcesine verlassen hatte und sich ungefähr in der Mitte des Sees befand, war unter den Matrosen und den Einheimischen eine Unruhe ausgebrochen, die sie am Bug des Dampfers zusammendrängte.

Auch der Kapitän blickte aufmerksam nach der mehrere hundert Meter hohen, steilen Felswand, die so hart von dem fast unzugänglich erscheinenden Bergneste Tremosine zum See abfällt. Er benutzte des öfteren sein stark abgenutztes Fernglas, um es nach einem kurzen Blick auf die Felswand befriedigt wieder abzusetzen.

„Heute glückt dir das nicht, mein Hähnchen," murmelte er befriedigt. „Ich werde schneller sein als du! Oder — du brichst dir das Genick."

Doktor Rini schien anderer Ansicht zu sein. „Wenn die Automobilstraße fertig wäre ..." gab er zu bedenken.

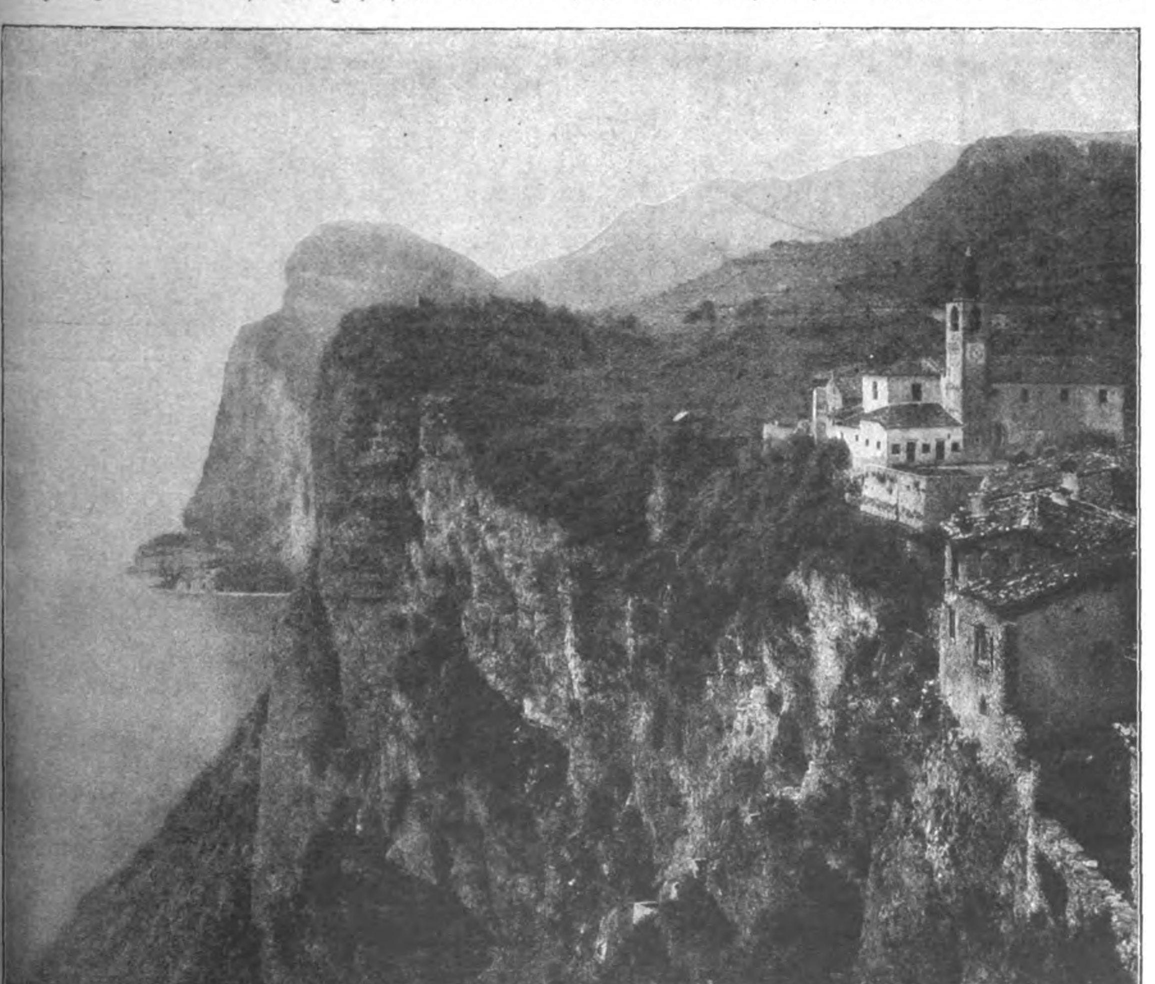
„Sie ist es aber nicht!"

Auch der Steuermann hatte noch Hoffnung. „Wenn er wie die schönen Mädchen von Tremosine, Gazellen gleich, von Stein zu Stein springt ..."

„Dazu fehlt ihm der Mut; er weiß, daß ein einziger Fehltritt den Tod bedeutet."

„Verflucht!" Der Steuermann biß sich auf die Lippen. Dieser widerhaarige Kapitän würde keine einzige lumpige Minute zugeben, um den lustigen Streich des Signor Conte gelingen zu lassen.

Jetzt waren auch einige der Fremden auf das sich bietende Schauspiel aufmerksam geworden. Einer der Matrosen gestikulierte vor Brinkmanns herum und versuchte ihnen klarzumachen, daß sie die Sache angehe.



Tremosine am Gardasee, der Schauplatz der Fortsetzung unseres Preisromans.

„Koffer klein — klein Koffer," radebrechte er, indem er sich besonders an Mabel wandte und auf einen Ausruf ihres Entzückens wartete.

Mabel glaubte den Matrosen wohl zu verstehen; da sie jedoch weder ihren verlorenen Handkoffer noch sonst etwas Aufregendes zu entdecken vermochte, wußte sie nicht, wohin sie ihre Aufmerksamkeit lenken sollte.

Inzwischen war der „Angelo Emo" der Felswand von Tremosine so nahe gekommen, daß auch ein mit Weg und Steg nicht bekanntes Auge Einzelheiten festzustellen vermochte.

„Allerhand Achtung," sagte Herr Brinkmann anerkennend, „da bauen ja die Italiener eine Automobilstraße hinauf!" Man sah, daß eine zwar steile, aber in breiten Kurven emporschwingende Straße vom See ausging. Ab und zu konnte man an den Felsen auch Arbeiter entdecken, die mit Sprengungen beschäftigt waren.

Ein Österreicher, der sich schon von Torbole aus an Annemarie Rohden und ihre Freundin herangemacht hatte, erklärte ihnen mißmutig: „Sehen Sie, dort baut der Polentafresser, unser lieber Bundesbruder, hart an unserer Grenze Kriegsstraßen — und oben in Deutschland glaubt man noch immer an den heiligen Dreibund!"

„Der Conte Prisco!" Der Matrose, der vorhin in Riva mit dem Zollbeamten zusammen Priscos Chancen erwogen hatte, versuchte Herrn Brinkmanns Seemannsaugen auf den richtigen Punkt hinzulenken.

Nun verstanden Mabel und Marianne. „Wahrhaftigen Gottes," sagte auch plötzlich Papa Brinkmann. „Aber es langt nicht! Wollen wir wetten, daß er zu spät kommen wird?"

„Seht nur," sagte der Zollbeamte zu den Matrosen, „wenn der Teufel ihn verläßt, dann stehen immer noch alle kleinen Teufelinnen mit ihm im Bunde. Seht nur! Seht!"

Prisco hatte anscheinend das Wagnis unternommen, mit einem Auto von Riva aus den mehrmals den See kreuzenden langsamen Dampfer einzuholen. Über die Ponalestraße war er in weitem Bogen hinter den Gardaseebergen herangesaust, so daß er die Höhe von Tremosine erreichte, als der Dampfer zwischen Malcesine und Tremosine lag. Ein pünktliches Eintreffen am „Angelo Emo" war fast gesichert gewesen.

Da, in der entscheidenden Minute, hatte sich ihm ein unüberbrückbares Hindernis in den Weg gestellt. Die noch nicht eröffnete große Automobilstraße war wohl schon an einzelnen Tagen für den örtlichen Verkehr freigegeben, kleine Kurvenfehler hatten jedoch neue Sprengungen nötig gemacht, die dann eine Sperrung der Straße bedingten.

So war Priscos Automobil fast bis zur Mitte der Straße gelangt. Dort gab es jedoch plötzlich kein Weiter. Große Steinkarren hielten die Straße in ihrer gesamten Breite gesperrt.

Geübtere Augen hatten vom Schiff aus erkennen können, wie Priscos Auto bis zu dieser Stelle gelangte. Die Matrosen hatten sich bekreuzigt, als sie sahen, wie der Chauffeur trotzdem seinen Wagen an den sperrenden Karren vorbeizubringen versuchte und das Vorderteil des Autos bedenklich nahe zum Abgrund hinlenkte. Bis er kurz abstoppte, da er die Unmöglichkeit des Vorbeikommens einsah.

Da blieb Prisco nur noch der eine Weg: er mußte versuchen, den „Angelo Emo" zu Fuß auf dem schmalen Gebirgspfade zu erreichen.

„Mut! Mut!" riefen die Matrosen und die Einheimischen ihm zu, obgleich sie wissen konnten, daß ihr Ruf nicht bis zur steilen Höhe empordrang.

Man sah auch, daß Prisco das Unternehmen nicht für verloren gab. Er war aus dem Auto gesprungen und schickte sich an, den Fußpfad zu benutzen. Doch sofort wurde ihm Halt geboten, da er eine gefährlichere Stelle, ein schmales Grasband, nicht ohne Vorsicht überwinden konnte. Steine fielen herab, man sah, wie er mit seiner schmalen Gestalt am Felsen klebte und ängstlich mit den Händen nach Haltepunkten suchte.

„Springen! Sie müssen springen, Signor Conte," riefen die Matrosen hinauf. „Habt ihr gestern gesehen, wie das die Marietta machte?" fragte ein Matrose. „Gerade an dieser Stelle ist sie wie eine Katze gesprungen!"

Marianne Brinkmann wandte sich plötzlich ab. Sie war ganz blaß geworden und hielt die Hände aufs Herz gepreßt. „Ich kann das nicht mit ansehen," hauchte sie hin.

„Du?" Mabel blickte ihr erstaunt ins Gesicht. „Aber ich bitte dich: es ist doch mein Koffer! Was geht dich die Sache an!"

„Tremosine!" rief der Kapitän ganz gegen seine Gewohnheit höchst persönlich aus, noch ehe der „Angelo Emo" an der Landungsbrücke festgemacht hatte. „An die Arbeit! An die Arbeit!" Gewohnheitsmäßig ermunterten sich die Matrosen gegenseitig. Sie gaben das Spiel für Prisco verloren: denn wenn sie auch so langsam wie möglich die paar Frachtstücke aus- und einluden, jetzt konnte er den Dampfer nicht mehr erreichen.

Der Zollbeamte hatte jedoch besser gesehen, als er „Seht, seht" ausrief. Für Prisco nahte ganz unerwartete Hilfe.

Die Felsennester am Gardasee haben von altersher oft keine andere Verbindung vom See zu ihrer luftigen Höhe als eine primitive Drahtseilbahn, mit der sie die schwereren Güter emporwinden. Es ist zwar verboten, diesen über Abgründe schwebenden und gelegentlich auch mal an die Felsen anschlagenden Kasten zur Personenbeförderung zu benutzen, aber man sieht doch hier und da mal einen Burschen, der eilig zum Dampfer gelangen will, in windender Fahrt hinabbefördert werden.

Wahrscheinlich hatte eins der Tremosiner Mädchen gewußt, in welche Not Prisco mit seinem Auto geraten mußte; denn jetzt senkte sich der Kasten herab: er hielt in Priscos Nähe an, wurde wieder ein kurzes Stück zurückgezogen, bis er über einer Stelle schwebte, von wo aus er gefahrlos zu besteigen war.

„Das ist verboten!" donnerte der Kapitän hinauf, als er plötzlich merkte, daß er noch im letzten Augenblicke unterliegen könne.

Doch schon war Prisco ein kurzes Stück Wegs zurückgerannt und hatte sich behend in den Kasten geschwungen.

„Ein Satanskerl, dieser Graf," rief Herr Brinkmann begeistert aus. „Stopp, Kapitän! Stopp!"

Der Kapitän hätte sich den Teufel um das Stopp des Herrn Johann Christian Brinkmann aus Hamburg gekümmert. Er sah jedoch ein, daß er sich bei all seinen Landsleuten unbeliebt machen würde, wenn er aus Gehässigkeit jetzt das Abfahrtssignal gab. Hier kam das italienische Ehrgefühl in Frage, man durfte einen solchen Helden nicht vor den Augen der Fremden im Stiche lassen.

„Dank, tausend Dank, Marietta," jubelte Prisco unter lebhaften Armbewegungen zur Höhe empor, sobald er wieder auf festem Boden stand. Dann war er mit ein paar Sprüngen an Deck des Schiffes. Dort zog er aus seiner Brusttasche ein lila Tüchlein und schwenkte es nach Tremosine hinauf. „Die Madonna sei dir gnädig, Marietta, für das, was du an mir getan hast!" Diesem klangvollen Ausrufe, den sogar einige der Fremden verstanden, folgten ein paar Brescianer Brocken, die so lustig zu sein schienen, daß auch der Kapitän sich nicht des Lachens erwehren konnte.

Papa Brinkmann erwartete Prisco an der Treppe zum Promenadendeck mit abgezogener Mütze. „Herr Graf...“ begann er. Prisco machte eine abwehrende Handbewegung. Er lüftete etwas den Hut, indem er kurz seinen Namen nannte, wie wenn er Wert darauf lege, nur Prisco angeredet zu werden. Dann verbeugte er sich vor Mama Brinkmann und warf einen raschen Blick nach der Rundbank am Heck des Decks. „Kommen Sie,“ sagte er wie selbstverständlich zu den beiden Mädchen, „der schönste Platz ist frei, kommen Sie schnell!“

Johann Christian Brinkmann ließ sich aufatmend neben seiner Gattin nieder. Es war ihm sehr recht, daß der Graf ihm die dummen Förmlichkeiten ersparte; noch stets hatte er feststellen können, daß die beiden Mädels viel besser wußten, wie man mit solch vornehmen Herren umgehen müsse.

„Herr Graf,“ begann Mabel die Unterhaltung, denn sie hielt sich für verpflichtet, zuerst das Wort zu ergreifen, um ihren Dank auszusprechen. „Bitte nennen Sie mich nur Prisco,“ unterbrach der Graf sofort, „Carlo Prisco; ich bitte jedoch nie Carl, das ist das einzige deutsche Wort, das ich nicht leiden kann.“

Lachend stimmten die Mädchen zu. Sie waren sich einig darüber, daß Carlo schön klinge, wunderschön — während Carl lächerlich sei, noch dazu bei einem Manne mit rabenschwarzem Haar. Diese Ansicht mußten sie allerdings bald darauf etwas korrigieren, denn als Prisco in einem unbedachten Augenblick seinen Hut etwas mehr lüftete, wurde eine recht beträchtliche Glatze sichtbar. „Eine Hutschönheit — wie schade,“ flüsterte Marianne ihrer Schwester zu. „Der kleine Schnurrbart und die brennend heißen Augen sind um so begeisternder,“ gab Mabel zurück, ohne sonderlich darauf zu achten, ob sie leise genug sprach.

Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Der Graf gehörte trotz seines weltmännischen Auftretens anscheinend nicht zu jenen Herren, die über alles und jedes zu plaudern wissen. Er begnügte sich damit, in vornehm-lässiger Haltung zwischen den beiden schönen Mädchen zu sitzen. Nur wenn Annemarie Rohden oder eine der anderen Damen, die er in Riva mit Blicken bombardiert hatte, in die Nähe der Rundbank kamen, neigte er sich zu Mabel und stellte ihr eine Frage, oder er versuchte Marianne zum spöttischen Mitlachen über kleine Eigentümlichkeiten der Passagiere zu veranlassen.

Mabel und Marianne konnten sich nicht ganz frei und ungebunden geben. Dieser Italiener hatte eine besondere Art, mit seinen Augen zu schmeicheln, zu bitten, zu fordern, auch wenn er nur Alltägliches über die Lippen brachte. Er ließ erraten, daß er Versteckens spiele, und daß er viel mehr zu fragen und zu sagen habe, wenn er nicht durch die Anwesenheit der anderen Schwester zur Zurückhaltung gezwungen würde. Mabel und Marianne fühlten beide, wie sehr sie sich im Wege waren. Gerade weil es die Schwester war! Vor einer Freundin oder einer Fremden durfte man sich viel leichter mal etwas gehen lassen, da hatte man abends beim Zubettgehen nicht den Vorwurf zu befürchten, daß man sich „unglaublich kokett“ benommen habe.

Der Graf schien das Störende nicht als unerträglich zu empfinden. Er ließ sich die Vornamen der beiden Mädchen sagen, fragte nach der voraussichtlichen Dauer ihres Aufenthalts in Gardone, nach der Krankheit von Mama Brinkmann und nach den Lebensgewohnheiten in Hamburg. Als Mabel von den Reitstunden im Tattersall erzählte, leuchteten seine Augen auf, und er warf mit Kennermiene einen Blick über die ganze Gestalt des Mädchens. Sofort wandte er sich jedoch zu Marianne und bewunderte mit derselben Kennermiene den Brillantring an ihrem kleinen Finger.

Sobald der „Angelo Emo“ an einer der Haltestellen anlegte, bereitete er den Mädchen den Spaß, daß er sich von Bord aus mit den wartenden Einheimischen unterhielt. Umrahmt von den beiden auffallenden Schönheiten lehnte er sich über die Bordwand und rief laut seine Scherze hinunter. Dann erklärte er ihnen wohl auch, was er gerufen habe. Meist war es eine Schmeichelei für die Gesellschaft, deren er sich erfreuen durfte. Manchmal rief er aber auch etwas, das er ihnen durchaus nicht erklären wollte und das er mit feurigem Augenzwinkern als Geheimnis erklärte. Dann war er bezaubernd in seiner übersprudelnden Fröhlichkeit; bezaubernd war auch, wie gern ihn all diese armen Leute hatten, die sich durch seine Zurufe geehrt fühlten. Die Hafenmeister, deren Amt meist nur an einer recht schmutzigen Kappe zu erkennen war, schienen ihn mehr als den Kapitän zu achten; wenn das Schiff abfuhr, grüßten sie respektvoll zu Prisco und seinen Damen hinauf.

Das Elternpaar Brinkmann hatte ab und zu seinen Töchtern freundlich zugenickt. „Laßt euch nicht stören,“ rief Papa Brinkmann wohlgelaunt. Marianne und Mabel hatten trotzdem das Gefühl, daß man wohl auch mal zu der kranken Mama gehen möchte. Aber wie war das möglich: man konnte doch die Schwester auch nur für kurze Zeit nicht allein mit dem noch halb fremden Herrn lassen! Und der Graf selber machte keinerlei Anstalten, mit den Eltern in nähere Berührung zu kommen; er schien sie nur als etwas störende Beigabe zu betrachten.

Plötzlich kam Herr Brinkmann eilig über Deck gelaufen. „Verzeihen Sie, Herr Graf,“ sagte er etwas bedrückt, „meiner Frau fiel nur soeben ein: unser Handkoffer — soviel ich mich besinne, hatten Sie ihn nicht, es war Ihnen ja auch ganz unmöglich bei der Kletterei, keine einzige Hand hatten Sie frei, es sah mordsgefährlich aus...“

Prisco schlug sich vor den Kopf und stieß einen italienischen Fluch aus. „Esel, der ich bin; aber es ging so schnell, und das Auto...“

„Aber es macht ja nichts,“ beruhigten ihn Mabel und Marianne. „Nein, es macht wirklich nichts,“ bestätigte auch Papa Brinkmann, „ich wollte mich nur vergewissern; der Portier vom Grand Hotel muß nach Riva telephonieren.“

„Das geht nicht,“ erklärte Prisco, verzweifelt über seine Ungeschicklichkeit. „Außerdem würde es auch nichts helfen, denn ich habe den Handkoffer doch im Auto stehenlassen! Es war leicht, ihn auf dem Bahnhof herauszufinden, man gab ihn mir auch ohne weiteres, denn man kennt mich dort gut. Aber dann: ich dachte nur an die liebenswürdige Gesellschaft zweier so schöner junger Damen, ich wollte meinen Zweck unter allen Umständen erreichen und wußte, daß der Kapitän des ‚Angelo Emo‘ der einzige Mann am ganzen Gardasee ist, der mich nicht leiden kann, da habe ich diesen verflixten Koffer im Auto stehenlassen!“ Er dachte einen Augenblick nach. „Der Koffer ist natürlich nicht verloren,“ sagte er dann. „Pepi Vesentini war's, der mich fuhr. Ich nahm ihn, weil er wie ein Toller fährt und jede Straße in diesen häßlichen Bergen kennt. Er wird mich morgen in Riva erwarten; gut: fahre ich morgen nach Riva!“

„Nein, auf keinen Fall; dann fahre ich selber,“ erklärte Herr Brinkmann, „allerdings: meine kranke Frau...“

Prisco blickte ihn geringschätzig an. „Es würde Ihnen auch nichts nützen, Herr Papa! Der Pepi läßt sich eher totschlagen, als daß er den Koffer einem andern als mir ausliefert. Ich fahre! Und jetzt,“ er zeigte auf einen herrlichen, langgestreckten Palast, der mit seinem wohlgepflegten Garten das ganze Seeufer einnahm, „wir sind

in Bogliaco, hier bin ich zu Haus. Ich würde gern noch mit bis Gardone-Riviera fahren, aber ich konnte nicht ahnen ... Deshalb habe ich mir meinen Wagen bestellt. Sehen Sie, dort wartet schon mein Groom mit der Sunflower. Gefällt Ihnen das Pferd, Fräulein Mabel? Es hat bei dem Trabrennen in Mailand den ersten Preis gewonnen. Die Prinzessin Farnese hat mir am Abend nach dem Rennen alles, alles versprochen, wenn ich ihr Sunflower verkaufen würde. Aber ich liebe die Farneses nicht; ich habe Sunflower nicht verkauft, und ich habe der Prinzessin gesagt, daß eine Stute nur in der Hand eines Mannes ganz sicher geht. Seitdem haßt sie mich." Er lächelte überlegen. „Ich komme!" rief er dann barsch zu dem Groom hinab, der mit abgezogener Kappe neben dem Pferde stand und fragend zu seinem Herrn hinaufblickte. „Ich werde Ihnen jetzt zeigen, wie Sunflower geht," sagte er dann zu Mabel, indem er sie scharf beobachtend anblickte, ohne sich noch weiter um Marianne und Herrn Brinkmann zu kümmern, „ich werde eher in Maderno eintreffen als der ‚Angelo Emo'! Die Straße führt am See entlang, Sie können die Fahrt also verfolgen."

Da der Dampfer das Abfahrtszeichen gab, verabschiedete er sich mit einer schnellen Verbeugung und eilte über die Landungsbrücke, wo er sofort von einem großen weißen Steppenhund in Empfang genommen wurde, der vor Freude laut aufheulend an ihm emporsprang.

„Das ging aber schnell," meinte Herr Brinkmann. Er war etwas enttäuscht, daß der Graf es nicht mal für nötig befunden hatte, sich von Mama Brinkmann zu verabschieden.

„Pfui," sagte Marianne. Sie hatte beobachtet, daß der Graf die allzu ungestümen Zärtlichkeiten seines Hundes mit einem Fußtritte abwehrte. „Überhaupt, Mabel, er ist doch reichlich affektiert: sieh nur, wie er dort schauspielert, wie er das Pferd streichelt und dabei uns beobachtet, ob wir jede Bewegung gebührend würdigen." Sie wandte sich ab und ging zur Mama, die inzwischen von Herrn Brinkmann auf den schönen Palast aufmerksam gemacht worden war. „Ob er dort ganz allein wohnt?" sagte Mama Brinkmann nachdenklich, „er muß ja fabelhaft reich sein!" Sie spielte mit ihrem Eheringe und blickte fragend zu ihrer Tochter empor. Mütter und Töchter verstehen sich sofort bei solch unausgesprochenen Fragen.

„Er ist nicht verheiratet," antwortete Marianne. „Er hat nur eine Prinzessin, die ihn liebt, weil er brutal genug ist, ihr die Wahrheit zu sagen. Ich taxiere, daß er Pferde höher einschätzt als Frauen. Aber er ist einfach unwiderstehlich, Mama, und er hat Augen wie — nun, wie sie eben doch nur ein italienischer Graf haben kann!"

☆

Die Brinkmanns waren nicht die einzigen Passagiere, die von Bogliaco aus den Wettlauf zwischen dem Dampfer und Priscos Dogcart verfolgten.

Annemarie Rhoden paßte genau auf, ob die Seestraße sich wieder mal so weit dem Ufer näherte, daß man das elegante Gefährt bewundern konnte. Sie verstand nicht recht, warum der Graf das Fahren vorzog, da er doch anscheinend bis über beide Ohren in das eine Hamburger Mädchen verliebt war. Der Österreicher, der nicht von Annemaries Seite wich, klärte sie auf. „Das ist doch einfach die Eitelkeit dieser Katzelmacher," sagte er. „Für eine anregende Unterhaltung sind sie viel zu dumm. Haben Sie nicht beobachtet, wie gelangweilt die beiden Mädchen schließlich waren? Kann man denn beiläufig auch ein vernünftiges Gespräch führen, wenn der Mann dasitzt und immer nur seine gelben Halbschuhe und seine blauseidenen Strümpfe bewundert sehen will? Aber so dumm ist er halt doch nicht, daß er sich all die Mühe mit der Handtasch' umsonst gemacht hätte! Weil er nix reden kann, probiert er's noch mal mit dem Genickbrechen. Bei uns in Graz war mal einer, der hat überhaupt kein Wort gesprochen: er hat so lange Salto mortale gemacht, bis die schönsten Mädchen ihn in ihren Armen auffingen. Passen's auf, irgendwo wird er mit seinem Pferderl wie im Zirkus warten, daß wir ‚Bravo' rufen."

Es gelang Prisco zwar nicht, Maderno noch vor Eintreffen des Dampfers zu erreichen, da jedoch an diesem Hauptplatze der Gardasee-Riviera zahlreiche Frachtgüter für Desenzano eingeladen werden mußten, wirkte das Eintreffen des Dogcarts auf die Passagiere als angenehme Abwechslung.

Solange Herr Brinkmann und Marianne sich an der Begrüßung beteiligten, ließ Prisco die Sunflower im Kreise auf dem großen Halteplatze gehen und rief nur im Vorbeikommen ein paar Worte zum Dampfer hinüber. Er belustigte die Leute mit den Künsten seines Steppenhundes, den er, trotz des anstrengenden Laufes von Bogliaco her, fortgesetzt über die Peitsche springen ließ.

Als jedoch eine Bitte von Mama Brinkmann den Papa und Marianne für kurze Zeit abriefen, lenkte Prisco sofort den Wagen dicht an den Dampfer heran, so daß er ganz nahe bei Mabel hielt.

„Wollen Sie mich morgen wirklich allein nach Riva fahren lassen?" fragte er eindringlich. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Kommen Sie morgen mit! Aber ohne Ihre Schwester! Sie benutzen den Dampfer, der um neun Uhr früh von Gardone abfährt. Ich erwarte Sie hier in Maderno. Am Abend sind wir bestimmt wieder zurück."

Mabel errötete und senkte den Kopf. „Ich möchte schon," gab sie leise zurück. „Aber es ist natürlich ganz ausgeschlossen! Meine Eltern würden das niemals erlauben."

„Dann reißen Sie einfach aus!" Er beobachtete lächelnd die Wirkung dieses Vorschlages.

In Mabel bäumte sich der Stolz auf. „Das fällt mir nicht ein," sagte sie, indem sie sich zugleich nach ihrer Schwester hilfesuchend umsah. Was erlaubte sich dieser Graf denn von ihr und ihrer Erziehung zu denken! Ein Mädchen aus den besten Hamburger Kreisen lief doch nicht einfach einen ganzen Tag lang von seinen Eltern fort, nur um mit einem wildfremden Manne auf dem Gardasee herumzugondeln.

„Bitte, bitte, Fräulein Marianne," drängte Prisco. Da er jedoch sofort merkte, daß er das Falsche getroffen hatte, verbesserte er sich: „Nein, Sie sind ja Fräulein Mabel; Sie haben den Namen, der so gut zu Ihren Vergißmeinnichtaugen paßt." Er hielt einen Augenblick inne und blickte träumend in die Ferne. Dann drehte er sein Gesicht voll dem zaudernden Mädchen zu und sagte kurz und befehlend: „Sie kommen morgen, Mabel."

Da er jedoch von Mabel nicht das Wagnis einer bestimmten Zusage erwarten mochte, winkte er Herrn Brinkmann heran. „Bester Herr, mir ist eingefallen: eine der Damen muß morgen mit nach Riva fahren. Ich höre soeben, daß sich wertvolle Schmuckstücke in dem Koffer befinden, da kann ich die Verantwortung nicht allein übernehmen. Fräulein Mabel fährt mit dem Neun-Uhr-Dampfer von Gardone ab."

„Nein, da fahren schon besser beide Mädels mit," sagte Papa Brinkmann erschrocken.

Prisco wurde heftig. „Das geht nicht!" Er gab seinem Pferde einen ungeduldigen Peitschenschlag, so daß es zu paradieren anfing. „Ich kann nicht Ihre ganze Familie auf mein Dogcart laden, verehrter Herr! Und wir müssen von Maderno bis Gargnano mit meinem Wagen fahren, weil wir erst dort den Schnelldampfer erreichen. Sonst müßten wir ja in Riva zu Nacht bleiben,



und das ist selbstverständlich ganz ausgeschlossen, auch wenn beide Damen mitkommen würden."

Sunflower schien sich nicht mehr zügeln zu lassen, der Wagen bewegte sich bedenklich nahe der Tiefe zwischen Kaimauer und Bordrand.

Herr Brinkmann wollte dennoch erst mal seine Frau um ihre Ansicht fragen. Prisco hielt ihn jedoch trotz Sunflowers halsbrecherischer Manöver mit dem Blicke fest. „Ich hoffe sehr, Sie wissen, daß Sie es mit einem Ehrenmanne zu tun haben," sagte er eisig. „Ich verpfände mein Wort als Kavalier, daß Fräulein Mabel morgen abend mit dem Koffer in Gardone eintrifft. Es handelt sich um eine Spazierfahrt, wie ich sie in der vorigen Saison unter ganz ähnlichen Umständen mit der Tochter einer sehr bekannten deutschen Gräfin unternehmen durfte."

„Das stimmt gewiß nicht," sagte ein feines Stimmchen. Und da Prisco überrascht nach der Sprecherin hinsah, hob sich das Stimmchen, um ganz deutlich gehört zu werden. „Das stimmt nicht, das erlaubt eine deutsche Gräfin niemals."

Prisco gab der von den langsam andrehenden Schaufeln des „Angelo Emo" immer unruhiger werdenden Sunflower das Gebiß frei. „Ich erwarte Sie," sagte er kurz, indem er vor Mabel grüßend die Peitsche hob. Dann flog das Gefährt davon. Man sah nur noch, daß Sunflower an der ersten Seitenstraße des Marktplatzes in Schritt fiel, und daß Prisco Annemarie Rhoden und ihrer Freundin den Weg zur Villa Elena mit der Peitsche zeigte.

„Aber es stimmt wirklich nicht," sagte das Stimmchen zu dem erfreut herantretenden Gradner. Wie einem alten Bekannten wurde ihm die Hand entgegengestreckt. „Nicht wahr: ich bin ein Murmeltier? Ich habe ganz richtig geschlafen und dabei von Sonne geträumt. Zum sogenannten Glück langt's ja bei meinen Träumen nicht. Glück ist so was Kaltes, Blankes, und innen ist's hohl. Ja und — und was war denn das für ein Pferdehändler? Und Sie kann er auch nicht leiden! Er wird Ihnen den Kopf abbeißen, wenn Sie dazu stillhalten."

Gradner lachte. Von Tremosine aus hatte er sich mit dem Kapitän langweilen müssen. Er hatte schon befürchtet, es würde bei der ersten kurzen Bekanntschaft bleiben. Jetzt war er entzückt: entzückt auch, daß eine so völlig Fremde instinktiv erraten hatte, welche Kluft zwischen ihm und Prisco gähnte.

„Ich halte nie still, wenn man mir den Kopf abbeißen will," sagte er wohlgemut.

„Aber dieser Pferdejokel haßt Sie!" warnte das Stimmchen. „Ich habe einen Blick aufgefangen, der Ihnen galt."

„Mag sein," meinte Gradner gedankenlos, ohne sich darüber klarzuwerden, daß man ihm etwas sehr Liebes gesagt hatte. „Der beißt mir den Kopf nicht ab! Er ist feige. Nur aus dem Hinterhalt beißt er vielleicht. Allerdings ohne Erfolg, denn die feine italienische Gesellschaft hält sich von ihm zurück. Beim Volke ist er allerdings beliebt; das tituliert ihn Herr Graf, obgleich jedermann weiß, daß die gerichtlichen Zahlungsbefehle auf den Pferdehändler Prisco lauten."

„Also doch! Dann sollte man aber diesen unglaublich einfältigen Papa und seine reizenden Töchter warnen."

Gradner machte eine müde Handbewegung. „Das nützt nichts bei unsern guten Deutschen. Alle lassen sich lieber Sand in die Augen streuen, als daß sie zugeben wollen, auf einen Hochstapler hineingefallen zu sein."

„Und doch!"

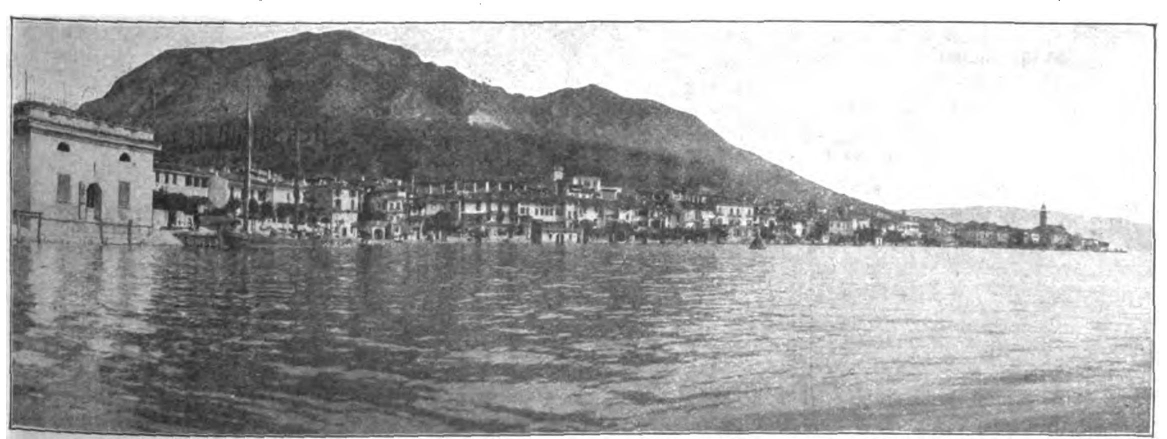
„Nun, dann muß ich Ihnen erzählen, daß ich in solchen Warnungen ein Haar gefunden habe! Voriges Jahr habe ich einer Landsmännin den deutlichen Beweis erbracht, daß sie von diesem falschen Grafen zugleich mit drei oder vier anderen Mädchen hintergangen wurde. Und was war der Erfolg meiner Warnung? Sie entführte den allzu begehrten Conte für vierzehn Tage nach Venedig! Als Witwe mit guten Einkünften konnte sie sich das leisten. In Venedig hat er allerdings so toll gejeut, daß sie gerade noch so viel Geld übrigbehielt, um nach Deutschland zurückkehren zu können. Von dort aus schrieb sie mir einen Brief, in dem sie Prisco verfluchte. Glauben Sie aber, daß sie dauernd von diesem Verführer abgekühlt war? Nein! Die Postfräuleins erzählen, daß Prisco nur nach Deutschland zu telegraphieren brauche, um im Handumdrehen Geld zu empfangen, wenn ihm mal wieder das Messer an der Kehle sitzt. Die eine genügt ihm allerdings nicht. Aus Frankfurt, aus München, Berlin und sonstwoher erhält er Geld, sobald er ein paar telegraphische Schmeichelworte losläßt. Überall befinden sich Damen, die ihn lieben oder — fürchten."

„Fürchten, ja das mag wohl sein; denn so sieht er aus."

„Um es jedoch soweit kommen zu lassen, fängt er mit der Liebe an. Sein unfehlbarer Trick besteht darin, eine Dame derartig rettungslos zu kompromittieren, daß sie auf ewig ganz in seiner Hand ist. Wenn Sie nicht vorsichtig sind, meine Gnädigste ..."

„Bitte, sagen Sie nicht ‚meine Gnädigste' zu mir. Und verheiratet bin ich auch nicht!" Sie suchte in einem Handtäschchen von feinstem Wildleder mit Silbereinfassung. „Sehen Sie, nun muß ich mich Ihnen doch vorstellen. Hier ist meine Karte, denn sonst haben Sie meinen Namen längst vergessen, wenn Sie mich im Grand Hotel besuchen wollen. Und das müssen Sie doch tun! Aber Sie dürfen nicht vor fünf Uhr nachmittags kommen; denn ich bin krank, sehr krank, und ich muß eine Liegekur durchmachen, damit ich dick wie ein Schweinchen werde. Wenn es aber nicht anders geht, dann dürfen Sie auch schon vor fünf Uhr kommen."

(Fortsetzung folgt.)



Salò am Gardasee.



Entladen eines Gefrierfleischschiffs im Hamburger Hafen.

Gefrierfleisch als Nothelfer

Von Margarete Weinberg (Mit drei Abbildungen)

Trotz der Besserung der Mark sind die Vieh- und Fleischpreise andauernd gestiegen, und als das Steigen ein Ende nahm, haben sie infolge von Preistreibereien des Zwischenhandels die erreichte Höhe beibehalten, obwohl der Dollarwert inzwischen wesentlich gesunken ist. Da nach Ansicht der Fachleute die deutschen Viehpreise keineswegs der wirklichen Marktlage und der Währungsbesserung entsprechen, versucht man, durch die Einfuhr von Fleisch aus dem Auslande, den Schiebungen und unlauteren Machenschaften entgegenzuwirken. Bestes argentinisches Gefrierfleisch wird sich bei einem Dollarkurs von rund 20000 auf etwa 2000 Mark stellen. Somit werden die Konsumenten doch schließlich, wenn auch leider spät, von der Besserung der Mark profitieren.

Vor dem Kriege berechnete man unseren durchschnittlichen Fleischverbrauch auf den Kopf der städtischen Bevölkerung mit 54,6 kg im Jahre und 150 g täglich, während die ländliche Bevölkerung dank ihrer reichlicheren Versorgung mit Milch, Butter und Eiern naturgemäß mit einer (etwa um 60—65 Prozent) geringeren Menge auskam. Dieser Vorkriegsverbrauch war nach dem Urteil maßgebender Hygieniker keineswegs ein allzu reichlicher; um so verhängnisvoller für den Kräftezustand der Bevölkerung erwies sich sein Rückgang im Laufe der Kriegsjahre bis auf 10 kg jährlich, der sich auch innerhalb der darauf folgenden sogenannten Friedenszeit kaum gebessert hat. Denn der Fleischverzehr des deutschen Volkes, der zu Beginn dieses Jahres mit etwa 12 kg auf den Kopf der Bevölkerung berechnet wurde, verteilt sich nicht nur auf diese, sondern auch auf die zahlreichen im Lande weilenden Ausländer, die Besatzungstruppen und deren Anhang, lauter Verbraucher, die zweifellos eine weit beträchtlichere Fleischkost als die durchschnittliche beanspruchen, da ihre Mittel es ihnen nur zu leicht erlauben, während die einheimischen Volksgenossen die sprunghaft steigenden Fleischpreise immer schwerer erschwingen können. Die Notwendigkeit, den Fleischverbrauch dieser Schichten trotzdem nicht weiter sinken zu lassen, ihn womöglich zu heben, lenkte die Aufmerksamkeit verantwortlicher Personen auf den in anderen Ländern längst betretenen Ausweg, die Einfuhr von Gefrierfleisch zu fördern, jener südamerikanischen Dauerware, in deren Gestalt seit der Erfindung der künstlichen Kälteerzeugung vor etwa fünfzig Jahren den Völkern Europas der unermeßliche Fleischreichtum überseeischer Länder dargeboten wird.



Ausstellung von verschiedenen Gefrierfleischsorten.

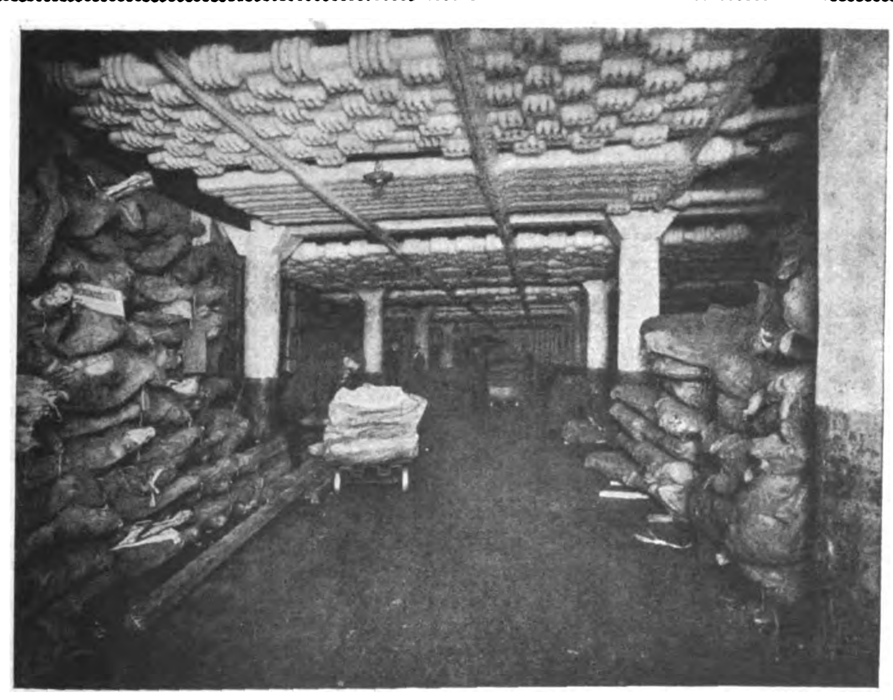
Hauptabnehmer dieses Ersatzes für frische Fleischkost ist von jeher Großbritannien, das durch seinen reichlichen Import auch die ärmsten Volksschichten mit billiger Fleischnahrung versieht. In Deutschland dagegen bestand bisher wenig Zutrauen zu dieser Kost, deren Einfuhr durch gesetzliche Bestimmungen sehr erschwert wurde. Der Gefrierfleischverbrauch des deutschen Volkes war infolgedessen bis zum Ausbruch des Weltkrieges verschwindend gering. Die Versuche, die in den Kriegsjahren einsetzten, die Bevölkerung damit zu versorgen, waren auch nicht dazu angetan, Vorurteile zu entkräften: das mit unzulänglichen Mitteln aus schlecht ernährtem Vieh ohne die einzig durch langjährige Erfahrung zu erwerbende Sachkenntnis im Inlande hergestellte Gefrierfleisch fand ebensowenig den Beifall der Verbraucher, wie die in der Nachkriegszeit eingeführte ausländische Ware, die — wie man nachträglich erfährt — aus den Überresten der seit

langer Zeit für die Verpflegung der Ententeheere aufgestapelten Fleischvorräte bestand, mithin alt und minderwertig war. Den gleichen Vorwurf kann man nun aber den Gefrierfleischlieferungen nicht machen, die zur Zeit aus Argentinien, dem Hauptproduktionslande, in deutschen Häfen eintreffen. Hier handelt es sich durchweg um sehr hochwertige frische Ware, die vom besten Viehschlage der Welt stammt und unter Beachtung jeglicher hygienischen Gebote, insbesondere desjenigen peinlichster Sauberkeit und sorgfältigster tierärztlichen Untersuchung vor und nach der Schlachtung, in den großartigen dortigen Gefrierwerken zu Dauerware verarbeitet wird. Die halbierten oder gevierteilten gefrorenen Schweine, Rinder und Hammel werden alsdann unter allen gebotenen Vorsichtsmaßnahmen auf eigens dafür bestimmte Gefrierdampfer verladen, um endlich, an ihrem Bestimmungsorte angelangt, in den Kühl- und Gefrierhäusern deutscher Hafenstädte Unterkunft zu finden, von wo aus die Verteilung an die abnehmenden Großfirmen des Binnenlandes vor sich geht. Für die Beförderung zu Wasser und zu Lande gibt es Kühlleichter und Kühlwaggons, in deren Räumen die Ware vor dem Auftauen vollkommen geschützt bleibt. Dieser letztere Prozeß darf erst unmittelbar vor dem Verkauf stattfinden und erfordert gleichfalls sorgfältige sachverständige Überwachung, für die ausreichend gesorgt ist, so daß der Hausfrau nur wirklich einwandfreie Ware dargeboten wird.

Behandelt sie diese auch ihrerseits richtig, so liegt keine Möglichkeit des Mißratens vor, denn so zubereitetes Gefrierfleisch ist tatsächlich von frischem nicht zu unterscheiden. Eigentlich ist für die hauswirtschaftliche Praxis nur der einzige Grundsatz zu beachten, daß das gekaufte Gefrierfleisch tunlichst sofort verwendet werden muß und bei seiner Behandlung größte Reinlichkeit geboten ist. Denn mit jeder Verunreinigung gelangen Fäulnisbakterien und Schimmelpilze auf das Fleisch, und die durch das Auftauen gelockerten Gewebe bilden für solche einen noch günstigeren Nährboden als frische Ware. Soll das Fleisch also nicht innerhalb weniger Stunden verbraucht werden, so muß man dieses — je nachdem es zum Braten und Schmoren oder zum Kochen bestimmt ist — ganz kurze Zeit von allen Seiten in heißem Fett scharf anbraten oder auf fünf Minuten in sprudelnd kochendes Wasser tauchen, um das Schließen der Fleischporen zu bewirken. Im übrigen verfährt man bei der Zubereitung wie mit jedem anderen Fleisch; ein von der Fleischeinfuhr-Gesellschaft herausgegebenes Kochbuch gibt Neulingen eine Fülle von Anregungen für Gefrierfleischverwendung und lehrreichen Aufschluß darüber, aus welchen Gründen diese sich sogar sparsamer gestaltet als die von anderem. Das von hochwertigem Mastvieh stammende fettreiche Gefrierfleisch erübrigt meist die Zugabe von Bratfett; außerdem verdunstet beim Einfrieren und Lagern ein Teil seines natürlichen Wassergehalts, während der Nährstoffgehalt der gleiche bleibt.

Als Auslandware ist Gefrierfleisch in der Preisgestaltung naturgemäß vom jeweiligen Dollarstande abhängig; in Zeiten sprunghafter Steigerung seines Wertes kann eine so starke Verteuerung eintreten, daß die Bevölkerung es ablehnt und sich an das billigere einheimische Fleisch hält, soweit ihre Zahlungsfähigkeit überhaupt noch den Fleischgenuß gestattet. Indessen passen sich erfahrungsgemäß auch die Preise für Inlandware stets in kurzer Zeit dem sinkenden Geldwerte an, und sobald das geschehen ist, stellt sich auch die Absatzmöglichkeit für Gefrierfleisch wieder ein. So bleibt dieses selbst unter schwierigen Valutaverhältnissen ein schätzbarer Nothelfer unserer Fleischversorgung, und die Mahnung beherzigenswert, die die Seniorin der auf wissenschaftlicher Vorbildung fußenden Hauswirtschaft, Dr. h. c. Hedwig Heyl, hinsichtlich seiner Verwendung in die Worte kleidete:

Überfluß helfe dem Mangel!
Dankbar bereite mit kluger Erkenntnis die Hausfrau
Gefrorenes Fleisch, das aus fruchtbaren Zonen
Des Vaterlandes Häfen erreicht.
Handel und Wandel erleichtre dem Volk nur den Einkauf.



Das Innere eines Speichers der Fleischeinfuhr-Gesellschaft in Hamburg.

Die Familienehre * Von W. Popper

Frau Juliane Rausch hatte einigemal an der Tür der jungverheirateten Tochter geläutet, ohne Einlaß zu finden, und wollte eben weggehen, als die Tür so rasch geöffnet wurde, daß sie fast zurücktaumelte. Ein junger Mann, der sich offenbar eiligst empfohlen hatte, denn er hatte den Überrock nur umgehängt und trug die Handschuhe in der Hand, stürmte an ihr vorüber, die Treppe hinab, während die Tochter ihr mißvergnügt, mit hochgerötetem Gesicht und finster gerunzelter Stirn entgegentrat.

„Ich scheine dir recht ungelegen zu kommen, Viki," sagte die Mutter.

„Du hast ja Sturm geläutet, Mama; ich kann doch nicht so rasch zur Tür laufen, wenn ich Besuch habe."

„So, und du empfängst Herrenbesuche, während dein Gatte im Amte ist, was soll das heißen, Viki?"

„Das soll heißen, daß ich großjährig und Herrin meines Hauses bin, ich empfange wen ich will und lasse mich nicht über meine Pflichten belehren wie ein Schulmädchen."

„Du meinst also, daß ich es ruhig zugeben werde, wenn du deinen braven Gatten betrügst?"

„Welche Ausdrücke du gebrauchst! Herr Fittler war mein Rodelgefährte auf dem Semmering; er war heute erst das zweitemal bei uns —"

„Soll ich etwa warten, bis du Unehre über das Haus gebracht hast, das dein Mann mit so großen Opfern erbaute? Muß ich es erleben, daß meine einzige, wohlbehütete Tochter so spricht? Wehe, daß du in dieser durchseuchten Zeit geboren bist, die dich mit ihren Krankheitskeimen vergiftete!"

Die Tochter stand mit flammenden, haßerfüllten Augen der zürnenden Mutter gegenüber und wollte ihr eben die Tür weisen, als diese rasch geöffnet wurde und der junge Gatte eintrat. Auch er hatte zornrote Wangen und einen düster-drohenden Blick. „Da ist mir vor dem Hause dieser junge Geck, dein Sportgenosse Fittler begegnet, der die Frechheit hat, dich schon das viertemal zu besuchen, trotzdem ich es dir verboten habe, ihn in meiner Abwesenheit zu empfangen; wenn dies noch einmal geschehen sollte, werde ich ihn hinauswerfen, und auch du kannst eines Denkzettels gewärtig sein."

Frau Hedwig wollte dem aufgeregten Gatten, der das erstemal so zu ihr sprach, entrüstet entgegnen, doch brach sie in Tränen aus, und die Mutter kam ihr zuvor, ehe sie sich gefaßt hatte. „Wie kannst du es wagen, meine Tochter in meiner Gegenwart mit einem so gemeinen Mißtrauen zu beleidigen? Es scheint, daß du vor deiner Ehe nur mit Halbweltdamen verkehrtest und nun vergißt, die engelreine, wohlbehütete Tochter eines Patrizierhauses vor dir zu haben. Du hast aber nicht nur das arme Täubchen, dessen unschuldweißes Gefieder frei vom Straßenmorast ist, beleidigt, sondern auch die Mutter, die sie mit ihrem Blute genährt, und du weißt, wessen eine gereizte Mutter fähig ist! Ich lasse mein Kind nicht in deinem Hause, wo es so schmählichen Verdächtigungen ausgesetzt ist, und werde es mit mir nehmen! Wisse, daß ich Herrn Fittler, der der Sohn meiner Bridgepartnerin ist, auf der Straße getroffen, daß er mich hierher begleitete und ich ihn natürlich aufforderte, mit heraufzukommen; er war also in meiner Begleitung, und du wirst mir doch nicht die Rolle einer Frau Martha Schwertlein zumuten — komm, mein armes, unschuldiges Kind, ich nehme dich mit in das schützende Vaterhaus —"

„Aber, Mama, wie können Sie ein unbedachtes Wort so tragisch nehmen!" rief der besänftigte Ehemann. „Sie wissen ja, daß nur die Liebe uns Männer so verblendet; ich bin ja glücklich, daß mein Verdacht so unbegründet war und bitte Hedwig reuevoll um Verzeihung." Er ging auf seine Frau zu und küßte ihr die Tränen von der Wange, und dann ergriff er die Hand der Schwiegermutter. „Ex ungue leonem!" sagte er, „in diesen Krallen gibt sich die Löwenmutter kund!" — Bei diesen Worten führte er die breite, volle Rechte Frau Julianens ehrerbietig an die Lippen.

Das Amsellied. Von H. v. Pfaundler

Nehmt Haufen Silbers, nehmt vom reinsten Gold
Und alle Schmiedekunst aus hundert Jahren,
Nehmt alle Farben, die zum wunderbaren
Bildnis der größte Meister schaffen sollt',
Aus edlen Geigen lockt die reinsten Töne,
Singt, schmückt euch, lacht! Ihr schafft doch nicht das Schöne,
Das täglich jetzt das neue Land durchzieht,
Weckend, verklungene, jugendsüße Träume:
Vom Zweig der grüngewordnen Gartenbäume
Melodisch klingt
Ein kleines Amsellied.

Ehe. Von Hermann Schilling

Zwei Menschengeschicke in eins gedacht,
an einer Flamme Kraft entzündet,
zu eines Willens Tat verbündet,
mit Sonnenglück und Leidensnacht
in der weiten Welt eine Welt für sich
auf Leben und Sterben: du und ich.

Ritter im Liebesgarten. Von Werner Bergengruen

Rosen, licht und schönheitsschwer,
Rosen blühen um dich her.

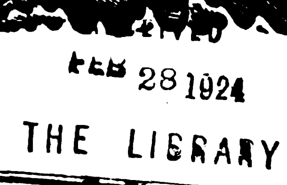
Unter ihnen ganz vergraben
liegt mein Schwert — —

Manchmal wie in irren Träumen
hör' ich ferne Klingen klirren,
hör' ich rasche Rosse traben.

Wilde Rufe hör' ich schwirren,
Rufe, die ich einst gehört —

Unter Rosen tief vergraben
zuckt mein Schwert.

Rosen, licht und schönheitsschwer,
Rosen blühen um mich her.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 27



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Dös glaubst net?
Hier steht's doch!

Nach einem Gemälde
von Hans Best

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Ein herbeigerufener Arzt, nachdem man ihn mit dem ungewöhnlichen Fall bekannt gemacht, verabreichte dem vollkommen Bewußtlosen mehrere Injektionen, übernahm jedoch gleichzeitig jede Bürgschaft dafür, daß man den in tiefsten Schlaf Versenkten in einem Krankenautomobil ohne Gefahr und zwar binnen wenigen Stunden in seine Heimat und zu den Seinen zurückbringen könnte. „Meine Herren, glauben Sie mir, ein besseres Mittel, als die Einwirkung der gewohnten Umgebung, kennt die Wissenschaft für solche zersprengten und verschütteten Sinne nicht. Die Gewohnheit ist nicht nur des Menschen Amme, sondern auch sein Arzt. Reisen Sie unbesorgt!"

So fuhr der Ignotus, obwohl bewußtlos und verschnürt in die Fesseln eines schweren Traumes, als Joachim-Wendelin Graf von Prora aus den Toren der großen Stadt, in die er vor Monaten als Strolch und Marodeur eingezogen war. Und während die leichte Hand einer Krankenschwester in dem unmerklich gleitenden Gefährt seine Kissen rückte, spürte er den liebehauchenden Mund der Böhmin vor seinem Ohr, die ihm voll zärtlicher Erregung zuflüsterte: „O du Nazel, heute abend erwart' ich dich. Da will ich dir das Nestel so lauschig machen, daß du meinst, du wärst im Himmelreich, du Fratz, du goldiger!"

✡

In einem der ruhigen Zimmer, die im zweiten Stockwerk des Proraer Schlosses gegen die ferne See gerichtet waren, ganz in der Nachbarschaft jener Appartements, die seinerzeit von der Mala und ihrer Tochter bezogen wurden, da glitten die schweren grünen Vorhänge von den Fenstern zögernd und fast geräuschlos zurück. Das weißblaue Morgenlicht eines frühen Wintertages schnitt kantig und scharf um die glatten Flächen der englischen Schlafstubeneinrichtung, und die kühle modische Nüchternheit des Raumes ließ keinen Zweifel, daß man es mit einer auf das Zweckmäßige gestellten Jungmännerbehausung zu schaffen habe.

Noch hatte sich die Helligkeit des Tages nicht völlig über das niedrige Bettgestell verbreitet, als der Besitzer des Lagers seine blaue Seidensteppdecke von der Brust herabschob, um dann die tief zurückliegenden grauen Augen aufmerksam und ruhig über die gewohnten Stücke seines Hausrats gleiten zu lassen. In wohliger Ermüdung beobachtete er die bunten Prismastreifen in den facettierten Kanten des Schrankspiegels, und die Schälchen, Seifen, Pinsel und Rasierinstrumente auf der gläsernen Platte des Waschtischs flößten ihm das behagliche Gefühl der Ordnung und der gesunden Pflege ein. Es war eben ein Morgen, wie man ihn stets genoß, seit man gelernt hatte, in Dankbarkeit und stiller Genugtuung die glänzenden Parkettquadrate des Schlosses von dem zersprungenen roten Ziegelestrich dumpfer Handwerkerhäuschen zu scheiden.

Müde — sehr müde — aber Gott ja, man konnte sich am Ende allmählich erheben! Irgendeine dringende Tätigkeit erwartete einen ja zum Glück nicht, und ein leichtes, amüsantes Buch würde sich schließlich auftreiben lassen. Mitten in diese noch etwas abgespannten Erwägungen eines von den Sorgen der Welt weit getrennten Genießers mischte sich eine schonende, vorsichtige Stimme:

„Guten Morgen wünsche ich," hauchte der lichtblonde Charles, der hinter dem Fußende des Bettes wartete, während er die Kleidung des jungen Herrn bereits beflissen über dem Arm trug: „Darf ich fragen, wie Herr Graf geruht haben?"

„Ich? — Ja, wieso denn?" lächelte der Liegende verwundert. „Was war denn gestern abend, Charles?" Der Kammerdiener Sr. Durchlaucht, der sonst dem jungen Herrn nicht aufwartete, sah aufmerksam auf den Fußboden, bevor er endlich leichthin erwiderte: „Der Herr Graf sind gestern abend etwas spät ins Bett gekommen!"

„Ach so!" Joachim-Wendelin richtete sich auf und stützte sich auf den Ellenbogen. „Das dacht' ich mir schon. — Wir haben sicher wieder von dem roten Asmannshäuser getrunken? — nicht wahr?"

„Ganz richtig," fiel der Lichtblonde ein.

Jetzt strich sich der Graf leicht mit der flachen Hand über die Stirn, und um seine genußsüchtigen Lippen glitt abermals ein verlegenes Lächeln: „Merkwürdig," suchte er sich zu sammeln, „wie schlecht ich das Zeug vertragen kann. Sagen Sie mal, lieber Charles, war Kottum nicht auch mit von der Partie?"

„Natürlich," versetzte der Kammerdiener, indem er seinem Herrn die seidenen Strümpfe reichte, „der Herr Graf von Kottum waren gleichfalls anwesend. Allerdings nicht lange!"

„Richtig — jetzt entsinne ich mich. Lächerlich, wie bleischwer es mir noch in den Gliedern liegt. Wenn es nicht zu absurd wäre, so könnte man wahrhaftig meinen, ich wäre eine ganze Zeit lang verreist gewesen, fort, ausgeschaltet. Zu dumm! Sagen Sie mal — aber Sie dürfen mich nicht auslachen —, wer ist denn eigentlich sonst noch auf dem Schloß, ich meine von Besuchern?"

Aber Charles lachte nicht. Achtsam legte er die Kleider



In Not vereint.
Nach einem farbigen Scherenschnitt von Charlotte Wachler.

über die Stuhllehne und begann sehr sorgfältig noch einige Stäubchen von ihnen zu entfernen, da sie sein Kenneraugе wohl beleidigten. Diese Tätigkeit schien ihn ganz in Anspruch zu nehmen. „Oh," sagte er, in seine Beschäftigung verloren und ohne im geringsten die Erkundigung seines jungen Gebieters etwa erstaunlich zu finden, „der Herr Graf haben wohl im Moment nur vergessen — von fremden Herrschaften sind allein noch anwesend Se. Exzellenz der Herr Generaloberst v. Demmendorf und die Frau Baronin v. Feuchtersleben. Die beiden Damen wohnen ja hier vis-à-vis!"

„Ach ja — die Mala — und — und Lida —" tauchte es auf einmal leicht und ohne Reibung hinter dem grauen Vorhang hervor, und wieder sammelte sich um den sprechenden Mund des jungen Aristokraten ein Lächeln, das um Nachsicht für soviel Versunkenheit zu werben schien. Er war eben aus einem besonders schweren und nachwirkenden Schlummer erwacht.

„Lida," stieß Joachim-Wendelin noch einmal vor sich hin, und das ganze Zimmer schien sich zu füllen mit dem weichen, reinen, ein wenig scheuen und tränenvollen Zauber, den das keusche Geschöpf um sich verbreitete.

„Lida," wiederholte der junge Graf von neuem, wie jemand, der sich in entschlossenem Ernst von jeder störenden Beeinträchtigung zu befreien gedenkt, „sagen Sie mal, meine Braut hat doch hoffentlich bereits die weißen Rosen aus dem Gewächshaus erhalten?"

„Selbstverständlich — wie jeden Morgen, Herr Graf!"

„Schön, dann ist ja alles in Ordnung," raffte sich der Sitzende empor, indem er nun die blaue Decke vollständig von sich schleuderte — „dann ist ja wirklich keine Ausrede mehr zu entdecken, warum man noch länger faulenzen sollte! Nicht wahr, lieber Freund?"

Damit streifte sich die schlanke Gestalt ohne Zögern die ihr gereichten seidenen Untergewandungen über als etwas Gewohntes, was sich so gebührt, und sie stutzte erst wieder, als ihr Blick suchend über die Marmorplatte des Nachttisches irrte.

„Wie spät haben wir es eigentlich?" erkundigte sich Joachim-Wendelin, und sein Auge maß abschätzend das blaue, frostige Licht, das die schwanken Ruten vor den Fenstern in harte, scharfe Linien kleidete, „wo — wo ist denn zum Kuckuck meine Uhr hingeraten?"

Bei diesem neuen Einfall huschte eine flüchtige Röte über die blassen Wangen des Kammerdieners, und seine lichtblauen Augen drehten sich so unbeholfen, als entdeckten sie bereits den Stein, über den ihr Besitzer unfehlbar stolpern würde.

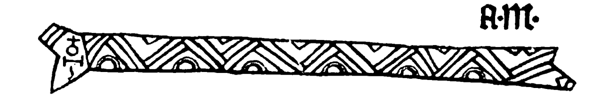
„Die Uhr, Herr Graf?" wand er sich nach Katzenart hin und her — „die goldene Repetieruhr?"

„Nun, allerdings!"

Fichte an jeden Deutschen

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben /
an deines Volkes Auferstehn +
Laß diesen Glauben dir nicht rauben
trotz allem, allem, was geschehn ·
Und handeln sollst du so, als hinge
von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge /
und die Verantwortung wär' dein +

A·M·



Wandspruch aus dem Verlag Wilh. Gerstung, Offenbach a. M.

„Sie ist — ist Ihnen gestern abend heruntergefallen," schnurrte Charles plötzlich erleichtert ab, „und da hab' ich sie zum Uhrmacher Peters getragen."

„So, so — ich danke Ihnen," wandte sich Joachim-Wendelin gleichgültig von ihm. „Wie man sich manchmal täuscht. Mir ist, als hätte ich das Ding schon längere Zeit vermißt. Gut — gut. Also ich brauche Sie jetzt nicht länger, lieber Charles. Nur noch eins: Erwartet mich etwa mein Vater?"

Charles verbeugte sich bereits: „Jawohl, Se. Durchlaucht erwarten den Herrn Grafen in der Bibliothek. Die Herren werden dort gemeinsam frühstücken!"

„Schön, ich komme so schnell wie möglich. Guten Morgen, Charles."

„Guten Morgen, Herr Graf!"

✡

Noch etwas verträumt und benommen, wie dies nach einem solch ausgiebigen Abendtrunk nicht anders zu erwarten war, so schritt der junge Graf mit seinem gleitenden, ein wenig wippenden Gang durch die stillen, unbewohnten und in ihrer Gedämpftheit fast verlassen wirkenden Galerien, die die Verbindung mit dem Bibliotheksaal herstellten. Manchmal strich der Eilige dabei mit der flachen Hand über das weiche Tuch seines hellgrauen Jackettanzugs, wie jemand, der erst gewisse Unebenheiten eines ungewohnten Kleidungsstückes fortwischen möchte. Und doch deuchte dem jungen Aristokraten gerade dieses Toilettenstück angenehm vertraut, ebenso wie die mächtigen japanischen Bronzevasen, die die Wände der eben durchmessenen Galerie begrenzten, ihm ihr verschnörkeltes Bildwerk genau so bizarr entgegengrinsen ließen, wie unzählige frühere Male, da er an ihnen ohne besondere Aufmerksamkeit vorübergeeilt war.

Nur heute — er mochte es noch so entschlossen von sich abwehren, es lag dennoch über allem ein so feiner, gewissermaßen nur von der Seele wahrnehmbarer Staub, etwas Hinabgewürgtes, Verschlungenes und eben wieder Aufgetauchtes, wodurch das Raten und Deuten seines Gemütes trotz einer geheimen ängstlichen Abneigung davor immer von neuem angeregt wurde.

Wunderlich, man hatte ja oft mit Sonja und dem durchlauchtigen Papa über eine frühere Existenz in verblaßten, abgeklungenen Zeiten geplaudert — aber heute — das war sicher — heute drohte wieder einmal solche geisterhafte Mahnung aus dem Wesenlosen herüber, wodurch dem Betroffenen deutlich ein Stocken seiner Erinnerung und seines Blutes hervorgerufen wurde.

Ach — dem durfte man auf keinen Fall nachgeben, und Joachim-Wendelin vergegenwärtigte sich daher zu seinem Schutz den merkwürdig matten, beinahe verwesten Geruch jener weißen Rosen, die der bleichen Lida jeden Morgen auf sein Geheiß in lang aufgeschossenen Gläsern gereicht wurden.

Die Wangen seiner Braut dämmerten ja auch fast genau so milchig und porzellanen wie die hauchfein geschwungenen Blätter der krankhaft zarten Blumen. Wo hatte er doch ganz im Gegensatz dazu solch fröhliches, lebendiges Fluten von Weiß und Rot gesehen, das sich bald vermischte, bald reizvoll gegeneinander absetzte?

Ganz sicher, alles Traum, Einbildung, er befreite sich eben gar so schwer von einer drückenden, verworrenen Nacht.

Entschiedener raffte er sich zusammen, und jetzt öffnete er die hohe, weiße, mit Goldleisten beschlagene Tür zum Bibliotheksraum.

Vor dem mächtigen Prunktisch mit den köstlich geschwungenen Beinen stand Dietrich-Claus X. Die Linke hielt er leicht auf die Platte gestützt, wie jemand, der sich einem wichtigen Ergebnis gegenüber befindet, und sein sonst so ebenes und rosiges Antlitz wurde häufig durch ein nervöses Zucken gekreuzt, das deutlich die innere Spannung des Fürsten offenbarte. Selbst das schöngewellte weiße Haar Sr. Durchlaucht lag nicht geordnet wie sonst, sondern befand sich in einer kaum merklichen zitternden Erregung.

Als sein Sohn — sein Erbe, sein Nachfolger in all den heimlichen Hoffnungen und Ansprüchen des kleinen Winkelpotentaten — zu ihm eintrat, da wollte sich ein rasches, unbesonnenes Wort auf die Lippen des Vaters drängen, allein Staunen, Entsetzen, Freude und tiefes Mitgefühl hielten ihn zurück. Unwillkürlich wirbelte er nur an der Schnur seines goldenen Einglases, wie der Standesherr es stets befolgte, wenn er sein jugendliches Temperament zu zügeln strebte. Statt seiner jedoch fand der junge Graf mühelos und ohne besondere Vorbereitung den ersten Gruß. „Guten Morgen, Papa," wünschte er, indem er sich an der anderen Seite des Tisches aufpflanzte, und aufmerksamer, als es wohl beabsichtigt war, vertiefte sich der morgendliche Besucher in das blühende Äußere des gepflegten Fünfzigers; „darf ich mich erkundigen wie du geschlafen hast?"

„Ich?"

Jetzt durchbrach der Fürst mit aller Energie die Hemmnisse, die ihm durch das unbegreifliche Ereignis sperrend und unübersteiglich über den Weg geschleudert waren. Zwar drehte er noch immer an der Schnur des Monokels, doch zu gleicher Zeit bemühte sich Dietrich-Claus bereits eine einladende Bewegung nach einem der beiden Stühle vor dem fahrbaren Teetisch auszuführen. Es war trotz der großen Beherrschung, die er sich auferlegen mußte, doch eine jener grazilen Gesten, in denen der wohlerzogene Kavalier Meisterschaft erlangt hatte. Und dann bezwang er auch noch das letzte Grauen, das ihn schüttelte, denn er wollte es versuchen, zwischen Tod und Wiedergeburt, über Verwesung und zerrüttetes Schicksal hinweg eine Brücke zu schlagen. „Ich danke, mein lieber Sohn," seine Worte reihte er zuerst etwas mühsam aneinander, „ich bin ganz zufrieden. Willst du dich nicht setzen?" Wieder dieselbe warme, liebenswürdige Aufforderung der Hand. „Es ist ja schon ziemlich spät."

„Allerdings." Joachim-Wendelin zuckte entschuldigend die Achseln und ließ sich nun leicht in den angebotenen Stuhl nieder. Und doch vermochte er nicht, unter all den gewohnten Dingen des täglichen Lebens jenes quälende Befremden zu bannen, warum ihm der Teetisch, die silbernen Dosen oder Zangen, die vielen Bücher in den Regalen, deren Facheinteilung er genau kannte, ja, weshalb ihm sogar der eigene Erzeuger in seinem modischen braunen Anzug so verschollen und entrückt dünkte, wie eine der Historien aus den gelben Schweinslederbänden dort oben in den künstlich geschnitzten Repositorien.

„Du wirst vergeben, Vater," sagte der so schwierig aus dem Dämmer Hinaustastende; indem er versuchte, durch eine recht gewöhnliche und hausbackene Bemerkung sich selbst zu beglaubigen, „ich vermute, ich habe mich heute recht spät eingestellt."

Trotz der landläufigen und vollkommen ruhig vorgebrachten Wendung verlor der weißhaarige Kavalier keineswegs die verborgene Spannung aus seinen gepuderten Zügen, ja, er wagte es nicht einmal, seine grauen Augen längere Zeit auf seinem Sohn ruhen zu lassen, in der Befürchtung, dem Beobachter etwa das Prüfen und Spähen in ihnen zu verraten. Es dauerte auch geraume Zeit, bevor er möglichst unauffällig und an sich haltend erwidern konnte: „Allerdings — es läßt sich nicht leugnen, Joachim, du hast dich spät genug eingestellt, mein lieber Sohn. Recht spät."

Zögernd nahm der Fürst seinen eigenen Platz ein, immer vorsichtig bemüht, die geringste Spur eines Beobachtens oder einbohrenden Belauerns feinfühlig zu verwischen. „Willst du dich nicht bedienen, Joachim-Wendelin? Vielleicht ein bißchen geschlagenes Ei mit Burgunder? Doch früher — hm —," er verbesserte sich, „doch sonst deine Vorliebe, nicht wahr?"

„Ja, gewiß — sehr gütig, Papa."

„Schmeckt's?"

„Ausgezeichnet!"

„Das freut mich. Freut mich wirklich ungemein. Überhaupt, sag' mal, mein lieber Junge, wie befindest du dich?"

Joachim-Wendelin blickte auf und ließ langsam den zierlichen vergoldeten Löffel sinken: „Ich? Ja, wieso denn, Papa?" fragte er gedehnt, während er sich umblickte,

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen,
Wendet kein Elend,
Macht uns nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.
GOETHE
HP

Wandspruch aus dem Verlag von Wilh. Gerstung, Offenbach a. M.

und wieder beschlich ihn das Gefühl, als kämpfe er wie ein Rasender in dem wallenden Strom der Zeiten, der den sich Anklammernden unausgesetzt von bekannten Ufern zu wilden, öden, struppigen und unbewohnten Gegenden riß. „Das bißchen Schlemmen, gestern abend —," forschte er auskundschaftend, als ob er selbst dieses Trostes allmählich verlustig ginge, „sollte dieses wirklich —? Findest du mich denn verändert aussehend?"

„Das nicht gerade, mein Lieber, wie wäre das möglich? Behüte, das nicht," wollte Se. Durchlaucht einlenken, und er hob die flache Porzellantasse balancierend und verdeckend zum Munde, denn er sah mit Pein die tiefliegenden, leis umfälteten Augen seines Sohnes voll unbefriedigten Spürtriebes durch seine eigenen herabgelassenen Lider dringen. Sacre nom de Dieu, diese traurigen, zerrütteten, vielwissenden Augen! In welcher Höhle mochten sie sich noch gestern vom Schlummer geöffnet, über welch kotige Landstraßen eine unendliche Zeit dumpf und trostlos nach einem nie auftauchenden Ziel gestiert haben? Vielleicht war der unglückliche Mensch blutenden Fußes in zerrissenen Stiefeln einhergewankt! Allmächtiger, und welche elenden Gesellen konnte dieser herabgeschleuderte Sohn des Glanzes in seiner Not um sich gesammelt haben? — Über die Brust des Vaters schnitt ein Schauder, und in seiner Aufregung verschluckte er sich. „Verzeihe," stammelte er und führte in schlecht gespielter Gleichgültigkeit die feine seidene Serviette an den Mund. Aber gleich darauf zermalmte ihn wieder dieser eine Begriff, der die sonst doch sehr nachgiebig geschichteten Vorstellungen des liberalen Grandseigneurs wie mit einer Keule zusammendonnerte: Fensterputzer! Lieber Himmel, erbarme dich.



Wandspruch aus dem Verlag Wilh. Gerstung, Offenbach a. M.

Und Dietrich-Claus streckte unwillkürlich abwehrend die flache Hand aus, und während sich in seinem runden Antlitz unter der Puderschicht zuckende Fältchen bildeten, rang der Fürst mit dem abscheulichen, undankbaren und alle christliche Barmherzigkeit verhöhnenden Einwand, ob ein Mensch, der bis gestern die elenden Batzen für seinen Unterhalt aus dem tiefsten Schmutze aufgelesen, wie dies der zerschlissene Kommisrock seines Sohnes bewiesen hatte, ob solch ein Geschöpf jemals wieder in eine gleichberechtigte Beziehung zu dem gepflegten Chef eines fürstlichen Hauses gesetzt werden könnte.

Entsetzlich! — Er hätte ja gewiß am liebsten dies unglückliche Wesen in seine Arme geschlossen, und doch, wenn er ehrlich sein wollte, so scheute er sich vor jeder näheren Berührung, als ob dem anderen etwas Schlimmeres als Verwesungsgeruch anhafte.

„Lieber Junge," murmelte er gleichsam zu seiner Entlastung.

„Ja, Papa," klang es von der anderen Seite apathisch und völlig abwesend.

Dietrich-Claus rückte sich zurecht. Was war das? Wohin hatte sich der Wiedergefundene abermals verloren? Welche gar nicht zu kontrollierenden Gedanken mochten eben jetzt durch dies Gehirn vagabundieren? Der Fürst hatte eine Zeitlang nicht auf ihn geachtet, warum lehnte der junge Mensch jetzt unvermittelt wie ein hölzerner Pflock in seinem Sessel, wobei er den Blick fortgesetzt über seinen Gefährten hinweg an die Wand gerichtet hielt? Betroffen und im Innersten erschreckt wandte sich Se. Durchlaucht zur Seite, um nun gleichfalls der Blickrichtung des so auffällig Verstummten zu folgen.

Richtig, dort oben hingen in ihren Goldovalen die Bilder der verstorbenen Fürstin sowie das Porträt, das seinen Sohn in der hellblauen Leutnantsuniform seines Dragonerregiments darstellte. Und jenes Jungmännerantlitz, jene reinen, glatten, ein wenig hochmütigen und doch versonnenen Züge schienen sein Gegenüber mit der Kraft einer blitzdurchzuckten Offenbarung zu treffen. Es war, als ob sich dort droben über der Kuppe eines Berges schwarze Wetterwolken unter Donner und Hagelschlag teilten, um eine schräg abfallende schwefelgelbe Helligkeit durchzulassen. Geblendet, widerstandslos eingekrallt von den Geierklauen der Vergangenheit, die ihr zeitlos vegetierendes Geschöpf endlich wieder an sich zog, so sog der Sohn des Hauses die Wiedergabe seines früheren Selbst ein. Seine Wangen zitterten, haltloses Entsetzen vor dem verleugneten, jetzt aber anspruchsvoll sich meldenden Doppelgänger dort oben raubte dem schmalen Antlitz jede Farbe.

„Joachim-Wendelin, was hast du?"

„Vater — ich bitte dich —, bin ich dies dort oben?"

„Welche Frage? Natürlich, wer sonst, mein lieber Junge?"

„Ja, ja — dies war ich," preßte der Ignotus fast tonlos hervor. Schwerfällig, hölzern, erhob er sich, faltete die verschränkten Hände gegen seine Stirn, und, wie vor einem Verfolger flüchtend, stürzte er plötzlich, laut schreiend, vor dem Sitz des Fürsten in die Knie, um die Beine des sich Sträubenden mit der verzweifelten Inbrunst eines vor den Geschöpfen einer anderen, gespenstischen Welt sich Bergenden zu umklammern. Endlich durchbrach der so lang eingeklemmte, gefangengehaltene Jammer seine Dämme und schaffte sich den erlösenden Ausweg.

„Mein Junge, besinne dich. Was willst du?"

„Vater — Vater, das große Blutbad — Und dann — wenn du dir das vorstellen könntest, das grauenhafte Durch-die-Luft-geschleudert-werden."

„Joachim, mein Gott, beruhige dich."

„Und dann, nein, laß mich, du mußt mich hören, ausgeplündert und beraubt. Ein anderer, nicht mehr ich selbst; und dann das Wandern, das Wandern und das Betteln auf den Landstraßen. Gebettelt, Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Bändigerin

Nach einer künstlerischen Aufnahme



Die Sühne der Verbrechen

Von Dr. Rudolf Ziel, Landgerichtspräsident in Chemnitz

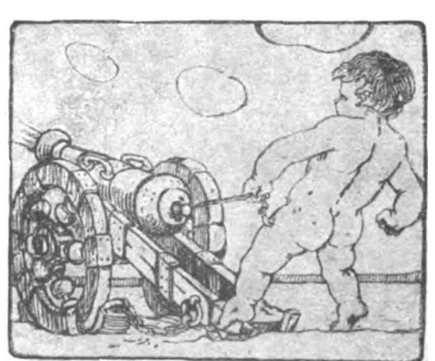
Aus Nürnberg und Augsburg wurde im Februar gemeldet, daß dort fünf Raubmörder durch Erschießen hingerichtet wurden. Diese Art des Strafvollzugs war bis vor kurzem in Deutschland unbekannt; wir haben daher einen angesehenen Juristen gebeten, unsere Leser darüber aufzuklären.

Nachdem durch die Gesetze über die Heranziehung der Frauen zum Schöffen- und Geschworenenamt und durch ihre Zulassung zu den Berufsrichterstellen nunmehr alle Kreise des Volkes an der Ausübung des Strafrichterberufs teilhaben, muß die Kenntnis von der Art und Weise der Vollziehung einer erkannten Strafe weiteste Verbreitung finden. Denn es bildet eine der Voraussetzungen für die Auswerfung der nach Art und Maß gerechten Strafe im Einzelfalle, daß der erkennende Richter von der Wirkung der Strafe auf den Verurteilten eine klare Kenntnis hat. Die Wirkung der Strafe ist aber abhängig von der Art und Weise ihrer Vollstreckung. Diesem Gedanken haben die Justizverwaltungen der einzelnen deutschen Länder Rechnung getragen dadurch, daß neuerdings jüngere Richter und Staatsanwälte eine Zeitlang in die Verwaltung einer Strafanstalt abgeordnet werden, um dort den Strafvollzug kennenzulernen. Das Reichsstrafgesetzbuch bestimmt unter Ausschluß abweichender landesgesetzlicher Vorschriften, welche Strafen es für verbrecherische Handlungen geben soll. Es kennt als schwerste die Todesstrafe, daneben vier Arten der Freiheitsstrafe: Zuchthaus, Festung, Gefängnis und Haft und endlich die Geldstrafe. Die schweren Freiheitsstrafen können durch eine Reihe von Nebenstrafen — vor allem die Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte auf bestimmte Zeitdauer über die Verbüßung der Hauptstrafe hinaus — verschärft werden. Über die Vollziehung der einzelnen Strafen aber enthält das Reichsrecht nur wenige Einzelbestimmungen, es überläßt den Strafvollzug im wesentlichen der Landesgesetzgebung. Die einzelnen deutschen Länder haben nun zwar gewisse Richtlinien über den Strafvollzug vereinbart, trotzdem bestehen doch noch ganz erhebliche Unterschiede in der Vollstreckung. Es wird dadurch eine Strafe gleicher Art und Dauer von dem Verurteilten in einem deutschen Lande anders empfunden als in dem andern. Hat ja doch der bekannte Max Hölz sicherlich aus solchen Gründen seine Verbringung aus einem preußischen in das sächsische Zuchthaus beantragt. Das lang ersehnte Reichsgesetz über den Strafvollzug würde hier Wandel schaffen. Allerdings bildet heute, wo in einzelnen Ländern der Einheitsgedanke in starkem Maße zurückgedrängt und von partikularistischer Sondertümelei überwuchert wird, auch eine klare reichsrechtliche Bestimmung keine Schranke mehr für eine landesgesetzliche Sonderregelung. Über die Vollziehung der Todesstrafe bestimmt der § 13 des Reichsstrafgesetzbuchs, daß sie durch Enthaupten vollstreckt werden muß.

Nur die militärisch erkannte Todesstrafe konnte in Deutschland auch durch Erschießen vollzogen werden. Der Landesgesetzgebung bleibt also nur insofern Spielraum, als sie die Form der Enthauptung der von den bürgerlichen Gerichten zum Tode Verurteilten regeln kann. Gemeinrechtlich war es das Schwert, durch das die Enthauptung vollzogen wurde. So wird sie heute noch in Mecklenburg, Anhalt, Reuß, Schaumburg-Lippe und Bremen vollstreckt. Im größten Teil von Preußen, in Braunschweig und einigen thüringischen Staaten ist an seine Stelle das Beil, in den anderen Ländern, insbesondere auch in Sachsen, das nach dem französischen Arzt J. J. Guillotin „Guillotine“ genannte Fallbeil getreten, das aus der Geschichte der französischen Revolution bekannt ist. Abweichend davon hat in Bayern alsbald nach der Revolution von 1918 der Rat der Volksbeauftragten, an deren Spitze Kurt Eisner stand, ebenso wie er durch Einführung der sogenannten Volksgerichte, die aus dem Fechenbachprozeß bekannt sind, den reichsrechtlich in der Strafprozeßordnung gezogenen Rahmen der Strafgerichte durchbrach, die Vollstreckung der Todesstrafe durch Erschießen angeordnet. Ließ sich das in den der Staatsumwälzung gerade in Bayern bald folgenden außergewöhnlichen, einem Bürgerkrieg gleichkommenden Zeiten als eine gleichsam militärische Maßregel auffassen, wie sie auch sonst während des Ausnahmezustandes hier und da angeordnet wurde, so ist es doch dabei auch weiterhin und bis heute geblieben. So erklärt es sich, daß, wie die Presse berichtet hat, in Nürnberg und Augsburg kürzlich mehrere zum Tode verurteilte Raubmörder nicht durch Enthaupten, sondern durch Erschießen hingerichtet worden sind.

Über die Freiheitsstrafen enthält das Reichsrecht keine so eingehenden Vorschriften wie über die Todesstrafe. Es bestimmt nur Einzelheiten, z. B. daß im Zuchthaus Arbeitszwang herrschen muß, in den Gefängnissen herrschen kann, daß der Zuchthäusler zu Arbeiten außerhalb des Zuchthauses auch gegen seinen Willen herangezogen werden kann, wenn er nur von freien Arbeitern getrennt gehalten wird, der zu Gefängnisstrafen Verurteilte aber nur mit seiner Zustimmung, daß die Festungshaft in Festungen oder besonders zu ihrer Vollstreckung bestimmten Räumen vollstreckt werden darf und nur eine Beaufsichtigung der Beschäftigung des Festungsgefangenen, keinen Zwang zur Beschäftigung umfaßt. Mit alledem ist wenig gesagt, die für die Strafwirkung wesentlichsten Einzelheiten werden bundesgesetzlich, und von den Ländern nicht immer gleichartig geregelt. Anwendung und Dauer der Einzelhaft oder der Gemeinschaftshaft, Beköstigung, Art und Maß der Beschäftigung des Sträflings, Häufigkeit und Form seines Verkehrs mit der Außenwelt in Gestalt von Briefwechsel und Besuchen, die Einzelheiten der Anstaltsdisziplin, die Behandlung von Schwangeren und nährenden Müttern, die Bildungs- und Erziehungsarbeiten an den Sträflingen und ihre Vorbereitung und Tüchtigmachung zum Wiedereintritt in das bürgerliche Leben gehören zu diesen Dingen, die die Strafwirkung sehr wesentlich beeinflussen.

Jedenfalls darf jedem, gleichviel ob Mann oder Frau, der einmal zur Mitwirkung an der Strafrechtspflege als Schöffe oder Geschworener berufen sein könnte, dringend empfohlen werden, sich jede ihm bietende Gelegenheit zu benutzen, ein Gefängnis oder eine Strafanstalt zu besichtigen und sich mit ihren Einrichtungen bekannt zu machen.



Radierung von Alfred Schweitzer.

Der Bedarfszug * Humoreske von Peter Robinson

Szene: ein kleiner Bahnhof an der Vorortbahn. Das Stationsgebäude ist, wie der gebildete Mensch sich auszudrücken pflegt, „freundlich von Grün umrankt", macht aber heute doch einen recht melancholischen Eindruck, denn an dem freundlichen Grün stürzt das Wasser in Strömen herunter. Es hat schon — jetzt ist es ein Viertel nach sieben Uhr abends — den ganzen Tag geregnet, und deshalb hat, obwohl es Sonntag ist, der eben nach der Stadt abgegangene Zug nicht einen Fahrgast aufgenommen. Auf einem Seitengleis steht ein Zug, bestehend aus Maschine und zwei Wagen; er ist gänzlich ohne Aufsicht gelassen, gewissermaßen herrenlos. Die Lokomotive raucht und verbreitet dabei unangenehme Gerüche. Das kommt übrigens öfters bei Rauchern vor.

Personen: zwei Stationsbeamte, der Lokomotivführer, der Heizer und der Schaffner des ohne Aufsicht gelassenen Vorortzuges. Sie halten sich in dem nicht gerade luxuriös ausgestatteten Raum auf, der als Gepäckannahme und -ausgabe bezeichnet ist; die drei ersten spielen Skat, der Heizer kiebitzt, der Schaffner schläft auf einer Kiste mit der Aufschrift: Eilgut! Verderblich!

Der Regen fällt weiter wie ein dividendenloses Papier, die Lokomotive raucht weiter, der Lokomotivführer hat Null angesagt, bekommt aber doch zwei Stiche, der kiebitzende Heizer stopft sich eine neue Pfeife, der Schaffner schnarcht unmelodisch, die Stationsuhr rückt auf sieben Uhr zwanzig vor.

Da kommen in den Bahnhof gestürzt ein dicker Herr und ein Hund von unbestimmter Rasse, Mischung von Neufundländer und Hühnerhund. Der Hund zieht den Herrn an der Leine hinter sich her, so daß es aussieht, als ob der Herr dem Hunde gehöre und zu gehorchen habe, aber logischerweise muß man doch das Gegenteil annehmen. Der Herr hat heute einen Ausflug gemacht; allem Anschein nach hat dabei sein Inneres ebensoviel Feuchtigkeit abbekommen wie sein Äußeres. Der Hund hat gleichfalls ein völlig durchnäßtes Fell, ist aber nüchtern.

Der Herr bindet den Hund an die einzige Bank unter dem Schutzdach des Bahnsteigs, wodurch das Besitzverhältnis völlig geklärt erscheint, und begibt sich dann auf die Suche nach Menschen. Endlich erblickt er durch die Glastür die im Gepäckraum sitzenden Beamten. Er schwankt, ob er hineingehen soll, tritt schließlich unter fortgesetztem so heftigem Schwanken, daß er fast zu Fall kommt, ein, stößt erst gegen einen Koffer und dann mit der Zunge an, während er die Frage hervorlallt: „Wann geht denn der sieben Uhr zehn-Zug?"

„Seit einer Viertelstunde fort," brummt der Stationsbeamte Nummer eins. Langes Schweigen. Dann die Frage: „Na — und wann geht dann der nächste?"

„In zwei Stunden." Der Ton der Antwort besagt: „Scher dich zum Teufel!"

Der dicke Herr stolpert wieder hinaus. „Viecherei!" sagt er. Die Beamten ergehen sich in einer kurzen, aber erschöpfenden Betrachtung darüber, welches Quantum an Flüssigkeiten der Fremde wohl heute zu sich genommen haben könnte.

Die Stationsuhr zeigt sieben Uhr dreißig. Der Stationsbeamte Nummer zwei ist gerade beim Austeilen der Karten, da klappt die Tür wieder. „Sie, was haben Sie mir denn da für Geschichten erzählt? Da steht ja noch ein Zug um sieben Uhr funfzig auf dem Fahrplan." Die Stimme des dicken Herrn grollt dumpf; er sagt nicht „fünfzig", sondern „funfzig", genau so, wie es auf den Reichsbanknoten steht. Davon wacht der Schaffner auf und erhebt sich auf der Eilgutkiste mit dem verderblichen Inhalt langsam zu sitzender Stellung.

Der Stationsbeamte Nummer eins wird ungemütlich, wie es sich für einen im Skat gestörten Menschen geziemt. „Sehen Sie doch gefälligst selbst nach!"

In dem dicken Herrn gerät der Geist der genossenen Getränke — über anderen verfügt er vielleicht nicht — in gewaltige Aufregung. Ob die Beamten für das Publikum da seien oder das Publikum für die Beamten, schreit er und versucht, seinem Gesicht einen triumphierenden Ausdruck zu geben, als sei er der geistige Urheber dieser noch nie dagewesenen originellen Frage. Der draußen angebundene Hund hört die Stimme seines Herrn und beginnt ein markerschütterndes Bellen. Der Schaffner, der nur im Schlaf, aber nicht im Skat gestört wurde, ist milde gestimmt und leitet den Fremden hinaus vor den Fahrplan. „Ist ja nur ein Bedarfszug," erklärt er, „da sehen Sie doch die Anmerkung."

Drei Minuten dauert es, bis der dicke Herr es herausbuchstabiert hat: „Zug sieben Uhr fünfzig ist Bedarfszug an Sonntagen und verkehrt ab Waldheim nur, wenn dort mindestens vierzig Fahrkarten gelöst werden." — Die Stationsuhr zeigt jetzt sieben Uhr sechsunddreißig.

Während der nächsten zwei Minuten scheint ein gewaltiger Entschluß sich in dem aufgeregten Herrn vorzubereiten.

Punkt sieben Uhr achtunddreißig öffnet er wieder die Tür des Gepäckraums. Er zeigt ein fast heiteres, sehr überlegenes Benehmen. „Hören Sie mal, wann wird denn der Schalter endlich aufgemacht?"

Der Stationsbeamte Nummer eins, der gerade einen Grand ouvert hat, schlägt auf den Tisch. „Vor zwei Stunden geht doch kein Zug.

Der dicke Herr bleibt überlegen, und nur seine nicht recht gehorsame Zunge schmälert etwas den imposanten Eindruck seiner Erklärung: „Ich fahre sieben Uhr fünfzig — Ich will neununddreißig Fahrkarten bis zur nächsten Station und eine bis zur Stadt haben." —

Plötzlicher Umschwung der Situation. Der Lokomotivführer, der dem Stationsbeamten Nummer eins den Grand ouvert nicht gönnt, springt auf, der Heizer vergißt, an seiner Pfeife zu ziehen, der Schaffner, der sich wieder auf die Eilgutkiste mit dem verderblichen Inhalt legen wollte, macht ein verdrießliches Gesicht, die beiden Stationsbeamten sind erschüttert. —

Sieben Uhr fünfundvierzig. Der Zug, der auf dem Nebengleis stand, ist vorgefahren, die Lokomotive raucht stärker. Der Stationsbeamte Nummer eins hat dem dicken Herrn vierzig Fahrkarten verkauft.

Der dicke Herr bindet seinen Hund los und taumelt zur Sperre. Der Stationsbeamte Nummer zwei sieht sich jede Fahrkarte gewissenhaft an, ehe er sie durchlocht. Die Uhr zeigt sieben Uhr achtundvierzig, als er fertig ist. Wie ein Triumphator will der Fremde sich jetzt gegen den Zug in Bewegung setzen. „Na — und der Hund?“ fragt der Beamte.

Verständnislose Blicke des Gefragten.

„Das Hundebillett hab' ich noch nicht gesehen.“

„Hundebillett? Mensch, was fällt Ihnen ein — wo ich vierzig Fahrkarten habe!“

Der Beamte zuckt die Achseln. „Ein Hundebillett brauchen Sie schon noch, das ist mal nicht anders.“

Der dicke Herr wird dunkelrot im Gesicht, fuchtelt mit den Händen herum und füllt die nächste Minute mit Injurien aus. Der Zeiger der Stationsuhr rückt auf sieben Uhr fünfzig Minuten; der Stationsbeamte Nummer eins hebt die Hand und ruft: „Abfahren!“ —

Epilog

Zeitungsbericht: Ein renitenter Fahrgast. In angetrunkenem Zustande ließ sich gestern abend der Privatier Birkbüchler arge Ausschreitungen auf der Station Waldheim zuschulden kommen. Der Genannte konnte nur mit Mühe von dem Bahnhofspersonal überwältigt werden und wird sich wegen Sachbeschädigung, Körperverletzung und Beamtenbeleidigung zu verantworten haben.

Aus Peter Robinson „Die drei Koffer und andere Humoresken“. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5706.

Neue Lehre von Fieber und Fieberbehandlung

Von Dr. med. Fr. Hißbach, Leipzig

Der Leipziger Arzt Dr. Fr. Hißbach hat durch seine neue Lehre von Fieber und Fieberbehandlung die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt. Ohne in den Kampf für und gegen eintreten zu wollen, haben wir ihn ersucht, unseren Lesern die Grundzüge seiner neuen Heilbehandlung darzulegen.

Menschenglück und -wohl zu fördern, ist die in meinem jüngst erschienenen Werke (Dr. med. Fr. Hißbach, ‚Ärztlicher Hausschatz‘, Hesse & Becker, Verlag, Leipzig) niedergelegte neue Lehre von Fieber und Fieberbehandlung bestimmt. Worin besteht sie?

Will man einen Feind wirksam bekämpfen, so muß man ihn in seinem Wesen möglichst zu erkennen suchen. Indem man das Hauptcharakteristikum der Infektions- oder Ansteckungskrankheiten, das Fieber, das sofort ärztliche Hilfe erheischt, vollständig verkannte, mußte auf solcher falschen Grundlage das Heilgebäude zusammenstürzen, das man auf ihr aufbaute. Mit einem Wort: Man faßt das Fieber als Feind auf, der mit allen Mitteln bekämpft werden müsse (mit Antipyrin, Antifebrin, Chinin, Aconit; überleitenden wärmeren zu kalten Bädern, Übergüssen, Packungen, Ausschlägen, ja sogar dem Eisbeutel!), und es ist doch die größte Naturhilfe, der stärkste Bundesgenosse in schwersten Krankheitsnöten.

Zur Beweisführung: Äußere und innere Entzündungsvorgänge stehen nämlich in engstem Zusammenhang; beide sind bestrebt, die Krankheitskeime, Bakterien, Bazillen, Kokken usw. nicht ins Innere in die Blutbahn gelangen zu lassen, sondern sie nach außen abzuschieben.

Irgendwo am menschlichen Körper ist z. B. ein durch Staphylokokken verunreinigter Holzsplitter eingedrungen. Sofort macht das Herz seine Blutmassen nach der gefährdeten Stelle zu mobil (Blutandrang, und so Entzündung, Rötung, Schwellung). Besonders die der Milz entstammenden sog. Leukozyten oder weißen Blutkörperchen, diese Polizei des menschlichen Organismus, umgeben ihn wie mit einem Kordon, suchen ihn durch Eiterung herauszuheben und unschädlich zu machen. Oder aber in einem in Bildung begriffenen Abszeß, Furunkel, Karbunkel hämmert, klopft, pocht und wühlt es, bis sie zur Oberflächenentäußerung reif geworden sind. Daher besteht im Zustande der Nichtreife bei zu früher Operation die große Gefahr der Blutvergiftung.

Dieselbe Tendenz, in den Innenorganen eingedrungene Krankheitskeime so schnell wie möglich auszuscheiden, macht sich bei den verschiedenen Infektionskrankheiten geltend. Die Eingangspforte bilden die Schleimhäute. Findet sich da ein weniger widerstandsfähiger, auf diese oder jene Weise geschwächter Boden, so beginnt nach dem ewigen Gesetz des Kampfes aller gegen alle der Infektionserreger als Parasit auf dem Wirt Mensch seine Wühl- und Minierarbeit. Aber der Körper läßt sich das nicht so ohne weiteres gefallen. Ja, er wendet im Gegenteil alle Kräfte auf, das Herz sendet verstärkt seine Blutmassen gegen die Eindringlinge, die Blutgefäße daselbst schwellen an, Entzündung, Hitze, Fieber entsteht und so starke Schleimabsonderung. Der Zweikampf ist in vollem Gange.

Nun soll der Arzt der Diener der Natur sein. Aber die Hauptsache ist dabei, daß er nach ihrem Sinne handelt und den offensichtlichen Wink beachtet, den sie ihm in Gestalt des Fiebers gibt. Und wodurch kann dies nun geschehen? Durch dasselbe Mittel, das die Natur anwendet.

Es gilt, die jeweilige Hochburg der Infektionskrankheiten ausfindig zu machen, um mit Dampfkompressen, heißen Umschlägen, nötigenfalls gekochten Leinsamen- oder Kartoffelumschlägen, angelegten heißen Steinkruken dem bedrängten Organ zu Hilfe zu kommen. Die Krankheit wird hierdurch in ihrem Kern getroffen, und so sinkt auch das Fieber mit einem Male, denn es hat keine Arbeit mehr zu leisten. Das Herz zumal braucht sich nicht in vergeblichem Ringen abzumühen, ihm ist die richtige Hilfe zuteil geworden. Suchte man bis jetzt das Fieber als die vermeintliche Krankheitsursache zu treffen und hatte so zumal bei schweren Infektionskrankheiten mit Mißerfolgen zu rechnen, so ist durch die neue Fieberlehre und -behandlung dem verhängnisvollen Irrtum abgeholfen.

Ausgangspunkt meiner neuen Lehre bildete die Lungenentzündung mit ihrer überaus häufigen Sterblichkeit. Die kritischen Tage sind ein voller Beweis dafür, wie man bis jetzt mit gebundenen Händen, ohnmächtig, als Sklave dieser Krankheit gegenübersteht. Mit der Grippe, die 1918 epidemisch mit überaus großer Sterblichkeit auftrat, steht es nicht anders. Zahlen beweisen: Laut den statistischen Feststellungen starben in Leipzig während der Jahre 1914–1922 einschließlich an Lungenentzündung 6467 Personen, an Grippe von 1918—1922 einschließlich 2599 Personen.

In meiner großen Praxis habe ich in diesen Jahren an obigen Krankheiten nicht einen Todesfall zu verzeichnen, im Gegenteil, selbst verzweifelte und aufgegebene Fälle durchgebracht, entgegen der herzgefährlichen Aspirin- und Weinbehandlung, die an vielen Todesfällen mitschuldig ist.

Auf die anderen Infektionskrankheiten, von denen das gleiche gilt, näher einzugehen, dürfte zu weit führen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 28



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

ZUR BEACHTUNG!

Keine Preiserhöhung für das Universum

Das Doppelheft kostet im Mai denselben Preis wie im April:

Mk. 825

Obgleich die Herstellungskosten des „Universum" zur Zeit noch immer Steigerungen erfahren, glauben wir die allgemeine Marktlage doch dahin beurteilen zu können, daß es uns im Mai möglich sein wird, mit dem April-Preis auszukommen. Wir haben deshalb den Preis bei der Post wieder mit Mk. 825.— für das Doppelheft angemeldet. Zur Vermeidung von Reklamationen machen wir unsere Abonnenten jedoch darauf aufmerksam, daß

im Mai 3 Doppelhefte

erscheinen müssen (Nr. 30/31 am 3. Mai, Nr. 32/33 am 17. Mai, Nr. 34/35 am 31. Mai) und daß demnach Mk. 2475.— zu zahlen sind, während der Preis für die 2 Doppelhefte im Juni wieder nur Mk. 1650.— beträgt, vorausgesetzt, daß bis dahin keine wesentliche Änderung in den Herstellungskosten eintritt. Das Universum bleibt also auch zukünftig nicht nur eine der reichhaltigsten und abwechslungsreichsten, sondern auch eine der billigsten Zeitschriften.

Leipzig, Mitte April 1923.

Verlag und Schriftleitung von Reclams Universum.

Die Unbegreifliche

ROMAN VON



Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben wird in diesem Heft bekanntgegeben.

2. FORTSETZUNG

„Sylva v. Bubenhofen" las Gradner von dem Kärtchen ab, das die Unbekannte ihm überreichte.

„Die Karte stimmt nicht; wenigstens nicht ganz," berichtigte das Stimmchen. „Nennen Sie mich einfach Sylva, das genügt."

Gradner war etwas betreten. Er hatte die Unbekannte bisher als Frau eingeschätzt, allenfalls als junge Witwe. Daß er es mit einem Fräulein, noch dazu mit einem wahrscheinlich sehr verwöhnten adligen Fräulein zu tun haben könne, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Noch mehr als betreten, und fast erschrocken, war er jedoch darüber, daß diese arme, kranke Seele hoffte, im Grand Hotel Gardone Unterkunft zu finden. Wie konnte man ein so zartes Wesen in vollster Weltfremdheit mutterseelenallein nach Gardone-Riviera reisen lassen! Wußten die Eltern denn nicht, daß Kranke nur in denjenigen Hotels und Pensionen wohnen durften, in denen man für solche Fälle eingerichtet war? Das Grand Hotel in Gardone, das der großen Lebewelt zum fröhlichen Winteraufenthalt diente, duldete doch niemals Lungenkranke! Wußte das diese kleine Sylva nicht? Dann waren seine Ritterdienste wohl reichlich mit Unannehmlichkeiten verknüpft; wahrscheinlich weigerte sich der Hoteldirektor des Grand Hotel sofort, die Fremde aufzunehmen.

„Sind Sie denn wirklich richtig krank?" begann er vorsichtig nachzuforschen.

„Es steckt noch nicht an, meint mein alter Medizinalrat. Aber das meint er nur, weil er wieder Witwer ist und nicht mit ansehen kann, daß ich so allein bin. Denn ich stehe ganz, ganz allein auf der Welt. Und — und in dem Briefe, den er mir an den Gardoner Sanitätsrat mitgab, wimmelt es nur so von Tuberkeln. Denn ich habe den Brief selbstverständlich aufgemacht; das tut man doch als Kranker. Aber Ihnen macht's nichts, daß ich eine kranke Lunge habe, nicht wahr? Wir brauchen uns ja nicht zu küssen, und — und sonst hat's doch keine Gefahr."

Er lachte wieder. Allzu krank konnte sie wohl nicht sein. Trotzdem glaubte er sie vor dem Grand Hotel warnen zu müssen. „Vielleicht darf ich Ihnen bei der Wahl eines anderen Hotels behilflich sein," schlug er vor. „Denn wenn Sie im Grand Hotel mal ein bißchen hüsteln, sieht man Sie sofort von allen Tischen aus entsetzt an, und der Wirt steckt sich hinter den Arzt, und der Arzt hinter den Wirt, und nach ein paar Tagen sind Sie an die Luft gesetzt."

„Ich hüstele aber nie," wandte Sylva ein, „sondern — ich huste gleich sehr kräftig!" Und zum Beweis begann sie derartig zu husten, daß die andern Passagiere erschrocken hinblickten und bedenkliche Gesichter machten. Doktor Rini näherte sich interessiert.

Sylva lachte belustigt auf. „Es klingt ja nicht gerade melodisch," meinte sie, „aber ich hab' es mal gelernt, als meine französische Erzieherin schon vormittags die Briefe der Frau von Sevignée pauken wollte, und — und da mußte ich doch mit dem Kätzchen spielen dürfen. Das sehen Sie doch ein, obgleich Sie nur von Blumen etwas verstehen wollen? Aber das schneeweiße Kätzchen war dann gar nicht mehr lieb und wurde ein unbeschreiblich furchtbar alter Kater. Doch das erzähle ich Ihnen ein andermal. Jetzt müssen Sie mir erst einmal ganz schnell sagen, wem dort dieser verwunschene Palazzo gehört, den ich gern haben möchte, und was das für ein lieber alter Herr ist, der den Petrusbart umhat?"

Gradner bemerkte erst jetzt, daß der „Angelo Emo" schon Fasano passiert hatte. Er blickte nach der von Sylva angegebenen Richtung. Dort lag auf halber Berghöhe ein zwischen terrassenförmige Gärten und Weinberge eingebautes, langgestrecktes Gebäude, das kaum den Namen Palazzo verdiente, wenn es auch mit seinen riesenhaften Ausmaßen und mit seinen zahllosen hohen Fenstern stark von den modernen Häusern der Gardasee-Riviera abstach. Auf der breiten Altane stand unbeweglich in einem lang herabwallenden lila Schlafrock ein Greis mit silberweißem, bis über die Brust reichenden Barte.

„Das ist der alte Hagen," flüsterte er fast ehrfürchtig.

„Lebt der denn noch?"

„Ja, wie die Gestalt aus einer alten Heldensage mutet er allerdings an! Er haust allein mit einer taubstummen Dienerin. Niemand darf ihn besuchen. Die unglaublichsten Gerüchte gehen deshalb über ihn um. Vom See aus sieht man ihn des Nachts ruhelos durch die hellerleuchteten Gemächer seines Palazzos wandern. Schon seit vielen Jahren soll er keinen Schlaf mehr finden. Vor einem Tizian hat er sich ein gepolstertes Gestell aufbauen lassen, dort genießt er im Stehen manchmal etwas Schlaf. Andere behaupten, daß er Savonarolas Betpult besitze und dort kniend große Teile der Nacht verbrächte. Altertümer und Bilder, wie sie in ganz Europa nicht mehr zu finden sind, soll er um sich her aufgespeichert haben."

„Dann ist er's also doch," sagte Sylva kopfnickend. „Ich werde ihn besuchen."

„Das wird Ihnen nicht gelingen." Gradner blickte lächelnd auf die kleine Person herab, die so leicht eine geheiligte Tradition des Gardasees umwerfen wollte.

„Es gelingt mir," erklärte das Stimmchen. „Blicken Sie mich doch nicht so verwundert an! Mir gegenüber wird der alte Hagen den guten Ton nicht außer acht lassen. Wissen Sie, es gibt eine sogenannte internationale Gesellschaft, die mit Geld oder mit Sport und Jeu nichts zu tun hat, sondern sich auf Kultur gründet und Güter untereinander austauscht. Da kennt man sich wenigstens beim Namen! Und ich entsinne mich noch ganz genau, wie der alte Hagen zu Papa kam und ihm unseren Rembrandt abluchsen wollte. Weil aber nichts daraus wurde, haben sie fünf Flaschen Tokaierwein zusammen austrinken müssen und sind unbeschreiblich furchtbar lustig dabei geworden. Ich war noch viel kleiner als ich jetzt bin, und — und da hat mir der alte Hagen einen Kuß geben wollen! Ich hab' aber gesagt, daß die Babette, die grad auch im Zimmer war, das viel besser gebrauchen könne, weil ihr Bräutigam bei einem kranken Pferde war

und nicht in die Gesindestube kommen konnte. Und da hat der Papa gelacht und — und hat mich geküßt — nicht wahr, Babette?"

Gradner drehte sich erstaunt um. Da standen hinter ihm wie aus der Versenkung herausgestiegen eine ältliche Frauensperson und ein Livreediener, die beide mit Koffern und Hutschachteln beladen waren. Anscheinend waren sie soeben erst aus der zweiten Schiffsklasse aufgetaucht, weil die Matrosen „Gardone-Riviera" ausriefen.

„Ja, das ist also nun die treue Seele Babette und mein alter Imre, der mich auf den Armen getragen hat, wenn's gar zu arg donnerte und sogar Dulo, mein großer Schäferhund, den Schwanz einkniff," klärte Sylva auf. „Das tut er auch jetzt noch, das heißt der Imre; denn der Dulo hütet schon lange im Hundehimmel die Schafe, aber der Imre muß mich noch manchmal tragen, wenn ich krank bin und die Treppen zu steil sind."

Gradner machte große Augen. Einen solchen Aufzug hatte er nicht erwartet. Mit Kammerzofe und Diener reisten doch nur Fürstlichkeiten! Jetzt erst fiel ihm auch ein, daß das Fräulein v. Bubenhofen sich bisher weder um die Zollrevision noch um den Verbleib ihres Gepäcks gekümmert hatte.

Sylva schien zu bemerken, daß er sich den veränderten Umständen gegenüber zu einiger Reserve verpflichtet glaubte und möglichst unverbindlich Abschied nehmen wollte. „Aber nicht doch, Herr Gradner," sagte sie herzlich, indem sie ihre Hand in die seine legte, „Sie dürfen mich jetzt in Gardone nicht den Pferdehändlern und den Wirten und den Ärzten ausliefern! Die letzte halbe Stunde in der Sonne war so schön, und — und ich danke Ihnen! Die Babette wird mich allerdings gleich ins Bett bringen; das tut sie immer, auch wenn ich nicht will. Aber morgen ist auch noch ein Tag, und noch viele, viele schöne Tage. Da dürfen Sie mich nicht allein lassen, nicht wahr?"

Gradner versicherte, daß er sich erlauben würde, mal nachmittags im Grand Hotel vorzusprechen.

„Nicht: mal," korrigierte Sylva, „sondern bald, ganz bald!" Sie hatte ihm noch immer ihre Hand überlassen. Da er keine Anstalten machte, die Hand zu küssen, verabschiedete sie sich mit einem liebenswürdigen Kopfnicken.

Gradner fuhr mit dem „Angelo Emo" weiter nach Salò. Solange wie möglich blickte er der kleinen Gestalt nach, die vor Babette und dem Diener selbstsicher dem Grand Hotel zuschritt.

✡

Ein paar Minuten später legte der „Angelo Emo" in Salò an. Gradner ging an Land. Seine italienischen Bekannten schüttelten ihm die Hand, fragten, ob er Neuigkeiten aus Riva mitbrächte und überschütteten ihn mit den kleinen Tagesereignissen von Salò. Ein paar Mädchen drängten sich heran: „Barbarossa, hast du wieder der Andreina den Kopf verdreht?" Wegen seines rötlichen Vollbartes nannten sie ihn alle Barbarossa, denn sein deutscher Name kostete der italienischen Zunge Anstrengung. „Barbarossa, ich kenne eine Blume, eine ganz seltene Blume, die zeige ich dir, wenn du eine Handvoll Biscotti kaufst!" — „Barbarossa, die Lisa mit dem Grübchen hat um dich geweint; du hast gestern nacht um drei Uhr, als ihr Vater zum Fischen fuhr, noch Licht gehabt, da ist wieder eine deutsche Signora bei dir gewesen, denn um vier Uhr fuhr dann ein Auto über die Piazza del Carmine."

Gradner, der sonst gern mit den Mädchen zu scherzen und zu plaudern pflegte, machte sich rasch von ihnen frei. Das laute, ungebundene Leben am Salòdianer Landeplatz samt der Drehorgelmusik belustigte ihn nicht. Die Erinnerung an seine eigene frühere jauchzende Ungebundenheit berührte ihn heute fast peinlich. „Glück ist etwas so Kaltes, Hohles," flüsterte ihm eine innere Stimme zu.

Er wanderte schnell nach dem Palazzo Tracagni, dessen erstes Stockwerk er seit zwei Jahren bewohnte.

Jeder Gardaseereisende kennt den Palazzo Tracagni in Salò. Wenn man von Gardone kommt und durch die Porta del Carmine in die erste Straße von Salò eintritt, wird das Auge sofort gefesselt durch den merkwürdigen Palast, der nach dem See hinunter die ganze Ecke einnimmt und wohl vor noch nicht allzu fernen Jahrhunderten eine Trutzburg von Salò bildete. Durch ein hohes Eisengitter blickt man heute auf einen schmalen, wohlgepflegten Gartenweg, der zwischen riesenhaften Mauern auf den Haupteingang des Palazzos zuführt.

Weiter kann das Auge des Fremden nicht dringen. Es sei denn, daß er noch die Wipfel der drei uralten Märchentannen erblickt, die mitten im Hofe wurzeln und über alles Gemäuer des Palazzos emporragen.

Zu sehen ist so wenig, und doch hat jeder Vorüberkommende das Gefühl: hinter diesen Mauern schläft etwas Geheimnisvolles, etwas unwiderstehlich Anziehendes, ein Rätsel, eine unaufgeklärte Geschichte.

Schon seit Jahrzehnten wurde der Palazzo allein von dem alten Grafen Tracagni bewohnt. Als Letzter seines Stammes lebte er in Erinnerungen und versuchte liebevoll das seit vielen Generationen überkommene Erbe in allen Einzelheiten zu erhalten. Nina leistete ihm dabei getreulich Hilfe. Nina war einst als ganz junges Mädchen von einem seiner, in den Bergen verstreut liegenden, Höfe zu ihm gekommen und nahm jetzt die Stellung von Pflegerin, Köchin, Vertraute bei ihm ein. Nina war die Dienerin zu jeder Stunde, des Sonntags fuhr jedoch Nina wie selbstverständlich mit dem Grafen zusammen nach Gardone ins vornehme Kasino und saß dort mit an seinem Tische. Und wenn mal eine entfernte Verwandte des Grafen zu Besuch kam, dann küßte sie beim Abschied auch wie selbstverständlich Nina, die ihr den Koffer zur Dampferstation trug, auf die Wange. Nur wer all die feinen Differenzierungen kennt, die das italienische Hausleben mit sich bringt, und die allein durchführbar sind, weil die Dienerschaft selbst Taktgefühl genug besitzt, um in jedem Augenblicke das Schickliche zu erraten, nur wer gewohnt ist, auch in einem treu ergebenen Diener stets den Menschen zu achten und zu ehren, der vermag das vorbildlich schöne Verhältnis des Grafen Tracagni zu seiner Nina zu verstehen. Daß Ninas Augen immer noch lichterloh brannten, wenn draußen auf dem See ein Tenor das „Du hast mich bezaubert, ich kann dich nicht lassen" in die heiße Sommernacht hinaussang, oder daß Nina ihrem Grafen die Polenta einfach fortnahm, wenn er wie ein Kind zuviel davon essen wollte, das war Nina nicht übelzunehmen. Sie hatte ein Herz, das weder gegen die entfernte Liebe gefeit war, noch die Nächstenliebe außer acht ließ.

Die Salòdianer Mädchen tuschelten, es sei Ninas Einfluß zu danken gewesen, daß der alte Graf Tracagni dem Barbarossa ein Stockwerk seines Palastes zur Verfügung gestellt habe. In Wirklichkeit war es jedoch der hochgebildete alte Herr selber gewesen, der diese Verbindung hergestellt hatte. Bei seinen botanischen Gängen hoch oben in den Bergen war Gradner im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Gardone-Riviera öfter dem Grafen Tracagni begegnet, der auf seinen Höfen nach dem Rechten sah. Der Graf hatte Gefallen an diesem Deutschen gefunden, der ein tadelloses Italienisch sprach und dem er manche wichtige Aufklärung über die Pflanzenwelt des Valle Sabbia geben konnte. Als er erst herausbekommen hatte, daß er sich mit Gradner auch über Plinius, Herodot, über Michelangelo und Bramante unterhalten konnte



Villa Halkyone in Salò, in der Otto Erich Hartleben lebte und starb.



Die Burg in Malcesine nach einer Zeichnung Goethes aus dem Jahre 1786.



Paul Heyses ehemalige Villa in Gardone-Riviera.

Jakob Wassermann.



Rudolf Hans Bartsch.

Zu unserm Roman-Preisausschreiben

Die Unbegreifliche

Roman von ?



Alfred Huggenberger.



Franz Karl Ginzkey.

Die Universumleser kennen jetzt die ersten Kapitel unseres, am Gardasee spielenden Romans „Die Unbegreifliche“. Mancher Leser glaubt auch bereits, den Verfasser nennen zu können! Die Aufgabe ist jedoch weit schwieriger, als sie im ersten Augenblick aussehen mag, denn die Zahl der deutschen, deutsch-österreichischen und deutsch-schweizerischen Schriftsteller geht in die Tausende. Um nun zu vermeiden, daß dieses literarisch wertvolle Preisausschreiben auf ein Rätselraten hinauskommt, veröffentlichen wir die Bilder von berühmten Schriftstellern und Schriftstellerinnen, denen der Gardasee aus eigener Anschauung bekannt ist. Einer davon ist der Verfasser unseres Romans „Die Unbegreifliche“. / Die Bedingungen unseres Preisausschreibens: Aufgabe unserer Leser ist es, am Inhalt und Stil des Romans den Verfasser zu erkennen. Wer diese Aufgabe richtig löst, ist an der Universum-Bücherspende im Werte von



Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem.



El Correi.

1 5 0 0 0 0 M a r k

beteiligt. Bei Erhöhung der amtlichen Buchhändlerschlüsselzahl erfolgt auch eine entsprechende Erhöhung dieses Betrages. Zur Verteilung gelangen berühmte Werke der Weltliteratur und zeitgenössischer Schriftsteller, zum überwiegenden Teil in vornehm gebundenen Exemplaren; auch soll es jedem Preisanwärter freistehen, schon bei Einsendung der von ihm gefundenen Lösung diejenigen Werke an Hand des Katalogs der Universal-Bibliothek (unberechnet in jeder Buchhandlung zu haben!) zu nennen, die ihm bei Zuteilung eines Preises besonders erwünscht sein würden. Die Bücherspende gelangt im Betrage bis zu 120000 Mark unter die Einsender des richtigen Verfassernamens zur Verteilung. Wer außerdem noch vor dem 1. Juli 1923 den weiteren Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Die Entscheidung, wem dieser Preis zuzuerkennen ist, wird sofort im Anschluß an die Veröffentlichung des letzten Kapitels getroffen. / Ausgeschlossen sind von der Preisverteilung alle Angestellten unseres Hauses sowie diejenigen Einsender, die eine zufällig erworbene Kenntnis des Verfassernamens benutzen wollen, um den anderen Bewerbern die Preise fortzunehmen. / Die Lösungen haben auf Postkarte bis spätestens 1. Juli 1923 in Leipzig eingehend unter der Anschrift: Reclams Universum, Leipzig, „Preisausschreiben“, zu erfolgen. Die Postkarte darf nur einen Verfassernamen nennen; mehrere Antworten, die von ein und demselben Bewerber ausgehen, werden insgesamt von der Preisverteilung ausgeschlossen. Auf der Postkarte müssen Name und Wohnort des Absenders in deutlicher Schrift angegeben sein. Postkarten mit Strafporto werden nicht angenommen. / Die Zustellung der Preise und Bekanntgabe der richtigen Antwort lassen wir unmittelbar im Anschluß an das letzte Kapitel des Romans „Die Unbegreifliche“ folgen.

Verlag und Schriftleitung von Reclams Universum



Horst Schöttler.



Franz Adam Beyerlein.

A. De Nora.



Friedrich Fressa.



Ernst Frhr. v. Wolzogen.



Rudolf Greinz.

suchte er seine Gesellschaft. Schließlich machte er selbst den Vorschlag, daß Gradner fort von Gardone und nach Salò, zu ihm in den Palazzo Tracagni, ziehen möge. Beide Teile standen sich gut dabei: Gradner erhielt eine herrlich große Wohnung mit Ausblick auf den See, eine Wohnung mit den kostbarsten alten Möbeln und einer umfangreichen Bibliothek, mit feinster Wäsche und altitalienischem Porzellan, kurz mit allem, was er brauchte, um von der sehr reservierten italienischen Gesellschaft nicht nur als Gast geduldet zu werden, sondern als gleichberechtigter Gastgeber auftreten zu können; der Graf hinwiederum konnte bei seinem immer fühlbarer werdenden Alter die beschwerlichen Bestellungen nach den Berghöfen Gradner übertragen, der diese Aufträge um so lieber übernahm, als sie ihm wichtige Verbindungen mit Grenzbewohnern, Schmugglern und anderen stillen Menschen brachten, die fernab von den schwatzhaften Seebewohnern geboren waren.

So zählte Gradner schon seit zwei Wintern an der Riviera des Gardasees mehr zur italienischen als zur deutschen Gesellschaft. Über die Feste, die er in seinen Prachträumen des Palazzos Tracagni gab, wußte man sich viel zu erzählen. Die goldene Jugend verkehrte bei ihm. Die jungen Offiziere von Malcesine, Gargano und Brescia gingen bei ihm ein und aus. Man traf bei ihm jedoch auch die in Gardone gastierenden internationalen Berühmtheiten und die Sängerinnen, die zeitweilig in dem Theater von Salò auftraten. Da Gradner peinlich genau die Grenzen respektierte, die eine italienische Patriziertochter und eine Frau von unantastbarem Rufe von solchen Festen eines Junggesellen trennen, wurde er in den Logen des Theaters gern von den Müttern empfangen, die Väter schüttelten ihm als „Gentiluomo“ die Hand, die Söhne nannten ihn ihren Freund, die Töchter zeigten ihm ihre Blumen, da sie nicht recht wußten, was sie sonst mit einem so gelehrten und doch gefährlichen Manne sprechen sollten.

Gradners Lebensweise trug dazu bei, daß er den Salòdianern immer interessant blieb. Man wußte, daß der deutsche Gelehrte oft schon bei Morgengrauen mit der Botanisiertrommel in die Berge wanderte; eine Liebhaberei, die dem Italiener nahezu unverständlich ist. Dann wieder schlief er ganze Tage lang und verpaßte sogar den Empfang des Fünf-Uhr-Dampfers, an dem sowohl der alte Graf Tracagni als jeder andere rechte Salòdianer bei jedem Wind und Wetter teilnahm. Feststehend in Gradners Lebensweise blieb nur, daß er nachts zu arbeiten pflegte, wenn er nicht Feste feierte. Gleichviel wann man nach Hause kam: stets brannte im Bibliothekzimmer des Palazzo Tracagni noch Licht, und man sah auch wohl den Barbarossa auf den Balkon treten, um einen Blick über den dunklen See zu werfen. —

Gradner war heute durch die kleine Seepforte in den Palazzo Tracagni eingetreten. Einen Augenblick lang hielt er sich bei den Märchentannen im Hofe auf. Warum roch er heute zum ersten Male den harzigen Duft, den sie ausströmten, und der ihn an nordische Wälder gemahnte?

Als er versonnen die breite Treppe zu seiner Behausung emporschritt, kam ihm Nina entgegen. Er hatte es kaum anders erwarten dürfen. Nina war nur zu vermeiden, wenn er während des langen Dampferaufenthaltes an der Seite des Grafen Tracagni blieb und mit diesem heimkehrte.

„Guten Tag, Herr,“ sagte Nina unterwürfig.

„Guten Tag, Nina.“

Da vertrat sie ihm den Weg. „Du bist wieder bei Andreina gewesen,“ flüsterte sie ihm heiß ins Gesicht. „Du liebst sie; sie allein!“

Gradner lächelte. „Ich liebe niemand, meine gute Nina,“ sagte er kalt und ruhig. „Weder Andreina — noch dich! Noch irgendeine andere. Aber das Leben liebt uns. Und wenn die Magnolienblüten duften oder die Limonengärten im Mondenschein atmen, dann ist der Mensch nicht gern allein. Weißt du das nicht auch, Nina?“ Er nahm langsam den Arm von seiner Schulter, den sie in der Erregung um ihn geschlungen hatte. „Heute duften weder Magnolien, noch Rosen und Limonen; es ist zu früh, wir sind noch im Januar,“ sagte er lehrhaft.

Nina sprang an ihm empor und küßte ihn zwischen die bärtigen Lippen. „O du! du!“ Dann trat sie bescheiden und unterwürfig zurück. „Guten Abend, Herr; schlafen Sie gut und arbeiten Sie nicht bis nach Mitternacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Einem Egoisten. Von Rudolf Jeremias Kreutz

An etwas mußt dein Herz du wenden,
Sei's Tier, sei's Mensch, sei's Feld und Au,
Sei's, daß du in verkrampften Händen
Ein Träumlein wärmst, verzagt und grau.

Ob du nun Kärrner oder König,
Herz-selig mußt du können sein,
Sonst bist du weniger als wenig:
Auf brachem Acker toter Stein.

Rad, das im Leerlauf sinnlos-öde
Sich um die eigne Achse dreht,
Freßwanst, aus dem des Magens Rede,
Doch nimmer Gottes Atem geht.

Ichsüchtig' Nichts, zur Schmach der Erden
Aus allen Himmeln fortgespien!
Willst du nicht ganz des Teufels werden,
Schnell —: Nimm dein Herz und schenk' es hin!

Was du bist... Von Alice Freiin v. Gaudy

Was du bist, weißt du es heut?
Wirst du je es wissen?
Dunkler Tiefen Traumgeläut
Als ein Klang entrissen,
Hallend durch das Lied der Zeit,
Um auf Sturmesschwingen
Vor dem Tor der Ewigkeit
Spurlos zu verklingen?

Wenn nur einer dich vernahm,
Sich an dir erbaute,
Einem nur ein Freuen kam,
Ob der reinen Laute,
Einem nur das Herz erbebt,
In beglückten Schauern:
Klang, der durch das Weltall schwebt,
Seele, du wirst dauern!

Ladendiebinnen

Von Sanitätsrat Dr. Friedrich Leppmann, Berlin

Wenn sich im Strome der Weltgeschichte an irgendeiner Stelle mächtige Wirbel bilden, so kann es nicht ausbleiben, daß viel Schlamm aus der Tiefe aufgewühlt wird. So ist es auch eine Selbstverständlichkeit, daß durch Weltkrieg, Umsturz und Wucher viele in ruhiger Friedensentwicklung eingedämmte und gezügelte Triebe entfesselt worden sind, die nicht so leicht wieder zur Ruhe kommen. So ist erklärlicherweise die Ziffer der Eigentumsverbrechen mächtig in die Höhe gestiegen. Aber es wäre unrichtig, für alle sensationellen Diebstahlsprozesse der Gegenwart die besonderen Nachkriegsverhältnisse verantwortlich zu machen. Fälle wie der Prozeß Röber-Morvilius-Förster waren vor dem Kriege genau ebenso möglich, und gerade die Zunahme der Ladendiebstähle fiel in eine Zeit typischer Friedensentwicklung, in die Zeit der Entwicklung des Ladens zum Kaufhause.

Je mehr der Kleinhandel darauf ausging, nicht bloß durch gutgeschmückte Schaufenster, sondern durch ein Zurschaustellen recht vieler Waren in möglichst verlockender Form innerhalb des Verkaufsraums die Käufer anzuziehen, so daß sie womöglich dazu angeregt wurden, auch Waren zu kaufen, wegen deren sie ursprünglich nicht das Geschäft betreten hatten, je mehr insbesondere im Großwarenhaus der Kunde Gelegenheit hatte, mitten zwischen den ausgelegten Waren nach Belieben umherzuwandeln, desto mehr mußte neben der Lust zum Kaufen auch die zum Stehlen erwachen. Das Sprichwort „Gelegenheit macht Diebe" konnte sich hier um so mehr bewähren, als gerade im Warenhause der Kunde häufig den Eindruck gewinnen konnte, als ob er sich völlig frei und unbeachtet zwischen den zur Schau gestellten Schätzen bewege. Daß eine achtsame Hauspolizei in den großen Kaufhäusern vorhanden ist, ahnt das Publikum meist nicht, und der Erfolg, der nicht ganz selten auf seiten der Diebe ist, hat gewiß schon manche Dame, die beim ersten Male zitternd und zagend der Versuchung nachgab, zu Wiederholungen ermutigt.

Es gibt gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Ladendiebinnen, die gewöhnlich zu zweien oder mehreren operieren, so daß die eine aufpaßt, während die andere stiehlt, oder daß jene inzwischen die Aufmerksamkeit der Verkäuferin ablenkt, Frauen, die unter ihren Oberkleidern Behälter oder Haken zur unauffälligen Fortschaffung der gestohlenen Waren anbringen, und die es so einzurichten wissen, daß ihnen wirklich wertvolle Gegenstände in die Hände fallen. Es gibt andere, die sich ein einziges Mal durch die scheinbare Gunst der Gelegenheit und durch die verlockenden Auslagen berücken lassen, wie die Motte durch das Licht, ohne daß man an krankhafte Seelenzustände bei ihnen zu denken braucht.

Trotz all dieser Erwägungen ist es aber nicht etwa bloß ein Hintertürchen, durch das der Übeltäter sich dem Richter entziehen will, wenn ein großer Teil derjenigen Ladendiebinnen, die keine kriminelle Vergangenheit haben, sich auf einen abnormen Geisteszustand zur Zeit der Tat beruft.

Nicht als ob es eine Geisteskrankheit gäbe, die nur in einem unwiderstehlichen Stehltriebe bestände. Die alte Lehre von der Kleptomanie ist tot, und wir wollen uns hüten, sie wieder zum Leben zu erwecken. Es gibt natürlich Geisteskranke, die infolge ihrer Krankheit zu unvernünftig oder zu hemmungslos sind, um dem augenblicklichen Anreiz zu einem Diebstahl widerstehen zu können. So litt unter den von mir begutachteten Ladendiebinnen eine an Altersblödsinn, und aus meinem eigenen Wartezimmer versuchte einmal eine Frau mit sogenannter Gehirnerweichung (Paralyse) vor meinen Augen verschiedene Decken mitzunehmen. Aber in allen diesen Fällen ist das Entscheidende der Umstand, daß die Betreffenden nicht bloß stehlen, sondern eben auch sonst deutliche, nachweisbare Zeichen geistiger Erkrankung haben. Bei anderen Ladendiebinnen findet man, wie auch sonst bei vielen Rechtsbrechern, daß es sogenannte geistig Minderwertige sind, besonders häufig aus der Gruppe der Haltlosen und der hysterischen Frauen; erhöhte Verführbarkeit und ein gewisser Hang zum Abenteuer, zu aufregenden Situationen, sind hier als dauernde Persönlichkeitszüge wirksam.



Dämchen. Nach einer Radierung von Paul Helleu.

Das eigentümlichste Ergebnis aber, das die psychiatrische Durchforschung der Ladendiebstähle gehabt hat, ist der enge Zusammenhang vieler von diesen Straftaten mit gewissen regelmäßigen Vorgängen des weiblichen Geschlechtslebens: die Ladendiebstähle sonst unbestrafter weiblicher Personen fallen ungemein häufig entweder in die Zeit vorübergehender Störung des weiblichen Organismus oder in die der Wechseljahre. Unsere eigenen Erfahrungen, die sich auf eine ganze Reihe von Fällen erstrecken, stimmen da vollkommen mit denen anderer Forscher auf dem gleichen Gebiete überein. Gewöhnlich erfahren wir dann, daß die Frauen oder Mädchen zur Zeit der Störung von einer eigentümlichen Unruhe erfüllt werden, von einem Bewegungs- und Betätigungsdrange, der sich auch in Kauflust äußert, und daß es auf diese Weise schließlich zu Entwendungen im Warenhause kommt. Eine junge Lehrerin aus der Provinz, die ihren hiesigen Bekannten bei Besuchen bereits dadurch aufgefallen war, daß sie während des Unwohlseins immer unruhig herumlief, bald hier bald dort

etwas zu besorgen hatte und die Tischzeit nicht innehielt, beging in einem solchen Zustand eine Entwendung in einem Kaufhause, nachdem sie eben eine große Summe rückständigen Gehalts ausgezahlt bekommen hatte. Sie kennzeichnete ihren seelischen Ausnahmezustand zur Zeit der Tat mit den Worten: „Ich denk' immer, das war ich-nicht." Ein junges Mädchen aus einem Vorort von Berlin, ohnehin von jeher nervös, eigenartig und schwierig, hatte im Kriege ihren Bräutigam verloren und war seitdem besonders tief verstimmt, unruhig undängstlich an den Gedenktagen der Verlobung und des Todes; außerdem war sie angeblich während der Störungszeit immer besonders aufgeregt und von nervösen Beschwerden geplagt; einmal traf es sich, daß ein solcher Gedenktag und ihr Unwohlsein auf einen und denselben Tag fielen, und daß sie zudem allein zu Hause war. Sie lief weg, machte verschiedene überflüssige Besorgungen und entwendete in zwei Warenhäusern Kleinigkeiten. Man fand bei ihr eine Anzahl Bandreste, eine Rolle Garn (damals noch kein Wertgegenstand!), sieben Ansichtspostkarten, eine Tabakspfeife, eine Flasche Parfüm und eine Troddel. Die Auswahl der Gegenstände war bezeichnend für die triebhafte Unruhe, die sie zu den Taten gedrängt hat.

Sind die Diebstähle von Frauen in den Wechseljahren begangen, so weist im allgemeinen schon der Umstand eines so späten Erwachens diebischer Neigungen auf den Einfluß einer mit den körperlichen Veränderungen dieser Lebensepoche zusammenhängenden seelischen Gleichgewichtsstörung hin. Wir erfahren dann auch gewöhnlich, daß die Frauen seit einiger Zeit reizbar, schwankend in ihrer Stimmung, zu Unruhe und Trübsinnszuständen geneigt seien, und dies zeigt sich besonders hervorstechend im Zusammenhang mit der eintretenden oder mit der zu erwartenden, aber ausbleibenden Störung.

Der Gedanke läge nicht fern, daß diese Unruhezustände, die eine Art von Entladung durch das Wegnehmen von Gegenständen in den Geschäften finden, noch eine engere Beziehung zum Geschlechtsleben der Frau hätten. Man könnte sich vorstellen, daß der ganze Erregungszustand nur eine maskierte und auf falsche Bahnen abgelenkte Form eines zeitweise drangartig gesteigerten Geschlechtstriebs wäre. Eine Patientin erklärte mir einmal, daß sie in der Zeit, in die auch der Ladendiebstahl fiel, unter anderem den Drang gehabt hätte, als müsse sie sich jedem beliebigen Manne an den Hals werfen. Sonst aber habe ich weder derartige Angaben noch auch die Erklärung gehört, daß die Ausführung des Diebstahls mit einem wollustähnlichen Gefühl verbunden gewesen wäre. Und man muß sich hüten, nach dieser Richtung etwas in die Untersuchten hineinzufragen. Ohnehin wissen ja gerade die ärztlichen Gutachter, wie vorsichtig und kritisch die Angaben Angeschuldigter über ihr Seelenleben aufzunehmen sind.

Damit kommen wir nun auch zu der Frage, die mit Recht als eine der wichtigsten aufgefaßt wird: Unter welchen Umständen werden denn Ladendiebinnen als unzurechnungsfähig und somit als straflos erklärt? Die Antwort wird lauten: Im allgemeinen dann, wenn die Tat der Ausfluß einer das ganze Seelenleben der Täterin beherrschenden geistigen Erkrankung ist — und im allgemeinen dann **nicht**, wenn nichts weiter vorliegt als eine mangelhafte Anlage der seelischen Fähigkeiten, eine geistige Minderwertigkeit. Schwierig wird die Sache dann, wenn der Diebstahl unter der Einwirkung einer periodischen Unruhe oder in einem durch die Wechseljahre veränderten Seelenzustand begangen ist. Denn in beiden Fällen ist es sehr schwer zu sagen, an welchem Punkte überhaupt das Krankhafte anfängt. Auch ganz normale weibliche Personen sind häufig während bestimmter Zeiten stärkeren Stimmungsschwankungen ausgesetzt und in den Wechseljahren einigermaßen seelisch verändert. Und selbst da, wo diese Veränderungen erheblich über das Maß des Durchschnittlichen hinausgehen, besitzen wir keinen untrüglichen Maßstab dafür, ob die mit verstärkter Gewalt auftretenden Triebe wirklich unwiderstehlich sind. Manchmal verhelfen uns dann gewisse Nebenumstände zu einem bestimmteren Urteil. Beispielsweise ließ sich bei jenem jungen Mädchen, das die Postkarten, die Tabakspfeife und die Troddel entwendet hatte, nachweisen, daß sie von jeher hochgradig hysterisch, überempfindlich und dazu geistesbeschränkt gewesen war. Hier brauchte also nicht mehr viel hinzuzukommen, um die „freie Willensbestimmung" zu unterdrücken. Ein Mädchen, das früher selbst als Verkäuferin in großen Häusern tätig gewesen war und die besten Zeugnisse hatte, verübte einen Ladendiebstahl, kurz nachdem sie plötzlich an einem schweren körperlichen Nervenleiden erkrankt war. Eine Modistin in den Wechseljahren, mit einwandfreier Vergangenheit, die schon seit Jahren wegen Nervenschwäche in meiner Behandlung war, ließ sich eine geringfügige Entwendung im Warenhause zuschulden kommen, nachdem sie durch die schwere, monatelange Pflege ihres hoffnungslos kranken Vaters erschöpft war.

Weit verbreitet ist im Publikum die Furcht, daß der ärztliche Gutachter allzu häufig dem strafenden Richter in den Arm fällt und so den Schutz der Allgemeinheit vor dem Rechtsbrecher erschwert. Was die Ladendiebinnen betrifft, hoffe ich aber gezeigt zu haben, wie eine sorgfältige seelische Untersuchung der einzelnen Angeklagten gerade dazu helfen kann, die wirklich gefährlichen Gewohnheits- und Gewerbsdiebinnen von denjenigen Frauen zu scheiden, bei denen eine einmalige Entgleisung besondere, oft ins Gebiet des Krankhaften fallende Gründe hat, und mit deren strenger Bestrafung niemandem gedient ist.

Ob man im bestimmten Falle bei den Personen der zuletzt genannten Kategorie zu einem Freispruch oder, wie in einigen der von mir erwähnten Fälle, zu einem milden Urteil mit Aussetzung des Strafvollzugs gegen Bewährungsfrist gelangt, das wird dem Zusammenwirken von Richter und Sachverständigen getrost überlassen werden können.

Der Menschenaffe. Eine Parabel von W. Popper

Ein junger Gorilla geriet in heftigen Zorn. Er fletschte die Zähne und rollte die Augen. Da nahm sein Herr ihn bei der Hand und führte ihn zum Spiegel. Nun ward er noch zorniger, denn er glaubte einen Gegner vor sich zu sehen. Er wollte ihn packen, und da dies nicht möglich war, suchte er den vermeintlichen Feind hinter dem Spiegel.

Der Mensch schüttelte sich vor Lachen.

Plötzlich ward er ernst.

„Mache ich es denn nicht ebenso wie dieser Menschenaffe?" fragte er sich. „Erkenne ich denn mein eigenes Spiegelbild? Suche ich nicht auch oft meinen Gegner hinter dem Spiegel und begreife nicht, daß ich selbst mein schlimmster Feind bin?"





Unendlichkeit. Nach einer Radierung von Otto Engelhardt-Kyffhäuser.

Was mir meine Taschenuhr erzählt hat

Von Friedrich Delitzsch

Diese nachdenkliche Geschichte stammt aus der Jugendzeit unseres langjährigen Mitarbeiters, des Assyrienforschers Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich Delitzsch, der durch seine „Babel- und Bibel"-Forschungen weltbekannt wurde; kurz vor seinem überraschenden Tod hatte er uns seine Lebenserinnerungen in Aussicht gestellt. Nun spricht an Stelle des berühmten Forschers der jugendliche Friedrich Delitzsch zum letztenmal zu unseren Lesern.

Es war im Jahre 1876, da lag ich fern von meiner Heimat festgebannt in einem kleinen Haus der Hauptstadt, krank, allein. Mein Arbeitsstuhl stand einsam, und während sonst die Tage ruhelos vor Arbeit, waren jetzt Tage und Nächte ruhelos, kein Schlaf, kein Schlummer. Ein Abend war besonders trüb, Erinnerungen weckend, aber keine Hoffnung. Die Sonne war für die Riesenstadt London nicht aufgegangen, von schwerem Regen trieften trüb die Scheiben, und auch die Bäume schüttelten bedenklich ihre Häupter. Still ward es auf den Straßen, still im Haus, noch stiller wurde es in meiner Kammer. Nur das leise Ticktack meiner Taschenuhr zu meinen Häupten war vernehmbar. Auch sie lag so still, fern vom Geräusch des Lebens, und je länger ich auf sie schaute, desto vertrauter ward sie mir; es schien, als wollte sie mir tröstend sagen: sei gutes Muts, ich halte mit dir aus. Und wie sich Blick und Sinnen so in meinen Freund versenkten, da war mir's, als beginne er zu sprechen, und freundlich hob das liebe Ührchen an:

„Ich bin doch ein wunderbares Wesen. Vom ersten Augenblick da ich geboren, mit meinen zarten Gliedern gebildet worden bin, hat man so fürsorglich mich gehegt, daß ich mich oft gefragt: was wird aus dir noch werden! Und als sie mich mit funkelnden Rubinen schmückten und kleideten in Gold und Silber, da war mir's klar: ich soll gewiß ein König und ein Herrscher werden! Und wirklich, wie mit einem Prinzen ging man mit mir um, auf Samt und Seide wurde ich gebettet, und wer mich sah, blieb stehen oder warf bewundernd einen Blick nach mir und meinesgleichen.

Die Zeit ward uns nicht lang. Das war ein Plaudern und Schwätzen, ein Spielen und Lärmen den lieben langen Tag. Ich weiß noch einen Tag, da kam zu uns

jungen Dingern eine seltsame, wunderlich geputzte Alte und erzählte in gemessenen Worten von ihren Ahnen und Urahnen, und daß unser Stammschloß eine burggekrönte Stadt sei mit Mauern und Türmen und weitberühmt durchs ganze Reich bei Rittern und bei Bürgern. Was waren wir da stolz! Und so gab's immer etwas Neues, etwas Fröhliches tagaus tagein, ein munteres Spiel, ein froher Ringeltanz — o du schöne, goldene Kinderzeit im Elternhaus!

Auf einmal war ich weg, und als ich wieder um mich blicke, da war's von neuem festlich ringsumher: Kerzenschein und Blumenduft und eitel Freude und gleich vornan natürlich wieder ich verwöhntes Kind. Und siehe! Da faßte mich ein lebensfrischer Jüngling, seine Augen strahlten, und schmückte mich mit einer schönen Kette um den Hals und blickte mich immer, immer wieder an, als wollte er sagen: Ich habe dich gar so lieb, du liebes Ührchen. O meine hoffnungsreiche, freundschaftselige Jugendzeit!

Ganz so ist's freilich nicht geblieben. Wohl ging mein Freund stets sanft und sorgsam mit mir um, aber so herzlich fröhlich wie dereinst sah er mich nie mehr an, oft gleichgültig und fast immer ernst, ja manchmal war mir's, als ängstigte ich ihn, da brachte er mich hastig wieder an meinen gewohnten stillen Ort. Still war und blieb ich mitten im geschäftigen Jagen, und suchte meinen Trost bei einem anderen Wesen hart in meiner Nähe, das auch so still und ruhig ging wie ich — ob's eines von meinesgleichen war, das hab' ich freilich lange nicht erfahren.

In diesem ernsten, ruhelosen Treiben war's eines Tages, als würd' ich wieder jung und liebte man mich abermals wie früher: da holte mich mein Freund hervor, von Liebesarmen traut umschlungen, und blaue Kindesaugen lächelten mich an und immer wieder griffen die weichen Händchen froh nach mir, dem ‚lieben kleinen Ticktackührchen'.

So fielen Lichtstrahlen mitunter in mein Leben. Sonst blieb es einförmig aber ohn' Aufhören wichtig. Nie und nirgends durfte ich fehlen. Kein Mensch, so hat man mir erzählt, geht seinen Weg durchs Leben ohne mich. Oft komme ich mir vor wie ein Tyrann, und gar meine hochgestellten Brüder bannen mit magischer Gewalt jedwedes Blick, er wolle oder nicht. Und bin ich auch einmal des ew'gen Treibens müde und gönne mir ein wenig Rast — gleich wird's bemerkt und fast unmutvoll gemahnt man mich an meine — Pflicht!

Da plötzlich blieb ich liegen, tage-, wochenlang. Mein Freund, dem ich so unentbehrlich mich gemacht, ließ mich allein. Und dennoch blieb ich wichtig. Fort und fort schaute man auf mich mit ernstem, bangem Blick, und einmal war mir's gar, als fiele eine heiße Träne auf mich nieder. Es war so still und feierlich im düsteren Zimmer. Da horch! mein treuer Kamerad von ehedem, der auch so still und ruhig ging wie ich, den hör' ich laut vernehmbar klopfen, o Gott! mir ward's so angst, er klopft und klopft, man blickt mich an, als sollt' ich helfen — da plötzlich still — ein Schrei — dann wieder still; mir war's, als müßt' ich meine leise Stimme dämpfen. Und dennoch ging ich fort im schmerzumflorten Zimmer. Ich kleines, zerbrechliches Ding, mit Gliedern so zart und Gelenken so fein, ich überdaure meinen Freund, den stolzgebauten Mann gestählter Körperkraft, klugrechnender, hochfliegender Gedanken!

Und wieder war's ein feierlicher Augenblick, da ward ich einem anderen Jüngling anvertraut — er war mir wohl erinnerlich — mit ernsten Worten. Indes genug! ich bin es müd, die ähnliche Geschichte wieder zu beginnen — und sieh! du hörst ja selbst gar nicht mehr zu — da will ich lieber schweigen."

Ich wachte auf. Nach langer Zeit war wieder Schlaf auf mich gefallen: gestärkt und neubelebt griff ich sofort nach meiner Uhr — sie war verstummt, stand still. Aber Dank sei Gott, dem Herrn der Zeit, ich darf die Uhr noch einmal bestimmen zu einem neuen Tag, zu neuem Leben!

✡

Freue dich deiner Zeit, o Mensch, ja freue dich und danke mit jedem neuen Morgen, da du deine Uhr vorbereitest für einen neuen Tag, zu neuer Arbeit im Beruf, zu neuen Freuden, an denen — trotz alledem — dies Leben reich genug ist. Einst kannst du's nicht mehr, und gäbest vielleicht Schätze um eine einzige Stunde. Drum hab' auch acht auf deine Zeit, und sei vor allem klug, wie und wieviel du Zeit „vertreibst".

Und weiter, gehorche, ihres Blicks gewärtig, deiner Uhr als deinem Herrscher! Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit verlangt er von dir, verlangt er, wenn es sein muß, mit tyrannischem Gebot. Richte dein Leben samt und sonders regelmäßig ein, nicht erst in Jahren, wenn es oft zu spät, sondern sobald du eine Uhr dein eigen nennst. Und sei gleichzeitig pünktlich in allem, was zu tun dir obliegt. Nur Pünktlichkeit macht frei und fröhlich. Ja, gehorche stündlich in diesen beiden Stücken deiner Uhr: sie ist dir ein guter Sachwalter und ein guter Arzt zugleich.

Und wie deine Uhr goldene Kreise auf Kreise fügt in jene Kette, deren Enden in der Ewigkeit, so fülle du diese deine Lebenskreise aus mit Tun und Denken, edel gleich dem Gold und Silber; geh ihren Kreisen nach mit nüchternem, ruhigem Gang, in stiller fleißiger Arbeit, langsam steigend, immer neu anhebend, niemals zurück, ein ganz klein wenig immer vorwärts! Höre auf diese Predigt deiner Uhr!

Und dazu eins! Nicht allen Menschen ist's beschieden, froh und ruhig an ein Tagewerk zu gehen. Du weißt, es gibt nur allzu viele, die krank und siech von Tag zu Tag sich schleppen, mit Bangigkeit den neuen Schmerzenstag erwarten; und wieder andere, die sorgenvoll dem neuen Tag entgegenwachen, von Sorgen hin und her geworfen, ohne Anker; und wieder andere, die beruflos sind und doch arbeiten möchten, die Unglücklichen, denen keine Stunde schlägt. Und wie herzzerreißend ist oft wirklich dessen Elend, der mit frevler Hand hineingreift in das gottgewirkte Uhrwerk seines Lebens, es zum Stillstehen bringt, es in Trümmer sprengt! Es gibt so viele wahre Not, wo rasch geholfen werden müßte, und solche Not wird bleiben, du magst die Welt neugestalten, umwälzen wie du willst, und solcher Not wird allzeit und überall gesteuert werden können allein durch Menschenliebe jedes einzelnen. Wär's wohl zuviel, mit — zehn Pfennigen jedesmal zu danken, da du deine Uhr aufziehn darfst für einen neuen Tag, vielleicht mit etwas mehr an einem besonders frohen oder bedeutungsvollen Tage? Eine jede Stadt, ein jeder Kreis gewänne auf diesem Wege jährlich reichere Summen zur Linderung wahrer Not, als noch so große Stiftungen erzielen können. Mir scheint, es wäre wohlgetan, du prüftest einmal diesen Vorschlag deines kleinen, praktischen Philosophen — fänd' er Gehör, viel Herzeleid wäre aus der Welt geschafft.

Das alles hat mir meine Taschenuhr einmal erzählt, und sagt mir's jetzt von Tag zu Tag. Nun, lieber Leser, habe Dank, daß du auch dir mich's hast erzählen lassen, erzähl' es weiter, vor allem aber denke selbst daran, so oft du gesund und froh den Tag beginnst!



RECLAMS UNIVERSUM

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 29



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Chrysanthemen

Nach einem Gemälde von Mathilde Freiin v. Freytag-Loringhoven



DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Dem weißhaarigen, lebenslustigen Kavalier zerschnitt etwas das Herz, was er bisher nie gekannt. Diesen Hingestreckten fing er an zu lieben, mit der ganzen schwermütigen Innigkeit, die nur die Not und das Elend lehren. Schonend weich, zärtlich führte er seine zarten Finger über das schlichte Haar des Knienden, immer trostreich und begütigend, als ob man einem kleinen aufgeregten Kinde Mut zuspräche. Und doch wollte sich der trennende Spalt zwischen dem Gossenauswurf und dem nach Eau d'Espagne duftenden Aristokraten nicht schließen. Jedoch welch ein grenzenloses Entsetzen, welch ein abgründiger, nicht faßbarer Schauder mischte sich der sorglich niedergehaltenen Abneigung, als sich jetzt die aufgerissenen Augen des Heimgekehrten noch schreckhafter erweiterten, weil sich plötzlich vor ihre Sehkraft die verzerrten, lügnerischen Bilder der ganz nahen, jüngsten Vergangenheit rückten. Wie in einen grell beklebten Guckkasten stierte der Kniende hinab und begann das Gelächter der Verzweiflung anzuschlagen, da er sich selbst unter den hingekleckten Farbenflecken der Elendsgestalten entdeckte. Wütend und zerknirscht zugleich, riß er eins jener Bilder nach dem anderen zur Oberfläche.

„Seht, seht, Herrschaften, immer herein, denn hier wird es hochinteressant. Ein Bündel Würste unter dem Arm, und dann von Sicherheitssoldaten aus einem Bouillonkeller in das rote Haus transportiert, um dort des Mundraubs beschuldigt zu werden! Na, wie schmeckt dies?"

„Höre auf, Joachim-Wendelin, schone uns beide, das ist nicht wahr!"

„Doch, Vater, doch, mich hungerte damals sehr. Aber dies ist ja nur eine Kleinigkeit gegen all das Wichtigere, das ich noch sonst gelernt. — Wie sind deine Stiefel geputzt, Vater? Schlecht, miserabel, Charles versteht sein Handwerk nicht. Ich habe das besser studiert. Über die rechte Hand eine Bürste geschnallt, über die linke eine, und dann Creme auf das Leder, und gerieben, bis die Haut von den Handflächen spritzt. Schlanke Beine, seidene Strümpfe — oh, dies Gewerbe hat soviel verborgene Lockungen —"

Dietrich-Claus versuchte sich zu erheben, denn ihm flimmerte es vor den Augen, da seine Auffassungskraft, die mehr auf eine sanfte, graziöse Romanlektüre eingestellt war, jene wilden, verzerrten Fratzen nicht mehr zu begreifen vermochte. Allein, die Wucht des Knienden heftete sich an ihn, weil der verzweifelte Mensch sich seinen Beichtiger nicht entreißen lassen wollte.

„Joachim-Wendelin," gedachte Se. Durchlaucht, obwohl selbst halb fassungslos, zu beschwichtigen und blickte sich Rettung heischend um, „wir müssen es zugeben, dein Gemüt hat gelitten — aber jetzt, nachdem du dich ausgesprochen, wollen wir uns dem Arzt anvertrauen, und alles wird gut werden."

„Dem Arzt — nun ja, ganz recht," wiederholte der Ringende und er spähte mit dem mißtrauischen Ausdruck der Verstörten hinter sich, ob er auch wirklich dem nachquillenden Schlamm entronnen wäre. „Aber", bohrte



Deutsche Heimat: An der Pferdekoppel. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Georg Gerndt.

seine boshafte Freude an der Selbstverstörung nach: „wird er mir auch ein Rezept dagegen verschreiben können, daß ich Leichen stahl und verkaufte?“ Er achtete nicht auf das leise Ächzen des Fürsten, denn Scham und Reue hatten seiner fahlen Stirne plötzlich das Siegel der Verdammnis aufgeprägt, und doch mischte sich zum erstenmal ein sanfteres, dankbares Erinnern in die schrillen Ausgeburten seiner Selbstanklage, als er aufatmend schloß: „Ja, Vater, du hast dich stets nur um seidene Frauen bemüht, bei mir aber war es ein Dienstmädchen, deren wundervoll reinen Leib ich umfing, weil ich es liebe, noch heute liebe, wie man das gute, hilfsbereite, zur Selbstaufgabe entschlossene Volk jederzeit lieben und achten soll.“

Der Ausbruch hatte sich erschöpft, sanft und still geworden erhob sich der Bekenner und stand nun da, den Kopf auf die Brust gesenkt, als ob er angestrengt auf die allmählich verstummenden Stimmen seiner aufgewühlten Seele lausche. Dadurch ermutigt und wieder ein wenig an seine väterliche Autorität erinnert, bewegte sich nunmehr auch Se. Durchlaucht auf den Heimgekehrten zu, und, indem er immer noch ankämpfend gegen dies unleidliche Gefühl des Fremdseins, dem Versunkenen zögernd die Hand auf die Schulter bettete, sprach er in dem künstlichen Tone der ihm gewohnten glatten Konversation: „Mein lieber Junge, glaube mir, dies alles wirst du und mußt du vergessen. Du befindest dich ja jetzt bei deinen Nächsten. Bei mir und Sonja, und — hm, nicht zuletzt bei deiner Braut.“ Er räusperte sich ein wenig verlegen, denn der weltlustige Kavalier dachte daran, welch angenehme Pläne für ihn selbst dabei unvermittelt in Rauch aufstiegen. Gerade deshalb aber fuhr er errötend und eifriger fort: „Joachim, traue meiner Erfahrung, all dies Unwahrscheinliche wird bald spurlos von dir abfallen. Denn daran läßt sich nichts deuteln, der Mensch, und namentlich — warum soll ich es nicht offen aussprechen? — der auf der Höhe Geborene, er bleibt nun einmal seiner Umgebung zugeschworen, ohne die er sofort seiner verfeinernden Ansprüche verlustig geht. Und zu solcher Selbstverkümmerung sollte sich mein Sohn und Nachfolger durch die Phantasien einer überwundenen Krankheit verleiten lassen? Nicht wahr, dies brauche ich doch nicht zu fürchten?“

Vornehm, mild, gewinnend, wie stets, reichte der anmutige Fünfziger seinem Sohne die Hand. Der fuhr auf, raffte den Eindruck des feierlichen, in Stille förmlich eingebetteten Bibliotheksaales mit seinen dämpfenden Teppichen, Bildsäulen und Kunstschätzen auf sich zusammen, und während er mit der Linken an der eigenen Brust rüttelte, um sich endlich auch körperlich an diesen Ort zu bannen, da stieg es wild, leidenschaftlich und doch voll sich reckenden Grolles und Trotzes in ihm empor: „Ja, ja, vergessen, vergessen, vergessen! — Rücksichtslos alles Zudringliche zurückschleudern, von den Dienern in den Vorzimmern abweisen lassen! — Warum sollte ich das schlechter können als du und Kottum und die Mala?! Ich will mich wenigstens darin üben!“

Und indem er, wie gezogen, auf den roten Damastfaltenwurf der Fensterportieren zueilte, um sie mit gieriger Hand zu streicheln, da entquoll ihm auch das letzte, bisher so sorglich behütete Geheimnis: „Vater — dieser ganze quälende Fiebertraum aus Schmutz, Unbildung — und Hunger, er ist ja nur eine Mahnung, ein wütendes Drohen aus jenen Reichen, denen wir nicht gewachsen sind. Nie gewachsen diesem drängenden Ernst! Oh, wie gut, daß es für uns verspielte Leute Schlösser gibt, in denen man tanzt und plaudert und liebt, und wo die segensvollste Kunst geübt wird: — Vergessen — vergessen — vergessen!“ — — —

Ja, das rötliche Renaissanceschloß der Fürsten von Prora, es barg schon während der vergangenen Nacht viel von dieser gepriesenen Fertigkeit in seinen Mauern. Flüstern, Schluchzen, weiße Frauenarme und rote Lippen, das erregende, wechselnde, flüchtige Arabeskenwerk jenes göttlichen Wachschlafes, heimlich huschte und tanzte es gestaltlos und doch beziehungsvoll durch eines der hohen, matt erleuchteten Zimmer, um sich darauf kichernd auf den teppichbelegten dämmrigen Gängen zu verlieren.

Erregt und durch das Zusammentreffen mit dem noch bewußtlosen Bruder bis in ihre Tiefen aufgewühlt, so war Sonja in ihr Schlafzimmer zurückgekehrt. Jetzt stand sie, noch völlig bekleidet, vor einem der hohen Fenster, die auf den Park hinausleiteten, preßte die Stirn an die Scheibe, und während hinter ihr die Zofe Agnes das altertümlich auf einer Zweistufenerhöhung postierte Bett zurichtete, da suchte ihre Herrin mit Aufgebot all ihrer Willenskraft das wilde Pulsen ihres Blutes zu betäuben. Vergeblich! Gar zu schonungslos war dieser Grüblerin des Salons die Binde von den Augen gerissen worden, was geschah, wenn einer der Ihrigen sich auf jenes brüllende, wütende Meer getraute, das man in schönen Regungen des Mitleids oder in wissenschaftlichen, aber dafür räumlich um so entfernteren Betrachtungen „das Volk“ nannte. Eben hatte ein solcher bis auf den Grund Untergesunkener vor ihr gelegen, und siehe da, das Wunder seiner Auferstehung schien ihr viel weniger erstaunlich, als die entsetzliche, schmutzige Verwilderung, durch die entstellt der so schmerzlich Vermißte zurückgekehrt war. So erbarmungslos wurde man also zerfleischt, sobald man zu dem bissigen Tier in die Höhle kroch? Nur flüchtige, versteckte Worte hatte sie von den Begleitern Joachim-Wendelins über den Verbleib ihres Bruders aufgefangen, allein die wenigen Andeutungen genügten schon, um ihr in Hirn und Herz eine brennende Wut gegen diesen plumpen Menschenknäuel zu entzünden, der es gewagt hatte, in seiner schweißtriefenden, rauhhaarigen Umschlingung die feine Besonderheit eines Auserlesenen zu ersticken.

Der junge Graf von Prora war irgendwie und aus Gründen, die sie nur verschwommen ermessen konnte, gezwungen worden, das Wischtuch zur Hand zu nehmen, sowie einen Seifeneimer über den Arm zu hängen. Und sofort empörte sich das rachsüchtige Gefühl des Weibes gegen die ganze Schicht, in der ein solch gleichmacherisches Herabzerren verwöhnter Naturen Vorbedingung war. Freilich, man hatte sich ja selbst vor noch ganz kurzer Zeit mit den Geheimnissen der brodelnden und lärmenden Menge beschäftigt, ja man war fast über ihren harten Anprall gegen die zerbröckelnden Mauern alter Zwingburgen erfreut gewesen. Sehr gut, dies versprach ja auch ein interessantes, spannendes Schauspiel, geeignet, die vielen unbeschäftigten und neugierigen Stunden angenehm zu kürzen. Jedoch in dem gleichen Moment, wo sie wahrnehmen mußte, wie jene rohen Haufen ihrem vergötterten Jugendgespielen die feinen, weichen Kleidungsstücke vom Leibe rissen, um seine zarten, schlanken Glieder dafür in die abstoßende Hülle des halbstarren, geflickten Kommißmantels zu pressen, da durchstürmte sie ein tödlicher Haß gegen die Frechheit einer solchen Vergewaltigung, und das Bundesgefühl zu den gemeinen Empörern sprang von ihr ab, gleich geborstenen Schalen! Wer, wer hatte ihr denn zuerst die kreischenden Pforten zu jenen Lasterhöhlen aufgestoßen? Wer vermittelte ihr eigentlich den ersten halb gierigen, halb verabscheuenden Blick auf das sich im Schlamme windende Ungeheuer mit den Millionen brüllenden und wutgeifernden Köpfen? Selbstverständlich, der schwarze Mensch war es gewesen, der Beduine, wie ihn ihr Vater spöttischerweise nannte, jener selbstsichere, starknervige Jurist, der das umherzüngelnde, feurige Lebens-

gefühl der oberen Schicht in seiner Buchstabenweisheit so sehr verachtete, daß er sogar ein hingebendes Frauenopfer aus jenen Sphären in beleidigender Bescheidenheit zu verhindern wußte.

Und Sonja grub ihr Kinn in die nackten Arme, die sie über dem Fensterriegel ruhen ließ, und ihre scharfen Zähne gruben sich schmerzhaft in das weiße Fleisch, als ließe sich die nicht vergeßbare Kränkung durch den spitzen Schmerz ablösen. Kein Zweifel, sie gehörte nun einmal zu der Klasse jener wenig beneidenswerten Frauen und Mädchen, denen selbst in dem Moment, wo Rausch und Leidenschaft sie in den Urzustand der Nacktheit zurückversetzen möchten, der kühle Gott der Würde und der Hoheit einen steifleinenen Mantel um die Achseln legt, den kein Männerwunsch mehr zu lüften wagt.

Sonja lächelte herb und ihre, wie gefärbt schimmernden roten Lippen saugten sich an der kühlen, glatten Haut fest, als könnte sie dadurch die Erinnerung an längst entwichene Zärtlichkeiten zurückrufen. Dann schüttelte sie das dunkle, gescheitelte Haupt. Nein, sie brauchte sich nicht mehr selbst zu belügen, der breitbrüstigen, dröhnenden Kraft des Beduinen gegenüber hatte sie keineswegs Würde und Hoheit bewahrt, und dennoch war sie nicht ausgeschöpft worden, obwohl sie es doch sehnsüchtig begehrte, sondern sie blieb zum Versiegen bestimmt, wie es ihr Schicksal nun einmal unerbittlich vorschrieb.

Seitdem — sie empfand es beinahe mit Genugtuung — hatte sich ihr kleiner, verletzter Frauenstolz in dunkler Verborgenheit bei ihr eingenistet, gleich einem Schlangennest, das sich in einem Garten unter hochstämmigen Rosen versteckt. Oben schimmert's, lockt's und duftet's, aber an den Wurzeln gärt das Gift und sammelt sich zu tödlicher Wirkung. Sie suchte wohl noch öfter die Gesellschaft Otto Gerbers, sie schrieb ihm, so oft er es verlangte, zierlich stilisierte Briefchen über ihre Scheidung, sie unternahm mit dem hochgewachsenen Doktor, dessen weite, ausladende Bewegungen sie dabei früher so sehr entzückt hatten, wohl vor aller Augen weite Streifereien durch den Park, ja einmal veranlaßte sie den gewandten Reiter sogar, sie hoch zu Roß in das benachbarte Seebad zu geleiten, allein sie empfand an seiner burschikosen Ausdrucksweise keine Freude mehr, ja diese peinigte sie sogar geradezu, sobald sie merkte, wie alle seine Scherze und Ausfälle nur einen Umweg bildeten, um das Gedenken an die einsamen Stunden dort oben in der Waldhütte zu verschütten.

Merkwürdig, wie spitz und schmerzhaft gepflastert alle Pfade zwischen ihr und den Männern liefen. Der eine erkältete sie durch seinen Ernst, seine Ehrlichkeit, seine unbrechbare Würde, der andere dagegen, an den ihre Jugend und ihre noch unerschlossene Sehnsucht nach der Meinung der Welt durch die üblichen heiligen Bande gefesselt waren, er verhöhnte sie, und sein Leichtsinn schritt unbedenklich über ihren nach seiner Auffassung kühlen und frostigen Leib hinweg. Vor kaum einer Stunde hatte sie mit dem Mann, dessen Namen sie noch immer führte, in einem Raum geweilt. Am Lager des liebsten Menschen, nachdem jener von ihm auf kräftigen, herrischen Schultern in den seiner Kaste einzig erträglichen Luxus zurückgeschleppt worden war. Dabei war dem blassen, schweigsamen Weibe aufgefallen, wie bedrückt und zurückhaltend ihr früher so heiterer, lebensfrischer Gatte sich in den dämmrigsten Ecken des Zimmers verbarg, als beenge ihn jetzt das Dach des Hauses, aus dem er doch einmal seine Gefährtin unter stürmischen Hoffnungen fortgeführt. Auch berührte sie es sonderbar, mit welcher Umsicht, ja fast zärtlicher Sorgfalt der Graf den schwierigen Krankentransport geleitet, er, der verwöhnte, leichtsinnige Lebenshungrige, dem jeder Hinweis auf Vergänglichkeit oder Siechtum einen ganzen hellen Tag verderben konnte. Niemals hatten sich ja auch ihr nachdenklicher Bruder und dieser farbenfrohe, unruhige Halbkünstler besonders nahegestanden, und Sonja fragte sich nun, ob jene ernste Hingabe des jungen Kavaliers nur rein menschlichen, teilnahmsvollen Beweggründen entsprungen sein könnte?

Oder legte er etwa Wert darauf, ihr, der doch vom Dasein ohnehin schon so grausam Benachteiligten, wenigstens den noch verbliebenen Schatz an Neigung und Zugehörigkeit unversehrt in die Arme zu legen?

Ein nervöses Zittern kräuselte sich ihr über den Nacken, so erregend und weckend, daß sich Sonja spähend nach der Zofe zurückwandte, ob auch ihre Gefährtin nichts von der törichten Anfechtung ihrer Herrin bemerkt hätte. Allein die braune Agnes strich gewandt und glättend, wie stets, über die spitzengeschmückten Kissen des Prunklagers und schien ganz an ihre Hantierung hingegeben zu sein.

So verlor sich die junge Verlassene am Fenster von neuem in ihr Hinbrüten, während der kühle Hauch, der durch die Fugen der Holzrahmen drang, ihr die entblößten Arme fröstelnd umwitterte. Das Bild des zuvorkommenden höflichen Genießers, der sie erst so stürmisch umworben, um dann das vor seiner fremdartigen Glut zurückbebende Mädchen in einer neuen Laune kaltherzig zu verwerfen, es rückte sich der Grüblerin gerade heute unverdrängbar vor die Seele. Bis vor kurzem war sie sich voll verurteilenden Hohnes darüber klar gewesen, daß eben in der Gestalt jenes leichtfertigen Aristokraten, der keinem anderen Berufe huldigte, als das Dasein prüfend und kostend an seinen süßesten Stellen auszuschlürfen, daß sich in ihm die ganze Oberflächlichkeit seiner unernsten, verspielten Zeit offenbare. Aber seitdem hatte sie ja in einer schwülen Stunde erkannt, wie auch sie in ihren heimlichsten Bezirken von derselben verführerischen Freude am Spiel, Blendwerk und huschender Tändelei ergriffen sei, ja daß sie nichts so sehr vermieden wissen wollte, als vor eine opfervolle Wahl gestellt zu werden.

Nein, nur das nicht, nicht diesen unerbittlichen, klaren Ernst, wie ihn der Beduine so gebieterisch verlangte, nicht diese unumstößliche Entschiedenheit, wo man fortan im Leben Fuß fassen sollte. Bewahre, dazu währte ja alles zu kurz, und der persönliche Vorteil wechselte ja auch wie Sonnenschein und Regen. Machte es nicht eigentlich die große Lebensweisheit ihres Vaters, Sr. Durchlaucht, aus, mit jeder Stunde so zu plaudern, wie diese gerade das Gesicht trug? Man blieb eben ein Kind seiner Kaste, und man beging im Grunde vielleicht ein Unrecht, wenn man einen Angehörigen solcher Gemeinschaft deshalb anklagte, weil er die Gewohnheiten und Anschauungen des ererbten Kreises gehorsam und ohne große Gewissensbisse befolgte. Ganz unmerklich begann die Tochter aus großem, uradligem Hause, auf dessen vergilbten Chronikseiten ja auch das Gedächtnis blendender, höchst kostspieliger Mätressen erhalten war, ganz von ungefähr begann das junge, zitternde Weib die Verfehlungen ihres Gatten weniger unnatürlich, ja sogar interessant zu finden. Die große Gemeinschaft der vornehmen Sonderung regte sich. Natürlich dies alles war für die Otto Gerbers ein höchst unpassendes Geschäft, schon aus dem Grunde, weil ihre ehrliche Plumpheit sich übel dabei benahm. Dazu gehörte eine liebenswürdig kultivierte Lebenskunst. Und dann — die Freuden und Genüsse gehörten nun einmal zu den Herrengeschlechtern, die sie einfach als einen ihnen gebührenden Tribut für sich einforderten!

Basta!

Dort kannte man auch keine Skrupel und wies nichts zurück, was schön und lockend war.

Und Sonja biß sich in die Lippen, denn ihr gereizter Sinn flatterte wieder von dem Manne in der Waldhütte,

der sie gegen ihren Willen geschont hatte, zu dem sturmgeschüttelten Schwelger, der sie ebenso gegen ihren Willen hatte zerstören wollen. Sie mochte sich drehen und wenden, wohin sie wollte, überall hörte man in den Adern des Erdenleibes jenes summende Gären der Säfte, das allein die schwere Nüchternheit der Masse durch den Rausch erleichterte.

Nein, das ertrug die Kämpfende nicht länger.

Agnes war schon längst verschwunden.

In diesem Augenblick bewegte sich eine der dunklen Fensterportieren, wie wenn eine hereindringende Zugluft den schweren Stoff segelartig aufgebläht habe. Von Schreck durchzuckt, streckte Sonja beide Arme vor. Einen Hilferuf wollte sie ausstoßen, eine Frage an die geisterhafte Erscheinung richten, die sich dort hinten abzeichnete, allein ihr bebender Mund vermochte keinen Laut zu formen. Regungslos mußte sie mit ansehen, wie nach einem kräftigen Zurückschlagen des Stoffes die Gestalt ihres Gatten hinter dem Vorhang auftauchte, und wie sich eine fahrige nervöse Hand das in Unordnung geratene schwarze Haar aus der Stirn strich. Doch selbst in dieser abenteuerlichen Sekunde verbeugte sich der Eindringling vor der Dame.

„Verzeihe," flüsterte er, „ich weiß, es ist Unrecht. Aber ich mußte dich sprechen, Sonja."

Durch den starren Frauenkörper ging ein Schwanken, das gespannte, weiße Antlitz verlor auch den letzten Blutstropfen, und ihr Mund glühte in einem fast unheimlichen Brand: „Was suchst du hier?" stieß sie in aufsteigender Empörung hervor, „wir beide haben uns nichts zu sagen."

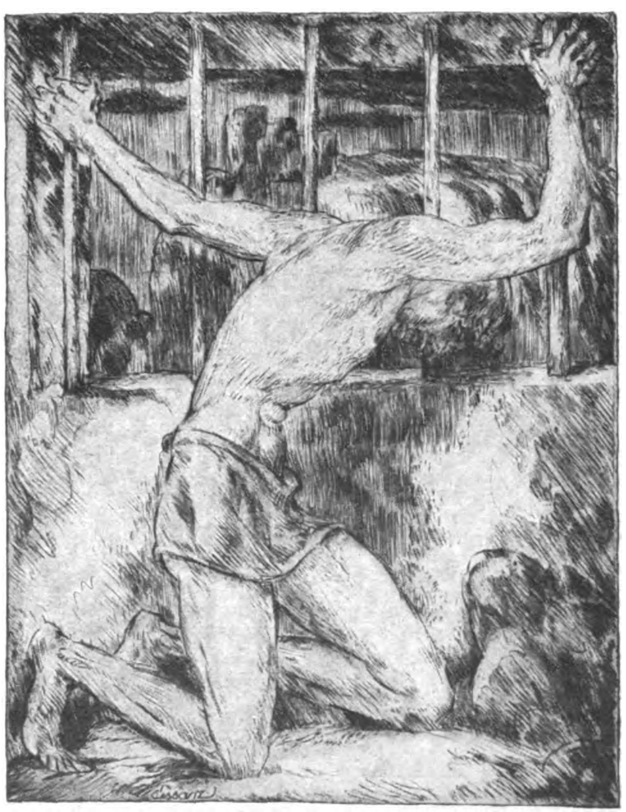
„Doch," fiel der junge Graf lebhaft ein, ohne sich von seinem Platz zu rühren, „doch, Sonja, gerade wir beide sollten ehrlich gegeneinander verfahren, indem wir aufhörten, hohe Tragödie zu spielen." (Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Künstlerspende

Von Prof. Dr. Hans Hildebrandt (Hierzu zwei Abbildungen)

Das Deutsche Museum für Buch und Schrift in Leipzig, eine großzügige Schöpfung, der keine andere Kulturnation eine gleichartige Sammlung gegenüberstellen kann, war nahe daran, sein kostbarstes Besitztum, die 42-zeilige, auf Pergament gedruckte Gutenberg-Bibel unter dem Druck der Verhältnisse an das valutastarke Ausland verkaufen zu müssen. Das stolzeste und nur in wenigen Exemplaren vorhandene Dokument deutscher Buchkunst, die früheste Großtat der Buchkunst überhaupt, wäre der Heimat entfremdet worden. Nur die Daseinsgefährdung des Museums selbst vermochte diesen letzten, verzweifelten Schritt zu rechtfertigen.

Allein immer, wenn Deutschlands Not am höchsten stieg, kommt aus seinen unzerstörbaren Volkskräften selbst die Rettung. Diesmal waren es die Künstler, führende Graphiker, die sich zum Rettungswerk zusammenschlossen: Persönlichkeiten, die man sonst nie in einem Atem nennt, mit deren Namen der Freund der Graphik aber sehr bestimmte Vorstellungen verbindet — Johann Vinzenz Cissarz, Lovis Corinth, Robert Engels, Erich Gruner, Ludwig v. Hofmann, Paul Klee, Walter Klemm, Oskar Kokoschka, Käthe Kollwitz, Alfred Kubin, Max Liebermann, Emil Orlik, Emil Pottner, Rudolf Schiestl, Max Slevogt, Hugo Steiner-Prag, Walter Tiemann, Hans v. Volkmann, Gustav Wolff —, stifteten eine Mappe, die nur Originalarbeiten, Radierungen und Steinzeichnungen enthält, damit aus ihrem Erlös Bestand und Weiterausbau des Museums während der nächsten bittersten Jahre gesichert werden kann.



Der Gefangene. Nach einer Radierung von J. V. Cissarz.

Die deutsche Buchkunst hat im Lauf der letzten Jahrzehnte manches Werk hervorgebracht, das den Bibliophilen des In- und Auslands als wertvolle Bereicherung ihrer Sammlungen erschien. Hier aber liegt eine einzigartige Schöpfung vor, deren Gegenwartswert für den Sammler ein sehr hoher ist, und deren Zukunftswert gar nicht abgeschätzt werden kann. Denn nicht die Künstler irgendeiner Richtung haben sich, wie sonst bei Mappenwerken, zusammengetan: die Anhänger der verschiedensten künstlerischen Glaubensbekenntnisse und Schaffensweisen haben sich in friedlichem Wettbewerb vereinigt, getrieben von dem über allen künstlerischen und ästhetischen Streitfragen stehenden Gedanken, daß der deutsche Künstler dem deutschen Volke, dem er seine Wesensart verdankt, daß er der Heimat seinen Dank abstatten müsse. Und alle haben es, wie man aus der sorglichen Zusammenstellung der Mappe erkennt, als Ehrenpflicht betrachtet, eine Probe des Besten, was sie zu geben imstande sind, zu spenden. Auch die sehr solide und geschmackvolle Mappe selbst, bei deren Ausstattung mit feinem Takte jeder Luxus vermieden wurde (sie ist aus festester, dunkelgrau überzogener Pappe gefertigt, hat einen Rücken aus starkem Naturleinen und trägt nur auf gelbem Grund die schwarzgedruckte Titelangabe),



Bauernfamilie. Nach einer Radierung von Rudolf Schiestl.

sowie Druck und Buchbinderarbeit wurden gestiftet. Die Papierlieferung übernahmen Sieler & Vogel, die Anfertigung der Mappe die Großbuchbinderei E. A. Enders, den Druck des Textes, der aus einem vorbildlich knappen, markigen und würdigen Vorwort des Geheimen Hofrats Dr. Ludwig Volkmann, als Vorsitzenden des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum, sowie des Professors Dr. Albert Schramm, als Direktor des Deutschen Museums für Buch und Schrift, und aus einer Inhaltsangabe besteht, die Firma Breitkopf & Härtel, die alle ihren Sitz in Leipzig haben. Das Format der Mappe wurde ungewöhnlich groß gewählt, um der Phantasie der bei dem Rettungswerk beteiligten Künstler keine engenden Schranken aufzuerlegen. Die einzelnen Blätter wurden auf Passepartouts von gleichen Außenmaßen aufgezogen. Papier und Karton sind von besonderer Güte.

Cissarz beginnt die Mappe mit einer in lockeren Strichen gezeichneten Radierung eines Gefangenen, der in Verzweiflung an den Gitterstäben seines engen Kerkers rüttelt. Corinth wirft in einer Lithographie mit wenigen, treffsicheren Strichen den Eindruck hin, den die Züge der bekannten Filmschauspielerin Henny Porten in ihm wachgerufen haben. Engels versetzt mit seiner keck gezeichneten Lithographie „Der Überfall“ in die Schreckenszeit des Dreißigjährigen Kriegs. Das Momentane des Geschehens und die Unentrinnbarkeit gelangen überzeugend zum Ausdruck. Gruners „Schnitter im Strandhafer“ erzählen von Friede, Arbeit und Sommersonne. Sein Beitrag ist eine Radierung. Ludwig v. Hofmann hat eine figurenreiche „Komposition“, nackte Frauen und Männer am Meeresstrand, geschaffen. Sie ist mit ihrer Diagonalentwicklung, mit ihrem sanften Wohllaut der Rhythmik gewiß eine seiner besten Radierungen. Ganz original wie immer ist Paul Klee in seiner Lithographie „Die Hexe mit dem Kamm“. Ein gespenstisches Blatt, zugleich ein Meisterwerk seiner, den leisesten Regungen der Einbildungskraft gehorchenden, reizempfindlichsten Zeichnungskunst. Das sind abstrakte Formen, die in logischstem Zusammenhalt des linearen und rhythmischen Aufbaus stehen — und doch auch wieder Gehänge, Gewänder; da ist eine Leere — und doch auch wieder ein Kopf mit Augen, die behexen. Eine Gestalt aus einem unheimlich grotesken Fiebertraum — aber nicht minder das klarste Ergebnis in sich ruhenden, gesammelten, bewußten Gestaltens. Bei Walter Klemms Radierung „Ackerpferde“ wird der Gleichklang des Rhythmus in den langsam ausschreitenden Rossen wie in den sich hügelan ziehenden Ackerfurchen kräftig unterstrichen. Oskar Kokoschka in der Steinzeichnung eines Frauenkopfes mit so wenigen Mitteln, wie nur der meisterliche Gestalter vermag, die Architektonik im Bau eines Kopfes wie das Wesen der Seele, die diesen Bau geschaffen hat. Alois Kolb zeichnet in der Radierung „Badende“ den Körper eines jugendlichen Frauenkörpers bis in die letzten Einzelheiten durch. Das Selbstbildnis der Malerin Käthe Kollwitz, eine Steinzeichnung, zeigt, mit welch tiefer, ernstester Selbsterkenntnis die Künstlerin sich selbst erkennt. Das Geistige im Kopfe eines bedeutenden Menschen, der viel erlebt hat, kann auf keine knappere Form gebracht werden. Mustergültig ist die Verteilung des Hell-Dunkels. Eine ganz unheimliche Schöpfung ist Kubins „Halluzination“. Eine alltägliche Straße, von einem buschbepflanzten Rain, von ein paar mageren Bäumen und von Telegraphenstangen begleitet. Neben der vordersten Telegraphenstange steht, starr, wartend, eine Frau mit dunklem Kleid, heller, bis über die Knie herabreichender zugeknöpfter Jacke und einem Schirm, den sie seitwärts stellt. Das Gespensterhafte wirkt sich gerade in der scheinbaren Alltäglichkeit des Ereignisses aus. Denn diese Gestalt in ihrer alt-

modischen Kleidung ist „nicht von dieser Welt“, ist ein „Gespenst des Mittags“, das erschreckt und durch seine Unerklärlichkeit verwirrt. Daß Liebermann ein Bildnis Albert Einsteins als Lithographie beigesteuert hat, ist doppelt zu begrüßen: das Porträt einer deutschen Geistesgröße, der auch das gesamte Ausland seine Anerkennung nicht versagen konnte, durch einen so hervorragenden Künstler sachlicher Bildniskunst verleiht der Mappe den besonderen Wert eines Zeitdokuments. Orlik hat einen „Bücherfreund“ auf Stein gezeichnet und stellt die Persönlichkeit eines ganz in die Welt der Bücher eingesponnenen, durchgeistigten und seines Körpers sich kaum bewußten Menschen in ihrer typischen leiblichen Bildung und Haltung vor uns hin. Die „Haubentaucher“ Pottners, eine Radierung, verraten, mit welch eindringlicher Liebe dieser Künstler die Vogelwelt beobachten und wiederzugeben gelernt hat. In Schiestls Radierung „Bauernfamilie“ mit ihrer sorglich abgewogenen Komposition lebt sich das Derbe, Kraftvolle des deutschen Landwirts aus. Slevogt hat eine „Skizze zu Hektors Abschied von Andromache“ als Steinzeichnung gestiftet. Ganz unklassizistisch gibt dieser geborene Illustrator alles Wesentliche eines von äußerer wie innerer Dramatik erfüllten Vorgangs mit knappsten, flüchtigsten Strichen wieder. In Steiner-Prags Lithographie „Alte Allee“ ist das Räumliche zwingend gestaltet. Seltsam gewundene Stämme und Äste formen ein weites Gewölbe über breitem Weg, der auf ein fernes Schloß mündet. Der „Weibliche Akt“ Ziemanns, eine Steinzeichnung, entwickelt den Aufbau der Form aus der sicheren Verteilung von Hell und Dunkel. Hans v. Volkmann stellt in seiner Radierung „Nahender Frühling“ senkrecht aufsteigende Bäume, in deren eben erst mit knospenden Blättern sich bedeckenden Zweigen der Wind wühlt, vor eine von einem Berg gesehene, weite, von Wolken überzogene Landschaft. Den Beschluß bildet eine Radierung Wolffs, „Zwei Geschöpfe“, vorsintflutliche Fabeltiere in einer Landschaft von kahlen Erhebungen, endlosen Wassern und endlosen Wolken, die nichts mit der heutigen Bildung der Erde gemein hat.

So verschieden die Beiträge sind, so einheitlich ist der Wille aller Künstler, von ihrem Besten zu geben. Aber gerade die Gegensätzlichkeit der Schaffensweisen wird dies Sammelwerk empfehlen: denn wie immer sich der Kunstfreund zu den Tagesfragen der Kunst stellen mag — hier wird jeder Geschmack auf seine Rechnung kommen. Für den Bibliophilen aber, der durch Anschaffung dieser Künstlerspende zur Rettung des Deutschen Buchmuseums beiträgt, wird der Lohn der Tat in der dauernden Freude ruhen, die ihm dies einzigartige Zeitdokument gewähren wird.

Der Umgang * Novelle von Rudolf Hawel

Aus der in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 6101 erschienenen Novellensammlung „Das Eselshirn und andere Geschichten“, die das tiefe Empfinden und die Darstellungskunst dieses echten Wiener Volksdichters zeigt. Seine Heimat hat ihn mit dem Raimund- und dem Bauernfeldpreis ausgezeichnet.

„Muatta, Muatta, morg'n geh' i mit'n Umgang!“ So erklärte frohlockend der kleine Lindner-Pepperl seiner Mutter, die eben beim Waschtrog beschäftigt war.

„Geh', dalketer Bua,“ antwortete die Mutter. „Hast denn a G'wand dazua? Glaubst denn, du kannst mit deinem g'flickten Jankerl mitgehn? Bild' dir so was nit ein, das is was, was si nur die bessern Leut' vergunna können!“

„Wann's aber der Lehrer g'sagt hat! Und wir müssen gehn; und wer nit kommt, kriagt a Straf und den sei Vata a!“

„Du hast ja kan Vatern mehr, und mi arm's Weib werd'ns do nöt strafen woll'n, weil i dir ka schön's G'wand kauf'n kann.“

„Aber wir müass'n gehn, i muaß sonst hier bleib'n,“ replizierte der Pepperl und die feuchten Augen kündeten einen bedeutenden Gefühlsausbruch an.

„I werd' dir halt das weiße Jankerl mit dö blauen Säum' heut no auswaschen, und wann's trocken is, nett ausbögeln,“ lenkte die Mutter begütigend ein. „Aber Huat hast kan, und an kauf'n — das geht halt nit!“

Nachmittags ward das Jankerl gewaschen.

Abends faßte die Frau Lindner einen großen Entschluß. Sie nahm vom Zinsgeld einen Gulden und kaufte eine Matrosenkappe. Als der Pepperl die Kappe probierte, regte sich in der Frau Lindner der mütterliche Stolz. „Ein netter Bub ist's doch, der Pepperl, wenn er auch kein so schönes G'wand net hat, wie die andern!“

Abends inspizierte Pepperl noch die Vorbereitungen in den Straßen. Die Hausmeister, die die Fronleichnamsbäume an den Mauern befestigten, erschienen ihm als höchst bedeutende Personen. Sie taten auch so. Sie sahen mit vielsagender Miene zum blauen Himmel empor, ihn auf seine Beständigkeit prüfend, und versicherten die Dienstmädchen mit gönnerhafter Miene, daß es wahrscheinlich morgen sehr schön sein werde, wenn es nicht etwa bei Nacht zu regnen anfinge. Der Hausmeister von Nr. 38 versicherte aber — er war ein anerkanntes Genie im Wetterprophezeien — daß sich das Wetter auch zwischen sieben und elf Uhr ändern könne, was ein großes Übel wäre, worauf die Frau Schachinger erwiderte, daß dann die Kinder um die schönste Freude kämen. Ihr Schorschl habe ein grünseidenes Schäfergewand mit einem breiten Strohhut bekommen. Denn sie seien christliche Leute, die für das Christentum auch etwas tun können.

Um halb Zwölf bügelte die Frau Lindner noch mit aller Sorgfalt das weiße Jankerl mit den blauen Säumen. Sie hatte vorher noch mannigfache Schäden daran ausgebessert, als es aber weiß und glänzend auf der Stuhllehne hing, da war es ihr eine frohe Genugtuung, daß es ihr doch noch möglich gewesen war, alles zu beschaffen, damit sich ihr Pepperl mor-

gen würdig beim Fronleichnamstag präsentieren könne. Die neue Kappe und das schön gebügelte Jankerl dazu — man muß Gott eben für alles danken.

Pepperl kam etwas später in die Schule; denn er mußte noch vorher die Wäsche zum Herrn Kollerer, einem alten Junggesellen, tragen. Der zahlte seinen Gulden und vierzig Kreuzer, und darauf wartete die Mutter schon. Als Pepperl in die Klasse eintrat, scholl ihm lauter Jubel entgegen. Seine Kameraden amüsierten sich höchlichst über sein Feiertagskostüm, das in ihren Augen eigentlich gar kein Feiertagskostüm war. Die meisten waren ja von besseren christlichen Eltern und trugen schwarze Anzüge, dazu weiße Handschuhe und der Schachinger Schorschl hatte ein grünseidenes Schäfergewand an mit einem weiten ebenfalls grünseidenen Schäferhut. Dem Pepperl stand das Weinen sehr nahe, aber der Lehrer verwies den Kindern die unpassende Heiterkeit und sagte, daß vor Gott alle Menschen gleich seien, die in Schäfergewändern, wie die in frischgebügelten, aber alten, abgetragenen, weißen Jankerln mit blauen Säumen, und daß Christus auch einmal ein armes Kind gewesen sei. Er bestimmte, daß der Pepperl mit dem Schachinger Schorschl zu gehen habe, worauf der Schorschl die Nase rümpfte und der Pepperl sich verlegen zu ihm gesellte, da eben die Schulglocke zum Antreten befahl.

Vom Turme klangen alle Glocken, die Musik rauschte, die Fahnen flatterten im Winde und Pepperl ging stolz wie ein König im Fronleichnamszuge mit. Die Frau Schachinger stand im höchsten Putz beim ersten Altar und rauchte ordentlich vor Mutterliebe. Als sie ihren Schorschl im Zuge neben dem Lindner-Pepperl einherschreiten sah, verschlug ihr erst ein jäher Schreck die Rede. Als sie halbwegs zur Besinnung gekommen war, stürzte sie wie eine beleidigte Löwin in den Zug und riß ihren Schorschl von der Seite des Lindner-Pepperl weg.

„Du Dalkentippel, muaßt du mit so an Strizzi gehn, hab' i dir desweg'n a Schäferg'wand kauft," zeterte sie. „Da geh' mit dem, der hat do a schwarz's G'wand an und nit a so a abg'flickt's Jankerl wia der Strizzi da!"

Die christliche Frau belferte noch weiter, aber der Pepperl stand wie mit Blut übergossen da. — Strizzi — warum denn — der Herr Lehrer kam dazu und verwies der belfernden Christin die schnöde Handlungsweise.

Aber der Pepperl lief davon — schnurstracks nach Hause. Die Zimmertür fand er geschlossen und so setzte er sich auf die Türstufen im Hofe nieder. Im Hofe war alles still, nur von der Straße herein tönte das Summen der Menge, das Läuten der Glocken, der Gesang der Andächtigen und die fröhliche Musik. Pepperl weinte — es war so einsam im Hofe.

Da kam die Mutter heim. Sie hatte von ferne sehen wollen, wie ihr Knabe im Zuge mitging. Sie hatte ihn nicht gesehen und erfuhr nun vom Pepperl die böse Geschichte. Ihr ward weh ums Herz und sie fand keine Worte, den armen kleinen Kerl zu trösten.

Vom Turme klangen die Glocken, die Musik rauschte und die Andächtigen sangen, und die christlichen Mütter aus besseren Häusern rauchten vor Mutterliebe zu ihren Söhnen im grünseidenen Schäfergewande.



Prozession. Nach einem Gemälde von Josse Goossens. Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung.

Wie legen wir unser Geld an?

Winke für Kapitalanlagen unter Berücksichtigung der Geldentwertung

Von Professor Dr. Georg Obst, Breslau

Der oberster Grundsatz aller Kapitalanlagepolitik war und ist: Risikoverteilung. Ganz gleich, ob es sich um größere oder kleinere Beträge handelt, immer ist es falsch, alles auf eine Karte zu setzen oder, wie der Engländer sagt, alle Eier in einen Korb zu legen.

Gegen diesen Grundsatz haben insbesondere eine große Zahl Rentner, die sich jetzt in schwieriger Lage befinden, verstoßen. Sie wollten nicht spekulieren, sondern ihr Kapital nur sicher anlegen und kauften Konsols und Reichsanleihe, Stadtanleihen und Pfandbriefe, gaben Geld auf 1. oder 2. Hypothek und hatten größere Guthaben bei Sparkassen und Banken. Besonders betätigten sie sich auch bei der Zeichnung von Kriegsanleihen.

Nun kam die Geldentwertung. Alle Preise stiegen gewaltig; die Zinseinnahmen aber blieben gleich, und die Kurse ihrer Papiere nahmen an der Steigerung der sonstigen Börsenwerte nicht teil. Die Hoffnung, das auf Hypothek ausgeliehene Kapital mit einem gesetzlich geregelten Aufgeld — als teilweisen Ersatz für die Geldentwertung — zurückzubekommen, ließ sich, so berechtigt es an und für sich wäre, bisher nicht durchführen.

Als die wilde Hausse auf dem Aktienmarkt einsetzte, einer dem anderen erzählte, welch hohe Börsengewinne er „im Handumdrehen" erzielt habe, da verkaufte so mancher alle seine festverzinslichen Werte, um Sachwerte, wie man die Aktien nennt, dafür zu erwerben; und viele machten Schulden, um soviel Aktien wie irgend möglich zu kaufen. Wer gut beraten war, kaufte „Goldwerte", d. h. Aktien solcher Gesellschaften, die großen Besitz im In- und Auslande hatten, insbesondere auch große Forderungen ans valutastarke Ausland besaßen, dorthin exportierten und dadurch vermutlich besonders hohe Gewinne erzielen mußten. Die Geldentwertung führte aber schließlich dahin, daß alle Dividendenpapiere stiegen. So verdiente jeder, der Aktien besaß. Die Börsenumsätze erreichten eine Höhe wie nie zuvor. Je mehr die Mark fiel, desto höher kletterten die Aktienkurse. Kleine Rückschläge berührten das Publikum nicht. Da kam der schwarze 1. Dezember des Jahres 1921. Die Kurse sanken ins Bodenlose; da keine Käufer, sondern nur Verkäufer vorhanden waren, gab es keinen Halt. Die Banken forderten von ihren Kunden Rückzahlung des Kredits, und da sie die Gelder in der kurz bemessenen Frist nicht aufbringen konnten, verkauften die Banken die Effekten der Kunden, um sich selbst vor Verlust zu schützen. Die bei einer Anzahl Geschäfte erzielten Gewinne waren dahin.

Möchten die davon Betroffenen die Lehre daraus ziehen, daß es wirtschaftlich falsch ist, mit fremdem Kapital zu spekulieren. Wer nur sein eigenes Kapital riskiert, kann Kursstürze mit Ruhe ertragen. Auch an der Börse gilt das Wort: Auf Regen folgt Sonnenschein. Wer aber von der Bank herausgedrängt, „um jeden Preis" verkaufen muß, kann das Verlorene nicht wieder einholen. Die „Erholung der Kurse" kommt nicht ihm zugute, sondern denen, die in Zeiten der Baisse billig gekauft haben.

Es ist dem „Kapitalisten" keineswegs zu verargen, wenn er einen Teil seines Vermögens in Aktien anlegt, wobei er sich aber des Ratschlages seines Bankiers oder seiner Bank bedienen sollte.

Großer Beliebtheit als Anlagepapier erfreuen sich die Obligationen mit variablem Zinsfuß. Sie sind ein Mittelding zwischen Aktie und Obligation und gewähren einen festen Minimalzinsfuß, der sich aber beim Steigen der Dividende der betreffenden Aktien nach einem festgesetzten Schlüssel erhöht.

Die Auslandswerte (Valutenpapiere) sind den deutschen Besitzern zum größten Teil von der deutschen Regierung zwangsweise abgekauft worden. Aber ein Teil dieser Werte, die man damals wenig schätzte, weil sie zeitweise keine Zinsen gaben, sind den Besitzern belassen worden, so z. B. Mexikaner, Rumänen, Türken, einige argentinische Werte, Ungarn. Glücklich, wer sich im Besitz dieser Anleihen befand!

Auch heute kommen einige von ihnen noch als Kapitalanlage in Betracht. Die Zinsen werden zwar von den meisten dieser Werte auch jetzt noch nicht offiziell, bzw. nicht an deutsche Besitzer bezahlt, aber die Kupons können zu günstigen Kursen durch Vermittlung der Banken verkauft werden. In größeren Börsenblättern sind die Kurse, zu denen solche Valutenkupons täglich gehandelt werden, angegeben. Die Verzinsung dieser festverzinslichen Auslandswerte ist im allgemeinen weit besser als die der Aktien, die bei den hohen Kursen nur eine relativ geringe Dividende geben. Als Ersatz für die im Verhältnis zum Kurse meist sehr minimale Gewinnausschüttung in Form der Dividende ist das oft sehr wertvolle Bezugsrecht anzusehen. (Über seine Berechnung und Verwertung, sowie über Erläuterung von Börsenausdrücken, über Kursanomalien usw. siehe meine Zellenbücher, insbesondere „Börsengeschäfte", Verlag Dürr & Weber, Leipzig.)

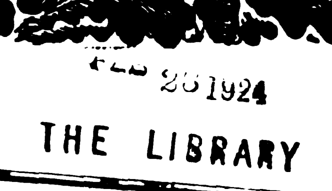
Den neuesten Typ der Kapitalanlage stellen die wertbeständigen Anleihen dar, die Roggen- und Kohlenanleihen. Es wird nicht Verzinsung und Rückzahlung zu einem festen Markbetrag zugesagt, die Anleihe lautet vielmehr auf eine bestimmte Menge (Zentner) Roggen oder Kohle. Auf einen Zentner fünfprozentige Roggenanleihe gibt's z. B. im Jahre als Zinsen den Gegenwert von fünf Pfund Roggen. Je nach Steigen oder Fallen des Roggenpreises erhöht oder ermäßigt sich der Zins. Ähnlich ist's bei der Kohlenanleihe. Hier noch eine Abart bei der Sächsischen Braunkohlenanleihe: 5 Prozent feste Verzinsung in Mark, 2 Prozent umgerechnet zum jeweiligen Kohlenwerte des Quantums, über das die Anleihe lautet.

Auch für die wertbeständigen Anleihen gilt der Grundsatz der Risikoverteilung. Wer sein gesamtes Vermögen nur in wertbeständigen Anleihen, sei es auch solcher verschiedenster Art, anlegt, spekuliert nur nach einer Seite: er setzt ein Paroli gegenüber der weiteren Verschlechterung der Mark. Bessert sich der Markkurs, so werden auch die Preise nach und nach sich senken, ob in dem Maße, wie der Zinsertrag, scheint sehr zweifelhaft.

Fassen wir zusammen: Als rationelle Kapitalanlage denke ich mir etwa: ein Viertel des Vermögens in Aktien, ein Viertel in Auslandswerten, einschließlich der neuen deutschen Goldschatzanleihe, ein Viertel in wertbeständigen Anleihen und ein Viertel in hochverzinslichen inländischen Staats- oder Stadtanleihen anzulegen.

Wer nur ein kleines Vermögen besitzt, wird diese Vierteilung nicht vornehmen können. Aber auch dem kleinen Sparer wird vermutlich in aller Kürze die Möglichkeit gegeben werden, seine Ersparnisse bei den Sparkassen auf ein Goldkonto einzuzahlen und sich dadurch eine wertbeständige Anlage zu schaffen; daneben kann er hochverzinsliche Stadt- und Staatsanleihen und Hypothekenbankpfandbriefe in kleineren Beträgen kaufen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



RECLAMS UNIVERSUM

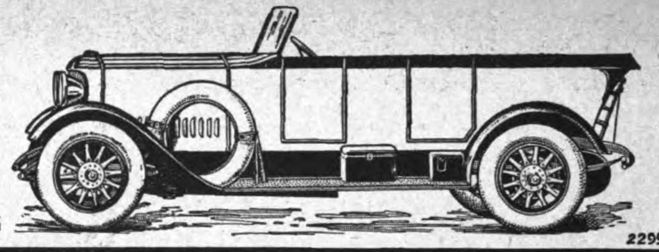
*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 30



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig





PERSONEN-UND LASTKRAFTWAGEN
MOTORPFLÜGE ◇ UNERREICHT IN
KONSTRUKTION, AUSFÜHRUNG u. LEISTUNG

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER - STETTIN

EIGENE VERKAUFS-FILIALEN IN BERLIN, HAMBURG UND STETTIN
VERTRETUNGEN AN FAST ALLEN GRÖSSEREN PLÄTZEN DES IN- UND AUSLANDES

Lloyd Triestino Triest

Regelmäßiger Passagier- und Warendienst ab Triest nach der Adria, der Levante, dem Schwarzen Meer, Indien und dem fernen Osten

Amtliches Italienisches Reisebureau



Navigazione Generale Italiana Genua

La Veloce, Società Italiana di Servizi Marittimi, Rom

Regelmäßiger Passagier- und Warendienst ab Genua und Neapel nach Nord-, Süd- und Zentralamerika, der Levante und dem Schwarzen Meer

Italienische Staatsbahnen **Ital. Reiseverkehrsamt Rom**

Schiffs- u. Eisenbahnkarten bei den Generalagenturen: **Berlin,** Unt. d. Linden 47; **Hamburg,** Esplanade 22; **München,** Maffeistraße 14; **Wien I,** Kärntnerring 6; ferner bei Reisebureau J. Hartmann, **Köln,** Hohe Straße 104/6 und **Frankfurt a. M.,** Bahnhofsplatz 8



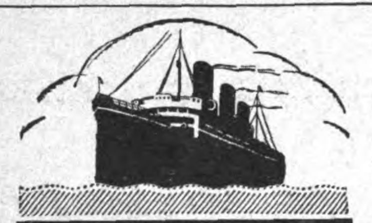
Der rauhhaarige **Halali**

ein extra leichter Sommerhut!

Die rauhen Deckhaare des echten Halali-Hutes schützen ihn gegen den Einfluß von Schmutz und Wetter. Nächste Bezugsquelle zu erfragen bei

HALALI-COMPAGNIE M.B.H.
Frankfurt a. M. 16, Moselstraße 4.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur hilft mit, wer Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek verteilt.



HAMBURG-AMERIKA LINIE

VON HAMBURG NACH

SÜD-AMERIKA

RIO DE JANEIRO u. BUENOS AIRES

Deutsche Passagierdampfer Rugia, Teutonia, Galicia, Baden, Württemberg

Regelmäßige ca. monatliche Abfahrten

Rugia, Teutonia und Galicia führen eine erste Kajüte. Baden und Württemberg haben nur eine einfache Kajüteneinrichtung. Auf allen Dampfern ist eine moderne dritte Klasse mit eigenem Speisesaal, Rauchzimmer, Damensalon und Schlafkammern zu zwei und mehr Betten vorhanden

AUSKUNFT ERTEILT DIE

HAMBURG-AMERIKA LINIE HAMBURG und deren Vertreter in: **Berlin W 8,** Unt. d. Linden 8, Potsdamer Platz 3 und Leipziger Straße (Kaufhaus Tietz) / **Baden-Baden,** am Leopoldsplatz **Breslau,** Schweidnitzer Stadtgraben 13 **Dresden,** Mosczinskystr. 7 u. Pirnaischer Platz / **Frankfurt a. M.,** am Kaiserplatz **Köln,** Hohe Straße (Kaufhaus Tietz) **Leipzig,** Augustusplatz 2 / **München,** Theatinerstraße 38 und Bahnhofsplatz 7 (Kaufhaus Tietz) / **Stuttgart,** Schloßstr. 6 / **Wiesbaden,** Taunusstr. 11 und Kranzplatz 5 / durch die Vertreter der UAL in **Paris:** L. P. Hattemer, 11, Rue Scribe, in **London:** Wm H. Muller & Co Ltd, 66/68 Haymarket, und durch die sonstigen Vertreter an allen größeren in- u. ausländ. Plätzen



Regelmässige Verbindung

von Bremen über Southampton, Cherbourg nach New York durch die prachtvollen amerikanischen Regierungsdampfer

NÄCHSTE ABFAHRTEN:

President Roosevelt	9. Mai	13. Juni
President Arthur	16. Mai	4. Juli
President Fillmore	21. Mai	21. Juni
President Harding	26. Mai	27. Juni
George Washington	6. Juni	11. Juli
America	16. Juni	18. Juli

Abfahrt von Southampton und Cherbourg 1 Tag später

Prosp. u. 64seit. illustr. „Führer d. d. Verein. Staaten" Nr. 103 kostenfrei

Vorteilhafte Gelegenheit für Güterbeförderung

UNITED STATES LINES

Berlin W 8, Unter den Linden 1

General-Vertretung: Norddeutscher Lloyd, Bremen

Erinnerungen eines Musikers / Von Peter Tschaikowsky

In deutscher Übertragung und in Auswahl mit einer Einleitung herausgegeben von Heinrich Stümcke. Neue und vermehrte Ausgabe.

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6285/86

Zeitgemäße Waschküchen-Einrichtungen



ermöglichen sparsamsten Verbrauch an Waschmitteln und Feuerungsmaterial, schonendste Behandlung der kostbaren Wäsche, wirksamsten Schutz gegen Ansteckungsgefahr.

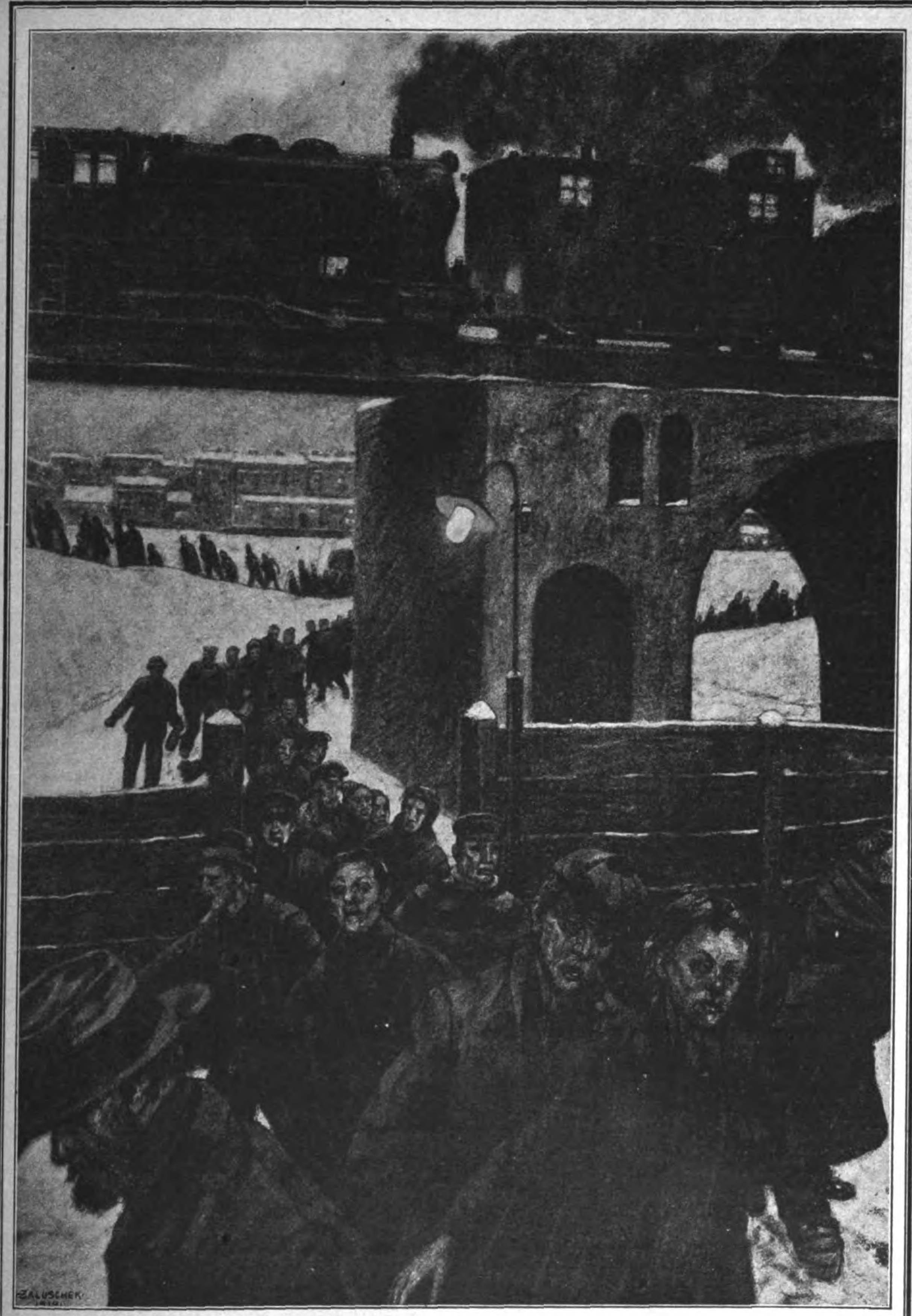
Fordern Sie deshalb sofort kostenlose Zusendung der Druckschrift Wä. 399 über

Johns Hauswäscherei-Anlagen

= mit elektromotorischem Antrieb. =

Garantie für mustergültige Ausführung jeder einzelnen Anlage.

J. A. John A.-G., Erfurt-Jlversgehofen



Deutsche Arbeiter / Gemälde von Hans Baluschek

Die Unbegreifliche

ROMAN VON

Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben war in Heft 28/29 bekanntgegeben. Neu hinzukommende Abonnenten erhalten gegen Einsendung von 200 Mark die vorangehenden Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdrucke portofrei zugesandt.



3. FORTSETZUNG

Gradner klingelte am Eingang zu seinem Stockwerk. Erst einmal kurz, dann wiederholt lang. Niemand öffnete.

Als er jedoch sein Schlüsselbund hervorzog, ward die Tür von selbst aufgetan. „Ist's so recht?" fragte eine Stimme, die hinter der Tür verschwand.

„Es ist recht so, Peudilett," antwortete er freundlich. Liebreich strich er dem Zwerg mit der Hand über den Kopf. „Entschuldige bitte, es ist nur noch eine alte Angewohnheit von mir, daß ich dich auf die Probe stellen will. Nicht wahr, du weißt längst, mein Peudilett, daß in meiner Abwesenheit niemand, niemand die Wohnung betreten darf? Und wenn der König selber käme, oder gar die Karabinieri, mein Peudilett öffnet nicht! Sonst stehlen sie mir all meine unersetzlichen Blumen, meine Sammlungen, mit denen ich ein berühmter Mann werden will."

Peudilett zwinkerte verständig mit den Augen. Dann warf er sich plötzlich lang auf den Boden hin und brachte die Augen seines Gesichtchens so nahe wie möglich an die Ritze unter der Eingangstür. Es war furchtbar, diesen Zwerg anzusehen, wenn er Geschäftigkeit mimte. Sonst, als Diener, trug er die Würde des kleinen aber selbstbewußten Mannes zur Schau; wenn er bei Gradners verschwiegenen Festen servierte, gab er den Primadonnen Anlaß, Vergleiche mit den berühmtesten Oberkellnern oder Leibdienern von Paris anzustellen. Nur wenn er seiner abgöttischen Verhimmlung Gradners beredten Ausdruck geben wollte, wurde er grotesk.

Während er jetzt am Boden lag und seine Vorsichtsmaßregeln zu schildern versuchte, hatte er aus irgendeiner Tasche ein handfestes Messer hervorgezogen. „Peudilett ist ganz peu, ganz klein wenig," murmelte er ingrimmig, „aber Peudilett sticht mit großem Messer jeden tot, hat schon totgestochen, wird immer wieder stechen! Weil der Herr gut zu armem, unglücklichem Peudilett und seiner Schwester ist."

„Wie geht es Lucia?" fragte Gradner, indem er dem Zwerg vom Boden emporhalf, „ich habe sie lange nicht gesehen." Vorigen Winter hatte er die überaus zierliche Lucia vor Priscos Nachstellungen gerettet; der Bruder, der wegen seiner Zwerghaftigkeit vom italienischen Volksmunde den schwer zu erklärenden Namen Peudilett erhalten hatte, war dann wie ein Hund, der knechtisch dankbar sein will, in seine Dienste getreten.

„Lucia hat die Wäsche der Toten getragen", antwortete der Zwerg grimmig. „Weil sie arm war und schön sein wollte, hat sie billig die Wäsche der Fremden gekauft. Lucia wird sterben an den Bazillen einer deutschen Signora."

Gradner strich sich über die Stirn. Es war ihm peinlich, daß Peudilett ihn an die Kranken in Gardone erinnerte. Bisher hatte er dem Zwerg und seiner Schwester immer nur Gutes getan. Es hatte genügt, daß er Lucia unter seinen Schutz nahm, um den feigen Prisco von weiteren Nachstellungen abzuhalten. Es hatte sogar genügt, daß er Peudilett in seine Dienste nahm, um alle Nachforschungen der Karabinieri wegen einer geheimnisvollen Mordaffäre, in der der Zwerg eine Rolle gespielt haben sollte, niederzuschlagen. Deshalb erschien es ihm fast als Verrat an dem Geschwisterpaar, daß er, der sonst nur dem Gesunden allzeit das Wort geredet hatte, heute die Gedanken nicht von der kranken Sylva abzulenken vermochte. „Wir brauchen uns ja nicht zu küssen", hörte er das Stimmchen sagen.

„Lucia wird nicht sterben", beruhigte Gradner seinen unglücklichen Zwerg. „Sie wird nur lange leiden an ungestillter Sehnsucht."

Er wußte, daß er Peudilett mit dieser Hoffnung einen Trost gab, denn die Liebesleiden bleiben dem italienischen Volke verständlicher und erträglicher als alle Qualen, für die man einen Arzt bezahlen muß. Gegen einen Prisco konnte der Zwerg seine schöne, leidenschaftliche Schwester besser verteidigen, als gegen die Millionen Bazillen. „Geh zu Bett", befahl Gradner, indem er die Unterredung kurz abbrach.

Peudilett seufzte, wie wenn er lieber die ganze Nacht zu Füßen dieses Herrn zugebracht hätte, der seiner so wenig bedurfte. „Gute Nacht, Herr!" Mehr wagte er nicht zu sagen. Denn daß das Abendessen im Speisezimmer serviert war und das Kaminfeuer im Bibliothekzimmer angebrannt, gehörte zu den Selbstverständlichkeiten.

„Halt, mein Freund!" rief Gradner dem Zwerge nach, der mit kleinen Schritten dem Halbstockwerk zustrebte, in dem die Küche und seine Behausung untergebracht waren, „ich habe Zigarren für dich in Riva gepascht!"

Er händigte dem lüstern die Zunge schleckenden Zwerge eine Handvoll Regalia media ein.

Dann versicherte er sich erst, daß die Eingangstür gewissenhaft mit Vorlegeschloß versehen war und riegelte auch hinter dem Zwerge die Tür zu dem unteren Halbstockwerk ab.

„Nun bin ich endlich ich selbst", sagte er vor sich hin.

Während er sonst stets überaus ruhig zu sein schien,

sah er jetzt hastig nach, ob Peudilett im Eßzimmer sowohl die Holzläden als auch die Fensterportieren geschlossen hatte. Weder vom Hofe aus noch vom See oder von der Straße her konnte man beobachten, was in diesem Zimmer geschah.

Gradner nahm im Stehen einige Bissen zu sich. Währenddessen horchte er, ob sich von außen irgendwelcher Laut vernehmen ließ.

Dann ergriff er einen der zwölf Stühle, die den Eßtisch umstanden. Mit der Geschicklichkeit des geübten Turners schwang er diesen Stuhl in die Luft, um ihn dann lautlos neben einen großen, schweren Porzellanschrank niederzusetzen.

Ungefähr in doppelter Manneshöhe über dem Porzellanschrank befand sich eine große, in die Mauer eingelassene Uhr. Obgleich sie längst nicht mehr ging und ihre Zeiger abgebrochen waren, gehörte sie mit zu den Sehenswürdigkeiten des Palazzo Tracagni. Vor mehreren Jahrhunderten hatten Mönche ein Uhrwerk ersonnen, das den ganzen Palazzo mit der richtigen Zeit versah. Unten, im Salon des alten Grafen, war das Uhrwerk auch heute noch in Ordnung geblieben; auf den vier Türmen und in den anderen Zimmern erfüllte es jedoch schon längst nicht mehr seine Pflicht, und man hatte die Zifferblätter nur noch als Merkmale eines einst kunstvoll angelegten Werkes bestehen lassen.

Gradner horchte noch einmal hinaus. Dann war er mit Hilfe des Stuhles blitzschnell oben auf dem Schranke. Um jedoch zum Uhrwerk zu gelangen, mußte er den Stuhl hinaufziehen und ihn auf den Schrank stellen. Dann reichte er gerade noch mit den Fingerspitzen bis an die Uhr. Dort verbarg er in einer Mauerspalte eine schwarze Brieftasche.

Als Gradner wieder auf dem Fußboden angelangt war und den Stuhl an Ort und Stelle gesetzt hatte, blickte er von allen Seiten des Zimmers aus scharf hinauf nach der Uhr. Nein, es war unmöglich, daß dieses Versteck jemals entdeckt würde!

Befriedigt betrat Gradner das Bibliothekzimmer. Dort leerte er vor dem Schreibtische gewohnheitsmäßig die Taschen seines Anzuges. Jeden kleinsten Zettel prüfte er genau, bevor er ihn dem Kaminfeuer übergab.

Als ihm die Karte von Sylva von Bubenhofen in die Hände kam, zögerte er einen Augenblick. „Besser so", sagte er dann kurz, indem er das Kärtchen zerriß und es den Flammen überlieferte. Er entnahm der Bibliothek des Grafen Tracagni einen Band der achtzigbändigen italienischen Anthologie. Dort begann er mit geübter Hand nach einem raffiniert ausgedachten System einzelne Druckbuchstaben und Zahlen nahezu unmerklich zu unterstreichen. Nur er allein kannte den Schlüssel, der ihn für Buchstaben bestimmte Zahlen und für Zahlen Buchstaben unterstreichen ließ; außerdem gebrauchte er die Vorsicht, nach einem genauen Schema bald fünf, bald dreizehn, bald sieben Seiten zu überspringen und doch wieder bei dem nächstfolgenden Buchstaben zur fortlaufenden Seite zurückzukehren. Obgleich nahezu sämtliche Bände der Anthologie mit solchen Geheimnotizen gefüllt waren, hätte auch der geübteste Kriminalist in jahrelanger Arbeit kein System hineinbringen können.

Trotz seiner anscheinend großen Fertigkeit brauchte Gradner wohl eine Stunde, bevor er seine Aufzeichnungen über die erste Bekanntschaft mit Sylva v. Bubenhofen beendigt hatte. Er überprüfte dann nochmals den Gesamtinhalt dieser geheimen Niederschrift. „Sylva v. Bubenhofen, 3. Januar 1914 auf ‚Angelo Emo' von Riva kommend. Anscheinend Überwachungsspionin. Noch unbestimmt ob für mich oder österreichischen Kollegen. Legt sofort Angeln aus. Kennt auch schon Hagen, obgleich behauptet, nicht Italienisch zu können. Markiert Krankheit durch Husten. Gefährliche Augen. Bezaubert durch kindliche Stimme. Begleitung Zofe und Diener. Vollbart. Wahrscheinlich der Hauptmacher."

Mißmutig warf Gradner sich in einen der beiden Sessel am Kamin. „Verfluchtes Handwerk!" stöhnte er auf.

Lange Zeit starrte er in die Flammen. Er war unzufrieden mit sich. „Gefährliche Augen" — warum mußte er das niederschreiben? Aber das mit den „Angeln auswerfen" war ja noch viel schlimmer! Warum hatte er den Glauben daran verloren, daß ein Mädchen liebe Augen haben konnte? Nur seine, auf bitteren Erfahrungen beruhende Vorsicht hatte ihn plötzlich vermuten lassen, daß ein so eigenartiges Geschöpf wie Sylva eine durchtriebene Spionin sein müsse. Auf dem Dampfer, in ihrer Anwesenheit, war ihm niemals auch nur einen Augenblick lang dieser Verdacht gekommen. Da hatte er sogar an die Jugendeselei mit Margot denken können. Erst vorhin, als er so kühl seinem Handwerk nachgehen mußte, hatte die Erinnerung an Sylva sich in die Geheimkartothek eingeschlichen.

„Verfluchtes Handwerk!" Es gab Stunden, in denen Gradner, der vorsichtige, durch keinen Geniestreich zu überrumpelnde Gradner, nichts anderes wünschte, als einen Menschen anbeten zu können. Ein Weib, ein Wesen mit all den Kniffen und Schlichen, die das Leben abwechslungsreich gestalten; und doch immer ein wahrhaftes Weib: der einzige Mensch, der die hundertfache Macht seines Körpers und seines Geistes vergeudet, um sich an der Liebe eines einzigen, anbetenden Mannes genügen zu lassen.

Gradner lächelte, als die kleine Rokokouhr über dem Kamin zwölf schlug. Da hatte er sich ja niedlich in Träume eingesponnen! Er nahm schnell einen Notizblock vom Schreibtische und trat hinaus auf den Balkon. Drüben in Cisano waren noch drei oder vier Häuser erhellt. Wahrscheinlich Fischer, die ihre Vorbereitungen für den Carpionefang trafen. Durch die Übung der letzten Jahre wußte er längst, welche Lichter für ihn Bedeutung haben konnten. Im alten Palazzo der Grafen von Cisano flammte genau in dem Augenblick, als die Domuhr von Salò den zwölften Schlag tat, ein Licht kurz auf.

„Nichts", sagte Gradner vor sich hin. „Ich wußte es. Dieser Lump von Hausmeister arbeitet zuverlässig. Andreina hat recht: die Italiener glauben an den Frieden und bewegen keine Truppen."

Gradner wartete noch eine Viertelstunde. Als die Domuhr ein Viertel nach zwölf schlug, begannen abseits von Cisano im Landhause des Herrn Powidell Lichtsignale aufzuflammen. Gradner notierte genau: kurz, lang, lang, kurz, kurz. „Wie unvorsichtig", sagte er dann. „Der österreichische Kollege glaubt hier des Nachts allein zu sein. Der Powidell mit seinen Tatarennachrichten wird bald abgewirtschaftet haben."

Eigentlich hätte er von dem Ergebnis des heutigen Tages befriedigt sein können. Er bemerkte jedoch eine leichte Unruhe an sich.

„Sie sind ein Spion", sagte ein feines Stimmchen. „Und — und Sie werden todunglücklich sein!" —

Der alte Graf Tracagni fühlte sich sanft seinen Träumen entrissen. Er lauschte in die Höhe. „Beethoven", murmelte er dann andächtig vor sich hin. „Den hat er schon lange nicht mehr gespielt! Ein sonderbarer Mensch, dieser Deutsche. Sobald er Gäste hat, mißhandelt er das Klavier mit Walzermelodien. Und nur wenn er ganz allein ist, spielt er edle Musik. Für wen? Vielleicht für eine ferne Adelaide. Oder für seine toten Blumen. Welch sonderbarer Mensch!"

(Fortsetzung folgt.)

Den Strick um den Hals

Erlebnisse im Ruhrgebiet. Von Heinrich Zerkaulen

Essen. — Ehemals war es ein Dorf, dann eine Residenz mit vielen adeligen Stiftsdamen, dann wurde Krupp geboren, und so wuchsen die Schornsteine und Fabrikmauern wie wilde Nesseln aus dem Boden. Als der Krieg ausbrach, arbeiteten in diesen Kruppwerkstätten rund 40000 Männer. Als Kieler Matrosen nach fünf Jahren, mitten in einer Iphigenieaufführung des Essener Stadttheaters, die Revolution verkündigten, hörten diese neue Botschaft 120000 Männer und Frauen bei Krupp!

Und Essen ist auch heute noch die Stadt der Arbeit, wie sie im Kriege die Waffenschmiede Deutschlands war. Immer liegt ein Schleier über dieser Stadt, als atme der Himmel selbst schwer unter dem Rauch all der Schlote.

Nun aber ist sie eine Stadt ohne Schlaf geworden. Eine Großstadt, die klein geworden ist wie ein Grenzdorf.

Schon am hellichten Tage raste die Feuerwehr durch die Straßen. Dunkle Elemente versuchten bald schon zu plündern, was nicht niet- und nagelfest mehr war. Weil die grüne Schutzpolizei von den Franzosen entwaffnet war. Aber man glaubt es noch nicht!

Darum eine Nacht bei dem Überfallkommando der Feuerwehr in Essen. Der Brandmeister zeigte mir in seinem Protokollbuch die Eintragungen der letzten Nächte. Die Beamten kommen nicht mehr aus ihren Kleidern. Die Feuerwehr ist populär geworden. Wenn sie auf den Hilferuf mit ihren Löschzügen eintrifft, arbeitet sie mit Gummiknüppel, nicht mehr mit Wasser.

„Es hilft schon", sagte lachend der Brandmeister und brannte sich in aller Gemütsruhe eine neue Pfeife an. In diesem Augenblick springt mit dumpfem Geläut eine rote Schalttafel ein, der Morseapparat tickt, der Hebel springt um, alles automatisch. Das ganze Haus der Wache ist plötzlich hell erleuchtet, die Wehrleute lassen sich an Messingstangen von dem oberen Stockwerk hinab, schon springen die Türen auf, die Glocken läuten schrill, und in rasender Fahrt geht es durch das leere, totenstille Essen in die Nacht hinaus. Überfall in einem Warenhaus. Die Kerle kommen nicht wieder, die Prügel merken sie sich!

✡

Das verzwickteste Eisenbahnnetz Deutschlands, die Ruhrbahnen, liegen zur Zeit still. Die Strecke von Dortmund nach Düsseldorf ist Rumpf ohne Kopf und Glieder. Torso einer Meisterhand, ein Nervensystem ohne Rückenmark, Skelett ohne Fleisch. Die in Wind und Wetter rostig gewordenen Schienen trotzen.

Die Ruhreisenbahn ist zum Symbol Deutschlands geworden. Reitpeitsche gegen Eisen. Maschinengewehre gegen passiven Widerstand. Aber ins Unendliche führt die gerade Linie der Schienenstränge. Über das bißchen schwerste, leidendste Gegenwart in befreite, unbesetzte, freie Zukunft!

Wilde Gerüste und eherne Arme griffen in die nüchterne Luft hinein, reckten sich gigantisch hoch, daß die Menschen klebten wie Puppen an ihnen und grausames, lebendiges Spielzeug wurden des großen Riesen aus dem Märchen Industrie. Die Poesie der nackten Männer am Amboß leuchtete nachts gespenstisch aus dem Dunkel auf.

Die Stadt Bochum blieb immer das Tor in diese Erde. Eigentlich nur eine einzige, große Straße. Für dieses amerikanische Wachstum des Ruhrbergbaues waren alle Pläne viel zu klein, waren der Steine zu wenige, um Wohnungen zu schaffen lange vor der Wohnungsnot.

Dann aber kam der Einmarsch der Franzosen.

Und die Stadt lag wie ein Sarg da. Als ging eine ansteckende Krankheit um. Es kam der verschärfte Belagerungszustand. Aber Westfalen kriechen nicht zu Kreuze vor französischen Stahlhelmen! Zwischen Essen und Bochum liegt die Grenzscheide von Rheinland und Westfalen. In Bochum wurde Kortum geboren, der Sänger der „Jobsiade". Hier singen sie schon das herbe Westfalenlied: „Ihr mögt den Rhein, den stolzen, preisen . . ."

✡

Noch ahnte damals keiner von den blutigen Ostern, die Essen beschieden sein sollte durch französische Soldateska. Nur wie eine einzige Familie fühlte man sich, einig im Widerstand, einig im Glauben. Es war, als reichten sich St. Lambertis zierlich durchbrochene Spitzen in Münster die Hände mit den hohen Domtürmen von Köln. Rheinland und Westfalen Hand in Hand. Darinnen zwar der Franzose mit Tanks und Panzerautos. Darüber aber Deutschlands weiter Himmel.

Und die Schreckensnachricht von Buer kam. Es ist, als schnitten die Franzosen unseres Landes Adern auf und legten ihr Ohr an den Pulsschlag alles Lebens.

Von der Elektrischen aus, die mich nach Buer brachte, sah ich französische Offiziere und Mannschaften, wie sie mitten auf dem Bürgersteig die Platte zu einem Kabel abhoben. Einer stieg auf einer Leiter hinab. Und im Vorüberfahren konnte man den Nervenknäuel allerfeinster Drähte sehen, in die fremde Hände nun störend eingriffen.

Wenn diese Menschen doch nur nicht vom Frieden reden wollten. Vom Frieden! Von Versailles!

Kurz vor Buer hält die Elektrische. Es ist wieder die typische Bergarbeiterstadt des Ruhrbezirks, die eigentlich nur aus einer großen Geschäftsstraße besteht. Das unregelmäßigste Straßenbild, das man sich denken kann.

An Anschlagsäulen aber steht der Befehl der Franzosen: „Es ist der Bevölkerung verboten, die Hände in den Taschen zu halten. Die Arme müssen so getragen werden, daß das Innere der Hände sichtbar ist."

Das stand auf dem Anschlag zu lesen! In der deutschen Stadt Buer, mitten im Herzen des Industrielandes, das daliegt, den Strick um den Hals!

✡

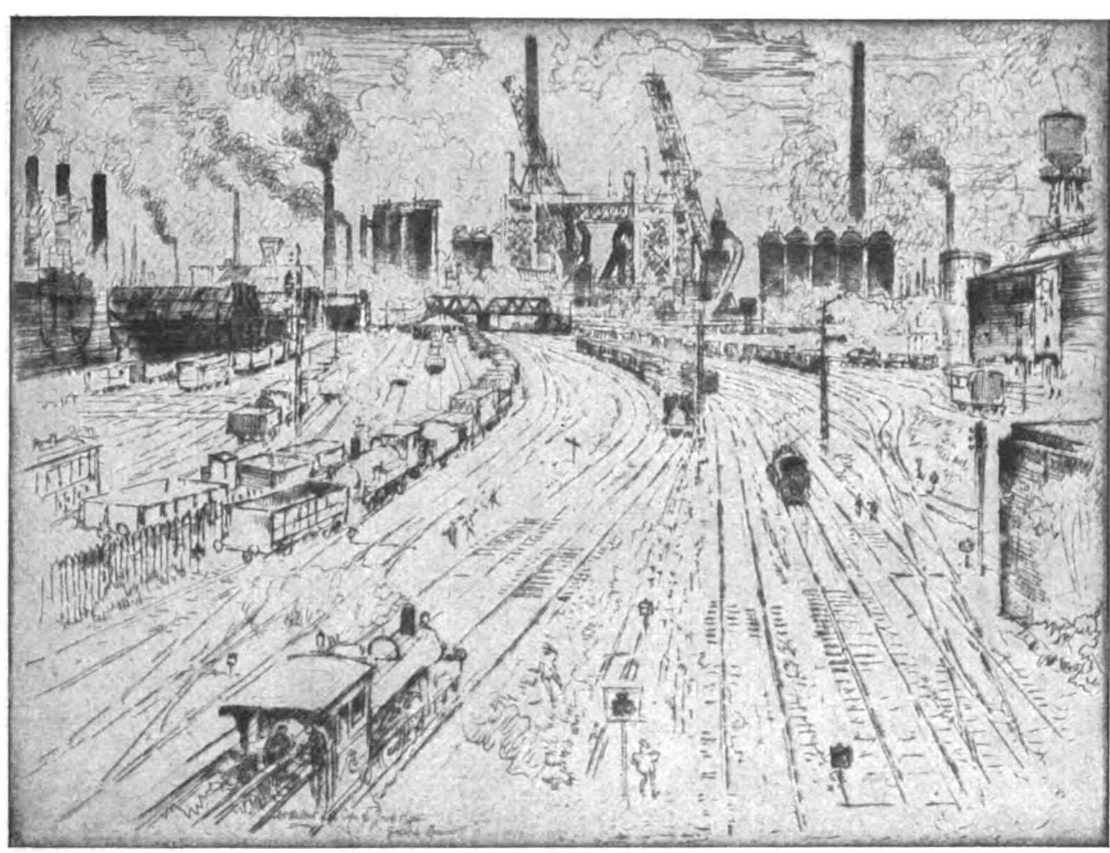
Den Strick um den Hals?

Kurz vor meiner Abreise war noch eine große, stumme Feier bei Krupp, ergreifend in all ihrer Gebundenheit. Der vollendetste Gegenbeweis zu dem ganzen Lügenfeldzug, mit dem die Franzosen ihre Osterblutschuld zuzudecken versuchen. Die Feier galt der Jubiläumsehrung von tausend Werksangehörigen, die fünfundzwanzig Jahre der Firma Krupp gedient hatten, Arbeiter und Direktoren. Als die hochbetagte Frau Bertha Krupp ihren Wagen verließ, standen ihre Arbeiter da und zogen stumm den Hut.

Und der Leiter dieses Riesenwerkes, Herr Krupp von Bohlen und Halbach, zitierte in seiner schlichten Rede die Verse Fichtes:

> Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
> An deines Volkes Auferstehn,
> Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
> Trotz allem, allem, was geschehn!

„Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben!" In diesen vier Zeilen Fichtes liegt ja doch alles, was heute jeder deutsche Mann im tiefsten Herzen fühlt!



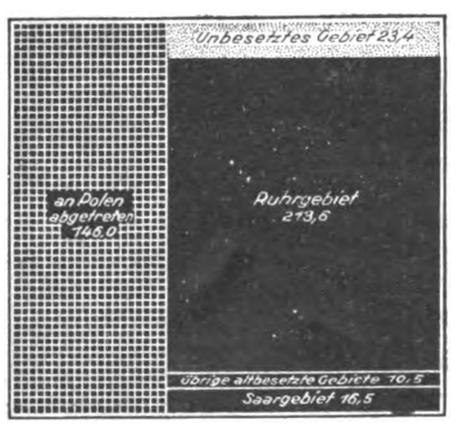
Aus dem Herzen des deutschen Ruhrgebiets: Die Bahnhofsanlagen von Oberhausen. Nach einer Radierung von Joseph Pennell. Im Besitz der Galerie E. Arnold, Dresden.

Die Herzkammer Deutschlands

Von Wilhelm Berdrow

Dies kleine Land zwischen der Lippe und der Wupper, mit seinen sechs Millionen um die Hälfte über dem deutschen Bevölkerungsdurchschnitt und mit der Hochblüte seiner Gewerbe in der Welt kaum erreicht, wie ist es zur Herzkammer der deutschen Wirtschaft geworden? Und warum müssen wir es behalten und halten mit eisernen Klammern, wenn ein einiges Deutschland bestehen soll? Ich glaube, nur aus der Geschichte des Ruhrreviers läßt sich die Antwort geben.

Vor hundert Jahren begann das Ruhrgebiet seinen wirtschaftlichen Aufstieg. Mit Berlin, dem Boden friderizianischer Traditionen und dem Schoßkinde Beuths, hielt die neu angegliederte „westliche Provinz“ immer gleichen Schritt, aber was dem märkischen Sande mühselig abgerungen ward, hier entsproßte es urkräftigem Boden mit Macht. Der rote Acker, wo ihn der Spaten sticht, ward zu Ziegelsteinen, Kohlenflöze erschloß der einfache Stollenbau, und die Berge hegten noch Eisengestein. Nun rührt an den schlafenden Segen die schaffende Hand. Friedrich Harkort bringt aus England die Kunst des Flammfrischens, und aus dem Handwerk des Eisenreckers wird am Puddelofen ein Gewerbe. Auf der „Guten Hoffnung“ beginnen die Haniel und Huyssen den Dampfmaschinenbau, Friedrich Krupp hat den deutschen Gußstahl erfunden, Matthias Stinnes aber hält die Hand über den Segen der Erde und verschifft die Ruhrkohle rheinaufwärts, rheinabwärts ins Weite. Es sind die alten, unvergessenen Namen, reich haben sie den Boden gedüngt, auf dem der hundertjährige Baum ruhrrheinischer Industrie erwuchs.



Die deutschen Steinkohlenvorräte in Milliarden.

Erst langsam, dann rasch geht es aufwärts, die vierziger Jahre bringen die Eisenbahn, die fünfziger das amerikanische Gold, Zeitenwende hängt schwer und trächtig über dem Ruhrrevier. Dampfkraft, Schienen, Lokomotiven und Wagenbau, nur kurze Zeit ist England noch der Spender der neuen Dinge, dann hat sich mit Öfen, Dampfhämmern und Walzwerken die Ruhr auf eigene Füße gestellt, und der Segen ihrer Arbeit quillt weit über das deutsche Land,

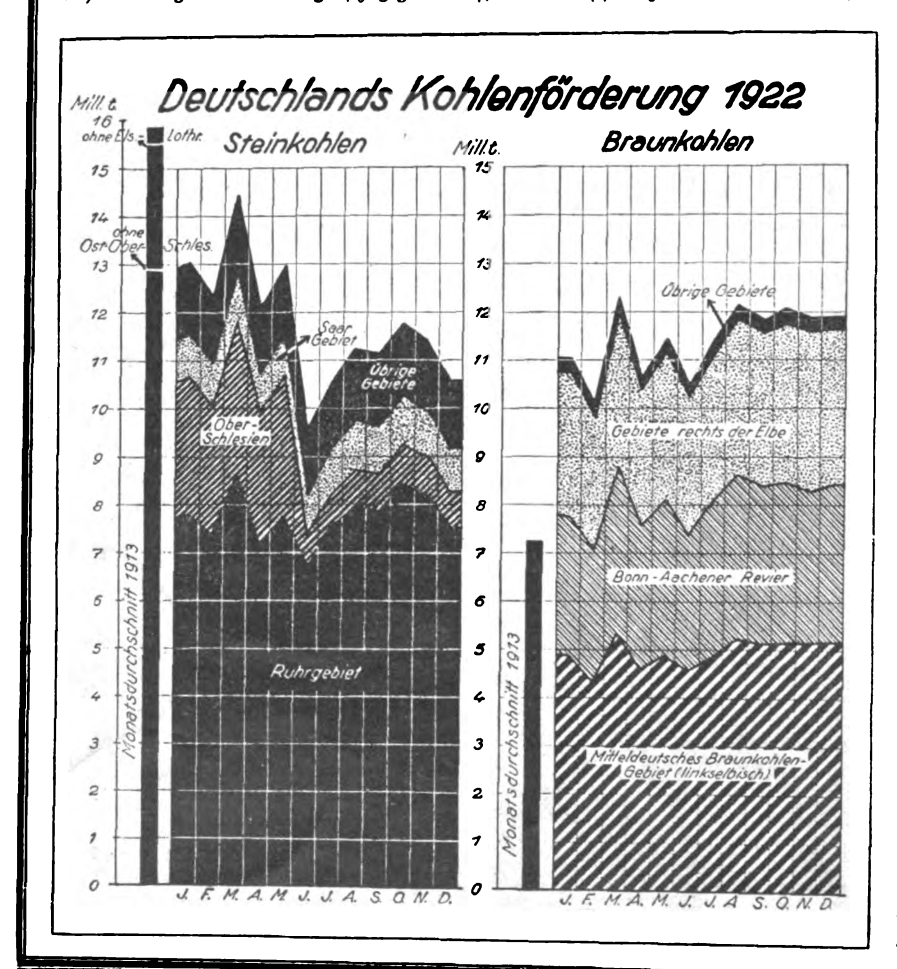
schon spürt man im fernen Auslande einen scharfen Luftzug der Konkurrenz vom Rhein und der Ruhr. Bochumer Stahlglocken läuten über Weltausstellungen, und Armstrong hört mit Unwillen den Namen Krupp. Unter den Lokomotiven Indiens und den Waggons der Prärie laufen Essener Bandagen.

Jetzt geht es im Sturmschritt voran, den führenden Köpfen der Industrie folgt die Mobilisierung des Kapitals, schon die sechziger Jahre sehen eine erwachende Großindustrie. Die Hauptsache bleiben die Männer; Krisen, Stockungen, Kriege werden überwunden, es wächst jenes Geschlecht heran, das unter Widerständen erstarkt, das vom Widerstande lebt! Jede Erfindung der Hüttentechnik, des Stahls, der Kohle, hier findet sie ihren Boden, oft ihre erste Anwendung. Bessemers genialer Gedanke zündet in Krupp den Funken der Tat an, fortan schmilzt der Converter in 20 Minuten, was der Puddelofen in 24 Stunden leistete. Der Siemens-Martin-Prozeß, die glänzendste Erfindung in den Eisengewerben, an der Ruhr und am Rhein erkennt man sofort seine Zukunftsmöglichkeiten, die das Verwendungsgebiet des Eisens ins Grenzenlose erweitern. Kaum kann die Kohle noch dem aufschnellenden Bedarf der Hütten folgen, für die Erze ist längst die ganze Erde der Ruhr pflichtig geworden. Spanien, Amerika, Marokko, Rußland, Schweden senden ihre Schätze nach Deutschland, und das Absatzfeld des Ruhrstahls wird, wie das der Kruppschen Geschütze, die Welt.

Dieser Entwicklung setzt um 1880 der Thomas-Prozeß die Krone auf, die unerschöpflichen Minettelager Lothringens werden durch den basischen Prozeß verhüttungsreif, und damit ist der Schritt zur Massenerzeugung ohne Schranken getan. Eine großzügige Tarifpolitik knüpft die Schwestergebiete des größten deutschen Erz- und Kohlevorkommens zu einer Einheit zusammen und ermöglicht den Aufstieg der Ruhrindustrie, den wir noch alle erlebt haben. In die größeren Aufgaben wachsen neue Männer hinein; Thyssen, der den vertikalen Aufbau der Schwerindustrie vom Erz und der Kohle bis zum Fertigerzeugnis im kühnsten Ausmaß verwirklicht; Emil Kirdorf, der die Männer der Kohle mit eisernem Zügel in eine weltumspannende Einheit zwingt und Schöpfer des Kohlensyndikats wird; Mannesmann, der mit technischen Großtaten weltweite Erobererpläne verknüpft; und endlich der jüngste unter ihnen, Hugo Stinnes, der Unerschütterliche, der auch in den Stürmen des verlorenen Krieges und der Revolution Nerven und Hoffnung behielt.

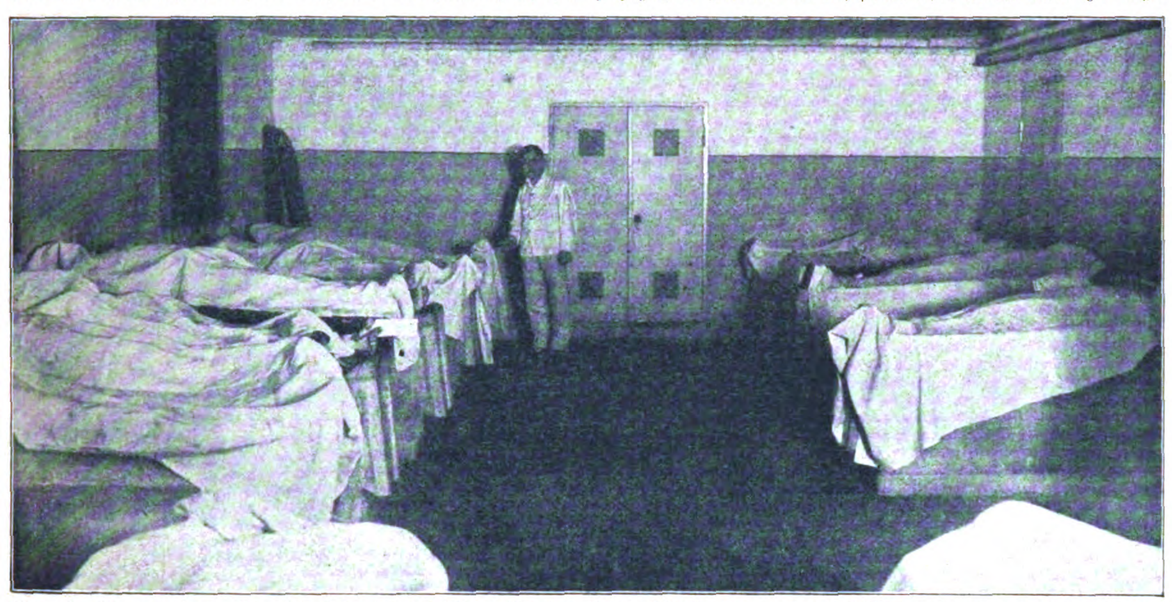
Jetzt werden die Aufgaben so groß, daß nur die äußerste Zusammenfassung der Kräfte sie noch bewältigen kann, die Zeit der Syndikate, der großen Bindungen bricht an. Gehaßt von den Arbeitern, verabscheut vom manchesterlich dressierten Bürgertum, und doch nur das Morgenrot einer neuen Wirtschaftsform, die maßvoll gebundenes Schaffen an Stelle des alten Chaos setzt. Dem Kohlenkartell folgt das Roheisensyndikat und endlich 1904 der Stahlwerksverband. Deutschland und Amerika stehen an der Spitze der Weltwirtschaft, weil sie die Grundbegriffe ökonomischen Schaffens erfaßt haben.

Der Krieg kommt und scheint alles zugrunde zu richten, wie ein Wahnsinniger sein eigenes Haus anzündet. Der Friede droht das letzte noch Bestehende zu zerrütten, und jetzt folgt dem zwiefachen Wahn der dritte, Frankreich schickt sich an, ein Gebiet uns zu entreißen, das deutschen Fleißes und deutschen Geistes so voll ist wie kein zweites. Ein Land, das der Franzose so wenig versteht, daß er es mit hunderttausend Soldaten und zehntausend Eisenbahnern wirtschaftlich zu erobern glaubt. Frankreich hat — das wird von Tag zu Tag deutlicher — in die Geschichte des Rhein- und Ruhrlandes ein neues Blatt eingefügt, das noch fehlte. Es hat zu der Koalition der Kohle und des Eisens, zu der Koalition der Erfindungen und des Kapitals, zu der Koalition der großen Unternehmerverbände noch die Vereinigung des Unternehmertums mit der Arbeiterschaft gefügt, es hat die „Arbeitsgemeinschaft“ unlösbar und damit das Ruhrgebiet noch unbesiegbarer gemacht. Das Rhein- und Ruhrland hat eine Weltmission zu erfüllen, die über seine Bedeutung als Kohlen- und Eisenquelle fremder Länder noch hinausgeht, Frankreich kann diese Entwicklung nicht zerstören, ohne die Weltwirtschaft unendlich zu schädigen, ohne sich selbst unwiederbringlich zu schädigen. Frankreich kann die Ruhr weder beherrschen noch ausbeuten, und Deutschland kann sie niemals aufgeben, es gäbe denn sich selber auf. Uns aber kann Frankreich nicht vernichten, ohne sich selbst das Grab zu graben.



Die Schreckensherrschaft im Ruhrgebiet

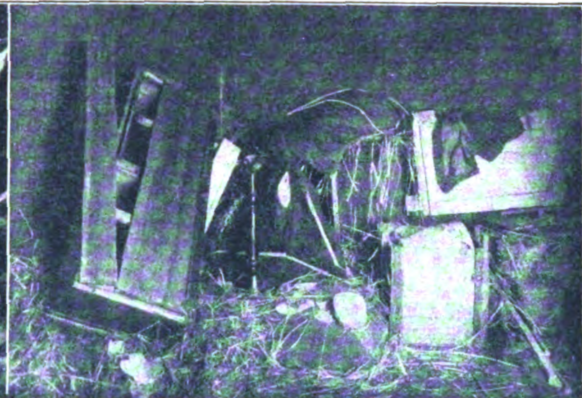
Mit Gut und Blut haben die Deutschen an Ruhr und Rhein ihre deutsche Treue bezahlt. Hunderte von ihnen sitzen im Gefängnis, viele Tausende wurden mit Frau und Kindern aus ihrem Heim vertrieben und aus dem besetzten Gebiet ausgewiesen, viele ruhen als Blutopfer französischer Gewaltpolitik in deutscher Erde. Der Deutsche ist mitten im Frieden vogelfrei im deutschen Lande. Maschinengewehre, Revolver und Reitpeitschen sind die Vorkämpfer der französischen Mission im Ruhrgebiet. Plünderung und Raub sind an der Tagesordnung. Dessen sollen für immer die Aufnahmen Zeugen sein, die diese Seite enthält. Sie sind nur eine kleine Auswahl aus den Hunderten von Bildern, die uns aus dem vergewaltigten Land der Roten Erde zugingen; und dennoch reden sie eine beredte Sprache und mahnen zugleich, immer eingedenk zu sein der seelischen und materiellen Not unserer Brüder und Schwestern an Ruhr und Rhein und ihnen dies durch unser „Ruhropfer" zu zeigen, das jeder von uns nach seinem besten Können darbringen möge.



Was wir nicht vergessen wollen: Die Opfer der französischen Gewehre, die am Ostersamstag gegen die friedlichen Arbeiter des Kruppwerks abgefeuert wurden. Vierzehn Arbeiter wurden das Opfer dieser Bluttat; eine Anzahl wurde schwer verwundet.



Der Bahnhof Oberhausen wurde mit besonderem Vandalismus beschmutzt, zerstört und beraubt. Unsere Aufnahme zeigt den Kassenraum der Eilgutabfertigung mit dem erbrochenen und beraubten Kassenschrank; im Vordergrund das von den Franzosen benutzte Brechwerkzeug.



Wie die Franzosen deutsches Privateigentum behandeln: Der Hausrat eines deutschen Arbeiters aus Essen-Segeroth, dessen Eigentum in einem verschlossenen und plombierten Wagen nach München befördert werden sollte, kam dort erbrochen, ausgeraubt, zersetzt und zerschlagen an.



Französisches Militär raubt mit Waffengewalt Schreibmaschinen aus dem Ladengeschäft von Heß am Westenhellweg in Dortmund. Nach einer photographischen Momentaufnahme.



Im Telephonzimmer des Stationsgebäudes von Wanne zerschlugen und zerstörten die Franzosen die Apparate; in anderen Räumen erbrachen und beraubten sie dort die Schränke der Beamten und Arbeiter.

Aus der Tiefe.

Lieder des westfälischen Bergmanns Otto Wohlgemuth

In diesen ernsten Tagen ist in dem Düsseldorfer Buch- und Kunstverlag A. Bagel A.-G. eine mit erlesenem Geschmack ausgestattete, mit Radierungen von Hermann Kätelhön geschmückte Sammlung von Liedern des westfälischen Bergmanns Otto Wohlgemuth erschienen. Sie führt den Titel „Aus der Tiefe" und legt ein Zeugnis für den starken künstlerischen Trieb des Verlags Bagel und für die dichterische Befähigung ab, die aus der Tiefe des deutschen Volkes sich zur Oberfläche ringt. Mit freundlicher Genehmigung geben wir nachstehend zwei Gedichte aus dieser Sammlung wieder, die in 200 Exemplaren in Halbpergament gebunden herausgegeben wurde.

Erde.

Erde, Erde, wie habe ich dich mein Leben lang gefühlt,
Erde, wie habe ich in dir herumgewühlt,
wie ward ich von deinen geheimen Wundern erfüllt,
Erde, in deiner Schönheit, wie hast du dich mir enthüllt.

Erde, wie sann ich mich in deinen innersten Anfang hinein,
wie du von Gott gekommen warst, in dein eigenes, seliges Sein,
Erde, wie du Mutter wurdest, wie alles Leben von dir kam,
wie alles Blut, alle Sehnsucht in dir seinen Anfang nahm.

Erde, ich weiß wohl, Stein und Baum und Tier
und alle Menscheninbrunst ist nur in dir, in dir,
alles, was starb und verdarb, du verwandeltest alles neu,
Erde, du Mutter, du bliebst dir von Anfang an treu.

Erde, du weißt es schon, wie wir uns auch wild gebärden,
du bist es zufrieden, wir müssen doch ruhig werden,
es werden Völker kommen, es werden Völker vergehn,
nur du, Mutter Erde, du wirst in die fernste Zukunft sehn.

Unsre Liebe, unser Haß, unser Drang über dich hinaus,
du weißt, ist nur wie der Schaum im Meer, wie im Blute der Braus,
ist ja nur die Schönheit, die aus dir kommt und nicht weiß wohin,
dein eigener Traum im endlosen Raum, Mutter, seit Anbeginn.

Siehe, Mutter Erde, so danke ich dir, daß du mir gegeben hast
einen sinnenden Geist, der dein heiliges Wirken erfaßt.
Eine Zeitlang glühe ich noch, dann schlaf' ich wieder bei dir still. —
Wer weiß, wie Gott der Lebendige einst alles vollenden will.

Zwiegespräch bei Nacht.

Wie soll ich es so leben und fassen,
liebes Weib, durch Tag und Zeit und Raum,
ich weiß nicht, ist alles ein Traum,
ist's Lieben, ist's Hassen?

Rauchwolken wiegen und weben
ihre schweren Schleier ringsumher,
Gerüste und Schlote aus einem Meer
von Dünsten aufwärts streben.

Ich stehe, vom Schicksal umgeben,
mit trotzig geballter Faust,
doch ich banne, was rings um mich braust!
Ich fühle mich über mich schweben . . .

Das sind die wandernden Worte
in geheimer Zwiesprache Nacht und Tag,
über die Höhen, über die Tiefen,
wo dein Herz lauschen mag.

Erst warst du noch so traurig,
nun sinnest du, innig still, das ist die ewige Sehnsucht,
die dich nicht ruhen lassen will. —

Und in der Bergnachtqual, wenn es drunten bricht
in hängenden Schichten und Schluchten,
es hassen die Geister das glückliche Licht
des Suchenden tief in den Wuchten.

Schwer rinnt der Schweiß, es kocht mein Blut
beim gewaltigen Werk im Dunkeln, —
mein Bewußtsein schwebt im ewigen Raum,
wo Gottes Welten funkeln. —

Zwei Welten streiten und wirken in dir.
Es ringt miteinander Vernichtung und Werde;
du verdirbst im Harm, du wühlst in Erde,
Doch ein Nichts weckt dich auf zu starker Begier.

Versunken ist bald, was die Seele verlor,
Tränen im Auge, leuchtest du wieder,
stürmend erfüllen dich neue Lieder,
was du nie vernahmst, dringt an dein Ohr.

Die selige Offenbarung der ewigen Klarheit
bändigt dein unruhseliger Sinn,
in der Not der Erkenntnis brausest du hin
und taumelst trunken im Rausche der Wahrheit. —

Ach du, du — du Wissende — du Märchen wunderbar,
du träumst und weißt nicht, wie alles war,
du meine Erdenfreude, deine weichen Hände
bitten, daß das Unglück sich von dannen wende.

Denn die Stunde lauert immerzu, und wir sind blind,
aber du kamst aus der ewigen Liebe, sinnendes Kind,
so ehrte ich Irdischer niemals nächtlicher Sterne Pracht,
So wie ich dich liebe, so wie du mich ganz selig gemacht.

Still, nur still, der Nachtwind weht ums dunkle Dach,
fern rasselt's wie von Ketten, die Straßen sind noch wach,
im Dunkeln, hinter grauen Häuserwänden,
regt sich's im Finstern wie mit tausend spinnigen Händen — — —

Hörst du, wie's leise, fern in der Dämmerung pfeift?
Eine Unendlichkeit die andere über die schwindelnden Gleise schleift,
geisterhafte Vögel mit sammetweichen Schwingen
über Rauch und Nebel heilige Wiegenlieder singen?

Und aus den Schächten, die vergessen gähnen, haucht's: su, su.
Irgendwo rinnen Wasser, rinnen lange Lieder immerzu,
irgendwoher, irgendwohin — unser Leben ist nur ein Träumen,
ich bin dein, du bist mein, — Gott wacht in ewigen Räumen.



Das Maschinengewehr / Radierung von Willi Borutta

Mit Genehmigung des Verlags J. & A. Temming in Bocholt aus dem „Westfalenbuch", herausgegeben von Fritz Mielert

Ernste Stimmen über Frankreich und Deutschland

Das deutsche Volk hat im Oktober 1918 (siehe 2. und 4. Note des Auswärtigen Amtes) die von Wilson im Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika wie in demjenigen ihrer Verbündeten mitgeteilten Vorschläge für die Grundlagen eines Friedensvertrages vorbehaltlos angenommen. Wilson hat die Annahme bestätigt (siehe seine 3. und 4. Note). Damit waren vor aller Welt diese Grundlagen für alle Teilnehmer rechtlich bindend geworden. Im Vertrauen hierauf hat das deutsche Volk die Waffen niedergelegt. Alle Mächte, in deren Namen Wilson sprach, sind an diese Grundlagen gebunden und demgemäß moralisch wie rechtlich verpflichtet, deren Nichtverletzung zu gewährleisten. — Erscheint mir dieses als die rechtliche Seite der Frage, so gibt das wirtschaftliche Interesse aller der Staaten, deren Schuldner Deutschland ist, aber auch dasjenige aller Länder, deren Absatzgebiet Deutschland darstellt, diesen die Berechtigung, mit allen Mitteln gegen Handlungen vorzugehen, die Deutschlands Wirtschaftskraft und damit der vorerwähnten Länder eigenstes Interesse in so augenscheinlicher Weise beeinträchtigen und untergraben, wie dieses zur Zeit durch das Vorgehen Frankreichs und Belgiens geschieht.

Krupp von Bohlen und Halbach

Es ist zweifellos ein großes Unrecht der im Kriege verbündet gewesenen 24 Staaten, erst Deutschland, nachdem es vier Jahre heldenmütig kämpfend unterlegen war, zu entwaffnen und jetzt ruhig zuzusehen, wie es, wehrlos gemacht, von Frankreich überfallen wird. Daß Belgien dabei unter dem Schutz des Starken mitmacht, kann nicht weiter verwunderlich sein für jeden, der den Charakter dieses Volkes kennt. Man kann aber auch sagen, daß es eine große Torheit der Deutschen war, sich auf falsche Versprechungen Wilsons hin entwaffnen zu lassen. Ein ebenso großer Fehler wäre es, wenn heute Deutschland an die Weltmächte appellieren würde. Was die Welt heute von Deutschland mit seiner großen Vergangenheit erwartet, ist, daß es sich auf sich selbst besinnt, daß es sich selbst hilft, daß es seine Ehre und Würde wieder herstellt, die durch die Unterzeichnung gewisser Abschnitte des Vertrages von Versailles und besonders durch den Einbruch ins Ruhrgebiet verletzt wurden. Geschieht das, so kommt alles andere von selbst. Ich erinnere in diesem Zusammenhange an die großartige und erhebende Haltung der Spanier nach dem Einbruch Napoleons im Jahre 1808; ich erinnere an die tapfere Haltung der Türken nach dem Weltkrieg. Ein Volk, das sich nicht selbst aufgibt, ist nie verloren; am wenigsten das deutsche Volk, das im Weltkriege gezeigt hat, welche Kräfte in ihm stecken. Es gilt nur, diese Kräfte wieder zu erwecken, nicht etwa zum Zwecke des Krieges, sondern zu dem Zwecke, daß jeder eintritt für die Ehre und Würde seines Landes und seiner Person, indem jeder sich wieder erinnert, daß er darauf stolz sein kann, ein Deutscher zu sein.

Fritz Thyssen

Wir stehen allein! Um so stärker geht mein Appell an das eigene Volk nicht zu leichtem Optimismus, sondern dazu, den Kampf so ernst und schwer zu nehmen, wie er ist, und zusammenzustehen in Tapferkeit und Disziplin, jeglicher Überhebung und großsprecherischen Worten und Gebärden zu entsagen, sich frei zu machen von den Fesseln des Eigennutzes, sich in der Seele stark zu machen, damit das deutsche Volk — ob allein oder mit anderen Staaten — in gesammelter Kraft seinen Weg weitergeht. Würden wir die Kampfreihen lockern, so bräche der Feind in sie ein, und es wäre dahin mit der Selbstbestimmung der deutschen Republik, dahin mit der Einheit des Reiches, dahin mit der Freiheit des deutschen Volkes. Wer das nicht will, muß weiter mit uns ausharren bis zu dem Tage, wo man auf der anderen Seite einsieht, daß das waffenlose Deutschland nicht mit Waffen zu besiegen ist; bis die ehrlichen Vereinbarungen gleichberechtigter Völker endlich an die Stelle der militärischen Diktate treten werden! Wann dieser Tag kommen wird, wissen wir nicht, aber daß er einmal kommen wird, das wissen wir.

Cuno, deutscher Reichskanzler,
Reichstagsrede vom 6. März 1922

Als Demokrat war ich stets ein unnachsichtiger Feind Wilhelms II. und des deutschen Imperialismus. Und als die heutigen europäischen wie amerikanischen Hasser und Verleumder Deutschlands den Kaiser in den Himmel hoben, bekämpfte ich ihn. Aber niemals hat der deutsche Imperialismus die Irrtümer und die Schuld begangen, woran die Entente, die heute nicht mehr besteht, aber die all dies Unheil heraufbeschworen hat, die furchtbare Verantwortung trägt. Der Irrtum der Ruhr ist die entsetzlichste Verirrung, die nur mit dem Ruin Europas endigen kann, falls Frankreich sich nicht beizeiten zurückzieht und Deutschland in seinem Gebiete und seinen Bewegungen frei läßt. Noch hoffe ich, daß die lebendigen Kräfte der französischen Demokratie sich auf die alten, edlen Traditionen Frankreichs besinnen werden, die mit den Programmen der Hüttenindustrie nichts gemein haben.

Francesco Nitti,
ehemaliger italienischer Ministerpräsident

Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Kontrolle über die Ruhrindustrien einen viel weitergehenden Charakter tragen soll. Frankreich soll zur Sicherung der künftigen Reparationszahlungen Anteile an jenen großen Bergwerken und Industrien erhalten. Wie groß sollen diese Anteile sein? Unter den von Herrn Poincaré im August letzten Jahres geforderten Pfändern waren 60 Prozent Anteile an gewissen deutschen Schlüsselindustrien im Rheinland. Nunmehr sind die Ruhrindustrien zweifellos in die Forderungen eingeschlossen. Frankreich besitzt das Eisenerz Lothringens und die Kohle des Saartals. Seine Finanzleute haben Kohlenbergwerke in Schlesien gekauft. Wenn Frankreich sich die Kontrolle der Ruhrbergwerke sichern kann, und Belgien und Polen zur Beteiligung an diesem Geschäft veranlaßt werden können, dann wird das europäische Festland von dieser ungeheuren Eisen- und Kohlenkombination abhängig sein ... Es ist ein phantastischer Plan, entstanden aus einem Mißerfolg und deshalb zum Mißerfolg verurteilt.

David Lloyd George

„Wir Deutsche, in der Mitte Europas gelegen, müssen mehr zusammenhalten als andere Nationen. Wir müssen eins sein, wenn wir nicht verloren sein wollen. Wir haben keinen natürlichen Schutz und müssen Rücken an Rücken stehen, wenn nicht alle Opfer der Vergangenheit für uns verloren sein sollen." — „Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen. Wir müssen uns daran gewöhnen, in jedem Deutschen zuerst den Landsmann, nicht den politischen Gegner zu sehen."

Worte Bismarcks aus den Jahren 1891 und 1892.

Die französische Propaganda und ihre Gefahren

Von Dr. Karl v. Loesch

Als am 11. Januar die franko-belgische „Ingenieur"-kommission mit 7 Generalen, 56000 Mann und einem Heere von Spionen, Spitzeln und Lockspitzeln ins Ruhrgebiet einbrach, fand sie dort bereits Teile der französischen Armee vor: jene politisch-militärischen Agenten der französischen Propaganda, die seit langem damit beauftragt gewesen waren, den franko-belgischen Truppen — Verzeihung, der „Ingenieur"kommission, der als Schutz jene Truppen beigegeben waren — stimmungsmäßig vorzuarbeiten. Als die Franzosen Anfang März die Handelskammer in Bochum plünderten, alle Möbel, Schreibmaschinen, Telephone und die Bücherei bestahlen, und das, was sie nicht mitnehmen konnten oder wollten, zerschlugen, damals zeigte ihnen ein Zivilist den Weg: es war ein französischer Agent, der bereits vor zwei Jahren als „Kaufmann" in Bochum zugezogen war!

Frankreich hat schon bald nach der Niederlage von 1870/71 die Propaganda als Waffe ausgebildet. War es im letzten Kriege gelungen, die öffentliche Meinung der Welt gegen Deutschland einzunehmen, so war dies hauptsächlich ein Erfolg der planmäßigen Propaganda. Aber nicht nur im befreundeten Auslande und unter den Neutralen, die zum Eintritt in den Krieg bewogen werden sollten, war gearbeitet worden, sondern auch im eigenen Lande zur Erzeugung und Erhaltung der Kriegsstimmung, und in Deutschland, um dort das Gegenteil zu erzielen! Seit dem Einrücken der französischen Truppen im Elsaß, im Saargebiet, in der Pfalz, in Rheinhessen und Rheinpreußen begann dort eine unermüdliche Beeinflussung der deutschen Bevölkerung. Planmäßig wurde alles Französische erhöht, alles Deutsche herabgesetzt. Die albernsten Kriegsverleumdungen wurden wieder aufgewärmt, Broschüren und Bücher wurden zu Tausenden von Saarbrücken aus unentgeltlich an alle Teile der Bevölkerung verschickt. Man gründete Zeitungen, Schulen und Vorlesungen, Handelskammern und Banken, man veranstaltete Theaterabende und Kunstausstellungen, man verteilte Preise und speiste die Armen — Notabene auf Kosten des Reiches —, versuchte der linksrheinischen Bevölkerung Frankreich in einem möglichst günstigen und das Reich im schwärzesten Lichte darzustellen. Man machte der Bevölkerung Versprechungen aller Art und fütterte sie mit Zuckerbrot. Man versuchte ihr klarzumachen, sie sei von Ursprung romano-keltisch und ihre Vorfahren seien von den wilden Germanen in der Völkerwanderungszeit übergermanisiert und dann noch einmal 1815 von den wilden Preußen überslawisiert worden. Man solle sich nur so rasch als möglich dieses lästigen germanoslawischen Panzers entledigen und in die Arme der Mutter Frankreich zurückkehren. Diese Albernheiten lehrte der große Maurice Barrès, und sie wurden geglaubt... von den Franzosen. Die rheinische Bevölkerung lehnte sie ab und mit ihnen die Napoleonlegende und die Jeanne-d'Arc-Legende, die die französische Propaganda in die Herzen einzupflanzen versuchte. Als die Franzosen darangingen, all diesen Kram politisch auszumünzen, und mit Hilfe einiger gekaufter Schelme und Querköpfe eine rheinische „Freiheits"bewegung, einen Pufferstaat von Frankreichs Gnaden einzurichten, da stießen sie auf eisernen Widerstand. Haas in der Pfalz, Dorten in Wiesbaden, Smeets in Köln, Hector im Saargebiet, sie fielen der gerechten Verachtung anheim, und — was noch wichtiger ist — gerade ihr Auftreten öffnete der Bevölkerung vollends die Augen.



Und ähnlich ging's ihnen im unbesetzten Deutschland. Frankreichs Gesandte in München, Allizé, später Dard und zuletzt der ehemalige Propagandachef im Saargebiete Major Richert, versuchten immer wieder, das Rad der Geschichte zurückzudrehen und Deutschlands Einheit aufzusplittern. Ihren separatistischen Zwecken versuchten sie bald kommunistische, bald monarchistische Wünsche einzelner Kreise dienstbar zu machen. Vergeblich. Sie haben über einzelne Charakterschwache oder Narren Unglück gebracht: das deutsche Volk wurde aber jedesmal, wenn diese lichtscheuen Machenschaften offenbar wurden, um so fester zusammengeschweißt, und als man — enttäuscht von der Erfolglosigkeit fünfjähriger Arbeit — mit offener Gewalttat immer neue Gebiete, als man das industrielle Herz Deutschlands besetzte, durchströmte ein Gefühl der Einigkeit die Massen: der Feind, der das Böse wollte, erzielte das Gegenteil.

War dieser Teil der französischen Propaganda auch gescheitert, so sind damit aber keineswegs alle Gefahren abgewendet. Im Auslande wird Frankreichs Propaganda noch immer geglaubt, im deutschen Binnenlande hat es eine leider allzu gut arbeitende Mund- und Schriftpropaganda zu organisieren vermocht. Ihr Ziel ist: zu verhindern, daß der Geist der Grenzmarken, so wie Cuno es in seiner Rede am 6. März forderte, das träge Binnen-

deutschtum ergreife. Mißmut und Unterschätzung der eigenen Kraft und des eigenen Rechtes sollen gefördert, andererseits ein Zweifel in die — in Wahrheit viel zu blassen — Berichte über die Gewalttaten der Franzosen gesetzt werden!

Einerseits unterstützt man jene rheinischen Separatisten, die teils aus Gewinnsucht, teils aus irgendwelchen Verstiegenheiten oder Ressentiments geneigt sind, die Einheit des Volkes zu zerstören, um das eigene Süpplein am französischen Feuer recht warm zu halten. Dr. Hector, der gegen den Willen der Bevölkerung zum zweiten Male den Saarländern als „deutsches" Mitglied der Saarregierung aufgezwungen war, ist erst kürzlich in einem Prozeß in Saarbrücken entlarvt worden. Dorten fiel schon vor einem Jahre der allgemeinen Verachtung anheim. Smeets, der erst vor kurzem in seinem Leiborgan den Franzosen empfohlen hatte, die widerspenstigen Ruhrarbeiter durch indochinesische Kulis zu ersetzen, wurde schwer verwundet. Andererseits wird die pazifistische und kommunistische Propaganda von den Franzosen zur Unterhöhlung der inneren Front benutzt. Man verbreitet darüber hinaus Gerüchte, die Berliner Regierung sei bereit zum Nachgeben. Man sprengt im unbesetzten Deutschland aus, der Bevölkerung im neubesetzten Gebiet gehe es ausgezeichnet, alles Gegenteilige sei Zeitungslüge.

Im besetzten Gebiet speziell arbeitet man gern mit Flugblättern, die gefälschte Unterschriften tragen. Diesen Flugblättern entgegenzuarbeiten ist darum so schwer, weil die Franzosen in brutaler Weise Zeitungen — bisher schon an die hundert — verboten haben. Alle diese Maßregeln sind darauf berechnet, die Nerven der zu beeinflussenden Bevölkerung zu erschüttern und sie den Plänen der gesamtfranzösischen Politik gefügig zu machen.

Gleichzeitig versuchen Hunderte von Agenten in den Eisenbahnzügen und Gaststätten des unbesetzten Deutschlands jene Stimmung der Enttäuschung zu verbreiten, die in Frankreich ob des offensichtlichen Mißerfolges der Ruhraktion, des Ausbleibens der Kohlenlieferungen, des Ausblasens von 96 Hochöfen, der um sich greifenden Arbeitslosigkeit und des Absinkens der französischen Währung erwachsen ist.

Hiergegen setzt die französische Propaganda ein: sie nützt jede matte Stimme aus linksradikalen und pazifistischen Kreisen Deutschlands, jeden Mißgriff der Rechtsradikalen aus. Sie sucht vor allem die Mißerfolge ihrer Separationspolitik zu verdecken, besonders durch gestellte Bilder. Man schickt Kinder mit Geld in Blumenläden und photographiert sie, wenn sie die Ware französischen Soldaten überbringen. Man knipste in Bottrop die Bauern, die den Hut vor dem Kruzifix zogen, nachdem man daneben eine französische Fahne aufgebaut hatte, man teilte Suppe aus den Feldküchen aus, um Bilder vom mildtätigen poilu zu gewinnen! Deutsche Harmlosigkeit kroch immer wieder diesem Zweige der französischen Propaganda auf den Leim! Davor gilt es, auf der Hut zu sein und unaufhörlich Arglose, besonders Frauen und Kinder, aufzuklären.

Für Ruhr und Rhein

Die neue Germania

Ihre Krone ist verrollt, ihr Zepter zerbrochen, der goldene Brustharnisch zersplittert. — Und sie ging gesenkten Hauptes von den Höhen, wo die Adler horsten. —

Barfuß, im grauen Rock, ging sie dorthin, wo die Räder der Arbeit glühend kreisen. Im Feierabendwind hörte sie auf die Lieder der Lerchen, in junger Saat. —

Ihre Hände wurden schwielig; aber in ihre blauen Augen stieg ein seltsamer Glanz. — Sie hörte ein Klingen von abertausend Schwertern. Sie sah ein Jubeln von abertausend welschen Narren.

Da stellte sie sich wie eine himmlische Magd vor die Feuergarben der Hochöfen. Ihre blonden Strähnen flogen im Winde. Ihre Augen funkelten. Ihr Rock flatterte. Und ihre schwieligen Hände ballten sich. —

Hinter ihr bargen sich die Knechte der Arbeit, die in den Schächten das schwarze Gold suchen; die Gesellen, die neue Städte in die Wolken steigen lassen; die Köpfe, die die Rätsel entziffern, und die Herzen, die aus den Saiten Melodien holen. —

Alle stehen sie in ihrem Schutz. — Und durch ihr dünnes Mieder strahlt ein Stern: der Stern der Treue. Und vor dem Glanz dieses Sternes verstummt der welsche Siegesgesang. Und die abertausend Schwerter aus Frankreich werden zusammensinken wie Elendskrücken.

Die Hand der Roten Erde

Wenn deine Hand, deine rußige, schwielige Hand sich regt, dann leben sie, die Schiffe und die Eisenbahnen und die Laternen. —

Dann pflügen sie durch die Meere, die Dampfer.

Dann donnern sie und kreisen sie um den Erdball, die Eisenbahnen. Dann stehen sie im stillen Licht, die Laternen auf einsamer Straße. Wenn deine Hand, deine rußige, schwielige Hand sich wütend ballt, dann erblindet das grausige Funkeln der Bajonette, und der Siegergesang der Welschen will nicht mehr strahlen. —

Wie gefesselt stehen sie: Weil du es so in Treue willst, du Mann der Roten Erde, die deine Mutter ist.

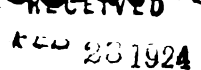
Max Jungnickel.

Steife Nacken

Nicht Jammern und Klagen, Seufzen und Stöhnen:
steife Nacken und eherne Hände gehören zu deutschen Söhnen!
Und schlägt euch die blutige Fron auch die Glieder wund,
beißt die Zähne zusammen! Laßt ja keine Klage aus eurem Mund:
Eure Peiniger sollen nicht auch noch — höhnen! —

Sie mögen mit ihren Sklavenpeitschen bei unserer Arbeit stehn
und sollen vergebens warten auf unser Betteln und Flehn!
Ihr Haß und ihre Verachtung sollen Verwundern werden,
Verwundern und Staunen, daß Kräfte wachsen auf Erden,
die selbst durch den Tod mit dem Lächeln des Siegers gehn!

Fritz Kudnig.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 31



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Walzwerk

Nach einem Gemälde von Artur Kampf



DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Ueber die Wangen der Gräfin Kottum wechselte plötzlich eine jähe Röte, der Vorwurf ihres etwas abenteuerlich bei ihr eingedrungenen Gatten erinnerte sie an etwas, das sie vor wenigen Minuten noch selbst gedacht.

„Wie meinst du das?" fragte sie. „Ich habe niemals eine Rolle dargestellt. Ich meine," fuhr sie erbittert fort, „die Neigung zum Theater lag auf einer anderen Seite."

Um den Genießermund des Grafen Kottum grub sich eine verächtliche Falte. „Zugegeben," sagte er achselzuckend, „das gehört eben alles in das Bild, Zug um Zug. Meine Einsamkeit und auch schmerzhaftes Nachdenken, das mir, weiß Gott, nicht bekömmlich wirkte, sie haben mich das alles kennengelehrt."

„Willst du dich etwa nachträglich entschuldigen?" warf Sonja hochfahrend ein, und doch zitterte sie heimlich davor, jetzt etwa dasselbe zu vernehmen, was sich bei ihr schon vorhin so deutlich zugunsten ihres Gatten zu regen begonnen hatte.

Der jedoch blieb in seiner selbstkritischen Haltung. „Keineswegs", erwiderte er. „Aber anschuldigen will ich. Dich und mich und alle, bei denen der goldene Rahmen die Hauptsache ist, ohne den wir Geflitter blieben."

Da meldete sich wirklich die grausame Selbsterkenntnis, vor der die Zugehörige der großen Adelsfamilie eine solche abergläubische Abneigung empfand. Noch glaubte sie, sich wehren oder wenigstens für sich eine trügerische Ausnahmestellung behaupten zu können. „Du täuschst dich", stieß sie verletzt hervor. „Ich wenigstens habe meinen Charakter zu bilden versucht."

Jetzt lächelte der Graf und strich sich wieder das Haar aus der Stirn. „Ja", gab er abermals mit einer leichten Verbeugung zu. „Versucht wohl — aber, glaub' mir, Sonja, wir werden keine Charaktere."

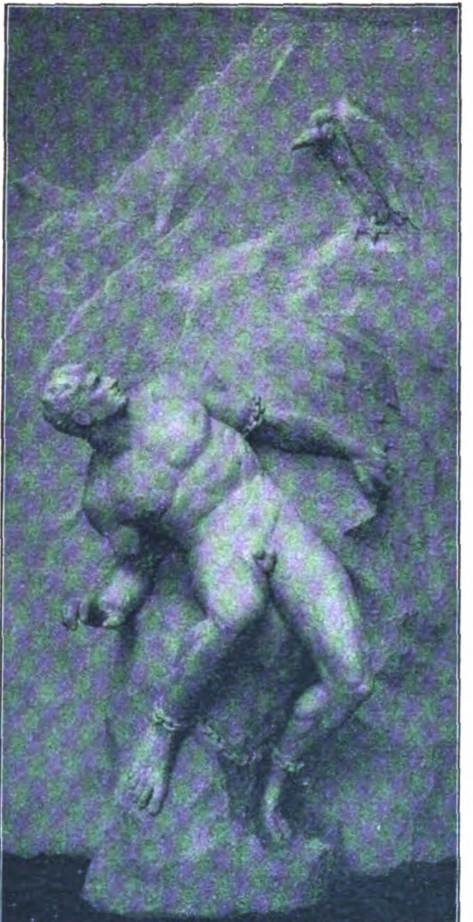
„Wir? Wir alle nicht?" stotterte sie getroffen und schuldbewußt, denn die unerreichbar hohe Forderung des Mannes in der Waldhütte fiel ihr ein, und wie haßerfüllt sie sich gegen sie gesträubt hatte. „Sind wir etwa wertloser und unbildsamer als die anderen?"

Es klang so voller Angst, so zerknirscht und trostbedürftig, daß der Eindringling hoffnungsvoller das Haupt erhob. Dann ballte er zur letzten Offenheit entschlossen beide Fäuste und trat näher.

„Bleib' dort," herrschte ihn Sonja an, allein ihr Gatte stand schon dicht vor ihr.

„Unsere Ansprüche sind es," so verkündete er ruhig, „unsere Ansprüche, die uns zu nichts Rechtem kommen lassen. Für unsere Ansprüche leben wir allein. Weiter wollen wir nichts bewahren, noch erreichen. Der schöne Körper ist es, dem wir huldigen und der uns regiert. Sieh, Sonja, und deshalb stehe ich hier. Wir sollten uns mit dem begnügen, was uns beschieden ist, und keine Überschwenglichkeiten von uns verlangen."

„Wahr — wahr," schrie die schonungslose Stimme in ihr, und obwohl sie sich in den äußersten Winkel flüchtete, so entdeckte sie doch, daß sie sich nicht mehr selbst gehörte, sondern wie ihre Leerheit sich bereits an die so offen bekannte fremde Schwachheit drängte. Als sie die beiden entblößten Arme verschränkt über die Augen bettete, um ihre hervorbrechenden Tränen zu verstecken, da enthüllte sie sich absichtslos als die lockendste Vollendung des schönen Körpers, der sich selbst genügt.



Prometheus. Marmorplastik von Prof. Reinhold Begas.

Mit einem kecken Sprung fing sich ihr Bedränger diese herrenlosen Glieder ein.

Stürmisch zog er ihr die Arme herab und grub seine dürstenden Lippen auf ihren weichen, flammenden Mund.

„Und das alles soll damit enden," schluchzte sie, sich windend, indem sie willenlos seine Küsse erwiderte, „daß zwei Halbe zueinander gelangen?"

„Ich habe Sehnsucht nach dir", murmelte ihr Gatte voll klarer, unwiderleglicher Überzeugung.

☆

Draußen über den Wipfeln des Parkes regnete es, oder es schneite auch. Genau vermochte es die Mala selbst durch ihr riesenhaftes Schildpattlorgnon hindurch nicht festzustellen. Vor dem aufgeschlagenen Mahagonirollpult hockte das alte blaurote Scheusal, angetan in einen verblichenen türkischen Schlafrock. Die unruhige Schwätzerin hatte sich dazu verurteilt, ihre Gedanken und boshaften Urteile über ihre Umgebung in einer Art von Tagebuch zu sammeln. Diese kritische Arbeit machte von jeher ihre Leidenschaft aus.

Eben war die Chronistin durch ein klirrendes metallisches Geräusch in ihrer Arbeit unterbrochen worden. Neugierig beugte sie sich zum Fenster und hob das Riesenlorgnon vor die kurzsichtigen Augen. Dann aber begannen die vielen Falten um ihren Mund geradezu zu tanzen. Dicht unter ihr, von der Rampe des Gartenportals fuhr das Coupé Sr. Durchlaucht auf weichen Gummirädern davon. Dietrich-Claus — selbstverständlich nach der Tradition seines Hauses ein Beschützer der Musen — begab sich zur Probe in das Fürstliche Theater.

Die Pakuscha trat nach ihrem unfreiwilligen Urlaub zum ersten Male wieder auf, und zwar, wie man sagte, auf ausdrücklichen Wunsch des hohen Mäzens von Prora in der Rolle der Iphigenie.

Schmunzelnd preßte sie die goldeingefaßten Gläser an die Augen, um sich keine Bewegung des munteren Treibens entgehen zu lassen, das sich jenseits der weißen Brücke auf dem langgestreckten Schloßweiher entfaltete. Dort unten über dem schon etwas weichlichen Eise glitten zwei Schlittschuhläuferpaare dahin. Das gräfliche Paar Kottum, „die divoroons-Täubchen" oder „die Gekitteten", wie die so überraschend Wiedervereinigten von der unsentimentalen Beobachterin getauft waren, und ihre eigene Tochter Lida, „die Seidenpapierbraut", an der Hand des Prinzen Ignotus.

„Wäre doch mein Unschuldsschaf erst so weit wie diese Kottums", seufzte die Mala ein wenig bitter. „Aber es liegt wie ein Buch mit sieben Siegeln zwischen ihnen. Warum macht der Stockfisch nicht wenigstens ein flottes, amüsantes Zötchen nach Art der Musset oder Maupassant daraus? Oder wird er etwa so geschmacklos sein, der Prinz Ignotus, den Maßstab seiner Schuhputzererfahrungen nun auch an seine nach dieser Richtung hin so wenig unterrichtete Umgebung zu legen? Offen gestanden, wenn meine Finanzen besser in Ordnung wären — nein, mit diesem Krempel muß ich zu Ende kommen!" Und sie schrieb: „Ich muß dem sogenannten Ignotus, meinem lieben Schwiegersohn Joachim-Wendelin, diesem ausgegrabenen Siebenschläfer, oder wie man sonst will, beständig auf die Finger schielen, ob sich auf ihnen nicht etwa allerlei ominöse Wichsflecken erhalten haben. Solche unabwaschbaren Verdunkelungen, wie man sie fast immer bei den sonst sehr ehrbaren Handwerkern antrifft. Seine zerrissene Doppelseele aber liegt sicherlich noch tief in dem Schatten der Vergangenheit. Deshalb mutet es mich immer ein wenig eigentümlich an, wenn das arme Doppelwesen eine krampfhafte Heiterkeit erzwingen möchte, wenn er scherzt, tanzt, Leichtsinn markiert. Plötzlich versteinert sich jedoch dabei das eben noch lächelnde Antlitz, und ich wette, das innere Auge folgt dann den Spuren der lieblichen böhmischen Maid, wenn es nicht bezaubert in die Orgien des Bouillonkellers hinabstarrt.

Nur einen Ausweg sehe ich. Lida wird backen lernen müssen, Buchterln und Krapfen, sonst wird sie die handfeste Konkurrenz nicht schlagen! Meine blasse Unschuldslilie wird mir ohnehin noch ganz konfus, sie läßt das dumme, schmachtende Köpfchen viel schmerzlicher auf den an und für sich nicht gerade markierten Busen sinken, als es für ihre Linie kleidsam ist.

Wie kann sich aber auch das Dummerchen, dessen einziges Toilettenmittel leider ja nur in einem rührenden Plätschern in verliebten Tränen besteht, wie kann sich das weltfremde, minnige Jüngferlein aber auch in die erschreckenden Widersprüche ihres entwurzelten Amoroso hineindenken?

Denken ist ja überhaupt ihre schwache Seite!

Da erfahre ich von Agnes, die nebenbei eine ganz raffinierte Person zu sein scheint, folgende interessante Begebenheit. Vor kurzem gerät der Ignotus bei seinem regellosen Herumstreifen, wozu diesen prädestinierten Vaganten wohl eine innere Unruhe antreiben mag, in der obersten Etage des Schlosses auch an die drei Mansardenstübchen des jungverheirateten Kammerdieners Charles. Ohne daß ihn jemand aufgefordert hätte, tritt Graf Joachim-Wendelin ein. Die Zofe waltet am Herde, vermutlich weit mehr dekolletiert — das kokette Luder — als unbedingt nötig wäre. Der Graf steht sie an, wird rot, streicht sich in Gedanken verloren das schlichte Haar aus der Stirn und läßt sich darauf gleichfalls, ohne die geringste Einladung abzuwarten, in einem ausrangierten Lehnstuhl nieder. Er schließt die Augen, öffnet sie wieder, mißt jedes unbedeutende Stück des Hausrates mit einem geradezu zeichnerischen Interesse, und flüstert endlich in einem Ton rückerinnernder Verliebtheit: ‚Der Duft — ach, dieser Duft — Sie kochen gewiß auf einer Petroleummaschine, liebe Agnes?' Und als ihm diese fabelhafte Entdeckung lachend bestätigt worden ist, sogar unter dem Hinzufügen, daß es Bouletten mit Zwiebelsoße gäbe, da versinkt der Proraer Erbprinz abermals in eine weiche Rührung, bis er endlich voller Schüchternheit bittet, ob er nicht vielleicht einen winzigen Bissen des Gerichts kosten dürfe? Mit einer Andacht genießt er das Zeug, als wenn er bei dem seligen Lucullus eingeladen worden wäre. Dann aber schlägt er beide Hände vor das Gesicht, und während er sich zusammenkrümmt, bleibt er trotz der heftigen Befremdung der jungen Frau mehr als eine Stunde in dieser Haltung schweigend und träumend sitzen. Endlich stört ihn Lida auf, er mißt das Kind mit dem ängstlichen Ausdruck eines Grabentstiegenen und ruft: ‚Schließe die Tür, damit sie nicht hindurch können. Bleib stehen, du Engel des Lichts, bleib stehen!'

An dem Tag hat mein weißes Schaf natürlich wieder jämmerlich geblökt!

Freilich, ich muß sagen, auch mir fällt der interessante Jüngling fatal auf die Nerven. Aber dieser verschlungene Knoten muß eiligst zerschnitten werden. Und dazu eignet sich ja bekanntlich keine Hand besser, als die der Frau Mama. Hier hilft einzig die Schere."

(Fortsetzung folgt.)

Der Ruf an jeden!

Von Rudolf Herzog, 1. Vorsitzenden des „Rheinischen Heimatbundes".

Die deutsche Ehre war verlorengegangen. Sprechen wir es offen aus. Und keiner mehr wußte, wo er sie suchen sollte. Denn wo der Mensch der Würde entkleidet wird bis auf die letzten Fetzen, wo die Mannhaftigkeit zum Kuschen gebracht wird wie der Knabe unter dem Stock, wo Kameradschaft auseinanderfällt wie Zunder, und Brüder einander mißtrauen um eines Groschens willen, da ist die Ehre verscharrt bei lebendigem Leibe. Glauben wir es endlich: die Welt behandelte uns danach.

Und in letzter, in allerletzter Stunde standen die Retter auf, die Männer, die die deutsche Ehre wieder ans Sonnenlicht förderten, die uns allen, den Stumpfgewordenen und den in Fieber Ringenden, das Empfinden für Würde und Mannestum wiedergaben, mehr, mehr: durch Furchtlosigkeit und Opfermut den Glauben an ein neues Leben! Als die Männer von Rhein und Ruhr die versunkene Ehre aus den Schächten holten, ging ein Licht über das verdunkelte Deutschland, und in dem Lichte gewahrte man Scharen werktätiger Männer, die sich aufrecht stellten und Schulter an Schulter zusammenschoben, daß auch nicht einer sinken und zertreten werden konnte; und keiner von ihnen fragte den anderen: „Schaffst du mit dem Haupt oder mit den Händen? Bekennst du dich zu Luther oder zum Papste?" Sie sprachen: „Glaubt ihr endlich, daß wir deutsche Brüder und Schwestern sind?!"

Und kein weiteres Wort.

Über das Wort hinaus war die Tat.

Deutsche in Nord und Süd, in Ost und West: rückt zusammen mit den Brüdern und Schwestern an Rhein und Ruhr! Zehntausende sind mit Gaben herbeigeeilt, damit unsere Aufrechten nicht des Lebens Not erleiden in ihrem Bekennermut. Millionen — das ganze deutsche Volk muß es sein! Nicht in der Begeisterung der ersten Stunde. In der Zähigkeit des Zusammenschlusses: ein Volk — ein Leben! Wer eine einige Ehre will, muß einig sein in der Opferfreudigkeit. Vom ersten bis zum letzten ohn' Unterschied ergeht der Ruf an jeden: Wo bist du? Den Rhein entlang und die Ruhr entlang sollen die Gedanken wandern im ganzen deutschen Vaterland und mit den Gedanken die Kameradenhilfe in gleichem Schritt und Tritt. Und Tod wird Wahn! Wir sterben nicht — wir erstehen!

Einzahlungen werden erbeten auf das Konto: Rheinischer Heimatbund, e. V. Hilfskasse, beim A. Schaaffhausenschen Bankverein, Siegen in Westfalen.

Die Einbruchsarmee

Von Paul Scheffer

An die 100000 Mann stehen an der Ruhr. Ihnen gegenüber an die 5000000 Bürger. Hinter den Bewaffneten steht das französische Volk, vor den Unbewaffneten niemand. Ein neuer Krieg und eine neue Art Krieg. Aber an der Ruhr vergeht jedermann das Philosophieren.

Die ganze übrige Welt philosophiert und meditiert um dies Gebiet herum. Die Oberste Heeresleitung der Besetzungsarmee befindet sich fern von dieser abgeschiedenen Landinsel, die das Ruhrgebiet in Europa geworden ist. General Degoutte sitzt unter den blühenden Kastanien des rheinischen Düsseldorf. Er hat seine Philosophie. Eine aufgeklärte. Kolonisieren, Okkupieren, das ist dasselbe. Konsequenz, Strenge gegenüber den widerspenstigen Eingeborenen, aber im übrigen sie leben und freundlich gewähren lassen, sie möglichst wenig in ihrer Alltäglichkeit stören, die Macht der Gewohnheit wirken lassen, geschützt durch die Macht der Bajonette. In Afrika, in Europa, es ist immer dasselbe. Die, die die Macht bisher hatten, langsam, ohne zuviel des Aufhebens muß man sie entfernen. Den Rest gewinnen. Feine Politik machen. Teilen und herrschen. Haßt der deutsche Arbeiter nicht den Kapitalismus? Darauf alles aufbauen, mit zäher, unwankelbarer Folgerichtigkeit.

Das Gebiet selbst ist in vier Hauptkommandos geteilt. Kriegserprobte Divisionäre führen das Kommando. Ihre Sache ist die lokale Anwendung der Düsseldorfer Philosophie. Sie setzen einen nach dem andern der Bürgermeister, der Grubendirektoren, der Zollinspektoren, der Handelskammersekretäre, der Landräte, der Posträte, der Eisenbahnbeamten „ins Unrecht“. Unüberstürzt. „Langsam und sicher“ ist die Losung. Zwar, man hat das Land lange noch nicht in der Hand. Aber für die Zukunft wird der Rahmen schon geschaffen in unzähligen Verordnungen. An jedem ihrer Paragraphen lassen sich allmählich die „Widerspenstigen“ aufhängen.

Besetzungswerte Städte haben dann ihre Ortskommandanten. Da beginnt der Kontakt mit der Bevölkerung. Sie beordern die Tanks vor die Häuser der zu Verhaftenden. Sie fertigen die Requisitionsbefehle aus. Sie fordern dies und das innerhalb von 24 Stunden. Sie sperren zur Strafe den Nachtverkehr. Sie „bezwingen“ Bochum mit Menschenstreifen, Ladenschlüssen und kolonisieren es durch Logenrequisitionen im Theater. Sie speisen die Käuflichen. Sie geben den Ton, der von oben kommt, auf diese Art weiter. Bei ihnen bekommt die Düsseldorfer Philosophie erst volle Farbe.

Und in der vordersten Linie stehen Hauptmann, Leutnant, Sergeant und der gemeine Mann. Sie fassen zu, sie greifen zu, und sie schlagen zu. Selbst in Düsseldorf wird man zugeben, daß Theorie und Praxis sich nicht immer, sogar bemerkenswert oft nicht gedeckt haben und nicht decken. Daß es eine wahre Epidemie der Peitschenhiebe, der Kolben- und Faustschläge gegeben hat, auch der Bajonettstiche, eine Welle der Eigentumsverbrechen (Essen), nächtliche Wohnungsbesuche bei schutzlosen Arbeiterfrauen (Dorstfeld als Beispiel). Solches ist in der Welt, wo man philosophiert, zumeist nicht geglaubt worden, soweit überhaupt die Kunde ins Jenseits drang.

Die Frontfranzosen sind voll Enttäuschung. Von der Spitze bis zum Gemeinen hat jeder gedacht, die Besetzung sei so bequem wie die von 1918/19 und die spätere von Duisburg und Düsseldorf. Die Erkenntnis, daß die Bevölkerung diesmal, im Angesicht offenbaren Rechtsbruches, einmütig „Nein“ sagte, hat jene Ausbrüche von wütender Enttäuschung herbeigeführt, die das ganze Programm zum Scheitern brachte. Diese Enttäuschung hat das ungeheure Maß von Rachebedürfnis gegen alles Deutsche allen Deutschen klargemacht, das im französischen Volke steckt. Wir haben dafür das Zeugnis aus dem feindlichen Lager selbst. Es ist ein Rachefeldzug. Mitten im Frieden.

Das alte und das neue französisch-belgische Einbruchsgebiet.

Bei jedem Franzosen mögen solche Gedanken mitspielen, aber „oben“ umwickelt mit hoher Politik, Reparationsforderungen, Sicherheitsforderungen. Die Truppe, wenn sie brutal mit dem Leben, der Gesundheit, der Ehre der Bevölkerung umgeht, treibt die Vergeltung, und die Überzeugung, sich bei bösen und niederträchtigen Menschen zu befinden, die man behandeln kann, wie man will. Sie denkt überhaupt daran am meisten. Es scheint, daß bei den Offizieren das Gefühl für das gemeinsame menschliche Band oft gründlicher durchschnitten ist, als bei den Leuten aus dem Volke.

Wir sprachen hier von den Exzessen, im großen und im kleinen, den dauernden und den vorübergehenden. Die Gelegenheit, Rache zu üben, hat das moralische Gleichgewicht bei vielen umgestürzt, aus ihnen das gemacht, für was sie ihre Opfer halten. Aber es wäre nichts falscher, als diese 100000 Mann nur von dieser Seite zu sehen. In wie vielen ein tiefes Gefühl für die Peinlichkeit ihrer Aufgabe steckt, läßt sich schwer abschätzen. Was in diesen blauen Uniformen an innerem Leben sitzt, ist ja meilenweit von der Ruhrbevölkerung getrennt. Es gibt kaum ein menschliches Hinüber und Herüber. Weniger als selbst ein blutigster Schützengrabenkrieg. Aber in Wanne kamen die Offiziere nicht wieder, nachdem sie im Theater, wo sie zuerst mit bewaffneten Soldaten erschienen waren, zweimal umsonst Plätze erhalten hatten. Ein französischer Soldat kann sich im Ruhrgebiet im Laden nehmen, was ihm verweigert wird. Solche Aneignungen haben nicht zugenommen, eher abgenommen. Das bürgerliche Rechtsgefühl steckt tiefer als das Recht der Gewalt. Von „oben“ her, wo die „Prinzipien“ im leeren Raum ausgedacht werden, scheint neuerlich sogar Anweisung zu kommen, das friedliche Recht nicht unnötig herauszufordern. Ein Triumph des passiven Widerstandes, der Kulturresistenz gegen das Militär. In den ersten Wochen liebten es die Machthaber, Aussprachen mit den Gewerkschaftssekretären und Betriebsräten zu suchen. Sie bedienten sich, um die Arbeiter zu überzeugen, gern der Schlagworte, Frankreich, um die Wiedergutmachung „betrogen“, sei gegen die „Kapitalisten“ im Rechte. Alle diese Unterhaltungen mißglückten. Dermaßen, daß nun ein Befehl existieren muß, diese Annäherungen zu vermeiden.

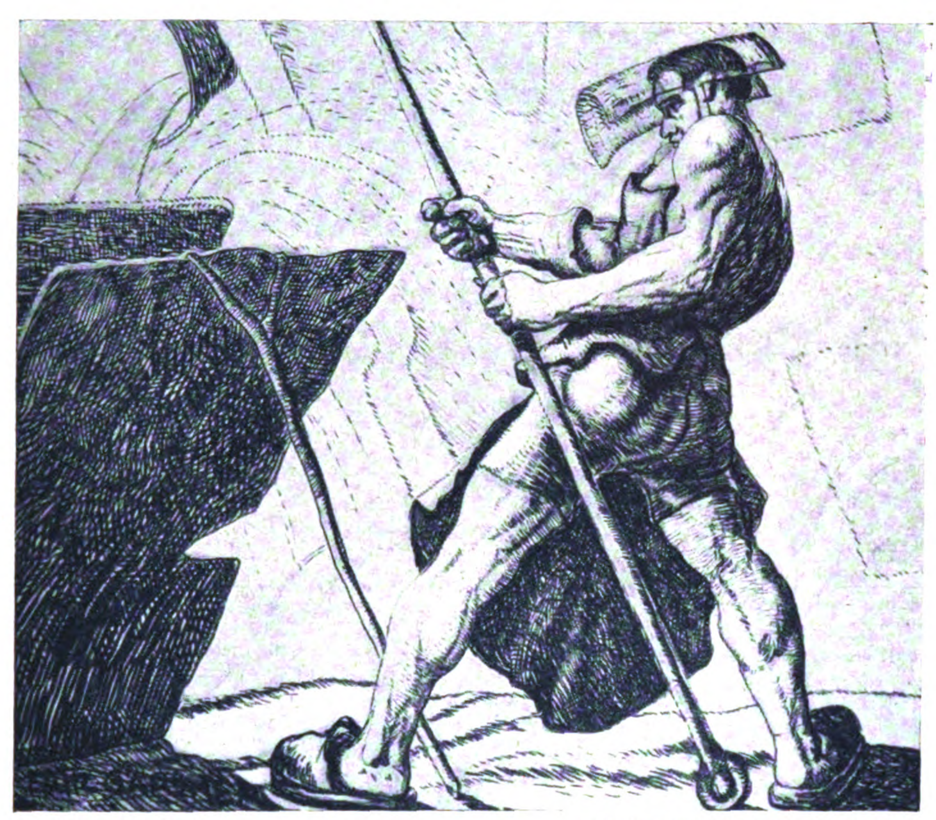
Es ist eine freudlose, schwunglose, niedergedrückte Armee, ununterbrochen angestrengt, ohne Siege, ohne Erfolge, verfolgt von dem unauffindbaren Gespenst der „Nationalisten“, in einem ungewohnten „Gelände“ von verwirrender Unübersichtlichkeit und ungeheurer Mannigfaltigkeit gehetzt von Straße zu Straße, Bahnhof zu Bahnhof, Zeche zu Zeche, Haus zu Haus, in unbequemen Quartieren (nicht einmal Kasernen gibt es in diesem verfluchten Gebiet!), monoton genährt und monoton beschäftigt. Das drückt auf die lebhaften Nerven. Dazu das Gefühl dauernder Gefahr. Nur in Rudeln gehen die Soldaten über die Straßen. Wer von ihnen ist in diesen drei Monaten durch deutsche Hand wirklich zu Schaden gekommen? Aber das schlimmste ist die Verlorenheit in dem strömenden Menschenmeer, unter Tausenden von Menschen, die an den Soldaten vorbeisehen, Zorn und „Nein“ in den Augen, völlig unzugänglich. Wer bekümmert sich freiwillig um den poilu? Er muß sich sagen: die Hefe jeder Art und einige kommunistische Fanatiker, die immer nur die falsche Spur weisen oder — agitieren. Und das hält an, das ändert sich nicht. Eine wohldisziplinierte, außerordentlich wohldisziplinierte Armee im ganzen. Unbestreitbar. Aber der einfache Mann hat, außer der Pflicht gegen oben, immer seine eigene Moral. Manchmal sind es arge Großstadtjungen aus Belleville, schlimmstes Paris. Oder Elsässer, die hier und da mit den Deutschen fünf gerade sein lassen. Oder Bauernsöhne aus den régions dévastées. Sie sagen alle gern: „Es ist wie ein Gefängnis.“ Alles um sie ist Mauer. Ein Gefängnis, in dem der Gefangene frei gehen kann. Aber den harten Widerstand fühlt er, je mehr er geht, je mehr. Was hilft es ihm, wenn er sich einmal gegen diese Mauer losläßt? Die Mauer wird nur dicker. Er könnte, außerdem, sogar bestraft werden. Ob er noch weiter denkt, an der ganzen Ordnung irre wird, die ihn in eine solch irrsinnige Lage verwickelt hat? Theoretisch ließe sich beweisen, daß das kommen muß, aber praktisch noch nicht. Die Leute sind nicht glücklich und nicht zufrieden. Aber diese Unzufriedenheit herrscht nicht. Es sind bis jetzt wohldisziplinierte Soldaten mit einer möglichst unsoldatischen Aufgabe.

Aber die kriegerischen Instinkte dieser Soldaten, der Rachegeist des ganzen Volkes haben alle schönen Pläne schon als unmöglich erwiesen, bevor sie noch recht angefaßt worden waren. Nur sehr wenige Wochen, und die Ruhrbevölkerung, deren ein sehr großer Teil pazifistische Arbeiter waren und sind, war vollkommen wach. Wie es weitergehen wird, ohne Umweg, steht fest. Die Zähmungs-, die Durchdringungstaktik reicht nicht weiter als der Schatten der Düsseldorfer Kastanienbäume. Um sich mit der überlegenen Ruhe dieser „Kolonisatoren“ auszudrücken: Kulturen gleichen Wertes können nur in voller Freiheit nebeneinander leben! Weder das blanke französische Bajonett noch der vorsichtig eingesteckte Säbel völkerbundlich instruierter „internationaler“ Offiziere wird aus Unrecht je Recht machen.

Deutschland und die Welt

Von Ernst v. Wildenbruch

Du hast dereinst ertragen,
was nie ein Volk ertrug,
daß dreißig Jahr die Geißel
des Krieges dich zerschlug.
Tränen, wie du sie weintest,
hat nie ein Volk geweint,
in solchem Todesjammer
war nie ein Volk versteint.
Doch mitten in dem Jammer,
in Todesnot und Graus,
nie losch das Licht der Sterne
in deinem Herzen aus.
Und was sie dir genommen,
eins ward dir nie geraubt,
Deutschland, dir blieb die Zukunft,
weil du an sie geglaubt.
So bist du auferstanden
lebendig aus dem Tod,
so wirst du jetzt bestehen
auch diese Zeit der Not.
Du buhle nicht um Freundschaft
und schmeichle nicht dem Neid,
bleib du getreu dir selber
und warte deiner Zeit,
und warte, bis die Menschheit,
die heut am Alter krankt,
zurück zu ihrer Seele,
zu dir zurück verlangt.
Das wird nach langen Jahren
voll still ertragner Pein
Deutschlands Vergeltungsstunde
an seinen Feinden sein.



Westfälische Arbeit. Nach einer Zeichnung von Fritz Gärtner.

Westfalenköpfe

Von Fritz Droop

Nicht von einzelnen Charakterköpfen der Roten Erde soll hier die Rede sein, obgleich es sehr interessant wäre, einmal zu untersuchen, wie viele Persönlichkeiten von Bedeutung das Land zwischen Ruhr und Weser hervorgebracht hat. Der heutige Artikel gilt der Gemeinschaft unserer westfälischen Brüder und Schwestern, die in unzerreißbarer Bündniskraft und Ausdauer in diesen Zeiten deutscher Not ihre alte Zähigkeit beweisen. Noch niemals hat ein Volk den Abwehrkampf gegen beutegierige Fremdherrschaft mit so einmütiger Entschlossenheit geführt, wie hier seit der Besetzung des Ruhrgebiets, und es ist erhebend zu sehen, wie alle Gesellschaftskreise und Bildungsschichten, voran die Arbeiter- und Beamtenschaft, für ihr Vaterland die ungeheuerlichsten Gewaltakte ertragen. Der mächtige Industrieherr fühlt sich dem einfachen Mann aus dem Volk verbunden, der Gelehrte hat die schwielige Faust des Bergmanns gefaßt, und mit den Frauen wollen auch die Kinder zeigen, daß sie das Vertrauen Deutschlands, das wie ein Bollwerk hinter ihnen steht, verdienen. Ein stolzer Wille ringt um seine Existenz und schlägt in heiligem Glauben an die Zukunft Deutschlands die Sorge um das eigene Dasein fröhlich in die Schanzen.

Ja: der stählerne Wille seiner Bewohner hat das Land groß gemacht, und wer in der Geschichte der alten Niedersachsen ein wenig näher nachschaut, der findet auch den Schlüssel für die Wesensart der Westfalen, deren „Dickköppe" ebenso berühmt sind, wie ihr Pumpernickel und der westfälische Schinken. Im nordöstlichen Westfalen, dem Minden-Ravensberger Land, duldet der Bräutigam nicht, daß die Braut die Hand auf die seinige legt. „Manneshand oben", so hielt es der Ahn, so wollen auch Sohn und Enkel es halten. Brutales Herrenwort aber fand hier von jeher geharnischte Gegnerschaft, und da hier niemals ein eroberndes Volk die Unterworfenen knechtete, hat der Menschenschlag jenen stolznackigen Freiheitssinn bewahrt, der so leicht zur Steifnackigkeit wird. Mein Großvater erzählte mit Vorliebe eine alte Sage: Der Heiland kam auf einem seiner Spaziergänge mit Petrus durch die damals noch unbewohnten Fluren Westfalens. Und Petrus fragte den Herrn: „Willst du keinen Menschen erschaffen, der dieses Land bewohne und bebaue?" Da sprach der Herr: „Stoße mit deinem Fuß an den Erdklumpen, der vor dir liegt." Petrus tat es, und alsobald begann der Erdklumpen sich zu regen, und es wuchs ein Mensch daraus von großer, kräftiger Gestalt, der ging auf Petrus los und rief ihm drohend zu: „Wat hät hei mi antöstäuten?" Erschrocken ergriff der Apostel die Flucht. So ward der erste Westfale erschaffen . . .

Der alteingesessene westfälische Bauer hat etwas von der Art der Eichen, die seine einsamen Höfe beschirmen, er weiß sich auf dem Turn- und Ringplatz in der Regel besser zu bewegen als im Salon oder Ballsaal, so gern er auch das Tanzbein schwingt und so ritterlich er im Innersten ist. Dem Mutterwitz paart sich eine oft unzweideutige Derbheit, und wenn der Bauer den Pflug über die dampfenden Äcker führt oder der Dorfschmied den Amboß dröhnen läßt, dann geht es noch einmal so flott von der Hand, wenn ein kräftiges „Dunnerkiel" die Arbeit würzt. Der alte Donar muß der Lieblingsgott der Westfalen gewesen sein; denn sein Andenken wird in hundert saftigen Beschwörungsformeln, wie Dunnerbessem, Dunnerslach, Dunnerkruke und Dunnerwiä, nicht nur in den Gegenden wach gehalten, wo man „Plattdeutsch" spricht.

Und heute gilt das dröhnende „Donnerwetter", das wie ein Orkan des Unwillens über die Rote Erde braust, den Eindringlingen, die nach dem Reichtum des Landes verlangen. Da wandelt alle Güte und Weichheit, die so gern neben dem Trotz und dem Eigenwillen der Bewohner wurzelt, sich in Schroffheit und Härte, und wir wissen, daß sie ihr stolzes Wort an die Feinde einlösen: „Sie werden auf Granit beißen!" Ihrem Westfalenlied haben sie in den schwersten Wochen der Bedrängnis ein halbes Dutzend neuer Strophen zugefügt, und kein Mensch kann sie hindern sie zu singen.

Natürlich hat die Neuzeit mit ihrer Freizügigkeit auch die Wesensart der Westfalen in den dichtbevölkerten Gegenden vielfach beeinflußt; den knorrigen Volksstamm aber hat sie nicht auszuheben vermocht. Darum wird das Charakterbild der alten Niedersachsen sich im Lande zwischen Ruhr und Teutoburger Wald noch erhalten, wenn andere Teile der Provinz ihr charakteristisches Wesen längst verloren haben. Die Göttin der Fruchtbarkeit hat die westfälische Erde reichlich gesegnet; aber es gibt auch Gegenden, die sich die schmale Ernte nur mit blutigem Schweiß abtrotzen lassen:

Hart der Grund, und hart die Hände,
die in nimmermüdem Schaffen
raffen, daß er Segen spende.

Stille Menschen ohne Klage,
Menschen, die durchs Land der Sorge
schweigend wandern ihre Tage,

wissend, daß aus jeder Scholle
tönt das Wort, das ewig neue
Wort des Weltenschöpfers: wolle!

Eiserne Energie und zielbewußter Wille! Das ist das heilige Vermächtnis des Vaters an den Sohn im Lande der Westfalen. Und solche Menschen schützt der Himmel. Wir glauben an sie.

Die Mies- und Flaumacher

Von Hans Schoenfeld

Der Frank rollt wieder im deutschen Land. Unser westliches Nachbarvolk, das für den Wiederaufbau seiner Kriegsgebiete und für seine Schuldentilgung keine Mittel übrig zu haben vorgibt, vergeudet von dem schwindenden Bestand seines Nationalvermögens Unsummen für Heer und „Propaganda", um die Welt und den deutschen Michel wieder einmal irrezuführen und zu verwirren. Man glaubt der Anlagekosten für das Unternehmen sicher zu sein: Saargebiet, Rheinland, die Ruhr und das gesamte Ostufer des Rheins würden die Auslagen reichlich hereinbringen.

Auf den ersten Hieb ging es nicht, wie 1914. Das dünkte die Franzosen erstaunlich, war ihnen peinlich. Aber ihr Ziel bleibt dasselbe, doch verfolgen sie es jetzt auf Umwegen. Es geht um zu hohen Einsatz an geistigen und materiellen Werten: denn der Verlust von Prestige und Frank — das wäre zuviel für Frankreich. Also heißt es bei ihnen, nicht knauserig sein mit den Barauslagen. In den geistigen Kampfmitteln waren sie es ja nie. Und schon zeigt sich ab und zu die Wirkung.

Mies- und Flaumacher sind wieder am Werke. Lokis finstere Gesellen, die nur auf Hödurs Blindheit warten, um den tödlichen Pfeil ihm auf die Sehne zu legen.

Die Leisetreter, die heimlichen Munkler gehen wieder im Volke um. Wie Sirenensang tönt es aus dunkeln Winkeln: der Deutsche soll doch bedenken! Er fing doch den Krieg von 1914 an. Nun soll er zuerst die Hand zur redlichen Versöhnung reichen. Ausländische Blätter in deutscher Sprache locken und drängen, reden gut zu: bescheidet euch doch! Es hilft ja nichts. Ihr macht eure Lage nur schlimmer! Ganz recht täten die Franzosen. Rhein- und Saarland „gehörten doch schon so gut wie der Entente", und der Schritt ins Ruhrgebiet sei doch kaum des Aufhebens wert. Deutschland solle nachgeben — und alles sei wieder im Lote.

Diesmal wird aber dieses Gerede nicht verfangen: zu sehr hoffte und glaubte einst ein vertrauensvolles Volk auf fremden Zuspruch. Sonst hätte ihm nimmer der Versailler Frieden auferlegt werden können. Sein Arm blieb sieghaft — sein Herz ward verwirrt, es verzagte.

Fremde Geister, so der größte Geschichtschreiber Roms, Tacitus, und eigene Dichter haben's in den Jahrhunderten wieder und wieder gesagt: Unbesiegbar sind die Germanen, wenn sie zusammenhalten. Und an so manchem Kriegerdenkmal von 1870/71 steht das Dichterwort zu lesen:

Traute deutsche Brüder höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn Ihr einig seid und treu!

✡

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern;
In keiner Not uns trennen und Gefahr —

so schwören sie's auf deutschen Bühnen und da, wo empörte Jugend, zürnende Männerschar sich zusammenfindet. Und um diesen Geist zu zersetzen, wurden wieder einmal feile Söldlinge auf das deutsche Volk losgelassen, um den festen Willen zu beugen. Es wird ihnen aber nicht gelingen, wenn die Unerschrockenen, die guten Söhne und Töchter des Volks, wachsam Auge und Ohr wahren und geschwind zufassen, wo ein Dunkelmann am Werke ist.

Vorn steht die Front. Diesmal nicht draußen, über die Landesgrenzen hinaus. Steht auf deutschem Boden, drum doppelt fest ohne Wenn und Aber. Nun sorge Etappe und Hinterland dafür, daß nicht ein zweites Mal das Raunen und Greinen die Kämpen am Feind wehrlos macht. Es geht diesmal um das Reich.

Was wir geleistet haben

Von Dr. Herbert Stegemann

Die auf Grund des Versailler Vertrages bewirkten deutschen Leistungen sind scharf in zwei Gruppen zu trennen: einmal die Leistungen bis zum 1. Mai 1921, dann sämtliche auf diesen Zeitpunkt folgenden. Erst der Londoner Zahlungsplan vom 5. Mai 1921 setzte die Kapitalsumme der deutschen Verpflichtungen und die Jahresleistungen vom 1. Mai 1921 ab fest. Bis dahin waren sozusagen nur provisorische Leistungen der verschiedensten Art auf Grund des Versailler Vertrages bewirkt. Im ganzen sind bisher vom 11. November 1918 bis zum 1. Oktober 1922 folgende Leistungen von deutscher Seite ausgeführt worden:

1. Verlorenes Reichs- und Staatseigentum:		
Reichs- und Staatseigentum in den abgetretenen Gebieten	4 481 552 983	
Saargruben des preußischen Staates	1 056 947 000	
Wert der abgetretenen 5 Eisenbahnbrücken	8 582 350	
Eisenbahnpark in den abgetretenen Gebieten	204 693 692	
Zurückgelassene Güter nichtmilitärischen Charakters (sogenannte Rücklaßgüter)	2 497 790 000	
	rund 8,2	Goldmilliarden
2. Verluste Privater	rund 43,4	Goldmilliarden
3. Zwangslieferungen. . . .	rund 3,125	Goldmilliarden
4. Abrechnung der Vorkriegsschulden .	0,3	Goldmilliarden
5. Entwaffnung	25	Goldmilliarden
6. Barleistungen	2,3	Goldmilliarden
Gesamtverlust etwa	81,3	Goldmilliarden

Rechnet man dazu noch den Verlust Elsaß-Lothringens und der Kolonien, so ergibt sich eine Gesamtsumme von über 100 Milliarden Goldmark. Das sind rund 500 Billionen Papiermark.

Diese Zahlen allein geben indes kaum ein zutreffendes Bild von der wirklichen Bedeutung der Leistungen, die man nicht nur ihrem — im übrigen noch umstrittenen — **Werte**, sondern vor allem ihrem **Umfange** nach kennen muß. So sind in dem Eisenbahnwagenpark, der in dem abgetretenen Gebiet zurückgelassen wurde, 1300 Lokomotiven, 1800 Personenwagen, 463 Gepäckwagen und 2000 Güterwagen nebst anderen Wagen enthalten. Außerdem hat Deutschland an rollendem Eisenbahnmaterial nach Artikel 52 des Versailler Vertrages und Artikel 7 des Waffenstillstandsabkommens vom 11. November 1918 die folgenden Bestände abgeliefert: 5016 Lokomotiven, 8892 Personenwagen, 3306 Gepäckwagen und 135840 Güterwagen. Dazu kommen noch die gesamten für die Lokomotiven erforderlichen Betriebsstoffe und die Wagenersatzteile für den Wagenpark. Ebenso bedeutend sind die Lieferungen an landwirtschaftlichen Maschinen, die etwa 130000 verschiedene Stücke vom komplizierten Dampfpflug bis zur einfachen Heugabel umfassen. Von der Handelsflotte sind im ganzen 1085 Fahrzeuge mit einem Bruttoraumgehalt von 4,6 Millionen Tonnen abgeliefert worden, d. h. nahezu die gesamte deutsche Überseehandelsflotte. An lebendem Vieh hat Deutschland bis zum Londoner Zahlungsplan annähernd 400000 Stück, darunter etwa 135000 Rinder und etwa 50000 Pferde übergeben. Auch an Kohlen, Koks und Kohlennebenprodukten hat Deutschland während der ersten Zahlungsperiode mehr als 220 Millionen Tonnen, an Farbstoffen und chemisch-pharmazeutischen Erzeugnissen mehr als 14000 Tonnen geliefert. Neben der Überseeflotte ist auch die Binnenschiffahrt durch große Lieferungen an die Entente vermindert worden. In dem nach dem Waffenstillstand geräumten Gebiet haben die deutschen Truppen im übrigen an Materialien der verschiedensten Art, die auch für nichtmilitärische Zwecke Verwendung finden konnten, wie Maschinen, Wagen, elektrische Apparate usw. im Werte von mehr als 3 Milliarden Goldmark zurücklassen müssen.

Um sich indessen die volle volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Leistungen klarzumachen, erscheint es erforderlich, noch in aller Kürze einen Blick auf die innere Finanzierung der deutschen Verpflichtungen aus dem Versailler Vertrag und die sich daraus ergebenden volkswirtschaftlichen und finanziellen Folgen zu werfen.

Die Ausgaben für die deutschen Leistungen hatten in dem ersten Nachkriegsjahre noch nicht so schlimme Wirkungen für den Reichshaushalt wie in den folgenden Jahren. Noch im Jahre 1918 war das Disagio gegenüber der Goldparität der Mark noch nicht ganz 40 Prozent. Erst im Laufe des Jahres 1919 begann der Wert der Mark bei steigender Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen allmählich auf den 15. Teil des Friedenswertes zu sinken. In den Jahren 1918—20 wurden im ganzen nur ungefähr 30 Milliarden Papiermark mehr für die Reparationszahlungen aufgewendet.

Demgegenüber änderte sich das Bild der Lage vollständig, als im Jahre 1921 die Barzahlungen auf Grund des Londoner Zahlungsplanes aufgenommen wurden. Schon die erste, nach diesem Plan am 31. August 1921 fällige 1 Milliarde Goldmark konnte nur mit den allergrößten Schwierigkeiten in dem kurzen Zeitraum von rund 3 Monaten beschafft werden. Im Wege des Devisenankaufs gelang es nur einen Betrag von rund 540 Millionen Goldmark aufzubringen, während der Rest von 460 Millionen Goldmark durch einen kurzfristigen ausländischen Kredit durch Aufnahme eines Lombardkredites auf das Silber der Reichsbank, sowie endlich durch Lieferung effektiven Goldes der Reichsbank gedeckt wurden. Die Wirkungen dieser Operationen auf den Kurs der Mark waren verhängnisvoll. Der Dollar hatte bereits im November 1921 einen Kurs von 310 Mark erreicht, und seitdem hat eine weitere Durchführung des Londoner Zahlungsplanes die Mark immer mehr gesenkt. Wie weit die von der Regierung durchgeführte Stützungsaktion der Mark der katastrophalen Vernichtung dieser Werte, wie sie durch den französischen Ruhreinbruch bedingt ist, gegenüber standhalten wird, ist vorläufig nicht abzusehen. Eine Rückkehr geordneter Verhältnisse in Europa kann nur durch eine Aufrollung des Reparationsproblems und eine großzügige Annullierung der interalliierten Schulden erfolgen, denn es ist klar, daß Deutschland nicht nur das, was es auf Grund des Waffenstillstandsabkommens zu leisten verpflichtet war, bereits in vollstem Umfange geleistet hat, sondern daß auch weitere Leistungen Deutschlands nur in bescheidenem Umfange möglich sind. Die hervorragendsten Finanzmänner der Welt, Gelehrte sowohl als auch Männer der Praxis haben dies längst und eindringlich festgestellt.

Was sagt die Welt dazu?

Von Legationsrat Frhrn. v. Rheinbaben, M. d. R.

Ist Deutschland in der Welt völlig vereinsamt? Kämpft es seinen Kampf am Rhein und an der Ruhr gegen die Stimmung der ganzen Welt draußen, oder wo findet es Verständnis? Welche Völker haben sich über Krieg und Kriegsverhetzung hinaus einen Sinn für Ehre und Recht, auch wenn Deutschland in Betracht kommt, bewahrt, und wo verurteilt man in einer dem deutschen Volk verständlichen Sprache den Rechtsbruch Frankreichs, die Taten der französischen Soldateska, alle die täglichen Greuel, Morde, Diebstähle und Plünderungen und zuletzt jenes Blutbad in Essen?

Als ich kürzlich einige Wochen in England zubrachte, sagte mir ein gut unterrichteter politischer Redakteur einer großen Zeitung: „Glauben Sie doch in Deutschland nicht, daß man hier in England oder sonstwo in der Welt sich um ermordete Deutsche bekümmert. Man ist im Kriege an ganz andere Greuel und Verlustzahlen gewöhnt, und jedes einzelne Eisenbahn- oder Bergwerksunglück irgendwo in der Welt enthält die Nachricht von einer ungleich größeren Zahl von Toten, daß Ihre Nachrichten über die vergleichsweise vereinzelten Todesfälle im Ruhrgebiet hier gar keinen Eindruck machen." Diese Äußerung ist typisch für die Auffassung eines großen Teiles der Welt. Das Recht ist außerordentlich im Kurse gesunken, und je mehr man es draußen in der Welt im Munde führt, um so brutaler regieren dort Macht- und Interessengegensätze.

Betrachten wir den Zustand der heutigen Welt, dann merken wir so recht, welche außerordentlichen Schwierigkeiten dem deutschen Volke sich in den Weg legen, wenn es verlangt, daß die Welt draußen seinen Rechtsstandpunkt und den tiefen Sinn seines Abwehrkampfes im Westen versteht. Es ist der Fluch jahre- und jahrzehntelanger Verhetzung gegen das deutsche Volk und insbesondere der Fluch von der Lüge der alleinigen Schuld Deutschlands am Kriege, der sich einer gerechteren Beurteilung und einem größeren Verständnis für die elementarsten Lebensbedingungen Deutschlands entgegenstemmt. So kam es nach dem Waffenstillstand anstatt zu einer in der Eingangsformel des Versailler Friedens verheißenen Ära von „internationalen Beziehungen, die auf Gerechtigkeit und Ehre begründet sein sollten", nach mehr als vierjähriger unsäglicher Leidenszeit Deutschlands schließlich zur größten Verletzung des angeblichen Weltbeglückungsvertrages von Versailles, zum militärischen Einmarsch eines bis an die Zähne bewaffneten französischen Heeres auf den freien Boden eines werktätigen Volkes, das sich wiederholt verpflichtet hatte, innerhalb der äußersten Grenzen seiner Leistungsfähigkeit Kriegsentschädigungen zu leisten.

Für die praktische Politik dieser Tage und Wochen am wichtigsten ist die Haltung Englands, Belgiens, Italiens und in gewisser Weise der Vereinigten Staaten von Nordamerika. An erster Stelle unter ihnen steht England. Weder hier noch bei den genannten Alliierten wird seitens der Regierungen der leiseste Versuch gemacht, den Rechtsboden zu betreten. Die neueste Entwicklung der „großen Politik" scheint dahin zu gehen, daß England allmählich den Zeitpunkt gekommen glaubt, nach dem völligen wirtschaftlichen Mißerfolg der französischen Expedition gewisse von Frankreich kommende Fühler aufzugreifen und im Verein mit Belgien und Italien in die Ära einer gemeinsamen Erörterung der Reparationsfragen hineinzusteuern. Belgien läuft bei diesem Prozeß äußerlich zwar hinter Frankreich her, wünscht aber keineswegs die volle Verwirklichung der imperialistischen Pläne Frankreichs, setzt sich mit Italien in Verbindung und blickt gespannt auf England! Italien schwankt wie gewöhnlich, geht möglichst „mit dem Stärkeren"; seine neuerliche, allmählich stärker zum Ausdruck gelangende antifranzösische Stellungnahme ist daher ein gutes Omen für Deutschland — Italien glaubt eben immer weniger an einen Erfolg Frankreichs! Amerika scheut sich in den europäischen Hexenkessel einzugreifen. Gewiß hat dort ein Stimmungsumschwung gegen Frankreich stattgefunden, aber von ihm bis zu einem aktiven Einschreiten, vor allem bis zu einem wirklichen Verständnis der schweren deutschen Lage ist noch ein weiter Weg! Unter den neutralen Staaten ragen Schweden und Spanien neben einem Teil der südamerikanischen Welt hervor. Hier findet der Deutsche noch am meisten Verständnis. Holland und die Schweiz, Dänemark und Norwegen sind kühler, doch auch bei ihnen zeigt sich immer wachsend eine Ablehnung der französischen Politik. Bezeichnend genug blicken auch sie alle auf das, was England jetzt tut, und sprechen ihre Abhängigkeit von Englands Haltung öffentlich und unverblümt aus. Je länger also England untätig und uneinheitlich in seiner Passivität verharrt, um so maßloser die französische Überheblichkeit, um so wirkungsloser auch all die Stimmen eines großen Teiles der Welt zu Deutschlands Gunsten! Rußland bleibt diesem Getriebe fern und kämpft im Innern mit den größten Schwierigkeiten, um seine zerrüttete Wirtschaft wiederaufzurichten.

So steht es fest: Hilfe und Intervention zugunsten Deutschlands ist von keinem dieser Länder zu erwarten. Die ausschlaggebende Macht England gab die Parole aus: Nicht vom Recht sprechen, abwarten und sehen, was wird! Wir alle wissen schon aus der Erfahrung der letzten Monate, und diesmal auch bis weit in die Massen der Arbeitnehmerschaft hinein, daß wir uns als ganzes Volk und in Gemeinschaft in dieser letzten entscheidenden Phase des Weltkrieges bewähren müssen — sonst geht die Welt hart und egoistisch über uns hinweg. Je mehr wir an unser Recht glauben, und je mehr wir selbst davon überzeugt sind, daß unser deutsches Recht auch das Recht der Welt sein muß, um so mehr müssen wir selbst dafür eintreten, und um so mehr müssen wir — wie jetzt an der Ruhr und am Rhein — auch dafür kämpfen! Nur so werden wir nicht nur unsere in der Welt vorhandenen Freunde zum aktiven Bekenntnis ihrer Gesinnung ermutigen, sondern auch jene schweigende und apathische oder immer noch gegen Deutschland verhetzte Welt draußen zur Überzeugung bringen, daß sie durch Verharren in ihrem jetzigen Tun nicht nur einem ganzen Volke bitteres Unrecht zufügt, sondern selbst dazu beiträgt, die Rückkehr zu geordneten Rechtszuständen zwischen allen Völkern zu erschweren oder gar zu verhindern!

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 32



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Die Unbegreifliche

ROMAN VON



Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben war in Heft 28/29 bekanntgegeben. Neu hinzukommende Abonnenten erhalten gegen Einsendung von 200 Mark die vorangehenden Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdrucke portofrei zugesandt.

4. FORTSETZUNG

Gradner arbeitete den ganzen nächsten Tag hinter verschlossener Tür. Peudilett durfte das Bibliothekzimmer nicht betreten. Beim Morgengrauen des darauffolgenden Tages war Gradner dann in die Berge gewandert. Im Valle di Vesta ruhte er auf einem Steine in den ersten Sonnenstrahlen etwas aus und nahm einen Imbiß zu sich. Dann begann er in seinen Pflanzenbüchern zu blättern. Kurz darauf kam ein Landmann des Weges und ließ sich neben dem Fremden nieder. Gradner schien jedoch wenig Neigung zu haben, sich auf ein Gespräch einzulassen. Er erhob sich bald wieder und fragte kurz nach der Straße zum Monte Lavino.

Der Italiener blickte ihm längere Zeit nach. Während er sich einen neuen Streifen kalte Polenta zurechtschnitt, fiel sein Blick zufällig auf ein paar Bogen mit aufgeklebten Pflanzen, die zwischen die Steine gerutscht waren. „Das muß der Fremde vergessen haben," sagte er laut, indem er sich umblickte, ob wohl jemand in der Nähe sei, der den Vorgang beobachtete. Wie unschlüssig behielt er die Bogen noch ein paar Minuten in der Hand. Dann faltete er sie schonend zusammen und steckte sie in seine Brusttasche. „Wieder fünfhundert Lire," murmelte er befriedigt vor sich hin. „Wenn der Weg bis Riva auch weit ist: das Geld bei diesem Barbarossa ist leichter verdient als mit dem Kaffeeschmuggel!"

Als Gradner gegen Mittag auf dem Monte Lavino angekommen war, lag der ganze Gardasee im vollsten Sonnenglanze vor ihm. „Und das nennt sich nun Januar," jubelte er. Er dachte an Sylva v. Bubenhofen, die jetzt wahrscheinlich dort unten im Grand Hotel Gardone diese wärmende Sonne des Südens genoß.



Am Gardasee: Grand Hotel Gardone Riviera, der Schauplatz unseres Preisromans.

Im Hinabschreiten war er so freudig mit diesem Gedanken beschäftigt, daß er das Blumensammeln ganz vergaß. Er war fast erschrocken, als ein zum Lavino emporsteigender Italiener ihn daran erinnerte. „Hallo, Signor Barbarossa," rief der Weinwirt Pedrazzi, den ein Kastanieneinkauf zum Wege nach den Bauernhöfen zwang, dem Vorbeieilenden lachend nach, „sehen Sie dort im Schnee nicht die Zyklamen?" Gradner dankte freundlich und wandte sich der Stelle zu. Für ihn war dies Naturwunder, daß man an den von der

Sonne nicht getroffenen Stellen aus Schnee hervorblühende Zyklamen fand, allerdings keine Neuigkeit. Aber er mußte dem Italiener gegenüber den Schein wahren, daß er sich immer nur der Pflanzen wegen in den Bergen herumtreibe. Sorgsam barg er einige der lieben Blumen zwischen den Löschblättern seines Herbariums. Dann aber pflückte er noch einen kleinen Strauß. „Oben in Deutschland nennt man das ‚Alpenveilchen‘,“ sagte er vor sich hin, „Margot liebte sie so sehr, daß sie nie genug von den großen dunkelroten Blüten bekommen konnte. Sie ließ sich nicht von dem Gedanken abbringen, daß es Blumen des Morgenlandes seien. Berauschend nannte sie diese Eisgewächse! Ob Sylva wohl auch ihre Zimmer mit solchen berauschenden Blumen schmücken würde? Falls ich sie heute — oder morgen — nein: bestimmt erst morgen! — zum Tee besuche, werde ich ihren Verdacht mit einer Belehrung über die Züchtung dieser kleinen Zyklame bis zum großblütigen Alpenveilchen widerlegen. Am besten wäre es allerdings, sie sähe mich jetzt in diesem lächerlichen Aufzuge mit der Botanisiertrommel — wie aus den „Fliegenden Blättern“ herausgeschnitten! Selbst wenn sie vom Bau sein sollte, darf sie mir nicht eher hinter die Karten blicken, als bis ich gewiß bin, daß sie ihr Handwerk versteht und mir nicht das Spiel durch Unvorsichtigkeit verdirbt.“

Damit er jedoch selbst keinerlei Unvorsichtigkeiten beginge, ließ er sich die Begegnung mit Pedrazzi eine Lehre sein und bückte sich ab und zu am Wege, um eine Pflanze seiner Trommel einzuverleiben. Trotzdem zogen ihn seine Gedanken zu Sylva hin. Als er am Grand Hotel Gardone vorbeikam, schritt er fast unbewußt zum Landungsplatz und blickte die lange Reihe der Hotelfenster ab. Irgendwo auf einem der vielen Balkone mußte ja Sylva vorschriftsgemäß jetzt in der Sonne liegen!

„Aber so groß bin ich doch nicht, daß Sie bis zur fünften Etage Ihren Kopf verdrehen müssen,“ sagte da plötzlich das feine Stimmchen dicht hinter ihm. Und ohne sich lange bei der Begrüßung aufzuhalten, fuhr Sylva lachend fort: „Na, Sie sehen ja gut aus! Ganz unbeschreiblich furchtbar komisch!“

„Gott,“ wollte Gradner sein Botanikergewand zu erklären beginnen, aber sofort fiel ihm ein, daß ihm vorgestern untersagt worden war, den lieben Gott so leichtsinnig für alles verantwortlich zu machen.

„Ach, das macht ja nichts,“ beschwichtigte ihn Sylva, wie wenn es ganz selbstverständlich wäre, daß sie ihm den Einfall von der Stirn abläse. „Sie dürfen Gott und alle Heiligen anrufen, wenn Sie ein so kleines Menschenkind, wie ich bin, erschreckt. Und — und das Kostüm kleidet Sie wirklich herrlich! Es fehlt nur noch das Schmetterlingsnetz, dann könnte man Ihnen — — alles glauben!“

Er wagte einige Einwendungen, als sie ihn zu einer Bank im Vorgarten des Grand Hotel lenkte: er würde in Salò erwartet, sein Peudilett sei daran gewöhnt, daß er pünktlich zum Essen erscheine.

„Gut,“ sagte sie eigensinnig, „dann komme ich mit zu Ihnen!“ Sofort wurde sie jedoch hilflos. „Es ist aber wohl sehr weit?“ fragte sie traurig. „Wenn Sie allerdings nicht gar zu arg große Schritte machen, so wie jetzt, dann wird's vielleicht gehen.“

Gradner erklärte ihr lachend, daß es in dem Tempo bis zum Palazzo Tracagni in Salò gut eine Tagesreise weit sei. Und wenn sie an seinem Äußeren keinen Anstoß nähme, dann wolle er gern mit ihr vor all den Dandys auf der Bank Spießruten sitzen.

„Ach was,“ erklärte sie achselzuckend, „daran gewöhnen sich die Leute bei mir rasch. Sehen Sie, wenn mich der Pater Sosthenes in seiner Kutte besucht, dann darf das Grand Hotel auch nicht zusammenstürzen. Und er tut es, ganz bestimmt! Der Pater Sosthenes hält immer Wort. Aber Sie — wissen Sie, daß ich gestern schon auf Sie gewartet habe? Ja, von fünf Uhr an habe ich fortgesetzt nach der Uhr gesehen, und — und der Imre und die Babette waren schon ganz unglücklich, weil ich immer so allein bin. Um sechs Uhr hat der Imre gemeint, er könnt' Sie ja holen, aber die Babette hat gesagt, das schickt sich nicht. Babette weiß immer ganz genau, was sich schickt. Babette ist nämlich seit Mamas Tode moralisch geworden und beachtet für mich den guten Ton in allen Lebenslagen. Und ich wußte ja auch nicht, wo der Imre Sie finden sollte. — Aber nun hören Sie! Also zunächst: wissen Sie, daß ich kein Geld mehr habe? Nein, das wissen Sie nicht! Mir war's ja auch ganz neu. Und das kam so: Vorhin wollte ich dort drüben im Kaufhaus Oelzner etwas kaufen, und ich habe auch gekauft — und, und da mußte ich borgen. Richtig borgen, oder anschreiben lassen, oder wie man das nennt! Und nun muß ich erst nach Hause schreiben, und da kann es sehr lange dauern, bis Geld kommt. Das ist doch eine schöne Geschichte, nicht wahr?“

Sylva v. Bubenhofen war zuletzt etwas atemlos bei dieser Erzählung geworden. Gradner lächelte in sich hinein: also darauf kam die Sache hinaus! Für so naiv würde sie ihn ja nicht halten, daß er an diese plötzlich eingetretene Geldnot glaubte. Wahrscheinlich hatte sie schon gestern deshalb auf ihn gewartet! Und weil es ihr in der kurzen Zeit noch nicht geglückt war, andere Anknüpfungen zu finden, behandelte sie ihn vor aller Augen als alten Freund, um einen Pump bei ihm anlegen zu können. Nun, er konnte ja jetzt nicht einfach aufspringen und davonlaufen — außerdem: er war ja auch kein Unmensch, wenn eine so aparte Schönheit in augenblicklicher Geldverlegenheit war. Vielleicht war es sogar möglich, diese kleine Hochstaplerin sich so zu verpflichten, daß man sie gelegentlich mit einer schwierigen Aufgabe betrauen konnte. „Selbstverständlich stehen Ihnen meine, wenn auch etwas beschränkten Mittel zur Verfügung, gnädiges Fräulein,“ sagte er verbindlich kühl, „darf ich fragen ...“

„Aber Sie sollen doch nicht gnädiges Fräulein zu mir sagen,“ unterbrach sie ihn drollig erbost. „Sie sollen Sylva sagen!“

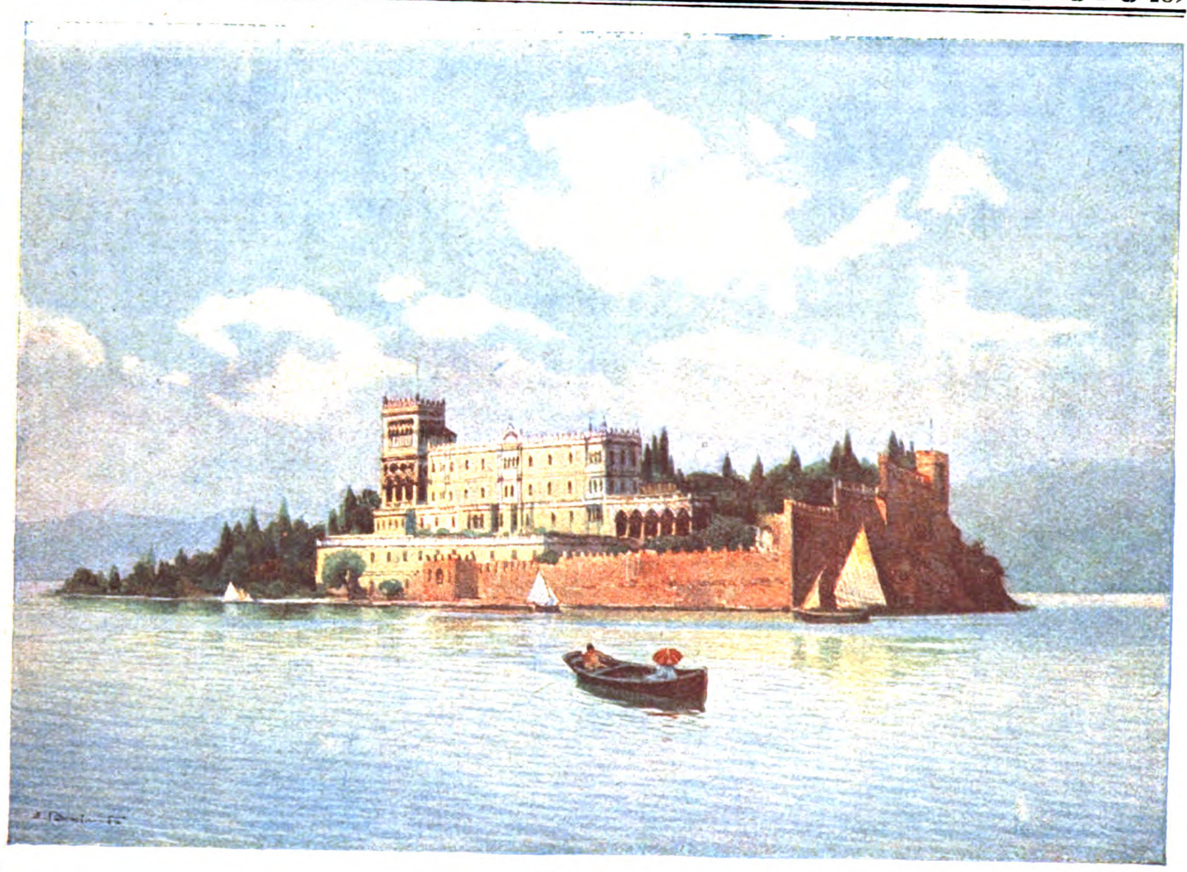
Das glaub' ich! dachte er; nun nur noch das Du, dann geht das Geldborgen noch leichter! Nein, meine Gnädigste, dafür habe ich doch schon zu lange hier in der Spielhölle Studien gemacht, um noch auf solche Tricks hereinzufallen.

„Und — und dann könnte ich ja auch eine Hochstaplerin sein,“ sagte Sylva lächelnd. „So was gibt es; ja! Aber nicht wahr: so sehe ich doch nicht aus?“

„Eigentlich nicht,“ erklärte er gedehnt, indem er ihr ins Gesicht sah und sich dabei den Anstrich gab, wie wenn er bei der Prüfung zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen sei.

Sie klatschte belustigt in die Hände. „Im Innern denken Sie aber doch, daß ich eine Hochstaplerin sein könnte,“ stellte sie fest. „Das ist unbeschreiblich furchtbar komisch! Wenn ich das dem Pater Sosthenes schreibe, dann wird er gleich wieder Offizier werden wollen, um Sie auf Pistolen fordern zu können. Und dann muß ihm der Herr Erzabt ein Beruhigungsschlückchen von mindestens zwei Litern Tokaier gönnen. Der arme Pater Sosthenes: in letzter Zeit braucht er ein bißchen oft solchen Beruhigungsschluck!“

„Sind Sie eigentlich aus Ungarn, daß bei Ihnen alle Menschen Tokaier trinken?“ Gradner entsann sich.



Isola di Garda.

daß schon der alte Hagen bei ihrem Vater diese Sorte vorgesetzt erhalten hatte. Wenn er Sylva Geld borgen sollte, dann wollte er doch etwas Näheres über ihre Heimat und ihre Familie wissen. Mindestens wollte er seine heimliche Freude daran haben, wie sie ihn anzulügen versuchte. Phantasie genug besaß sie ja anscheinend! Und um eine kleine Summe konnte es sich bei ihrem kostspieligen Auftreten mit Diener und Kammerzofe ja auch nicht handeln.

„Natürlich bin ich aus Ungarn," antwortete Sylva. Ein kleiner Schatten flog über ihre Stirn. Den Arm, den sie achtlos hinter Gradners Rücken auf die Bank gelegt hatte, zog sie langsam zurück. Sie schien jetzt erst das Sträußchen Alpenveilchen zu entdecken. „Ach, was sind das für liebe kleine Blumen," rief sie plötzlich ablenkend aus. „Und die lassen Sie so in der Sonne verkommen? Aber das darf man doch nicht! Männer behandeln Blumen wie Heu!" Sie nahm ihm die Blumen aus der Hand und legte sie in den feuchten Schatten eines Palmenkübels.

„Es sind Zyklamen," erklärte Gradner.

„Das weiß ich doch," schmollte sie.

„Ja, aber: ich habe sie oben in den Bergen im Schnee für Sie gepflückt!"

„Für mich? Oh, das war lieb von Ihnen! Und da sitzt der Mann steif wie ein Stock da und — und sagt mir das nicht. Danke, danke! Es gibt so wenig Menschen, die an mich denken; und wenn Sie das sogar oben in den Bergen tun, dann ist es doppelt lieb von Ihnen." Sie hatte ihre Zutraulichkeit wiedergewonnen. „Nun müssen Sie mich aber nicht immer unterbrechen! Ich hatte Ihnen doch so viel zu erzählen. Also: was war es noch? Ach so: die Mabel Brinkmann! Hören Sie, da haben wir eine schöne Geschichte angerichtet."

„Wir?"

„Allerdings, wir sind mitverantwortlich! Denn wir standen doch dabei, als der Pferdehändler erklärte, mit deutschen Komtessen führe man wie mit Backhändln über den See. Und die Mabel hat es auch getan! Gestern früh um neun Uhr ist sie mit dem Dampfer los. Ich hab's aber nicht gesehen, denn zu nachtschlafender Zeit bin ich noch nicht auf. Wenigstens noch nicht richtig! Als dann aber der Dampfer zurückkam, da habe ich's mit erleben müssen, weil die Brinkmanns den großen Balkon unter mir haben. Alle drei, sogar die Mama mit dem Gichtbein, hatten sich auf dem Balkon aufgebaut, um Winkewinke machen zu können, wenn Mabel am Arm ihres Grafen zurückkehrte. Wer aber nicht kam und — und auch die ganze Nacht nicht kam, das war die schöne Mabel!"

„Die arme Mama Brinkmann!" sagte Gradner nachdenklich.

„Oh, das war nun mal wirklich lieb von Ihnen!" Sylva streckte ihm beide Hände entgegen. „Sehen Sie, wer so denkt, der kann nicht schlecht sein!"

Gradner faßte vorsichtig die Handspitzen. Er wußte nicht recht, was er anfangen sollte.

„Und das ist auch lieb, daß Sie noch erröten können, trotz des garstigen Vollbartes, den eigentlich nur der Imre tragen darf. Sagen Sie ..." sie zögerte etwas und blickte ihn neckisch an, „küssen Sie eigentlich nie die Hand, oder — oder küssen Sie nur mir nicht die Hand?"

Gradner blickte sie erstaunt an. „Ich küsse nie die Hand," sagte er mit der Überzeugungstreue eines deutschen Mannes.

„So ...? Aber natürlich, ganz wie Sie wollen! Nur: manchmal kann man nicht gut anders. Es schadet aber auch nichts, wenn man's nicht tut. Daß Sie mich immer wieder unterbrechen, ist viel schlimmer. Gleich läutet's zum Mittagessen, und ich muß erst noch mit dem Fahr-

stuhl bis zum zweiten Stock fahren, weil die Babette mich nicht mit diesem Matrosenausschnitt in den Speisesaal ziehen läßt. — Also, nun hören Sie schnell weiter! Die Mabel ist erst heute früh, und im Auto, mit ihrem Grafen zurückgekommen. Ja, da staunen Sie! Und das habe ich armes Miezekätzchen alles mit erleben müssen, weil die Mama Brinkmann Sonne haben will, und weil des Dramas dritter Teil sich auf dem Balkon abspielte. Hat der Papa Brinkmann gestern abend geflucht und gewettert! Der Imre hat schon gemeint, daß er mal runtergehen müsse, um Ordnung zu schaffen, damit ich schlafen könne. Aber das habe ich ihm verboten, von wegen der lieben kranken Mama Brinkmann; schreiende Männer sind schon Strafe genug."

Gradner hob lächelnd den Blick. Er entsann sich, daß Sylva auf dem Dampfer etwas zusammengezuckt war, als seine fröhliche Männerstimme zu laut gegen ihr feines Stimmchen anklang. „Soll das vielleicht ein Hieb sein?" fragte er. „Sie haben so eine Art, ganz gesprächsweise die Leute zu erziehen! Erst war's der Handkuß, dann der Vollbart, jetzt das Schreien."

Sylva fuhr erschrocken zurück. „Nein, nicht wahr: das tue ich nicht?" sagte sie bittend. „Das war nur Spaß von Ihnen? Sie sollen ja ganz Ihre Eigenart behalten; Sie sollen so gesund und stark und unbedenklich bleiben, wie Sie sind. Und Sie dürfen auch schreien! Der heilige Christophorus hat auch geschrien; aber das erzähle ich Ihnen ein andermal! Nur — nur: etwas besser halten dürften Sie sich! Sie gehen so vornübergebeugt, wie wenn Sie das Blümlein Weibertreu suchen müßten. Und das gibt es doch nicht, das müssen Sie ja als Botaniker wissen. Wenn Sie aber jetzt nicht aufhören mich zu unterbrechen, dann erzähle ich Ihnen den schönen Schluß nicht. Also: der Papa Brinkmann hat gestern abend geschrien, aber heute morgen ist er ganz leise gewesen, weil da der Pferdehändler mit Mabel an der Hand plötzlich ins Zimmer getreten ist. Ich glaube, mein Papa hätte's gerade umgekehrt gemacht. Denn es mußte jemand schon ganz unbeschreiblich furchtbar frech sein, wenn er ihn bis zur lauten Wut bringen wollte. Ich hab's nur einmal erlebt: als ein entlassener Pole dem Rotschimmel einen Petroleumwisch unterm Schwanz angebrannt hatte.

Also: der Pferdehändler muß die Sache gleich auf die Spitze getrieben haben. Schlimmer als mit einem Petroleumwisch! Und die Brinkmanns haben wohl dazu schweigen müssen. Denn man kann nichts dagegen machen, wenn der Dampfer in Riva zufällig verpaßt wird, weil der Handkoffer zu lange gesucht werden mußte. Auch nicht, wenn man dann im Lido Palace in Riva übernachten muß. Das hat die Babette von dem Zimmermädchen gehört. Und der Portier hat zum Imre gesagt, er würde den Italiener nicht ins Grand Hotel hineingelassen haben, wenn er mit dem Dampfer angekommen wäre; aber der wäre schlauerweise mit dem Auto an der Straßenfront vorgefahren. Und wenn die Brinkmanns ihn nicht selbst aus den Zimmern würfen, wäre nichts mehr dagegen zu machen, denn man dürfe sich doch nicht ganz mit den Italienern verfeinden.

So, das wußten also Imre und Babette, die mich unterhalten wollten, weil ich immer so allein bin.

Und da habe ich mir das Bild angesehen, wie der Pferdehändler sich im Schoße der Familie benimmt. Unten auf dem Balkon haben sie alle miteinander einträchtig Kaffee getrunken. Die älteste Tochter hat ein etwas sauersüßes Gesicht gemacht, aber Papa Brinkmann hat dem Pferdehändler eine unbeschreiblich furchtbare Festrübe aus der gepaschten Havannaliste angeboten und — und hat dem Grafen dabei lachend aufs Knie geschlagen. Die Mabel hat neben ihrer Mama gesessen und so ein bißchen Madonnengesicht geübt. Ja und — und deshalb bin ich heute schon so früh aufgestanden. Und bin dann zu Oelsner gegangen, wo ich kein Geld hatte. Schöne Geschichte, nicht wahr?"

Sylva erhob sich, weil man die Glocken zum Mittagessen durchs Hotel schrillen hörte. Sorgsam nahm sie die Zyklamen auf. „So, meine Blümchen, jetzt habt ihr euch erholt und bekommt Wasser."

Gradner wußte nicht recht, wie er die Geldangelegenheit noch rasch zu dem von Sylva doch sicher erwarteten Ende bringen konnte. „Sie irren sich im Höchstgrad der Frechheit dieses Italieners," begann er umständlich, indem er Sylva den Arm reichte, um sie zum Fahrstuhl zu führen. „Bis zur offiziellen Verlobung hat er's heute sicher noch nicht kommen lassen; dafür ist's ihm zu früh in der Saison. Er hat sich erst mal einen Stützpunkt im Grand Hotel geschaffen, wo man ihm den Eintritt verweigern könnte, wenn er nicht nachweislich erwartet wird. Nun ist er schon bis zum ersten Stock vorgedrungen. Die Saison läßt sich für ihn günstig an; voriges Jahr mußte er mit einer alleinstehenden Witwe im dritten Stock beginnen. Jetzt wird er von allen Balkons aus gesehen, beobachtet — und Herr Lützelschwab hat keinen triftigen Grund, Prisco hinauszuweisen, solange er Gast einer deutschen Familie ist. Die Herren Wirte müssen vorsichtig mit Skandalen sein. Sobald irgendwelches Aufsehen entsteht, reisen nicht die billigen Wassertrinker ab, sondern die Geldverschwender, die sich unangenehm berührt fühlen, wenn ein bißchen Hochstapelei mehr als nötig wichtig genommen wird. Wen Prisco sich schließlich als Hauptopfer aussucht, ist noch gänzlich unbestimmt. Vielleicht sind Sie es!"

Sylva entzog ihm leise den Arm.

„Wahrscheinlich ist es aber Mabels ältere Schwester," fuhr er etwas verwirrt fort. „Sobald erst mal Nachforschungen nach ihm angestellt werden, hat er nur noch Aussicht, wenn er eine Familie rettungslos in Grund und Boden kompromittiert hat — und dazu genügt eins der Mädchen allein nicht."

Sylva war stehengeblieben. „So, jetzt erröten Sie wieder," sagte sie lächelnd. „Und das ist gut so; denn schon der Gedanke, daß dieser Prisco jemals auch nur meine Fingerspitze anfassen dürfte, war Ihrer nicht würdig. Aber das macht nichts! Und Sie gehen auch schon ganz gerade, und — und ‚Gott' haben Sie heute nicht ein einziges Mal gesagt."

Sie waren am Fahrstuhl angelangt. Sylva streckte ihm die Hand zum Abschied entgegen.

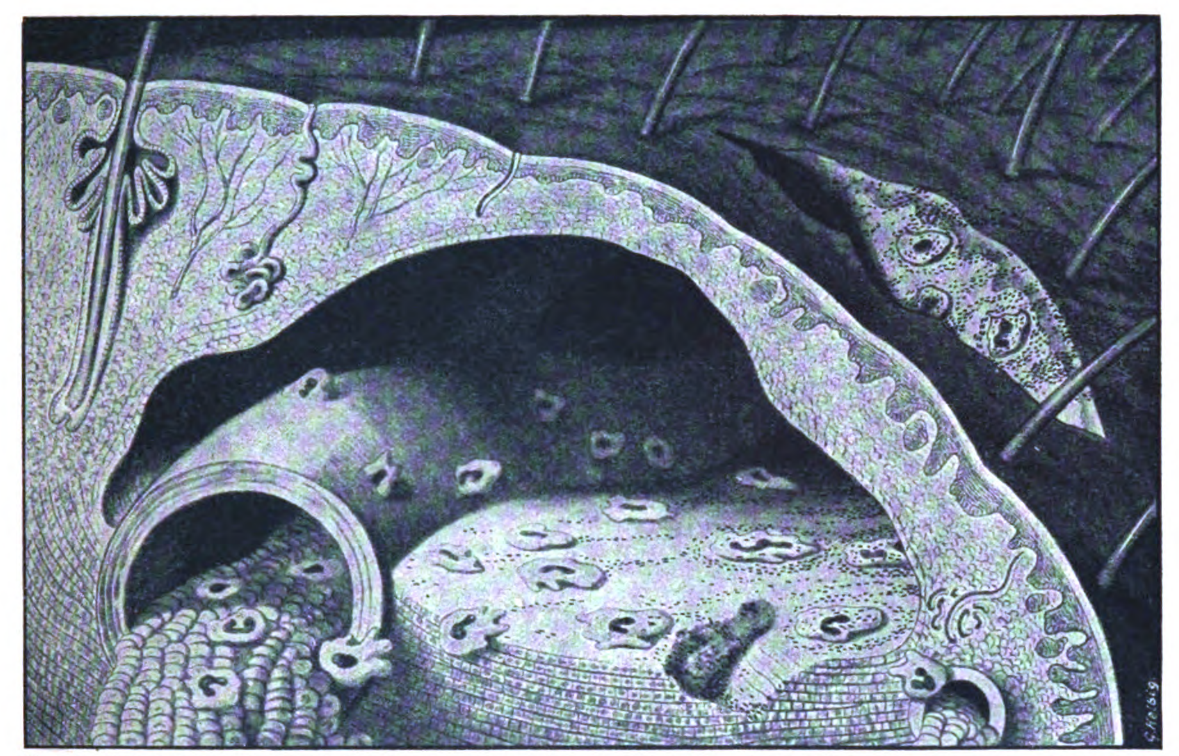
„Ja, aber", stammelte er leise, damit der Liftboy nichts hörte, „das Geld! Bitte sagen Sie mir, wieviel Sie brauchen ..."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Freund, aber nein! Das ist doch hier ganz einfach: ich schicke den Imre mit einer Quittung von mir zum Wirt und lasse mir ein paar tausend Lire geben, die er dann von der Bank wiedererhält. Herr Lützelschwab, oder wie er heißt, kennt das schon. Aber ich danke Ihnen trotzdem. Danke, danke! Und Sie müssen ganz bald zum Tee zu mir kommen, sonst bin ich unbeschreiblich furchtbar beleidigt. Mit dem Handkuß wollen Sie's noch nicht versuchen? Nun, das macht nichts. Aber zum Tee müssen Sie kommen. Ganz, ganz bald! Am liebsten schon heute!"

Der Liftboy hatte respektvoll den Fahrstuhl angehalten, solange Sylva sich verabschiedete. Auf ein Zeichen von ihr schlug er jetzt die Türe zu.

„Die ersten Blumen in Gardone," rief Sylva noch zu Gradner herab, indem sie dankend auf das Sträußchen zeigte, während der Fahrstuhl sich hob.

(Fortsetzung folgt.)



Kampf im Zellenstaat zwischen eindringenden Bakterien und verteidigenden Wanderzellen. Durch einen Riß in der Haut (rechts) sind die Bakterien in den Körper gedrungen. Von ihren Giftstoffen angelockt, eilen Wanderzellen aus der Ader (links) herbei und suchen die Bazillen durch Verdauungssäfte abzutöten und zu fressen. Über der Haut (rechts oben) Haare, links oben ein Haar und eine Schweißdrüse im Querschnitt.

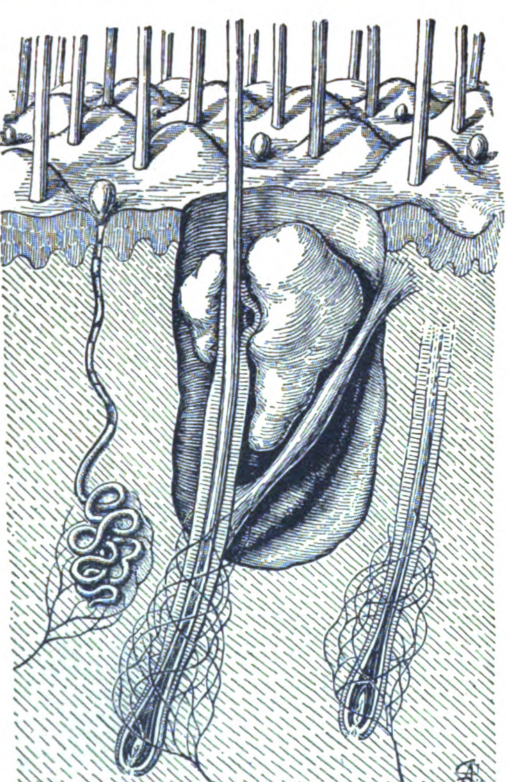
Das Leben des Menschen

Von Dr. Felix A. Theilhaber (Mit fünf Abbildungen)

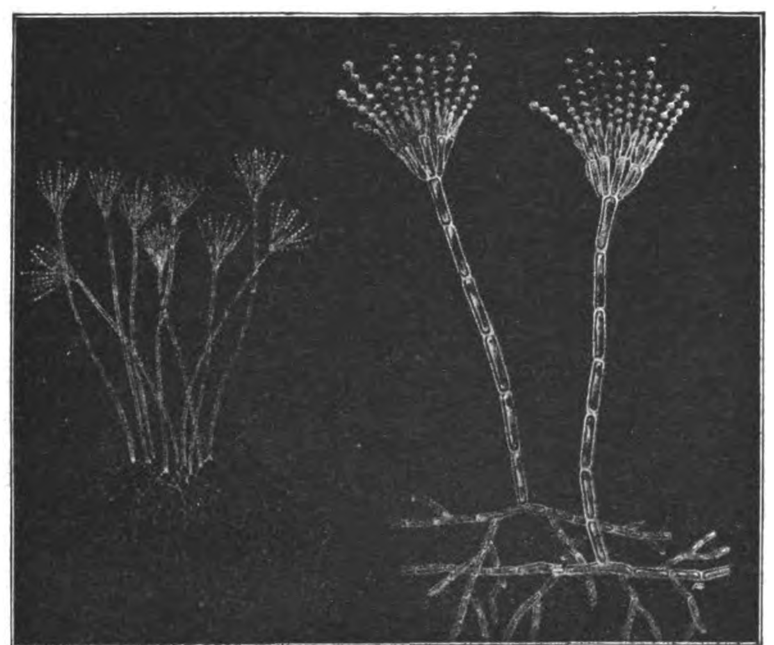
Mit dem Zeugnis unserer sittlichen Reife und mit dem Attest großer Kenntnisse kamen wir vor Jahren auf die Hochschule. Uns gingen noch die Jahreszahlen im Kopf herum, die die Schlachten von Hannibal und Timur Leng betrafen. Leider habe ich sie und den guten Tamarlan ganz vergessen! Wie am Schnürchen sagte ich damals die Versmaße auf, in denen irgendeine Ode des guten Horaz gedichtet ist. Viel später noch konstruierte ich im Traum und nur in ihm irgendwelche Dreiecke aus komplizierten Winkeln und Linien, und die ungleichmäßigen griechischen Verba kann ich vielleicht heute noch. Vitae discimus.

So herrlich ausgerüstet für das Leben, für das wir also Unterricht genossen hatten, gingen wir jungen Studenten in eine medizinische Vorlesung, und siehe da, wir hatten alle von den einfachsten und den nächstliegenden Dingen unseres eigenen Körpers keine blasse Ahnung. Wir wußten nichts von der Milz, nicht wo sie liegt oder wozu sie da ist, und der Krebs oder die Geschlechtskrankheiten waren uns „böhmische Dörfer". Ja, hätte man uns über den Cimborasso gefragt oder über das Drama des Ödipus mit allen den Charakteren dieses Dramas! Da hätten wir beredt Auskunft geben können, aber über das Wesen der Zelle, über Kuhmilch und über Darmgase oder über die Bauchspeicheldrüse hätten wir kein Examen bestanden. Darüber hatte man uns auch nicht geprüft.

Heute, wo die ganze Welt „besser" geworden ist, soll die Schule den Schülern nicht nur das Ich des Wallenstein, der längst irgendwo vermodert ist, sondern auch das eigene Ich explizieren. Allerdings gab es auch zu unserer Zeit einen naturwissenschaftlichen Unterricht. In meinem Gymnasium lasen wir den herrlichen ‚Brehm', der jetzt durch Reclams Universal-Bibliothek Allgemeingut wird. Es ist ganz gut, wenn der Mensch eine Reihe von



Fühlhaar der menschlichen Haut, ein Nervenapparat zur Registrierung der Luftbewegungen. Unsere Hauthaare sind an ihrem Grunde von Nervengeflechten umsponnen, mit denen wir die Bewegungen der Haare im Wind als „Zug" empfinden. Rechts über dem Nervengeflecht der Muskel des Haares, zwischen Muskel und Haarschaft die Talgdrüse des Haares. Links neben dem Haar eine Schweißdrüse.



Schimmelpilze auf Wurst.

und Salze, Zucker in Säuren, Alkohol und Fette und Eiweißkörper auf. Dieses Gebilde besitzt eigene Stoffe für die Spaltung des Zuckermoleküls, eigene für die verschiedenen Eiweißkörper. Mit Hilfe dieser Stoffe zerlegt es Eiweiß in Aminosäureketten und diese Ketten wieder in die einzelnen Glieder Stärke und Dextrin, Dextrin in Malzzucker, Malzzucker in Traubenzucker und diesen in Kohlensäure und Wasser. Die Fette spaltet es in Glyzerin und Säuren. Aus Säuren und Glyzerin setzt es besondere, ganz eigenartige Zellfette zusammen: an diese bindet es Phosphorsäure und andere Körper und baut so die verschiedenen Arten der Lezithine und andere Phosphorfette.

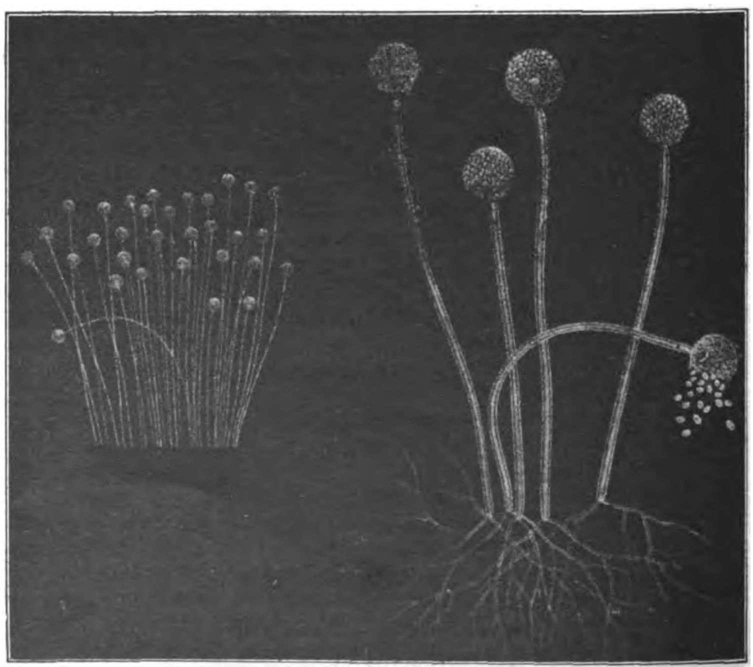
Einen Teil der geschaffenen Verbindungen sammelt es an bestimmten Stellen als Vorratsstoff, um sie zu geeigneter Zeit zu verbrennen oder zu besonderen Leistungen zu verwerten, die die bisher genannten allgemeinen und allen Zellen zukommenden Lebenstätigkeiten noch weit übertreffen . . .

Durch die Leber fließen nach der Mahlzeit mit dem Blut aus dem Darm die Säfte der verdauten Speisen. Aus diesem durchfließenden Blut nimmt die Leberzelle die chemischen Verbindungen der eingeführten Nahrung auf. Sie reißt den Zucker an sich und setzt die Zuckermoleküle zusammen zu Stärke — sie nimmt die Aminosäuren der abgebauten Eiweißmoleküle auf und vereinigt sie mit Ammoniak zu Harnstoff und Harnsäure: diese verkuppelt sie mit den Metallen des Körpers, dem Kalium und Natrium, zu den Harnsalzen. Den Blutfarbstoff der täglich sterbenden Billion Blutzellen fing sie aus dem Blut auf und verwandelt ihn in den grünlichen Gallenfarbstoff. Aus uns noch unbekannten Grundverbindungen baut sie die Gallensäure auf: diese verkuppelt sie mit

Raubtieren aus aller Herren Ländern durch Bücher kennenlernt. In der Wirklichkeit laufen von Leoparden und Tigern selbst in Indien so wenig Exemplare herum, daß man ihr menschenfreundliches Leben aus Büchern kennenlernen muß. Was waren die „Abrisse der Flora" von Anno dazumal langweilig, die uns die Botanik beibringen sollten! Aber wichtiger als das Leben der Löwen und bedeutsamer als die Arten der Tulpen sind die Probleme, die an die Physik, die Chemie, die Anatomie und Physiologie des Menschen selbst anknüpfen. Und die Literatur darüber war damals so armselig, so veraltet, daß man sich nur im Schweiße seines Antlitzes durch die Schmöker durcharbeitete.

Jetzt ist dieser Stein der Weisen gefunden worden. Fritz Kahn hat das Standardwerk darüber in seiner Arbeit „Der Mensch" geschrieben. In einer packenden, flüssigen Sprache weiß er das Rätselhafte, Geheimnisvolle, das sich in unserem Innern Minute für Minute vollzieht, zu erklären und deutlich zu machen. Geben wir ihm selbst an einer blind herausgegriffenen Stelle das Wort und hören wir, wie er alles zu erklären versteht: „Wie in einer Fabrikstadt, deren Schlote wir von einem Berge aus im Nebel nur angedeutet ragen sehen, ohne erkennen zu können, was dort in Rauch und Dampf gewonnen wird, vollzieht sich grau in grau vor uns das Wirken in der geheimen Werkstatt des Lebens . . .

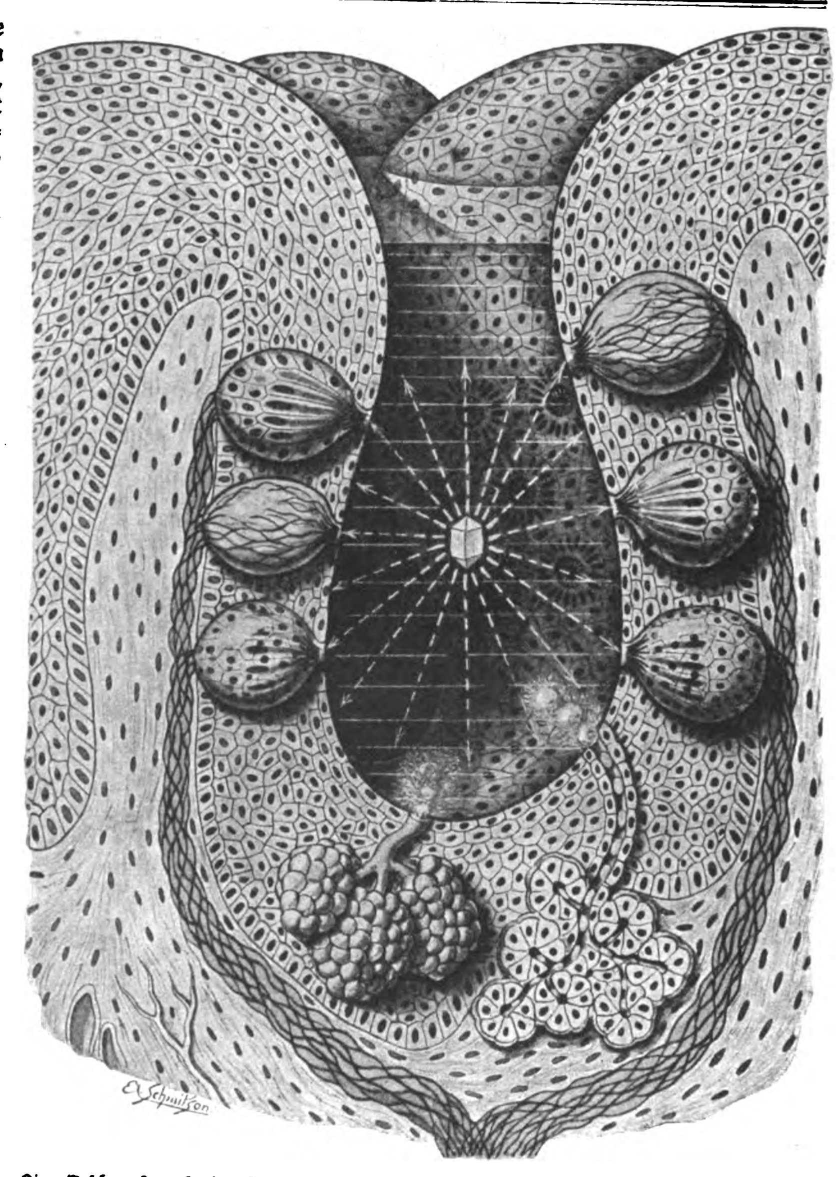
Dieses Wundergebilde — die Zelle — lebt! Sie bewegt sich infolge einer Reihe eigenartiger chemischer Umwandlungen an ihrer Oberfläche. Sie atmet, indem sie Sauerstoff aus der Luft aufnimmt, in ihren Atemkörnern sammelt, das Sauerstoffmolekül und seine beiden Atome spaltet und in die Verbindungen ihres Plasmas leitet. Dieses Wesen nährt sich, es nimmt Wasser



Schimmelpilze auf altem Brot.

Aminosäuren. Die Giftstoffe, die bei der Eiweißverdauung im Darm frei werden, wie die Karbolsäure, speichert sie in sich auf und macht sie durch Verkuppelung mit Schwefelsäure unschädlich. Karbol und Schwefelsäure! Mit solchen Giften operiert die Leberzelle Tag für Tag und verbrennt sich nicht und vergiftet sich nicht! Und viele andere Gifte hält sie fest, die der Mensch in seiner Unnatur in seinen Körper hineingießt und hineinbläst, so das Koffein des Kaffees und das Nikotin des Tabaks, das Morphium, das Opium und das Veronal, und verwandelt sie durch Abbau und Verkuppelung in harmlose Stoffe. Aus dem großen Reichtum der ihr zufließenden Chemikalien braut sie die Galle, ein Elixier von über 30 verschiedenen Tinkturen und Essenzen, gegen das alle Benediktiner und Karthäuser Stümperware sind ..."

So sieht eine Kostprobe aus, die wir diesem großangelegten vierbändigen Werke „Der Mensch", das jetzt im Kosmosverlag in Stuttgart erscheint, entnommen haben. Es ist kaum möglich, in wenigen Zeilen die Bedeutung dieser Arbeit zu umreißen, die in ihrer Reichhaltigkeit, in ihrer umfassenden Wissenschaftlichkeit Laien und Fachleuten zugleich auf jeder Seite Stoff zur Belehrung und zur Anregung gibt. Kleine Mädchen, die Detektivromane und Liebesgeschichten lesen, werden weniger Interesse daran nehmen, aber unsere Jugend und unsere Lehrer können nicht achtlos an dem Buch vorbeigehen, das sich in seiner sprachlichen Schönheit und dem Reichtum der Gedanken leicht jedem Lesenden erschließt und von der großen Masse und der Fruchtbarkeit des Tatsachenmaterials beglückende Gaben übermittelt. In einer Zeit, wo wir nicht überflüssige Mittel und Muße besitzen, uns mit Wertlosem zu verplämpern, ist der Besitz eines solchen menschlichen Dokuments ein wirklicher Gewinn für unsere Bibliothek.



Eine Geschmacksgrube der Zunge. Die Grube ist von Flüssigkeit erfüllt, in der ein Zuckerkristall Moleküle ausstrahlt. In der Wand der Grube sind Geschmacksknospen eingebaut, deren Nervenzellen durch Härchen den Stoß der Moleküle auffangen und die Schwingung durch Nervenfasern (seitlich abwärts ziehend) ins Gehirn leiten, wo wir sie als Geschmack empfinden. Im Boden der Geschmacksgrube (links) eine unversehrte, rechts eine aufgeschnittene Speicheldrüse, die durch Absonderung die Grube feucht erhalten.

Ein Unterricht in der Biologie ist ohne das Kahnsche Werk nicht mehr möglich. Wahrscheinlich wird eine spätere Auflage eine leichte Umgruppierung und Umarbeitung des Stoffes mit sich bringen, um die einzelnen Abschnitte noch übersichtlicher und zweckdienlicher zu gestalten. Auch die Bilder werden einige Auslese sich gefallen lassen müssen. Aber selbst die aus dem Zusammenhang herausgegriffenen Zeichnungen zeigen das Geschick des Verfassers, die Probleme begreiflich zu machen.

Das erste Bild ist nicht ohne weiteres verständlich. Die Haut ist oben mit Haaren besetzt. Man sieht in der Haut einen Riß. Um die Vorgänge genau zu studieren, ist ein Querschnitt gemacht. Wir sehen links wieder ein Haar, das in die Tiefe geht, und eine Schweißdrüse. Unter der sich dachartig oder brückenförmig überwölbenden Haut liegt unten ein Rohr, wie wir es bei der Kanalisation kennen. Das soll ein Blutgefäß, eine Ader sein, in der wie Goldstücke rollenförmig die Blutkörperchen liegen. Einige weiße Blutkörperchen, die recht unförmig aussehen und ausgewalzten, schlecht gelungenen Buttersternen vom Weihnachtstisch her gleichen, bewegen sich in der Richtung zur Wunde zu. Das sind die Polizisten des Körpers. Sie wollen die Wunde schließen und die feindlichen Bakterien durch Verdauungssäfte abtöten, respektive fressen.

Das zweite Bild zeigt die Haut. Sie ist mit Haaren übersät, die uns hier wie Baumstämme vorkommen. Durch den Querdurchschnitt sehen wir in die Tiefe der Haut hinab. Wir verfolgen ein Haar und sehen ein sackartiges Gebilde, in dem die Talgdrüse des Haares steckt, die den Talg, das Schmieröl sozusagen, produziert. Unten, wo das Haar endigt, sind feine Nerven herumgewickelt als feines Geflecht, so daß wir mit den Haaren selbst empfinden und sogar die Luft mit den Haaren verspüren. Links daneben windet sich eine Schweißdrüse der Haut.

Das dritte und vierte Bild erscheint uns als Abbild von Zauberpflanzen aus Märchenwäldern oder äquatorialen Landschaften. Aber es sind in Wirklichkeit nur Schimmelpilze, die auf einem alten Brot oder einer Wurst wuchern. Fritz Kahn hat sie nun im Mikroskop betrachtet, gezeichnet, und er zeigt das Einfachste, sogar Ekelhafte, in seiner unstreitbaren Schönheit!

Das fünfte Bild ist recht kompliziert und verlangt volle Aufmerksamkeit. Es ist natürlich auch eine Vergrößerung, und zwar eines Teilchens der Zunge. Es stellt eine Geschmacksgrube der Zunge dar. In der Mitte des Bildes ist ein Stern eingezeichnet, dorthin fließen z. B. die im Wasser suspendierten Zuckerkristallteilchen. Wir sehen an den Wänden der Grube sechs Geschmacksknospen eingebaut, die wie Stachelbeeren aussehen. In Wirklichkeit sind diese Knospen feinste Zellhaufen, auf deren Spitze Härchen sitzen, die von dem Zuckermolekül leicht angestoßen werden. So wie bei der Morsetelegraphie geht durch einen Anstoß in diesem Nervenbündel eine Umwälzung vor sich. Eine Nervenzelle teilt es den anderen mit; so wird der Vorgang aus den Geschmacksknospen übergeleitet in die Nervenbahnen, die vom hinteren Pol der Geschmacksknospen sichtlich weitergehen, dann in langen Strängen unten von links und rechts zusammenmünden und von da, auf dem Bilde nicht mehr sichtbar, ins Gehirn gehen, wo sie auf gewisse Gehirnzellen stoßen und uns die Vorstellung des Geschmacks vermitteln. Zwischen den Geschmacksknospen und den umrankenden Nervenbahnen liegen zwei Speicheldrüsen, von denen die traubenförmige unversehrt und die andere aufgeschnitten ist.

Den Inhalt eines solchen Buches kann man nicht in wenigen Seiten erschöpfen und bekanntgeben. Wohl aber wird dem Leser ein gewisser Überblick vermittelt, so daß er sich entscheiden kann, ob er Fritz Kahn folgen will und sich geleiten läßt dorthin, wo sich das eigene Ich erschließt, und wir Kunde finden von den feinsten Regungen unseres Körpers, die den Ablauf all unserer Gemütsstimmungen, unserer Handlungen und unseres Wohlgefallens aufs weitestgehende beeinflussen, ja eigentlich bedingen.

Die Abbildungen zu diesem Aufsatz sind mit Genehmigung der Franckhschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart dem Werke „Das Leben des Menschen" von Fritz Kahn entnommen

Dorle

Skizze von Steffi Patin

Das kleine Dorle war krank. „Vielleicht Scharlach, wollen es abwarten," hatte der Arzt gesagt.

Oh, fein! dachte Dorle — dann muß ich sterben! Nachbars Annemarie hat auch Scharlach gehabt und ist auch gestorben.

„Du, Mami," sagte sie zu ihrer Mutter, „wenn ich sterbe, muß aber mein Püppchen ein schwarzes Kleidchen kriegen."

Die Mutter fing zu schluchzen an: „Nein, du stirbst nicht, du darfst nicht sterben, du mußt bei uns bleiben, das kann mir Gott nicht antun." Und auch der Papa sagte, indem er sich die Brille wischte: „Kind, was redest du für einen Unsinn?"

Unsinn? dachte Dorle, und sie malte sich weiter ihr Sterben aus. — Erstens krieg' ich ein feines Begräbnis. Oh, das macht mir Spaß! Dann werde ich in einem schönen Sarg liegen mit lauter Blumen und Kerzen, und alle Leute werden weinen und sagen, wie goldig und wie süß ich aussehe — ganz als ob ich sanft schlafe. Bei der Annemarie ist es genau so gewesen! — Und kein Mensch sagt dann, daß ich ihn belästige, und ich soll nicht mehr soviel fragen und so wißgierig sein. Und dann werde ich ein Engelein, und die Mami wird furchtbar weinen, viel mehr als alle andern.

— Das war eigentlich dumm, da konnte man sich gar nicht so arg freuen, ein Engel zu werden, wenn die Mama so sehr weinen mußte! Am besten wäre es, sie käme auch mit in den Himmel.

Ja — aber große Leute werden doch keine Engel! Oder doch?

„Mami, wenn du mitstirbst, wirst du auch ein Engel?"

„Das weiß ich nicht; so höre doch endlich mit dem dummen Sterben auf!"

Dorle war beleidigt. — Dann sterb' ich eben allein und werde für mich ein Engel, entschloß sie sich. Bang ist mir nicht, die Annemarie werd' ich schon finden. Denn dann hab' ich Flügel und darf fliegen, wohin ich will. Und ich muß mich nicht alle Tage waschen und mir nicht die Zähne putzen, denn Engel sind immer rein. Und — herrlich! — essen darf ich, was ich will, lauter Schlagsahne und Schokolade. Und zu Weihnachten ...

„Mama, wird im Himmel Weihnachten gefeiert?"

„Ja, ich denke wohl!"

Also, zu Weihnachten krieg' ich eine große Puppe und einen Herd und ein Bilderbuch und so eine Flasche mit Wasser, was gut riecht, so 'ne, wie die Mama hat, und so ein Mehl fürs Gesicht und lauter viele schöne Sachen — spann Dorle ihre Gedanken weiter.

„Mami, haben die Englein auch Geburtstag?"

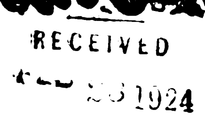
„Nein, Engel werden nicht älter."

Wie schade, dann gibt's auch keinen Geburtstagskuchen und keine kleinen Engelmädchenfreundinnen, die einem was mitbringen.

Oh, aber das Feinste hab' ich vergessen! Mit den Sternenkindern darf ich spielen, Fangen und Verstecken, und ich brauche keine Angst zu haben, daß ich beim Hinfallen meine Strümpfe zerreiß', denn ich hab' gar keine an, und ich darf am Abend so lange aufbleiben, wie ich will, und wenn ich müde bin, leg' ich mich auf eine rosa Wattewolke und — —

Der Onkel Doktor war da und holte Dorle aus ihrem Himmel herunter. Er hatte doch gestern gesagt, es wäre Scharlach, und jetzt sagte er, sie würde bestimmt wieder gesund. Die Mama lachte, aber Dorle meinte zornig: „Ihr, wenn ihr's nicht genau wißt, so macht nicht, daß sich kleine Mädels umsonst auf den Himmel freuen."

Und sie drehte sich enttäuscht zur Wand.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 33



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Deutsche Heimat: O wie wunderschön, ist die Frühlingszeit ... Nach einem Gemälde von F. Müller-Landeck

Mit Genehmigung des Kunstverlags Meißner & Buch in Leipzig



Wenn der Frühling auf die Berge steigt

Von Friedrich v. Bodenstedt

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt –
    Wenn vorbei im Tal
    Nun mit einemmal
Alle Regenzeit und Winterqual,
    Schallt es von den Höhn
    Bis zum Tale weit:
    O wie wunderschön
    Ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetön der Wälder klingt –
    Lüfte lind und lau
    Würzt die grüne Au
Und der Himmel lacht so rein und blau,
    Schallt es von den Höhn
    Bis zum Tale weit:
    O wie wunderschön
    Ist die Frühlingszeit!

War's nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
Als dein Herz sich meinem Herz erschloß?
Als von dir, du wundersüße Maid,
Ich den ersten langen Kuß genoß!
    Durch den Hain erklang
    Heller Lustgesang,
Und die Quelle von den Bergen sprang –
    Scholl es von den Höhn
    Bis zum Tale weit:
    O wie wunderschön
    Ist die Frühlingszeit!

Aus „Die Lieder des Mirza-Schaffy", Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6375/76.

K. Fudel 27

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

Der Abend desselben Tages fand die Proraer Herrschaften in einem kleinen kreisrunden Salon des Schlosses beim Spiel vereinigt. Von oben, dicht unter der weißen Kuppel des Raumes, floß ein geheimnisvoll verborgenes Licht hinter dem Kranz des Mauerbords herab, und der kühle, wesenlose Schein lieh den tadellos gekleideten Teilnehmern selbst etwas Glattes und Ebenes, als ob hier alle Leidenschaften mild gedämpft wären. Dies aber war keineswegs der Fall.

Denn, um bei der Mala anzufangen, so brauchte sie sich nur an einen Spieltisch zu setzen, um sofort alle vorgefaßten Pläne zu vergessen, und selbst bei diesem wohlanständigen Whist oder dem feierlichen Ecarté, die Seine Durchlaucht allein duldete, da wurde die passionierte Spielerin nach kurzer Zurückhaltung von einem prickelnden Fieber ergriffen, so daß ihre Augen voll Spannung und Beutelust zwinkerten, während ihre langen, blauäderigen Hände ununterbrochen die bunten Blätter fächerartig entspannten, um sie sogleich wieder zusammenzufalten, als könnten sich die Figuren dadurch zu ihren Gunsten verändern. Auch hatte sich Dietrich-Claus bereits mehrfach warnend geräuspert, denn der in allen Dingen distinguierte Herr schätzte es nicht, wenn die Abenteurerin bei ihrer nicht zu bändigenden Lebhaftigkeit in eine so merkwürdig wiegende Bewegung geriet, daß sie auch die Karten ihrer Nachbarn beherrschte.

„Teure Freundin," meinte der Fürst von Prora endlich bei einer derartigen Gelegenheit, „ich glaube mich zu erinnern, daß Sie eine Rücksprache mit meinem Sohn wünschten."

Doch die Feuchtersleben war noch zu sehr im Schuß. Außerdem verlor sie beständig. „Gewiß — gewiß," lehnte sie geringschätzig ab. „Aber dies hat Zeit. Später. Sie wissen ja, mein Bester, welche Folgen es hat, wenn man eine Schlacht vorzeitig abbricht."

„Wie Sie befehlen," murmelte Se. Durchlaucht gepreßt. Und um seine absolute Kaltblütigkeit zu beweisen, lenkte der weißhaarige Kavalier vollständig von dem Zwischenfall ab, und indem er sein Blatt mit einer hübschen Bewegung auf die Marmorplatte des Tisches deckte, äußerte er stirnrunzelnd: „Bedenklich, was die Zeitungen heute melden. Man will den Väly wieder in der Hauptstadt festgestellt haben. Sie wissen schon, den sogenannten Diktator. Mon dieu, wenn wir da nur nicht unangenehme Überraschungen erleben." Im Grunde hatte Dietrich-Claus diese Bemerkung nur eingestreut, um seine vornehme Gleichgültigkeit gegenüber Gewinn und Verlust zu offenbaren, wie erschrak jedoch der alte Aristokrat, als von dem Polster, auf dem Joachim-Wendelin ein illustriertes Werk durchblätterte, das schwere Buch unter Gepolter herabstürzte. „Der Väly?" rief dabei eine durchdringende Stimme.

Selbst die Mala horchte auf: „Wer ist das?" warf sie rasch hin, da sie sich über die Unterbrechung ärgerte: „Kennen Sie den Herrn?"

Allein der Ignotus blieb ihr die Antwort schuldig, so lähmend hatte ihn die unvermutete Erinnerung angepackt, daß der sonst so höfliche Mensch es sogar ohne Widerspruch duldete, daß seine blasse Verlobte hilfreich das am Boden liegende Buch aufhob.

„Nicht doch," wehrte er sich, und doch weilte er nicht mehr bei dieser demütigen Erscheinung, denn seine Gedanken rasteten weder hier auf dem weichen Polster, noch empfand er die Weichheit des Lichtes, das ihn im Augenblick umspielte, sondern vor seinem innersten Gehör knarrten laut und mißtönend die engen Holztreppen vor der Küche der Mayenfischs. Eine heiße Gasflamme züngelte. Und über den dichtgedrängten Menschenschwarm draußen auf dem Flur wehte eine abgehackte, wild fanatisierende Stimme hinweg.

„Wer spricht hier?"

„Das ist der Diktator," antwortete die Russin.

Vergeblich raffte sich der Grübler auf, er lehnte sich in den weichen Rücksitz, er drehte die glänzenden Lackhalbstiefel, so daß sich das Licht in ihnen spiegelte, er strich zu seiner Beruhigung ungestüm über die glatte Seidenbespannung des winzigen Sofas, alles umsonst! So vollkommen fand er sich zurückversetzt in die Engnis und Bedrängnis jener Tage, daß er sogar den eigentümlich beizenden Geruch aus dem Pelzkragen der Slawin zu wittern vermeinte.

„Joachim," schnitt hier die Stimme des Grafen Kottum dazwischen, da er die Not seines Schwagers zu lindern wünschte. „Übermorgen haben wir Gautag! Für den Eisenzahn. Du kommst doch?"

„Ja — ja gewiß," stimmte der Angerufene zu und warf die Hand vor, als ob er sich an ein ihm zugeworfenes Seil klammern möchte, „wenn ihr mich dort dulden mögt."

„Was? Dulden?" schüttelte der andere den Kopf. „Aber, Kerlchen, wer gehörte wohl so selbstverständlich zu uns wie du?"

„Ja, das wohl — freilich," fügte sich der Ignotus kleinlaut. Allein gleich darauf schwemmte ihn der starke Strom, der um ihn rauschte, wieder kopfüber von dannen.

Von neuem knarrten die Treppen, die Gasflamme zuckte, und er hörte sich beschleunigter atmen, denn er stieg nun in das Mansardenstübchen der Rosse hinauf. In das quadratische, schräggedeckte Stübchen, wo es stets so erregend nach Parfüm, Brennschere und Petroleumkocher duftete. Oh, und wie treulich, wie zärtlich summte die niedrige weiße Porzellanlampe auf dem Tisch, um die Schleifen, Nähzeug, Korsetts, Briefpapier und Konfekt stets in nie zu bändigender Unordnung herumgestreut lagen.

Und dann stand Anna Znaim vor ihm. Heiß, glühend, über alle Grenzen gejagt durch die Erregung, die er ihr mitgeteilt hatte. Er sah, wie in den gefährlichen Nixenaugen Bewunderung und Hingerissenheit den endlichen Sieg über Kälte und angelerntes Prinzessinnentum davontrugen, er fing ihr den Atem von den üppigen Lippen, und er unterlag abermals ihrem zielbewußten Drängen. Der alte Fürst sah kummervoll zu ihm hinüber. „Vergessen, vergessen!" mahnte es aus allen Ecken des glanzvollen Fürstenschlosses.

Da lag die Böhmin schon vor ihm auf den Knien. Und unter Blitzschlag und Flammenwehen wurden seine Hände von fieberheißen Lippen geherzt.

„Oh, grübeln's doch halt net, Sie goldiger Nazel," erstickte vor ihm eine selbst in ihrer Leidenschaft noch silberne Stimme: „Was haben's schön gesprochen von die Tauben und dem grünen Turm. So schön, wie wir Lumpenpack es gar net verdienen. Sie — Sie —" Dann tiefe, streichelnde, erlösende Nacht, und während hoch oben aus der Luft das Glockenspiel märchenhafte Stunden anzeigte, hielt er in seinen Armen das glühende, von allen Wundern erfüllte Geschenk, wie es das gutmütige, versöhnungswillige Volk immer von neuem spendet.



„Ja, mein lieber Joachim," erhob sich die Mala halb seufzend, halb wütend, denn sie hatte ihren letzten Pfennig verloren und mußte jetzt nach einem anständigen Rückzug ausschauen, „ich glaube, wir hatten doch ein kleines Rendez-vous verabredet. Nicht wahr, mein Engel? Wie wäre es, wenn Sie mich jetzt entführten?"

Ohne viel Umstände, mit der ungenierten Tyrannei, die von ihr ausgeübt wurde, nahm das starkknochige Weib den Arm des gewaltsam Zurückgerufenen, um ihr Opfer rauschend und einzig von ihrem eigenen Ziel erfüllt, in den benachbarten Salon zu leiten.

Vor einem riesigen schwarzen Lackschirm, aus dem allerlei elfenbeinerne Blumen und Schmetterlinge überraschend hervorbrachen, nahm das ungleiche Paar in zwei nebeneinander stehenden Drachenstühlen Platz.

Die Mala fixierte eine Weile ihren schweigenden Partner, bis sie plötzlich gereizt die Achseln zuckte, denn sie fand, daß sie jetzt rücksichtsvoll genug auf irgendeine unbedeutende Floskel gewartet hätte. Tant mieux, dann war es vielleicht rätlicher, wenn man ohne Umschweife mit diesem hochadeligen Proletarier verfuhr!

Gnädig tippte sie ihr Riesenlorgnon dem Gefährten aufs Knie. Dann beugte sie sich vor, und ihre Augen glitzerten, als ob nun eine Liebeserklärung folgen sollte. „Wissen Sie auch, mein bester Joachim," begann sie in jener so angenehmen und schmeichelnden Weise, die sie meisterhaft beherrschte, „daß Sie wieder ganz comme il faut aussehen? Blühend, erfrischt, verjüngt und natürlich immer behaftet mit diesem gewissen je ne sais quoi, das selbst ältere Jahrgänge der Frauenwelt zur Aufmerksamkeit zwingt. Mit einem Wort, mein lieber Junge, Sie haben in unserem Schmetterlingsdasein eine eigene Note — Trauermantel mit Totenkopf. Das kleidet Sie allerliebst!"

Da man nie recht wußte, ob die alte Diplomatin ernsthaft redete oder nur zu ihrem Vergnügen Bosheiten sprudelte, so begnügte sich ihr Zuhörer damit, ein kaum hörbares Räuspern vernehmen zu lassen. Auch empfand er zu seinem Schrecken, daß ihm das Verständnis für jene Salonsprache abhanden gekommen sei, die lange Sätze bildete, nur um Vorbereitungen für bisher noch sorgsam Behütetes zu treffen, ja, in ihm erregte geradezu all der gedrechselte Aufwand einen starken Widerwillen! Das Volk versteckte sich eben nicht hinter solche Wortgespinste, es warf einem kurz und ehrlich Neigung oder Zorn ins Gesicht.

„O du Nazel, Goldiger!" klang es ihm zur Veranschaulichung vor den Ohren.

Darüber errötete der junge Graf heftig und schlug die Augen nieder, als ob er bei etwas Unerlaubtem ertappt wäre.

„Vergessen — vergessen!" lärmten dazu die Fratzen und Büßergesichter aus dem japanischen Lack heraus.

„Leider, mein lieber Joachim-Wendelin," faßte die Baronin jetzt schon etwas bestimmter nach, da sie durch das Schweigen ihres Gefährten darüber belehrt war, daß sie die Kosten der Unterhaltung vorläufig noch allein zu tragen hätte, „leider finde ich meine Lida — Ihre Versprochene darf ich wohl sagen? — nicht so gestählt und widerstandsfähig, als Sie ihr darin ein erstrebenswertes Beispiel geben. Nein, im Vertrauen, die Kleine flößt mir Sorge ein!"

„Wie?" zuckte der Ignotus hier zusammen, denn dieser Vorwurf drang dennoch durch seinen wachen Traum, da er dem blassen, vorschwebenden Geschöpf gegenüber immer eine unabbürdbare Schuld zu schleppen wähnte, „Lida — sie ist doch nicht krank? Oder trägt sie etwa gar einen Kummer?"

„Superbe," meinte die Mala bewundernd, wobei sie ihr Lorgnon von neuem über das Knie ihres Nachbarn gleiten ließ. „Welch einen geschärften Blick Sie für solch feine seelische Schwingungen besitzen. Ja, das menschliche Leid ist Ihnen nicht fremd," setzte sie mehr für sich hinzu, und als sie merkte, daß sich das hagere Jungmännerantlitz wieder dunkler verschattete, fuhr sie vertraulich fort, indem sie jetzt ihre Hand ein wenig auf der seinen ruhen ließ: „Nein, Lida ist nicht eigentlich krank, und man könnte wohl auch kaum behaupten, daß sie einem bestimmten, greifbaren Kummer nachhinge — nein, das nicht. Nur —" und die blaurote Alte schloß die Augen und wiegte sich so gelehrt und überlegen, als wären all diese verstrickten menschlichen Irrungen für sie ein Kinderspiel, „nur — Sie werden mich verstehen — meine Tochter krankt an dieser undefinierbaren Einsamkeitsfurcht, von der jetzt unsere ganze aus den Fugen springende Welt ergriffen ist. Jeder ist irgendwie von seinem Platz gefegt — und sucht nun angestrengt nach einem Stützpunkt, nach einer Anlehnung, nach einer Ergänzung. Ach, das Trugbild von dem selbstherrlichen Ich, auf das wir einst so stolz waren, ist ja gänzlich ins Wanken geraten. Begreifen Sie mich jetzt, mein lieber junger Freund?"

Nach dem Ignotus griff wieder der ungestüme Vorwurf, der ihn beständig an der Brust schüttelte: „Ich vermag Ihnen vielleicht nicht ganz zu folgen, Frau Baronin," stammelte er, „aber was kann ich tun, um Lidas Ruhe wiederherzustellen?"

Da platzte die Mala heraus mit jener brutalen, ungeschminkten Offenheit, durch die sie schon geriebene Staatsmänner zur Verzweiflung gebracht hatte. „Ganz einfach mein Junge, indem Sie endlich den Pastor kommen lassen und das Brautbett besteigen," sprach sie ganz laut, so daß man ihre scharfe Stimme im Nebenzimmer verstehen konnte. Und im vollen Bewußtsein ihres verletzten Rechts setzte sie noch sehr von oben herab hinzu, indem sie ihre stattliche Gestalt aus dem Drachenstuhl erhob: „Worauf warten Sie eigentlich noch, da doch alles nach dieser einfachen und honetten Lösung drängt?"

Da war mitten in seine gezierte, durchlässige, ungepflasterte Welt ein rauhes, deutlich sichtbares Brett geworfen, auf dem man stehen konnte. Der Ignotus war gleichfalls aufgesprungen, die Schläfen hämmerten ihm, und das „Vergessen — Vergessen", das sonst stets wie das Murmeln eines eilenden Baches hinter ihm her scholl, es brauste jetzt mit der Gewalt einer tosenden Volksmenge vor seinen Ohren. Ohne weiteres Besinnen, verfolgt von den Schemen, vor denen er einen sicheren Schlupfwinkel gewinnen zu müssen glaubte, so beugte sich der junge Mensch stürmisch über die blaugeäderte Hand seiner Bedrängerin, küßte ihr die Fingerspitzen und meinte, der Erfahrenen Dank schuldig zu sein, als er ihr mit wild klopfendem Herzen zustimmte: „Ja, gewiß — das ist der Weg. Sie bezeichnen mir nichts als meinen eigenen Wunsch, Frau Baronin. Bitte, wollen Sie Lida noch heute vorbereiten, so rasch als möglich. Nicht wahr, ohne jeden Aufschub?"

„Nun, nun," beruhigte triumphierend die Mala, obwohl sie seiner drängenden Hast gegenüber ihren unerwarteten Erfolg nicht völlig begriff, „welche Glut! — Mir scheint beinahe, Sie blutvoller Romeo, Sie möchten am liebsten schon heute nacht über den Balkon klettern? Aber sagen wir etwa in acht Tagen, dann will ich Ihnen Ihre weiße Veroneserin in der ihr gebührenden Spitzen- und Häubchenwäsche standesgemäß zuführen! Einverstanden?"

Damit schlug ihm die Abenteurerin gnädig auf die Hand und rauschte selbstzufrieden über den großen Gewinn, den sie eben sichergestellt, in das Spielzimmer zurück. Hinter ihr blieb Joachim-Wendelin allein in dem japanischen Salon. Er verschränkte die Hände vor der Stirn und schaute müde und erschöpft zu den matt erleuchteten

Papierlaternen hinauf, bis sich endlich ein leeres, gedankenloses Lächeln auf seinen hageren Zügen malte. Es war ihm, als habe er eben zu einem alle Kräfte übersteigenden Sprung angesetzt, und schließlich sei es doch ein Wirbelwind gewesen, der ihn irgendwohin geschleudert.

So war er ja schon einmal aufgehoben worden, um in eine fremde, schreckliche Gegend entführt zu werden. Wo stand er jetzt?

Plötzlich fuhr er zurück. Aus dem Nebenraum überschritt die Schwelle ein durchsichtiges, bräutlich geschmücktes Geschöpf, ein myrtengekrönter Schleier umwehte die nebelhaft zarten Glieder, und sein vor Entsetzen hämmerndes Herz belehrte den Hinstarrenden, daß ihm die weiße Gestalt ein furchterregendes Gespenst bedeute. Warm aber, wie die Stimme des tröstenden Lebens, streichelte es zu gleicher Zeit an dem Bedrückten vorüber: „O du Nazel, Goldiger!“

Da wendete er das Haupt dorthin, woher die kecke, unverstellte, in Leidenschaft und Sehnsucht bebende Stimme tönte.

9.

Von der Rathausuhr wurde über den holprigen Zirkusplatz heiser und mürrisch die elfte Stunde des Morgens ausgerufen, als ein Diener in der schwarzen Livree des Proraer Fürstenhauses den länglichen, fein duftenden Brief in der Wohnung des Rechtsanwalts Otto Gerber abgab. Prüfend, nachdenklich, ja sogar ein wenig sorgenvoll nahm ihn die alte Frau Justizrat für ihren Sohn in Empfang, und es bedeutete gewiß keinen Zufall, wenn die weißhaarige Dame in der Betrachtung des Grafenwappens mehrfach auf eine sehr bestimmte Weise mit dem Kopf nickte, als ob sie durch den Inhalt des Briefes schwerlich sehr überrascht werden könnte. Kaum aber ließen sich aus dem Nebenzimmer die lauten, knarrenden Tritte ihres Sohnes vernehmen, da schob die Mutter, einer plötzlichen Eingebung folgend, das Kuvert unter die Kaffeedecke.

Herzhaft küßte der Doktor die dargereichten Finger, stieß sein rollendes Lachen aus, um endlich die Reitpeitsche auf den offenen Mahagonisekretär zu werfen. Und doch entdeckte der beobachtende Blick der Mutter, wie das kühne, bärtige Beduinenantlitz noch immer so vergrübelt, unfrei, ja zermartert aussah, wie in all den Wochen vorher! Der Riese jedoch ahnte von dieser Wahrnehmung nichts. Geräuschvoll schob er sich den Fauteuil zurecht, und während er die Beine ausstreckte, kraute er seinem Hund behaglich den Kopf. „Ja, Mutterchen,“ stieß er mit seiner tiefen Stimme hervor, „die Welt ist wahrhaftig nicht wenig durcheinandergeschüttelt. Diese Junkervergnügungen bekommen mir seltsamerweise. Wie sagt der Dichter? ‚Sitz' ich zu Pferde erst, so will ich schwören, ich liebe dich unendlich!‘ Trotz deines sparsamen Zichorienwassers! Na, nun laß aber doch die trübselige Tinktur erst kosten!“

„Es schmeckt sehr gut,“ stellte die alte Frau fest, nachdem sie aus einer mächtigen Porzellankanne eingegossen hatte.

„Vorzüglich,“ sagte der Doktor.

Die beiden tranken und musterten sich dabei über den Tassenrand hinweg. Endlich richtete sich die Justizrätin auf und klopfte mehrfach und wie um Aufmerksamkeit heischend auf den Tisch. „Höre einmal, Otto,“ begann sie langsam und überlegt, „deine Zichorieneinwendung gibt mir zu denken! Nein, ernstlich. Wie wäre es, wenn du die Sorge für deine Pflege jüngeren, vielleicht auch distinguierteren Händen anvertrautest? Darf man vielleicht“ — und sie strich leise über die Stelle, wo der Brief verborgen lag, so daß er knisterte — „erfahren, ob die neue Regierung schon gebildet ist?“

Unruhig rückte der Beduine hin und her, und seine dunklen Augen fingen den prüfenden Blick der alten Dame nicht auf, sondern blieben unsicher an dem großgeblümten Muster des Teppichs hängen. Endlich stürzte er den letzten Rest seines Morgentrunkes hinunter, und während er ganz unvorhergesehen und ohne Grund aufsprang, dehnte er die breite Brust, um schließlich in ein allzu absichtliches Lärmen auszubrechen. „Ja, denk mal Mutter,“ rief er viel zu laut, als daß die Justizrätin nicht unwillkürlich die Stirn verzogen hätte, „was würdest du sagen, wenn ich nach reiflicher Überlegung oder durch die Umstände gezwungen oder auch von einer unabweisbaren Verpflichtung getrieben —“

„Nicht auch Neigung?“ unterbrach die Mutter mahnend und griff nach ihrer Brille.

„Ja, ja gewiß,“ beeiferte sich der Doktor zu vollenden — „Neigung — Erregung — Leidenschaft — es klingt alles sehr unsinnig, sobald man es ausspricht — was würdest du also sagen, wenn ich auch hierin der allgemeinen Respektlosigkeit meine Verbeugung machte, indem ich nach einer sehr hoch hängenden Frucht meine Hand ausstreckte?“

Es klang alles, sehr gegen die Absicht des Sprechers, befangen und verlegen, und die Zuhörerin zeigte sich durchaus nicht so ergriffen, als nach diesem Geständnis vielleicht zu erwarten war. Vielmehr nickte sie recht gelassen, ehe sie vorsichtig, ja ein wenig enttäuscht erwiderte: „Gott, mein Jungchen, was würde ich sagen? Ich würde dir vielleicht zu bedenken geben, wie je nach dem Standpunkt des Beschauers die Pflücker von hochhängenden Früchten oft recht verrenkte und lächerliche Figuren abgeben. Dies richtet sich natürlich nicht gegen dich.“

„Mutter, du weißt eben noch nicht —“

„Eben, woher sollte ich auch wissen? — Aber eins wenigstens habe ich oft einwandfrei beobachtet, daß nämlich hochhängende Früchte dummen Jungen häufig auf die Nase stürzen. Und das tut dann weh. Namentlich in unserer Zeit,“ setzte sie schärfer hinzu, „wo ja viele Leute die Mauern, die solch edles Obst zu schützen pflegen, für abgeschmackt und unerlaubt erklären.“ Damit zog sie, so sanft und abgeklärt wie stets, den Brief unter der Decke hervor, um nun das violette Kuvert zögernd und mit kaum versteckter Teilnahme dem verstummten Reiter zu übergeben. „Hier, Otto, dies hätte ich beinahe vergessen. Eine Nachricht aus dem Schloß. Na, und über das übrige sprechen wir wohl erst wieder, wenn die Früchte reif sind. Nicht wahr? Wir haben ja noch Winter.“ Ruhig lehnte sie sich in das Sofakissen zurück, nahm die Brille ab und richtete von nun an ihre gespannteste Aufmerksamkeit auf den Riesen, der eben vor dem Fenster das Schreiben erbrach. Es mußte sich nur um wenige Zeilen handeln, denn der Doktor schob das Blatt sofort in die Brusttasche, worauf er sich hastig herumwandte, um mit den Fingern gegen die Glasscheiben zu trommeln. Allein sein Verhalten machte trotz der äußerlichen Ruhe doch den Eindruck, als ob er der Beobachterin seinen Anblick entziehen wollte.

(Fortsetzung folgt.)



Junger Buchfink.
Scherenschnitt von Kurt Naujoks.











1. 2. 3. 4. 5.

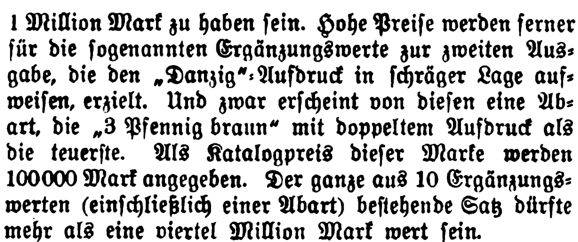
Von links nach rechts: 1. und 2. Württembergische Abschiedsmarke aus dem Jahre 1920. 3. 3-Mark-Marke der Münchener Gewerbeschau 1922. 4. 50-Pfennig-Marke der bayrischen Künstlerserie ohne Aufdruck. 5. Die karminfarbene Danziger Innendienstmarke im Werte von 1 Mark. Die Abbildungen sind mit freundlicher Genehmigung des Verlags C. F. Lücke in Leipzig dem Schaubek-Album entnommen.

Wertvolle deutsche Briefmarken aus neuer Zeit

Von Dr. Frank B. Herschel

Wie die Zeiten, so ändert sich auch das Briefmarkensammeln. Galten im großen ganzen vor dem Kriege die ältesten Briefmarken als die seltensten und damit wertvollsten, so haben heute Briefmarken, die erst wenige Jahre, ja sogar Monate alt sind, solche aus früherer Zeit, die als Rekordbriefmarken, was Wert anbelangt, berühmt waren, an Begehrtheit weitaus übertrumpft. Zahlreiche Länder haben nach dem Kriege Not- und Übergangsbriefmarken herausgegeben, von denen nur eine beschränkte Anzahl auf dem Markte erschienen ist, und die nur geringe Zeit in Kurs waren. Diese werden schon heute zu außerordentlich hohen Preisen gehandelt, zumal, wenn mit Bestimmtheit feststeht, daß nur eine ganz geringe Auflage in Umlauf gesetzt worden ist. Außerdem scheinen bisweilen, vielleicht gar nicht einmal ganz absichtslos, Fehldrucke nach dem Kriege häufiger vorzukommen als früher. Und daß Fehldrucke wesentlich höher bewertet werden als regulär ausgefallene Briefmarken, weiß jeder Sammler. Waren es früher vor allen Dingen die südamerikanischen Staaten, die die meisten Briefmarken hervorbrachten — den Rekord hielt die Dominikanische Republik —, so macht Deutschland, wo in diesen Tagen die tausendste Briefmarke seit 1871 in Umlauf gesetzt wird, den exotischen Ländern jetzt erfolgreich Konkurrenz.

Als größter Schlager unter den Nachkriegsmarken muß eine Marke Danziger Herkunft bezeichnet werden. Es handelt sich um einen Fehldruck der rotschwarzen 5-Mark-Marke der sogenannten Krönungsausgabe (aus dem alten deutschen Germaniasatz), die in Danzig mit dem Aufdruck „Danzig" einige Zeit nach Danzigs Selbständigkeitserklärung in Verkehr gebracht wurde. Bei ihm steht das rote Mittelschild auf dem Kopf, während der Aufdruck „Danzig" die richtige Lage aufweist. Da von diesem Fehldruck nur ein einziger Bogen, = 20 Stück, herausgekommen sein soll, wurde diese im Juni 1920 erschienene Briefmarke von allen Nachkriegsmarken mit Recht als teuerste bewertet. Für ein einziges Stück dieser Gattung wurden bereits $7^1/_2$ Millionen Mark geboten. Recht wertvoll sind auch die sogenannten Danziger Innendienstmarken in den Werten 60 Pfennig lila, 1 Mark karmin und 2 Mark stahlblau, die Ende 1920 gedruckt, aber an den Postschaltern an das Publikum nicht verausgabt wurden. Über den Wert dieser Innendienstmarken gehen die Ansichten weit auseinander; sie dürften aber kaum unter 1 Million Mark zu haben sein. Hohe Preise werden ferner für die sogenannten Ergänzungswerte zur zweiten Ausgabe, die den „Danzig"-Aufdruck in schräger Lage aufweisen, erzielt. Und zwar erscheint von diesen eine Abart, die „3 Pfennig braun" mit doppeltem Aufdruck als die teuerste. Als Katalogpreis dieser Marke werden 100000 Mark angegeben. Der ganze aus 10 Ergänzungswerten (einschließlich einer Abart) bestehende Satz dürfte mehr als eine viertel Million Mark wert sein.



Von den Marken der deutschen Republik, die wir noch vor kurzem an den Postschaltern kaufen konnten, erreichen heute bereits verschiedene Stücke im Briefmarkenhandel hohe Preise, und zwar hauptsächlich infolge vorkommender Abweichungen in dem Wasserzeichen, mit dem die Briefmarken, um sie auf ihre Echtheit prüfen zu können, versehen sind. Die im Mai 1921 herausgebrachten 5- und 10-Pfennig-Briefmarken (Ziffernzeichnung), die das sogenannte Wabenwasserzeichen aufweisen, werden heute bereits mit 480 bzw. 560 Mark bewertet, da die Auflage mit Wabenwasserzeichen an und für sich nur gering war und überdies noch zum großen Teil nach dem Auslande verschoben sein soll. Die 20-Mark-Marke der gleichen Serie, die ein Pferd mit einem pflügenden Landmann zeigt, aber mit dem Rautenwasserzeichen versehen ist, erreicht heute einen Wert von etwa 2500 Mark. Wertvoll sind die 2-Mark- (rosa Unterdruck), 3-Mark- (gelber Unterdruck) und 4-Mark- (hellgrüner Unterdruck) Postmarken, mit Posthornzeichnung und Rautenwasserzeichen, die einen Handelswert von zusammen über 1500 Mark besitzen. Wie schon vor dem Kriege, so sind auch jetzt die Aushilfsbriefmarken, d. h. die Marken mit Aufdruck, besonders gesucht. Auch Deutschland hat nach dem Kriege solche Aushilfsmarken herausgegeben, für die die bekannten Friedensgermaniamarken herhalten mußten. Wir haben eine grüne 1,25-Mark-Briefmarke auf einer ursprünglichen 1-Mark-Briefmarke erlebt, sowie eine braune 1-Mark-Marke mit Aufdruck 1,50 Mark, eine braune 5-Pfennig-Marke mit dem Aufdruck 1,60 Mark, eine hellbraun-lila 2-Mark-Marke, auf die ein 2,50-Mark-Wert aufgedruckt worden ist, Marken zu $1^1/_4$ Mark (rot-lila), zu 75 Pfennig (lila) und nochmals zu 75 Pfennig (lila), mit den Aufdrucken 3 Mark, 5 Mark und 10 Mark. Von diesen erzielte die purpurrote 2,50-Mark-Überdruckmarke einen Preis von etwa 4000 Mark, der höchste, der für eine Nachkriegsmarke des Deutschen Reiches bisher gezahlt worden ist, wenn man von



3-Mark-Marke der bayrischen Künstlerserie ohne Aufdruck.

dem heute im Umlauf befindlichen 5000-Mark-Nennwert absieht und einige wertvollere Abarten nicht in Betracht zieht. Als wertvollste Abart der deutschen Nachkriegsmarke gilt die ungezähnte violett-blaue 80-Pfennig-Germaniamarke, von der nur 100 Stück bekannt sind und die infolgedessen einen Wert von etwa 40 000 Mark repräsentiert. Neben den regulären und den Aushilfsbriefmarken kommen in neuerer Zeit immer häufiger die sogenannten Wohlfahrtsmarken in Aufnahme: Briefmarken, deren Frankaturkraft geringer ist, als der Preis, der für diese Marken an den Schaltern gezahlt werden muß. Der überschießende Betrag kommt dabei regelmäßig irgendeinem wohltätigen Zweck zugute. In Deutschland wurden beispielsweise am 11. Dezember 1922 Wohlfahrtsmarken zugunsten der Alters- und Kinderhilfe ausgegeben, die allerdings nur bis zum 15. Januar Frankaturkraft hatten. Diese haben bereits hohe Preise erzielt. So kosten die 6- und 12-Mark-Marken, die ein weibliches Wesen mit einer großen Blume als Kennzeichen tragen und denen eine Frankaturkraft von 4 und 8 Mark innewohnt, 700 Mark. Noch jünger sind die drei Wohltätigkeitsmarken zugunsten der Rhein- und Ruhrhilfe, die am 15. Februar 1923 in Umlauf gesetzt wurden. Diese sind zugleich Überdruckbriefmarken. Die 100-Mark-Marke stellt einen Überdruck auf eine neue orangefarbene, das Bildnis eines Häuers tragende 5-Mark-Marke dar, die 500-Mark-Marke ist ein Überdruck auf die bekannte braune 25-Mark-Marke mit Schnitterzeichnung, die 1000-Mark-Marke schließlich ist durch Überdruck aus der früheren 20 Mark-Marke mit Pferd (Wabenwasserzeichen) gewonnen worden. Angesichts ihrer Gesamtauflage von nur etwa 1½ Millionen Stück kann mit einem starken Anziehen der Handelspreise dieser Marken gerechnet werden.

Der Volksstaat Bayern bedient sich jetzt, da Bayern der deutschen Reichspostverwaltung angeschlossen worden ist, der allgemeinen deutschen Briefmarken, ist aber im Vorjahre hiervon noch insoweit abgewichen, als anläßlich der Münchener Gewerbeschau sogenannte Gewerbeschaumarken, die das Münchener Kindl im Hochformat zeigen, herausgebracht wurden. Von dieser Serie werden für die 20-Mark- und für die 3-Mark-Marke bereits recht beträchtliche Preise gezahlt, da ihre Auflage verhältnismäßig klein gewesen sein soll. Die 20-Mark-Marke erzielte 2000 Mark, während für die 3-Mark-Marke 700 Mark gezahlt wurden.

Kurz vor dem Übergang der bayrischen Postverwaltung in die deutsche Postverwaltung brachte Bayern noch die sogenannte Künstlerserie heraus, die später mit dem Überdruck „Deutsches Reich“ versehen wurde. Die Marken dieser Ausgabe, die den Überdruck „Deutsches Reich“ nicht aufweisen, sind den Exemplaren mit Aufdruck an Wert wesentlich überlegen. Besonders hohe Preise erzielen die 3-, 4-, 5-, 10- und 20-Mark-Werte, von denen die 4 Mark die begehrteste ist, da nur wenige Bogen dieser Spezies herausgekommen sein sollen und für die der Katalog einen Preis von 4000 Mark angibt. Sie dürfte indes für diesen Preis nirgendwo mehr erhältlich sein. Diese Künstlerserie weist in der 75-Pfennig-Marke, wie auf der oben abgebildeten 50-Pfennig-Marke eine merkwürdige Abart auf. Das Bild stellt einen Sämann dar. Bei genauem Hinschauen erkennt man aber, daß der Sämann auf gewissen Exemplaren des genannten Wertes im Begriffe ist, seine Stiefelsohle zu verlieren. Man hat für diese Spielart schon 300 Mark gezahlt. Die Künstlerserie hat aber auch noch in anderer Beziehung in Sammlerkreisen von sich reden gemacht. Es sind nämlich durch Zufall sieben ungezähnte Werte, von 1 bis 20 Mark, in den Verkehr gebracht worden, die, da der Fehler schnell gemerkt und die weitere Ausgabe verhindert wurde, sofort sehr wertvoll geworden sind. Sie erzielen heute Preise von 320 000 bis 800 000 Mark.

Neben Bayern hat auch Württemberg noch bis zum Jahre 1920 an seinem Vorrecht, eigene Briefmarken herzustellen, festgehalten, obwohl die Selbständigkeit der württembergischen Post schon lange aufgehört hatte. Im März 1920 hat Württemberg die sogenannten Abschiedsmarken herausgebracht: zwei Sätze mit Hirsch- und Städtebildern, die die Werte von 10 Pfennig bis 75 Pfennig, bzw. von 10 Pfennig bis 3 Mark aufweisen. Für beide Sätze werden heute 5000 Mark gezahlt. Weit höher werden Fehldruckmarken dieser Ausgaben bewertet. Die blaue 20-Pfennig-Marke weist einen solchen Fehldruck auf: in dem Worte „Bezirks-Marke“ fehlen bisweilen die Buchstaben „Ma ...“. Dem Besitzer dieser Fehldruckmarke sei gesagt, daß diese allein bereits einen Wert von 6000 Mark repräsentiert.

Für die wertvollen Nachkriegsbriefmarken gilt das alte Wort: Wozu in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah! Mit anderen Worten: man kann sich heutzutage eine überaus hochwertige Briefmarkensammlung anlegen, selbst wenn man sich darauf beschränkt, nur Marken deutscher Herkunft zu sammeln.

Auferstehung

Aus alten, lange schon verschollnen Gräbern,
darüberhin mit dichtem Dorngestrüpp
das Unkraut des Vergessenwerdens wuchert,
— stehn manchmal weiße Wunderblumen auf,
seltsame, blasse, deren Blütenblätter
wie Frauenhände schimmern — blau Geäder
durchwirkt das zarte Fleisch — den tiefen Kelchen
enthaucht ein Duft wie Bajaderenleibern —
nur eine Nacht —. Nur eine Vollmondnacht
währt ihr geheimnisvolles fahles Leben ...

So blühn manchmal aus Ganzverlassensein
und dürrem Dorngestrüppe leerer Jahre
in irgendeiner hellen Vollmondnacht
dir einst geliebter Menschen Seelen auf
und wiegen leuchtend sich ob dem „Verloren!“
Opalne Hände schimmern, blau Geäder
durchwirkt das zarte Fleisch, und ihrem Leibe
enthaucht der Duft von tiefen Blütenkelchen,
die du gepflückt, als sie so seltsam waren,
wie nur die weißen Wunderblumen sind
auf alten, lange schon verschollnen Gräbern...

A. De Nora



Eine Basarstraße im Orient.

Milliardentanz • Von Colin Roß

Colin Roß, der ausgezeichnete Schriftsteller und scharfe Beobachter, hat eine Reise durch Rußland, Ukraine, Transkaukasien, Persien, Buchara und Turkestan unternommen und schildert nun in seiner packenden Art seine Erlebnisse und Wahrnehmungen in einem Buch „Der Weg nach Osten", das im Verlag F. A. Brockhaus erschienen ist (Grundpreis geh. 6.30 Mk., geb. 8.— Mk.). Die Umrisse des kommenden Asiens erstehen vor dem Leser, und dorthin weist er auf Grund seiner Erfahrungen dem deutschen Unternehmungsgeist die Wege. Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus lassen wir hier einen kleinen Abschnitt aus dem wertvollen Werk folgen.

Inmitten des kleinen Teepavillons auf dem Boulevard von Eriwan sitzt man wie auf einer Insel von Licht. Die großen alten Bäume, die ihn umschließen, sind dieselben geblieben all die Jahre. Ihnen haben Krieg und Revolution nichts angehabt, und sie verdecken gütig dem Blick die Verwahrlosung und den Schmutz der dahinterliegenden Straßen.

Dieser Teepavillon ist Abend für Abend übervoll, trotzdem der kleinste Imbiß Millionen kostet: ein Glas Tee 2 Millionen Rubel, ein Stück Kuchen ebensoviel; eine Portion Eis 5 Millionen. Gemessen an den Preisen in der Stadt, ist dies nicht einmal übermäßig. Denn das Pfund Brot kostet 4 bis 5 Millionen, 1 Pfund Kirschen 2 bis 3. Unter 15 bis 20 Millionen erhält man kein Mittagessen, 1 Zitrone kostet 8 Millionen. — Dagegen kann man eine Flasche ausgezeichneten Wein schon für 6 Millionen kaufen, d. h. man muß für die leere Flasche noch einmal 6 Millionen Flaschenpfand zahlen.

Allerdings hat ja Armenien die jämmerlichste Valuta der Welt, und ihr gegenüber ist sogar die russische noch Edelvaluta. Allein das hindert nicht, daß der Teepavillon jeden Abend voll ist von einem eleganten Publikum. Ja: elegant; das ist kein Schreibfehler! Die kleinen Armenierinnen halten etwas auf sich. Sie sind alle in weißen Kleidern, weißen Strümpfen, weißen Schuhen — viele in Seide, alle in Schmuck; alle sorgfältig frisiert und manikürt. Auch ihre Kavaliere sind zum Teil in weißseidenen Jacken. Wirklich, wenn man hier sitzt, vergißt man ganz, in Eriwan zu sein, der Hauptstadt des ärmsten und elendesten Landes, das nur fremde Hilfe vor dem Verhungern bewahrt.

In der breiten Allee flaniert zu den Klängen der Kapelle ein nicht weniger elegantes Publikum, flirtend, blickewerfend und poussierend. Unermüdlich spielen die Musikanten, und die Kellnerinnen können gar nicht soviel Kuchen und Eis herbeibringen, wie die Gäste verlangen.

Vielleicht ist heute das Getriebe noch besonders groß, weil ein Dekret der Regierung verkündete, daß von heute ab das armenische Geld dreifachen Wert hat. Jeder Besitzer der schmutzigen Scheine, von denen man Stöße benötigt, um den kleinsten Einkauf zu machen, hat also von heute sein Vermögen verdreifacht.

Ja, es ist kein Scherz! Man dekretiert, das Geld hat den dreifachen Wert. Und um zu beweisen, daß dies kein Scherz, gibt die Staatsbank Gold um ein Drittel des bisherigen Preises ab.

Natürlich heißt das Sturm auf die Bank. Ich war heute früh dort, nicht um Gold zu kaufen, sondern um Devisen einzuwechseln. Vor dem Tore drängten sich Haufen einlaßheischender Menschen. Allein die Türen waren gesperrt, und Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett standen davor. Nur durch ein Empfehlungsschreiben des Auswärtigen Amtes kam ich hinein.

Drinnen vor den Kassen der gleiche Ansturm der Glücklichen, die durch Zufall oder Energie oder Bestechung in das Goldparadies hineingelangt sind. Auf den ersten Blick möchte man meinen, in einem Postpaketamt zu sein,

denn die Leute vor den Schaltern haben alle große Pakete mit oder Säcke. Und aus Säcken und Paketen holen sie die verschnürten, buntbedruckten Papierbündel, um sie gegen gleißende Goldstücke einzutauschen. Noch wilder drängt man sich hier. Gold um ein Drittel des Preises! Diese unwahrscheinliche Laune des Glücks will man nicht verpassen. Vorwärtsdrängen und Vorwärtsstoßen mit den Ellenbogen; denn lange kann der Segen ja nicht währen.

Andere Staaten suchen durch schwere finanzielle Opfer ihre Valuta zu heben. Armenien, ausgerechnet Armenien, dekretiert einen höheren Wert und schenkt seinen Untertanen Milliarden! Allerdings nur einigen wenigen Bevorzugten, denen, die rechtzeitig Wind von den neuen Maßnahmen erhielten, die Stöße Papiergeldes zur Verfügung hatten, den Spekulanten und Wucherern, die heute nirgends in der Welt solche Gewinnchancen haben wie im Sowjetstaat. Man brauchte sich nur die Gesichter derer anzusehen, die sich vor den Kassen drängten.

Ein paar Dämchen, die keinen Platz finden und sich neben meinen Tisch drängen, lassen mich aufsehen. Dabei fällt mein Blick zum ersten Male auf eine Reihe Gestalten, nein, Gespenster, die sich um den Pavillon drehen. Ich erschrecke, ich habe wieder Fieber. Den ganzen Tag bin ich mit schwerem Fieber in meinem Quartier gelegen, in dem schmutzigen, verwanzten und verlausten Raum, den mir das Auswärtige Amt angewiesen. Als ich mich beklagte, sagte der liebenswürdige Beamte, sie hätten keinen anderen und ich würde in ganz Eriwan kaum eine ungezieferfreie Wohnung finden. Ich glaube, das war keine Ausrede, und er hat nicht übertrieben. Ich habe ein paar Wohnungen gesehen. Die meisten eleganten Kavaliere und Dämchen, die hier sitzen, hausen nicht anders.

Gegen Abend wurde ich fieberfrei und ging unter die Bäume des Boulevards, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Aber nun muß das Fieber wieder eingesetzt haben. Das, was sich um den Zaun drängt, müssen Phantasiegebilde, kann nicht Wirklichkeit sein.

Schmutzstarrende, gierige, schwarze, knochige Hände bewegen sich aus dem Dunkel in das Licht des Pavillons. Gekrümmte Hände, sich öffnende und schließende, sprechende Hände, bittende, flehende. Verelendete Arme strecken sich empor, wie die der verdammten Seelen aus dem Fegefeuer. Die Gesichter liegen im Schatten, sie tauchen nur ab und zu im Lichte auf, Masken des Hungers und des Todes.

Wann werde ich das Fieber los! Ich muß es doch loswerden, ich muß doch weiter nach Turkestan, ins heißeste Zentralasien.

Phantome des Fiebers! Gleich werden sie verschwinden und anderen Platz machen, vielleicht glühenden Feuerbränden, die mir um den Kopf wirbeln. Doch nein, sie bleiben, all die schwarzen, knochigen, sich krümmenden Hände, sie bleiben um mich. Und da faßt eine nach mir, zupft bittend an meinem Rock.

Ich falle in die Wirklichkeit, wie man im Traum in bodenlosen Abgrund fällt. Diese Hände des Grauens sind Wirklichkeit. Im Handumdrehen habe ich mein Kleingeld verteilt. Die Hände verschwinden, aber neue strecken sich aus, langen durch die Stäbe des Geländers. Ich drehe mich um, ich kann sie nicht mehr sehen, und da bin ich wieder mitten im Licht, auf unserer Insel, die auf dem Elendsmeere schwimmt. Welch vergnügte, frohe Gesichter! Geschäft, Milliardentanz.

Milliardentanz! Der Starke, der Unbedenkliche, der Gewissenlose holt sich seinen Teil. Nur um sich stoßen, nur oben bleiben! Heute regnet es Geld, fällt mühelos in den Schoß. Nur die rechte Witterung haben!

Wie flott die Musikanten spielen! Da, die Schwarze mit dem Lockenkopf und dem aparten Halsschmuck wiegt den Takt mit. Sie blickt von der Glücksinsel hinunter in das Gespenstermeer, gar nicht erschreckt, nein, sie lacht, amüsiert sich über irgendeinen komischen Krüppel.

Es geht nichts über reinliche Scheidung. Wer Geld hat, gehört hier oben hinauf; wer keines hat, hinunter in den Sumpf. Es wagt sich auch keiner hinauf, denn ein robust aussehender Mann in weißer Jacke sorgt dafür, daß die hier oben nicht gestört werden.

Aber nun wird er fortgerufen, zum Büfett, und zwei Krüppel wagen sich doch hinauf. Einbeinig humpeln sie. Sie kommen nur bis an den ersten Tisch, da ist der Mann mit der weißen Jacke schon zur Stelle. Eilig, schuldbewußt, humpeln sie die Treppe wieder hinunter.

Wie flott die Musik spielt! Man könnte ganz vergnügt werden und alles Elend in der Welt vergessen. Ach nein, man vergißt es ja auch wirklich, man stumpft so ab, wenn man es täglich vor Augen hat. Und man hat ja selber soviel durchgemacht die letzten Jahre. Nie war Menschenleben so billig wie Brombeeren. Wie sagte jener Polizeikommissar, der gebeten wurde, nach einem verlorenen Kinde forschen zu lassen: „Wir suchen nicht einmal nach einem verlorengegangenen Stück Großvieh, wie sollten wir nach einem Kinde ...!“

Die Dame mit dem schwarzen Lockenkopf lacht in den Höllenbreugel da unten hinein, lacht einem verelendeten Jungen zu, der unter ihren aufmunternden Blicken nach den Klängen der Kapelle zu tanzen anhebt. Vielleicht wirft die freundliche Dame ihm ein paar Brosamen dafür hinunter.

Es ist wirklich eine freundliche Dame, und ein anderer Junge, ein Bengel von kaum sechs Jahren, faßt sich ein Herz und huscht rasch auf die Terrasse. Ohne ein Wort zu sagen, stellt er sich vor der Dame auf und streckt seine Hand aus. Es wäre eigentlich eine süße, kleine Kinderhand, hätten Not und Hunger sie nicht zu einer schmutzigen Schale des Grauens gemacht. Er sagt kein Wort, hält nur seine Hand hin und lächelt das junge Mädchen an, aber es ist ein grauenhaft verzerrtes, in sein Gegenteil verzerrtes Lächeln.

Nein, so hatte die Dame es nicht gemeint. Sie wendet sich ab, sagt ein Scheltwort. Aber der Junge bleibt stehen, hält die Hand ausgestreckt und schaut sie mit dem gleichen grauenhaften Lächeln an.

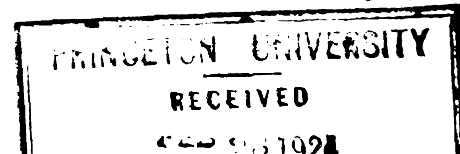
„Geh, mach', daß du fortkommst!“ Der Kavalier des jungen Mädchens hebt den Stock. Aber sie hat doch ein gutes Herz. Sie nimmt einen Löffel voll Eis und leert ihn in die kleine Schmutzpfote. Der Junge sieht sie entgeistert an. Wie viele Abende steht er nicht schon vor der Terrasse und starrt hinauf und träumt den unwahrscheinlichen Traum, einmal von dem süßen Eis schlecken zu dürfen, und nun hält er es kaltbrennend in der Hand. Wie ein Wiesel will er damit fort. Da hat ihn schon der in der weißen Jacke gesehen. Ein Fußtritt trifft ihn. Er fällt der Länge nach hin. Doch seinen Schatz hält er unversehrt in der ausgestreckten Hand.

Ich sehe ihm nach. Am Fuße der Treppe sitzt ein noch jüngerer Knabe, vielleicht sein Bruder oder sein Freund. Dem bringt er die köstliche Leckerei, läßt sie ihm aus seiner Hand schlecken.

Glückselig leckt der Kleine von dem Eise, aber nur die Hälfte. Dann weist er die Hand ab; den Rest muß der Große essen. Und der schleckt und leckt, bis die kleine Schmutzpfote fast rein ist.

Jetzt sitzen beide still nebeneinander, einer dicht neben den andern geschmiegt, und auf beiden Gesichtern liegt der Ausdruck grenzenlosen Glückes.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 34



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Der Juni-Preis für das Universum

beträgt 1050 Mark für die Doppelnummer (2100 Mark für den Monat). Bei diesem niedrigst berechneten Preise bleibt das Universum eine der reichhaltigsten und abwechslungsreichsten Zeitschriften. — Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß die Einsendungen zu unserem Roman-Preisausschreiben bis 1. Juli hier vorliegen müssen.

Leipzig, Ende Mai 1923.

Verlag und Schriftleitung von Reclams Universum.



Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.







Die Unbegreifliche

ROMAN VON

Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben war in Heft 28/29 bekanntgegeben. Neu hinzukommende Abonnenten erhalten gegen Einsendung von 200 Mark die vorangehenden Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdrucke portofrei zugesandt.



5. FORTSETZUNG

Ja, wie denkt sich diese Sylva von Bubenhofen das nun eigentlich? überlegte Gradner, während er die Seestraße entlang nach Salò wanderte. Glaubt sie wirklich, daß Lützelschwab dem Fräulein von Bubenhofen nicht nur die Hotelrechnung stundet, sondern auch bereit ist, dem Imre gegen Quittung ein paar tausend Lire auszuhändigen? Ist sie wirklich so naiv? Oder ist sie eine ganz raffinierte Hochstaplerin, die auch einem gewiegten Hotelier Sand in die Augen zu streuen wagt? Lützelschwab wird sich wohl kaum durch den Troß von Zofe und Diener täuschen lassen! Vielleicht ist dieser Imre der eigentliche Leiter des Schwindelunternehmens, und Sylva ist nur sein Opfer. Armes Mädchen! Sylva hat manchmal so traurige Augen. Und manchmal wieder sitzt ihr der Schalk im Nacken. Und dann wieder ist sie „unbeschreiblich furchtbar vornehm". Entweder ist sie ein ahnungsloser Engel — oder sie ist schon durch so viel Hände gegangen, daß sie bei jeder Bewegung zu berechnen weiß, wie man Männer fesselt.

Sie ist klug, begann er nach ein paar Minuten die Erörterung von einem anderen Gesichtspunkt aus anzugreifen. In diesem kleinen, schwächlichen Körper herrscht ein überragender Geist! Ich werde das Gefühl nicht los, daß sie mich viel besser durchschaut als ich sie. Und deshalb — könnte ich sie lieben. Auch wenn sie krank ist. Ich könnte sie lieben wie Margot, nein noch mehr. So, wie ich noch kein Weib liebte. Es muß wunderbar sein, ein schönes Weib lieben zu dürfen, das den Mann auch mit der Seele beherrscht. In dem Augenblicke, in dem sie mir zeigt, daß sie Verständnis für meine eigentümliche Lage besitzt, werde ich ihr zu Füßen stürzen.

Er lächelte vor sich hin. So weit sind wir noch lange nicht, Theodor! Nein, meine gute Sylva, so unglücklich wirst du mich nicht machen wollen. Du bist auch weder eine Spionin, noch hast du eine Ahnung von der Notwendigkeit meiner gefährlichen Arbeit. Du kokettierst nur mit einem deiner überraschenden Einfälle! Wie Prisco die Brinkmanns als Sprungbrett benutzt, so willst du mich wahrscheinlich benutzen, um zu besser fließenden Geldquellen zu gelangen. Nach Gardone verirrt sich kein Menschenkind, das „nur Seele" ist. Du willst Geld oder — billige Schmeichelei! Ich soll mir den Vollbart abnehmen lassen, ich soll dir die Hand küssen. Nein! So gefährlich kannst du weder meinem Körper noch meiner Seele werden.

Froh schwang Gradner seinen eisenbeschlagenen Wanderstab. Die träumerische Stimmung des vorgestrigen Abends am Kamin war endgültig getilgt. Und Beethoven wollte er auch nie wieder an diese kleine Sylva verschwenden.

Am Nachmittage des folgenden Tages erhob sich an der Eingangstür zu Gradners Wohnung Lärm. Peudilett schien sich mit einem Besucher nicht verständigen zu können. Er sprach immer lauter, anscheinend in der Absicht, dadurch seinen Herrn herbeizuziehen.

Gradner stellte schnell das Herbarium, in dem er arbeitete, hinter eine Bücherreihe der Tracagnischen Bibliothek. Dann eilte er Peudilett zu Hilfe.

An der Eingangspforte stand Imre, der Diener Sylvas v. Bubenhofen. Er redete in einer unverständlichen Sprache begütigend auf den Kleinen ein, der sich ihm auf die Stiefel gestellt hatte und wie eine Klette an ihm hing.

„Persönlich zu übergeben," sagte Imre in etwas gebrochenem Deutsch zu Gradner, indem er ihm einen Brief hinhielt. Und da Gradner gewohnheitsmäßig in die Tasche griff, um ein Trinkgeld hervorzusuchen, zog er sich fast fluchtartig mit einer Dienerverbeugung zurück.

„So ein Barbar," wetterte Peudilett ihm hinter der geschlossenen Türe nach. „Versteht nicht Italienisch und spricht auch nicht Deutsch! Und trägt einen Bart genau wie der Signore — ist das denn erlaubt?"

Gradner hielt den mit einem schmalen Trauerrand versehenen Brief unschlüssig in den Händen. Er war peinlich davon berührt, daß diese Fremde ihm nun gar noch den Diener ins Haus schickte. Wahrscheinlich hatte sie von Lützelschwab kein Geld erhalten. Und da er auch gestern nicht zum Tee erschienen war, wurde sie jetzt dringlicher.

Als er aber die Adresse las, mußte er doch lächeln. Das war ja der reinste Steckbrief! „An Herrn Gradner in Salò. Er trägt einen Vollbart und spricht Italienisch. Und manchmal trägt er auch eine Botanisiertrommel. Zu finden ist er wahrscheinlich in einer Rosenlaube, wo man sehr glücklich sein kann. Wohnen tut er aber in dem Palazzo Tre cani, oder so ähnlich, das wird der Imre schon herausfinden."

„Ein verteufeltes Mädchen," sagte Gradner anerkennend, während er den Brief entfaltete. Dann überflog er erst mal flüchtig die Zeilen, ob vielleicht schon die Summe genannt sei, die sie so dringend gebrauchte. „Lieber Freund! Also zunächst mal: so viel Italienisch kann ich schon, daß ich weiß, Tre cani heißt drei Hunde. Und das ist kein Palazzoname. Aber das hilft nun alles nichts, denn mehr als den Klang hat mein Kopf nicht behalten. Und der kleine Junge vom Nebenbalkon wünscht sich doch so unbeschreiblich furchtbar eine Mundharmonika. Es muß aber eine ganz richtige wie für große Leute sein und sehr viel Lärm machen. Der Herr Sanitätsrat war jedoch heute da und hat mich sofort ins Bettchen gesteckt. Und die Babette und der Imre wissen weder, wie solch wundervolles Lärminstrument auf italienisch heißt, noch wo man's kauft. Bei Oelsner gibt es so vernünftige Sachen nicht, dort hat Babette gefragt. Und nun seien Sie bitte sehr lieb und besorgen Sie mir die Kinderseligkeit ganz schnell in Salò. Ja? Danke, danke! Sylva."

„Ein verteufeltes Mädchen," wiederholte Gradner kopfschüttelnd. Er betrachtete aufmerksam und mit Kennerschaft die Schriftzüge, ohne dabei sich durch den Sinn der Worte beeinflussen zu lassen. „Überkultiviert, teils

weltfremd, teils mehr wissend als andere," sagte er vor sich hin. „Keine Spur von Sinnlichkeit, dafür leidenschaftliche Neigungen auf anderen Gebieten. Stark musikalisch, sehr feinfühlend für kosmische Zusammenhänge. Zaghaft in Alltäglichkeiten, aber Löwenmut bei großen Anlässen. Viel umschwärmt und begehrt; eine große Liebe vor längerer Zeit überstanden . . .

Genug, genug," rief er laut lachend aus. „Das ist ja Einbildung, das kann man niemals aus einer Schriftprobe herauslesen! Und doch" — er überflog nochmals die Zeilen — „auch das mit der Liebe könnte stimmen. Man will nie recht daran glauben, und doch ist gerade das Liebesleben am bestimmtesten zu erkennen, weil alle Menschen den gleichen Stempel ihrer tiefstgehenden Erlebnisse in die Schrift übernehmen. Übrigens: ein wenig herrschsüchtig scheint sie zu sein; jedenfalls ist sie gewohnt, daß ihr bedingungslos gehorcht wird.

Was nun?" fragte er sich. Er konnte das Briefchen mit seinem zutraulichen und kinderlieben Inhalt ja nicht ohne Antwort lassen.

Er beschloß, den Zufall walten zu lassen. Fand er in Salò wider alles Erwarten eine Mundharmonika, dann hatte das Schicksal sich für eine Fortsetzung der Beziehungen zwischen ihm und Sylva entschieden.

Ohne es sich selbst eingestehen zu wollen, versuchte er allerdings, dem Zufall die angenehmsten Möglichkeiten zu bieten. Von der Porta del Carmine bis zur Piazza Vittorio Emanuele bemühte er sich eifrigst, in irgendeinem Laden die „Kinderseligkeit" zu entdecken. Als er fast schon die Hoffnung aufgegeben hatte und ernstlich in Erwägung zog, morgen das Lärminstrument durch einen Matrosen in Riva besorgen zu lassen, fand er eine über alles Erwarten großartige Mundharmonika in einem Sattlerwarengeschäft.

Die Besitzerin des Ladens setzte ihm sofort mit Lebhaftigkeit lang und breit auseinander, daß dies wohl das einzige derartige Instrument am ganzen Gardasee sei. Freilich: in Riva würde man vielleicht auch nicht vergebens danach fragen! Salò sei jedoch rückständig, sehr rückständig. Nur sie wisse immer einen seltenen Gegenstand ins Schaufenster zu legen, der die Augen der Käufer anziehe. Ob der Herr keine Peitsche brauche? In Sattlerwaren bestehe ja ihr Hauptgeschäft! Das sei ganz natürlich; denn auf der Piazza Vittorio Emanuele würde den ganzen Tag lang Pferdehandel betrieben, und sobald mal ein Riemen oder ein Gurt, ein Zügel oder ein Zaum fehle, setze man gern die Witwe Lapi in Nahrung, deren solide Ware bis nach Gavardo und bis hinunter nach Desenzano berühmt sei.

Gradner hörte nur halb hin und blickte öfter zur Piazza hinaus, wo gerade ein auffallend schöner Rappe im Trab vorgeführt wurde. Er wußte, daß er den Redeschwall der Witwe Lapi nicht unterbrechen durfte, solange sie es für gut befand, ihn über ihr altrenommiertes Geschäft zu unterrichten. Das hätte als unhöflich, als „fremd" gegolten. Nur wenn er sich der Landessitte gemäß benahm, wurde ihm die Mundharmonika zum billigen „einheimischen" Preise berechnet.

Durch ein gelegentliches „Oh, wie recht handeln Sie", gab er seinen Beifall für die geschäftlichen Grundsätze der Witwe Lapi kund. Seine Gedanken weilten jedoch bei Sylva. Nun hatte der Zufall entschieden! Um fünf Uhr würde er mit der Mundharmonika im Grand Hotel erscheinen. Ob sie sich wohl freuen würde? Ihre Augen konnten zeitweilig etwas so ungemein Herzliches haben . . .

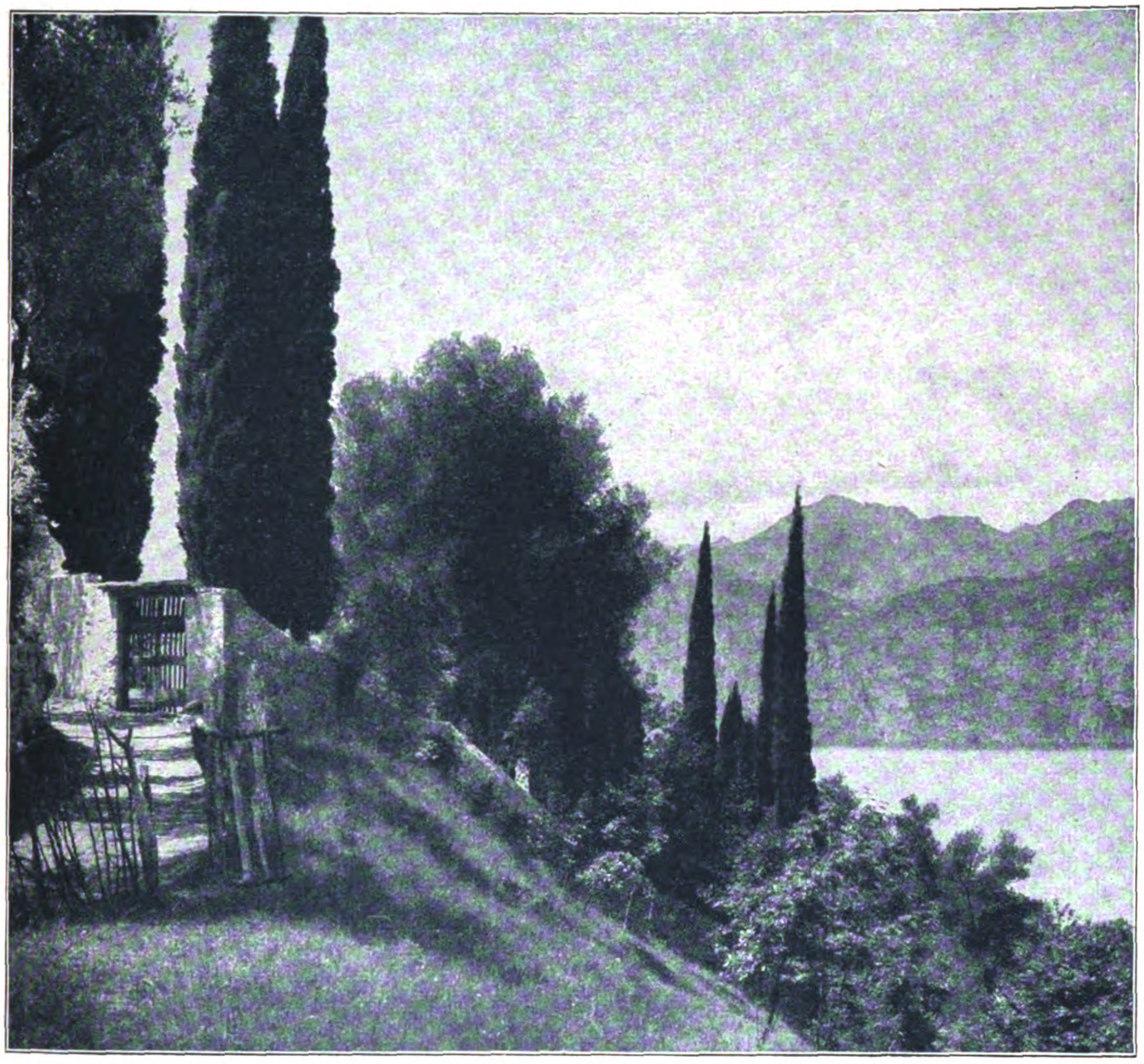
„Sehen Sie dort den Conte Prisco?" fragte jetzt die Witwe Lapi. „Der gehört auch zu meiner hochangesehenen Kundschaft! Kein Wunder, denn er versteht viel von allem, was mit Pferden zusammenhängt. Und er lobt stets meine Ware. Freilich, mit dem Bezahlen geht es ja manchmal etwas sehr langsam; den Sattel, den ich ihm besorgen mußte, weil es nur ein echt englischer Sattel sein durfte, hat er erst nach zwei Jahren bezahlt. Aber das weiß man ja: solch vornehme Herren haben nicht immer das nötige Kleingeld einstecken. Oder die Saison ist schlecht und die reichen deutschen Damen lassen auf sich warten. Als Geschäftsfrau muß man Geduld haben können. Meine Geduld hat jedoch auch mal ein Ende! Und da habe ich ihn denn auf Zahlung verklagt. Den nächsten Tag ist er mit einer großen, fetten Signora bei mir vorgefahren und hat mir erzählt, es sei nicht seine Schuld, denn diese Signora habe ihm den englischen Sattel geschenkt. Wer's glaubt! So dumm bin ich nicht. Denn zwei Jahre lang hält sich der Herr Graf nicht bei einer einzigen Signora auf. Dieser Verführer, den des Teufels Großmutter einst in der Hölle plagen wird! Die fette Deutsche hat aber nichts verstanden, denn das einzige italienische Wort, das sie kannte, war ‚Carlo'. Und während sie mir die Hundertlirescheine hinzählte, hat sie fünfmal aufgeblickt und jedesmal ‚Carlo' hingehaucht. Die deutschen Damen sind ja ganz verrückt in ihn. Wie wenn die ewige Seligkeit darin bestände, daß man ‚Carlo' zu diesem Verbrecher sagen darf!" Die Wertschätzung der Persönlichkeit wechselte anscheinend blitzschnell bei der Witwe Lapi; je nachdem, ob sie den Wert ihrer hochachtbaren Kundschaft rühmen mußte oder mehr ihren eigenen Gefühlen Ausdruck gab.

„Sehen Sie dort dieses arme, blasse Gimpelchen, das er sich jetzt wieder eingefangen hat," sagte sie aufgeregt und zornig, indem sie auf die gegenüberliegende Seite der Piazza zeigte. Dort hielt Priscos Dogcart. Er selbst stand mit Annemarie Rohden unter einer der Platanen und redete eifrig auf das Mädchen ein, indem er wiederholt auf die prachtvollen Gänge des vorgeführten Rappen zeigte.

Gradner hatte zuerst geglaubt, er würde in dem Gimpelchen Mabel Brinkmann entdecken. Dann entsann er sich dunkel dieses Gesichts vom Dampfer her. „Schon wieder eine andere!" sagte er erstaunt. „Das geht schnell bei ihm. Diese deutsche Signora ist ja erst vor ein paar Tagen in Maderno angekommen."

„Es ist keine Deutsche!" Die Witwe Lapi triumphierte ob ihres besseren Wissens. „Es ist eine Russin aus der Villa Elena in Maderno. Oh, man hört hier auch allerlei, mein Herr! Mein Bruder ist nicht umsonst Kellner auf dem ‚Angelo Emo'. Und schlau hat's der Conte Prisco diesmal angefangen, ganz schlau! Erst hat er sich an zwei Damen aus dem Grand Hotel Gardone herangemacht. Da sind aber die Eltern dabeigewesen. Um den Abend nicht zu verlieren, ist er mit dem blassen Gimpelchen in der berühmten Tratoria Stella polare erschienen, die der Herr gewiß auch kennt. Dort war ich am Abend beim besten Bardolino, den man am ganzen Gardasee zu trinken bekommt. Erst hat er seinen Wagen warten lassen wollen, dann hat er ihn aber nach Hause geschickt. Für mich ehrbare Frau ist's nicht lustig gewesen, mit ansehen zu müssen, wie dieser schändliche Graf die beiden Mädchen übertölpelt hat. Denn eine Freundin ist auch noch dabeigewesen, eine gesunde, kleine Dicke. Auf die hat er's zuerst abgesehen gehabt, dann hat er aber wohl herausbekommen, daß die arme Kranke mehr Geld hat und . . ." Die Witwe Lapi faßte plötzlich in der Erregung Gradners Arm: „Sehen Sie," rief sie begeistert aus, „es ist diesem entzückenden Grafen wieder mal gelungen! Sehen Sie nur: das Gimpelchen holt die Brieftasche heraus und kauft ihm das teuerste Pferd, das die Fratelli Grigio jemals im Stalle gehabt haben. Sie zahlt es! Sie ruiniert sich für einen so verworfenen Men-





Bei Malcesine am Gardasee.

schen! Aber was ist denn? Was fehlt denn noch? Maria und Joseph: sie kommen jetzt zu mir und beehren mein Geschäft! Ja, der Herr Graf Prisco weiß stets die Waren der Witwe Lapi zu würdigen, er ist der beste Kenner, oh, er ist ein Edelmann, den man gern in seinen Laden eintreten sieht! So, bitte, mein Herr, hier ist die Mundharmonika, bitte, nur zwei Lire, damit der Herr recht oft mein Geschäft beehrt!"

Gradner mußte an sich halten, als er in der Tür mit Prisco zusammentraf. „Betrüger," sagte er laut auf deutsch; vielleicht verstand ihn die Russin.

Prisco lächelte verbindlich. „Ja, Sie sind ein Betrüger," antwortete er gleichfalls in deutscher Sprache. Und zu der Witwe Lapi gewandt, fuhr er italienisch fort: „Diesem Barbarossa sollte man mal ein Messer zwischen die Rippen rennen! Er beschimpft uns Italiener, und ich habe doch selbst gesehen, wie er sich auf dem ‚Angelo Emo' an die reichste deutsche Dame sofort mit seinem Vollbart herangeschlichen hat. Oh, ich habe meine Augen überall! Und ich habe auch gehört, was diese Dame in Maderno über mich gesagt hat! Der Deutsche soll sich vor mir hüten."

Die Witwe Lapi kam schimpfend hinter ihrem Ladentische hervor. „Wer wagt es hier in meinem Geschäft den Grafen Prisco zu belästigen?" rief sie entrüstet aus. „Ich werde sofort die Karabinieri benachrichtigen lassen, Herr Graf; man wird diesen unverschämten Deutschen in Ketten fortführen!"

Gradner wandte sich wortlos ab. Mehr hatte er nicht tun können, als die arme Kranke mit einem Worte zu warnen. Auf offenen Streit mit den Italienern durfte er es nicht ankommen lassen, er mußte jedes Aufsehen vermeiden. Vielleicht verfehlte die Warnung doch nicht ihren Zweck, sobald bei dem verliebten Mädchen die ersten Zweifel über Priscos Ehrlichkeit auftauchten.

Dieser Prisco! Gradner dachte über ihn nach, während er nach Gardone wanderte. Die Drohung mit dem Messer war nicht ernst zu nehmen; das gehörte zu den Redensarten dieser Sorte Menschen. Viel unangenehmer war, daß er mit seinen Luchsaugen schon auf Sylva v. Bubenhofen aufmerksam geworden war, und daß er sogar mit einem Schein von Berechtigung ihn auf der Fährte einer reichen Deutschen glaubte.

Sylva — und reich! Gradner lachte auf. Wenn Prisco ahnte, daß dieser Goldfisch nicht mal mehr die zwei Lire hatte, um eine Mundharmonika kaufen zu können!

☆

In Gardone angekommen, wurde Gradner durch einen sonderbaren Einfall bestimmt, im Vorbeigehen ins Warenhaus Oelsner einzutreten. Hatte ihm Sylva nicht erzählt,

daß es dort gewesen sei, wo sie plötzlich das Fehlen des Geldes bemerkt habe? Sicher konnte er von dem stets im Laden anwesenden Herrn Oelsner erfahren, um welche Summe es sich eigentlich gehandelt habe. Das ließ dann gleich einen Rückschluß zu, in welcher Höhe das Fräulein v. Bubenhofen seine Mittel in Anspruch nehmen würde.

Oelsner schüttelte auf Befragen zunächst den Kopf. Nein, ein Fräulein v. Bubenhofen war ihm nicht bekannt, hatte auch weder bei ihm gekauft noch Kredit verlangt.

Als Gradner jedoch die kleine Gestalt, die dunklen Augen und die so merkwürdig feine Stimme schilderte, sagte Oelsner auflachend: „Menschenskind, Sie meinen doch nicht etwa die Durchlaucht? Das soll mal einer ahnen, wenn Sie von ihr wie von unserem Kindermädchen sprechen!" Es war eine Oelsnersche Spezialität, stets und bei den unmöglichsten Gelegenheiten die Rede auf das Kindermädchen zu bringen, das man sich jetzt bei den guten Saisons leisten konnte.

„Nein, eine Durchlaucht kommt nicht in Betracht," erklärte Gradner.

Oelsner war seiner Sache jetzt jedoch sicher. „Sie werden mich doch nicht die Titel kennen lehren wollen," meinte er geringschätzig, „natürlich ist die Prinzessin v. Bubenhofen eine Durchlaucht! Sie hat neulich einen ganzen Schwung unnützes Zeug bei mir zusammengekauft, und ich habe nicht schlecht von hinten und vorne gedurchlauchtet, sobald ich erst heraus hatte, wes Geistes Kind sie ist. Diese Gesellschaft hat eine niederträchtige Art, einem so ganz von oben herab zu sagen: ‚Lassen Sie's im Grand Hotel für Prinzessin v. Bubenhofen abgeben' — gleich beim ersten Stück, damit man Bescheid weiß und Distanz hält! Wie wenn sie befürchten müßte, sonst im nächsten Augenblick von mir zum Frühstück mit Portwein eingeladen zu werden — dämliches Frauenzimmer! So klein sie ist, so hoch trägt sie ihre Nase."

Gradner runzelte die Stirn. Wenn hier keine Verwechslung vorlag, dann konnte er an dem Hochstaplertum Sylvas nicht mehr zweifeln; dann hatte sie sich hier als Prinzessin ausgegeben, um Kredit zu bekommen.

„Hat sie denn bezahlt?" fragte er.

Oelsner lächelte überlegen. „Färschtlichkeiten bezahlen nie, Sie Unschuldsengel! Ich kann froh sein, wenn ich vor der Abreise gnädigst einen Scheck herübergeschickt bekomme. Oder wenn man mir so en paravent mitteilt, daß die Berappungsarie von Deutschland aus durch das fürstliche Rentamt gesungen wird. Ja, da staunen Sie, was?"

„Ich staune allerdings — über Sie!" sagte Gradner. „Woher wollen Sie denn wissen, daß die Durchlaucht echt ist? Wenn es sich nun gar nicht um eine Prinzessin, sondern um eine Betrügerin handelt?"

Oelsner klopfte ihm väterlich auf die Schulter. „Das lassen Sie meine Sorge sein! Höchstwahrscheinlich ist die Kleine eine Betrügerin. Aber ich werde doch nicht so dumm sein, mir wegen der lumpigen paar Kröten das Geschäft zu verderben. Ich pfeife auf die Echtheit! Wer zu mir als Färscht kommt und sich nicht ganz als Prolete benimmt, dem glaube ich besinnungslos die Durchlaucht. Die Verluste an solchen zweifelhaften Persönlichkeiten sind die einzige Propaganda, die ich mir für mein Geschäft gestatte. Ich sage Ihnen: das macht sich hundertfältig bezahlt! Die Kleine mag eine Hochstaplerin sein. Warum soll sie's nicht sein? Aber sie versteht ihr Geschäft, das hatte ich gleich in der ersten Minute weg. Der Sanitätsrat, der Portier, der Friseur — jeder von uns ausgesiebten Gardonesern wird ihr die Durchlaucht genau so gern glauben wie ich. Und nun passen Sie mal auf..." Oelsner trat an eine dicke, mit Einkauf von Strümpfen beschäftigte Dame heran: „Gnädige Frau finden nicht das Richtige? Hier, ich empfehle Ihnen diesen rosa Ringel. Letzte Mode!" Er senkte die Stimme zu vertraulichem Geflüster. „Ihre Durchlaucht die Prinzessin v. Bubenhofen aus dem Grand Hotel kaufte gestern ein ganzes Dutzend von dem gleichen Muster."

Augenzwinkernd kehrte er zu Gradner zurück. „Sehen Sie, da habe ich sofort einen alten Ladenhüter verkauft! Und so geht es durchs ganze Haus. Was meinen Sie wohl, was meine Frau oben in der Schneiderei aus der kleinen Bubenhofen für Kapital schlägt! Jede Dame bekommt unentwegt den Vers zugeflüstert: ‚Ihre Durchlaucht die Prinzessin v. Bubenhofen hat fast den gleichen Stoff gewählt wie gnädige Frau.' Für mich ist jetzt die Hauptsache, daß diese famose Durchlaucht keine Anfängerin ist und ängstlich wegen der paar hundert Lire mein Geschäft meidet. Aber das ist sie nicht! Dafür hat sie viel zu sinnlos allen Dreck zusammengekauft. Das tun solche Durchlauchten aus Gefälligkeit gegen uns; wer ans Bezahlen denken muß, kehrt sich den Teufel dran, ob er uns gefällig sein kann. Oder sie ist meschugge; das kommt bei echten Färschtens zuweilen vor, und da muß man nur bald herausbekommen, ob sie unter Kuratel gestellt ist. Solche diskrete Erkundigungen nimmt der Sanitätsrat in die Hand. Verzeihen Sie einen Augenblick..., womit kann ich dienen, Frau Konsistorialrätin? Einen Sonnenschirm? Ich empfehle ihnen hier diesen grünen Schirm. Nein, er ist bestimmt nicht aus der Mode! Ganz im Vertrauen kann ich Ihnen verraten, daß gestern die Durchlaucht v. Bubenhofen genau den gleichen Schirm wählte!"

„Ach," sagte die Frau Konsistorialrat erfreut, „die Prinzessin wohnt im Zimmer neben uns!" Sie setzte eine wichtige Miene auf. „Uralter Adel! Reichsunmittelbar oder wie man das nennt. Reist mit Diener und Kammerzofe; nur den Koch hat sie zu Hause gelassen. Leider ist sie ja wohl krank" — sie deutete auf die Brust —, „man muß vorsichtig sein, besonders mit Kindern, und dann ist sie auch katholisch! Da verbietet sich bei der Stellung meines Mannes ein Verkehr von selbst."

Gradner verließ langsam und nachdenklich den Laden. Hatte es für ihn noch Zweck, Sylva zu besuchen? Er lächelte vor sich hin: vielleicht doch! Die Kleine, wie sie Oelsner nannte, verstand ja anscheinend ihr Geschäft. Verteufelt apart war sie auch. Und für nächste Woche waren die Offiziere aus Malcesine zum „Bajazzo" in Salò angesagt. Da konnte diese Sylva Vorspann leisten. Möglich, daß es dann glückte, in ihrer Gesellschaft gänzlich unauffällig das kleine Inselfort bei Malcesine zu besuchen. Das Motorboot konnte in der Nähe Havarie erleiden. Die Italiener würden einer ihnen schon bekannten Dame gegenüber keinesfalls mißtrauisch sein. Bei Sylvas Gewandtheit war sogar zu erhoffen, daß man alle Vorschriften vergaß. Und der österreichische Kollege würde Augen machen, wenn ihm plötzlich die Besorgung des Fortplanes als nicht mehr nötig gemeldet wurde. Das Betonen seines schwierigen Namens Powidell brachte ihn ja doch keinen Schritt weiter: die Italiener verstanden nichts von Politik und vom Völkermischmasch; ihnen galt der Powidell stets als Österreicher, als Feind. Der Weiber mußte man sich bedienen — der Weiber!

Und die Seele; Sylvas Seele?

Gradner strich diesen flüchtig auftauchenden Gedanken mit einer leichten Handbewegung von der Stirn. Solche Weiber wie Sylva hatten überhaupt keine Seele! Es gab immer nur Männer, die bei Beethoven und beim Kaminfeuer davon träumten, daß die Natur das Wunderspiel geschaffen haben könnte, nach Millionen von Versuchen in einem schönen Körper Geist, Herz — und Seele zu vereinen.

(Fortsetzung folgt.)



In der Bauernstube. Gemälde von Wilhelm Leibl. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Wilhelm Leibl als Maler und Mensch

Von Dr. Georg Jacob Wolf (Hierzu vier Abbildungen)

An Geld lag Leibl gar nichts. Er schenkte gern, hatte dem Mammon gegenüber ein völlig überlegenes Verhalten, und das nicht etwa angenommen oder anerzogen, sondern ganz absolut, ganz aus sich selbst. Man hat Leibl einmal das derbe Wort in den Mund gelegt: „Wenn ich nur min Kunst hab und zu fressen." Das klingt etwas absichtlich, aber es hat die starke Wahrscheinlichkeit für sich, daß Leibl so dachte, wenn er auch, der unter seiner rauhen Oberfläche ein Mann feinsten Empfindens und beherrschter Zurückhaltung war, seinen Gedanken nicht gerade in diese drastische Form gekleidet haben wird.

Julius Mayr glaubt, Leibl habe Graßlfing verlassen, weil ihm Ort, Landschaft und Menschen keine künstlerischen Anregungen mehr geboten hätten. Das ist in dieser absoluten Form nicht zutreffend. Ihn, der der äußeren Anregung so wenig bedurfte angesichts seines unerschöpflichen inneren Reichtums an Form, an Problemen, an malerischen Vorstellungen und Aufgaben, die er sich gestellt, hätte Graßlfing, dessen motivliche Möglichkeiten er übrigens noch lange nicht ausgenützt hatte, wohl auf Jahre hinaus mit malerischem Stoff versehen. Wenn Leibl gleichwohl, nach einem wenig glücklichen Winter im ersten Frühjahr 1875 wieder aufs Land übersiedelnd, nicht mehr nach Graßlfing ging, sondern das stille Unterschondorf am Ammersee vorzog, so sprachen dafür andere Gründe. Er besaß gute Empfehlungen an den Schloßherrn v. Greifenberg bei Unterschondorf, an Freiherrn Max v. Perfall und an dessen kunstbegeisterten Sohn Anton v. Perfall; beide gedachte er zu porträtieren, beide waren auch Jäger und hatten Leibl ihr Jagdgebiet zur Verfügung gestellt, besonders bot sich ihm Gelegenheit zur Wasserjagd, für die er als ausgezeichneter Flugschütze besonderes Interesse zeigte. Auch der Segelsport machte ihm viel Freude. Er hatte Gelegenheit, einen kleinen Kutter, der in Unterschondorf ankerte, zu erwerben und damit seine Seglerlust zu stillen: oft furchte er mit seinem Boot die Fluten des damals noch so stillen Gewässers, bei Sonne und Sturm war er draußen, und eine dieser stürmischen Fahrten ist auch im Bild festgehalten worden: Hirth du Frênes hatte eine Segelpartie mit Leibl und Sperl unternommen und aus dem Gedächtnis in einer vortrefflichen Ölskizze, die in der Kunsthalle in Karlsruhe hängt, festgehalten: Leibl

als Bootsführer, Sperl als Passagier.

Die Jagd, der Segelsport, die Betätigung als Athlet: das alles spielt im Leben Leibls eine Rolle durch Jahrzehnte hindurch, so daß man sich unwillkürlich fragen muß, ob der Künstler ein Sportsmann im modernen Sinn war und ob dieses Sportsmanntum sich in seiner Kunst auswirkt. Die Antwort wird ein entschiedenes Nein sein müssen. Die Sportgesinnung Leibls und der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit sind derart, daß er mit dem zeitgenössischen Rekord-Sportwesen nicht in Zusammenhang gebracht werden kann. Leibl hat Reiten, Jagen, Segeln oder die massiveren und primitiveren Kraftbetätigungen, wie etwa das „Fingerhakeln", immer nur aus Kraftüberschuß geübt, es war ihm nie Hauptsache, nie Lebensinhalt, so wichtig und lieb es ihm war. Auch uns, die wir Leibl als Mensch noch erlebten, die wir noch die vielen Anekdoten, die von seinen Kraftstücken in den Münchner Ateliers umlaufen oder umliefen, kennen, steht bei Aufruf seines Namens doch ausschließlich die künstlerische Persönlichkeit, nie der Kraftmensch vor Augen, wenn wir uns auch gern daran erinnern, daß er in der Wurzhütte am Spitzingsee die stärksten Holzknechte über den Tisch herüberhakelte, bis schließlich der Tisch in Trümmer krachte; weiter, daß er in Graßlfing die wildesten Remonten mit dem Schenkeldruck dressierte, daß er in Sturm und Wetter sein Boot regierte und mit seiner Kugel im Schlittergraben im Wendelsteingebiet den Gemsbock aus 350 Schritt Entfernung von der Wand herunterholte. Das paßt gut zum männlichen Bild dieses Künstlers, dessen Gemälde als Ausfluß seines persönlichen Wesens ganz von der Kraft einer starken Persönlichkeit durchdrungen sind; aber es würde allein den Mann und sein Wesen nicht erschöpfen.



Selbstbildnis Wilhelm Leibls. Federzeichnung.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

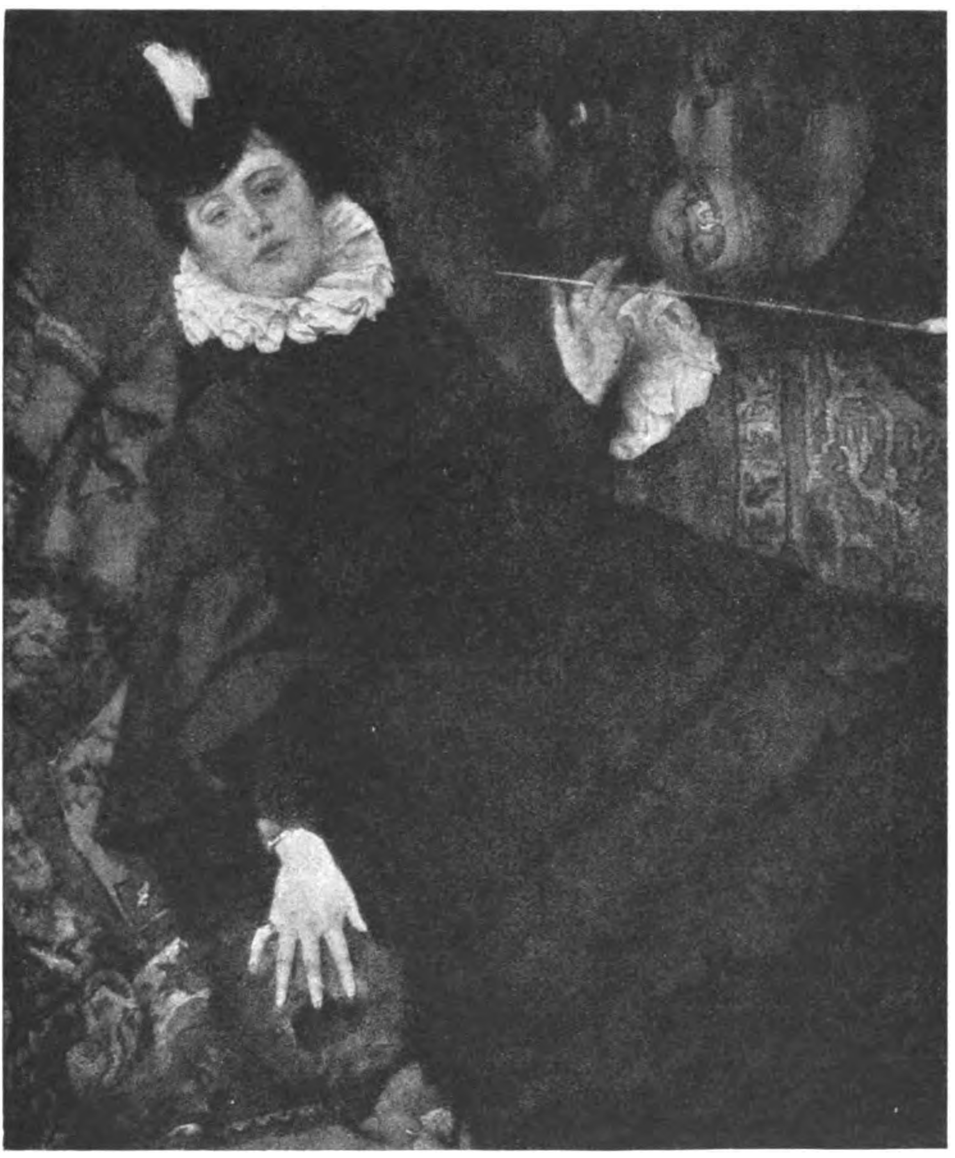
In Unterschondorf wohnte Leibl im Häuschen des Fischers Bandl, in zwei kleinen Stuben. Anton v. Perfall hat „Erinnerungen" an die Unterschondorfer Zeit Leibls niedergeschrieben. Da liest man: „In der Stube rechts, da lag nichts als Netze und Angelzeug, und es roch stark nach Fischen. In der Stube links — ein ungemachtes, grobes Bett, ein mit bunten Heiligen bemalter Schrank, ein Paar riesige Wasserstiefel willkürlich am Boden. Schon wollte ich die Tür wieder schließen, da fiel mein Blick auf einen massiven Tisch. — Also doch! — Was da nicht alles lag! Verschossene und geladene Patronen, ausgeschüttetes Pulver, Schrote, massive Porzellanpfeifen, Mallumpen, Pinsel, Ölfläschchen, ein Ladestock und eine Palette. Jetzt gewahrte ich auch an der Wand einige umgekehrte, rahmenlose Bilder, bestaubte Rollen auf dem bunten Kasten." Dieser genialische und doch so gar nicht prätentiöse Wirrwarr von Kunst und Sport paßt gut zum stürmischen Jungmännertum des Dreißigjährigen. Er war kein Stubenhocker, kein niedlicher Kirschbaum-Biedermeier. Er mußte sich draußen umtreiben, und er gefiel sich auch im Wirtshaus, wo er seinen Schatz hatte und gelegentlich mit den Burschen raufte, daß darüber der mächtige Kachelofen in die Brüche ging. Da roch es nach See und Tabak, da schäumte der Krug, den die Resl brachte, da saßen die Fischer und erzählten, und da fand Leibl die Modelle für sein ansprechendstes Unterschondorfer Bild, das später auf den Namen „Ungleiches Paar" getauft wurde: ein alter Fischer mit einem verwitterten, stoppelhaarigen, verkniffenen Gesicht, aus dem eine eigene Spielart von Ver-



Wilhelm Leibl: Zwei Frauenhände.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

schmitztheit heraus-lächelt, und das blitzsaubere, rundliche und rosige Mädchen mit dem Paar Funkelaugen, Leibls „Liebe".

Außer dem ungleichen Paar entstanden in Unterschondorf an Hauptwerken „Der Spargroschen", „Die Dorfpolitiker", „Der Jäger" (Ant. v. Perfall) und das Porträt des Freiherrn Max v. Perfall.



Die Kokotte. Gemälde von Wilhelm Leibl. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„Die Dorfpolitiker" nennt man das Bild, das fünf Bauern — einer, der mit der Schürze, ist der Wirt — in enger Stube zusammengedrängt zeigt, Männer, die interessiert auf ein Blatt Papier blicken. Man hat früher geglaubt, es sei eine Zeitung, und der eine lese daraus eine wichtige Nachricht vor. Daher die natürlich nicht von Leibl, sondern von einem Kunsthändler oder Verleger stammende Betitelung des Bildes. Leibl selbst teilte mit, daß es sich nicht um eine Zeitung, sondern um einen Kataster handle. Wer je Einblick genommen hat in die Psyche eines Bauernmenschen, der weiß, daß eine Grundstücksfrage ihn um unzählige Grade mehr angeht und beschäftigt als eine politische Nachricht oder Meinung, und er versteht, daß die Gespanntheit und Aufmerksamkeit der fünf Männer um dessentwillen viel begreiflicher ist. Fischer, der Wirt und zwei Bauern dienten Leibl als Modelle; der Fischer Bandl, Leibls Hausherr, ist auch dabei. Unter unsäglichen Mühsalen, in langer, schwerer Arbeit, entstand das Bild. Darüber Perfall: „Es war eine finstere, niedere, enge Stube, die Gesellen füllten den ganzen Raum. Leibl hatte seine Staffelei dicht vor der Tür... Es war Winter, das Schneelicht fiel von zwei Seiten durch die Fenster, kaum größer als Schießscharten, über die Gruppe. Ich begriff oft nicht, wie er auf seiner Tafel etwas unterscheiden konnte. Noch nie sah ich ihn so arbeiten. Er sprach kein Wort. Seine männlichen Züge waren stets in voller Spannung, die derbe Schmiedefaust führte mit bewundernswerter Zartheit den feinen Pinsel. Er malte nicht eine Figur nach der anderen und komponierte dann: die ganze Gesellschaft mußte von Anfang bis zu Ende jedes in seiner Stellung bleiben. Ich kann mich noch erinnern, wie entzückt er z. B. über den zarten Lichtschein war, der sich um die schwarze Zipfelmütze des mit dem Rücken halb dem Beschauer zugekehrten Bauern wob. Diese drolligen Bemerkungen aus seinem Munde! Und dann wieder eine sklavische Willfährigkeit der Leute, als ob sie dunkel ahnten, daß es sich hier um Großes handle. Diese originellen Urteile in den Pausen, die Leibl provozierte. ‚Aber so wüaschi, wie du's nur grad so mal'n magscht!' — ‚Grod moana könnt'st, du warst es wirkli.' Das freute ihn, da lachte er. Dann auf einen Wink mit der Hand wieder Totenstille. Jeder fiel in seine Rolle zurück, nur der auf seinen Stock sich stützte, benutzte seine bequeme Stellung und fing manchmal zu schnarchen an..."

☆

Dieser Abschnitt, den wir nebst den Abbildungen mit Genehmigung des Verlags F. Bruckmann in München dem Werk „Leibl und sein Kreis" von Dr. Georg Jacob Wolf entnehmen, gibt ein besseres Bild der lebendigen Darstellungsgabe des Verfassers, als jede Besprechung dies vermag. Dr. Wolf erweist sich als ein gründlicher Kenner der Kunst des Leibl-Kreises, dessen Schaffen den Höhepunkt der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts darstellt. Auf gleicher Höhe wie der Inhalt steht auch die Ausstattung des reichillustrierten Werks.

Röslein auf der Heiden

Von Dr. L. Franck-Braunschweig

Wo strahlte uns der Juni heller, freudiger und lieblicher an, als in den morgenschönen Heckenrosen! Tragen ihre Blüten nicht, wie der Monat selbst, Frühling und Sommer in sich vereint! Maisilber leuchtet noch voll aus der inneren Schale der Blumenkrone, wie sehr sie auch sonst schon das sommerliche Rot überhaucht, und ein jungfräulich-zarter Duft entströmt dem Blütengrund, den zahlreiche Staubfäden, um die Griffel geschart, mit Sonnengold füllen.

An den Rainen, die von Heckenrosen geschmückt sind, können wir nicht leichten Schrittes vorüber. So hat die Oker zwischen Vienenburg und Schladen aus Harzsteinen und Bergschotter ein weites Steinfeld hingelagert, das eine seltsame, von den Wellen ausgesäte Flora mit bunten Farben, besonders mit Lila und Blau, übermalt hat. Das linke Ufer begrenzt eine hohe Böschung, und dieser schützende Hang ist in seiner ganzen Länge von Akazie, Hornbaum, Holunder und — von Heckenrosen bewachsen. Ein herrlicher Blick, wenn man mit der Bahn im Juni dort vorüberfährt, noch genußreicher, wenn man zu Fuß den weiten Uferhang umpilgert.

Nicht daß uns die minnigliche Pracht der Blüten allein anzöge, die wie Sterne verzauberten Morgenrots über den Hecken aufleuchten, das hochwölbige Buschwerk selbst bietet der fesselnden Wunder genug. Wieviel Jahre hat es bedurft, um sich aus kleinen Trieben, aus ärmlichen Schossen zu solch rankenden Buschgewölben aufzubauen! Wir knien nieder und schauen in die Innenräume der Hecke hinein. Jahr um Jahr mußten die jungen Loden, die fast senkrecht aus den ersten hervorsproßten und nur wenig Blüten zeugten, im Herbste wieder verkümmern und samt den paar Hagebutten sich wie tote Reiser nach der Erde senken. Doch neue, kräftigere kamen wieder aus diesen hervor, wölbten sich über die Verstorbenen, trieben zwischen ihnen durch, machten den Unterbau tragfester, wölbiger, undurchdringlicher. Immer mehr Blüten erwachten in den folgenden Junimonden, immer mehr schwärmte das Fliegenvolk drum herum, immer neue Sänger jubilierten aus dem schirmenden Buschwerk, immer höher, länger und weiter wölbten die Frühlingszweige über die vorjährigen, bis nach 20 und 30 Jahren die Hecke so voll und dicht geworden, daß uns wie von selbst das Märchen vom „Dornröschen" daraus hervorwächst.

Machen wir nur einen Versuch, als Freier zu der verzauberten Königstochter vorzudringen, und wir hängen wie jene im Gewirr der Stämme, Zweige und Stacheln unerbittlich fest. Ja selbst eine Blüte zu brechen ist nicht möglich, ohne sich dabei zu verletzen!

Und doch können wir nicht umhin, solch allerliebstes Sonnenkind, welches nachts die Augen schließt, um von Sonne zu träumen, dann und wann zu pflücken.

„Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden,
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden,
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden."

Und von den Gedanken dieses Liedes bewegt, gehen wir anders an den Morgenschönen vorüber. Zur Freude gesellt sich Nachdenken, zur Bewunderung wehmütige Erinnerung. In den Blütengesichtlein schimmern Wermutstropfen, in die lichte Gläubigkeit scheint Enttäuschung und Weh geträufelt.

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter,
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Und der Liebe Leid und Wehe, es klingt immer leise mit an, wenn wir die Heckenröslein blühen sehen, wenn uns ihre treuherzigen Augen so harmlos anlachen, wenn ihre Blüten so schnell dahin sind. Und das Seesenheimer Idyll, Friederikens Liebe, sie blüht uns immer und immer wieder mit den Heidenröslein auf; ihr Leid ergreift uns wie ein eigenes, mögen wir nun als Mädchen ihrer, vielleicht beschämt, gedenken oder in Seelenqualen verstrickt sein wie der Dichter, der dies Lied gesungen.

Und wieder singt ein wandernder Gesell, der zur Sommerzeit an euch vorüber muß:

„Es war ein Knab' gezogen
Wohl in die Welt hinaus,
Und ob ihm sein Schatz auch gewogen,
Das Glück, das Glück war aus.
Und er wanderte weit in der Sommerzeit,
Wo am Walde die Heckenrosen blühn."

Ihr Heckenrosen, ihr wilden Rosen, wie seid ihr der Liebling des Volkes, der wandernden Gesellen, wieviel habt ihr gar vor der Edelrose voraus, der Königin der Blumen!

Zwar nicht so bewundert, mit den Augen bestaunt, von Händen gekost, voll Entzücken umatmet, auch nicht, wie sie, in Gärten gehegt, in Vasen zu glanzvollen Festen geladen — seid ihr doch von jeher der Wanderer Willkommen, die Freude der Jäger, des fahrenden Volkes. Eure Geradheit und Schlichtheit haben es ihnen angetan, eure Sonnenliebe, das unentwegte Hoffen.

Und das kann euch der anderen Blütenpracht niemals verdunkeln, auch ihr berauschender Duft nicht vergessen machen. Und geschähe es auch — seid ihr in all den Schönen und Schönsten, von der Schneeweißen über alle Farben bis zur Schwarzroten nicht durch sie selbst schon gefeiert und mitgepriesen!

Aus eurem Stamm gingen doch alle hervor, aus eurer Wurzel trinken sie Leben, ihr war't und seid noch die Mutter, die Urmutter der Königin der Blumen.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 35



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



An der holländischen Küste. Nach einem Gemälde von **H. Wölfert.**

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

FORTSETZUNG

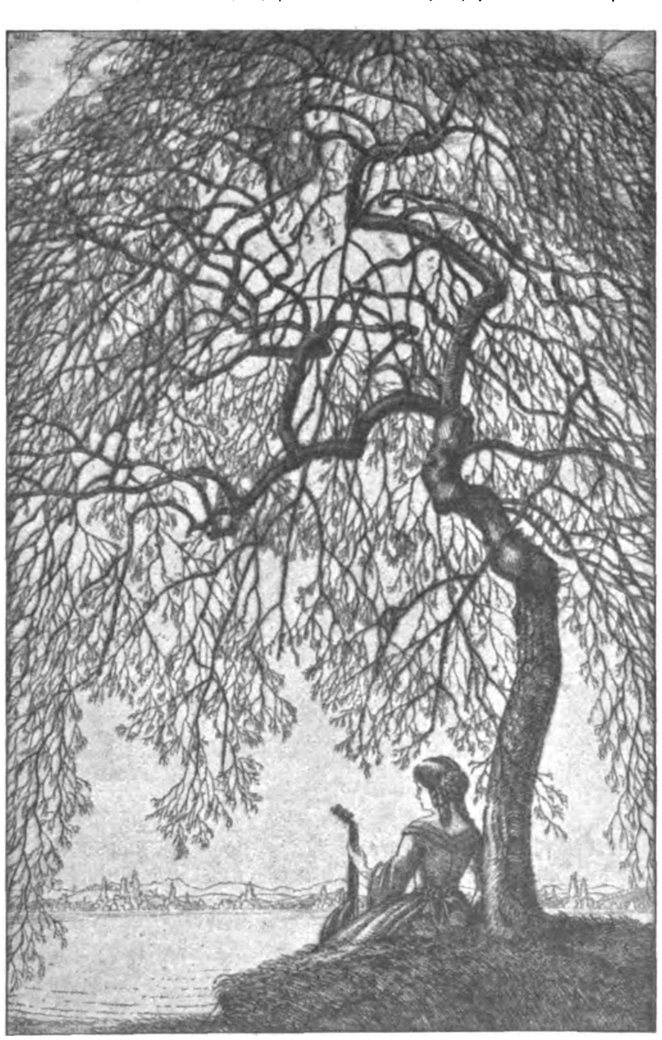
„Nun, Otto," fragte die Justizrätin nach einer Weile des Harrens, „etwas Angenehmes?"

„Hm —" der Beduine räusperte sich, aber seine Stimme tönte heiser und dumpf, als er möglichst gleichgültig erwiderte, „die Gräfin Kottum hat sich mit ihrem Gatten versöhnt!"

Da regte sich die alte Frau und klopfte wieder sehr bestimmt auf den Tisch. „Nun, mein Junge," stellte sie fest, „das ist doch etwas Gutes! Dahin hättest du doch eigentlich streben müssen!"

„Ja — ja, gewiß," entgegnete der Doktor, der sich ihr jetzt zugekehrt hatte. Das dunkle, gebräunte Antlitz war von einer Blutwelle übergossen, als ob er sich vor dieser alten, treuherzigen Frau schäme. Bald tastete er nach der Reitpeitsche, bald schob er sie wieder von sich, bis er die Gerte endlich von neuem an sich riß, um nun rasch mit niedergeschlagenen Augen und grußlos zur Tür zu schreiten. Alles klirrte in dem schmalen Stübchen von seinen heftigen Bewegungen. Indes noch unter der niedrigen weißen Einfassung wandte sich die breitbrüstige Gestalt, und es sah fast aus, als kämpfe sie mit sich, ob sie nicht zurückeilen solle, um die alte Dame dort auf dem Sofa fest in die Arme zu pressen. Im nächsten Augenblick jedoch war der Reiter verschwunden, und als sich jetzt die Mutter eilfertig hinter die Gardinen des Fensters barg, da entdeckte sie den Hünen, wie er wuchtig über den Zirkusplatz eilte. Nur das Haupt hielt er angestrengt auf die Brust gesenkt. Er nahm den Weg zum Schloß.

„Ja, mein Junge," redete die Mutter mitleidig hinter ihm her, „lauf du nur zu ihr. Diesen Prozeß wirst du gottlob nicht gewinnen. Denn sieh, du törichtes Kind, Männervorrechte konntet ihr Neuerer wohl brechen, Weiberansprüche dagegen, du liebe Güte, mögen sie nun auf Schönheit oder Geburt begründet sein — niemals. Dazu halten wir Frauen ja viel zu fest an unserem uralten Pakt mit der Natur. Ach ja, Ottochen, vielleicht lernst du bei der Gelegenheit auch, wie ihr sogenannten Neuerer das Allerälteste oft nicht kennt. Das wird dir gewiß sehr wohl tun! Lauf nur!"



Frühlingsweben Nach einer Radierung von Hubert Wilm.

Der stolze, breitbrüstige Mensch, der sich äußerlich so wild und selbstherrlich gebärdete, er lief wirklich, als ob er etwas Flüchtendes einholen müßte. Für andere war sein sichtender Verstand in die unzugänglichsten Gebiete eingedrungen, in den wunderlichen Gassen der Seelenstadt, die er mit geräuschlosen Händen heimlich und verschwiegen nur für sich als einzigen Bürger erbaut hatte, dort wandelte er sicher durch die verschlungensten Krümmungen, aber dafür rannte er sich hier in der kleinen, dummen, schläfrigen Gemeinde Prora sofort die Stirn an der ersten grauen, harten Ecke ein, hinter der ein leichtsinniges, kaltherziges Weib ihm schmiegsam und vielleicht hohnlächelnd entschlüpfte. Und sein Stolz krümmte sich unter der Vorstellung, daß er nur ein Spielzeug gewesen, neugierig erfaßt und wieder fortgeworfen.

Heftiger beschleunigte er seine Schritte, bald hatte er die öffentliche Promenade verlassen, und durchmaß nun laufend die breiten, schnurgeraden Alleen des Schloßparkes. Dicht vor dem im römischen Tempelstil errichteten Stallgebäude wieherte der bereits gesattelte schwedische Braune der Gräfin, und der Heraneilende erkannte zwischen den Läufen des Tieres die zierlichen, blinkenden Stulpstiefel der jungen Frau; sie schien auf einen der Stallknechte zu warten, damit er sie in den Sattel hebe.

Ohne weiteres Besinnen drängte sich Otto Gerber an die Flanke des Braunen. Als der starke Mann die Nähe der feinen, biegsamen Glieder witterte, die sich ihm schon einmal so willig und unbedingt unterworfen, da stieg es in dem großen, gutgläubigen Knaben heiß und zornig auf, daß ihm hier ein nie wieder gutzumachendes Unrecht zugefügt wäre.

Aber auch um Sonjas schmale Schultern lief ein Zittern. Dann sagte sie rasch und glatt: „Jetzt verachten Sie mich, lieber Freund. Und — bei Gott — Sie tun recht daran!"

„Sie haben also ein bloßes Spiel mit mir getrieben?" fragte der Doktor rauh und ohne sich seiner Gefährtin weiter zu nähern.

Sonja zuckte die Achseln und bettete ihre Stirn gegen das Fell des Pferdes: „Weiß ich denn das?" murmelte

sie, und es klang wie aufrichtige Klage, „Spiel ist doch alles um uns herum. Was haben wir weiter gelernt? Ach, manchmal meine ich ja aber, es sei das eigentlich eure Schuld, daß wir nicht ernsthafter und gütiger gegen unsere Mitmenschen verfahren. Und Sie sehen ja, keine noch so bedeutenden Umwälzungen können uns von unserer ererbten Kultur trennen. Die Seele des Volkes aber, das wissen wir trotzdem ganz genau, die Volksseele mit ihrer Sehnsucht nach schöpferischer Arbeit und strenger Vervollkommnung, die sitzt anderswo."

In diesem Augenblick lief ihr Reitknecht hinzu, und die Gräfin schwang sich über seine verschränkten Hände in den Sattel. „Guten Morgen, Herr Doktor," beurlaubte sie sich jetzt ganz frei, „und eine schöne Empfehlung an Ihre Frau Mutter!"

Damit senkte sie leicht die Gerte vor dem Zurückbleibenden, und die feine, zartgliedrige Gestalt, die doch schon einmal berauscht in den Armen des Riesen gelegen, entschwand hinter den grauen, feuchten Buchenstämmen. Leise und lockend wiegte sich der schöne Körper im Sattel.

Mächtigen Schrittes wandelte der Verleugnete durch die Alleen. Vor einer knorrigen Astbank, die einsam unter einer kahlen Blutbuche Moos ansetzte, machte er halt. Voll zufahrenden Ingrimms streckte er hier den hohen Stiefel auf den Sitz. und nun hob er die Reitpeitsche und brach sie über dem Knie mitten auseinander.

„So wird es denn fortan unsere Aufgabe sein," sagte er laut, „den Körper mit seiner Seele zu vereinen." Eine Hand legte sich auf die Schulter des Entrückten. Hinter ihm stand der Ignotus, und der blasse, vergrämte Fürstensohn stammelte im Innersten gepackt.

„Ja, mein lieber Doktor, wer das könnte, der wird der Retter des einzelnen und der Nothelfer des ganzen Volkes sein."

✡

Zwei riesenhafte, rotbrandige, bluttriefende Augen stachen zuweilen durch den nächtlichen Nebel hindurch, der sich über die Insel wälzte, und das dumpfe Poltern der Waggons überdröhnte ein nie abbrechendes Klingeln der Lokomotivglocke.

Wohin die Fahrt?

Diese letzte Frage aller Erdenpilger legte sich unaufhörlich auch der Passagier vor, der mutterseelenallein auf der Polsterbank des Abteils ausgestreckt lag, um nun erstaunt, verblüfft über seine eigene Gegenwart in die blauverhängte Lichtglocke hinaufzustarren.

Woher kam er?

Er kam nicht, er ging nicht, er flüchtete. Das gestand sich Joachim-Wendelin, da er sich über seine Existenz keiner Täuschung mehr hingab, ohne jede Beschönigung ein. Sein Schicksal schnellte ihn in demselben Moment aus den polierten Gängen des Schlosses hinweg, wo er die Treppen zur Kartenlegerin Rosse unter den Tritten von Unheilbringern stöhnen hörte.

Dort wohnte ja auch — —! Ach, wie leicht konnte das gutmütige, leichtlebige Geschöpf in seiner Ahnungslosigkeit mit in den blutroten Strudel gerissen werden!

Eilte er deshalb zu ihr? Bezwungen von der sprudelnden Frische dieser vor Sinnenfreude und Lebenslust schwellenden Natur? Oder trieb es ihn nur so gewaltig an, die gärende, unruhige Menge, in deren Gemeinschaft er lange genug beheimatet gewesen, vor Torheit und Zügellosigkeit zu bewahren?

Vergraben, abermals verschüttet unter der lastenden Decke seiner letzten Erlebnisse, bettete der Hingestreckte beide Hände über die Augen, und nun wand er sich hin und her, als könnte er die Wucht und den Druck durch einen kräftigen Stoß sprengen. Er floh vor der blutlosen, ätherischen Nüchternheit einer bleichsüchtigen Mädchenneigung. die vor lauter Zartheit und furchtsamem Anstand vor ihrem eigenen Geschlecht erbebte. Er, ein Irrender, der Vergessenheit suchte, Rausch, Seligkeit, nachdem er doch einmal kennengelernt, wie rückhaltlos, treuherzig und voll jauchzender Begeisterung das Volk in seinen Tiefen Liebe empfand und austeilte.

„Oh, daß du nur da bist, du Nazel! Nur da sein sollst du halt. Alles andere geht mi nix an!" — — —

Voll nachwirkender Beklemmung rief er sich zurück, wie er erst vor wenigen Tagen einmal überrascht in das schmale, rosa gemalte Zimmer seiner Braut getreten war. Lida hatte seine Annäherung überhört. Versunken weilte das blasse Wesen vor mehreren Stühlen, denn auf den Lehnen und Sitzen lag ihr Brautstaat ausgebreitet, das weiße Atlasgewand und der lange Schleier, holländisch zu einer Kappe zusammengerafft. Das Mädchen hatte die Hände vor der unentwickelten Brust gekreuzt, und ihr blondes Haupt senkte sich immer tiefer, da sie von bangen, bedrückenden Gedanken umgeben zu sein schien.

Da wurden die Hände des Bräutigams von einer unsichtbaren Macht gleichfalls nach dem schillernden Stoff gezwungen. Ein liebes Wort drängte sich ihm auf die Lippen, ohne rechte Absicht hob er die rieselnde Hülle in die Höhe, und von dem gutmütigen Wunsch beseelt, seiner Verlobten eine Huldigung darzubringen, drückte er einen leichten Kuß auf das bedeutungsvolle Kleid. Aber siehe da — plötzlich belebten sich unter seinen Händen die knisternden Falten, die Formen rundeten sich. unter dem Rock welch schwellendes Spiel? Beschämt schleuderte er das Gewand zurück, allein bereits waren seine Sinne berückt, leuchtende Nixenaugen senkten sich gar zu herausfordernd in die seinen, und der üppige Mund der Anna Znaim wölbte sich seinem Begehren lockend entgegen, während ihre übermütige Stimme selbstgefällig dazu sprach: „Gelt, die Anna ist kein solch kalter Stock? An der stößt man sich nicht die Rippen wund. Weißt, das schmucke Kleid könnt' mir schon gefallen. Auch ohne Pfarrer und Altar."

Da packte den in eine andere Welt Entglittenen die ganze zurückgedämmte Sehnsucht. Unter einem trunkenen Schrei stürzte er in die Knie, um stürmische, irre Liebkosungen an das weiße Atlasgewebe zu verschwenden.

Ja, jetzt fühlte er wieder. wie üppig die knospende Fülle sein konnte, die sich unter einem unverkünstelten Jauchzen zum Geschenk darreichte.

Weshalb war er aus jenem unverdorbenen Nährboden ausgerissen worden?

Als er sich wieder aufrichtete, sah er seine Braut blaß und verstört an der Wand lehnen. Schreckhaft aus halb geschlossenen Augen hatte das sanfte, allem Sturm und Braus abholde Geschöpf das wilde Hervorbrechen lang gehemmter Leidenschaft verfolgt. Jetzt wendete sich das blonde Mädchen erschüttert und verscheucht von dem Gewand der Hoffnung ab, als wäre aus dem blanken Atlas bereits das Leichenhemd ihrer eigenen Wesenheit genäht. Seit diesem Morgen suchten sich die Verlobten zu meiden, und jedesmal, wenn von der nahen Feier gesprochen wurde, strich an beiden das Gespenstische vorüber, das von der Zukunft auch in eine Brautschaft gebannt werden kann.

„Kling — ling — Kling — ling" läutete die pfauchende Lokomotive dazwischen, als ob das Schlußzeichen für eine schwächliche, stümperhafte Komödie gebimmelt würde.

Unruhig raffte sich der junge Graf von Prora auf und drückte sich in die Ecke. Ganz fern flimmerte manchmal ein einsames Licht. Ja, dies bedeutete die Ruhe und den Frieden, und er, Joachim-Wendelin — das befestigte sich immer sicherer in seiner Überlegung —, er floh nicht, er entzog sich keinem Versprechen, sondern er hatte sich im



letzten Grunde nur aufgemacht, um den fernen Hoffnungsschimmer vor verwehendem Sturm zu schützen.

Mit beiden Händen zu hüten.

Wie war doch das?

Und draußen über die endlos sich dehnende Einöde huschten malende Gestalten neben dem polternden Zuge.

☆

Bläulich dämmernd steigt das große geheiligte Gastzimmer im ersten Stock des Hotels „Deutsches Haus" aus dem Schneefeld. Ein sogenannter großer Tag heute für den blauen Saal, denn die Aristokraten, die mächtigen Großgrundbesitzer der Insel, kurz alle, deren Vorteil und Herzen noch an der alten Zeit hängen, sie haben sich hier zu einer ihrer heimlichen Versammlungen eingestellt.

Gautag des Eisenzahns.

„Ah, 'n Abend, Kottum. Keine Umstände, Sie alter Farbentopf, bauen wir hier unser Nest friedlich nebeneinander. Natürlich, Ihren Schwager klemmen wir zwischen uns."

Und dann drängt man sich um den Sitz des Ignotus, viele Hände strecken sich dem endlich Heimgefundenen über den weißgedeckten Tisch entgegen.

„Tag, Joachim-Wendelin — na, da wären wir ja endlich, lieber Graf —, wie geht's, wie steht's? — Der alte Kadaver wieder vollkommen in Ordnung? — Sehr vernünftig von Ihnen, daß Sie sich auch mal bei uns blicken lassen. — Was macht Papa Durchlaucht?"

Es kräuseln sich die feinen blauen Zigarrenwölkchen, Stühle werden gerückt, Zechergruppen bilden sich, hie und da kracht bereits ein Champagnerpfropfen, und zwischen Herausforderung und ernsthaft vaterländischer Sorge bespricht man die Aufgaben und Geheimnisse des Eisenzahns. Darauf allerlei Gleichgültiges, Anschlußerklärungen studentischer Turnvereine, Wahlvorbereitungen für den Kreistag, bis sich plötzlich die scharfe Stimme des Grafen Kottum Geltung verschafft: „Ruhe, meine Herren, ich darf nunmehr Ihre Aufmerksamkeit für unseren hochverehrten Gast, den Herrn Generaloberst v. Demmendorf, erbitten. Se. Exzellenz haben eine überaus wichtige Nachricht aus der Hauptstadt erhalten."

Seltsam, wie gütig, mitleidig, ja väterlich der weißhaarige Militär im tadellosen Gehrock jene Neuigkeit vorbringt, die abermals Zeugnis ablegt von dem lodernden Feuer in dem geschüttelten Riesenkörper.

Vom ersten Augenblick an klammert sich der Ignotus an die Tischplatte fest, um unter keinen Umständen seine stille, gefaßte Haltung einzubüßen.

Ein Name fällt.

Alarmierend!

Schreckenerregend!

„Völz!"

„Wie? Was? Im Ernst? Der Kerl will sich an den Nationalheiligtümern vergreifen? Ein Denkmal in die Luft sprengen?"

„Himmelschockschwerenot, welches, Exzellenz?"

„Ja, meine Herren, dahinter gelang es unserm Gewährsmann leider nicht zu dringen. Wir wissen nur, das unerhörte Verbrechen ist für nächsten Sonntag in der Frühe geplant."

Jetzt ein allgemeiner Braus der Wut und der Entrüstung: „Na, dann also sofort die Trommel rühren!"

„Losschlagen!"

„Den Halunken zeigen, was drei Erbsen für eine Suppe geben!"

„Hurra — solch eine gute Gelegenheit kommt so bald nicht wieder!"

Ohne äußerliche Bewegung lehnt der Ignotus geschlossenen Auges in dem bequemen, blau gepolsterten Stuhl. Er, der einzige in diesem stattlichen Kreis, dem schon einmal dieselbe Krankheit in den Adern schlief, an der das unglückliche Volk in den Steinwüsten unheilbar leidet.

Ein langes, banges Stöhnen quält sich an seinem lauschenden Ohr vorüber. Undeutlich, fern, unfaßbar, denn es ist, als bräche zur gleichen Zeit eine riesenhafte Mauer aus dem Boden, hinter der all jene Klagen wesenlos ersterben.

Eine ungeheure rote Ziegelmauer, halb wie die Einfassung eines Gefängnisses, halb wie der trotzige Schutz einer mittelalterlichen Burg.

Aber von Zeit zu Zeit klatschen von beiden Seiten dumpfe Faustschläge gegen den Bau.

Da erhebt sich der einzig Wissende, um schwankend, geräuschlos über den blauen Läuferteppich zur Tür zu eilen.

„Donnerwetter, Kottum, was ist mit Ihrem Schwager? Wird doch nicht etwa plaudern?"

„Ganz ausgeschlossen! Aber Sie wissen ja, meine Herren, unser Gegenstand erschüttert ihn selbstverständlich mehr als andere!"

„Na, schön! — Können ohnehin nur Gesunde brauchen!"

Klappernd dröhnt der Waggon über die schlecht vernieteten Gleise, und die hurtigen Gestalten hüpfen mit ihm über das dämmerige Schneefeld.

(Fortsetzung folgt.)

Idyll. Von Robert Felsch

In tiefer Stille ruhen Fluß und Land,
Nur ein Pirol schickt seine frohen Lieder
Zu mir, der ich im Mittagssonnenbrand
Den Schatten einer Buche suchte, nieder.

Am Ufer lieg' ich wohlig ausgestreckt,
Im Dämmerzustand zwischen Traum und Wachen,
Indes das Wasser meine Hand beleckt,
Gleich Zünglein, die sich keck zu schaffen machen.

Mein Ruhelager ist das hohe Gras,
Das gastlich mich umfängt wie eine Hülle,
Denn da den Boden tränkt des Flusses Naß,
So hat der Gräser Wachstum reiche Fülle.

Kein Lufthauch regt sich über meinem Haupt,
Und reglos sind die Blätter an den Zweigen,
Die sich, in hoher Wölbung dicht belaubt,
Zum Wasser huldigend herniederneigen.

In Sonnenglanz gebadet steht der Baum,
Ringsum schweigt alles Leben, alles Weben.
Der Klang der Mittagsglocke hallt im Raum —
Die Töne in der Ferne zart verschweben.

Allerlei Wunder

„Heitere Wissenschaft" ist der Titel eines reichhaltigen und vielseitigen Experimentierbuchs aus der Feder unseres Mitarbeiters Dr. Albert Neuburger. Es vermittelt auf dem Wege der Unterhaltung die Kenntnis der wichtigsten physikalischen Gesetze, greift aber auch in die Metaphysik und verwandte Gebiete über, was den Versuchen zum Teil einen besonderen Reiz verleiht, weil auf diese Weise Unbekanntes in der Form des spielerischen Versuchs und der Unterhaltung auf seine natürlichen Grundlagen zurückgeführt wird. Es ist ein Buch für jung und alt, für alle Freunde angenehmer und doch nachdenklicher wissenschaftlicher Unterhaltung. Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und des Verlags Ullstein bringen wir nachstehend einige Proben aus dem anregenden Buch.

Der blinde Fleck

Vom Vorhandensein des blinden Fleckes kann man sich dadurch überzeugen, daß man das eine Auge schließt und mit dem andern nach dem Kopfe eines Bekannten blickt, der in etwa zwei Meter Entfernung in guter Beleuchtung vor einem steht oder sitzt. Bewegt man nun das Auge sehr, sehr langsam, so kommt ein Augenblick, wo man plötzlich den Kopf nicht mehr sieht, der dann aber sofort wieder erscheint. Es war dies der Augenblick, wo das Netzhautbild des Kopfes durch die Linse des Auges auf den blinden Fleck geworfen wurde. Der Versuch erfordert aber einige Übung, große Ruhe und scharfe Beobachtungsgabe. Nicht jedermann wird er gelingen, schon deshalb nicht, weil eben auch hier die liebe Einbildung mitspielt, die den fehlenden und tatsächlich nicht sichtbaren Kopf ergänzt, d. h. vortäuscht, daß er vorhanden wäre.

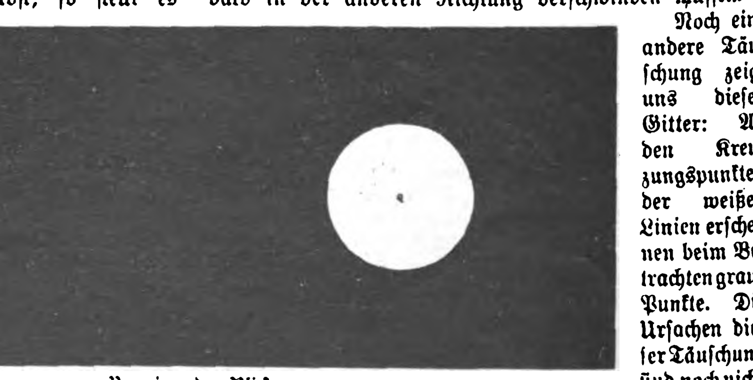
Für jene, denen dieser erste, aber sehr schöne Versuch vorbeigelingt, sei hier ein anderer Beweis für das Vorhandensein des blinden Fleckes mitgeteilt. Man blicke in einer Entfernung von etwa 25 bis 35 Zentimetern und bei geschlossenem linken Auge mit dem rechten Auge auf das kleine Kreuz der untenstehenden Figur. Wenn man es scharf ins Auge faßt, so wird bald der danebenstehende größere weiße Kreis verschwunden sein. Bei geringen Bewegungen des Auges oder des Papiers erscheint er bald wieder, bald verschwindet er wieder.



Der Teekessel, der auf einem Eisblock siedet.

Der auf dem Eisblock siedende Teekessel

Füllt man flüssige Luft in einen Teekessel, und stellt man ihn auf einen Eisblock, so entwickelt sich vor den Zuschauern die staunenerregende Erscheinung, daß wir imstande sind, „Teewasser" auf einem Eisblock zum Sieden zu bringen. Da das Eis fast 200 Grad wärmer ist als die flüssige Luft selbst, so stellt es ihr gegenüber eine ganz gewaltige Hitze dar, und der Tee siedet auf dem Blocke genau so wie Wasser, das wir auf eine glühende Herdplatte von etwa 200 Grad Temperatur stellen würden.



Vom irrenden Blick.

Ein merkwürdiges Gitter

Auf dem umseitigen Bild erkennen wir, wenn wir es aus der gewöhnlichen Entfernung betrachten, in der wir auch zu lesen pflegen, deutlich ein Gitter von weißen Linien auf schwarzem Grunde. Bringen wir nun das Bild, indem wir unverändert auf die alte Stelle blicken, bis etwa drei Zentimeter vor das Auge, so schlägt die Erscheinung um, der Druck erscheint uns weiß, die Linien dunkel. Machen wir in ein Stück Kartenblatt einen kleinen schmalen Schnitt, und betrachten wir nun das Bild, indem wir es unverändert in der Entfernung von drei Zentimetern vor dem Auge belassen, so erkennen wir nichts mehr von den wagerechten weißen Linien, sondern nur noch die senkrechten. Entfernen wir das Bild, indem wir nach wie vor durch unsere feine, in der Karte befindliche Öffnung hindurchblicken, so verschwinden die senkrechten weißen Linien, während die wagerechten wieder erscheinen.

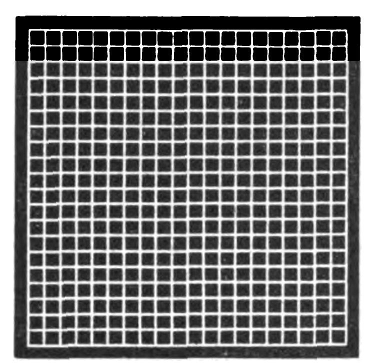
Die Erklärung liegt darin, daß wir dieses Bild eben auch nur in einer gewissen Entfernung scharf zu sehen vermögen. Bringen wir es zu nahe an das Auge, so kann die Linse kein scharfes Bild auf der Netzhaut entwerfen, das Bild entsteht erst hinter ihr. Wir sehen also die weißen Streifen noch nicht scharf, sondern verschwommen und daher verbreitert. Infolge dieser Verbreiterung erscheint der schwarze Untergrund schmäler, und es macht den Eindruck, als ob nunmehr schwarze Linien auf weißem Grunde vorhanden wären. Das Verschwinden bald der wagerechten, bald der senkrechten Linien kommt in Verbindung dieser Erscheinung dadurch zustande, daß die Lichtstrahlen beim Hindurchgehen durch den schmalen Schlitz derart von ihrem Wege abgelenkt werden, daß wiederum die schwarzen Zwischenräume bald in der einen, bald in der anderen Richtung verschwinden müssen.

Noch eine andere Täuschung zeigt uns dieses Gitter: An den Kreuzungspunkten der weißen Linien erscheinen beim Betrachten graue Punkte. Die Ursachen dieser Täuschung sind noch nicht

einwandfrei geklärt; vielleicht gelingt aber die Lösung einem nachdenklichen Beschauer.

Ein Paradoxon der tierischen Kraft

Über die Kraft der Tiere geben wir uns ganz falschen Vorstellungen hin. Bald über-, bald unterschätzen wir sie. Der viel gebrauchte Begriff „Pferdekraft" ist seiner Natur nach kein Paradoxon, denn er ist zwar widersinnig, er enthält aber keine Wahrheit, sondern beruht auf einer fehlerhaften Beobachtung. Dagegen ist es ein Paradoxon, wenn wir den Satz aussprechen, daß die Kräfte eines Hirschkäfers denen eines Menschen gleichen, der mit einer Hand nicht weniger als tausend Kilogramm zu heben vermag.



Das merkwürdige Gitter.

Zunächst also zum falschen Paradoxon, zur Pferdekraft! Die Bezeichnung ist auf den englischen Ingenieur James Watt zurückzuführen, der sich um die Verbesserung der Dampfmaschine so wesentliche Verdienste erworben hat, daß er für gewöhnlich sogar als ihr Erfinder angesprochen wird. Watt ließ, um die Leistung einer in einer Brauerei in England aufgestellten Dampfmaschine mit der eines Pferdes vergleichen zu können, ein kräftiges Tier unausgesetzt volle acht Stunden unter Peitschenhieben bis zur äußersten Erschöpfung an einer Pumpe arbeiten, die in der genannten Zeit 2 Millionen Kilogramm Wasser förderte. Dieses in die während der Zeit von einer Sekunde vollbrachte Arbeit umgerechnete Resultat ergab, daß in der Sekunde 75 Kilogramm Wasser einen Meter hoch gehoben wurden. Watt legte diese Leistung unter dem Namen „horse power" = „Pferdekraft" allen weiteren Berechnungen zugrunde. Der Begriff der „Pferdekraft" hat sich bis vor kurzem erhalten, wobei allerdings zwischen englischer und deutscher Pferdekraft ein kleiner Unterschied vorhanden war. Neuerdings wurde die Pferdekraft als Maß der Leistung abgeschafft. Sie wird jedoch, da man auch in der Wissenschaft und Technik an alten Gebräuchen festhält, sobald noch nicht verschwinden. Die Pferdekraft entspricht also rund 75 Sekundenkilogrammeter, während die durchschnittliche Leistungsfähigkeit eines Pferdes, wie neuere mit 250 Pferden ausgeführte sorgfältige Untersuchungen ergeben haben, noch nicht die Hälfte, nämlich nur 30 Sekundenkilogrammmeter beträgt.

Und nun vom überschätzten Pferd zum unterschätzten Hirschkäfer! Wenn wir einen solchen oder einen anderen Käfer haben, so können wir die Versuche, die der englische Gelehrte James Weir machte, wiederholen, ohne uns einer Tierquälerei schuldig zu machen. Wir brauchen nur am „Geweih" mit Hilfe von etwas weichem Eisendraht, sogenanntem „Bindedraht", oder mit einem Schnürchen einen kleinen Wagen zu befestigen. Der von Weir benutzte Wagen — ein kleines Kinderspielzeug — war aus Zinn und wog 56 Gramm. Dann wurden Bleistückchen hineingelegt, bis die Last auf 84 Gramm angewachsen war. Nun erst blieb der Käfer, nachdem er auch damit noch drei Zentimeter ziemlich flott weiter gekrochen war, stehen. Das Gewicht des Käfers betrug 1,86 Gramm, seine Länge belief sich auf 5,5 Zentimeter. Er hatte also ungefähr 45 mal soviel gezogen, als er selbst wog. Mit andern Worten: er glich einem Menschen von 100 Kilogramm Gewicht — solche gibt es ja —, der, wie schon eingangs erwähnt, imstande ist, mit einer Hand nicht weniger als 1000 Kilogramm aufzuheben. Setzen wir derartige Versuche an anderen, zuvor gemessenen und gewogenen Insekten fort, und machen wir uns eine Tabelle ihrer Leistungen, so werden wir die paradoxe Behauptung gerechtfertigt finden, daß wir armen Menschen in bezug auf Körperkräfte wahre Schwächlinge gegenüber den Vertretern der Insektenwelt sind.

Der grausame Mann und die undankbare Frau

Von Hasse Zetterström. Deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel

Und dann kam unser Gespräch auf den Mann und die Frau. „Der Mann ist ein Wesen für sich," sagte Fräulein Lilly. „Ihr sagt, daß ihr uns Frauen nie verstehen lernt, und dabei sind wir viel einfacher als ihr, und vor allem viel einfacher, als ihr glaubt. Der wahre Charakter des Mannes ist hart und grausam. Eine Frau wird das nie sein, auch wenn sie sich besonders bemüht, es so weit in dieser Richtung zu bringen wie er. Eine Frau kann einen Mann verstehen lernen und sich nach ihm richten, ein Mann wird nichts als sich selbst verstehen. Er ist Er."

„Sie meinen sicher einen bestimmten Er," sagte Edgar. „So spricht eine Frau immer von den Männern im allgemeinen. Wer war der Er?"

„Wenn Sie es wissen wollen, so ist es jetzt eben Linders. Ich habe den ganzen Tag an ihn gedacht, seit ich heute früh die Geschichte gehört habe."

„Wir brennen vor Verlangen, die Geschichte von dem grausamen Linders zu hören," sagte ich. „Ich kenne ihn, glaube ich. War mit ihm und ihr einen Sommer an der See zusammen. Sie war eine entzückende Frau. Warum war er so grausam?"

„Das stimmt, sie waren mehrere Sommer an der See. Kamen das erste Jahr, in dem sie verheiratet waren, dorthin, mieteten sich ein Häuschen von einem Lotsen und lebten ein gesundes Naturleben. Sie liebten den Ort mehr als irgend jemand anderes von den Gästen und blieben gewöhnlich bis weit in den Herbst hinein. Im Winter schmiedeten sie große Pläne für den kommenden Sommer. Sie lebten für ihren Sommer. Dann, voriges Frühjahr, packten sie und fuhren hin wie immer. Es war Anfang Mai, und alles war so wunderschön, wie es draußen im Frühjahr ist. Sie kamen gegen Abend an, und, nachdem sie an Land gegangen waren, schlugen sie den gewohnten Weg nach dem alten Häuschen ein. Alles war so still und ruhig um sie, die Natur stand in ihrem ersten, lichten Grün, und vom Meere her vernahm man das Rauschen einer schwachen Dünung. Von all dem Schönen und Wunderbaren, das sie über alles liebten, überwältigt, blieben sie vor dem Zaun einer kleinen Villa stehen, die sie nie zuvor gesehen hatten. Sie war neu dieses Jahr, und sie lag mitten im Grün da wie ein Teil eines schönen Traums.

‚Wie hübsch,' sagte er. ‚Wer mag da wohnen?'

‚Da wird wohl noch niemand wohnen,' sagte sie. ‚Wollen wir hineingehen?'



Sie machten die Gittertür auf und gingen den Weg auf das Haus zu. Zu beiden Seiten von ihnen leuchteten die ersten Blumen des Frühlings, und am Hausgiebel stand ein blühender wilder Apfelbaum.

Sie blieben vor der Freitreppe stehen, und er sagte: ‚Wie hübsch! Das Hübscheste, was ich hier draußen gesehen habe!'

Da sah sie zu ihm auf und sagte: ‚Das alles ist deins! Ich habe es für dich gebaut! Willst du das Häuschen haben? Willst du da mit mir wohnen?'

‚Meins?' sagte er. ‚Närrisches Kind! Mein Haus?!'

Da machte sie die Tür des Häuschens auf und führte ihn hinein. Sie gingen aus einem Zimmer ins andere — es waren nicht so viele —, und die ganze Zeit sagte sie: ‚Gefällt dir das? Sind die Gardinen gut? Sind das die richtigen Möbel? Sieh mal, von hier aus kann man die Bucht sehen! Da unten liegt unser Boot!'

Sie führte ihn die Treppe hinauf.

‚Hier ist dein Zimmer und hier ist meins. Da steht dein Schreibtisch, und da ist dein Ruhesessel.'

Er faßte sie um den Kopf, küßte sie und sagte: ‚Und mit alledem hast du dich den ganzen Winter beschäftigt, ohne daß ich es gewußt habe, und all das um meinetwillen! Du liebes Kindchen!'

Und sie antwortete und erzählte von allem, wie schwer es gewesen wäre, ihn hinters Licht zu führen, und wie ängstlich sie gewesen sei, daß all das nicht zur Zeit fertig würde.

Dann gingen sie hinunter in das kleine Eßzimmer, und da tischte sie ein kleines Abendessen für sie beide auf. An alles hatte sie gedacht. Sie blieben an diesem Abend lange auf, und schließlich gingen sie zur Ruhe. Er lag in seinem kleinen Bett, und durch das offene Fenster spürte er den Duft aller Blumen des Frühlings.

Das ist ein Märchen, dachte er. Ich bin der arme Bettlerjunge, und dies ist das Wunderschloß. Und sie ist die Prinzessin, die mir dies alles geschenkt hat.

Er schloß die Augen; er war müde und wollte schlafen, aber plötzlich setzte er sich auf, klar und wach. Ein Gedanke überfiel ihn: sie hatte all dies heimlich getan, hinter seinem Rücken. Insgeheim hatte sie sich mit allem beschäftigt, und so geschickt war sie, daß er nie etwas gemerkt hatte. War es nicht möglich, daß sie ein andermal etwas anderes vor ihm verbarg, etwas, was er nie erfahren würde und nie erfahren durfte? Sie würde ihn betrügen können. Was für eine Schlauheit und List hatte sie im Guten gezeigt, wer konnte sagen, ob sie nicht dasselbe im Bösen zu tun imstande wäre.

Er konnte nicht schlafen. Er stand auf und zog sich an und ging hinaus.

Morgens, als sie erwachte, war er abgereist. In einem Briefe sagte er ihr alles, woran er während der Nacht gedacht hatte. Und dann wurden sie geschieden. Er war ein Mann."

„Das war ja eine höchst ernste Sache," sagte ich „Aber jetzt will ich euch die Geschichte von der undankbaren Frau erzählen. Ich gebe zu, daß der Mann in dieser Erzählung nicht so gut ist wie der von Frau Linders. Sie gehört ja auch zu den schönen, großen Ausnahmen, die dem Leben seinen Reiz verleihen. Meine Geschichte ist eine Bagatelle, aber die Frau darin war mehr Weib, als Linders ein Mann war.

Sie hießen Brantman, und sie wohnten, als dies geschah, in derselben Stadt wie ich. Er war ein junger, fideler Herr mit vielen Freunden, ein witziger und gewandter Kerl, ein Humorist, ein Mann mit Herz und Kopf.

Ich verkehrte in ihrem Heim und kannte sie alle beide sehr gut. Ich wußte, daß er ein Mann war, dem man manches verzieh, weil man begriff, daß hinter den respektlosen Streichen nur ein übermütiger Lausbub saß, der nie was Böses beabsichtigte.

Sie war jung und hübsch und elegant. Eine Frau mit Stil in allem, was sie sich vornahm. Sie hatte nur einen kleinen Fehler: sie schminkte sich, nicht viel, aber doch zuviel, denn sie brauchte es nicht. Ich weiß, daß Brantman ihre Schwäche nicht gern hatte, und aus dem, was geschah, entnehme ich, daß er lange einen Plan gefaßt hatte, um sie von der kleinen Unsitte abzubringen.

Brantmans luden mich eines Tages zu Mittag ein, einem Mittag mit vielen Gästen, Herren und Damen. Alles war sehr festlich und fröhlich, wie immer bei diesen Leuten. Brantman war in seiner besten Laune. Er amüsierte sich von Herzen auf unsere Kosten. Beim Nachtisch erhob er sein Glas und sagte zu seiner Frau: ‚Heute, Brittgen, hast du dich aber ordentlich geschminkt!'

Es wurde eine Sekunde lang still, und im Augenblick begriffen wir, daß etwas geschehen würde. Frau Brantman blickte zu ihrem Mann auf und erwiderte: ‚Du hast dich durchaus geirrt!'

Brantman erhob sich und sagte: ‚Ich wette um hundert Kronen, daß ich recht habe.'

Dann feuchtete er seine Serviette in einem Glase mit Wasser an, ging auf die Gastgeberin zu, und ohne daß sie es verhindern konnte, strich er ihr mit der Serviette ganz leicht über die Wange. Er entdeckte einen weißen Fleck auf dem weißen Zeug, und, indem er die Serviette in die Tasche steckte, sagte er: ‚Ich hatte unrecht, du hast gewonnen!'

Dann ging er zurück auf seinen Platz, und wir beendeten unser Mahl, als wenn nichts geschehen wäre. Und doch war etwas geschehen. Frau Brittgen fühlte zum ersten Male den großen Haß gegen den Mann, der sie gekränkt hatte. Sie empfand aber keine Dankbarkeit, daß er sie aus einer peinlichen Lage gerettet hatte. Und dann wurden sie geschieden."

Die Geschichte war aus.

Fräulein Lilly verließ die Gesellschaft ohne ein Wort. Das ist so ihre Art. Und Edgar sagte: „Darf ich was fragen?"

„Bitte."

„Hat Frau Brantman die hundert Kronen bekommen?"

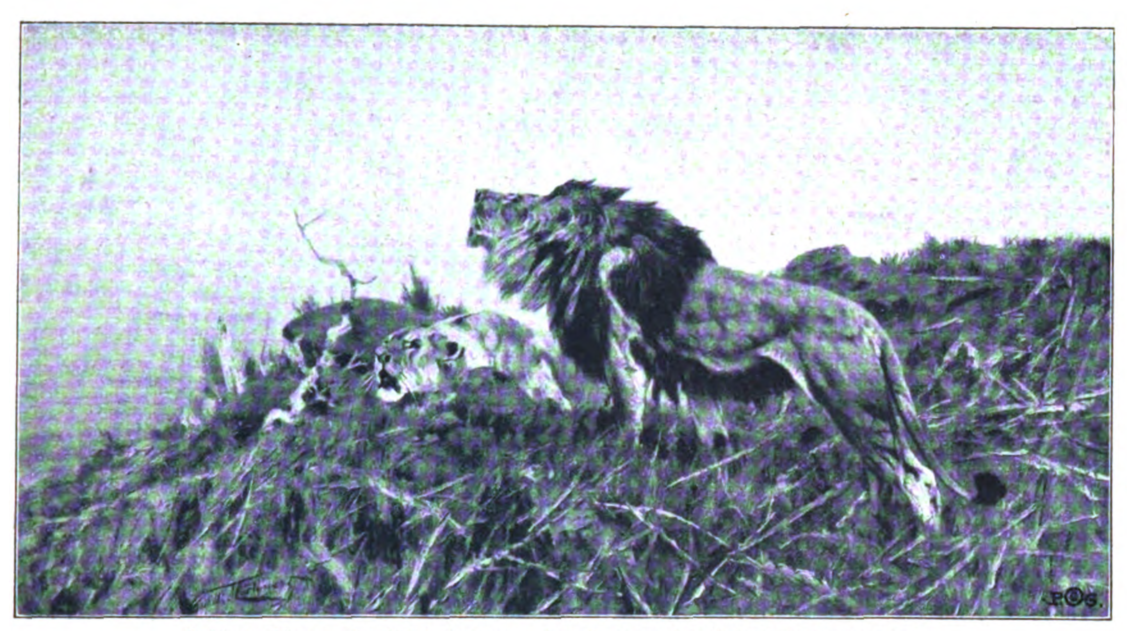
Wir sind ... Von Walter Freiherrn v. Saß

Wir sind wie Kinder am Brunnen,
Spielend mit leichtem Mut,
Wie Kinder so unbesonnen,
So himmelstürmend und gut.

Wir sind wie Träumer im Nebel,
Tastend an Mauern entlang,
Wie Träumer so versonnen,
So hoffnungsfreudig und krank.

Wir wandeln, Kinder und Träumer,
Endlos auf steiniger Bahn.
Es fallen die gaukelnden Schatten,
Das Leben grinst uns an.





Brüllende Löwen. Von Wilh. Kuhnert. Cop. Photographische Gesellschaft, Charlottenburg.

Nächtlicher Raubzug

Eine Episode aus der afrikanischen Steppe. Von A. E. Brehm

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sicheren Seriba eingehürdet, in jenem bis drei Meter hohen und etwa einen Meter dicken, äußerst dichten, aus den stachlichsten Ästen der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwall, den er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, die bereits gemolken wurden, haben sich niedergetan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet sie hell auf. Im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wütend bellende Laute und grimmig heiseres Gebrüll, sodann Siegesgeläut: eine Hyäne umschlich das Lager, mußte aber vor den mutigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Es wird stiller und ruhiger, der Lärm verstummt. Der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelt die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgetan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgesang oder tragen fliegend ihre Federschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Seriba und huschen wie Geister über die schlafende Herde hinweg. Sonst ist alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed", d. h. der Aufruhrerregende, denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornenhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die mutigen Hunde, die Leoparden und Hyänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, der selbst rat- und tatlos, an seiner eigenen Stärke verzweifelnd, sich der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in seinem Zelte zittert und nicht wagt, nur mit seiner Lanze bewaffnet einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten. Er muß es geschehen lassen, daß der Löwe, näher und näher kommend, noch einen zweiten seiner arabischen Namen „Sabaa", d. h. Würger der Herden, betätigt.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind. Das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Tiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute. Die lebhaften Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubgier. Mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Tier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebisse von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rinde im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt. Ich selbst habe eine fast drei Meter hohe Seriba gesehen, über die der Löwe mit einem zweijährigen Rinde im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst habe den Eindruck wahrgenommen, den die schwere Last auf den Zaun bewirkt hatte, und auf der anderen Seite die Vertiefung im Sande, die das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiterschleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem

Lager zu; man sieht die Furche, die ein so geschleiftes Tier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit.

Erst nach Abzug des Löwen atmet alles Lebende in dem Lager freier auf; es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergibt sich gefaßt in sein Schicksal, er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast ebenso brandschatzt wie der Menschenkönig, unter dessen Botmäßigkeit er steht.

Man begreift, daß alle Tiere, die diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Tier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen, es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines anderen lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad", d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen und diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, aus der es erschallt, denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, die zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, die fast wie ein Stöhnen klingen; dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller. Gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer und nehmen auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurre gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, die es hören, mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernimmt.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme bei seinen Untertanen hervorruft. Die heulende Hyäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke. Der Leopard hört auf zu grunzen. Die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweige. Die blökende Herde wird totenstill. Das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht. Das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts. Der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn. Kurz, zur vollen Wahrheit wird Freiligraths Schilderung:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll."

Selbst der Mann, an dessen Ohr zum erstenmal diese Stimme schlägt in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug ist dem gegenüber, der diesen Donner hervorruft. Livingstone freilich meint, daß das Geschrei des Straußes nicht minder laut sei als das Gebrüll des Löwen, und doch niemand Furcht einflöße, und daß sich das Löwengebrüll von einem sicheren Hause oder vom Wagen aus recht gut anhöre; er ist aber doch so ehrlich zuzugestehen, daß sich die Verhältnisse wesentlich ändern, wenn es sich gesellt zu dem furchtbaren Donner eines Gewitters Innerafrikas, dessen Blitze die dunkle Nacht nur noch schwärzer erscheinen lassen und dessen Regen das Feuer auslöscht; oder aber — wenn man sich einem Löwen waffen- und wehrlos gegenüber fühlt. Ich darf versichern, daß auch ich den Donner aus des Löwen Brust, der anfänglich einen gewaltigen Eindruck auf mich machte, später gern zu hören und als großartig schauerliche Nachtmusik des Urwaldes würdigen lernte, daß ich aber doch gerade im Urwald mutige Türken, die den Kugeln und Speeren ihrer Feinde ruhig entgegengetreten waren, vor diesen gewaltigen Lauten erbleichen sah.

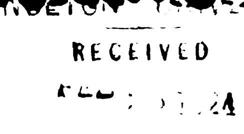
Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich der Tiere, wenn sie den Löwen durch einen anderen Sinn wahrnehmen, schon wenn sie ihn bloß wittern, ohne ihn zu sehen. Sie wissen alle, daß seine Gegenwart für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, um so weniger als er bei seinen Überfällen einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit zeigt. „Wenn der Löwe zu alt wird, um auf die Jagd nach Wild zu gehen", meint Livingstone, „so kommt er in die Dörfer nach Ziegen, und wenn ihm hierbei ein Weib oder ein Kind in den Weg tritt, so wird es ebenfalls seine Beute. Löwen, die Menschen angreifen, sind immer alte, und die Eingeborenen sagen, wenn einer der gefährlichen Räuber erst einmal ins Dorf eingebrochen ist und Ziegen weggeholt hat: seine Zähne sind abgenutzt, er wird nun bald einen Menschen töten." Auch ich glaube, daß nur alte, erfahrene Löwen in die Dörfer kommen, bin aber der Ansicht, daß ihre Zähne dann noch vortrefflich imstande sind. Der Mensch ist häufig genug der alleinige Ernährer des Löwen, und wenn dieser erst einmal die ihm innewohnende Scheu vor menschlichen Niederlassungen verloren und erprobt hat, wie leicht gerade hier sich Beute erlangen läßt, wird er immer dreister und kühner. Dann siedelt er sich in möglichster Nähe des Dorfes an und betreibt von hier aus seine Jagd, solange der Mensch es gestattet. Einzelne werden nach glaubwürdigen Mitteilungen so kühn, daß sie sich auch bei Tage zeigen; ja sie sollen sich unter Umständen nicht einmal durch die Lagerfeuer zurückhalten lassen.

Wir entnehmen die vorstehende Schilderung dem Bande: „Die Raubtiere" (Universal-Bibliothek Nr. 6397/98), dem neuesten in der Reihe ausgewählter Abschnitte aus dem berühmten „Tierleben" A. E. Brehms, die Carl W. Neumann in Reclams Universal-Bibliothek herausgibt. Diesem Band voran gingen bereits die Bände „Säugetiere", „Riesen der Tierwelt", „Die Menschenaffen" und „Die Haushunde". Die Sammlung wird in rascher Folge fortgesetzt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.





RECLAMS UNIVERSUM

★

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 36



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Die Unbegreifliche

ROMAN VON



Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von 30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben war in Heft 28/29 bekanntgegeben. Neu hinzukommende Abonnenten erhalten gegen Einsendung von 200 Mark die vorangehenden Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdrucke portofrei zugesandt.

6. FORTSETZUNG

Der letzte Termin zur Einsendung von Lösungen unseres Roman-Preisausschreibens ist der 1. Juli 1923.

Der kleine dicke Portier des Grand Hotel setzte eine strenge Miene auf, als Gradner sich bei Fräulein v. Bubenhofen melden lassen wollte.

„Ihre Durchlaucht, die Prinzessin v. Bubenhofen," sagte er mit starker Betonung, „erwartet Sie, wie mir der Diener bereits gemeldet hat. Zweite Etage bitte; ich werde den durchlauchtigsten Diener benachrichtigen." Gradner lachte laut auf.

Also auch hier der Betrug, überlegte er, während er die Treppen zur zweiten Etage emporstieg. Schließlich hatte er's ja nicht anders erwarten dürfen. Im Hotel forschte man ebensowenig nach wie bei Oelsner, ob die Durchlaucht echt war. Wenn nur die Gäste unten an der Namensschildertafel davon in Kenntnis gesetzt werden konnten, daß sie mit einer Prinzessin das gleiche Dach teilten!

„Durchlaucht lassen bitten," meldete Imre mit seiner undurchdringlichen Miene oben am Treppenabsatz. Lautlos schritt er auf dem teppichbelegten Korridor voraus.

Diese Komödie begann Gradner zu amüsieren. Wie weit würden die Herrschaften die Verstellung wohl noch treiben? Am liebsten hätte er Imre einen Schlag auf den Spitzbubenrücken gegeben.

Imre öffnete eine Tür. Gradner sah sich allein in einem zum Empfangszimmer hergerichteten Raume. Immerhin nicht ganz unfürstlich, stellte er fest. Eine gewisse Behaglichkeit, die aus eigenen Mitteln das Hotelzimmer wohnlicher gemacht hatte, war nicht zu verkennen. An den Wänden waren nicht die üblichen Öldrucke angebracht, sondern sie waren durch Bildchen, bescheidener Erinnerungszeichen an liebgewonnene Stätten, ersetzt. Dazwischen ein paar Heiligenbilder nach Originalen berühmter Meister. Eine gemütliche Plauderecke war mit Decken und Kissen belegt, die sicher nicht einer Hotelgarnitur entstammten.

Ja ja: Geschmack hat sie, dachte Gradner, und ihre Ansprüche an die Lebenshaltung scheinen nicht gering zu sein.

Er war gerade dabei, dem Schreibtische seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil dort drei gleichmäßig gerahmte Photographien den Blick anzogen, als sich die Tür zum Nebenzimmer öffnete.

Doch statt der erwarteten Sylva trat ihm Babette entgegen. „Durchlaucht lassen bitten einzutreten," flüsterte sie wie zur Vorsicht mahnend im Tonfall einer geübten Krankenpflegerin.

„Ja, kommen Sie nur, lieber Freund," hörte er das feine Stimmchen rufen. „Aber Sie dürfen nicht erschrecken! Babette, halten Sie das Riechsalz bereit, oder besser noch: Imre soll den Kognak bringen, falls er ihm nicht wieder im Koffer ausgelaufen ist. Das tut reisender Kognak bei Imre stets. Aber nein: nicht wahr, Sie brauchen keinen Kognak, nur weil ich Sie im Bett empfange? Gut, Babette, dann können Sie gehen. Der Herr Gradner ist zwar kein Onkel Doktor, aber das macht nichts. Und nur wenn ich klingle, dann müssen Sie ganz, ganz schnell kommen, Babette.

So, lieber Freund, nun erholen Sie sich erst mal. Haben Sie die Mundharmonika? Oh, das ist unbeschreiblich furchtbar nett von Ihnen. Sie sind ein lieber Mensch! Ja, das sind Sie; sonst würde ich Sie doch nicht hier empfangen können. Aber nun bleiben Sie doch auch nicht dort an der Tür wie gekreuzigt stehen! Sie müssen sich einen Sessel nehmen; dort den — nein, nicht den! Der hat ein schwaches Beinchen und kann Ihr Glück nicht tragen. So: den; und nun dürfen Sie sich ganz nahe zu mir heransetzen, denn der garstige Sanitätsrat war heute da und — und hat mir das Sprechen überhaupt verboten!"

Trotzdem sprach sie unausgesetzt weiter, wie wenn dies das einzige Mittel sei, um Gradner erst mal über seine Verlegenheit fortzuhelfen. Er tat fast mechanisch alles, was sie anordnete. Als er sich in den Sessel neben ihrem Bett niederließ, legte er in die ihm entgegengestreckte Hand die Mundharmonika.

Sylva begann sofort „Ach, du lieber Augustin" mit allen möglichen Variationen zu spielen. Sein gut geschultes Ohr lauschte entzückt. Allzu rasch legte sie jedoch das Instrument wieder beiseite. „Nein, es geht wirklich nicht," sagte sie kläglich. „Und der Sanitätsrat hat schon recht: ich muß ganz, ganz artig sein, sonst langt's kaum noch ein paar Jahre. Aber das hat er natürlich nicht so grob gesagt! Sondern er ist ungeheuer respektvoll gewesen und hat ergebungsvoll wie Tante Amalie beim Gewitter gelächelt — weil ich mich nicht untersuchen lassen wollte. Aber das tue ich nicht, denn er trägt einen Kneifer. Und als mein alter Medizinalrat mich mal untersuchen wollte, da hat er vor Aufregung den Kneifer verloren, und wir haben ihn im ganzen Bett wieder suchen müssen. Und — und das war mir viel unangenehmer als die Untersuchung. — Ja, und dann hat der Herr Sanitätsrat beim Weggehen sich erst noch auf meinen Balkon gestellt, damit ihn dort alle Gäste des Grand Hotel sehen konnten. Und dann hat er um die Auszeichnung gebeten, mir die Hand küssen zu dürfen. Ich habe ihm aber nur die Rechte gegeben, mit der ich die Türen aufmache und die für alle Leute zum Küssen da ist. Sie bekommen immer die Linke; Sie haben's nur noch nicht gemerkt. — Ja, und beim Handkuß habe ich ihm einen kleinen Stubbs unter die Nase gegeben, weil mir's zu lange dauerte; und da ist ihm doch noch der Kneifer heruntergefallen. — Aber Sie lachen ja gar nicht? Dann bin ich beleidigt! Sie müssen so dröhnend lachen wie auf dem Dampfer. Sonst fürchte ich, daß Sie sich bei mir nicht wohlfühlen!"

Gradner hätte lügen müssen, wenn er behauptete, daß er sich in dieser phantastischen Umgebung ganz wohl fühlte.

Die Fenstervorhänge waren dicht verschlossen. Die Beleuchtung des Zimmers ging von zwei dicken gelben Wachskerzen aus, die in schweren silbernen Leuchtern links und rechts neben Sylvas Bett standen. Ein großes, wunderbar geschnitztes elfenbeinernes Kruzifix überragte den einen Leuchter und gab dem ganzen Raume etwas Weihevolles. Das Licht des anderen Leuchters fiel auf eine Achatschale, gefüllt mit buntfarbigen Juwelen und Ringen. Ein ganz verschwiegener Weihrauchduft, wie wenn er nur noch von früher her den Gegenständen anhafte, schwebte durchs Zimmer.

Sylva lag blaß und mit fieberglänzenden Augen in dem Spitzenbett. Ihr dunkles Haar flutete in offenen Wellen herab bis zu den Händen, die dann und wann leicht mit den Haarspitzen spielten. Diese unsagbar feingliedrigen Hände hatten denselben weichen Farbton wie das Kruzifix. Ein einziger Ring an der linken Hand strahlte sein smaragdnes Feuer aus.

Sylva sprach unausgesetzt weiter.

„Wenn es Ihnen zu traurig bei mir ist, dann gehen Sie bitte nebenan zu Konsistorialrats und bringen Sie dem Jungen sein heißersehntes Lärminstrument. Ich habe ihm schon von dem guten Onkel erzählt, der perfekt italienisch spricht und uns so ein Ding besorgen wird. Und es ist wirklich eine unbeschreiblich furchtbar schöne Mundharmonika, ganz wie für große Leute. Seine Mutter ist aber nicht die alte Frau Konsistorialrat mit den Hängebacken, das ist nur die Großmama; die richtige Mama ist die blonde junge Frau, die so lieb aussieht. — Ja — und, und: an was denken Sie denn jetzt?"

„An was ich denke?" wiederholte Gradner, ganz gegen seine Gewohnheit sehr leise sprechend, Sylvas Frage. Er empfand es wie Leid, daß er jetzt die Stimmung durchbrechen mußte, die ihn umzauberte. Er vermied Sylvas Blick und hielt sein Auge auf das Madonnenbild gerichtet, das zu ihren Häupten hing. „Ich denke daran, daß vorhin bei Oelsner der Frau Konsistorialrat zugeredet wurde, doch denselben abscheulich grünen Sonnenschirm zu kaufen wie Ihre Durchlaucht, die Prinzessin v. Bubenhofen."

Sylva lachte auf wie ein Kind. „Da habe ich ja wieder mal was Schönes angerichtet! Der grüne Schirm ist doch für die Babette bestimmt; ich habe meinen weißen Schirm längst vorher in Wien gekauft."

Gradner blieb ernst. „Ja, und — und eine andere Dame hat rosa Ringelstrümpfe gekauft, weil Ihre Durchlaucht, die Prinzessin v. Bubenhofen, ein ganzes Dutzend davon genommen hat."

„Pfui, das ist abscheulich!" wehrte Sylva ab. „Ringelstrümpfe, und noch dazu rosa, sind so geschmacklos, daß ich sie nicht mal Babette zutraue! Ich werde im Gardoner Fremdenblatt bekanntgeben lassen, daß . . ."

Sie hielt plötzlich inne. „Ja, was hat Ihnen denn meine gnadenreiche Muttergottes getan, daß Sie sie so schmerzlich anblicken?" fragte sie mit ganz veränderter, zärtlicher Stimme. Sie beugte sich langsam vor und suchte Gradners Hand. „Wie? — Ach, das ist's! Ist das denn so erschütternd? Seien Sie mir doch bitte nicht böse! Ich — ich kann doch wirklich nichts dafür, daß ich nun mal als Prinzessin geboren bin." Schon begann sich wieder in ihrer Stimme ein kleiner Unterton von Schelmerei bemerkbar zu machen. Doch sie zwang ihn nieder. „Für Sie werde ich einfach immer stets nur Sylva bleiben," sagte sie sehr bestimmt.

Gradner blickte sie zweifelnd an. „Sylva," begann er, indem er ihre linke Hand zwischen seine beiden kräftigen Hände nahm, „Sylva, Sie dürfen mich nicht täuschen wollen! Alles um Sie her hat einen so überwältigend geheimnisvollen Zauber, dem ich schwer zu widerstehen vermag. Ich könnte bodenlos schlecht werden, um Ihnen ein Lächeln, ein Aufleuchten Ihrer Augen zu entlocken; und — und ich könnte vielleicht nach langen Irrfahrten endlich wieder ein guter Mensch werden, um der Hand willen, die mich streichelt. Sie sind unergründlich. Sie haben eine Stimme wie eine Geige; eine wundervolle, alte Geige, auf der nur ganz feingebildete Künstler spielen durften — nein: lassen Sie mich bitte ausreden . . ."

„Ich wollte ja nur zugeben, daß ich Geige spiele," sagte das Stimmchen verschüchtert.

Gradner schüttelte den Kopf. „Nein, Sylva, Sie spielen mehr! Diese kleine, kleine Hand kann ein Herz aufjubeln oder aufstöhnen lassen, kann zur höchsten Reinheit emporheben, kann Heiliges lächerlich machen, kann Sünde heiligen. Himmel und Hölle liegen in dieser Hand. So, wie an Ihrem Bett links der Heiland steht und rechts der gleißende Schmuck lockt. Sie sind das weibgewordene Wunder. Ich glaubte bisher, die Frauen zu kennen; doch bei Ihnen stehe ich vor einem Rätsel."

„Ich bin ein armer, kranker, unglücklicher Mensch," sagte Sylva langsam und nachdenklich, wie wenn sie selbst nach Klarheit ränge, „aber ich bin jung und hänge zu sehr noch am Leben, um ganz auf ein wenig Glück zu verzichten."

Gradner benutzte den guten Augenblick, um ihre Seele fassen zu können. „Ich glaube Ihnen, daß Sie arm, krank und unglücklich sind, Sylva. Und ich möchte Ihnen so gern helfen. Aber Sie tragen eine Maske: Sie lügen und betrügen!"

Sylva fuhr entsetzt in die Höhe. Ihre Hand suchte nach der Klingel für Babette.

Gradner nahm ganz gelassen die Klingel an sich. „Sie lügen und betrügen, liebes Wunder! Sie logen schon auf dem Dampfer, als Sie meine Vermittlung in Anspruch nahmen, um ein einfaches Salamibrot zu bestellen. Heute aber sandten Sie mir einen Brief, in dem Sie zugeben, daß Sie wissen, was Tre cani heißt. So schnell lernt man hier in diesem deutschen Hotel doch nicht Italienisch!"

„Aber nein," sagte Sylva kindlich verwundert. „Ich kann doch ein wenig Italienisch! Ich war mit Papa und dem Pater Sosthenes zusammen schon in Rom. Was ‚Drei Hunde' heißt, kann ich Ihnen wahrscheinlich sogar in jeder Sprache sagen. Das gehört bei uns mal zur Bildung, und dafür habe ich viele Erzieherinnen unbeschreiblich furchtbar ärgern müssen. Nur: so bei einem Kellner was bestellen, das kann ich nicht; da bin ich zu sehr daran gewöhnt, daß das ein Herr für mich tut."

Gradner lächelte. „Das tat wohl immer der Pater Sosthenes? Der mit Ihnen zusammen sogar in Rom war? Das muß ja ein sonderbarer Heiliger sein! Es ist doch derselbe, der wie ein Heide flucht, wenn ihm was nicht paßt?"

„Ja, das tut er," sagte Sylva sehr energisch, trotz ihrer kleinen Stimme. „Er flucht wie ein gottsträflicher Heide! Und er darf das! Denn das ist vielleicht das beste an ihm. Das ist menschlich! Sonst wäre es vor Gottesgnadentum gar nicht mit ihm auszuhalten." Sie hatte wieder den alten vertraulichen Ton angenommen.

„Sehen Sie, lieber Freund," sagte sie lächelnd, indem sie sich etwas vorbeugte, „Sie sind kein Katholik und wissen auch nichts von all den Schönheiten unserer Religion. Sie haben nur das Gefühl, das Sie hilfeflehend zur Madonna aufblicken läßt, wenn Sie mir mit Ihrer Wahrheitsliebe hinter die Schleierchen sehen wollen. Und das ist auch schon ganz schön. Aber der Pater Sosthenes ist anders: der trägt mit christlicher Demut ein großes Leid. Und deshalb darf er auch fluchen. Er war vielleicht noch kräftiger und noch lebensfreudiger und

noch glücklicher als Sie. Bis ihm die Liebe alles nahm. Damals, als er noch ungarischer Husarenoffizier war. Und die Ungarn lieben heiß! Aber das Mädchen konnte und durfte ihn nicht heiraten, weil — nun: weil es dem lieben Gott etwas geschenkt hatte, was der Husarenoffizier brauchte, um glücklich zu sein.

Das verstehen Sie nicht; aber der Pater Sosthenes ist Katholik, und da hat er's verstanden. Und weil er immer nur an die eine denken konnte, war ihm das ganze liebeslustige Leben nichts mehr wert. Da ging er ins Kloster. Und dort flucht er, wenn's ihn mal wieder überkommt, daß sein Leben verpfuscht ist. Aber kürzlich hat ihn dabei ein ganz kleines Schläglein gerührt. Und ich habe geweint, als man mir's schrieb. Denn der Pater Sosthenes ist mir immer ein lieber Freund gewesen. Mehr habe ich ihm aber nicht schreiben dürfen, als daß er den Tokaier weniger zum Tröster nehmen soll. Denn der Abt liest erst alle Briefe. Aber das habe ich ihm auch geschrieben, daß er von mir aus die Einwilligung hat, noch viel gräßlicher zu fluchen! So, und nun wissen Sie, wer der Pater Sosthenes ist; und Sie werden ihn kennenlernen und ihn dann genau so liebhaben wie ich."

Gradner forschte in Sylvas Gesicht. War Sylva selbst dieses Mädchen gewesen, um derentwillen ein lebensfroher Mann seine Tage hinter Klostermauern vertrauerte? War dies die große Liebe, die er aus ihren Schriftzügen herausgelesen zu haben glaubte? Die Erinnerung an diesen Mann war ja so stark in ihr, daß sie andauernd Vergleiche anstellte, was der Pater Sosthenes denken oder tun würde.

Doch warum hatten sich die beiden nicht heiraten können? Sylva war doch frei!

Er versuchte, sich zu wiederholen, was Sylva als Grund für Pater Sosthenes' Eintritt ins Kloster angegeben hatte. Weil er Husarenoffizier war, und weil — weil das geliebte Mädchen sich schon vorher dem lieben Gott geschenkt hatte. Also eine Nonne!

Demnach konnte es keinesfalls Sylva gewesen sein, die eine solch ausschlaggebende Rolle in Pater Sosthenes' Leben gespielt hatte. Soviel kannte er vom Katholizismus, daß man nicht mit Diener und Zofe in der Welt umherreiste, wenn man einmal den Schleier genommen hatte. Sylva war doch auch allem Anscheine nach viel zu strenggläubig, als daß sie etwas tun würde, was mit den Regeln ihrer Kirche nicht zu vereinbaren war.

Nein, Sylva war sicher nicht das Mädchen, das den Pater Sosthenes zum Fluchen, zum Tokaier und zum „Schläglein" gebracht hatte! Er war ihr nie mehr als ein lieber Freund gewesen; vielleicht auch ein Beichtvater.

Warum erzählte sie ihm aber dann diese lange Geschichte? Hatte er nach Pater Sosthenes' Liebesleben geforscht? Nichts hatte ihm ferner gelegen. Die Maske hatte er Sylva herunterreißen wollen: er hatte wissen wollen, ob sie ein Wesen aus einer ihm fremden Welt war oder — oder eine Betrügerin!

Und sie hatte ihn mit Erfindung einer rührenden Geschichte von seinen Nachforschungen abgelenkt!

Sie lag jetzt bleich und erschöpft in den Kissen, um sein Mitleid zu erregen.

Sie wußte, daß sie schön war, berauschend schön in ihrer Schwäche. In ihrer weiblichen Hilflosigkeit; in ihrem Vertrauen einem Manne gegenüber, der noch vor wenig Tagen ihr von leicht geraubten Küssen erzählt hatte.

„Sie sind heute so still," sagte Sylva ganz leise. „Ich mag auch das. Aber Sie sollen froh bei mir sein! Vielleicht ist's die ungewohnte Umgebung. Ich hab' so gern ein paar liebe Sachen um mich, die mich an mein Kapellchen daheim erinnern. Das darf Sie nicht stören. Wenn Sie mich auf Schloß Kis Szolyva besuchen, werden Sie mein Kapellchen liebgewinnen. Das hat noch der Papa bauen lassen, als ich so krank wurde und nicht mehr zur Messe ins Dorf gehen durfte. Und auch das darf Sie nicht stören, was ich über die Schönheiten unserer Religion gesagt habe. Sie haben ja denselben lieben Gott; nur daß er bei Ihnen ein bißchen kälter angezogen ist. Wenn man nur an seine Güte glaubt. Und das tun Sie doch?"

Gradner dachte tief nach. Er war wie hypnotisiert von der Stimme, die unter dem gekreuzigten Heiland so milde das Trennende aller Religionen überbrückte.

„Ich habe meinen Glauben schon als Kind verloren gehabt," sagte er beschämt. Und zögernd, leise, fügte er hinzu: „Aber ich möchte wieder an einen großen, gütigen Gott glauben lernen."

Es war so still im Zimmer geworden, daß man einen Wachstropfen auf den silbernen Leuchter fallen hörte.

Sylva hob die Augenlider. Dann ließ sie den Blick auf Gradner ruhen. „Danke, danke," sagte sie so innig, als wenn sie das schönste Geschenk erhalten hätte.

Gradner erhob sich. Nein, dieses Mädchen war keine Betrügerin! Er beging ein Verbrechen, wenn er dies liebe, erschöpfte Wesen jetzt noch mit seinen Zweifeln quälen wollte. Sylva war eine Kranke, die aller Schonung bedurfte! „Durchlaucht," stammelte er errötend, indem er ihr die Hand zum Abschied hinhielt, „Durchlaucht . . ."

Sylva faßte seine Hand. „Wenn Sie mich noch ein einziges Mal Durchlaucht nennen, müssen Sie mir die Hand küssen, verstanden? Das gehört dazu. Und das tut doch so ein deutscher Mann mit Vollbart nicht! Wenigstens nicht gern. Durchlaucht bin ich nur für Imre und das andere Gelichter, weil die sonst vor einem solchen Dreikäsehoch, wie ich bin, keinen Respekt haben. Die nehmen's einem übel, wenn man nicht gehörig auf Distanz hält.

Nein, nicht die," wehrte sie ab, weil Gradner sich plötzlich niedergebeugt hatte, um ihr die Hand zu küssen, „Ihnen gehört die linke, das wissen Sie doch! — So! Und nicht wahr: es hat nicht weh getan?" Sie hatte sich sichtbar wieder erholt und auch ihre Heiterkeit wiedergefunden. „Sie sind überhaupt fabelhaft gelehrig, lieber Freund!" sagte sie mit scherzhafter Bewunderung. „Wissen Sie, daß Sie vorhin ‚und — und‘ gesagt haben, genau wie man's von mir behauptet? Wenn Sie dabei nicht so unbeschreiblich furchtbar ernst ausgesehen hätten, würde ich gelacht haben, weil's lustig ist. Und — und die Sätze fangen Sie auch nicht mehr mit ‚Gott‘ an, obgleich ich's Ihnen erlaubt habe! — So, Sie wollen also wirklich schon gehen? Ach ja, ich bin ja leider nun mal so schwach, daß auf meine Gesundheit Rücksicht genommen werden muß. Aber morgen müssen Sie wiederkommen. Dann fahren wir zum alten Hagen oder ins Kasino oder . . ."

Gradner unterbrach sie lächelnd. „Sie müssen sich schonen, Sylva . . .!"

„Das war nett; und so ist's wieder richtig zwischen uns," warf Sylva ein.

„Ja, und — und hier oben bei Ihnen ist's so friedlich, so stimmungsvoll . . ."

„Aber nein," sagte Sylva erschreckend, „Sie werden doch nicht glauben, daß ich Sie immer im Bett empfangen will? Das muß doch nur sein, wenn ich Fieber habe! Weil ich sonst zu schwach werde. Und — und das kann morgen früh schon wieder vorbei sein. Ich bin so eine Art Stehaufmädchen, wenn auch nicht ganz; denn jetzt bin ich wirklich so schwach, daß ich danken muß, weil Sie gehen wollen."

Sie griff nach der Klingel für Babette.

„Das sagt man ja sonst nicht so offen, daß man dafür dankt," verbesserte sie sich. „Und — und ich habe Ihnen ja ganz was anderes zu danken. Ich ..."

Gradner wollte sich, wie alle feinfühlenderen Menschen, dagegen wehren, daß das Selbstverständliche ausgesprochen wurde. Sylvas Stimme klang so warm, ihre Augen blickten so vertrauensvoll lieb, daß er eine Anerkennung befürchtete. „Die Harmonika ist unbeschreiblich furchtbar schön," sagte er schnell ablenkend.

„Gewiß, aber dafür dankt man nicht weiter." Sylva horchte auf, Babette hatte an die Tür geklopft. „Sehen Sie, lieber Freund, sprach sie dann noch langsamer, als dies sonst ihre Art war, „bisher haben nur der Arzt und der Mönch an meinem Bett sitzen dürfen. Und — und ich konnte mich in Ihnen geirrt haben! Als Sie vorhin die Klingel so in die Hand nahmen ... Aber das ging rasch vorüber. Und dafür muß ich Ihnen danken. Es ist so schön, wenn man nicht nur an Gott, sondern auch an die Menschen glauben kann. Danke, danke!" — Sie hob etwas die Stimme. „So, jetzt dürfen Sie hereinkommen, liebe Babette." —

Gradner empfand es nicht mehr als hochstaplerisches Blendwerk, daß er an der Tür des Empfangszimmers von Imre erwartet wurde, der ihm in den Mantel half und ihm Hut und Stock reichte. Imres Gesicht erschien ihm jetzt sogar weit weniger spitzbubenmäßig; nur gerade noch so das Dienergesicht, das etwas rötlich angelaufen ist, weil die Herrschaft anständigen Kognak führt. Wenn ihm jetzt etwas peinlich war, so war's Imres Vollbart! So ein Diener, der doch niemals in die Lage kam, ein Verwandlungskünstler sein zu müssen, hatte einfach die Verpflichtung, glattrasiert in der Welt herumzulaufen, auch wenn er zehnmal der ungarischen Pußta entstammte!

Als Gradner bei Oelsner vorbeiging, hielt er es für seine Pflicht, sofort allen ungerechtfertigten Mutmaßungen die Spitze abzubrechen.

Er trat rasch an Oelsners Pult heran und erklärte fast im Befehlston: „Die Prinzessin v. Bubenhofen ist eine echte Durchlaucht; ich bitte darum, daß sie dementsprechend behandelt wird."

Oelsner blickte ihn etwas überrascht an. „Menschenskind, habe ich denn daran gezweifelt?" sagte er lächelnd. „Das brauchen Sie mir doch nicht erst zu erzählen. Das sieht doch schon unser Kindermädchen!" —

„Du," rief er dann seine Frau herbei und zeigte auf Gradner, der an der Landungsbrücke auf den Dampfer nach Salò wartete, „der Signor Barbarossa entwickelt sich! Wie ein preußischer Gardeleutnant hat er mich angeschnauzt, weil ich meine Bedenken wegen der Stubenreinheit der kleinen Bubenhofen hatte. So ein Wichtigtuer! Glaubt der denn wirklich, daß ihn eine Prinzessin heiratet, wenn sie echt ist? Der kann froh sein, wenn er noch mal unser Kindermädchen heiraten darf!" —

Als Gradner an diesem Abend beim Kaminfeuer das Zwölf-Uhr-Signal von Cisano erwartete, formte sich aus seinen Erinnerungen an den heutigen Tag der Gedanke: Nicht Mönch, nicht Arzt, war ich — an deinem Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied der Arbeit. Von Fritz Kudnig

Die Luft ringsum
ist ein einziges dumpfes Gesumm
und ein wildes Gestampf,
als lägen Heere von Teufeln hier miteinander im Kampf.
Vor ratternden Riesenmaschinen, bestrahlt von elektrischen Lichtern,
halbnackte, berußte Männer mit schweißüberströmten Gesichtern ...
Die stopfen, bald unter Fluchen, bald unter Lachen,
den Ungetümen Zentner von Kohlen in ihre Rachen ...
Lohende Feuersträhnen
vergolden der Männer Leiber, Gesichter und Mähnen ...
Die sehen es kaum,
Die fühlen's auch kaum, daß rings in dem brausenden Raum
die rollenden Räder all in der Runde
mit jubelndem, donnerstimmigem Munde
das urgewaltige Lied der Arbeit singen ...
Das wuchtige Lied von der heiligen Menschenkraft,
die — oft fast vernichtet — sich immer wieder strafft,
die, Höhen und Tiefen durchforschend und Nähen und Weiten,
in unaufhörlichem, nie erlahmendem Ringen
Raum bemeisternd und Zeiten und Ewigkeiten ...
das ganze Weltall sich wird zu Füßen zwingen!

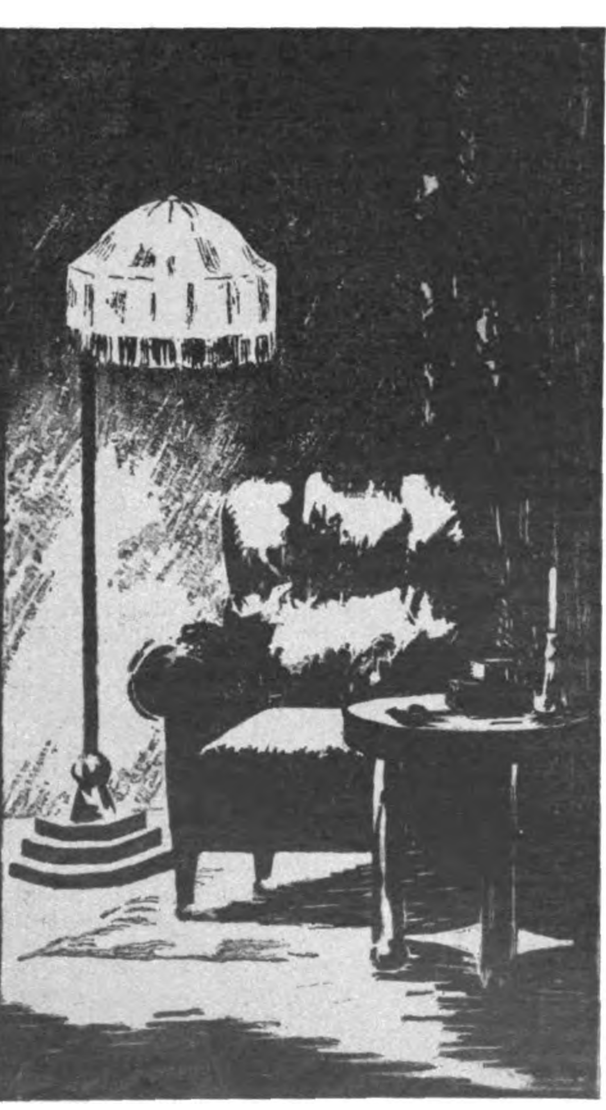
Was heißt Materialismus

Von Karl Zwing, Jena

Unser öffentliches Leben würde viel fruchtbarer sein, wenn es nicht überall durch mißverstandene Schlagworte verwirrt würde. Wir brauchen nicht die Meinungen anderer Menschen anzunehmen, aber wir müssen wissen, was sie denken und erstreben. Daran aber werden wir gehindert, wenn wir irgendwelche Programmworte aufgreifen und ihnen einen halbrichtigen oder falschen Sinn unterlegen. Zu diesen mißgedeuteten Worten gehört heute das Wort „Materialismus", hinter dem sich ganz verschiedene Begriffe verbergen.

Am häufigsten trifft man das Wort heute an, wenn von der Arbeiterbewegung und der Geschichtsauffassung von Karl Marx gesprochen wird. Hier aber wird „Materialismus" in einem ganz besonderen Sinn verwendet, den man kennen und von den anderen möglichen Bedeutungen des gleichen Wortes unterscheiden muß, wenn man einer so bedeutsamen Bewegung in unserm wirtschaftlichen und geistigen Leben, wie es die Sozialdemokratie ist, gerecht werden will. Kennenlernen und Verstehen muß auch hier vor jeder politischen Stellungnahme hergehen.

Zunächst pflegt man mit dem Wort Materialismus ein sittliches Werturteil zu verbinden. Man versteht unter einem Materialisten einen Menschen, der nur aus materiellen Beweggründen, um materieller Vorteile willen handelt. Er braucht deshalb kein hohler und oberflächlicher Genußmensch zu sein. Er kann so handeln, weil er die Überzeugung hat, daß sinnlicher Genuß der einzige Wert ist, der in der Welt Bestand hat. Wir dürfen dann sagen, daß er Materialist seiner Weltanschauung nach ist. Dazu gehört dann weiter, daß er sich die Entstehung und das Wesen der Welt rein materiell vorstellt. Vor allem gehört es zum Wesen der materialistischen Weltanschauung, daß die Seele nicht als ein selbständiges Wesen neben dem Körper, sondern alles Seelenleben als bloße Tätigkeit des Gehirns aufgefaßt wird. Grob ist diese Weltanschauung, die man in ihren tiefsten Kundgebungen kennenlernen muß, um sie zu achten und zu verstehen, in dem Satz ausgedrückt worden: „Der Mensch ist, was er ißt."



Behagliche Ecke. Nach einem Linoleumschnitt von Hilde Baur.

Von diesen beiden Bedeutungen des Wortes Materialismus, dem sittlichen und dem philosophischen Materialismus, ist zu unterscheiden der sogenannte historische Materialismus, den Marx begründet hat. Dieser historische Materialismus ist weder ein sittliches noch ein weltanschauliches Bekenntnis, sondern eine geschichtliche Forschungsmethode. Wenn man die menschliche Geschichte richtig verstehen will, wenn man weiter zu einem richtigen Urteil über die Triebkräfte des gegenwärtigen Lebens gelangen und an der Gestaltung der Zukunft mitarbeiten will, so ergibt sich vor allem die Frage: Wo liegen die treibenden Kräfte für das geschichtliche Geschehen? Sind es große menschliche Persönlichkeiten, durch deren genialen Willen die Geschichte der Völker bestimmt ist, oder sind es die wirtschaftlichen Verhältnisse, die eine entschiedene Rolle spielen?

Welche Antwort Marx auf diese Frage gab, führen wir am besten in seinen eigenen Worten aus dem 1. Bande seines „Kapital" an, das zugleich ein verhältnismäßig leicht verständliches Beispiel für seinen Stil ist; denn im Original sind seine Schriften nicht nur wegen der Überfülle von Fremdwörtern, sondern wegen der abstrakten (begrifflichen) und verschlungenen Beweisführung selbst für den Fachmann sehr schwer verständlich. Marx schreibt also: „Die Triebkräfte der menschlichen Gesellschaft, die die wechselnden Inhalte des Fühlens, Denkens oder des Bewußtseins der Menschen hervorrufen, oder die verschiedenen Einrichtungen und Konflikte entstehen lassen, entstammen den materiellen Lebensverhältnissen. Die Grundlage der Menschheitsgeschichte ist materiell, das heißt: die Art, wie die Menschen als gesellschaftliche Wesen mit Hilfe der sie umgebenden Natur und mit Hilfe der ihnen selber innewohnenden körperlichen und geistigen Fähigkeiten ihr materielles Leben gestalten, die notwendigen Güter zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse herstellen, verteilen, austauschen. Von sämtlichen Teilen des materiellen Lebens ist die Produktion die wichtigste. Und diese wird bestimmt durch die Produktivkräfte, die zweierlei Art sind:

sachliche und persönliche. Die sachlichen Produktivkräfte sind: Grund und Boden, Wasser, Klima, Rohstoffe, Werkzeuge und Maschinen. Die persönlichen Produktivkräfte sind: die Arbeiter, die naturwissenschaftlichen Forscher, die Technologen, endlich die Rasse: die historisch erworbenen, arbeitsfördernden Eigenschaften bestimmter Menschheitsgruppen. Unter sämtlichen Produktivkräften nehmen die Arbeiter die erste Stelle ein; sie sind die stärkste Produktivkraft. Die nächstwichtigste Stelle gebührt der Technologie; sie ist eine sozialrevolutionäre Kraft erster Größe."

Marx dachte also geschichtlich, das heißt, er hielt sich immer vor Augen, daß wir es in der Welt mit einem Werden und einer Entwicklung zu tun haben. Zweitens aber fragte er, welche Kräfte denn nun für diese Entwicklung bestimmend seien, und da glaubte er erkannt zu haben, daß die Produktivkräfte (die materiellen Kräfte) die letzten Ursachen seien, die die Änderungen in den Inhalten und Formen der menschlichen Gesellschaft hervorrufen. Aus diesen beiden Erkenntnissen setzt sich der Doppelbegriff „materialistische Geschichtsauffassung" zusammen.

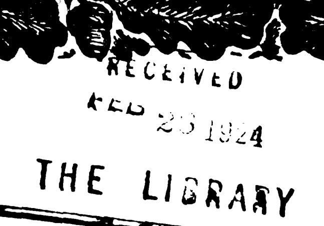
Diese sagt: Allen geschichtlichen Veränderungen liegt eine Hauptveränderung zugrunde, nämlich die allmähliche Entwicklung, Zunahme und Verfeinerung der Produktivkräfte. Zu den Produktivkräften gehört alles, was lebensnotwendige Güter hervorbringen hilft, sowohl die Felder, auf denen der Flachs wächst, wie die Bauern, die ihn pflanzen, einbringen und brechen, die Tiere, die zum Ackerbau gebraucht werden, die Maschinen, die den Flachs spinnen und weben, der Ingenieur, der die Maschinen erfindet, baut und verbessert. Weil nun aber die Maschinen verfeinert werden, der Ackerbau vervollkommnet wird, die Bevölkerung sich vermehrt, kurz: weil die Produktivkräfte sich naturnotwendig entwickeln, ändern sich auch die Produktionsverhältnisse, das heißt die Formen des wirtschaftlichen Betriebs. Marx hat das schlagwortartig so ausgedrückt: „Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft von Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten." So haben also die Produktivmittel in ihren naturgesetzlichen, notwendigen Entwicklungsprozeß zunächst die Produktionsverhältnisse (wir dürfen dafür auch sagen: die sozialen Verhältnisse) hineingezogen. Weiter aber ist jedes Zeitalter bestrebt, den tatsächlich herrschenden Verhältnissen durch Gesetze und Verfassungen einen rechtlichen Ausdruck zu verleihen. Rechts- und Staatsleben werden nach Marx nicht nach irgendeinem Ideal, das die Menschen sich machen, frei geschaffen, sondern sie „protokollieren nur das Wollen der ökonomischen Verhältnisse". Die Gesetze sprechen kein ewiges Recht aus, sondern heiligen nur die augenblicklichen Machtverhältnisse. Und nicht genug damit: außer dem juristisch-politischen gibt es noch einen „ideologischen Überbau", der ebenso bedingt und unabhängig von den maßgebenden Grundlagen, den Produktivkräften ist. Darin faßt Marx Religion, Kunst, Philosophie, Moral zusammen. Auch sie wandeln sich, wenn und weil die wirtschaftlichen Bedingungen der Zeiten sich wandeln.

Also nicht die Ideen verändern nach Marx die Verhältnisse der Menschen, sondern die Produktivkräfte. Die Ideen erzeugen nur scheinbar die Bewegung der Gesellschaft, sie können sich aber in Wahrheit erst durchsetzen, wenn die Verhältnisse dazu im Schoße der Entwicklung reif geworden sind. Das schließt natürlich nicht aus, daß Ideen, Erkenntnisse, Forschungsergebnisse früher erscheinen können, also den Verhältnissen vorauseilen, sie können sich aber in solchen Fällen in dem Gesellschaftskörper nicht durchsetzen. „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt," sagt K. Marx im Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie". „Die Menschen machen ihre Geschichte, aber nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen" (Marx, Der achtzehnte Brumaire).

Die materiellen Energien (Produktivkräfte) gelten ihm somit als die Grundlagen des gesellschaftlichen Seins und Denkens. Recht, Religion, Sittlichkeit, Weltanschauung, Staatsform sind nicht die bestimmenden Kräfte, sondern nur eine natürliche Folgeerscheinung, das geistige Gegenstück, oder, wie Marx sagt, der Überbau der tatsächlichen und grundlegenden Vorgänge. Die Bildung der Gesellschaftsklassen, auch der zwei neuzeitlichen, Bourgeoisie und Proletariat, wurzelt in den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen. Ändert sich die ökonomische Grundlage, dann hat dies auch eine Veränderung des Überbaues der menschlichen Gesellschaft zur Folge. Dabei wird die Mitbestimmung des einzelnen Individuums, der Persönlichkeit, des Führers oder des Helden im Entwicklungsprozeß keineswegs geleugnet. Der einzelne Mensch kann die Entwicklung der Technik beeinflussen, aber nicht ihre Richtung bestimmen. Auch wäre es ganz falsch zu glauben, daß durch den natürlichen Verlauf, auch ohne die menschlichen Handlungen, alles Notwendige geschieht. Die Menschen müssen das Feld bestellen, ja in Zeiten der Übervölkerung müssen sie sogar sehr intensive Feldwirtschaft treiben; denn die Natur ernährt sie nicht von sich selbst. Aber ebenso wie der Bauer im Spätherbst keine Kartoffeln legen darf, so darf auch der Sozialreformer nichts unternehmen, was gegen seine Zeit, das heißt gegen den natürlichen Entwicklungsgang der Produktivkräfte ist. Alle übereilten Maßnahmen sind deshalb utopierte, das heißt sie gehören nach Utopia, das heißt Nirgendland, während wir auf der Erde leben, deren Verhältnisse Marx wissenschaftlich erkannt zu haben glaubte.

Klassenkämpfe nennt Marx die Widersprüche und Gegensätze im geistigen und wirtschaftlichen Leben eines Zeitalters, und wenn er solche Klassenkämpfe sieht, so zieht er lediglich die Folgerung: die Ruhe einer Kulturstufe hat aufgehört, und die Fortentwicklung zu einer höheren Stufe hat begonnen. In diesem Sinne faßte er auch den Gegensatz von Bürgertum und Arbeiterschaft (Bourgeoisie und Proletariat) auf. Diese beiden neuzeitlichen Gesellschaftsklassen befinden sich heute in einem ununterbrochenen Ringen um die politische und wirtschaftliche Macht. Wenn der Kampf entschieden und die jetzige privatkapitalistische Wirtschaftsordnung damit überwunden ist, sollen wir nach Marx eine klassen l o s e Gesellschaft haben. „Mit dieser Gesellschaftsformation", sagt Karl Marx, „schließt die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab." Dann erst tritt die Menschheit in ihre eigentliche Geschichte geistiger Kultur ein. Und den Weg dahin meinte Marx darin erkennen zu sollen, daß die Arbeiterschaft durch Festhalten an ihrem Klassenkampfgedanken die alte Wirtschaftsordnung mit ihren Idealen überwinden hilft, nicht etwa zum Zwecke einer äußerlichen Vielherrschaft, sondern um die wirtschaftlichen, materiellen Grundlagen für neue Überbauten, ein neues Recht, eine neue Moral zu schaffen.





RECLAMS UNIVERSUM

★

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 37



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Schäferstündchen

Nach einer Plastik von Ludwig Dasio

Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung



In der Lüneburger Heide. Nach einer künstlerischen Aufnahme von O. Hartmann.

DIE MAUER

ROMAN VON GEORG ENGEL

SCHLUSS

Vor dem Tor des großen Warenhauses standen die Verehrer. Es war um die Zeit des Geschäftsschlusses, und manche der Wartenden zogen bereits ungeduldig ihre Uhren.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung!

Mitten in dem Schwarm ging eine Blonde in schwarzgefleckter Pelzjacke, eine Berühmtheit, denn sie war von einem der illustrierten Blätter im Bilde festgehalten worden, noch dazu mit der Unterschrift: „Die Retterin eines Prinzen".

Alle Achtung, das war nichts Alltägliches! Und daß sie trotzdem unzugänglich blieb, das verlieh der Böhmin einen ganz unwahrscheinlichen Reiz.

Wer in aller Welt mochte wohl der Tröster dieser einsamen Talmi-Aristokratin sein? Und das Erstaunen wuchs allgemein, weil sich nur ab und zu an den Toren der Seligkeit ein häßlicher Kleinbürger blicken ließ, um sich demütig und voller Entschuldigungen an ihre Seite zu schieben. Dann konnte sie es fast niemals begreifen, wieso dieser verstaubte Aktendeckel die köstlichen Atlasseiten ihres übrigen Lebensbuches einfassen sollte. Wer wußte denn, ob der Nazel nicht eines Tages zurückkehrte? Konnte er in seinem Schloß nicht ebenso jede Nacht von der Anna träumen, wie sie ihn in der Bodenkammer der Rasse heimlich neben sich fühlte?

In der illustrierten Zeitung war zugleich die Andeutung gefallen, daß die Besungene einer fernen Neigung nachtrauere. Seit dem Augenblick, in dem sie das las, war ihre Erinnerung mächtig aufgepeitscht. Ihr Stolz wurde erregt und ihr törichtes Prinzessinnentum, das ohnehin längst die Pracht ihres Körpers den ererbten Privilegien ihres entschwundenen Geliebten für ebenbürtig einschätzte. Seit diesem Moment bäumte sich die schöne Täuschung ihrer Vorzüge übermäßig gegen jede Herabwürdigung durch ungepflegte Hände auf, und in ihrem sonst so eigensüchtigen Herzen flammte wild und zehrend die Bangigkeit nach all dem, was sie einst besessen und jetzt verloren glaubte. In ihrem Zimmer war der Nazel herumgegangen, der Graf, der Prinz — oi Jegerl, er war ja tatsächlich ein richtiger Prinz gewesen, jubelte es in ihr —, hier hatten sie zusammen gesessen, dicht nebeneinander, so daß ihre Fußspitzen sich berühren mußten, was die Blonde oft und gern herbeiführte, und der feine Mensch hatte ihr allerlei „närrische" Dinge erzählt. Nicht weit davon — waren dort nicht Traum und Seligkeit durcheinander gebraust, bis man Schaum zu sein glaubte auf himmelhoch schlagenden Wogen?

☆

In den unsprengbaren Schlummer der Schläferin, denn der Traumgott trug den schönen Leib stets hinter drei eiserne verschlossene Tore, mischten sich im Lauf der Nacht allerlei verworrene Geräusche. Immer wieder war es so, als ob die Haustür geöffnet wurde, Schlüssel rasselten, in dem Torweg hallten Stimmen, verdeckte Schritte knirschten über die Treppen.

Es dämmerte sacht, und die grauen Spinnen der Wirklichkeit krochen bereits überall an Stuhlbeinen und Pfosten in die Höhe, als es in dem Schloß der niedrigen Tür zu klirren begann. Von kundiger Hand wurde draußen ein Schlüssel gedreht. Gleich darauf riß das Netz, und durch die überall springenden Fäden trat ein Mann in reichem Gehpelz an das Lager. Begierig beugte er sich, um die Lippen der Schläferin zu berühren, diese beständig erträumten, Leben und Frische spendenden Quellen, und seine Rührung wurde noch weicher und zärtlicher, als er bemerkte, wie die Träumende seine Liebkosung als etwas Selbstverständliches, in allen Sinnen Gehegtes, dankbar und zugleich schmeichelnd erwiderte.

Da schob er ihr die Hand auf die Brust und fragte die verklärt Lächelnde: „Wo bist du, du armes Kind?"

Die Hingestreckte rührte sich nicht. „Bei dir!" flüsterte sie zwischen Licht und Dunkelheit in einem merkwürdig singenden Ton. Und diesem Urlaut aus anderen Reichen, ungetrübt und aus Tiefen entsprudelt, in denen nur das

ewige Weben und Wirken des zum Werden Bestimmten waltet, jener reinsten Wahrheit konnte der Zurückgetriebene nicht widerstehen.

Er war gekommen, um erneut seinen Weg in das Volk zu finden, und er vermählte sich jetzt dem Volke, berauscht von seiner unverbildeten Natürlichkeit.

Traum und Erfüllung feierten in dem dämmrigen Stübchen ihr göttlich-menschliches Fest.

Aber noch hatte das vertraute Glockenspiel auf dem Kirchturm den beiden Vereinten nicht die sechste Stunde des Morgens angezeigt, noch war durch den dünnen Vorhang des einzigen Dachfensters nicht der erste bleiche Strahl gebrochen, als vor dem Ohr des Ignotus bereits eine helle, neckende Stimme wisperte, die trotz aller weichen Zärtlichkeit doch sehr der Erde angehörte: „Und was soll nun aus uns werden, du Nazel? — Hast du dir das schon überlegt?"

Der Geliebte neben ihr rührte sich, und indem er sich mit mannhaftem Entschluß der vorschwebenden Zeitlosigkeit entzog, bekräftigte er ehrlich und überzeugt: „Was wir schon sind, Liebste, Mann und Weib. Gerade wir Bevorzugten müssen dem Volke geben, was des Volkes ist, und dafür muß uns das Volk sein Höchstes zurückerstatten. Dies ist die Versöhnung!"

Ein Jauchzen, ein besinnungsloses Umschlingen, und dann erschöpfte sich Anna Znaim, umgaukelt und geblendet von einer unwahrscheinlichen Lichtflut, in den Äußerungen kindlichster Erkenntlichkeit.

✩

Jedoch kaum eine Stunde später lag die Blonde vor ihrem Geliebten buchstäblich auf den Knien und bat und schmollte und zürnte, der Nazel möchte von seinen Verrücktheiten absehen.

„Ich bitt' schön, was geht dich der Völz an?" Sie ballte die Fäuste und trommelte in Wut und von einer bösen Ahnung ergriffen auf dem Estrich herum. „So a Lump, so a Bandit, so a grausliger Eh', das wär' ja schön, mit solchem Gesindel wird man sich grad' abgeben, wir feinen Leut'. Überhaupt, er ist gar nicht hier im Haus und noch weniger bei die Mayenfischs," log sie. „Nein, nein, so wahr ich leb' — bei allen Heiligen!" Beteuernd preßte sie sich zwei Finger auf die Brust.

Der Ignotus jedoch lächelte nur sacht und schritt entschlossen durch die Tür. Da warf sich Anna die Pelzjacke um, damit sie den Wiedergefundenen auch nicht eine Sekunde aus den Augen verliere. Gott behüte, das Wunder konnte sich ja so leicht in Luft auflösen — nur das nicht.

Unten auf den Treppenfluren herrschte noch Finsternis, nur vorsichtig konnte man die Stufen heruntertappen, und bei den Mayenfischs wurde trotz wiederholten Läutens nicht geöffnet.

„Sixt es?" triumphierte die Böhmin und versuchte ihren Gefährten an der Hand zurückzuziehen. „Behält die Anna nun recht? — Komm, komm wieder nach oben, mein Herzensschatz, es ist ja noch Schlafenszeit!" Allein ihre wahre, zärtliche Angst verflatterte. Tief unten klirrte an der Haustür ein Schlüssel.

„Horch!" Der junge Graf entwand sich ihr von neuem, um nun unbeirrt am Geländer die Stufen hinabzugleiten, bis er den ewig nach Schwamm und Moder dünstenden Hausflur erreicht hatte. Zwei Männer drehten hier gerade die schwere Tür, und durch den geöffneten Spalt drang ein Schein des grauenden Morgens. Im Dämmerlicht konnte man die beiden Figuren zur Not unterscheiden; auch wandte sich bei dem entstehenden Geräusch der Schlankere der beiden um und zeigte sein schmales, von einem schwarzen Bart umrandetes Antlitz.

„Das ist er," fuhr jetzt Joachim-Wendelin hoch auf, entriß sich der seinen Arm umklammernden Hand, während er bereits mit einem Satz dem aus dem Haus Hinausspringenden nachstürzte.

„Gott steh mir bei," rief auch die Böhmin, denn trotz der Veränderung seines Äußeren glaubte sie die bleichen Züge des unheimlichen Gesellen auf der Stelle entdeckt zu haben. Besinnungslos stürmte sie ihrem Geliebten nach: „Erbarm' dich, Nazel," bettelte sie laut und völlig verworren, als sie die Straße erreicht hatte, und unbekümmert um die Betroffenheit der frühen Passanten warf sie in ihrer überwältigenden Furcht, das große, glänzende, kaum gewonnene Glück könnte wieder aus ihrer Hand entschwinden, beide Arme fuchtelnd in die Luft: „Haltet's — haltet's den Völz —" zeterte sie sinnlos und flatterte wie ein sterbender Vogel quer über den Damm. „Es ist der Völz — der Völz — er will meinem Schatz was antun! Alle Heiligen, seht ihr's denn nicht, der Völz!"

„Wer? Was?"

Der gefürchtete Name weckte einen schneidenden Widerhall.

Im Ernst? Der unheimliche, vielgesuchte, der wüste, verstandberaubte Zertrümmerer oder der gotterwählte, schwarze Richter — wer vermochte es in der wirren Zeit zu sondern? — er hatte wieder Gestalt angenommen und blitzte durch die müden Gassen?

„Wer? — Wo?"

Im Augenblick hatte sich ein Haufe um das Mädchen gebildet, lärmende Fragen schossen auf die Haltlose ein, diese aber schleuderte nur, jeder Hemmung bar, den Arm vor und wies auf ein offenes Auto, das eben die beiden Verdächtigen aufgenommen. Über den vielen Häuptern schrillte ihr scharfes, zeterndes Gellen immer wilder: „Laßt's mich los — los sollt's mich lassen! Da auf dem Trittbrett der Nazel — ihm geschieht a Unglück!" Unbändig raste diesmal das Herz in der Brust des vielbegehrten Geschöpfes, und während sich ihr Bewußtsein wohltätig umnebelte, unterschied sie nicht mehr, ob es aus Eigennutz geschah oder ob sich ihre Seele und ihr Leben blutig verströmten.

Ihr Nazel, der Kavalier, der feine Herr aus dem Schloß, er stand auf dem Trittbrett des brausenden und puffenden Kastens, und über ihn senkten sich vor ihren verschwimmenden und brechenden Augen unzählige schwarze Fahnen. Sie hüllten ihn ein, sie bedeckten die ganze Straße, die dunklen Flore umwanden sie selbst und erstickten ihr jeden Laut.

„Gott erbarm' dich — es geschieht a Unglück," röchelte sie und kämpfte gegen das Gedränge, um sich einen Ausweg zu schaffen.

Stoßweise ruckte das Auto an, es stieß ein paarmal qualmigen Atem aus und wollte seinen Lauf beginnen.

Kaltblütig, in den funkelnden Augen einen festen, ehernen Entschluß, so lehnte sich der Schwarzbärtige jetzt über den Bord des Gefährtes. „Was wünschen Sie?" herrschte er den unerbetenen Gast an, während er die fremde Hand von der Türschwelle zu lösen strebte.

„Versöhnung," stammelte Joachim-Wendelin, indem er all sein Sehnen in diesen Ausdruck zu bannen suchte.

Da hatte sich das unbändige, vor Angst, Mitleid und Glücksverlangen halb irrsinnige Mädchen dem Kreis seiner Bedränger entwunden, wie ein abgeschossener Pfeil schnellte es schnurgerade hinter dem bereits gleitenden Kraftwagen her.

„Der Völz — der Völz," schrie sie, rasend in ihren wirbelnden Kleidern. „Helft's mir — helft's. Es gibt a Unglück!"

„Canaille," murmelte der zweite der Fahrenden. Durch einen plötzlichen Überfall befreite er sein Gefährt von dem blinden Passagier, dann schleuderte er dem Zurücktaumelnden verbissen ein kurzes, rundes Instrument nach.



Ein Krach — die Erde tanzte und donnerte, von den Hauswänden klirrten im weiten Umkreis die Scherben zersplitterter Fensterscheiben auf das Pflaster — und auf dem glatten Asphalt lag, umschwebt von einer brandigen Rauchwolke, ein zerfetzter Menschenleib.

„Nazel," jammerte die Böhmin durchdringend und warf sich besessen und sinnberaubt über den traurigen Rest ihrer goldglitzernden Zukunft. „Schau — schau, die Anna — die Anna!"

Tiefer und dichter senkten sich die schwarzen Fahnen, und unter ihren erstickenden Falten murmelte ein bleicher Mund hoffnungsvoll, wehmütig, beschwörend: „Versöhnung."

Die Mauer sank, die das Zeitliche von dem Ewigen trennt, und die schwarze, blutbefleckte Krume der Erde umschattete sich und entschwirrte in den Schoß des Spiels und des Zufalls!

✡

Über die Rampe des Proraer Schlosses rollte die lange Kette der Wagen von dannen, in denen sich die Trauergäste weithin über die Insel in ihre Schlösser und Landsitze zerstreuten. Durch die schwarzbewimpelten Gassen der schweigsamen kleinen Residenz wallten die Züge der Schulkinder, der Behörden und der vaterländischen Vereine hinter ihren florumhüllten Bannern, wohlgeordnet und noch umfangen von einer respektvollen Andacht, denn tief aus der im Erdgeschoß des Fürstensitzes gelegenen Kapelle dröhnte hinter ihnen her das volle, wuchtige Lied der Orgel, die an der verlassenen Andachtsstätte noch ein Nachspiel austönen ließ.

Durch den Park wurde von galonierten Dienern das Lieblingspferd des so früh Geschiedenen, kriegsmäßig geschmückt, in den Marstall zurückgeleitet. Unterdes war Se. Durchlaucht, der trotz aller inneren Entzweiung hart betroffene und erschütterte Vater, durch die schwarz ausgeschlagenen Galerien in seinen Bibliotheksaal zurückgelangt, wo er sich nach der düsteren, aufwühlenden Feier von der tiefgründigen, aber doch trostreichen Predigt, dem schwebenden Lichterglanz und dem seelendurchdringenden Kindergesang ein wenig zu erholen gedachte. In sich versunken lehnte der tadellose Kavalier, auch jetzt noch voll Haltung, an dem gewaltigen Renaissancetisch, und während er sein weißwelliges Haupt ganz leicht auf den Ausschnitt seines vornehmen Gehrockes beugte, schickte er einen flüchtigen Blick zu der schlanken, tiefverschleierten Dame hinüber, die sich auffallend scheu und einsamkeitsbeflissen in einen Lehnsessel in der fernsten, dämmrigsten Ecke des Saales gedrückt hatte.

Es war Sonja.

Außer ihr war nur noch der Doktor Otto Gerber im Vorüberschreiten von Dietrich-Claus um seine Begleitung ersucht worden, denn Se. Durchlaucht hatten es im Gefühl, daß bei der Verworrenheit der letzten Begebnisse und bei den wunderlichen Perspektiven, die sie dennoch eröffneten, es mehr als je eines kaltblütigen und sichtenden Verstandes bedürfen würde.

So stand denn der Beduine machtvoll und kräftig aufgerichtet an der anderen Seite des Tisches, und sein aufmerksames Antlitz bekundete keinerlei Geneigtheit, die gespannte Stille des Raumes durch irgendeine Bemerkung zu lösen.

Vielmehr hielt er es für angezeigt, das Anliegen der fürstlichen Familie in gehöriger Form an sich gelangen zu lassen.

„Ja," begann endlich der Fürst von Prora vorsichtig, beinahe tastend, indem er zugleich eine der herumliegenden Traueranzeigen ergriff, sie aber sofort wieder auf die Platte zurücklegte, „ein solcher Verlust bedeutet natürlich eine unwiderbringliche Lebenseinbuße. Namentlich einem so reichen, vielgestaltigen, seelisch verschwenderischen Charakter gegenüber. Ach, in dieser einzigen Form endigt ja leider die Persönlichkeit für immer auf unserer mageren Erde. Darüber, verehrter Freund, bin ich natürlich durch keinerlei moralische oder praktische Einwendungen zu täuschen. Aber —" und er wandte sich wie um Beifall werbend an seinen stummen Berater und tupfte sich ein wenig mit dem Taschentuch über die Stirn, „auf der anderen Seite habe ich dennoch Trost, oder sagen wir, eine gewisse innere Beruhigung aus den Worten des Herrn Superintendenten schöpfen können, als der Geistliche über den Katafalk hinweg bezeugte, daß mein armer, himmelstürmender Joachim bei dem Versuch hinweggerafft sei, die entsetzliche Disharmonie innerhalb der menschlichen Beziehungen auf seine Weise zu sänftigen. Sie wissen, Herr Doktor, ich zürne kraft meiner Anschauungen dem Verblendeten keineswegs, aber Sie werden es auch verstehen, wie es mich immerhin erheben muß, weil mein Sohn und Erbe schließlich doch auf eine so edle, oder sagen wir offen ritterliche Weise vollenden durfte. Hierin traf die Grabrede wohl völlig das Richtige. Nicht wahr?"

Es blieb unverkennbar, daß Dietrich-Claus nach jener sanften, fast bittenden Einladung direkt erleichtert und entladen aufgeatmet hätte, wenn seine versöhnliche Auffassung auch von dem nächsten Zuhörer geteilt oder gar ausdrücklich gebilligt worden wäre. Denn dann hätte er ja die Überzeugung hegen dürfen, daß jenes wohlwollende und schonende Urteil sich auch in seiner weiteren Umgebung verbreiten würde. Allein die erhoffte Zustimmung blieb aus. Schweigend verharrte der Besuch an seinem Standort, und nur seine dunklen, sprechenden Augen gaben den verlegenen Aristokraten nicht eine Sekunde frei. Dadurch verfiel der Fürst in eine immer offenkundigere Unsicherheit, bis er endlich die geradezu stählern schwirrende Ruhe um sich her nicht länger ertragen konnte.

Wiederum ergriff er ein Buch, stützte sich darauf und warf zum Schluß über die Tafel hinüber: „Oder, verehrter Freund, vermißten Sie noch etwas in dem geistlichen Nachruf?"

Jetzt neigte sein Gegenüber bestimmt das Haupt: „Jawohl, Durchlaucht," sagte er ruhig und kalt, „eine Kleinigkeit!"

„Wie? — hm!"

Dietrich-Claus erschrak, es wurde dunkel um ihn, die Rücksichtslosigkeit des Menschen ließ ihm die Knie zittern. „Verzeihen Sie," stotterte er, „was verstehen Sie darunter?"

„Hier ist weder der Ort noch die Stunde dazu, um dies zu erörtern."

„Und wenn ich Sie dennoch darum ersuchte? Sobald Sie mir einen Gefallen damit erwiesen!"

„Dann, Durchlaucht," hob der Anwalt die Stimme, indem er sich näher über den Tisch beugte, „dann würde ich Sie allerdings fragen, wie werden Sie über die allein bestimmende Tatsache hinwegkommen, daß Ihr Sohn — der Erbe Ihres fürstlichen Namens, in den Armen eines liebenden, opferbereiten Mädchens aus dem Volke verschied? Werden Sie darin den Fingerzeig, aber auch das Urteil eines gütigen, mahnenden Willens erkennen?"

Dietrich-Claus entfärbte sich, er schickte einen hilflosen Blick zu der starren Frauengestalt in der Ecke, und als ihm von dort keine Unterstützung nahte, hauchte er konfus auf sein goldenes Einglas: „Herr Doktor, ich muß leider befürchten, wir verstehen uns nicht!"

Über das scharfe Araberantlitz glitt ein fast mitleidiger Zug: „Dies beurteilen Durchlaucht durchaus richtig," entgegnete er fest, „und es fragt sich nur, wie lange wir noch warten müssen."

Er verbeugte sich und ging.

Ende

Bettgedanken

Von Sanitätsrat Dr. Eggebrecht

In dieser Welt der Arbeit, der Unruhe und des Kummers ist das Bett die Stätte, von der aus der Mensch ins Land des Vergessens, des Ausruhens und des Erstarkens geführt wird. So ist das Bett der beste Freund des Menschen, besonders des überarbeiteten, des bedrückten und des nervösen. Kein Wunder, daß sich die Hoffnungen und Wünsche des Kranken und des Gesunden und die Heilpläne des ärztlichen Beraters auf die Ruhestätte, in der wir wenigstens ein Drittel, meist die Hälfte unseres Lebens zubringen, ihre Einrichtungen und Verbesserungen zusammenfinden.

Schonung und Übung sind die beiden großen Faktoren der Lebensführung. Sie kommen auch in der Bettruhe zur Auswirkung. Die Bettruhe ist eine tägliche Liegekur und soll nicht zu kurz und nicht zu lang bemessen werden. Es gibt eine Disziplin des Bettes für den Kranken, aber auch für den Gesunden. Nur ausnahmsweise soll sie der Gesunde übertreten. Werde nicht der Sklave deines Bettes; gewöhne dich an kleine Schädlichkeiten des Lebens; denn sie sind auch von Wert für die Erstarkung. Aber setze dich auch nicht zu selbstherrlich über Grundforderungen der Ruhe hinweg. Hast du also ein Himmelbett, so gewöhne dich, einmal durch eine schlechte Nacht aus diesem Paradiese vertrieben zu sein. Schone dein Bett, aber nicht zu oft und lange auf Kosten deiner Kleider. Was der Anzug am Tage, ist das Bett in der Nacht. Luxus und Mängel des Bettes rächen sich schneller als die der Kleidung.

Es gibt eine Philosophie des Bettes. Sie bewährt sich vornehmlich in einer schlaflosen Nacht. Man soll diese Unannehmlichkeit philosophisch ertragen und sich beizeiten daran gewöhnen, darüber nicht zu sprechen und zu klagen. Es gibt eine stillwirkende Selbstsuggestion zum Schlaf, die durch Klagen und Geschrei über Schlafstörung nicht befördert wird.

Es gibt Lang- und Kurz-, Früh- und Spät-, Tages- und Nachtschläfer. Die Fasson der Schläferei ist eben sehr verschieden. Deswegen soll der eine den anderen nicht für abnorm erklären und ihm seine Sünde auch hierbei vergeben. In Ehen ist's allerdings eine schlimme Sache. Wenn zwei Gegensätze sich miteinander verheiraten — und gerade dies geschieht oft —, so wird der Frieden der mittleren Linie ein Problem.

Gehen wir auf die Hygiene des Bettes noch etwas ein, so ist hervorzuheben, daß unser Organismus durch die Lagerung eine Ruhigstellung erfährt, die sich in Verlangsamung des Kreislaufs, Verminderung der Muskeltätigkeit, Verminderung des Sauerstoffbedürfnisses u. a. äußert. Durch den Vorhang des Schlafes wird Gehirn und Nervensystem von der Welt getrennt, ihren Einflüssen entzogen und ruhiggestellt. Um dies Ziel der Beruhigung und Erholung zu erreichen, bedarf es sehr verschieden langer Zeitspannen, sowohl bei verschiedenen Individuen, als auch zu verschiedenen Zeiten beim selben Individuum. Wenn man nun auch zunächst sicher von der Forderung ausgehen muß, daß vom Bett und Schlafzimmer alle Momente, die einen Reiz, eine Beunruhigung darstellen, fernzuhalten sind, so belehrt den Unvoreingenommenen doch das Leben oft vom Gegenteil. Die „Beruhigungsmittel" sind tatsächlich höchst verschieden, und was dem einen schadet, ist dem anderen dienlich. Man kann den Ausspruch wagen, jeder hat den Schlaf, den er sich vorbereitet und verdient hat. Der eine braucht völlige Reizenthaltung, der andere einen bestimmten Reiz (vergleiche den Müller, der ohne sein Mühlengeräusch nicht schläft), der geistige Arbeiter braucht sein Problem zum Einschlafen; der Hans braucht den Ärger mit seiner Grete. Überall spricht der individuelle Reiz, Reizzustand und Reizgewöhnung ausschlaggebend mit. Allgemein gültige Regeln, die man peinlich für die Schlafgewinnung einzuhalten hat, gibt es nicht. Allzu heftige Reize sind immer von Schaden; über vieles entscheidet die Angewöhnung, das Beispiel, eine Lehrmeinung oder anderes. Es ist nicht fraglich, daß derselbe Mensch dem Wechsel unterliegt und oft verwerfen muß, was er vorher angebetet hat. Schon die ausnahmslose Forderung des Schlafens bei offenem Fenster ist nicht immer einzuhalten; denn das stellt für manche einen zu starken Reiz dar, der den Schlaf raubt. Änderungen sind versuchsweise und allmählich einzuführen. Das gleiche gilt von Wasseranwendungen vor dem Zubettgehen, vom Essen und Hungern, vom Spaziergang, Zimmerturnen und vielem anderen. Aus dieser Mannigfaltigkeit heraus erwächst auch die Schwierigkeit, Fragen hygienischer Volksbelehrung richtig vor aller Welt zu erörtern. Jeder hört nur das, was er hören will und was in seine Lebensweise und Anschauung paßt; das andere verwirft er, oft aus irgendeiner Parteiansicht heraus. Der Schlaf ist aber etwas sehr persönlich Individuelles. Sich selbst beraten und beobachten ist das wertvollste; der Arzt soll da eintreten, wenn eine — allerdings merkwürdig häufige — Instinktlosigkeit Fehler macht oder wo Krankheitszustände besondere Vorschriften erheischen. Im übrigen hilft der natürliche, gesunde Menschenverstand schon meist genügend; man muß ihn aber anwenden, z. B. nach einer schlaflosen Nacht; schon der Gedanke, sie im Zimmer und Bett, nicht auf der Landstraße, hinter einem Zaun oder im Nassen zugebracht zu haben, sollte die Unbilden der Schlaflosigkeit gering erscheinen lassen. Die Ursachen der Schlafstörungen sind zu zahlreich, um sie aufzuzählen. Lassen wir die seelischen ganz beiseite, ohne gerade sie für bedeutungslos zu achten, und lassen wir auch die Krankheiten mit Schlaflosigkeit unberücksichtigt, so bleiben einige schlafstörende Ursachen, wie Lagerung, Wärme des Zimmers und Bettes, Helligkeit oder Dunkelheit, Zeit des Schlafengehens u. a. m. — Fragen, die meist in der Kinderzeit von der Mutter her durch Gewohnheit und Tradition gelöst wurden. Es können nur ganz weite Richtlinien aufgestellt werden. Im allgemeinen wird man ohne Übertreibung sagen dürfen, daß Kinder und Erwachsene zu warm gehalten und gewöhnt werden. Lieber zu kühl als zu warm zudecken und so auch das Zimmer halten! Kürzere und längere Zeit ohne Bekleidung und Decke sind Kindern und Erwachsenen morgens oder abends anzuraten; dabei mit reichlicher Wasseranwendung (kalt oder heiß oder wechselnd) zu verbinden, und je auch mit gymnastischen Übungen. Das Programm scheint sehr umfangreich, ist aber in 15 Minuten zu erledigen und verbürgt ausreichende Abhärtung und leichteren Verlauf vieler Krankheiten. Es ist aber merkwürdig, daß manche Menschen nicht abgehärtet werden können; trotz aller Versuche bleiben sie luft- und zugempfindlich. In vorgerückteren Jahren, etwa nach 40 Jahren, ist die Ab-

härtung schwerer zu erreichen. Sie soll eben schon in der Kinderzeit einsetzen.

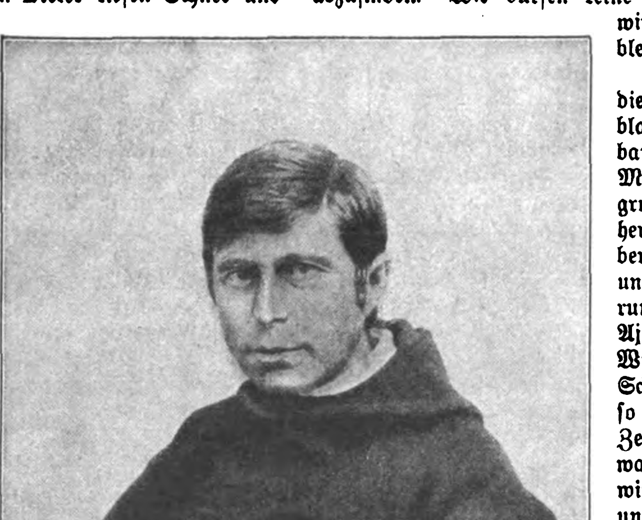
Die Lagerung im Bett, hohe Lage, flaches Liegen, sind auch Dinge, die ohne Nachdenken ganz verschiedenartig, meist instinktiv und richtig gelöst werden. Je weniger man von Kissen und Decken abhängig ist, um so besser. Die Gewohnheit, die alte Amme, ist aber eine schreckliche Erzieherin, so daß alles mögliche zum Schlaf notwendig und unabänderlich erscheint und schließlich wird. Wechsel und Veränderungen, Neuanpassungen und Versuche — das erhält beweglich, jung und eindrucksfähig. Aber wie schwierig ist es schon, die angewöhnte Rechts- oder Linkslage beim Schlafen zu ändern. Man tut's eigentlich nur durch einen Krankheitsvorgang gezwungen. Die meisten schlafen wohl rechts; ob, um die Herzseite freizuhalten? Lage und Haltung des Körpers und der Glieder erinnern bei vielen an die vor der Geburt im Mutterleibe. Geschlafen wird aber in allen denkbaren Lagen; manchen Menschen kenne ich, der sich die für jeden anderen unmöglichen Lagen und Stellungen auswählt und ohne sie nicht schlafen kann. Es gibt auch Schläfer, die ihre Vorderfassade dazu benutzen müssen. — Und wie verschieden ist das Verhalten der Menschen vor und im Schlaf und kurz nach dem Schlaf. Darüber vielleicht ein andermal. Es ist nur gut, daß das Bett schweigt, fast wie das Grab. Dem Aufmerksamen erzählt es allerhand Nachdenkliches, Tragödien und Komödien. Das allabendliche Lebendigbegrabenwerden ist eine merkwürdige Angelegenheit, deren Heiligkeit und Ernst nur durch die Gewohnheit und Sorglosigkeit verblichen sind.

In der Heimat des Polarmenschen

Von Knud Rasmussen

Der Grönländer Knud Rasmussen ist einer der besten lebenden Kenner Grönlands, das er auf wiederholten Expeditionen gründlich durchforscht hat. In seinem neuen, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werk „In der Heimat des Polarmenschen" schildert er Land und Leute in fesselnden Bildern, das Leben der Eskimos, ihre eisstarrende Heimat, die Tierwelt und die arme Pflanzenwelt. Der schwere Kampf ums Dasein, den der Polarmensch im Gegensatz zu den Bewohnern südlicher Breitengrade zu kämpfen hat, die Kämpfe um die dürftigste Nahrung, die ob ihrer Eintönigkeit teilweise sogar von den Hunden abgelehnt wird, die schweren Entbehrungen einer Grönlandreise sind teilweise ergreifend geschildert. Zahlreiche Bilder, von denen wir zwei mit freundlicher Erlaubnis des Verlags F. A. Brockhaus hier wiedergeben, erhöhen noch die Anschaulichkeit des Werks, zu dessen Empfehlung wir dem Forscher Rasmussen selbst nachstehend das Wort erteilen.

Schlechtes Wetter und schlechte Bahn verfolgen uns systematisch. Durch Unmengen von Schnee hatten wir uns durchzukämpfen; auf der letzten Reise hatten wir bis zu ein Meter tiefen Schnee und mußten Schneeschuhe unter die Schlittenkufen legen. Der lockere Schnee, der in Klumpen unter den Füßen der Hunde festfriert, setzt ihnen schlimmer zu als der Hunger. Bei dem Versuch, die schmerzenden Pfoten zu reinigen, die oft so mit harten Eisklumpen besetzt sind, daß die Zehen auseinandergespreizt stehen, beißen sie sich die Pfoten blutig und hinterlassen Blutspuren auf dem Eis. Diese Plage raubt ihnen völlig die gute Laune.





Und jetzt wird die Bahn noch schlechter. Der Schneesturm beginnt am 5., am 6. wütet er mit noch größerer Gewalt, und der Schnee häuft sich in großen, tiefen Schneewehen an. Es geht nicht anders: wir müssen die ganze Geschichte verschlafen und das Unwetter über uns hingehen lassen. Nachher ist Zeit genug, sich mit seinen Folgen zu befassen.

Noch am 7. Juni scheint der Sturm beständig im Wachsen; der Schnee peitscht gegen das Zelttuch, und die Windstöße drohen es in Fetzen zu reißen. Unsere zehn noch lebenden Hunde liegen im Schnee draußen; es fällt ihnen offenbar schwer, sich mit all diesem Mißgeschick abzufinden. Wir dürfen keine mehr schlachten, wenn wir nicht ohne Vorspann bleiben wollen.

Endlich! Endlich kam die Sonne mit klarem, blauem Himmel und erbarmte sich unser am frühen Morgen. Gegen 2 Uhr gruben wir uns zum Zelt heraus und trafen Vorbereitungen für die Jagd und für eine Rekognoszierungstour, die Koch und Ajako unternehmen sollten. Wir lagen tief in großen Schneewehen vergraben, so daß nur der First des Zeltes sichtbar war. Es war ganz wie zur Mittwinterzeit, und nichts um uns herum gab Zeugnis davon, daß wir schon weit im Juni waren, dem herrlichsten und mildesten aller Sommermonate.

Von unseren Schlitten ist nichts zu sehen; nur die Spitzen der Ständer ragen hervor, und von den Hunden ahnt man nur die Umrisse ihrer Leiber im Schnee. Ihre Ruhe ist unheimlich. Sie haben sich in ihr Schicksal ergeben und versuchen nur, in einen Kreis zusammengerollt und

den Kopf zwischen Beinen und Schwanz vergraben, sich warm zu halten.

Um 4 Uhr machten sich Koch und Ajako auf den Weg. Ich mußte als Wache bei den Hunden im Zelt bleiben; denn die Hunde würden dieses in Fetzen zerreißen, wenn sie unter solchen Umständen einen Tag ohne Kontrolle verbrächten. Lange stand ich im Schneegestöber draußen und sah den Fortziehenden nach. Koch sollte das Innere des Fjords aufnehmen und Ajako sollte jagen, um wenn möglich die traurigen Überreste unserer Hunde zu retten. In gleichmäßigem Marsch gehen sie in den Fjord hinein, wo die Wetterwolken noch über die zerrissenen Zinnen treiben, der eine auf Schneeschuhen langsam durch die lockeren, frischen Schneewehen gleitend. Ajako, der unerschrockene Jäger, dessen aufrechte Haltung und geschmeidige Bewegungen verraten, daß er die Hoffnung, Großwild aufzuspüren, noch nicht aufgegeben hat, ist in seiner Erscheinung dem Wolfshund nicht unähnlich, den er am Riemen mit sich führt. Wie jener ist er leicht und muskelstark, ausdauernd und hungergewohnt. Und neben ihm schreitet Koch, breitschulterig, von kräftigem Bau und zähem Kraftbewußtsein.

Gute Jagd, ihr Wölfe! Niemals haben heißere Wünsche zwei Wanderer begleitet, heute gilt es! Der große Ernst ist jetzt über uns und unserem Schicksal.

☆

Zum erstenmal seit längerer Zeit haben wir Temperatur über Null, 1,2 Grad. Es ist windstill, der Himmel ist beinahe ganz wolkenlos. Das milde Wetter verlockt dazu, die Wartezeit mit Schreiben zu vertreiben.

Es ist jetzt 6 Uhr nachmittags und also 14 Stunden her, seitdem meine Kameraden fort sind. Sie sollten sofort zurückkehren, wenn sie auf dem Hinweg einen Seehund bei dem Stromwirbel fingen. Ihr Ausbleiben ist also kein günstiges Zeichen.

Ich habe das Gefühl, als stehe ich auf einer Schanze, einer gegen fünfzehn! Die Hunde, im rasenden Hunger, haben sich fast alle von ihren Strängen und Riemen losgerissen und greifen ununterbrochen das Zelt an, wo noch ein kleiner Bissen gekochtes Fleisch aufbewahrt wird. Es würde ein ungleicher Kampf gewesen sein, wenn das Leben ihnen nicht Respekt vor der Peitsche eingeflößt hätte, die, wie sie wissen, ihr Herr immer zur Hand hat. Sie haben während des Schneesturms gelitten, aber das würde nicht viel für einen Wolfshund bedeuten, wenn sie nicht in der letzten Zeit zu oft schlaffes Hundefleisch an Stelle wirklicher Nahrung bekommen hätten; darum sind sie jetzt so desperat und drohend, und sie würden sich sicher über mich stürzen, wenn sie es nur wagten.

Der Tag vergeht mir langsam, und ich ertappe mich oft bei dem Glauben, daß meine Uhr stehengeblieben sei.

☆

Während der Mittagshitze kommen die ersten fliegenden Sommerzeichen zu mir; ein paar Schmeißfliegen brechen summend ins Zelt ein und kreisen über dem unschuldigen kleinen Stück Ochsenfleisch, das ich so wachsam behüte. In dem stillen, milden Wetter bringt die Sonne den Schnee rasch zum Schmelzen.

Um 11 Uhr abends kommt Koch nach einer Wanderung von 25 Stunden zum Zelt zurück. Er hat kein Wild gesehen.

Ajako ist um 9 Uhr morgens noch nicht zurück. Aber solange er fort ist, ist ja Hoffnung.

☆

Endlich, am 9. Juni um 9 Uhr, nach genau 30 Stunden kehrt Ajako zum Zelt zurück. Er hat zwei Seehunde bei dem Stromwirbel erlegt und drei Hasen. Die Hasen hat er auf dem Rücken; die Seehunde dagegen sind deponiert, da es praktisch sein wird, das Lager weiter nach der Wirbelstelle zu verlegen.

Unsere Freude über diese Meldung war so stark, daß wir den Eindruck hatten, als schlügen warme Wellen durch unser Inneres, und wir mußten allen unseren Gefühlen in sinnlosen Worten Ausdruck geben. Jetzt ist Hoffnung vorhanden, daß wir vorläufig einen Teil unserer Hunde am Leben erhalten können, und es ist auch nicht undenkbar, daß es uns gelingen wird, noch mehr Seehunde zu schießen.

Das Lager wird jetzt ein paar Kilometer weiter in den Fjord hinein verlegt, so daß wir von unserem Zelt eine bequeme Aussicht über den kleinen Stromwirbel haben, der vorläufig unsere Speisekammer sein soll.

10.—13. Juni. Leider werden Koch und Ajako wieder krank. Koch hat nach der langen Tour gestern Übelkeit und Schwindel bekommen. Sein Magen scheint gegen die ununterbrochene Fleischkost, auf die wir angewiesen sind, zu protestieren; er bekommt wohl ab und zu etwas Haferbrei, aber bei den unsicheren Lebensbedingungen müssen wir sehr vorsichtig umgehen, und Koch kann leider nicht täglich die Mengen erhalten, die sein Körper zu fordern scheint.

Ajako hat seine Augen in dem scharfen Licht auf der langen Fahrt überanstrengt und ist wieder schneeblind geworden. Daher verlasse ich, sobald das Zelt errichtet ist, die Kameraden und fahre nach dem Stromwirbel, um Ajakos Seehunde zu holen. Das Wetter ist ruhig und schön, und die milde Witterung hat ein paar Seehunde zu einem Sonnenbad heraufgelockt. Leider ist der eine sehr scheu und verschwindet in der Tiefe, lange bevor ich auf Schußweite herangekommen bin; dagegen gelingt es mir, den anderen zu schießen. Jetzt sind wir obenauf; denn bei den wenigen Hunden, die wir noch haben, werden diese Seehunde mit all ihrem Speck einige Zeit reichen.

Unsere Freude ist wie gewöhnlich nicht ganz ohne Wermutstropfen. Unter den Hunden scheint eine ernste Krankheit ausbrechen zu wollen; einige von ihnen bekommen eine Lähmung des Hinterkörpers. Möglicherweise steht das in Verbindung mit dem Kannibalismus, auf den sie zu oft angewiesen waren; offenbar enthält das Hundefleisch ein Gift, das ihnen schlecht bekommt; es steckt jedenfalls in der Leber und in den Eingeweiden. Sie brechen häufig nach Hundefleisch, haben starken Durchfall und sind während der ganzen Tagereise schlaff und matt. Zwei von ihnen haben wir schon erschossen, da keine Hoffnung ist, ihre baldige Heilung zu erwarten.

14.—15. Juni. Lange hatten wir uns auf den Tag gefreut, an dem wir den Kurs nach Kap Salor an der Nordspitze der großen Insel vor der Mündung des Ship-Inlet richten konnten. Hier sollten wir nämlich, wie McMillan uns versprochen hatte, eins von Pearys Depots finden, das auf seiner letzten Nordpolexpedition 1908 angelegt war und aus Pemmikan, Keks, Zucker und Petroleum bestand. Das waren Delikatessen, die lockten.

Wir brechen um 8 Uhr nachmittags auf, und da die Bahn zum erstenmal seit längerer Zeit gut ist, gelingt es uns, in zwölf Stunden die 40 Kilometer bis Kap Salor zurückzulegen. Wir machen östlich vom Kap gerade gegenüber Kap Emory halt, wo ein Bericht von Wulff für uns liegen soll. Es ist backwarm, die höchste Temperatur, die wir bisher gehabt haben. Bei 2 Grad Wärme entkleiden wir uns halb; darauf begeben Ajako und ich uns nach dem Depot, das etwa 4 Kilometer von unserem Lager entfernt liegen soll.

Die Sonne brennt uns ins Gesicht, der Schnee schmilzt auf dem Eis zu Wasser und hat in dem alten

RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 38



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Bohlig-Keks
enthält nur feinste Molkereibutter
R. BOHLIG / KEKSFABRIK / BAD LIEBENSTEIN / THÜR.

Zeitgemäße Waschküchen-Einrichtungen



ermöglichen sparsamsten Verbrauch an Waschmitteln und Feuerungsmaterial, schonendste Behandlung der kostbaren Wäsche, wirksamsten Schutz gegen Ansteckungsgefahr.

Fordern Sie deshalb sofort kostenlose Zusendung der Druckschrift Wä. 399 über

Johns Hauswäscherei-Anlagen
mit elektromotorischem Antrieb.

Garantie für mustergültige Ausführung jeder einzelnen Anlage.

J. A. John A.-G., Erfurt-Ilversgehofen



TARASP u. VULPERA

1250 m ENGADIN Schweiz

Unübertroffene Glaubersalzquellen und mildes Höhenklima. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge. Prospekt Nr. 10 durch Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbureau Vulpera.

Eisenach Töchterheim Schmeißer, Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Grdl. Ausb. i. Haush. Fortbildung in Wissensch. Beste Empf.

Halberstadt/Harz. Töchterh. Hempel-Franke Einführ. in den Beruf d. Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prosp.

Heppenheim/Bergstr. Töchterheim Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrk. Hauswirtschaft. Handarb., Wäscheanfert., Schneid., Gartenb., Fortbild., Sport. Prosp.

Leipzig Täubchenweg 9. Pensionat Frau Dir. Hoffmann. Wissensch., gesellschaftl. u. häusl. Ausbildung. Für In- u. Ausland.

Solbad Suderode/Harz Töchterheim Opitz. Haush. u. Wissensch. Aufn. vom 14. Jahre an. Herrl. Waldlage.

Thale/Harz. Lehr- u. Haushaltungspension. v. Frau Prof. Lohmann. Gedieg. allseit. Fortbild. Beste Erhol. u. Kräft. i. gesch. Waldlage. Prsp.

Nervös veranlagte oder schwachbegabte junge Leute finden individual-Behandl., evt. Lehrausbildung, in kleinem Kreise. Eig. Heim in gr. Garten. Prosp. J. Wageners Gartenheim, Tinz/Gera.-R.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Seit 1895: Abitur. Prima. O II. Gymn. und real. Klass.: Sexta-Reifeprüfung. Förderung körperlich Schwacher. Sport. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

Deutsche Kolonialschule
Witzenhausen a. d. Werra

Hochschule für In- und Auslandssiedlung. Semesterbeginn: Ostern u. Herbst. Lehr- und Anstaltsplan (Internat) durch die Verwaltung.

Ingenieurschule
Technikum Altenburg Sa-A., mbH.
(Staatskommissar)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau
Preisw. Verpfleg. i. Studierendenkasino
Programm auf Wunsch

Dresden-A. Kulmstraße 2. Töchterheim Timaeus-Büttner Villa i. fr. ges. Lage. Sorgf. Ausb. i. Haush., Fortb. in Wiss. Näh. Prosp.

Weimar- Süd, Töchterheim Arnoldi, wirtsch., prakt. gesellsch. Ausb. Beste Pflege, mäß. Pr., vorzügl. Empf. d. d. Vorst.

Dresden Hotel Westminster und Astoriahotel am Hauptbahnhof. Vornehmstes Familien-Haus. Alle Zimmer m. Ferntelephon. Warm- u. Kaltwasserzufluß. Privatbäder.

Hahnenklee, Oberharz
Schwenzels Hotel

Vornehm geleit. Haus, fließ. kalt. u. warm. Wasser, Bäder, vollst. renov., Gesellschaftsräume, neu einger. Weinabt., Bar, Café, Hauskap., Kammermusikabende. Eig. Kondit. Autogarage. Tel. Goslar 90 u. Hahnenklee 58. Man verlange Prospekte. Georg Kalewitsch.

Kimpels Pädagogium Bad Sachsa (Südharz). Bes. Th. Kimpel, Pastor a. D. Staatl. anerk. Privatrealschule m. Internat. Staatl. Berecht. z. Erteilung d. Obersek.-Reife ein. Oberrealschule. Staatl. beurl. Lehrerkollegium (Stud.-Assess.). Famil. Zusammenleb., indiv. Erzieh., kleine Klass., Förderkurse (Umschul.), Aufenth. f. Erhol.-Bed., ärztl. Aufs., ges. Waldlage, Körperpfl., Sport (Wint. u. Somm.) eig. Plätze, Turn-, Schwimmlehr. Reichl. kr. Ernähr. Erzieh. v. Ausl.-Deutsch., deutsche Sprachkurs. Latein. Musik. Eintr. jederz. Prsp. u. Ref. d. d. Direktion.

Westerland-Sylt

Heilkräftigstes Nordseebad mit unvergleichbarer Meeresbrandung.

Prospekte erhältlich in allen Reisebureaus oder gegen Rückporto durch die Städtische Badeverwaltung.

Görbersdorf, Schles. Heilanstalt am Buchberg f. Leichtlungenkranke d. Mittelstandes. Prosp. d. d. Bes. M. Beuchler.

Sie erhalten wertvolle Anregungen und sparen viel Geld, wenn Sie bei Ihren Bücheranschaffungen stets den Katalog der Universal-Bibliothek zu Rate ziehen.

Dr. Lahmanns Gesundheits Stiefel



Jn allen durch Plakate gekennzeichneten Geschäften zu haben, wo nicht, weisen Bezugsquellen nach Ed. Lingel, Schuhfabrik A.-G., Erfurt

Die Unbegreifliche

ROMAN VON

Wer ist der Verfasser dieses spannenden Romans? Die Einsender der richtigen Antwort sind an der Universum-Bücherspende im Betrage von 120000 Mark beteiligt. Wer außerdem noch den Verlauf und das Ende des Romans am treffendsten vorauszusehen vermag, erhält eine Bücherei im Werte von



7. FORTSETZUNG

30000 Mark. Letzter Termin zur Einsendung: 1. Juli 1923. Näheres über das Preisausschreiben war in Heft 28/29 bekanntgegeben. Neu hinzukommende Abonnenten erhalten gegen Einsendung von 200 Mark die vorangehenden Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdrucke portofrei zugesandt.

Am Abend der Bajazzoaufführung gab es eine kleine erregte Szene zwischen Mabel und Marianne Brinkmann.

„Warum steckst du deine Brillantnadel nicht an?" fragte beim Ankleiden Marianne nichtsahnend ihre Schwester. „Du machst dich lächerlich damit, daß du jetzt jeden Schmuck vermeidest. Das darf sich eine Prinzessin v. Bubenhofen vielleicht leisten; konsequent ist aber auch die nicht, denn sie trägt doch immer an der linken Hand den kleinen Smaragdring. Aber wir sind keine Prinzessinnen! Carlo meint auch, daß Schmuck sofort erraten läßt, ob man Ansprüche ans Leben stellt. In Italien darf kein Mädchen eher heiraten, als bis sie mindestens goldene Ohrringe hat; damit etwas zum Versetzen da ist, wenn's an Polenta fehlt. Carlo weiß stets so entzückend die Gründe anzuführen, warum man in Italien anders als bei uns denkt. Carlo ist auch ganz außer sich, daß er heute abend mit uns im Parkett sitzen muß; in Italien gilt nur für voll, wer eine Loge hat."

„Carlo — Carlo!" sagte Mabel trotzig aufstampfend.

„Hast du etwas gegen ihn?" fragte Marianne ein wenig boshaft. „Zuerst fandest du ihn doch so begeisternd, daß du mit ihm nach Riva fahren mußtest. Länger, als ihm vielleicht lieb war! Ich sehe noch seinen himmelanflehenden Blick, mit dem er mich gewissermaßen um Verzeihung bat, als ihr dann erst am nächsten Morgen zurückkehrtet. Er behauptet, du wärest absichtlich so langsam gegangen, damit ihr den Dampfer versäumtet. Aber dir beliebt es jetzt ja, alle Schuld auf ihn abzuwälzen!"

Mabel griff sich in das Haar. Ihr Gesicht malte Abscheu und Entsetzen. Dann gab sie ihrer wilden Verzweiflung rücksichtslos Worte. „Daß du's nur weißt — dieser Lump hat meinen Schmuck! Zuerst hab' ich's nicht für möglich gehalten. Ich habe geglaubt, daß die Brillanten auf der Bahn oder bei dem Chauffeur abhanden gekommen sind. Wer denkt denn daran, daß ein Graf nebenbei auch noch den Schmuck stiehlt! Und als ich ihn fragte, hat er behauptet, der Pepi, der ihn gefahren hat, wäre ja leider ein berüchtigter Dieb. Aber jetzt weiß ich, daß er selbst zu allem fähig ist; zu allem!"

Marianne stutzte einen Augenblick. „Liebes Kind, du siehst Gespenster, weil du wahnsinnig eifersüchtig bist," sagte sie dann auflachend. „Das ist ja eine nette Überraschung, daß du durch deine Vergeßlichkeit deinen gesamten Schmuck eingebüßt hast. Wenn du jedoch jetzt den Conte Prisco dafür verantwortlich machen willst, so beweist dies nur deine lächerliche Eifersucht. Ich werde mein Verhalten gegen ihn dadurch in nichts ändern; hörst du: in nichts! Du erreichst also nur das Gegenteil bei mir, wenn du Carlo anklagst. Er hat mich bereits schonend vor deiner Eifersucht gewarnt. Diese Wutszene zeigt mir deutlich, daß er deinen Charakter ganz richtig beurteilt hat." Um nichts mehr hören zu müssen, was sie in ihrem Glück stören könne, begab sich Marianne schnell ins Zimmer der Eltern Brinkmann. —

Als der erste Akt des „Bajazzo" vorbei war, drängten die Brinkmanns nach gewohnter deutscher Sitte hinaus aus dem Parkett, um draußen frische Luft zu schnappen.

Prisco hielt Marianne zurück. „Das schickt sich nicht für Damen," flüsterte er ihr ungnädig zu. „Du wirst nie lernen, dich wie eine Signora zu benehmen! Ich bringe das Opfer, mich hier mit dir zu zeigen, aus allen Logen blickt man interessiert auf uns herab, und du blamierst mich!"

„Carlo," sagte Marianne demütig zärtlich, indem sie ihn verliebt anblickte. „Du weißt doch, daß ich alles tue, was du willst! In Hamburg geht man in den Pausen ins Foyer, um ..." Sie brach den Satz ab und blickte Prisco erschreckt an. „Doch was hast du, du bist plötzlich so blaß geworden?"

Prisco, der bisher, neben Marianne stehend, Wert darauf gelegt hatte, von den Logen und den Parkettreihen aus genügend als Begleiter des schönen Hamburger Mädchens beachtet zu werden, machte sich mit allen Anzeichen der Furcht so klein wie möglich und versuchte Mariannes Gestalt zwischen sich und die Richtung zu bringen, aus der ihm Gefahr drohte. „Bleib stehen! Nicht umdrehen; wenn du mich lieb hast, mußt du mich schützen!" Die Zähne schlugen ihm zusammen, während er sich hinter Marianne verkroch.

Einige Reihen hinter den Brinkmanns hatten die Gäste aus der Villa Elena in Maderno durch den Portier Plätze besorgt bekommen. Auch Annemarie Rohden war anwesend. Die Russin hatte während des ersten Aktes ein paarmal so unbegründet aufgelacht, daß ihre Freundin besorgt ihre Hand ergriff. Bei Beginn der Pause beteiligte sich Annemarie mit keinem Worte an der aufgeregten Kritik der Villa-Elena-Gäste. Ihre Augen waren auf den umherkokettierenden Prisco gebannt. Sie streckte die Füße behaglich aus und legte den Kopf zurück, wie wenn sie das Leben in vollen Zügen genösse. Während ihre Freundin dem neben ihr sitzenden alten Amtsgerichtsrat zerstreut zuhörte, hatte Annemarie langsam die Hand erhoben. Sie zielte mit einem funkelnden Gegenstande auf Prisco.

Wahrscheinlich hätte Annemarie den Schuß abgeben können, noch ehe auch nur die nächstsitzenden Theaterbesucher auf diese kleine Szene zwischen ihr und Prisco aufmerksam wurden. In diesem Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit jedoch durch eines jener gänzlich unwichtigen, nichtigen Ereignisse abgelenkt, die kaum eines Blickes wert sind, und die doch sonderbarerweise in der Theateratmosphäre sämtliche Augen zu fesseln vermögen.

Aus einer der Logen flatterte langsam ein Theaterzettel herab!

Ein nichtssagendes Stück Papier, das die Namen der Sänger aufführt, und das nach dem ersten Akte jeden Wert verloren hat — wenn es nicht zufällig aus der lässigen Hand herabflattert.

Der weiße Zettel beschrieb eine große Kurve, rüttelte über den vorderen Parkettreihen, schwankte nach links

und nach rechts und gelangte dann endlich, wenige Schritte von Prisco und Marianne entfernt, auf den Fußboden.

„Ein Luftschiff für den Conte Prisco," rief aus dem Stehparkett die krähende Stimme des kleinen Peudilett. Alle Italiener lachten. Man liebte es auch in den Logen, wenn jemand aus dem Volke eine Eingebung hatte, die sich von Tür zu Tür weitersprechen ließ. So harmlos die paar Worte gewesen waren: sie klangen nach Volkshumor; sie boten Gelegenheit, froh und glücklich darüber zu sein, daß sich während einer Theatervorstellung Logen und Stehparkett einig fühlten.

„Bleib!" Prisco hatte blitzschnell den günstigen Augenblick erfaßt. Hinter die Stuhlreihen gebückt, suchte er den Zettel zu erhaschen. Noch ehe Annemarie Rohden, deren Blick durch den herabflatternden Zettel kurz abgelenkt worden war, ihr Ziel wieder ins Auge fassen konnte, war Prisco, indem er sich bald bückte, bald wieder aufreckte, durch die Ausgangstür aus dem Parkett entflohen.

Mit einem Fluche forderte er von der Garderobiere schnell seinen Pelz. Dann schien er jedoch zur Besinnung zu kommen. Lächelnd spielte seine Zunge zwischen den Lippen. In einigen Sätzen nahm seine schlanke Gestalt die Treppe, die zu den Logen emporführte.

Sylva v. Bubenhofen gab auch nicht das kleinste Zeichen von Liebenswürdigkeit zu erkennen, als Prisco in die Fremdenloge des Grand Hotel eintrat und sich vor ihr verneigte, indem er ihr den Theaterzettel überreichte. Sie nahm den Zettel nicht an; ihr Blick streifte nur kühl verwundert die Gestalt des sich wiederholt verbeugenden Italieners.

Prisco ließ sich nicht beirren. „Ich glaubte, es sei Ihr Programm, meine Gnädigste," sagte er. „Die Namen unserer italienischen Künstler sind schwer zu merken; man braucht auch im zweiten Akte noch das Programm."

Sylva winkte lächelnd hinüber nach einer Loge an der anderen Seite des Theaters, dicht neben der Bühne. Der Wink galt Gradner und bedeutete die Aufforderung, doch von dem üblichen italienischen Logenbesuch Gebrauch zu machen.

„Conte Prisco — Carlo Prisco," sagte der Italiener, indem er sich abermals verbeugte und Sylvas Nichtachtung unverstanden ließ. „Ich sehe, Sie kennen auch meinen Freund, den Blumenmann, Signor Barbarossa, wie wir ihn nennen."

Sylva drehte ihm langsam ihr Gesicht zu. „Das Programm gehört wirklich nicht mir," warf sie ganz flüchtig hin. Dann wandte sie sich an die neben ihr sitzende alte Exzellenz Puttkammer. „Ich freue mich so unbeschreiblich furchtbar, mal wieder eine italienische Oper zu hören."

Prisco mußte sich endlich als entlassen und als gänzlich überflüssig fühlen. Trotzdem brachte er's nicht fertig, das Feld so ganz unauffällig zu räumen, wie es anscheinend jetzt von ihm erwartet wurde. Er beugte sich über die Logenbrüstung hinunter ins Parkett, warf Marianne Brinkmann eine Kußhand zu und benutzte auch schnell noch die Gelegenheit, mit ein paar anderen Damen Grüße auszutauschen. Erst dann verließ er aalglatt die Fremdenloge. Für Gradner hatte er nur ein höhnisches Lächeln, als er beim Verlassen der Loge mit ihm zusammenstieß. Dann hüllte er sich vor dem Spiegel umständlich in seinen Pelz. Rasch trat er noch in dem kleinen Kaffeeraum an Brinkmanns heran. „Sunflower ist krank geworden, ich muß sofort zurück nach Bogliaco," erklärte er hastig. „Die Liebe zu meinen Pferden bringt mich immer wieder um das Vergnügen!" Geschickt wußte er sich so zwischen Mabel und ihre Eltern zu drängen, daß er ihr ein paar Worte zuflüstern konnte. „Beim Heimfahren denke ich an unsere schönste Stunde," sagte er mit halbverschleierten Augen. „Man denkt immer an das Schönste und an — die Schönste!"

Sylva erhob sich, als Gradner in die Loge trat. Sie stellte ihn kurz den Puttkammers und den Mattiolis vor, mit denen sie die Loge teilte. Dann zog sie sich mit ihm in den Hintergrund der Loge zurück.

Der Verkehr zwischen Gradner und Sylva hatte in den letzten Tagen bereits feste Normen angenommen. Täglich um fünf Uhr ließ sich Gradner bei der Durchlaucht melden. Dann kam Imre und bat, im Musikzimmer einen Augenblick zu warten. Nie wieder hatte ihn Sylva oben in ihren Zimmern empfangen. Wenn dann Sylva im Musikzimmer erschien, packte sie sofort die schönsten Pläne aus, was man heute unternehmen könne: eine Autofahrt an den Idrosee, den Besuch beim alten Hagen, ein Spiel im Kasino oder gar einen Spaziergang nach San Michele.

Gradner blieb jedoch stets verständig. Er wußte, daß Sylvas Krankheit nicht geheuchelt war. Er konnte oft den Augenblick vorausberechnen, in dem sie nicht mehr fähig war, ihrem allzeit lebhaften Geiste noch die körperliche Unterstützung zu geben; er ahnte, wie schwer es ihr oft wurde, plötzlich auftretende Schwächeanfälle zu überwinden.

Deshalb begegnete er allen Plänen mit der Ruhe des sicheren Führers. Man war ja jetzt noch im Januar! Da waren die Nachmittage und Abende viel zu kalt, um sie außerhalb der geheizten Zimmer zubringen zu können. Solche Fehler begingen nur diejenigen, die sich von der Mittagssonne des Gardasees täuschen ließen. Später, im März, und besonders erst im April, wenn die gesegneten Tage kamen, die von morgens bis abends so heiß waren wie ein Sommersonnentag auf nordischer Heide, wenn die Liegekur auf dem Balkon zur Qual wurde und die Toscolanoschlucht auch den Kranken nicht mehr gefährlich werden konnte, dann war die Zeit gekommen, um alle Pläne zur Ausführung zu bringen.

„Babette ist schon ein Drache, aber Sie sind ja ein — ein Wüterich," sagte Sylva dann schmollend, wenn sie sich folgsam zu der kleinen Plauderecke im Musikzimmer geleiten ließ. Schnell hatte sie jedoch alle Pläne vergessen. Sie erzählte. Von zu Hause, von Briefen, die sie erhalten hatte, von ihren lustigen kleinen Kämpfen gegen den Sanitätsrat und gegen Babette. Nur wenn Gradner pünktlich um sechs Uhr aufbrach, um ihr noch genügend Ruhe vor dem Souper zu lassen, sagte sie beim Abschied kindlich bittend: „Morgen müssen Sie aber ganz früh kommen, viel früher, schon um halb fünf Uhr, nein: schon um vier Uhr! Und — und dann fahren wir im Auto an das andere Ufer; dorthin, wo die Sonne ist!"

Gradner war auch sehr überrascht gewesen, als er Sylva vorhin in der Loge entdeckte. Absichtlich hatte er heute nachmittag von der Bajazzovorstellung nichts erwähnt. Zu genau kannte er schon Sylvas Unternehmungsgeist, der bei ihrer Musikliebe nicht vor einer Nachtfahrt nach Salò zurückgeschreckt wäre. Aber auch wenn keine Rücksichtnahme auf Sylvas Gesundheitszustand nötig gewesen wäre: was hätte er ihr hier sein können? Heute warteten ganz andere Aufgaben auf ihn, als daß er Sylva seine Begleitung hätte anbieten können! Er war sogar ein wenig belästigt dadurch, daß Sylva ihn hier beobachten konnte. Zwar hatte sie niemals mehr darauf angespielt, daß sie in ihm gleich bei der ersten Begegnung auf dem „Angelo Emo" den Spion vermutete. Aber ruhte bei ihr diese Erkenntnis nicht doch im Unterbewußtsein? War von ihrem klaren, unheimlich welterfahrenen Geiste nicht doch zu befürchten, daß sie ihn heute durchschaute? Und was würde sie von ihm denken, wenn sie beobachtet hatte, daß die Nedda doch ganz offenkundig zu seiner Loge hinspielte? Was würde die keusche Durchlaucht empfinden, wenn nachher zum Schluß der große Blumenkorb auf die



Bühne gebracht wurde und Colombine ihm eine Kußhand zuwarf? Er mußte heute doch seine Rolle weiterspielen! Ja, er mußte sogar den leicht aufsteigenden Verdacht der in seiner Loge versammelten Malcesiner Offiziere befürchten, wenn er sich jetzt zu lange in der Fremdenloge aufhielt. Solche Verbindungen mit dem Grand Hotel waren nicht beliebt; nur wer sich ganz zu den Italienern hielt, galt als ungefährlich.

„Hier hinten ist's besser," sagte Sylva sofort, als sie mit Gradner mehr ins Dunkle der Loge zurücktrat. „Auch für Sie!"

Gradner, der sich vorhin nur flüchtig auf ihre Hand hinabgebeugt hatte, führte jetzt langsam ihre Linke an seine Lippen, indem er dabei etwas beklommen in ihren Augen zu forschen versuchte. Die Augen verrieten nichts anderes als aufrichtige Freude; dieselbe Freude, mit etwas Zärtlichkeit gemischt, die ihm entgegenstrahlte, wenn er jetzt schon gewohnheitsmäßig Sylva mit Handkuß begrüßte.

„Sie dürfen sich heute nicht im geringsten durch mich stören lassen, lieber Freund," sagte Sylva lächelnd. „Und — und böse dürfen Sie aber auch nicht sein, daß ich gekommen bin! Die Mattiolis haben mich aufgefordert. Und der ‚Bajazzo' ist zwar nicht ‚Fidelio', sondern eher das Gegenteil, aber schön ist's trotzdem."

Gradner wunderte sich über Sylvas Bekanntsein mit den Mattiolis. Reichten ihre Beziehungen so weit? Ein Mattioli war zur Zeit sogar Minister des Königlichen Hauses. Immerhin war es ihm ja sehr lieb, daß er den Offizieren gegenüber seinen Besuch in der Fremdenloge mit den Mattiolis in Verbindung bringen konnte. „Ich wußte nicht, daß Sie auch in der italienischen Gesellschaft Freunde haben," flüsterte er Sylva zu.

Sie zuckte mit den Achseln. „Keine Freunde, sondern nur Bekannte — und wo hat man die nicht! Tante Amalie hat ihnen geschrieben, daß ich in Gardone sei, und da sind sie heute im Auto zum Souper von Verona aus herübergekommen. Das Theater hilft dann immer über die Langeweile fort, weil man doch nicht gleich nach dem Futtern auseinandergehen kann. Und die Puttkammers wohnen im Hotel und speisen am Tischchen neben mir." Sie zupfte ihm die Smokingkrawatte zurecht. „Das ist zwar nicht erlaubt," meinte sie in belehrendem Erzieherinnenton, „aber es muß sein! Sie sehen übrigens blendend aus. Ganz unbeschreiblich furchtbar blendend! Sogar der Vollbart — an dem habe ich Sie gleich erkannt, als Sie drüben unter den Uniformen auftauchten. Und — und da mußte ich Sie doch auch eine Minute lang sprechen dürfen! Obgleich die Nedda sehr böse auf mich sein wird. Ich taxiere jedoch, daß Sie nachher mit ihr soupieren werden, und da gleicht sich das dann sehr rasch wieder aus."

Gradner fühlte Ekel in sich aufsteigen. Hier stand ein reines, unberührtes Geschöpf so nahe bei ihm, daß der kleine Ausschnitt des schwarzen Samtkleides fast von seinem Barte berührt wurde; hier war das Vertrauen auf seine Zurückhaltung so groß, daß die Hände und Arme sich bei jeder Bewegung berührten; und schon eine Stunde später wollte er — mußte er! — sich den derben, beabsichtigten Zutraulichkeiten eines Weibes aussetzen, für das er keinen Funken Gefühl aufbrachte. Ein Weib, das schon bei der Suppe anfing, den Offizieren Pikanterien aufzutischen, das sich nicht entblödete, mit dem bedienenden, mißgestalteten Peudilett zu schäkern, und das er vielleicht bis zum Morgen in seiner Wohnung dulden mußte, wenn das Sektgelage, das allen die Zungen löste, der Vorwand seiner Veranstaltung von solchen Orgien bleiben sollte.

„Was wollte Prisco hier in der Loge?" fragte er ablenkend. „Ich hätte ihn hinausgeworfen, sobald er ..."

„Nein, nein," wehrte Sylva hastig ab, „er hat nur die Mattiolis begrüßen wollen; er ..."

„Sylva — Sie lügen ja!" sagte Gradner ganz erstaunt. Sein Glaube an Sylva bekam urplötzlich wieder einen Bruch. „Ein Mattioli hat keinerlei Gemeinschaft mit solchen Leuten wie Prisco."

Sylva errötete nicht mal. Sie lächelte. „So ein bißchen Lügen gehört doch zum Leben, lieber Freund! Die Wahrheit ist nackt; und das Nackte bleibt nur dann ungefährlich, wenn es ganz in die Umgebung hineinpaßt. Die Venus von Milo im Schneesturm wirkt genau so lächerlich, wie eine plumpe Unumwundenheit, der man mit einer kleinen Lüge ein Mäntelchen umhängen könnte. Sie werden sich noch daran gewöhnen müssen, daß ich unbeschreiblich furchtbar oft lüge."

Gradner zog die Stirn in Falten. „Und ich mag nicht lügen," sagte er heftig. Er erschrak vor seiner Stimme. Im Umgang mit Sylva hatte er sich unwillkürlich deren ruhige, langsame Sprechweise angewöhnt. Doch jetzt wollte er um keinen Preis sich auch noch Sylvas Anschauungsweise über ein nötiges Versteckenspielen zu eigen machen. Es war ihm ein Bedürfnis, wahr zu sein. Wahr vor allem darin, daß Sylva in ihm nicht das Bild des schwärmerischen Idealisten sah, sondern daß sie ihn in seiner ganzen Niedrigkeit erkannte. Was nützte ihm denn das Mäntelchen, wenn Sylva schon Mutmaßungen über seine Beziehungen zur Nedda angestellt hatte. Da wagte er lieber gleich die ganze Wahrheit — und überließ es Sylva, ob sie ihn morgen noch empfangen wollte.

„Oh, die böse Falte!" Sylva strich ihm leicht über die Stirn.

Gradner hielt ihre Hand fest. „Sylva, werden Sie mich verachten," flüsterte er ihr zu, „wenn ich Ihnen alles gestehe? Ich bin bodenlos schlecht! Aber ich sage wenigstens offen die Wahrheit. Ihnen, Ihnen allein."

„Nicht heute," flüsterte Sylva zurück.

Gradner behielt trotz des Wehrens ihre Hand in seinen beiden Händen. „Sylva, noch vor wenig Tagen standen Sie in meiner Achtung tiefer als diese Nedda! Ich kam zu Ihnen, um Sie als Opfer für diesen Abend zu gewinnen. Sie sollten mein Werkzeug werden. Nicht Mönch, nicht Arzt war ich — an Ihrem Bett!"

Sylva gab plötzlich das Wehren auf. „Aber das weiß ich doch alles, lieber Freund," sagte sie mit beruhigender Güte. „Zwar nicht ganz, aber ungefähr so habe ich's mir gedacht! Und — und ich habe mal einen Falken gehabt, der mußte Mäuse fressen. Aber ein Edelfalke blieb er darum doch! Sehen Sie: Sie müssen auch Mäuse fressen, damit Sie groß und stark bleiben und Ihre Schwingen regen können. Das hat der liebe Gott so eingerichtet. Wie könnte ich Sie da verachten wollen?"

Gradner schloß die Augen und atmete tief. Wie wenn er die reine Atmosphäre, die Sylva umgab, in sich aufnehmen wolle. Wenn das Wahrheit war, was Sylva ihm als ihr Fühlen und Denken preisgab, dann gab es einen Stern, zu dem er auch in der dunkelsten Nacht aufblicken konnte. „Und Sie verachten mich nicht, wenn diese Nedda — wenn ich Ihnen morgen gestehen muß, daß ...?"

„Ich habe Sie lieb," sagte Sylva schlicht.

Gradner beugte sich tief auf die kleine Hand herab und küßte sie länger als sonst.

„Bin nur Bajazzo," mahnte ein Signal von unten her an den Beginn des zweiten Aktes.

„Bis morgen," sagte Sylva herzlich. Sie enthob ihn durch die Verabschiedung der Möglichkeit, seiner Erschütterung Worte geben zu wollen. „Falke, mein Falke," flüsterte sie vor sich hin, als sich die Logentür hinter Gradner geschlossen hatte. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Vom Lebenslauf der Sterne

Von Friedrich Becker (Mit drei Abbildungen)

In jeder klaren Nacht sendet uns das Heer der Sterne seine funkelnde Lichtbotschaft, die uns aus den Fernen des Weltalls Kunde bringt. Jahrtausendelang hat die Menschheit diese Botschaft nicht beachtet oder nicht verstanden. Sie ahnte ja nichts von den gewaltigen Naturvorgängen, deren Schauplatz jene unscheinbaren Lichtpunkte sind, die wir Sterne nennen. Erst in unseren Tagen ist es der Wissenschaft mit ihren aufs höchste verfeinerten Methoden und Hilfsmitteln gelungen, die Geheimschrift des Lichtes Teile um Teile zu enträtseln, und wenn auch noch manches unklar bleibt, so heben sich doch bereits aus dem Dämmerlichte die Umrisse eines gewaltigen Bildes, das vom Werden und Vergehen der Himmelskörper erzählt.

All die Millionen von Sternen, die am Nachthimmel leuchten, vom hellstrahlenden Sirius bis hinab zu den schwächsten Lichtpünktchen, die unsere Riesenfernrohre noch erkennen lassen, sind Sonnen, ungeheure große Gasbälle, die sich in höchster Glut befinden. Manche von ihnen sind kleiner als unsere Sonne, andere aber unvergleichlich größer. Da ist z. B. der rote Antares im Sternbilde des Skorpions. Können wir uns die Erde in den Mittelpunkt der Sonne versetzt denken und den Mond um sie bereisen lassen, ohne daß er der Sonnenoberfläche nahe käme, so würde dieser Riesenstern die Sonne samt der Erde in sich fassen, so daß letztere ihre gewohnte Bahn um die Sonne beschreiben könnte und dabei immer noch um rund 250 Millionen Kilometer von der Oberfläche des Sternes entfernt bliebe. Das gibt uns zugleich eine schwache Vorstellung von den Entfernungen, die Körper von solch riesenhaften Dimensionen zu winzigen Lichtpunkten zusammenschrumpfen lassen.

Aus welchen Stoffen sind denn nun die Sterne aufgebaut? Eine Antwort auf diese Frage zu finden, schien noch vor wenigen Menschenaltern völlig hoffnungslos; heute gibt uns die Spektralanalyse leicht und sicher Auskunft darüber. Durch ein feingeschliffenes Glasprisma zerlegen wir das Sternenlicht in seine Bestandteile und erhalten so ein leuchtendes Band, das in unmerklichen Übergängen die Farben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Violett enthält. Dieses Band, das sog. Spektrum des Sternes, ist von zahlreichen dunklen Linien durchzogen, die sich immer an genau derselben Stelle befinden und, wie Laboratoriumsversuche gezeigt haben, das Vorhandensein ganz bestimmter chemischer Grundstoffe andeuten (Abb. 1). Aus der Zahl und Stellung dieser Linien im Spektrum eines Sternes können wir also umgekehrt auf die Stoffe schließen, die an seinem Aufbau beteiligt sind. Da treffen wir nun, selbst auf den fernsten Weltkörpern, stets wieder dieselben Stoffe an, die uns von der Erde her bekannt sind, so vor allem die Metalle Eisen, Nickel, Kupfer, Zinn, Magnesium, Natrium, die Gase Wasserstoff, Helium, Sauerstoff, Kohlenstoff und viele andere.

Der Nebelring an der Leier.
Phot. auf der Vatikanischen Sternwarte in Rom.

Ein Stern strahlt nun ohne Unterlaß solche Mengen von Licht und Wärme in den Weltraum aus, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit seinen gesamten Wärmevorrat verlieren und als erstarrter dunkler Körper unseren Blicken entschwinden müßte. Damit stimmen aber unsere sonstigen Schlüsse nicht überein, nach denen die Lebensdauer eines Sternes auf viele Tausende von Millionen Jahren anzusetzen ist. Der Stern muß also eine Energiequelle in sich tragen, aus der, wenigstens bis zu einem gewissen Zeitpunkte, die ausgestrahlte Wärme immer wieder ersetzt wird.

Schon Helmholtz hat darauf hingewiesen, daß hierbei wahrscheinlich die mit fortschreitender Entwicklung Hand in Hand gehende Zusammenziehung des Sternes mit im Spiele ist; denn Zusammenziehung bedeutet Bewegung, und Bewegung erzeugt Wärme. Denken wir uns einen Stern auf die Hälfte seiner ursprünglichen Größe zusammengedrückt, so wird nach den allgemeinen Gasgesetzen die Dichte in ihm achtmal, der Druck sechzehnmal so groß, und die Temperatur steigt auf das Doppelte. Wenn auch ein großer Teil dieses Wärmegewinnes durch Ausstrahlung wieder verloren geht, so bleibt doch noch so viel übrig, daß der Stern zunächst immer heißer wird. Aber die Zusammenziehung hat einmal ein Ende, weil die Stoffe sich nur bis zu einem gewissen Grade verdichten lassen. Es wird also im Leben des Sternes der Zeitpunkt kommen, wo Wärmegewinn und Wärmeverlust sich die Wage halten, und von da an geht es bergab. Der Stern beginnt seine Wärme zu verlieren, er wird fester und kälter, um schließlich ganz zu erlöschen. Wie weit diese Vermutung zutrifft, wird sich später zeigen.

Wie sind aber die Astronomen überhaupt imstande, über die Entwicklungsgeschichte der Sterne irgend etwas auszusagen, da doch die wenigen Jahrzehnte wissenschaftlicher Beobachtung und selbst die Jahrtausende seit Bestehen des Menschengeschlechts nur ein flüchtiger Augenblick sind im Vergleich zum Leben eines Sternes? Hier kommt die Natur selbst zu Hilfe. Die Himmelskörper haben nämlich ihren Lebenslauf keineswegs alle zur gleichen Zeit begonnen; manche befinden sich noch in den ersten Stadien der Entwicklung, während andere bereits dem Verlöschen nahe sind. Und selbst



Spiralnebel in den Jagdhunden.
Phot. George W. Ritchey, Yerkes Obs.

Sterne gleichen Alters können unter Umständen sehr verschiedene Zeiträume brauchen, um ein bestimmtes Stadium zu erreichen. Wir finden deshalb am Himmel alle möglichen Entwicklungsphasen vertreten, und aus dem räumlichen Nebeneinander können wir das zeitliche Nacheinander, wie es sich beim einzelnen Sterne abspielt, rekonstruieren.

In diesem Zusammenhange ist nun zunächst die Beobachtung, daß es verschieden gefärbte, nämlich weiße, gelbe und rote Sterne gibt, von hoher Bedeutung. Erinnern wir uns, daß ein Körper, etwa ein Stück Eisen, bei allmählicher Erhitzung nacheinander die Stadien der Rot-, Gelb- und Weißglut erreicht und bei der Abkühlung diese Reihenfolge in umgekehrter Richtung durchläuft, so liegt der Schluß sehr nahe, daß wir in den weißen, gelben und roten Sternen Himmelskörper von hoher, mittlerer und geringer Temperatur vor uns haben. Diese Vermutung wird durch ein genaueres Studium der Sternspektren bestätigt. Die Sterne zerfallen danach in sechs Klassen, von denen die beiden ersten — B und A — die weißen, die drei folgenden — F, G und K — die gelben und orangefarbenen und die letzte, mit M bezeichnete, die roten Sterne enthalten. Es zeigt sich nun, daß bei den Sternen der Klassen B und A die hellste Stelle des Spektrums tief in Violett liegt, sich dann aber von Klasse zu Klasse immer mehr nach dem Rot verschiebt. Nach den Lehren der Physik bleibt für diesen Vorgang kaum eine andere Erklärung übrig, als daß die Spectralreihe B, A, F, G, K, M eine Skala fallender Temperaturen darstellt.

Nach all dem müssen wir somit erwarten, daß die roten Sterne der Typen K und M die geringste Leuchtkraft besitzen. Um diese Frage zu prüfen, bedarf es zunächst einer genauen Kenntnis der Entfernungen der Gestirne. Denn wenn uns zwei Sterne gleich hell erscheinen, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß sie auch in Wirklichkeit gleich hell sind; z. B. wäre es sehr wohl denkbar, daß der eine von ihnen viel heller ist als der andere und nur infolge seiner größeren Entfernung diesem gleich erscheint. Ein Vergleich wird erst möglich, wenn wir uns alle Sterne in eine einheitliche Entfernung von — sagen wir zehn Lichtjahren, das ist die Strecke, die das Licht in zehn Jahren zurücklegt — versetzt denken. Die Helligkeit aller Sterne, die uns in Wirklichkeit näher stehen, wird sich dann um einen bestimmten Betrag vermindern, die der ursprünglich ferneren hingegen vermehren, weil diese ja näher herangerückt werden.

Als nun die Astronomen die so auf eine einheitliche Entfernung bezogenen Helligkeiten der Sterne untersuchten, zeigte sich das überraschende Ergebnis, daß es zwei Arten gelber und roter Sterne gibt, die einen, wie erwartet, sehr lichtschwach, die anderen dagegen von weit größerer Leuchtkraft als manche unter den weißen Sternen. Damit war man den Gesetzen, die den Entwicklungsgang eines Sternes beherrschen, auf die Spur gekommen, und als es bald darauf gelang, durch sorgfältiges Studium der Strahlungs- und Druckverhältnisse im Innern einer heißen Gaskugel über den Bau der Himmelskörper Aufschlüsse zu erhalten, konnte man sich bereits ein Bild vom Lebenslauf der Sterne machen, das zwar in manchen Punkten noch verbesserungsbedürftig ist.


Nebel im Orion. Phot. von Prof. Scheiner, Obs. zu Potsdam.

Die Zusammenballung einer kosmischen Staubwolke ruft den Stern ins Dasein. Die Materie ist zunächst noch äußerst dünn verteilt, ihre Dichte etwa zehntausendmal geringer als die des Wassers. Dementsprechend sind Rauminhalt und Oberfläche ungeheuer groß. Die Temperatur hält sich in niedrigen Grenzen, sie wird 2500—3000 Grad nicht übersteigen. Die Oberflächenhelligkeit pro Quadratkilometer ist also gering, die Gesamthelligkeit des Sternes dennoch sehr groß, weil die Oberfläche eben außerordentlich viele Quadratkilometer umfaßt. Gemäß seiner niedrigen Temperatur leuchtet uns dieser Stern in rötlicher Farbe, gehört also zur Spektralklasse M. Himmelskörper in diesem und den nächstfolgenden Entwicklungsstadien bezeichnet man treffend als Riesensterne oder Giganten. Infolge der gegenseitigen Anziehung der einzelnen Massenteilchen beginnt nun der Stern, sich zusammenzuziehen, seine Dichte wird größer, der Umfang geringer, und die Temperatur steigt. Die Gesamthelligkeit des Sternes bleibt aber trotzdem dieselbe; denn die Helligkeit pro Quadratkilometer der Oberfläche ist zwar größer geworden, dafür hat sich aber die Oberfläche verkleinert. So erreicht der Stern allmählich das Stadium der Gelb- und Weißfärbung, wobei er immer heißer, dichter und kleiner wird, während seine Helligkeit nahezu unverändert bleibt. Nun aber kommt der Wendepunkt. Die Temperatur ist auf 15—20000 Grad gestiegen, die Dichte innerhalb des Sternes so groß geworden, daß die Zusammenziehung und damit die Wärmezufuhr ein Ende hat. Die beginnende Abkühlung schreitet deshalb rasch voran. In umgekehrter Richtung wie vorher durchläuft nun der Stern die Temperaturskala nicht mehr als Gigant, sondern als „Zwerg", bis er wieder beim M-Typus anlangt, jetzt aber eine alternde, schwach und dunkelrot scheinende Sonne, die dem Verlöschen nahe ist. (Vgl. nebenstehendes Schema Abb. 2.) Nach den neuesten Untersuchungen dürfte allerdings die Zusammenziehung allein kaum hinreichen, den Wärmebedarf für die erforderlichen langen Zeiträume zu decken, es scheint vielmehr im Innern der Sterne noch sehr bedeutende, ihrer Herkunft nach einstweilen unbekannte Energievorräte zu geben, die an dem geschilderten Prozeß wesentlich mitbeteiligt sind.

Nicht alle Sterne erklimmen den Gipfelpunkt der Entwicklungslinie. Himmelskörper, die von vornherein nur eine geringe Masse mitbekommen haben, tragen anscheinend nicht die Kraftquelle zur Erreichung der höchsten Temperaturen in sich; sie müssen schon als gelbe oder gar noch als rote Sterne wieder umkehren. Andererseits darf aber auch die Masse des Sternes eine gewisse obere Grenze nicht überschreiten, weil sonst die Gravitation nicht mehr imstande ist, die einzelnen Teile zusammenzuhalten, so daß der Stern auseinanderfällt. Diesen Zustand verkörpern vielleicht die sog. planetarischen Nebel (Abb. 3) und gewisse ihnen verwandte Sterne in der Milchstraße, deren Spektra besondere Eigentümlichkeiten aufweisen.

Die Perücke • Erzählung von Erwin Rosenberger

Als Simson bei Delila eingeschlafen war, nahm das treulose Weib eine Schere und schnitt ihm meuchlings die Locken ab. In den Locken lag aber Simsons Kraft. — „Die Philister über dir, Simson!“ — Da sprang Simson auf und wollte sich zur Wehr setzen, doch die Kraft war von ihm gewichen, seit die Schere seinem Haupthaar genaht war. Die Philister bändigten und banden ihn und setzten ihn gefangen.

Alle Philister hatten das Haus Delilas verlassen, um den Gefesselten im Triumphe zu begleiten, nur Ben-Dagon, der Mächtigste der Philisterfürsten, war bei Delila zurückgeblieben. „Du bist eine erbärmliche Seele,“ sagte er zu ihr; „der gute Junge hat sich vertrauensselig bei dir zur Ruhe begeben und du hast ihn tückisch verraten und preisgegeben. Armer, braver Simson!“

Ben-Dagon zog sein Schwert und Delila lag in ihrem Blute.

Sodann las Ben-Dagon Simsons lange Locken, die der Schere zum Opfer gefallen waren, vom Boden auf. Sorgsam bückte er sich um jedes einzelne Haar, denn er war nicht nur der mächtigste, sondern auch der klügste Fürst der Philister und gedachte den Zauber, der in den Locken lag, nützlich zu verwerten.

Unverweilt eilte er in sein Haus und ließ den geschicktesten der Haarkünstler und Barbiere holen. Mit dem schloß er sich in eine Stube ein und sprach zu ihm: „Ich habe Vertrauen zu deiner Kunst, Bartscherer. Sieh' diese Locken! Du sollst mir an Ort und Stelle aus ihnen eine Perücke machen. Und beachte eines: wenn du dich während der Arbeit oder nachher unterfängst, dir die Perücke aufs Haupt zu setzen, so —“ Ben-Dagon entblößte sein Schwert und machte eine bezeichnende Bewegung.

Der Bartputzer lächelte einfältig: „Wozu sollte ich die Perücke aufsetzen?“ sagte er und lächelte wieder einfältig. Doch er war ein gar schlauer Geselle; nur aus List und Fürsorglichkeit gab er sich das törichte Ansehen. Er hatte alsogleich die Haare Simsons erkannt. An dem seltsamen Waldduft hatte er sie erkannt und an dem eigenartigen Seidenglanz. Friseure haben in derlei Dingen ein vortreffliches Auge. Eine Locke war feucht und rotgefärbt. Das Blut Delilas. Doch der Barbier tat, als würde er von all dem nichts merken. Er spitzte die Lippen zu einem leisen Liedchen, machte ein noch einfältigeres Gesicht als früher und setzte sich zur Arbeit. Allein in seinem Innern war ein Sturm von Gedanken. Er sah das gleißende Schwert des Fürsten, er wußte: wenn ich die Perücke fertig habe, wird er den Mitwisser töten. Er wird wohl wünschen, daß meine Zunge für ewig stumm sei. — Wie aber, wenn ich ihm zuvorkomme? Ich brauche nur die Perücke aufzusetzen und die Kraft Simsons ist in mir. Mit einem Hauche würde ich ihn wegblasen, mein Leben wäre gerettet und ich könnte König werden über die Philister. Denn ich bin klüger als Simson. Nur seine Kraft fehlt mir zum König.

Also sann der Barbier, blickte höchst harmlos drein und zog die langen seidenweichen Haare durch fein gegerbtes Leder, derweilen in seiner Seele Todesangst mit maßloser Herrschbegierde rang.

Der Haarkünstler arbeitete langsam und bedächtig. War doch jede Minute Arbeit eine gewonnene Lebensminute. Doch gelang es ihm insgeheim, hie und da einige Härchen in sein faltiges Gewand fallen zu lassen. Für alle Fälle... Die Perücke war schon fertig und noch immer nestelte der Barbier an den Haaren herum. Man scheidet so ungern von hinnen! Endlich riß ihm der Fürst unwirsch die Perücke aus der Hand und setzte sie aufs Haupt.

Der Barbier zuckte zusammen und dachte ans Sterben. Er trug seine albernste Miene zur Schau und betrachtete mit zufriedenem Lächeln die Perücke auf dem Haupte Ben-Dagons.

Behaglich reckte der Fürst die Glieder. Wie ein prickelnder Strom rieselte ihm Simsons Kraft durch den Leib. Und er legte das Schwert beiseite und sagte: „Bartscherer, du hast deine Sache gut gemacht. Du verstehst dein Handwerk, obzwar du ein urdummes Gesicht hast. Deine Einfalt ist übrigens dein Glück. Vor dem Klugen muß man auf der Hut sein, dich aber kann ich getrost laufen lassen. Du weißt gar nicht, was du deiner Dummheit dankst.“

Der Barbier lächelte wieder unendlich läppisch, streckte die Hand nach dem Golde aus, das ihm der Fürst reichte, und ging mit einem tiefen Bückling.

* * *

Am nächsten Tage ließ Ben-Dagon den zweitmächtigsten Philisterfürsten — Asdod war sein Name — hinrichten. Asdod hatte nämlich in grausamer Lust dem wehrlosen Simson die Augen ausstechen lassen. Ben-Dagon war empört über solche Schandtat, und da er jenem Philisterfürsten ohnehin seit langem gram war, ließ er ihn kurzerhand beseitigen. Den Aufruhr, den die Freunde Asdods entfachten, schlug Ben-Dagon mit übermächtiger Faust nieder. Simsons Kraft war in seiner Faust.

Dem blinden Simson gewährte Ben-Dagon in seinem Hause liebevolle Unterkunft. Sein Herz hing an dem erniedrigten Riesen.

* * *

Nach einiger Zeit ließ Ben-Dagon die alte Rahab zu sich bescheiden, die eisgraue Waldfrau, die in der verfallenen Hütte hauste und aus Wurzeln und Beeren zauberkräftige Tränklein zu brauen verstand.

„Was willst du von der alten Rahab, mein Söhnchen? Soll ich dir wieder ein Wässerlein bringen, das dir die Liebe der schönsten Jungfrau gewinnt?“

„Mit deinen schönsten Jungfrauen bleib mir einstweilen vom Leibe,“ sagte der Fürst verächtlich. „Sag, Rahab, hast du ein Mittel, mit dem man das Wachstum der Haare verhindern kann?“

„Gewiß,“ sagte die Alte mit pfiffiger Miene, „gewiß habe ich solche Mittel! Aber ich muß erst wissen: soll es für einen Mann sein oder für eine Frau? Ist sie jung, alt, groß, klein —?“

„Wie schlau du es anstellst, um mich auszufragen! Doch dir kann ich ja vertrauen. Ich weiß, du kannst schweigen! So höre: Simsons Haare beginnen nachzuwachsen. Mir bangt vor dem Wiedererwachen seiner Riesenstärke.“

„Schlag' ihm das Haupt samt den Haaren ab. Sie werden dann gewiß nicht mehr nachwachsen. Wozu erst die Salbe?“

„Ich will, ich kann nicht! Er tut mir leid. Ich kann einen gefesselten Löwen nicht töten.“

„Ha, ha, ha! Mein Söhnchen läßt sich vom Mitleid gängeln. — Nimm dich in acht, Ben-Dagon!“





Die Blendung Simsons. Von Rembrandt.

„Hast du das Mittel?"

„Ich werde dir's verschaffen, mein Söhnchen. Die alte Rahab kann alles verschaffen. Du wirst deine Freude an meiner Salbe haben. Sie wirkt wie ein verzehrender Brand, wo sie hinkommt, da gedeiht nie mehr ein Härchen."

„Recht so! Je grimmiger deine Salbe wirkt, desto besser! Ich werde nicht eher ruhig schlafen können, als bis dieser Simson einen tadellosen Kahlkopf hat. — Worüber sinnst du, Alte?"

„Ich denke nach — ich überlege — hm — — Sollte man nicht dennoch Simsons Haare wachsen lassen? —"

„Bist du von Sinnen? Wozu? Wozu brauch' ich Simsons Haare?"

„Freilich — freilich!" murmelte die Alte, in Nachdenken versunken, „man kann ja mit den Haaren nichts anfangen — hm — hm! — Sag' einmal, mein Söhnchen, was ist mit den Haaren geschehen, welche Delila dem Simson abgeschnitten hat?"

Der Fürst brach in ein bösartiges Gelächter aus. „Das also ist es! O du verschmitzte Waldeule! Jetzt versteh' ich: du möchtest wohl gerne mit dem wundertätigen Haar einige kleine Versuche anstellen."

Die Waldfrau hatte inzwischen in sichtlicher Erregung das Haupt des Fürsten gemustert, und eine blitzartige Erkenntnis kam über sie. Starr sah sie auf die langen seidenweichen Locken, von denen ein seltsamer Waldduft ausging. Und eine heiße habsüchtige Gier nach den seidenweichen Locken erwachte in der Brust der Waldfrau.

„Ah, ich glaube, du hast etwas begriffen," lachte der Fürst. Ein rauher, tückischer Ton war in seinem Lachen. „Du siehst, Mütterchen, es gibt außer dir noch andere ziemlich kluge Leute. Du kommst etwas zu spät mit deinen guten Absichten. — — Also morgen bekomme ich die Salbe, Mütterchen?"

„Wird nicht morgen Simson vor dem versammelten Volke die Laute schlagen, zur festlichen Erheiterung von Jung und Alt?"

„Der Ärmste? Er wird dem Pöbel als Possenreißer dienen. Aber ich kann nichts dagegen tun. Man muß dem Volke hie und da einen Leckerbissen hinwerfen. Und dann ist die öffentliche Demütigung des besiegten Riesen ein Triumph für Ben-Dagon, den Sieger. Es hebt mein Ansehen."

„Also morgen nach dem Feste bring' ich dir die Salbe, mein Söhnchen!" sagte die Alte mit blinzelndem Blick.

„Also morgen nach dem Feste, Mütterchen!" sagte freundlich lächelnd der Fürst. Und es ging ihm durch den Sinn, daß der welke Busen der Alten einer eindringenden Schwertspitze wohl keinen allzuharten Widerstand werde leisten können. „Also morgen nach dem Feste," wiederholte er lächelnd. Morgen nach dem Feste gedachte er sie stumm zu machen, auf daß sie sein Geheimnis nicht weitererzähle. — Sie soll nur die Salbe bringen —!

* * *

Unter dem großen Olivenbaum, der hinter dem Hause Ben-Dagons war, saß Simson. Er saß regungs-

los, das starre Antlitz des blinden Riesen verriet nicht, ob er schlafe oder wache.

Plötzlich hob er das Haupt. Jemand hatte in der Nähe leise seinen Namen gerufen.

„Simson!“ raunte jemand. „Simson, du wirst morgen der Narr der Philister sein. Du wirst die Laute schlagen und vor dem Volke tanzen. Die Weiber und Kinder werden mit Fingern auf dich weisen und des armen Narren spotten. Simson, du hast die Philister gleich winselnden Hunden vor dir hergetrieben und morgen wirst du ihr Narr sein. Simson, schon ist dir dein Haar wieder gewachsen und mit dem Haar deine Stärke. Der Festpalast der Philister ist ein Trümmerhaufen, wenn du willst. Und unter den Trümmern seufzen die Philister ihren letzten Seufzer, wenn du willst. Simson, du wirst nicht der Narr der Philister sein . . . .“

Also raunte die Stimme. Und auf leisen Sohlen schlich der Barbier von dannen.

Simson saß regungslos. Ein knirschendes Geräusch ging durch die Abendluft, wie wenn jemand in wahnwitzigem Grimme die Zähne aneinander preßt.

Nach einer Weile schlängelte sich wieder ein Zischeln in sein Ohr: „Simson, morgen werden die Philister einen Possenreißer verhöhnen, der Simson heißt. Simson, du wirst kein Possenreißer sein! Hast du nicht wieder deine Locken? Der Palast ruht auf zwei Säulen; du wirst sie wie Halme biegen. Die erschlagenen Philister werden Simson nicht verhöhnen.“

Das Zischeln verstummte. Ein altes Mütterchen humpelte dem Walde zu.

Simson erhob sich und tastete sich fort nach seiner Lagerstätte.

Als er aufgestanden war, hatte er nach dem Stamm des Olivenbaumes gegriffen, um sich zu stützen. Da hatte sich der mächtige Stamm gebogen wie ein Halm.

* * *

Noch nagten hungrige Flämmchen an den halbverkohlten Tragbalken, die auf dem Boden lagen. Hastig stieg der Barbier über die Aschenhügel, sein Blick haftete suchend auf der Erde.

„Hier ist's,“ murmelte er, „hier muß Simson gestanden haben. Aber er ist wohl mitverbrannt. Der plumpe Tor hätte auch vorsichtiger zu Werke gehen können. Wahrscheinlich ist das niederstürzende Gebälke mit irgendeinem Brandopfer zusammengeraten. So mag das Feuer da ausgebrochen sein. Hier werde ich mir nichts holen können. Nein! Alles in den Gluten vernichtet! Es ist noch ein Glück, daß der rückwärtige Teil des Palastes von den Flammen verschont geblieben ist. Dort muß der Fürst unter den Trümmern liegen.“

Und schwer atmend arbeitete er sich durch das Ruinenfeld. Holzsäulen, Steinquadern, Opfergeräte, Leichen, Waffen. Ein schauriges Bild der Zerstörung.

„Simson,“ sagte der Barbier mit zitternder Stimme, „Simson, Lautenschläger, du hast gräßlich in die Saiten gegriffen. — Da ist der Platz. — Hier muß der Fürst liegen —“

Keuchend begann er in den Trümmern zu wühlen. Ein Jubelschrei. Jauchzend schwang der Barbier in der Hand eine Perücke. Die seidenweichen Locken waren feucht und rotgefärbt.

Der Bartscherer setzte die Perücke aufs Haupt, nahm das Schwert des Fürsten an sich, grüßte noch einmal mit der Hand die heimatlichen Fluren und wanderte fort. Fort in die Fremde.

* * *

Wir haben alle schon von dem mächtigen König der Inder gehört, der die Welt durch seine Riesenkraft in Erstaunen setzte. Eines Tages war er mutterseelenallein, ein landfremder Geselle, dahergekommen, hatte den alten König entthront und sich zum Herrscher aufgeworfen. Er regierte weise im Lande der Inder und das Volk gewann ihn lieb. Nur eine schnurrige Eigenheit hatte er: für sein Leben gern barbierte er die Leute. Und das tat er sehr kunstgerecht.

Aus einer Sammlung besinnlicher Geschichten, die unter dem Titel „Der König der Diebe“ in Reclams Universal-Bibliothek (Nr. 5249) erschienen ist.

Stunde des Schöpfers

Aus Traum und Dämmer schwebt ein fahler Zug
Von raunenden und lockenden Gestalten.
Und Augen blinken, weiße Hände falten
Sich wie zum Beten, Schritte, die verhallten,
Erklingen neu — und alles, was ich trug

In mir gebunden, regt sich tief im Grunde,
Geheimnis, das um Sinn und Wesen ringt,
Das durch ein Chaos zur Gestaltung dringt,
Mit meinen Lippen sich ins Leben singt;
So wundersam und fruchtschwer ist die Stunde.

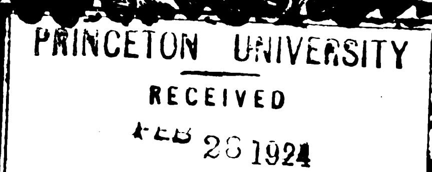
Ich weiß kaum, bin ich wirkend oder leidend:
Es schäumt und flutet auf mich ein die Welle
Und brandet über die umhegte Schwelle,
Zerbricht die Dämme mit des Sturmes Schnelle
Und immer neue Ströme sich bereitend.

Schon leuchten scharfumrissene Konturen
Auf den bewegten Flächen wie im Traum,
Und Menschenantlitz wächst aus Wellenschaum;
Mit weißem Flügelschlag durchkreist den Raum
Das Leben, zeugend auf des Lebens Spuren.

Der Kopf in Fieberflammenglut entzündet,
Formwirkend neue, wunschgeschaute Welten,
Die wie im Licht von Blitzen jäh sich hellten,
Mitschwingt den starken, brausenden, durchgellten
Siegruf des Gottes, der die Schöpfung kündet!

Verborgnes stößt aus dunklem Seelenschacht
Ins klare Licht der Sehnsucht Überschwang.
Gestaltvollendung wird der reiche Drang,
Und durch den Sturm wie von Posaunenklang
Ein erzen Dröhnen schwillt: Es ist vollbracht!

Heinrich Leis



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 39



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Die Nichte * Novelle von Artur Brausewetter

Allen sicheren Berechnungen, allen zuverlässigen Erwartungen und sorgsamen Anordnungen zum Trotz war Jobst-Siegfried um volle drei Wochen früher in diese Welt der unbegrenzten Möglichkeiten eingetreten, als ihm das Recht dazu zustand.

Frau Lora Harmsen befand sich gerade in einer Vorstandssitzung des Vaterländischen Frauenvereins, als ein Anruf ihres Gatten aus dem Kontor ihr die freudige Botschaft überbrachte, daß sie die Großmutter eines gesunden, siebenpfündigen Jungen geworden.

Frau Lore, die es sonst mit Sitzungen sehr gewissenhaft nahm, brach die große Rede, auf die sie sich vierzehn stille Abende mit Ernst und Eifer vorbereitet hatte, unverzüglich ab, eilte nach Hause, packte die halbe Nacht hindurch und begab sich, von ihrem Gatten begleitet, in dem eleganten Halbwagen mit den Schweißfüchsen auf den Bahnhof, um auf schnellstem Wege die weite Reise nach Würzburg anzutreten.

„Es wird mir nicht leicht, dich so lange Zeit allein zu lassen," sagte sie mit zärtlicher Besorgtheit zu ihrem Manne. „Es ist wohl auch das erstemal, seitdem wir verheiratet sind. Aber ich habe bereits eine Drahtnachricht an Konstanze aufgesetzt, daß sie jetzt sofort kommt. Du gibst sie auf der Rückfahrt vielleicht auf dem Postamt ab."

„Ist es denn notwendig, daß sie kommt? Ich weiß wirklich nicht, was sie hier soll, und was ich den ganzen Tag mit solch einem jungen Mädchen anfangen soll. Sie wird sich bei mir zu Tode langweilen."

„Wir laden sie diesmal nicht zu ihrem Vergnügen ein, sondern, daß sie für dich sorgen soll. Es ist unbedingt notwendig, daß du bei deiner starken geistigen Arbeit deine Pflege hast. Du darfst nichts entbehren und sollst alles genau so haben, wie du es gewohnt bist. Ich habe es Konstanze eingehend geschrieben und ans Herz gelegt."

Sie hatte es ihm, an der Tür des Abteils stehend, gesagt. Ihre Augen waren feucht. Auch ihm wurde der Abschied auf eine so lange Zeit nicht leicht. Aber die Pflicht rief, und in seinem Leben hatte der Pflicht immer die erste Stelle gehört.

Vom Bahnhofe fuhr er, nachdem er die Drahtnachricht auf dem Postamte abgegeben, auf kürzestem Wege in sein Kontor und kehrte erst des Abends in sein mitten in der Stadt gelegenes Haus, das er allein bewohnte, zurück.

Es kam ihm wunderbar in den großen Räumen vor, und so sehr er sich auch dagegen wehrte, ein Gefühl der Verlassenheit überschlich ihn und wollte den ganzen langen Abend nicht von ihm weichen.

✡

Am nächsten Morgen schon war Konstanzes Antwort da, die ihre Ankunft meldete. Und wieder fuhr Will Harmsen mit dem eleganten gummiberäderten Halbwagen und den beiden Schweißfüchsen auf den Bahnhof, seine Nichte in Empfang zu nehmen.

Er hatte sie einmal flüchtig bei irgendeiner Verwandtenhochzeit gesehen und erinnerte sich ihrer so gut wie gar nicht. Dazu brachte der Zug eine ganze Anzahl junger Mädchen, so daß es keine leichte Aufgabe für ihn war, unter ihnen die richtige herauszufinden.

Da fiel ihm eine auf, die, unschlüssig und nach allen Seiten spähend, inmitten eines ganzen Gepäcklagers auf dem Bahnsteig stehengeblieben war. Sie war gesund, fast ein wenig derb gebaut, hatte runde, von der Hitze der langen Eisenbahnfahrt stark gerötete Wangen und wasserblaue, ein wenig nüchterne Augen, die mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit Umschau hielten.

Er glaubte seiner Sache sicher zu sein. „Konstanze," sagte er, ritterlich den hohen Hut lüftend und ihr einen Strauß junger Frühlingsblumen überreichend.

„Ah ... Onkel Will! Und wie nett von dir, daß du selber gekommen bist! Und die schönen Blumen! Aber solche Ausgaben hättest du dir nicht machen sollen ... wirklich nicht."

Er winkte einem Gepäckträger und ließ ihre Koffer, Schachteln und Taschen auf dem Bock verstauen. Viel Platz blieb für den Kutscher nicht.



Abend. Nach einer Aufnahme von R. Sieger.

„Und nun erzähle von deinem kleinen Enkelkinde!" begann sie, nachdem sich der Wagen eben in Bewegung gesetzt.

„Ja, viel zu erzählen wüßte ich beim besten Willen nicht von ihm," gab er ein wenig verlegen, wie er es leicht wurde, zugleich aber mit einem Anflug von Scherz zurück. „Er ist ja eben erst angekommen, und außer der kurzen Drahtnachricht habe ich nichts von ihm vernommen."

„Doch, daß es ein Junge ist. Muttchen und ich waren ganz glücklich, als es die Tante drahtete ... Aber zieht es dir nicht, Onkel? Wir sollten das Verdeck hochschlagen lassen."

„Ich bitte dich ... bei der Hitze!"

„Gerade da erkältet man sich am leichtesten. Mir ist es ja angenehm. Aber für dich ..."

Er war sich bis dahin immer leiblich jung und

rüstig vorgekommen. Aber freilich ... er hatte vergessen, daß er inzwischen Großvater geworden war.

„Ein guter Bekannter von Muttchen hat sich bei solch einer Fahrt im offenen Wagen eine Erkältung zugezogen, an der er heute noch leidet. Ich glaube, er war gerade in deinem Alter. Und nicht einmal den Mantel hast du an. Darf ich ihn dir vielleicht umlegen?"

„Es ist sehr liebenswürdig von dir. Aber ich brauche ihn wirklich nicht."

„Verzeih, Onkel. Aber Tante Lola hat es mir zur Pflicht gemacht, in jeder Beziehung für dich und dein Wohlbefinden zu sorgen. Und da fühle ich so eine gewisse Verantwortung."

„Du kannst ganz ruhig sein. Meine Frau ist immer ein wenig ängstlich gewesen. Aber so anfällig bin ich noch nicht."

Der Wagen hielt. Der Diener trat an den Schlag, beim Aussteigen behilflich zu sein, und nahm das ansehnliche Gepäck in Beschlag.

Will Harmsen entschuldigte sich bei seiner Nichte und bestieg wiederum den Wagen, um in sein Kontor zu fahren.

„Jetzt willst du noch einmal an die Arbeit?" fragte sie erstaunt. „Es ist ja schon Abend."

„Oh, bis zum Nachtessen habe ich noch einige Stunden Zeit."

„Aber du solltest nicht so viel arbeiten. Die Tante schrieb, es wäre ihre größte Furcht, daß du, wenn sie nicht da wäre, den ganzen Tag in deinem Kontor säßest. Wann speist du denn?"

„Acht Uhr wird es wohl werden."

„Das ist aber nicht gesund. Nein, sicher kann es nicht gesund sein, Onkel. Du solltest eine Stunde eher essen. Sonst wirst du keinen gesunden Schlaf haben. Und das ist doch wohl die Hauptsache für einen Mann, der so viel geistig tätig ist."

Im Geschäft fand er eine wichtige Angelegenheit vor, die er unter allen Umständen erledigen mußte. So verspätete er sich um eine halbe Stunde.

Konstanze saß bereits am gedeckten Tisch. Sie sagte nichts, sah ihn aber mit einem Blicke an, dessen fragende Besorgnis ihm nicht entging. „Du bist sehr ermüdet, nicht wahr, Onkel? Ich werde gar nicht sprechen!"

„Das würde ich sehr bedauern."

„Die Tante schrieb mir, daß du des Abends immer sehr abgespannt nach Hause kämst und dann deine völlige Ruhe haben müßtest."

„In so angenehmer Gesellschaft verspüre ich nichts von Ermüdung," erwiderte er in seiner ritterlichen Art. Aber ihr besorgter Blick beunruhigte ihn.

Sie schenkte ihm den Tee ein, teilte ihm die Speisen zu, alles, wie er es von seiner Frau gewohnt war. Nur noch viel sorgfältiger und genauer. Als müßte sie ihm jeden Bissen Brot, jedes Gran Fleisch zumessen.

Diese ängstliche Besorgtheit und Gewissenhaftigkeit, die mit ihren jungen Jahren so gar nicht im Einklang stand, begann ihn zu belustigen. Zugleich hatte sie etwas Rührendes.

„Von den Sardinen solltest du des Abends spät nicht mehr nehmen," meinte sie, als er danach griff. „Sie sind schwer bekömmlich, und dein Magen ist wohl nicht mehr ganz taktfest."

„Ich habe mich bisher eines leidlich gesunden Magens zu erfreuen gehabt."

„Mein verstorbener Vater — du erinnerst dich vielleicht, daß er Arzt war — sagte immer, alle Übel des Körpers und der Seele kämen vom Magen. Und die meisten Menschen wüßten gar nicht, ob sie einen gesunden oder kranken Magen hätten. Besser ist es wohl, man hält sich ganz diät. Besonders in deinen Jahren —"

Er zuckte ein wenig zusammen. Er mußte dem jungen Ding wie ein Methusalem erscheinen. Es war ja auch kein Wunder. Das kam alles vom Großvater. Aber er hatte sehr früh geheiratet und befand sich trotz seiner großväterlichen Würde erst am Anfang der Fünfziger. In seinem blonden, vielleicht ein wenig dünnem Haar, wie in dem sorgsam gestutzten Schnurrbart über den noch frischen Lippen war kaum ein weißer Faden sichtbar. Man hatte ihm oft gesagt, daß er noch erstaunlich jung aussähe. Er war nicht eitel und nicht auf eine erkünstelte Jugend erpicht. Aber dies Wort von einem jungen Mädchen: „In deinen Jahren" gab ihm doch einen kleinen Stich ins Herz.

Nach dem Essen verweilte man nach alter Überlieferung in seinem Arbeitszimmer. Er fand alles, wie er es gewohnt war: den Fachinger, die Flasche Rotwein, die leichte Zigarre, die er zu rauchen pflegte, mit abgeschnittener Spitze auf ihrem Platze liegend.

Da seine Augen ohnehin ein wenig schwach und von der langen Kontorarbeit ermüdet waren, las ihm seine Frau des Abends zuerst aus der Zeitung, dann aus einem leichten Buche vor.

Konstanze hatte die Zeitung bereits in der Hand. Sie wartete, bis er sich gesetzt und seine Zigarre in Brand gesteckt hatte. Dann begann sie zu lesen.

Sie las mit klarer, wohltönender Stimme, ein wenig befangen wohl und eintönig, aber doch mit einem gewissen Geschick alles das hervorhebend, was für ihn von Interesse war. Auch der Roman lag, genau auf der Seite aufgeschlagen, auf der sie aufgehört hatten, vor ihr auf dem Tische. Und auch aus ihm las sie einen Abschnitt. Bis sie merkte, daß er müde war.

Da begab sie sich an den Flügel und spielte. Auch das gehörte zum abendlichen Programm. Denn im Hause Harmsen führte man ein genau abgezirkeltes, ein wenig philiströses Leben. Aber sie beide fühlten sich glücklich dabei. Und das war die Hauptsache.

Konstanze spielte mit größerer Geläufigkeit, aber nicht annähernd so ausdrucksvoll wie Frau Lola. Zudem wählte sie lauter Stücke, die er nicht kannte oder nicht ausstehen konnte. So vermochte er trotz all seiner guten Selbstzucht ein leises Gähnen nicht zu unterdrücken.

Sie merkte es und schloß den Flügel.

„Es ist halb elf Uhr, deine gewohnte Stunde. Gute Nacht, Onkel Will. Ich wünsche dir einen gesunden Schlaf."

Er lächelte. Nun, wenn ich diese Nacht nicht gut schlafen werde —, dachte er bei sich selber, reichte ihr die Hand und bedankte sich für ihre treue Sorgfalt, und daß sie alles genau so gemacht hätte, wie er es von seiner Frau gewöhnt wäre.

Da errötete sie dankbar und glückselig.

☆

Will Harmsen gehörte nicht zu den ehrgeizigen oder titelsüchtigen Kaufleuten. Dennoch konnte er es nicht verhindern, daß er mit Ehrenämtern aller Art überschüttet wurde.

So saß er auch im Ausschuß des Theaters und hatte dort jeden dritten Abend seine Plätze. Er ging nicht nur gern ins Theater, es gehörte einmal zu den Gepflogenheiten seines Lebens, diese Abende, wenn nicht Wiederholungen stattfanden, im Theater zuzubringen.

Jetzt besonders war es ihm willkommen, wo die Einförmigkeit des Zusammenlebens mit seiner jungen Nichte und ihre mit jedem Tage wachsende Besorgnis um ihn doch ein wenig drückend auf ihn wirkten. Zudem hoffte er, ihr, die aus einer kleinen Stadt kam, eine Freude damit zu bereiten.

Sie hatten zuerst ein sehr lustiges Stück. Die Fortsetzung einer alten Posse: „Robert und Bertram, die



lustigen Vagabunden", die er bereits in seinen Primanerjahren gesehen.

Er war harmlos in solchen Genüssen und konnte trotz seines Ernstes auch über einen Ulk einmal lachen. Konstanze aber hatte für diese Art von Witz nur ein ablehnendes Achselzucken, fand das Stück so abgeschmackt, daß sie auch ihn mit ansteckte, und er sich durchaus einverstanden erklärte, als sie nach den beiden ersten Akten vorschlug, nach Hause zu gehen, weil das heiße Theater für seine Augen Gift wäre. Obwohl er nicht das geringste empfand, behauptete sie mit aller Entschiedenheit, daß sie es ihm längst angemerkt hätte, daß ihm das grelle Licht unangenehm wäre. Sie würde ihm aus dem Roman vorlesen, der viel unterhaltender und wertvoller wäre als diese armselige Posse.

Das zweitemal versuchte er es nach einer längeren Pause mit einem ernsten Stück: Tolstois „Lebenden Leichnam".

Diesmal war er auf das tiefste angefaßt. Trotz aller Schwerfälligkeit seines äußeren Lebens war in ihm eine stille, nie geäußerte und dennoch stetig schwingende Sehnsucht nach etwas Höherem und Größerem, als der Alltag es mit sich brachte, nach einem Erleben anderer Art, als es ihm im Gleichmaß der Tage bisher geworden.

Darum griff diese gewaltige Tragödie des großen Russen in das Innerste seiner Seele, rührte manches auf, das so lange ruhig geschlummert und bewegte ihn den ganzen Abend über in eigener Art.

Auch Konstanze konnte von dem Stück und der ausgezeichneten Aufführung nicht unbeeinflußt bleiben. Aber sie sah es, wie man etwas Großes niemals sehen darf: mit mehr nüchternem Blick.

„Es ist alles gut und voller Poesie," sagte sie beim Nachhausegehen zu ihrem Onkel, „aber ich kann mir nicht helfen: über den Fedja kam ich während der ganzen Vorstellung nicht hinweg. Er ist ein zu elender Schwächling."

Will Harmsen erwiderte kein Wort.

✡

So gingen zuerst die Tage, dann die Wochen dahin.

Will Harmsen konnte sich nicht beschweren. In seinem Hause war alles in bester Ordnung. Er hatte seine Behaglichkeit, wurde mit ängstlicher Sorgfalt und Liebe gehegt und gepflegt, vor jedem Windhauch behütet und sah jeden Wunsch erfüllt, bevor er über seine Lippen gekommen war.

Aber niemals in seinem Leben war er sich so alt erschienen, hatte er seine großväterliche Würde mit solchem Bewußtsein getragen, wie in diesen Wochen. Und dann war es noch etwas anderes: er lebte, recht gesehen, wie ein Gefangener, gekettet an allerlei Gebote und Vorschriften, die er seiner Gesundheit und seines Wohlbefindens halber zu erfüllen hatte. Und ein so energischer Mann er war, so lebte doch eine solche Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit in ihm, daß er es in Anbetracht der rührenden Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der seine junge Nichte die ihr aufgetragenen Obliegenheiten gegen ihn wie eine heilige Sendung übte, nicht über das Herz bekam, ihr diese durch seinen Widerstand zu erschweren.

Aber die Sehnsucht nach seiner fernen Gattin wurde immer größer, und er zählte die Tage und Stunden, die ihre Heimkehr bringen sollten.

Da erhielt er einen Brief, in dem sie ihm mitteilte, daß ihr kleines Enkelkind erkrankt wäre. Und wenn es auch durchaus nichts Besorgniserregendes wäre, so müßte sie doch schon ihrer Tochter halber, die noch recht schwächlich und zu einer anstrengenden Pflege unfähig wäre, längere Zeit bei ihr bleiben. Konstanze, fügte sie hinzu, müßte ja nun leider mit ihrer Mutter, die schon sehnsüchtig auf sie wartete, ins Bad reisen. Er müßte sich diese letzte Zeit nun schon so durchhelfen. Vielleicht würde ihn noch eine andere Nichte, wenigstens für einige Tage, aufsuchen, die zu ihrer Erholung bei Verwandten in der Umgebung weilte, und an die sie dieserhalb eben geschrieben hätte.

✡

Konstanze wurde der Abschied sehr schwer. Sie kam sich fast wie eine Abtrünnige vor und hätte das Feld ihrer Tätigkeit sicher nicht aufgegeben, wenn sie nicht die höhere Pflicht gegen die leidende Mutter gerufen hätte.

Will Harmsen aber, als er sie zum Bahnhof gebracht und bis zu dem Augenblicke, wo der Zug sich in Bewegung setzte, ihre genauesten Bitten und Einschärfungen für seine rechte Lebensweise vernommen hatte, empfand ein wohliges Gefühl der Befreiung und Erleichterung, als er des Abends aus seinem Geschäft in sein Haus zurückkehrte, wurde durch keine Leere und Einsamkeit mehr gedrückt und war glücklich, nun endlich wieder nach seiner Art und seinem Gefallen leben zu können.

Eins nur störte sein Behagen: die Andeutungen seiner Frau von einer anderen Nichte, auf die er sich überhaupt nicht zu besinnen vermochte. Denn seine nähere und fernere Verwandtschaft war zahlreich, und an Neffen und Nichten war kein Mangel. Aber nur jetzt keine neue mehr. Er hatte wirklich genug von Nichten.

Da das Pfingstfest vor der Tür stand, und er es nicht in den engen Mauern verbringen wollte, sagte er sich auf einem ganz in der Nähe befindlichen Gut bei Bekannten, die ihn dringend eingeladen hatten, für die Festtage an und erhielt von der Dame des Hauses eine sehr erfreute Zusage. Es paßte ausgezeichnet. Am Sonnabend hatten sie ihren Theaterabend. Da könnte er, wenn es ihm so recht wär, gleich nach dem Schlusse der Vorstellung mit ihnen zusammen hinausfahren.

Er hatte den Tag sehr viel zu tun gehabt und war, da er sich ein wenig überarbeitet fühlte und seine Leute am Sonnabend vor Pfingsten eine frühere Feierstunde machten, bereits gegen Abend nach Hause zurückgekehrt.

Auf der Diele am Garderobenständer hing ein leichter Umhang von hellblauer Seide. Ein zierlicher Sonnenschirm mit einer großen Schleife von derselben Farbe stand darunter, und ein Duft von Flieder und Frühlingsblüten durchzog das ganze Haus.

Als er in sein Arbeitszimmer trat, grüßte ihn vom Schreibtisch her ein großer Strauß von blauem Flieder und Waldmaiglöckchen, und auf dem Sofa, ihm anfangs noch den Rücken zuwendend, saß eine junge Mädchengestalt, ganz in Weiß gekleidet. Die aschblonden Haare, die in der das Zimmer durchflutenden Abendsonne wie mattes Gold schimmerten, fielen im dicht geschürzten Knoten auf einen entzückenden Hals hinab.



(Fortsetzung folgt.)

Aus einer großen deutschen Tageszeitung vom Jahre 1914.

Anzeigen als Anzeichen

Von Christian Adt. Kupferberg

Der Verfasser dieses Aufsatzes, Christian Adt. Kupferberg, der Mitinhaber der berühmten Mainzer Sektkellerei, ist ein gründlicher Kenner des Anzeigenwesens; er hat seine Kenntnisse und Erfahrungen in einem Buch niedergelegt, das im Verlage Francken & Lang in Berlin erschienen ist. Zum ersten Male in Deutschland gibt hier aus seiner Praxis heraus ein erfolgreicher Großinserent einen Einblick in seine Werbewerkstatt, ihre Organisation und Arbeitsweise. Neben seinem Lebenslaufe enthält das Buch Aufsätze über Werbearbeit für Luxusartikel, Drucksachenbeschaffung im Großbetriebe, Feuilletonreklame, Verkaufsaussichten eines Markenartikels, Aufgaben des Werbeleiters usw. Mit sachlichem Ernste verbindet Kupferberg eine nette, liebenswürdige Plauderform, die auch einen Vorzug seiner nachstehenden Ausführungen bildet.

Noch vor nicht allzu langer Zeit betrachteten viele Zeitungsleser den Anzeigenteil ihres Lieblingsblattes als ein uninteressantes, mehr oder weniger unnötiges, teilweise sogar störendes Anhängsel. Gab es doch eine Menge Leute, die sich über die „ewigen Annoncen“ ärgern zu müssen glaubten und hofften, ihren stillen Sehnsuchtstraum einmal in einem Blatte ohne jeden Anzeigenanhang erfüllt zu sehen.

Der praktische Amerikaner war von jeher anders veranlagt. Er ist gewohnt, dem Anzeigenteil die gleiche Beachtung zu schenken wie dem Nachrichtenteil, ja, es gibt drüben sogar eine Menge Leute, die nach dem Kauf einer Ausgabe der dort sehr reichhaltig ausgestatteten Bildzeitschriften grundsätzlich zunächst den Anzeigenteil durchsehen und sich dann erst mit Ruhe in die Erzählungen und sonstigen Aufsätze des eigentlichen Inhaltes vertiefen. Sie tun dies aus der Erwägung, daß alle Dinge, die das tägliche Leben berühren, also Sachen, die man zu kaufen oder verkaufen sucht, Bedürfnisse des Haushaltes, Anschaffungen für Kleidung, Luxus oder Bequemlichkeit in verschwenderischer Fülle und in sehr interessanter Form im Anzeigenteil angeboten werden, und daß es recht unklug wäre, gerade die Neuigkeiten auf diesem Gebiete flüchtig zu übergehen.

Auch bei uns hat der Anzeigenteil der meisten Zeitungen und Zeitschriften gegenwärtig ständig zunehmende Beachtung gefunden. Einerseits stehen heute die wirtschaftlichen Sorgen mehr im Vordergrunde als früher, da sich die Menschheit größtenteils mit gesichertem Einkommen in Ruhe dem Politisieren oder den geistigen Genüssen des Zeitungslesens hingeben konnte, andererseits aber bedingen die für unsere heutigen Verhältnisse hohen Bezugspreise der Zeitungen und Zeitschriften eine eingehendere Vertiefung in alle ihre Teile. Zwar werden weniger Zeitungen gekauft, aber dafür werden sie gründlicher gelesen als früher, ja bei bekannten Bildzeitschriften, wie zum Beispiel dem „Universum“, wandert oft eine einzelne Nummer wochenlang von Hand zu Hand, wobei sie von jedem Beschauer eingehend gewürdigt wird.

Da der Anzeigenteil eines Blattes den Leser stets in innige Berührung mit dem Wirtschaftsleben seiner Zeit bringt, liegt es klar auf der Hand, daß die Anzeigen vorzügliche Anzeichen für die jeweilige Wirtschaftslage eines Landes, ja überhaupt für seinen Zeitgeist im weitesten Sinne darstellen. Wer Zeitungsanzeigen einigermaßen mit Verständnis zu lesen vermag und in der Lage ist, seine Folgerungen daraus zu ziehen, wird sich — auch unabhängig vom Nachrichtenteil — über die Zeitereignisse und ihre Wirkungen ein sehr klares Bild machen können.

Was am meisten in den Spalten der heutigen Tageszeitungen auffällt, ist der „Millionen“-Rausch, in dem wir uns, dank unseres fast völlig entwerteten Geldes, gegenwärtig befinden; ist es doch an der Tagesordnung, daß Geschäfte Teilhaber mit Einlagen von fünfzig bis hundert Millionen suchen, und es ist nicht ungewöhnlich, daß sich Großkaufleute mit einer Milliarde oder mehr an Unternehmungen beteiligen wollen. Naturgemäß sind auch selbst die Heiratsanzeigen von dem Millionenfieber ergriffen, und die Anzeige einer jungen Dame, die einen Lebensgefährten sucht, ihre Vorzüge rühmt (zu denen sogar eine „Wohngelegenheit“ gehört), bedauert, daß sie „nur“ zwei Millionen Mitgift hat. (Wenn man sich darüber klar wird, daß eine Million Papiermark zur Zeit (Ende Mai) nur einhundert Goldmark darstellt, so sind zwei Millionen als Mitgift ja schließlich nicht gerade erschütternd.) Ein Zeichen der Zeit sind auch die Vergnügungsanzeigen; „Original American Jazz-Bands“ spielen dabei die Hauptrolle. Wehmut erfüllt den Leser, wenn

Aus einer großen deutschen Zeitung.



Anzeigen aus deutschen Zeitungen der letzten Zeit

Großindustrieller
sucht
Kompagnonin

mit zirka 1 **Million Goldmark** und höchstens **25 Jahren** zwecks eventuell späterer Heirat bei gegenseitiger Neigung. Offerten unter ....

Verkaufe gut erhaltenes
5-Mark-Goldstück
nicht unter 2500000 Mark.

Beteiligung an Textilunternehmen
en gros oder detail in Großstadt sucht tücht. 35jähr. Kaufmann mit allerbestem Ruf und Vermögen von
10000 Dollar
Es kommen nur Reflektanten in Betracht, die persönl. und geschäftlich jeder Nachforschung standhalten.

Zeitgemäß!
Achtjähriger Bub, dessen Mutti (41) Arztwitwe mit solidem Heim, möchte einen lieben, standesgemäßen **Papa haben** (Mitte 40, Anfang 60).

Offerten unter ....

Gelehrter
u. Forscher, aus erster Familie, 43 Jahre alt, jedoch völlig verarmt (nur noch Mobiliarbesitz), sucht zur Ermöglichung der Fortsetzung seiner gelehrten Studien
baldige Ehe
mit edelgesinnter, vornehmer u. geistig-seelisch hochstehend., wohlhabender Deutschen oder
Ausländerin.
Gefl. Offerten ....

Ichthyosaurus
(Ganzstück), 4 Zentner schwer, sofort umzugshalber verkäuflich.
Zuschriften unter ....

Milliardenbeträge
sofort verfügbar für 1–3 Monate gegen Wechsel und Verpfändung von ....

Mit 1 Milliarde
oder auch mehr sucht sich Großkaufmann an einem oder einigen soliden Unternehmungen zu beteiligen. Diskret. zugesichert.

Ausführliche Angebote ....

Seltenheit
10-Mark-Stück (Kaiser Friedrich) wird für $4^1/_2$ Millionen abgegeben.

Offerten unter ....

„Herzenswunsch"
von gebild. jung. Mann, isr., 29 Jahre.
Ich suche mein Glück: — Eine liebe Frau, — Ein trautes Heim, und wär' entzückt, — Wer mir das bietet als Einheirat — In Manufaktur, der wage es und erteilt mir seinen Rat.
Diskretion zugesagt, wie erbeten. Anfragen unter ....

DAME!!!
haushälterisch und geschäftstüchtig, Anfang 20, gebildet, klug und hübsch, von großer, guter Figur, mit Wäsche- und Kleider-Ausstattung sowie einem Teil Möbel, **aber nur**
zwei Millionen Mitgift
(auch Wohngelegenheit vorhanden), wünscht Heirat mit gebildetem, gutsituiertem Herrn bis 60 Jahre (nur Christ), dem eventuell Mittätigkeit im eignen Geschäft erwünscht. Offerten unter ....

Eine Million
Mark Belohnung
demjenigen, der die mit der Urne des Herrn E. Z auf dem Friedhof ..... in der Nacht vom 4. zum 5. ...... entwendete Aschenkapsel wieder beschafft oder Angaben darüber macht, die zur endgültigen Wiederherbeischaffg. der Aschenkapsel führen.

6–12 Milliarden
zur Beteiligung an nur groß., erstklass. Unternehmen sollen angelegt werden. Angeb. an

---

Anzeigen aus deutschen Tageszeitungen vom Jahre 1914

Möbelhaus
offeriert folgende jetzt bis 1. Mai mit einem Skonto von 4 Prozent zusammengestellte Einrichtungen: Schlafzimmer 1,25, 1,40, 1,80 cm breit 295 Mk., 360 Mk., 495 Mk., 620 Mk., 840 Mk., 1200 Mk. bis 2000 Mk. Herrenzimmer, breite Bibliotheken, wunderbar geformte, mit allen der Neuzeit entsprechenden Einrichtungen, passende Schreibtische 490, 618, 825, 950 bis 2800 Mk.; Speisezimmer, englische Formen, romanisch, flämisch, Danziger Barock 470, 585, 765, 970 bis 2500 Mark. Langjährige Garantie, freie Lieferung. Auf Wunsch Zahlungserleichterung.

Über **1000 Stück** hochfeine, wertvolle, garantiert echte
Perser Teppiche
als Vorl. und Verbindungsstücke bis 3 Meter lang, für
15 Mk. bis 65 Mk.
nur kurze Zeit zu verkaufen.
Orient-Teppich-Imp.-Haus A. Dahlheim, Kochstr. Nr. 8
an Sonntagen 12–8 Uhr.

Restaurant
RUDOLF DRESSEL
im neuerbauten Hause
Unter den Linden 50-51
Dejeuners 3 M.
Soupers 4 M. u.
à la carte zu bill. Preis.
Deutsche, französische, russische und Wiener Küche
Eing. Mittelstr.: Salons à part, Gesellsch.-Räume
Inhaber: Rudolf Ronacher.

Stangen-Reiher
6, 10, 15, 20 bis ...... 300 Mark
Kronen-Reiher
6, 10, 15, 20 bis ...... 300 Mark
Paradies-Reiher
10, 15, 20, 30 bis ..... 400 Mark
Straußfedern
5, 8, 10, 15, 20 bis .... 200 Mark
Straußfedern-Boas
10, 15, 20, 25 bis ..... 250 Mark
Straußfedern-Stolen
6, 10, 15, 20 bis ...... 100 Mark
Straußfedern-Fächer
1, 2, 3 bis .... 250 Mark
Marabouts-Stolen
6, 10, 15 bis .... 36 Mark

Bis 24sten Dezember **10 Prozent** Weihnachts-RABATT!

er von einer Karnevalsfeier zum Besten der Rhein- und Ruhrhilfe liest, „unter Mitwirkung bekannter Kunstkräfte und Damen der Gesellschaft“. Großstadtwarenhäuser, die früher in der „Weißen Woche“ und im „Saison-Ausverkauf“ ihren besonderen Stolz sahen, zeigen jetzt den „An- und Verkauf von Rentenhäusern, Geschäftshäusern, Fabriken, Villen und Terrains“ an...

Eine große Rolle (wenn auch meist unter den kleinen Anzeigen) spielt der Herr Ausländer. Nur für ihn werden echte Luther-Bibeln, goldgeätzte Porzellangeschirre aus fürstlichem Besitz und andere Kostbarkeiten angeboten. Ich weiß dabei nicht einmal, ob die Verkäufer solcher Wertstücke sehr klug handeln, wenn sie ihre Anzeigen mit den Stichworten „Für Ausländer“ überschreiben. Ich könnte mir sehr gut denken, daß gerade solche Valutaleute, die hoffen, in Deutschland wertvolle Einkäufe recht billig zu tätigen, von einer derartigen Anzeige abgeschreckt werden, da sie vermuten müssen, daß man die Absicht hat, ihnen in geschäftskluger Weise das Geld zu entlocken. Der Ausländer als Wohnungsuchender hat immer noch mehr Aussicht als der gewöhnliche Sterbliche, ist doch eine Dollar- oder Guldenmiete für möblierte Zimmer gar zu verführerisch, besonders für solche Kreise, die lediglich auf die Renten ihres Besitzes angewiesen sind und aus einstigem Wohlstand durch die Geldentwertung oft an den Rand bitterer Not gebracht wurden. Gerade von solchen trüben Dingen und Zeiterscheinungen reden die Anzeigen in den Zeitungen oft eine beredte Sprache.



Aus der Zeit vor dem Weltkrieg.



Aus den Jahren 1913/14.

Ein besonderes Kapitel bildet auch der Ausbau des Tauschhandels, wie er sich beispielsweise in den kleinen Anzeigen, die dem Verkauf getragener Kleider dienen, widerspiegelt. Da werden die unmöglichsten Dinge gegeneinander zu tauschen gesucht, ein Paar Lackstiefel gegen einen Fahrradreifen, eine Badewanne gegen mehrere Zentner Kartoffeln, ein Liegestuhl gegen zwei Bücher über Bismarck. In der „Frankfurter Zeitung“ fand sich sogar eine Anzeige, in der „ein erstklass. Konzert-Piano, Vorkriegsarbeit, fast neu“ gegen „kleines Haus, etw. Garten oder kleines Bauerngut“ zu tauschen gesucht wird. Dieses sonderbare Tauschgelüst hat sogar im Unterhaltungsteil Würdigung gefunden. Nachdem der Verfasser sein Verständnis dafür zum Ausdruck bringt, daß der Pianobesitzer sich nach dem Segen des nahrungspendenden Landes sehnt, schreibt er sehr lustig: „Zu begreifen vermag ich nur nicht, was der Besitzer des kleinen Hauses oder des Bauerngütchens, der sich als leidenschaftlicher Liebhaber der Musik vermutlich schon lange danach gesehnt hat, in seinen vier Wänden zu konzertieren, mit dem fast neuen Konzert-Piano anfangen soll, wenn er einmal obdachlos geworden ist? Er kann doch nicht auf der Straße spielen! Das riefe öffentliches Ärgernis hervor, ganz abgesehen davon, daß es auch dem erstklassigen Konzert-Piano schadete. Ich finde, daß sich der Urheber dieser Anzeige die Schwierigkeit nicht genügend überlegt hat, und ich weiß wirklich nicht, wie er auf Grund eines solchen Tauschvorschlages je zu seinem Haus und der Hausbesitzer je zu seinem Piano kommen soll.“

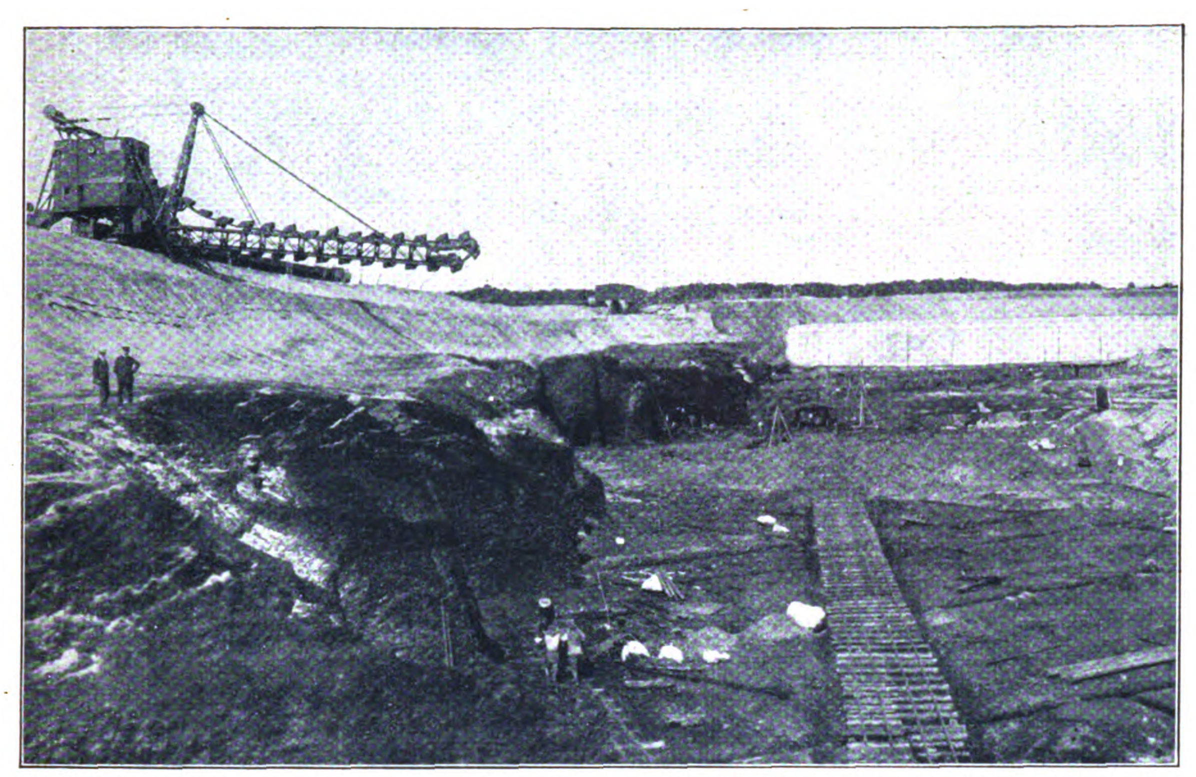
Das deutlichste Bild unserer Zeit und sozusagen den Angelpunkt der gegenwärtigen Geschehnisse findet man aber in der einen winzig kleinen Anzeige, die ein biederer Schwabe einrückt: „Verkaufe gut erhaltenes Fünf-Mark-Goldstück, nicht unter zweieinhalb Millionen.“ Diese zeigt am besten, wie weit wir es gebracht haben!

Naturspiel. Von Robert Felsch

Hohe Silberpappeln wiegen
Sich im lauen Frühlingswinde,
Lassen Federflocken fliegen
Als ein neckisch Angebinde.

Schimmernd liegt die Blütenwolle
Rings am Boden ausgebreitet,
Und es ist, als hätt' Frau Holle
Ihre Betten neu bereitet.

Willst du nicht die Pappeln meiden
An den schönen Frühlingstagen,
Mußt du es mit Gleichmut leiden,
Das Geflock davonzutragen.



Ueberblick über den Tagbau einer Braunkohlengrube. Im Vordergrunde die freigelegten Kohlenflöze, links oben ein Bagger, der die über den Kohlenflözen lagernde Abraummasse entfernt.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Braunkohle

Von Dr. Heinz, Leipzig

Die wirtschaftliche Bedeutung einer Kohlenindustrie hängt im wesentlichen von fünf Faktoren ab, und zwar von dem Umfange und der Abbaumöglichkeit des Kohlenvorkommens, von der Verwertungsmöglichkeit der Kohle und Kohlenerzeugnisse, von der Absatzmöglichkeit und damit zusammenhängend von der geographischen Lage des betreffenden Kohlengebietes.

Braunkohlenvorkommen in größerem Umfange finden sich in Deutschland westlich vom Rhein unweit von Köln und Bonn, in den preußischen Bergrevieren Köln Ost und Köln West, ferner in der Lausitz und in der Mark Brandenburg und schließlich in Mitteldeutschland, und zwar im nordwestlichen Teil des Landes und im südöstlichen Teil der Provinz Sachsen, in Sachsen-Altenburg und in den Ländern Anhalt und Braunschweig. Von diesen drei großen Braunkohlengebieten ist das letztgenannte, das mitteldeutsche Braunkohlengebiet, das größte und bildet mit einem schätzungsweisen Kohlenvorrat von fünf Milliarden Tonnen gegenüber einem solchen von je zwei Milliarden Tonnen im Rheinland und in der Niederlausitz den Schwerpunkt des gesamten deutschen Braunkohlenbergbaues.

Hieraus geht hervor, welche großen Schätze der deutsche Boden an Braunkohlen birgt. Wirtschaftlichen Wert erhalten sie aber erst dann, wenn die Möglichkeit vorliegt, diese Schätze zu heben und ihren Abbau so wirtschaftlich zu gestalten, daß die gewonnene Kohle, sei es als Brennstoff, sei es als Ausgangsstoff chemischer Verarbeitung mit Erfolg verwertet werden kann.

Die Vorbedingungen hierzu sind bei allen drei Braunkohlengebieten gegeben. Die geologischen Grundlagen sind sehr günstig, so daß die Kohlengewinnung außerordentlich rationell gestaltet werden kann. Besonders ist von der Natur in dieser Beziehung das rheinische Braunkohlenvorkommen begünstigt. Durchgehende Kohlenflöze bis zu 100 m Mächtigkeit, die in einem günstigen Verhältnis zum Deckgebirge, d. h. zu der über der Kohle liegenden Erdschicht, stehen, gestatten in stärkstem Maße die Anwendung der maschinellen Abbaumethode. In den beiden anderen Braunkohlengebieten, in Mitteldeutschland und in der Niederlausitz, liegen zwar die Verhältnisse nicht ganz so günstig, immerhin ist auch dort die Möglichkeit gegeben, die menschliche Arbeitskraft in weitgehendem Maße auszuschalten. Diese leichte Gewinnungsmöglichkeit der Braunkohle kommt deutlich zum Ausdruck, wenn man die Durchschnittsleistung je Mann und Schicht im Braunkohlenbergbau der Durchschnittsleistung im Steinkohlenbergbau, bei dem ein so umfangreicher Ersatz der menschlichen Arbeitskraft durch Maschinenkraft nicht möglich ist, gegenüberstellt. Während dieselbe am Ende des Jahres 1922 im Steinkohlenbergbau rund 0,6 Tonnen betrug, wurde im Braunkohlenbergbau eine Durchschnittsleistung von 2,2 Tonnen erreicht. Diese Vorzüge der maschinellen Abbaumethode im Braunkohlenbergbau ist für die deutsche Wirtschaft von größter Bedeutung, und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal ist der Braunkohlenbergbau in der Lage, die mit verhältnismäßig geringen Unkosten gewonnenen Kohlen zu entsprechend niedrigeren Preisen der Wirtschaft zur Verfügung zu stellen, zum anderen — und dieses Moment ist gerade in der Nachkriegszeit von ausschlaggebender Bedeutung — kann der Braunkohlenbergbau in viel höherem Maße seine Erzeugung dem jeweiligen Bedarf anpassen, als dieses im Steinkohlenbergbau möglich wäre.

Ein weiterer Faktor zur Beurteilung der wirtschaftlichen Bedeutung einer Kohlenindustrie ist die Verwendungsmöglichkeit der Kohle und ihrer Erzeugnisse. Natürlich

findet die Braunkohle hauptsächlich als Brennstoff Verwendung. Mit einem Durchschnittsheizwert von 2000 bis 2800 Wärmeeinheiten gegenüber einem solchen von 6000 bis 7500 Wärmeeinheiten der Steinkohle stellt sie einen Brennstoff dar, der weitgehenden Ansprüchen genügt. Der Braunkohlenbergbau hat es außerdem verstanden, auch noch größeren Anforderungen zu entsprechen, indem er den verhältnismäßig hohen Wassergehalt seiner Kohle künstlich verringert und somit den Gebrauchswert der in diesem Veredlungsprozeß gewonnenen Erzeugnisse beträchtlich erhöht. Die auf diese Weise gewonnenen Brikette haben durchschnittlich einen Heizwert von 4500—4800 Wärmeeinheiten.

Zunächst wurden Brikette nur für den Hausbedarf hergestellt. Diese sogenannten Salonbrikette wurden vom Publikum wegen ihrer handlichen Form und ihrer glatten Oberfläche, den die Heizungsanlagen sehr angreifenden Steinkohlen und den schmutzigen, einen starken Ruß entwickelnden böhmischen Braunkohlen vorgezogen. Zu diesen Vorzügen kommt noch, daß für die Lagerung ein verhältnismäßig geringer Raum beansprucht wird, ein Umstand, der wegen der häufig beschränkten Haushaltungsräume in den größeren Städten von Wichtigkeit ist. Alle diese Vorzüge der Brikette, im besonderen deren glatte Oberfläche, die keine Staubentfaltung der Kohle und damit kein Verstauben der Wohnräume bewirken, werden vom Publikum derart hochgeschätzt, daß das Brikett einen Affektionswert besitzt, d. h. die Hausbrandverbraucher sind bereit, einen höheren Preis auszugeben, als dem Gehalt an Heizkraft entspricht. Diese hohe Bewertung macht die Brikette auch an solchen Orten wettbewerbsfähig, in denen auf Grund einer günstigeren Frachtlage andere Brennstoffe billiger zu beschaffen sind. So kommt es, daß selbst in solchen, von den Braunkohlenproduktionsstätten weit abgelegenen Städten wie Hamburg, Kiel, Göttingen, Kassel, Nürnberg, München und anderen Städten Braunkohlenbrikette in steigendem Maße Verwendung finden.

Für die gewerblichen Verbraucher bringt der Braunkohlenbergbau ein besonderes Industriebrikett auf den Markt, da das große handliche Format, das es zu einem so idealen Hausbrandmaterial stempelt, sich zur Kesselfeuerung weniger gut eignet. Diese Industriebrikette, die in unzähligen Formen und Größen hergestellt werden, haben weitesten Eingang in die Industrie gefunden. So verwenden beispielsweise mitteldeutsche Industriebrikette, um nur einige Industriezweige zu nennen, die Glasindustrie Thüringens, die Maschinenindustrie in Leipzig, Halle a. S., Magdeburg, Dessau, Braunschweig, Erfurt und Suhl, die Pianoforteindustrie in Leipzig, die Textilindustrie in Crimmitschau, Plauen und Reichenbach.

Mit ihrer Verwendung als Brennstoff ist aber die Verwendungsmöglichkeit der Braunkohle noch nicht erschöpft. Die Braunkohle, insbesondere die bitumenreichen Sorten Mitteldeutschlands, enthalten wertvolle Produkte, deren Gewinnung von größter Bedeutung für die deutsche Wirtschaft ist. In dem sogenannten Schwelverfahren werden die bitumenreichen, harzige Bestandteile enthaltenden Rohbraunkohlen einer Schwelung, d. h. einer schonenden Entgasung unterworfen, wobei Teer und der sogenannte Grudekoks zurückbleiben. Bei der Weiterverarbeitung werden wertvolle Öle und Paraffine gewonnen, also Erzeugnisse, die von besonderer Wichtigkeit für die deutsche Wirtschaft sind. Anschließend hieran sei noch kurz ein anderes Verfahren zur Gewinnung von Montanwachs erwähnt. Es besteht darin, daß die Kohle getrocknet und durch Benzol entlaugt wird.

In neuerer Zeit tritt das Bestreben auf, die Braunkohle mehr und mehr ihrem bisherigen Verwendungszweck unmittelbar als Feuerungskohle zu entziehen und dafür durch Vergasung in Generatoren die in ihr enthaltenen wertvollen Nebenprodukte zu gewinnen und die Kohle erst in der Form des Generatorgases zu Feuerungszwecken zu verwenden. Große Erfolge sind in der Generatorvergasung mit Wertstoffgewinnung bereits erzielt worden, und weitere können noch mit Bestimmtheit erwartet werden.

Diese kurzen Ausführungen mögen genügen, um zu zeigen, daß der Braunkohle günstige Vorbedingungen gegeben sind, im Wirtschaftsleben Deutschlands eine bedeutende Rolle zu spielen. Eine Gegenüberstellung der Braunkohlenförderung und Steinkohlenförderung Deutschlands bestätigt dies in einwandfreier Weise. Es wurden gefördert in Millionen Tonnen:

im Jahre:	Braunkohlen:	Steinkohlen:	im Jahre:	Braunkohlen:	Steinkohlen:
1901	44,5	108,5	1912	82,3	177,1
1902	43,1	107,4	1913	87,0	190,0
1903	45,8	116,6	1914	84,0	161,0
1904	48,6	120,8	1915	88,0	147,0
1905	52,5	121,3	1916	94,0	159,0
1906	56,2	136,5	1917	95,0	167,0
1907	62,3	143,2	1918	100,6	160,5
1908	66,5	148,6	1919	93,8	116,5
1909	68,7	148,8	1920	111,6	131,3
1910	69,5	152,8	1921	123,0	136,2
1911	73,8	160,7	1922	134,6	129,9

Während also bis zum Jahre 1921 die Steinkohlenförderung die Braunkohlenförderung überstieg, ist seit dem Vorjahre das Umgekehrte der Fall. Die Gründe dieser Entwicklung sind allgemein bekannt. Zunächst muß daran festgehalten werden, daß uns die Friedensdiktate von Versailles und Genf den Verlust eines großen Teiles unserer Steinkohlenförderung gebracht haben. Es ging verloren:

die Kohlenförderung des Saargebiets mit rund	13 000 000 t
Lothringens und der Pfalz mit rund . .	5 000 000 „
und Oberschlesiens mit rund 4/5 Jahresförderung von 1913 mit 43 000 000 t = rund	34 000 000 „
also eine Summe von rund	52 000 000 t

Jahresförderung. Dazu kommt, daß die Förderung des Steinkohlenbergbaues mit derjenigen des Braunkohlenbergbaues infolge technischer Verhältnisse nicht Schritt halten konnte. Gerade aus dieser Tatsache, daß nunmehr in Deutschland mehr Braunkohle als Steinkohle gefördert wird, geht wohl die wirtschaftliche Bedeutung des Braunkohlenbergbaues am besten hervor. Von der genannten Braunkohlenförderung im Jahre 1922 entfielen auf Mitteldeutschland 43,2 %, auf die Niederlausitz 27,3 % und auf das Rheinland 28,5 %, während der Rest sich auf die kleinen Braunkohlenvorkommen in Schlesien und Bayern verteilt.

Zu unserem Unglück liegen unsere Hauptkohlengebiete an den Grenzen. Sowohl das Ruhrbecken wie Oberschlesien sind, wie ein Blick auf die Karte lehrt, dem Zugriff des Feindes preisgegeben, der nunmehr durch die Ruhrbesetzung sein Vorhaben verwirklicht hat. Dasselbe gilt vom rheinischen Braunkohlengebiet, das ebenfalls bereits der feindlichen Kontrolle untersteht. Unwillkürlich wendet sich da der Blick nach dem einzigen größeren Kohlenvorkommen im Herzen Deutschlands, das uns der Feind nicht entreißen kann, wenn er nicht ganz Deutschland besetzen will. Dieses Kohlengebiet gewinnt hierdurch in unserer Zeit eine Bedeutung, die gar nicht überschätzt werden kann. Hiervon soll später einmal die Rede sein.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 40



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Die Unbegreifliche

ROMAN VON

Die Frist zur Beantwortung der Frage, wer der Verfasser dieses spannenden Romans ist, war am 1. Juli abgelaufen. Der überaus umfangreiche Eingang von Antworten hat uns gezeigt, daß die Universum-Gemeinde regstes Interesse am Inhalt dieses Romans und an der Frage nach seinem Verfasser nimmt.



8. FORTSETZUNG

Wir sind jetzt damit beschäftigt, die eingelaufenen Antworten zu sichten. Bei der demnächst erfolgenden Veröffentlichung des Schlußkapitels werden wir die Frage nach dem unbekannten Verfasser lösen können und dann sofort die Bücherspenden an die Einsender der richtigen Antwort verschicken.

Nach dem Theaterabend brachte Gradner nicht sofort die innere Ruhe auf, um Sylva gegenübertreten zu können. Er sandte ihr am nächsten Tage ein paar weiße Rosen mit einem kurzen Gruß ins Hotel. Dann fuhr er nach Riva und kehrte auf geheimen Bergpfaden nachts nach Salò zurück.

Erst als er seine Seele bei Beethoven wieder gesundgebadet hatte, wagte er den Gang nach dem Grand Hotel.

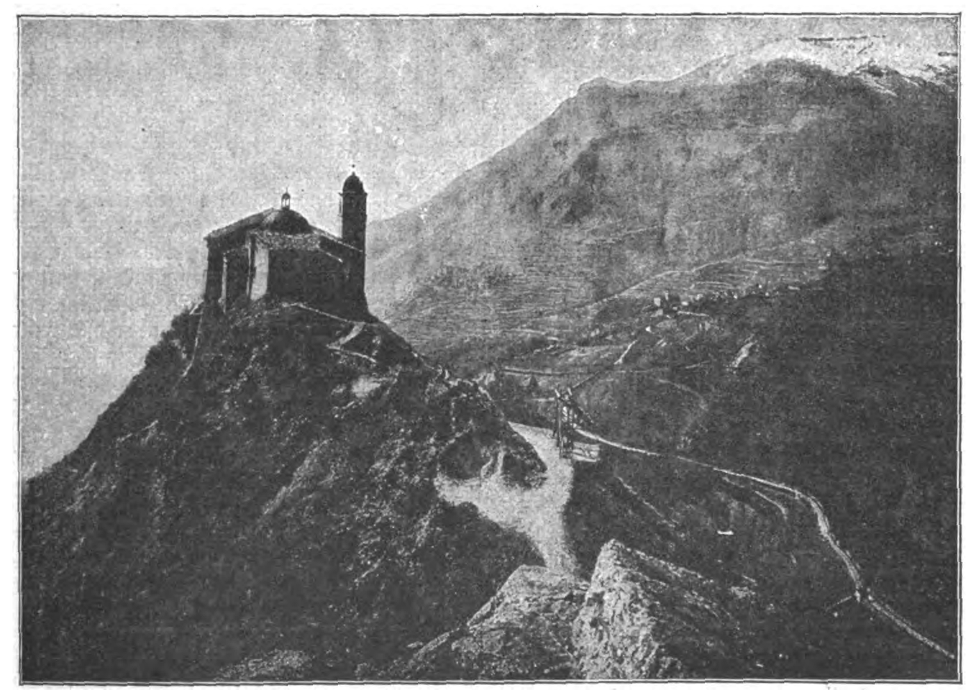
Doch der Portier zuckte bedauernd die Achseln. „Die Durchlaucht hat Befehl gegeben, daß heute niemand vorgelassen werden soll. Niemand! Gestern hat die Durchlaucht schon von vier Uhr an auf Sie im Musikzimmer gewartet. Heute — ist ein anderer Herr oben!“ Es bereitete ihm offenbar Genugtuung, Gradner, den er sonst täglich melden lassen mußte, etwas Unerfreuliches sagen zu dürfen.

Einen Augenblick lang zögerte Gradner. Dann hob er stolz den Kopf und verließ das Hotel, ohne den Portier einer Frage zu würdigen. Er fühlte sich beglückt in seinem Stolze. Früher, ja, da hätte ihn dies Unerwartete mißtrauisch gemacht. Jetzt fand er es entwürdigend, wenn er zweifelnd wurde, nur weil Sylva ihn heute nicht empfangen wollte.

Trotzdem beschäftigte ihn unausgesetzt der Gedanke, wer der Mann sein könnte, der jetzt Sylva Gesellschaft leistete. Oben, in ihrem Zimmer; in dem Heiligtume, das er nur einmal hatte betreten dürfen!

Er glaubte die Lösung gefunden zu haben, als er, nach längerem Umherschlendern auf dem Corso Zarnadelli, gewohnheitsmäßig den Sechs-Uhr-Dampfer nach Salò benutzte. Kurz vor Abfahrt des Dampfers trat aus dem Grand Hotel ein Mönch: eine riesenhafte Gestalt in brauner Kutte. Pater Sosthenes! schoß es ihm durch den Kopf.

Gradner beobachtete den Mönch, während der Dampfer die kurze Strecke zwischen Gardone und Salò zurücklegte. Eingehüllt in seine Kutte, hatte er sich bescheiden mit seinem kleinen Köfferchen vorn am Bug des Schiffes niedergelassen; dort, wo sich die Passagiere zweiter Klasse mit ihren Körben und Fässern aufhielten. Kein einziges Mal wandte er den Blick zurück. Sein Auge schien in weite Fernen gebannt zu sein. Obgleich seine Hände zum Gebet gefaltet waren, bewegten sich seine Lippen nicht. Nur als der Deckoffizier die Fahrscheine kontrollierte und ehrfürchtig sich verneigend sagte: „Rom, ah, nach Rom, Signor Padre,“ da wiederholte der Mönch die Worte. „Ja, Rom, Rom!“ Und dann lachte er kurz auf. Ein Lachen, das in die Seele schnitt. Jenes Lachen starker Männer, die sich von einer schwachen Hand gebändigt fühlen. Das Lachen des Niedergebrochenen; das Lachen, dem kein heißer Tränenstrom an Bitternis gleichkommt. Gradner schauerte zusammen, als ihn nach diesem Lachen ein Blick des Mönches streifte.



Wallfahrtskirche auf dem Monte Castello am Gardasee. Phot. A. Krenn.

„Der Pater Sosthenes war gestern bei Ihnen," sagte er sofort am nächsten Nachmittag zu Sylva. Er wollte vermeiden, daß sie eine ihrer kleinen Lügen gebrauchte.

Sylva sah sehr blaß und angegriffen aus. Ihr sonst so freudiger Empfangsgruß erstarb auch, wie wenn die Erinnerung an Pater Sosthenes wehtuend sei. „Ja, der liebe Pater Sosthenes," flüsterte sie, ohne wie sonst Gradner mit ihren dunklen Augen anzustrahlen, „er hat Ihre Rosen bewundert; und er läßt Sie auch grüßen. Aber das hat er erst ganz zuletzt getan. Deshalb war's gut, daß ich Sie nicht empfing. Nur zwei Stunden hatte der Pater Sosthenes, und dafür hatte er den weiten, weiten Umweg gemacht. Nicht wahr: das sehen Sie doch ein, daß ich da ihm allein alle Zeit opfern mußte? Es war schwer genug mit ihm. Die Konsistorialrats nebenan werden geglaubt haben, ich sei ein Landsknecht aus dem Dreißigjährigen Kriege geworden, so lästerlich hat der Pater Sosthenes geflucht. Nur weil ich ihm den linken Arm gestreichelt habe, und weil dort das Schläglein so arg sitzt, daß ihm die Teetasse zitterte. Dann ist er aber wieder ganz still geworden; denn ich habe weinen müssen. Und auf der Rückreise von Rom will er lieber doch nicht über den Gardasee fahren; aber den Tokaier will er auch nicht mehr trinken, weil er dann so gräßlich lachen muß, daß das ganze Kloster zusammenrennt."

In Gradners Kopf wogten Gedanken, denen er nur schwer Worte verleihen konnte.

„Und — und ein kleines Büchlein hat der Pater Sosthenes für Sie dagelassen," fuhr Sylva zaudernd fort, indem sie Gradner ein in feines Schwarzleder eingebundenes Neues Testament hinhielt, „nur damit Sie's haben, wenn Sie mal Trost suchen. Und im Sommer, wenn Sie mich auf Schloß Kis Szolyva besuchen, da will er oft mit Ihnen zusammen sein, und da will er ausprobieren, ob er Sie unter den Tisch trinken kann. Ja, das hat er wirklich gesagt; und ich soll's Ihnen als Gruß bestellen!"

Gradner war zu sehr durchwühlt, um sich sogleich auf Sylvas scherzend gewordenen Ton umstellen zu können. Er hielt den Blick auf das trostverheißende Büchlein gebannt und rang nach einem Ausdruck für seine Gedanken.

„Sylva: wird dies auch mein Schicksal sein, daß ich in einer Kutte vor Ihnen stehe und dem Leben fluche?" fragte er schwerblütig. Das Bild stand klar vor seinen Augen, er fühlte schon, wie er den Nacken stumm unter das Kreuz beugte.

Sylva, deren Gesicht sonst kein Erröten kannte, zeigte unter fiebernd gewordenen Augen die Farbe der Erregung. „O Gott, nie, nie, nie darf das sein," sagte sie hastig. Sie zitterte und suchte nach einem Halt. Gradner stützte sie unter dem Arm. „Das müssen Sie mir versprechen, lieber Freund! Sehen Sie: bei dem Pater Sosthenes, da ging es nicht anders. Aber Sie sind doch ein Falke; und Sie sollen einsam hoch oben Ihre Kreise ziehen. Vielleicht, daß Sie ein Leid tragen werden. Ein Leid kann schön sein, kann namenlos stolz machen. Und der Falke braucht entweder schrankenloses Glück oder himmelweites Leid. Doch im Käfig, da stirbt er."

Gradner hatte Sylva vorsichtig zum Fahrstuhl geführt. Er wußte, daß sie heute mehr denn je Ruhe brauchen würde.

„Wollen Sie mich zu Bett schicken?" sagte Sylva schmollend, als sie sein Bestreben erkannte. „Ach ja, müde bin ich schon! Gestern der Pater Sosthenes, und heute Sie — Sie Wickelkind! Das heißt: eigentlich sind Sie's nicht ganz. Denn Sie haben schon Erfahrungen in Rosenlauben, und — und Sie wissen sogar, daß man weiße Rosen schicken muß, wenn der Fall Nedda betrüblich abgelaufen ist. Aber das macht nichts! Genau so wie Sie sind, will der liebe Gott Sie haben. — Warten!" rief sie dem Liftboy kindisch krähend zu, weil einige Hotelgäste schon in den Fahrstuhl eingestiegen waren.

Gradner mußte lachen. Er hatte von dem heutigen Nachmittag ganz etwas anderes erwartet, als daß ihn Sylva zum Wickelkind ernannte! Dort entschwebte das Rätsel in die Höhe — und nahm all die schwer lösbaren Fragen mit sich, die ihm bei seinen Wanderungen im Gebirge die Worte wiederholt hatten: „Ich habe Sie lieb." War's möglich, daß dieselbe Sylva schlicht und feierlich ein solches Bekenntnis ablegte und wenige Tage darauf ihm noch alle Freiheit für Rosenlauben und Theaterprinzessinnen gab? „Ich habe Sie lieb" — galt dieses Wort eines Mädchens nicht mehr als Band, das Treue forderte und eine reinigende Scheidung von der Vergangenheit verlangte?

„Ich habe Sie lieb." — Oft wurde es Gradner in den nächsten Wochen schwer, noch an diese Worte Sylvas glauben zu können. Vielleicht wirkte die Umgebung des Musikzimmers im Grand Hotel zu nüchtern auf sie beide ein, um jenen Ton wiederzufinden, der im dunklen Hintergrunde der Theaterloge angeschlagen worden war.

Sylva war scheu wie ein Reh; unsagbar scheu! Sobald sie mit ihrer Hellhörigkeit heraushühlte, daß sich in Gradners Stimme der Klang einmischte, der die Glastüren und die beobachtenden Augen zu vergessen begann, wechselte sie sekundenweise den Gesprächsstoff. Lachend richtete sie eine solche Verwirrung an, daß es ihnen beiden unmöglich wurde, die Fäden der Unterhaltung zu entwirren. Hunderte von Geschichten wußte Sylva aus ihrem Karpathendorfe zu erzählen. Gradner kannte jetzt schon längst fast jedes einzelne Haus, jeden Förster und Bauern. Höchst ungnädig setzte ihm Sylva den Kopf zurecht, wenn er nicht gleich den Schäferhund Dulo oder den Kater Geigei, den Lehrer oder die Müllersfrau, den Jagdwagen oder die Staatskutsche wiedererkannte. „Aber die Müllersfrau ist doch die mit den sieben Kindern, die alle nach einem anderen Müller aussehen," belehrte sie ihn dann. „Das müssen Sie sich endlich mal merken! Wenn der Müller sich darin zurechtfindet, dann kann es doch wirklich auch für einen anderen Mann nicht so schwer sein. Und — und Schuberts Müllerlieder deuten doch schon an, daß das mit den Kindern so kommen mußte!"

Das plauderte fast leichtfertig dieselbe Sylva heraus, die mimosenhaft scheu zurückschreckte, sobald Gradner zu ihrer Seele vordringen wollte.

Er litt darunter. Er empfand, daß Sylvas Scheu auch auf ihn überzugehen begann, und daß er, der sonst sein volles, ganzes Herz zu geben oder zu verweigern gewohnt war, nur heimlich in sein Inneres horchte. Vergebens kämpfte er dagegen an, daß der von Sylva ausgehende Zauber sein eigenes Wesen verwandelte. „Sie haben eine weiße Stirn bekommen," sagte der alte Graf Tracagni nachdenklich zu ihm, „fast so rein wie die Heiligen auf den Bildern längst vergangener Tage." Und da er zu zartfühlend war, um sich in Gradners Geheimnisse eindrängen zu wollen, fügte er nur noch mahnend hinzu: „Das Weib wurde erschaffen, damit wir keine Heiligen werden!" Nina drückte sich derber aus. „Barbarossa, Sie haben Ihr Lachen verloren," sagte sie kühl abweisend. „Und Ihr Lachen über uns dummen Mädchen war das Verführerische an Ihnen! Die Lisa und die Olympia behaupten, daß die deutsche Signora, zu der Sie jetzt tagtäglich gehen, Ihnen alle Kraft nimmt."

Gradner versuchte, solchem Gerede mit erzwungener Heiterkeit gegenüberzutreten. Doch nur bei Andreina, die in Riva keine Gelegenheit hatte, seine Stimmungen zu belauschen, gelang es ihm, den früheren Übermut zeitweilig wiederzufinden. Andreina brauchte er zu nötig für kleine Gefälligkeiten!



Seine Zweifel an Sylvas Echtheit hatte er längst aufgegeben. Nachdem er aus Sylvas Erzählungen Schloß Kis Szolyva und nahezu jeden Dorfbewohner kannte, war ihm die „Durchlaucht“ selbstverständlich und untrennbar von Sylvas Umgebung geworden. Als ihn Sylva eines Tages mit der Nachricht empfangen hatte: „Denken Sie doch, heute ist endlich mein Geld angekommen, und Herr Lützelschwab meint, daß ich damit das ganze Grand Hotel bis auf die Lorbeerkübel kaufen könnte, und der Imre hat bei Oelsner die Rechnung bezahlt,“ da war er tief beschämt in seinen Erinnerungen an die ersten Tage gewesen. Und es hatte Sylvas Güte bedurft, um ihn wieder aufzurichten. „Ich bin oft so unbeschreiblich furchtbar dumm,“ sagte sie kindlich. „Da kam in Wien die Vorsteherin von den Grauen Schwestern zu mir und klagte, daß die armen Kranken unbezahlte Pflege brauchen, und die Mama hatte immer auch ihr ganzes Reisegeld den Kranken in Wien gegeben, und — und da mußten Sie mich doch hier für eine Hochstaplerin halten, weil ich den grünen Sonnenschirm nicht gleich bezahlen konnte! Aber der Verwalter hat geschrieben, daß er nur Holz zu schlagen braucht, dann habe ich viel, viel Geld. Und der Pater Sosthenes hat gesagt, das mit dem Holz müßte endlich mal sein, denn die Buchen hätten keine Maschinengewehre, um sich den Grund und Boden streitig zu machen, da hätte ich schon selbst mal oben in den Wipfeln Ordnung zu schaffen. Ich habe aber dem Verwalter geantwortet, daß er alle Buchen leben lassen soll und nur die ganz richtig toten schlagen darf. Denn ich will nicht mein Mittagessen und den Sanitätsrat mit dem Leben eines Baumes bezahlen.“

In solchen Augenblicken geschah es wohl, daß Gradner die Glastüren des Musikzimmers völlig vergaß und daß er sich zum Kuß auf die schmale Hand herabneigte, während seine Stimme den innerlichen Klang annahm.

Und wenn Sylva ihn dann mit schnell erzwungener Leichtfertigkeit abzulenken versuchte, so fand er nur den einzigen Ausweg, daß er an den Flügel im Musikzimmer herantrat, um dort in den ihm zufliegenden Melodien seine Leidenschaft auszutoben.

Oft sehnte sein in die Zukunft gerichteter Blick dann Sylvas Gestalt herbei. Wenn Sylva an den Flügel herangetreten wäre, wenn sein Auge ihre Lippen hätte umspielen können, dann wäre ihm wohl das Hohelied gelungen, nach dem seine Hände tasteten. Doch Sylva mied solche Erregung. Still blieb sie an ihrem Platz. Und wenn er schließlich ermüdet sich nach ihr umkehrte, dann saß sie mit geschlossenen Augen andächtig da. „Das war schön,“ sagte sie leise. „Schön war es wohl! Wie das Rauschen der Buchen daheim. Das sind auch solch unbekümmerte Genießer im Sturm und im Sonnenschein. Manchmal habe ich mir gewünscht, solche Rhinozeroshaut zu haben. Denn die Buche ist der einzige Baum, der Haut hat! Deshalb schneiden die Menschen Herzen hinein. Und solch Herz bleibt immer ein Gefühlsausdruck, auch wenn man der Buche damit weh tut. Doch noch schöner ist die Musik, die keine Buchen braucht. Das ist genau so wie mit dem lieben Gott im Walde, den man vierstimmig ansingt. Er freut sich gewiß darüber — nur die Akustik ist in den kleinen Kapellen doch bedeutend besser.“

Gradner wagte dann nicht das Bekenntnis, daß die alte Buche auf dem Monte Lavino, der einzige, weithin sichtbare Baum am ganzen Gardasee, in seiner Rinde ein Herz mit dem Namen Sylva trug.

☆

Noch nie hatte die Riviera des Gardasees einen solchen Zustrom von Fremden gesehen, wie in dem gewitterreichen Frühjahr 1914. Die neueröffnete Spielhölle lockte die Gesunden an, die naßkalten Regentage des deutschen Nachwinters trieben die Kranken nach dem Süden. „Am Gardasee stehen die Rosen in üppigster Blüte,“ meldeten alle Zeitungen.

Gradner beobachtete mit stiller Freude, wie sehr sich Sylvas Gesundheitszustand in den Frühlingstagen besserte. Wohl hatte sie ihn im Laufe der Wochen zwei- oder dreimal wieder im Bett liegend empfangen müssen, wohl gab es Tage, an denen sie trotz schönsten Sonnenscheins den alten Platz im Musikzimmer aufsuchte, aber meist empfing sie ihn jetzt schon im Vorgarten des Hotels, oder sie kam ihm gar auf der Salodianer Landstraße entgegen.

Zuerst hatte er eine Sonnenbank im stillen, großen Garten des Grand Hotel ausfindig gemacht. Aber die war Sylva nicht recht. „Nein, es muß ein Mäuerchen sein, keine solche Allerweltsbank,“ hatte sie verlangt. „Eine Bank, das riecht so nach Rendezvous! Und das Mäuerchen muß auch ein bißchen schmutzig sein, damit man sich hinterher gegenseitig abklopfen darf. Und — und unten am See muß es liegen, und — und es muß ganz niedrig sein, damit Sie mich nicht hinaufzuheben brauchen.“

Bei Gradners Ortskenntnis war es ihm nicht schwergefallen, ein solches Mäuerchen hinter einer außer Betrieb gesetzten Ölmühle und ganz in der Nähe des kleinen Kapuzinerklosters zu finden. Dort brachten sie zusammen die Nachmittage zu. Sylva war stets so aufs neue von ihrem Mäuerchen entzückt, daß sie all ihre früheren, unternehmungslustigen Pläne aufgab. „Nein, ich will zu unserm Mäuerchen,“ bat sie jetzt, wenn Gradner andere Vorschläge machte. „Dort ist es so friedlich, und wenn wir hinüber ans andere Ufer blicken, dann kommen die Träume zu uns.“

Wenn aber Gradner an einem besonders warmen Tage darauf bestehen wollte, daß er ihr endlich Gaino, San Michele oder die Toscolanoschlucht zeigen müsse, dann konnte sie fast flehentlich bitten: „Nicht heute, lieber Freund! Erst nach Ostern. Es ist ja jetzt so schön, und — und nach Ostern soll es noch viel schöner werden.“

Gradner, der die Feiertage nie sonderlich beachtet hatte, fühlte etwas erstaunt heraus, welche Bedeutung Sylva dem Osterfeste beimaß. Mit Beginn der Karwoche beobachtete er ein Nachlassen von Sylvas übermütiger Laune. Ja, er glaubte sogar zu bemerken, daß sie sich ihm gegenüber mehr als sonst zurückhielt und daß sie noch scheuer jeder zärtlicheren Regung auswich. Sie kürzte die Stunden des Zusammenseins unter dem Vorwande der Müdigkeit ab.

Da Gradner sich Sylvas Verhalten mit ihrer Strenggläubigkeit in der Leidenswoche gut zu erklären wußte, hielt er es für geraten, die Tage vor Ostern schnell noch zu dem jetzt öfter vernachlässigten Besuche Andreinas in Riva zu benutzen. Bei Ankündigung dieser kleinen Reise blickte ihn Sylva erschrocken an. „Aber — aber,“ begann sie; dann stockte sie und wurde schamrot. Trotz wiederholter Bemühung brachte Gradner nicht mehr aus ihr heraus, als daß sie zum Abschied sagte: „Wir müssen jeder unseren Weg gehen. Und die einsamen Wege sind oft beschwerlich, oder gar staubig. Aber zu Ostern sind Sie ja wieder da, lieber Freund; und da läuten alle Glocken, die jetzt stumm waren, weil sie nach Rom wandern mußten, um neu gesegnet zu werden.“

Gradner wußte, daß Sylva ihm damit zu verstehen gab, sie erwarte seinen nächsten Besuch erst am Ostertage.

Trotzdem hielt es ihn nicht länger als einen Tag in Riva. Andreina konnte er schnell mit einer größeren Geldsumme abfinden, die sie für ihr Osterkleid brauchte. Dann war er schon in der Nacht zum Karfreitag bei seinem Vertrauten in Malcesine und fuhr mit dem ersten Morgendampfer nach Maderno.

(Fortsetzung folgt.)

Meines Großvaters Pfeife. Von Werner Bergengruen

Du Meerschaumkopf bist arg verschmaucht,
aus dem der alte Herr geraucht.
Noch seh' ich ihn — dich in der Hand,
ging prüfend er durchs Ackerland;
verbrannt' in dir gar manches Kraut,
wenn er den Garten still beschaut,
der Rosen vielgeliebte Zucht
und am Spalier die seltne Frucht,
auf der Veranda abends saß
und in den „Wanderjahren" las.
Nun bist du mein, ich rauch' dich gern,
werd' mählich selbst zum alten Herrn.
Dienst mir wie ihm getreu und stet
und bist nicht nur ein gut Gerät,
Andenken an den alten Herrn,
ein schönes Stück, daran ich gern
die zierlich-schmucke Arbeit ehr':
Du altes Ding, mir bist du mehr.
Du trägst ein Rüchlein alter Zeit
von Treue, Stille, Tätigkeit.
Komm her! Was gibt es mehr auf Erden,
als tätig sein und stiller werden?

Wir wollen uns ein Haus erbaun. Von Fritz Kudnig

Wir wollen uns ein Haus erbaun
aus Liebe und aus Gottvertraun.
Die Liebe soll sein Grundstein sein,
das Gottvertrauen: Mauern und Dach.
Das schützt vor allem Ungemach
und ragt, weit leuchtend, hoch in den Himmel hinein.
Und unsere Kinder ... werden die Blumen sein ...
Die sollen tief, tief ihre Wurzeln schlagen in unsere liebe, liebe Erde hinein.
Wir beide wollen sie gießen,
daß sie helleuchtend hochauf in die Sonne schießen. — —
Und du, goldblonde Frau, Geliebte mein,
du wirst die strahlende Göttin in diesem blühenden Garten Eden sein!

Allerhand von Kameruner Menschenaffen

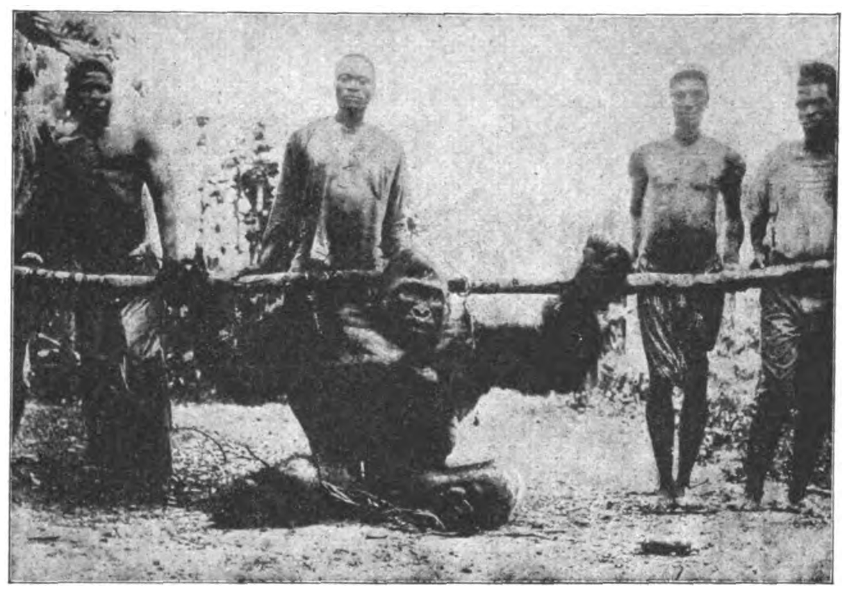
Plauderei von Karl W. H. Koch (Mit vier Originalaufnahmen des Verfassers)

Die Bezeichnung Menschenaffe ist nicht schlecht, wenn man sie auf den Schimpansen anwendet. Den Gorilla dagegen müßte man seinem Aussehen und Verhalten nach eher Teufelsaffen nennen. Der Dritte im Bunde, der Tschego, ist noch nicht näher bekannt, man weiß nicht, ist er eine selbständige Art oder nur eine Unterart des Schimpansen.

Der Schimpanse ist der Possierliche. Wenn man ihn im Zirkus als exzentrischen Radfahrer oder Rollschuhläufer sieht, so ist er in seinem Gehabe der gleiche Gassenjunge wie im heimatlichen Urwald. Nur wirkt er dort, sei es in Freiheit, sei es in milder Gefangenschaft, natürlicher und echter. Besonders in der Jugend ist er der richtige Lausbub. Der kleine Schimpanse der nebenstehenden Abbildung war ein gutes Beispiel dafür. Er stahl wie ein Rabe, ging mit Vorliebe in den Hühnerstall, um Eier auszutrinken, trieb sich in der Küche umher, um allerlei Leckerbissen zu ergattern, und wußte sich stets der Aufsicht zu entziehen, da er eine verblüffende und unmerkliche Beobachtungsgabe besaß. Um dem Unfug zu steuern, wurde ihm eine kleine Glocke um den Hals gebunden, die seinen Aufenthalt durch das Klingeln verraten sollte. Das half nicht lange. Der gewitzigte kleine Kerl verstand es bald, so oft er auf verbotenen Pfaden wandelte, mit einer Hand den Klöppel festzuhalten und auf drei Beinen oder Händen geschickt seinem Ziele auf deckenden Umwegen zuzusteuern.

Schimpansen geraten in ihrer Heimat, dem Waldgebiet, durch Abschuß der Mutter meist ganz jung in Gefangenschaft; sie gewöhnen sich rasch an die neue Umgebung, vergessen das Leben im freien Wald, bedürfen jedoch nachts der Körperwärme, wenn sie gedeihen sollen. Eingesperrt oder angebunden verkümmern sie oder gehen ein. Am besten ist, man betraut einen kleinen Negerjungen mit der Aufsicht, bei dem sie schlafen. Je größer sie werden, desto ungezogener und gerissener benehmen sie sich. Der Schimpanse Sumbo, der vor etwa zehn Jahren zu Hagenbeck kam und unter dem Namen Max mit Moritz zusammen auftrat, war mir aus dem Dschahgebiet in Südostkamerun bekannt. Damals, kurz bevor er seine afrikanische Heimat verließ, befand er sich in den Flegeljahren. Nichts war ihm heilig, überall mußte er dabei sein. Wenn die farbigen Zimmerleute einen Baumstamm bearbeiteten, nahm Sumbo einem die Axt ab und versuchte mitzumachen. Oft ergriff er ein Haumesser und bemühte sich, die verschiedenen Handleistungen nachzuahmen, die er Eingeborenen abgesehen hatte. An einer bestimmten Brücke, in deren Nähe Negerfrauen zu baden pflegten, lauerte er häufig, stürzte sich auf Neuankömmlinge und riß ihnen die losen Kattungewänder ab. Oder er hockte in einem Mangobaum, unter dem ein Pfad herlief, riß dann farbigen Polizisten oder Soldaten, die ahnungslos unter ihm durchgingen, geschickt den roten Fes vom Kopf, hängte ihn in das Laubwerk, hüpfte seitlich herunter und enteilte mit lautem Gelächter. Er war meist mit seinem Herrn an Bord eines der kleinen





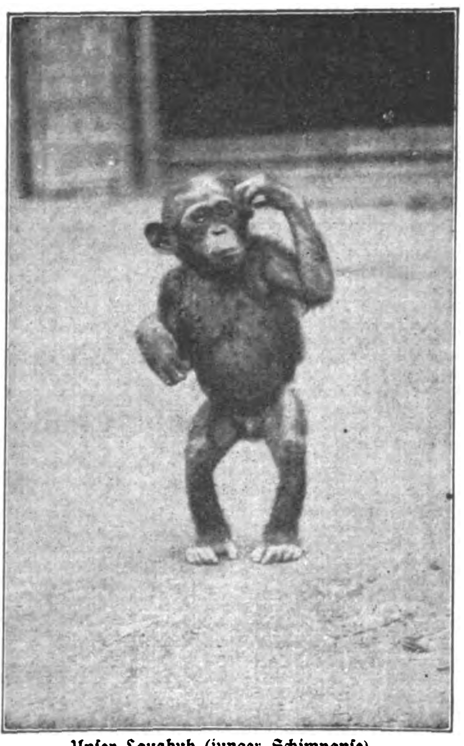
Ein erlegter erwachsener Gorilla.

Flußdampfer, die den Verkehr mit dem Kongo vermittelten. Als er einst wieder nach Molundu kam, leistete er sein Meisterstück. Er fand in seinem bevorzugten Mangobaum ein Wespenvolk, schlug unwillig mit einer Hand hinein und wurde jämmerlich zerstochen. Er flüchtete, entfernte die Wespen aus seinem Fell und sann auf Rache. Aus einem unmittelbar bei dem Mangobaum stehenden verlassenen Wohnhaus besorgte er sich eine lange, leichte Raphiastange, schlich damit vorsichtig auf die Veranda, führte die Stange ganz langsam unter dem Mattendach durch in die Nähe der Wespen, die sich wieder beruhigt hatten, stieß dann plötzlich in die dicht hängende Traube, rüttelte mit der Stange, ließ sie fallen und machte sich mit Triumphgeschrei davon. Ein besonderes Vergnügen war es für ihn, einen Hund beim Schwanz zu packen, ihn festzuhalten und im Kreise herumzutanzen, während das Tier nach ihm zu beißen versuchte. Merkwürdig war, daß er Farbige verachtete, sich von ihnen nicht anfassen ließ und mitunter tätlich gegen sie vorging, während er in den Weißen seine Herren sah. Bedenklich war seine Neigung zum Alkohol. Leerte er den Rest einer Flasche, so hatte es etwas ungemein Drolliges, wenn er, während er die Flasche in beiden Händen angesetzt hielt, am Boden der Flasche mit einem Fuße nachhalf, um ja keinen Tropfen darin zu lassen. Einen „Affen" hatte der Affe nur ganz kurze Zeit; in dieser Hinsicht unterschied er sich in beneidenswerter Weise vom Menschen.

In der Waldwildnis leben die Schimpansen in Herden und hausen meist auf Bäumen. Am Tage, aber auch in nächtlichen Stunden ist ihr lärmendes Spiel weithin zu vernehmen. Ihre Stimme beginnt mit einem stoßweisen, dumpfen Grunzen, steigert sich und geht dann in gellende Schreie über. Sie toben und jagen sich in Baumkronen und auf der Erde. Ihre Nester bauen sie im Schutz der Laubkronen. Wenn sie sich auch überwiegend von Früchten und frischen Trieben nähren, so verspeisen sie doch fraglos auch Vogeleier, junge Vögel und kleine Tiere, besonders Insekten. Ihre Losung in Freiheit und ihre Gier nach Fleisch in der Gefangenschaft beweisen ohnedies, daß sie keine reinen Pflanzenfresser sind. Es gibt unter den Schimpansen recht stattliche Burschen, wie aus den Aufnahmen ersichtlich, doch sind sie trotz ihrer Körperkräfte durchweg harmlos, sie fliehen vor dem Menschen geräuschvoll, verstecken sich und verhalten sich dann ganz still. — Den Tschego in Gefangenschaft zu halten oder zu beobachten, hatte ich keine Gelegenheit. Jedes Tier, das ich in Freiheit oder erlegt sah, hatte ein anderes Gepräge. Der Tschego neigt in seinem Benehmen zum Gorilla hin, lebt einzeln oder familienweise, hat das Stille dieses großen Bruders und ist seltener als der Schimpanse, kommt jedoch im ganzen Waldgebiet zwischen Sanga und Dschah sowie östlich und südlich davon verhältnismäßig oft vor.

Auch der Gorilla, von dem man noch vor einiger Zeit annahm, er sei selten, ist in diesem Geländeabschnitt zahlreich vorhanden. Besonders sind es unbewohnte Waldzonen mit bestimmter Vegetation, die er liebt. Ein Gorillajunges läßt nicht vermuten, welch schrecklicher Gegner das erwachsene Tier sein kann. Ein Blick auf die obenstehende Abbildung macht ohne weiteres verständlich, daß die Eingeborenen vor dem unheimlichen Waldtier Furcht haben und daß sie damit alle möglichen Vorstellungen von bösen Geistern verbinden. Dabei ist das abgebildete Tier nur als mittelgroß zu bezeichnen, obwohl seine Fäuste fast den Kopfumfang der dicht dahinterstehenden Neger haben. Bei anderen Tieren wurden Körperhöhen von weit über zwei Meter festgestellt. Hinzu kommt, daß Oberkörper, Kopf und Arme unverhältnismäßig entwickelt sind, die Beine dagegen schwach, ein Gegensatz, der in Verbindung mit dem grausamen Gesichtsausdruck abschreckend wirkt.

Und doch ergreift der Gorilla, soweit er in Familie lebt, meist vor dem Menschen die Flucht. Gewöhnlich führt ein Oberhaupt, ein robustes Männchen, die Familie, die aus einigen Weibchen und einer Reihe von mehr oder weniger erwachsenen Jungen besteht. Letztere sind nicht notwendigerweise von dem Familien-



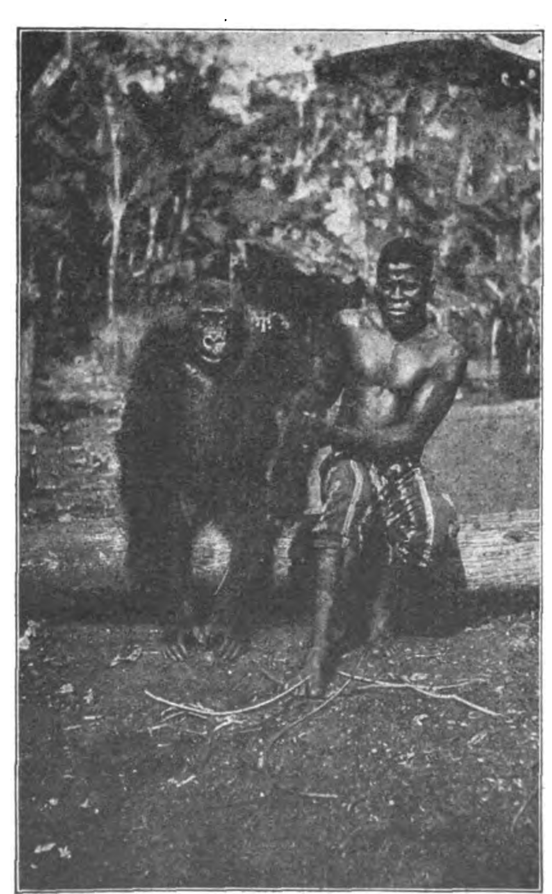
Unser Lausbub (junger Schimpanse).

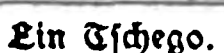
vater gezeugt, sie mögen von einem der Weibchen in die „Ehe" gebracht worden sein. Der Alte hat die Sorge für die Sicherheit von Weibchen und Jungen. Er deckt den Rückzug im Falle der Gefahr, das Bestreben, seinen lebenden Besitz zu retten, ist ihm wichtiger als der Kampf, den er an sich keineswegs fürchtet. Kritisch wird für ihn die Lage, wenn seine Kräfte mit vorgeschrittenem Alter nachlassen und eines der männlichen Jungen ihm überlegen wird, oder wenn ein Zusammentreffen mit einem anderen, im besten Mannesalter befindlichen Gorilla stattfindet. Dann finden erbitterte Kämpfe statt, bei denen dem Sieger die Beute, das heißt die Weibchen und Jungen, zufällt. Der Besiegte zieht sich grollend zurück, streift verbittert als Einzelgänger durch den Wald und bildet dann eine Gefahr für den Menschen. Denn er empfindet Langeweile, und da er von Natur neugierig und boshaft ist, ergibt sich sein Verhalten. Vielfach treibt er sich in der Nähe von Lagerplätzen herum und nimmt den Menschen, auf den er trifft, in der Regel an. Er richtet sich auf, trommelt mit den riesigen Fäusten auf der lederharten Brust und kommt näher. Hat er einen Menschen mit sicherem Griff erfaßt, so hält er den betreffenden Körperteil mit den mächtigen Fäusten fest und reißt mit seinen raubtierähnlichen Fangzähnen das Fleisch in Fetzen, läßt wieder los, faßt an anderer Stelle an und tut dasselbe. Um einen Gegner zu Fall zu bringen, benutzt er oft einen Fuß, stellt also gewissermaßen ein Bein. Gelingt es dem Angegriffenen, einen guten Schuß anzubringen, so ist er gerettet, denn der Gorilla fällt rasch wie ein Mensch.

Im Wald bewegt er sich lautlos auf allen vieren, man riecht seine scharfe Witterung meist, bevor man das Tier zu Gesicht bekommt. Sein Geruch gleicht dem der Büffellosung, ist jedoch viel durchdringender. Seine Nahrung sind Früchte, frische Triebe und Knospen. Fleischnahrung sagt ihm im Gegensatz zu seinem Vetter, dem Schimpansen, nicht zu.

Innerhalb der Familie schlafen Weibchen und Junge meist in niedrigen Astgabeln, der Familienvater dagegen am Fuße des Stammes. Das dumpfe Gebrüll des Gorillas schallt dann und wann grauenerregend durch die Stille des nächtlichen Urwaldes. Man sagt, daß kämpfende Nebenbuhler das Gebrüll ausstoßen. Soweit meine Erfahrungen reichen, handelte es sich immer um nur ein Tier. In der Gefangenschaft hält sich der junge Gorilla sehr schlecht, er geht gewöhnlich ein, da er viel zarter und empfindlicher ist als der geräuschvolle und widerstandsfähige Schimpanse.

Zu den interessantesten Tieren, die das afrikanische Waldgebiet birgt, gehören sie beide, und das Studium ihrer Gewohnheiten und ihres Verhaltens ist noch keineswegs abgeschlossen. Wer sich eingehend über die Menschenaffen und ihre geistigen Fähigkeiten unterrichten will, dem sei aus der Brehm-Auswahl in Reclams Universal-Bibliothek der unter Nr. 6332/33 erschienene Band „Die Menschenaffen" empfohlen. Durch den Verlust der Kolonien und die Sperrung der in Betracht kommenden afrikanischen Gebiete ist uns Deutschen jede Gelegenheit genommen, Weiteres über die afrikanischen Menschenaffen aus eigener Beobachtung in Erfahrung zu bringen.

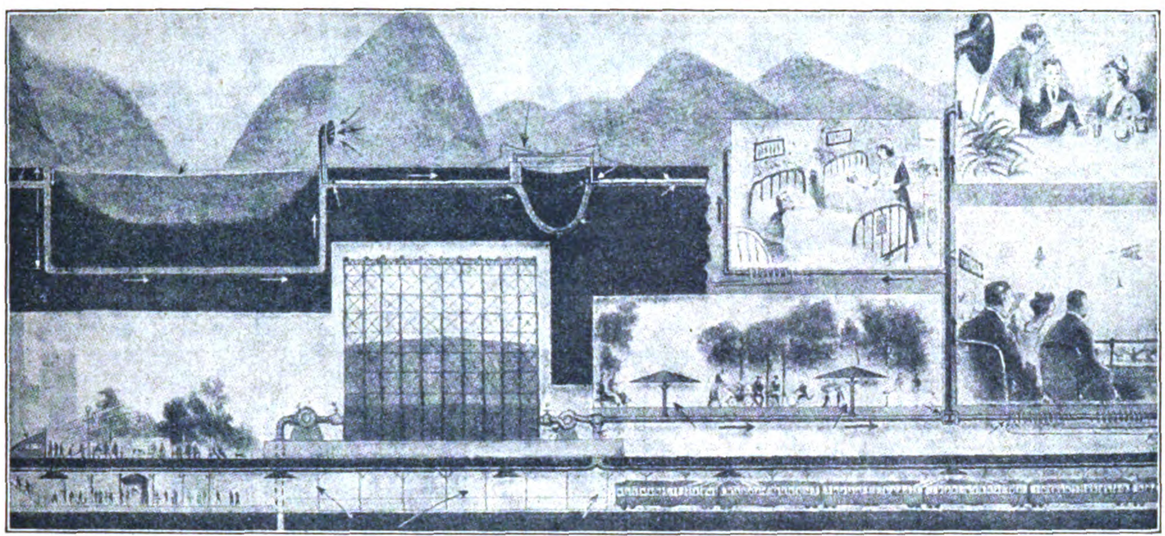




Ein Tschego.



Schimpanse beim Turnen.



Bergluft für die Großstädte. Der „Scientific Americain" veröffentlicht einen Plan zur Beförderung frischer Gebirgsluft nach den Großstädten unter Benutzung vorhandener Wasserleitungsröhren und außer Dienst gesetzter Gasbehälter. Krankenhäuser und Hotels, Theater und Parks, Großstadtstraßen und Untergrundbahnen sollen auf diesem Wege gegen Bezahlung mit Bergluft versorgt werden.

Bergluft für die Großstädte

Von Dr. Albert Neuburger

Der Großstädter pflegt alljährlich auf einige Wochen aufs Land oder ins Gebirge zu fahren, um dort seinen Lungen frische Luft zuzuführen. Er hat dies auch nötig, denn die Großstadtluft ist schlecht. Aus zahlreichen Schornsteinen strömen hier Rauch, Ruß und Gase, die infolge ihrer spezifischen Schwere über dem Erdboden lagern bleiben. Es ist dies in erster Linie die durch die Verbrennung der Kohle entstehende Kohlensäure sowie die schweflige Säure, die sich aus dem in jeder Kohle enthaltenen Schwefel bildet. Dann aber wird die Oberfläche des Pflasters durch den Wagenverkehr zu Staub zermalmt, den der Wind aufwirbelt und der sich in den Atmungsorganen ablagert. Das Pflaster selbst sowie die Mauern der Häuser nehmen beträchtliche Mengen von Wärme auf, die sie lange festhalten und in die Straßen ausstrahlen. So kommt es, daß es hier stets um einige Grade heißer ist als draußen auf dem flachen Lande. Besonders nachteilig macht sich dieses in den Straßen der amerikanischen Großstädte geltend, in denen der Verkehr groß ist und die Temperaturen im Sommer zu ganz beträchtlicher Höhe ansteigen.

Vor allem ist es Neuyork, dessen Bewohner unter alle dem zu leiden haben. Die wenigen Wochen der alljährlichen Erholung an der See oder im Gebirge können sie für die monatelangen Qualen des Sommers nicht entschädigen. So ist denn drüben ein ganz neuer Gedanke aufgetaucht. Man leitet, um die Stadt mit gutem Wasser zu versorgen, gewaltige Mengen davon aus einer Entfernung von über 200 Kilometern herbei. Das Wasser kommt aus den Catskillbergen und strömt in riesige Behälter, von wo es in die verschiedenen Gegenden der Stadt verteilt wird. Dieser kühne Gedanke wurde dann noch dahin erweitert, daß versucht werden soll, aus dem genannten Gebirge nicht nur Wasser, sondern auch gute, frische Gebirgsluft in derartigen Mengen heranzuführen, damit der Neuyorker Sommer erträglich wird.

Dazu braucht man, einem von Joseph H. Kraus im „Scientific American" veröffentlichten Plane zufolge, keinerlei besondere Leitungen. Die Röhren der Wasserleitung sind nicht vollkommen mit Wasser angefüllt. Es muß oben stets ein lichter Raum bleiben, in dem sich die im Wasser enthaltene Luft ansammeln kann, die dann aus besonderen „Entlüftern" entströmt. Ohne diese Maßnahme würden sich im Wasser große Luftblasen bilden und aus den in den Häusern befindlichen Zapfhähnen würde beim Aufdrehen anstatt Wasser so und so oft Luft herauskommen. Nach dem in Aussicht genommenen Plan soll nun der über der Wasseroberfläche befindliche lichte Raum der Röhren dazu Verwendung finden, der Stadt Neuyork frische Gebirgsluft zuzuführen. Zu diesem Zwecke sollen, wie es auf der obenstehenden Abbildung zu sehen ist, starke Luftpumpen aufgestellt werden, die als Kreiselpumpen gedacht sind, so daß sie nach der Art der Ventilatoren arbeiten. Sie saugen große Mengen frischer Gebirgsluft an, die der Stadt in den gewaltigen Rohren der Wasserleitung zuströmt. Auf dem langen Wege kühlt sie sich infolge der Berührung mit dem Wasser erheblich ab. In Neuyork selbst werden dann an verschiedenen Orten große Behälter aufgestellt, in denen man die Luft aufspeichern wird. Ein Teil dieser Behälter ist in Gestalt der alten, durch die Einführung der Elektrizität ausgeschalteten Gasbehälter der Gasanstalten bereits vorhanden. Aus diesen Behältern wird die Luft nun mit Hilfe von Rohrleitungen in der Stadt verteilt, insbesondere soll die Untergrundbahn damit versorgt werden, dann die Krankenhäuser, Theater, Lichtspielhäuser, Hotels und Gaststätten, sowie die Privathäuser. Vor allem aber will man sie in gewaltigen Mengen in den öffentlichen Parks und Gärten ausströmen lassen, so daß diese infolge der hier herrschenden Frische und Kühle einen wirklichen Erholungsaufenthalt darbieten werden.

Die Gebirgsluft, die an besonders geeigneten Stellen des Gebirges und in beträchtlicher Höhe über der Erde angesaugt wird, kann im Winter auch erwärmt werden. Zu diesem Zwecke wird man die in der Stadt befindlichen Rohrleitungen mit elektrischen Drähten umgeben, die ihre Wärme auf die Rohrleitungen und damit auf die Luft übertragen.

Was ist „Recht" und was ist „Unrecht"

Von Landgerichtspräsident Dr. Rudolf Ziel

Wir leben in einer Zeit der Übergänge, der Erschütterung aller Grundlagen staatlichen, wirtschaftlichen, persönlichen Lebens, in einer Zeit der „Umwertung aller Werte", um mit Friedrich Nietzsche zu reden. Kann in einer solchen Zeit die Frage überhaupt gestellt werden, was „Recht" und „Unrecht" sei? Kann sie beantwortet werden?

Der berühmte Rechtslehrer Friedrich Carl v. Savigny hat vor hundert Jahren seinen Zeitgenossen den „Beruf zur Gesetzgebung" abgesprochen. Muß man unserer Zeit nicht den „Beruf zur Festlegung eines ethischen, eines sozialen Begriffs" absprechen, weil in ihr alles Ethische, alles Soziale wie in einem Hexenkessel gärt und brodelt? Soll uns das davon abhalten, uns überhaupt mit Fragen dieser Art zu befassen? Fast könnte es scheinen. Und doch drängt sich, wo immer Menschen leben, wie immer sie leben, die Frage nach dem „Recht" auf.

Täglich führen wir das „Recht" im Munde, auch wenn wir nicht von Beruf Rechtsgelehrte sind. Auf Schritt und Tritt müssen wir die Frage beantworten, was unser Recht sei und was nicht. Wir tun es unbewußt, und wir tun instinktiv das, was „recht" scheint. Aber wie selten geben wir uns Rechenschaft darüber, was denn nun eigentlich „Recht" und „Unrecht" sei, wie es denn komme, daß dies „recht" und jenes „unrecht" sei. Wer berufsmäßig das „Recht" anzuwenden hat, dringt — oder drang doch bisher — kaum weiter vor, als bis zu den Büchern, die „das Recht" enthalten. Da stand es ja, was „recht" und was „unrecht" sei. Über das „warum" haben sich auch die berufenen Anwender des Rechts den Kopf nicht allzusehr zerbrochen. Allenfalls stellte man hier und da fest, daß sich das, was nach den Büchern „Recht" und „Unrecht" war, nicht ganz oder nicht mehr mit dem sogenannten Rechtsempfinden oder Rechtsgefühl decke. Und der zünftige Rechtsgelehrte war dann allemal geneigt, eine Abirrung des Rechtsgefühls festzustellen, was ihn dann letzten Endes dazu führte, das Gefühl, das Empfinden aus dem Rechtsleben auszuschalten. Die anderen aber, die Nicht-Rechtsgelehrten, waren um so mehr empört über die Weltfremdheit des „Rechts", je mehr die Rechtswissenschaft und die Rechtsanwendung aus einem Stück Leben zu einem starren, logischen Buchstabenprinzip wurde. So hätte man denken können, daß in steigendem Maße „Unrecht" hätte geschehen müssen. Wenn das nicht der Fall ist, wenn es zu allen Zeiten ein etwa gleiches Maß von „Recht" und „Unrecht" in der Welt gibt, so muß es eben doch mit dem „Recht" wohl etwas mehr auf sich haben, und die Frage danach erscheint deshalb nicht müßig.

Das tägliche Leben läßt diese Frage hundertmal in uns erklingen; im Volksleben, im Völkerleben tritt sie uns stets wieder entgegen. Das Kind stellt sie an den Vater, die eine Volksklasse an die andere, der eine Staat an den Nachbarstaat; sie bildet die Grundlage der Rechtswissenschaft, aber sie geht an Bedeutung weit über jeden ihrer Zweige hinaus. Darum muß sie alle und zu allen Zeiten zur Beschäftigung und zur Antwort reizen, denn in uns Menschen liegt der unwiderstehliche Trieb, uns mit ihr immer wieder abzumühen. Und wir wissen dabei, daß der Drang nach Erkenntnis mehr Glück und mehr Segen für uns ist, als die Erkenntnis selbst.

Preisausschreiben

Ein Freund von „Reclams Universum" hat bei der Sächsischen Bank, Filiale Leipzig,

50 Dollar in Schatzanweisungen

hinterlegt; er fordert sämtliche Universum-Leser auf, sich an der Lösung der beiden Preisfragen zu beteiligen:

1. Was ist „Recht" und was ist „Unrecht"? / 2. Welche Grundlagen muß die heutige Rechtswissenschaft, insbesondere die Staatsrechtslehre, erhalten?

Der Stifter der beiden Preise von je 25 Dollar geht von der Voraussetzung aus, daß durchaus nicht allein die Rechtsgelehrten diese beiden Fragen zu lösen haben, sondern daß brauchbare Gedanken (ähnlich wie bei Pfarrer Kneipp: Heilkunde, Schuster Böhme: Philosophie) sehr wohl auch von anderer, nichtfachmännischer Seite erwartet werden können. Als Ingenieur und Mann der Praxis glaubt er, daß die im alten römischen Recht verankerte Grundlage wohl für ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk ausreichte, daß sie jedoch in den großen Industriestaaten seit langem versagte, und daß demnach viele unüberbrückbar erscheinende Gegensätze nur durch eine neue Rechtsgrundlage beseitigt werden können. Der Wunsch des Stifters geht nun dahin, seine beiden Fragen möglichst kurz und treffend beantwortet zu erhalten. Die Anfügung einer Erklärung ist statthaft, auch diese muß kurz und allgemeinverständlich gehalten sein. Fremdworte sind möglichst zu vermeiden. Die Antworten sind mit voller Namensnennung und genauer Angabe des Wohnorts bis 15. August zu richten an Reclams Universum, Recht-Preisausschreiben, Leipzig. Die Bekanntgabe der Preisträger erfolgt am 15. September 1923. Sämtliche einlaufenden Antworten werden von uns einem Preisgericht unterbreitet, dem ein Jurist, Landgerichtspräsident Dr. Rudolf Ziel in Chemnitz, sowie der Urheber der Preisfragen, Ingenieur Albert Lob in Düsseldorf und der Hauptschriftleiter von Reclams Universum, G. Mayer, angehören. Sollte keine annehmbare Lösung der einen oder anderen Frage eingehen, so fallen die Preise an die staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen bzw. Heidelberg zur Unterstützung eines Studierenden der Rechtswissenschaft. Die preisgekrönten Arbeiten gehen mit allen Rechten kostenlos an den Stifter der Preise über. Die Veröffentlichung einzelner Antworten im Universum behalten wir uns vor.

Schriftleitung von Reclams Universum



RECLAMS UNIVERSUM

★

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 41



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Mein Atelierfenster in Rothenburg ob der Tauber

Nach einem Gemälde von Richard Linderum / Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung



Die Nichte

Novelle von Artur Brausewetter (Fortsetzung)

Als die junge Dame Harmsen bemerkte, erhob sie sich schnell, ging ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand.

„Guten Abend, Onkel Will. Ich versuchte, dich heute mehrere Male von Oliva aus anzurufen. Aber immer hieß es ‚Besetzt‘. Da machte ich mich selber auf den Weg, und da bin ich. Und wenn du erlaubst, so bleibe ich den Abend über bei dir.“

„Nur den Abend über?“

Weiter vermochte er in der Befangenheit, die ihr unvermuteter Anblick in ihm hervorgerufen, nichts zu sagen.

„Ich fürchtete, das würde dir schon zuviel sein.“

„Und weshalb fürchtetest du es?“

„Weil sie alle erzählten, du wärest ein sehr ernster Mann, der nur für seine Arbeit lebte und mit Nichten wenig im Sinn hätte.“

Voll süßer Schelmerei blickte ihr lachendes Auge zu ihm empor.

„So... so. Das erzählten sie von mir.“

„Oh, noch vieles andere,“ sprudelte sie mit unbeirrter Offenherzigkeit hervor; „daß du sehr stolz und unzugänglich wärst und dir wenig an deinen Verwandten gelegen wäre.“

„Ich stolz? Du lieber Gott, worauf sollte ich wohl stolz sein?“

„Nun, auf deinen Reichtum.“

„Auf meinen Reichtum!“

Ein schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen. Er sagte nichts mehr.

Der Diener meldete, daß der Tee bereit stünde.

Sie begaben sich in das Eßzimmer.

„Darf ich dir den Tee eingießen?“ fragte sie.

Dann aber in ihrer Lebhaftigkeit, und weil ihre Gedanken wohl nicht ganz bei der Sache waren, goß sie den Tee in ein großes dunkelrot geschliffenes Glas, das als Zuckerbehälter diente.

Aber das störte sie wenig. Sie mußte über den geschmolzenen Zucker herzlich lachen und meinte nur: „Du wirst einen schönen Begriff von meinen hausfraulichen Künsten bekommen.“ Dann jedoch machte sie mit viel Anmut und Geschick die Wirtin, und er hatte sein Gefallen an ihrer schnellen und doch sicheren Hantierung.

„Also heute abend willst du schon wieder fort?“

„Ja, um zehn Uhr mit der letzten Elektrischen.“

„Dann werde ich dich hinausbringen.“

Sie sah ihn mit einem großen Erstaunen an.

„Du mich hinausbringen? Würdest du das wirklich tun?“

„Ja, weshalb sollte ich es nicht tun? Es ist doch selbstverständlich, daß ich dich nicht allein fahren lassen werde.“

„Das ist sehr lieb von dir, Onkel Will. Aber ich kann dir die Mühe ersparen. Ich werde um halb zehn Uhr hier von dir abgeholt.“

„Von wem?“

„Von einem der jungen Herren, die dort im Hause sind.“

„Das ist etwas anderes. Ein junger Verehrer ist dir natürlich lieber.“ Da fiel ihm ein, daß er sie ja hätte gar nicht hinausbringen können, weil er nach dem Theater mit Thönerts auf ihr Gut fahren wollte. Daß er das ganz vergessen hatte!

„Ja, er ist ein guter, lieber Junge,“ erwiderte sie. „Er studiert im sechsten Semester und machte mir gestern auf einem Waldspaziergang einen Antrag.“

„Und du?“

„Ich gab ihm einen Kuß und lachte ihn aus.“

„Und dann gabst du ihm einen Kuß?“

„Ja, weil er zu rührend und niedlich dabei war. Ich mußte ihn küssen.“

Er wollte etwas erwidern, unterdrückte es aber. Er überlegte, wie er ihr den Abend bei ihm angenehm machen sollte. Er hatte heute seine Plätze im Theater.

„Hättest du Lust, noch auf zwei Stunden ins Theater zu gehen?“ fragte er sie. Aber nein, man spielte ja wieder die dumme Posse, aus der er damals mit Konstanze nach dem zweiten Akte nach Hause gegangen war.

„Es wird heute wohl nichts sein,“ fügte er hinzu.

„Was gibt man denn?“

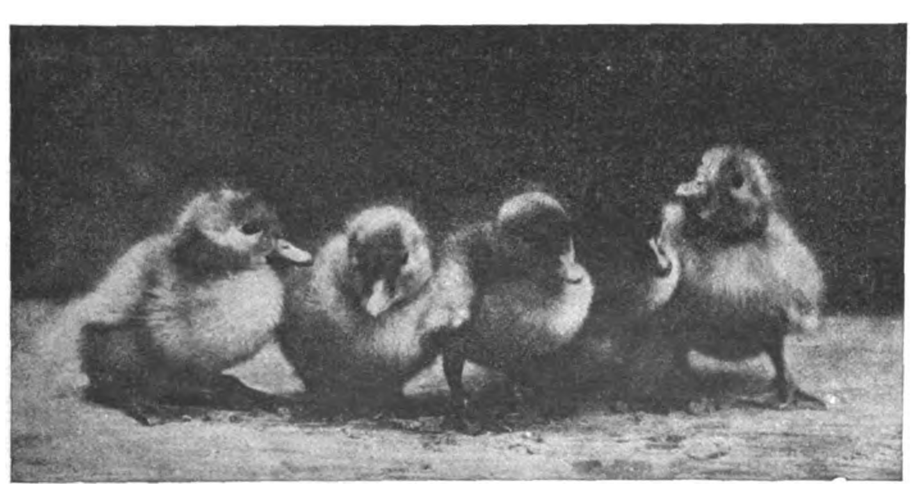
„Eine abgeschmackte Posse. Robert und Bertram.“

„Robert und Bertram? Das soll ja zum Totlachen sein. Bei uns draußen haben es alle gesehen. Ach, da wollen wir hingehen, Onkel. Ich lache für mein Leben gern.“

✡

Das Theater war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Aber sie hatten ihre festen Plätze an der Seite des ersten Ranges und sahen von ihnen aus auf das bunte Gewoge auf der Bühne und im Zuschauerraum wie von sicherer Warte hinab.

Lilli war ganz bei der Sache, lachte über jeden Witz aus ganzem Herzen und alles an ihr war voller Lust und Leben.



Geschwister. Phot. Krebs.

Bei besonders fröhlichen Stellen legte sie ihre kleine Hand auf die seine, neigte sich zu ihm und winkte ihm mit den leuchtenden Augen zu.

Und nicht lange dauerte es, da teilte sich ihr Frohsinn ihm unwillkürlich mit. Er fand den Blödsinn, den er damals mit Konstanze nicht ertragen hatte, ganz nett, ja, dieser ausgelassene Humor erschien ihm von einer gewissen Genialität, und es dünkte ihn viel gesunder und natürlicher, daß die Leute sich an solcher derben, aber unschuldigen Kost ergötzten, als an so manchen zweideutigen Scherzen, über die er sie früher hier hatte lachen sehen.

Dazwischen erzählte sie ihm alles mögliche, was ihr gerade einfiel, und plauderte während der zahlreichen kurzen Verwandlungen mit ihm so vertraut, als kennte sie ihn, wer weiß wie lange.

Mit einem Male jedoch unterbrach sie ihren fröhlichen Redestrom. „Aber nein, Onkel. Was sollst du nur von mir denken? Nun habe ich dich wahrhaftig noch nicht einmal zum Großvater beglückwünscht.“

Richtig! Er hatte es beinahe wieder vergessen. Nun erinnerte sie ihn zur rechten Zeit daran. Unter der Brüstung fühlte er den weichen Druck ihrer Hand.

„Weißt du, Onkel,“ sagte sie mit einem Male, „ich bleibe bei dir.“

Er geriet in einige Verlegenheit. „Aber du hast dir doch deinen jungen Verehrer zu halb zehn bestellt!“

„Das macht nichts. Du wirst doch hier jemand zum Schicken bekommen. Ich schreibe ihm einige Zeilen, und dann ist die Sache abgemacht.“

„Aber geht das denn?“

Seiner peinlichen Art war diese leichte Abfindung nicht ganz verständlich. „Man erwartet dich doch dort.“

„Oh, das ist nicht so schlimm. Laß mich nur machen.“

Einen Augenblick noch zögerte er.

„Ich bin für das Fest nach Letzkau eingeladen,“ erwiderte er dann.

„Um so schöner. Da nimmst du mich mit. Pfingsten auf dem Lande! Auf einem schönen, großen Gut. Mit dir zusammen. Etwas Besseres kann es ja gar nicht geben. Nicht wahr, das tust du doch?“

Seine Verlegenheit stieg.

„Ich sollte heute nach dem Theater gleich mit den Herrschaften mitfahren. Sie haben heute ihren Abend und sind selber hier.“

„Dann fahre ich eben mit. Jetzt so nach diesem fröhlichen Spiel mit der Kutsche durch die Frühlingsnacht fahren... irgendwo ins Unbekannte hinein. Und der Mond scheint. Und die Sterne leuchten. Und dann geht man des Abends auf solch ein kleines Zimmer da oben und legt sich in ein molliges Bett. Und wenn man des Morgens aufwacht und die dichten Laden aufmacht und die Fenster weit öffnet, dann liegt eine neue, fremde Welt vor einem. Und die Hähne krähen, und die Vögel singen, und ein Hund bellt... wie herrlich muß das sein!“

„Aber du kennst die Herrschaften ja gar nicht.“

„Gott, Onkel, was bist du für ein Philister! O verzeih'. Das durfte ich nicht sagen. Es kam mir gerade so über die Lippen. Du siehst wirklich ganz böse aus. Sei wieder gut!“

Und unbekümmert um alle die Menschen, die um sie herumsaßen und sie beobachteten, denn es war ein größerer Umbau auf der Bühne notwendig und die Verwandlung dauerte länger als die bisherigen, griffen ihre zarten kleinen Hände nach seiner starkknochigen, flehten, bettelten ihre Augen, die manchmal so keck blicken konnten und jetzt einen kindlich rührenden Ausdruck angenommen hatten, zu ihm hinüber. Wer konnte da widerstehen?

„Ich weiß, daß du es nicht böse gemeint hast,“ erwiderte er ein wenig schulmeisterlich. „Und im übrigen magst du mit deiner schmeichelhaften Bezeichnung ja auch recht haben.“

Der Gong ertönte. Aber der Vorhang ging noch nicht in die Höhe.

„In der großen Pause, die nach diesem Bilde kommt, muß ich den Herrschaften Guten Abend sagen.“

„Dann wirst du mich vorstellen, nicht wahr?“

„Wenn du es wünschest — ja,“ gab er zögernd zurück.

„Wenn ich es wünsche? Du bist gut, Onkel Will. Was sollten wohl deine Freunde von dir denken, wenn sie dich mit einem jungen Mädchen im Theater sehen, und du gehst zu ihnen und stellst es nicht einmal vor? Solch Methusalem bist du schließlich doch noch nicht. Trotz deiner Großvaterwürde. Und was sollten sie vollends von mir denken?“

„Du hast vollkommen recht. Ich werde dich vorstellen. Verzeih' mir.“

„Onkel, du bist nett. Wirklich ganz furchtbar nett bist du.“

Er fühlte, daß ihm das Blut in einer heißen Welle in die Stirn stieg. Er mußte über sich selber lächeln. Es war lange her, daß er errötet war.

Die große Pause war gekommen. Will Harmsen begab sich mit seiner Nichte in die gegenüberliegende Rangreihe, sie vorzustellen.

Lilly machte der Dame eine tiefe Verbeugung, sie begrüßte den Herrn mit Anmut. Anfangs hielt sie sich in bescheidener Zurückhaltung, ließ die Älteren reden und Fragen an sie stellen, wie es einem gut erzogenen jungen Mädchen zukommt. Aber indem sie antwortete, plauderte sie allerlei, wie es der Augenblick ihr eingab.

Will Harmsen merkte, wie sie die Herzen der beiden im Sturm gewann. Nicht nur das der liebenswürdigen Frau, sondern auch das des auf den Verkehr mit Menschen wenig eingestellten Herrn.

„Wenn Sie das Land so gern haben, mein liebes Fräulein,“ sagte Frau Thönert, „wollen Sie uns dann nicht einmal draußen in Letzkau besuchen? Vielleicht wäre es das Einfachste, Sie begleiten ihren Herrn Onkel, der uns die Freude machen will, das Pfingstfest bei uns zu verleben, und führen heute abend mit uns hinaus.“

„Oh, gnädige Frau, zu gütig. Aber nein... es wird nicht gehen.“

Sie erwiderte es in so natürlicher und niedlicher Bescheidenheit, sie neigte das Köpfchen mit der schweren blonden Haartracht wie ein kleiner Vogel hin und her... Will Harmsen sah sie an und wieder an —

„Und warum sollte es nicht gehen?“

„Weil ich bei meinen Bekannten erwartet werde. Und weil ich auch gar nicht darauf eingerichtet bin.“

„Ich könnte Ihnen alles geben, was Sie zur Nacht brauchen.“

Jetzt fügte auch der zurückhaltende Herr Thönert einige einladende Worte hinzu.

„Oh, es wäre wunderschön. Aber es geht auch aus einem anderen Grunde nicht.“

„Und welcher wäre das?“

„Daß mein Onkel es nicht will.“

Ganz verdutzt blickte Will Harmsen auf seine Nichte. Nein, dieser Racker! dachte er bei sich und fühlte zum zweiten Male eine Blutwelle in seine Stirn steigen. Denn nun fragte man ihn verwundert, was er denn gegen solchen Besuch haben könnte, und ließ nicht ab, ihn mit Bitten zu bestürmen. Und das war ihm sehr wider den Strich.

„Das hättest du nicht tun sollen,“ sagte er in seiner ehrlichen Art und nicht ohne leisen Vorwurf zu ihr, als



sie sich verabschiedet hatten und gemeinsam durch den Vorraum gingen.

„Gewiß, ich hätte es auch lassen können. Aber eine kleine Rache mußte ich nehmen.“

„Rache? Wofür?“

„Dafür, daß du mich nicht mithaben wolltest. Siehst du, wieviel anders deine Gastfreunde waren! Aber die Hauptsache ist, daß ich nun mitfahre! Kannst du dir vorstellen, wie ich mich darauf freue? Unbändig, sage ich dir... doch, Onkel Will, wir müssen ja zu dir nach Hause schreiben. Es ist wahrhaftig gleich neun. Und um halb zehn kommt mein junger Freund. Hast du ein Stückchen Papier bei dir?... Nur deine Besuchskarte?... Nun, dann geht es auch mit der. Gib nur her!“

Er reichte ihr die Karte und einen Bleistift. Sie schrieb mit fliegender Hand und gab ihm beides zurück.

„Du kannst ruhig lesen.“

Und er las: „Mein lieber Walter! Es tut mir von Herzen leid, daß du dir den weiten Weg in die Stadt nun vergeblich gemacht hast. Aber ich kann heute abend nicht mit dir zurückkehren. Denn ich kann meinen Onkel nicht zum Fest allein lassen. Er will mit mir über Land fahren und würde es mir übelnehmen, wenn ich es abschlüge. Das siehst du ein, nicht wahr, mein lieber Junge? Verlebe das Pfingstfest mit deinen Eltern so schön, wie du es ohne mich vermagst. Immer deine Freundin Lilli.“

Will Harmsen schüttelte den Kopf.

„Warum schreibst du denn das?“ fragte er sie.

„Weil ich dem guten Jungen weh tun würde, wenn ich die Wahrheit schriebe ... siehst du, nun machst du wieder dein böses Gesicht. Und das steht dir wirklich gar nicht, Onkel Will. Du siehst dann gleich zehn Jahre älter aus. Du würdest so etwas nicht schreiben, nicht wahr?“

„Nein. Ich bin der Meinung, man soll bei der Wahrheit bleiben, solange es irgend möglich ist.“

„Ich dachte mir, daß du so antworten würdest. Genau so. Und das ist gewiß so ganz nach dir. Und ist auch schön bei dir...“

Und dann, indem ein sinnender Ausdruck in ihr liebliches Gesichtchen trat: „Ich glaube, das ist es, was mir so an dir gefällt. Du kannst gar nicht anders als aufrichtig sein. Und wenn du dein Leben mit einer kleinen Unwahrheit retten könntest, du stürbest lieber ... ganz gewiß, das tätest du. Ich aber finde, daß die Wahrheit oft so etwas Hartes und Greuliches hat. Und daß die kleinen Lügen Liebe sind. Ohne sie könnte ich gar nicht leben. Ohne sie wäre alles nackt und häßlich.“

Der Gong war längst ertönt. Als sie die Karte einem Boten gegeben und wieder in den Zuschauerraum traten, war das Spiel im vollen Gange.

Eine gefeierte Sängerin trat als „Harfenjule“ auf und entfesselte durch ihren Gesang Stürme von Heiterkeit.

Lilli aber lachte nicht mehr so ausgelassen wie bisher. Sie war stiller und in sich gekehrt geworden.

„Daß der Vater gar nicht gestorben ist, weißt du doch, Onkel Will,“ sagte sie, als der Verwandlungsvorhang gefallen war, ihren Kopf dicht zu dem seinen hinwendend.

„Nein. Woher soll ich es wissen? Du hast es doch den Herrschaften eben erst gesagt.“

„Siehst du, das war wieder solche kleine Lüge, die unumgänglich war. Oder sollte ich es vielleicht wildfremden Leuten auf die Nase binden, all das Traurige und Trostlose?... Er lief der Mutter mit einer Brettlsängerin fort, die auch auf der Harfe spielte. Nun ist sie gewiß auch schon alt und häßlich. Ich mußte eben daran denken.“

„Du hast ihn noch gekannt?“

„Sehr genau. Und ich hatte ihn gern. Er war gut. Aber er hatte leichtes Blut... Und dies leichte Blut habe ich von ihm geerbt.“

Sie sagte es ganz leise. Es war nur wie ein Hauch. Und es war ein seltsamer Klang in ihrer Stimme.

„Da kann man nichts gegen tun, Onkel Will. Wirklich nicht. Es ist einmal in einem drin, das Leichte... und das Heiße.“

Ein wunderbares Empfinden überkam ihn. Er wollte es von sich schütteln. Aber es ließ sich nicht abweisen.

„Die Mutter ist ganz anders. So mehr nach deiner Art, Onkel Will. Ihr würdet gut zusammenpassen.“

☆

Vor dem Theater stand die geschlossene Glaskutsche. Lilli hatte auf einen offnen Wagen gehofft. Aber es war in Letzkau einmal Überlieferung, mit der Glaskutsche ins Theater zu fahren.

Für ihr Leben gern wäre sie zum Kutscher auf den Bock gestiegen. Aber sie wußte, daß Onkel Will das niemals erlauben würde. So machte sie keinen Versuch, sondern setzte sich ehrbar zu Frau Thönert auf den Vordersitz, da sowohl Herr Thönert wie Onkel Will energischen Widerspruch erhoben, als sie ihren Platz rückwärts nehmen wollte.

Nun fuhren sie über den länglichen Markt am Theater, vorbei an dem vom Mondlichte umgeisterten Hohen Tor mit seiner goldschimmernden Ornamentik, auf die von einem grünen Wall und hohen Bäumen eingefaßte Straße, die zuerst ziemlich gerade und eben, dann langsam ansteigend nach Letzkau führte. Ganz hell schien der Mond, ab und zu einmal von kleinen Wolkenfetzen verschleiert, die durch das blaue Himmelsmeer schwammen.

Jetzt bog der Wagen rechts ab und fuhr langsamer als bisher einen in Serpentinen sich schlängelnden, manchmal fast steil ansteigenden Weg zu dem hochgelegenen alten Gut empor. Auf den welligen Hügeln rauschte die silbergraue Einöde des langsam heranreifenden Korns, als flüsterte es dem Himmel seine Geheimnisse zu.

„Nein, an Schlafengehen ist noch kein Gedanke, verehrter Herr Harmsen. Jetzt werden wir Ihnen und Ihrem Fräulein Nichte erst den Begrüßungstrank darbringen,“ sagte Herr Thönert, der ein Freund edler Gewächse war, und dessen Keller einen Ruf hatte.

Er hatte einen weißen Bordeaux von seltener Güte ausgewählt, und man saß in der monddurchzitterten Frühlingsnacht, die weich und lind geblieben war, auf der großen steinernen Veranda, die einen eigenartigen Ausblick auf eine tiefe, dunkle Allee uralter, zum Teil verwitterter und verknorrter Lindenbäume bot.

Voll holder Süße und glühenden Feuers war der Wein. Mit sichtbarer Freude, beim ersten Glase mit einer gewissen Gier, schlürfte Lilli den köstlichen Trank. Ganz still saß sie zwischen den anderen, die lebhaft sprachen, ganz hingegeben dem lockenden Zauber der unvergleichlichen Nacht. Niemanden sah sie. Nur in sich sah sie hinein, und frohe Geister stiegen in ihrem jungen Herzen auf und nieder. Dann wieder kam eine leise Traurigkeit über sie. Und beides war schön und unbegreiflich, wie das unergründliche Leben selber.

Ein helles Rot breitete sich über ihre zarten Wangen. Und wenn Will Harmsen einmal den Blick über sie dahinschweifen ließ, dann war ihm, als wäre es kein ganz gesundes Rot. Aber das mochte daher kommen, daß er sie von vornherein ein wenig befangen in dieser Hinsicht betrachtet hatte. Denn ihm war eingefallen, daß ihm seine Frau einmal erzählt hatte, daß in diesem Zweige der Familie eine tückische Krankheit manches frühe Opfer gefordert hatte.

(Fortsetzung folgt)

Blumen im Heim * Von Margarete Weinberg

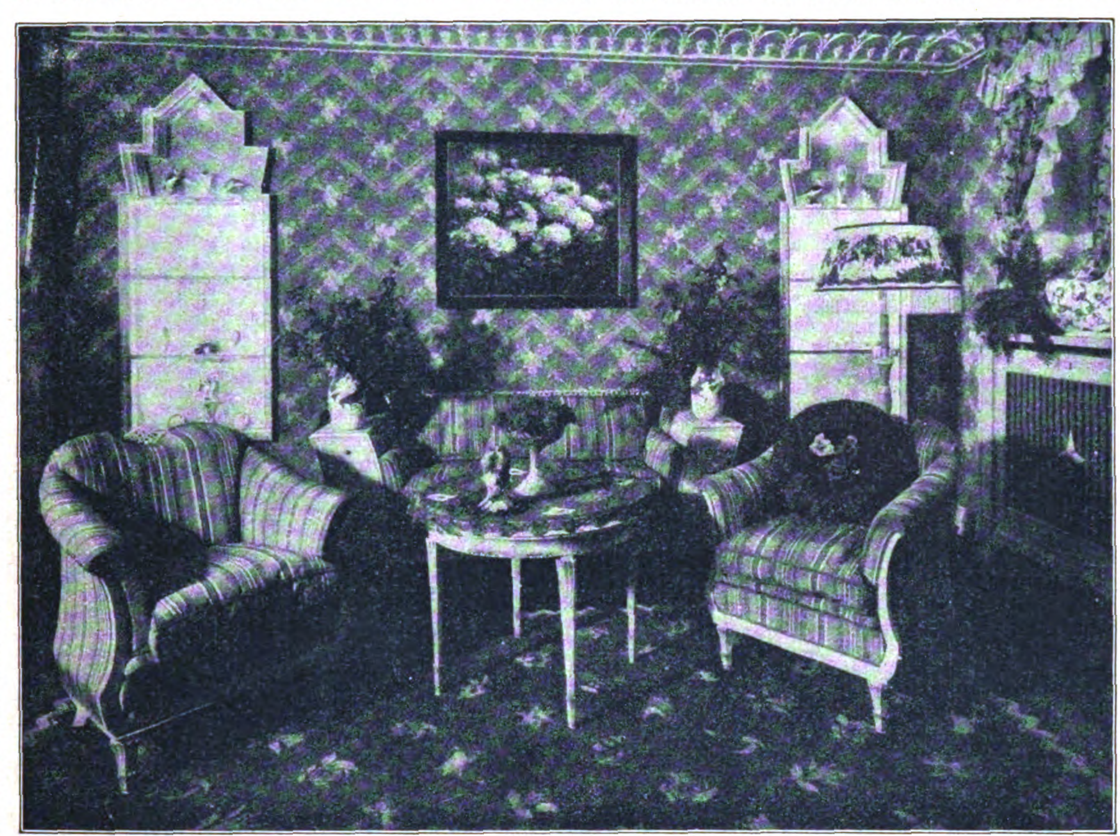
Mit zwei Abbildungen

Aeltere Leute entsinnen sich noch der Zeit, da lebende Pflanzen keineswegs zum alltäglichen Schmuck der Bürgerwohnungen dienten, sondern das „Makartbukett" seine fragwürdigen Reize daselbst entfaltete. Blumen hielten nur an Geburtstagen ihren Einzug und wurden meist schon am folgenden Tage als unansehnlich gewordene Strünke dem Kehrichteimer überantwortet. Warum führten sie ein so kurzlebiges Dasein? Wer nur einmal dem Blumenhändler zugesehen hatte, während dieser ein „Bukett" zurechtmachte, der brauchte diese Frage nicht zu stellen: der wußte, daß er stets von den mannigfaltigen Blumen, die er verwenden wollte, alles unterscheidende Beiwerk, lange und kurze, glatte oder beblätterte Stiele, mit unbarmherzigem Scherenschnitt entfernte und dann die armen, nur noch mit fingerlangem Stielende versehenen Blütenköpfchen auf einen Drahtfaden spießte; lagen alsdann genug Opfer bereit, so wurden alle Drahtstiele, die natürlich genau von gleicher Länge sein mußten, zu einem dicken Tau zusammengedreht, die aufgespießten Blüten auseinander gebogen, so daß sie einen etwas gwölbten Teller bildeten, und das Ganze in eine trichterförmige Papiermanschette mit ausgezacktem Rande gesteckt, die das Unwesen der abgeschnittenen Stiele schamhaft verdeckte und zugleich in ihrem röhrenförmigen Griff das häßliche Drahtgewinde aufnahm. Wer solchen Blumenstrauß davontrug, war sicher, sich die Handschuhe nicht durch Wasserspuren zu verderben; daß dabei auch die armen Blumenleichen nie mehr einen Wassertropfen zu trinken bekamen, machte ihm offenbar wenig Sorge, denn die mittels einer Brause tautropfenartig über die Blüten gespritzte Dusche verlieh ihnen ja auf kurze Zeit frisches Aussehen — und mehr verlangte man nicht. In den letzten Jahrzehnten hat sich das geändert, man hat die natürliche Schönheit der Pflanze wiederentdeckt und von ihrer Vergewaltigung in der Blumenbindekunst Abstand genommen; man hat den Reiz der einzelnen Blüte, des schön gewachsenen Zweiges würdigen gelernt und die Notwendigkeit harmonischen Zusammenwirkens zwischen den Blumen und ihrem Behälter eingesehen; auch die gegenseitigen Beziehungen der Blumen in bezug auf Form und Farbe, die Jahreszeit ihrer Blüte und die Besonderheit ihrer Heimat wurden in Betracht gezogen, dank der wertvollen Anregungen, die gerade auf diesem Gebiete die Berührung der abendländischen mit der japanischen Kultur vermittelt hatte.

Die neuesten Darbietungen der Blumenbindekunst, die kürzlich in Berlin auf der Jahrhundert-Ausstellung „Gartenbau und Blumenkunst" und auf der Jubiläums-Ausstellung der Firma Heß & Rom (Wohnungseinrichtungen und Innenausbau) zu sehen waren, zeigen, daß man nunmehr noch einen Schritt weitergegangen ist: nicht mehr lediglich diese innere Übereinstimmung des einzelnen Straußes, Gebindes oder Blumenstücks wird angestrebt, sondern sein Zusammenklang mit der Ausstattung des Raums, der geschmückt werden soll und der mehr oder weniger festlichen Stimmung, die ihn erfüllt. „Laßt Blumen sprechen!" so lautet die Losung für neuzeitliche Verwendung der lieblichen Kinder Floras. Als Ausdrucksmittel hat man sie freilich auch früher gewertet und eine



Laßt Blumen sprechen! Brautzimmer aus der Jahrhundert-Ausstellung führender Blumenhändler in Schloß Bellevue.



Blumen im Heim: Eine Plauderecke aus der Jubiläums-Ausstellung des Möbelhauses Heß & Rom in Berlin W.

vollständige Blumensprache erfunden, in der jede einzelne Pflanze einen bestimmten Begriff versinnbildlicht; nun aber läßt man nicht die in sie künstlich hineingelegten, sondern nur ihre natürlichen Eigenschaften wirken und leitet aus ihnen die zweckhafte Verwendung ab.

Das Alltagsblumenkleid des Heims muß im Hinblick auf die gebotene Sparsamkeit praktisch sein. Blumen von längerer Lebensdauer und solche, die nicht gar zu sorgfältiger Pflege bedürfen, werden hier den Vorzug verdienen. In Töpfen gezogen oder in Vasen zu hübscher Wirkung geordnet, nehmen sie in der Regel immer wieder den gleichen Platz ein: einen solchen, auf dem der Blick des Bewohners bei der Arbeit gern ruht, einen anderen, an dem die lebendige Pflanze einem Kunstwerk zum wirksamen Hintergrunde dient, einen dritten, der ihnen durch die Ausstattung des Zimmers selbst vorgesehen wurde, denn Blumentisch, Blumenbrett sowie der zwischen den Doppelfenstern vorgesehene „Wintergarten" sehen gleich verwaist und verödet aus, wenn sie ihre Bestimmung nicht erfüllen dürfen. Kennzeichnend für den Blumenschmuck des Alltags ist das Bestreben, die Physiognomie des Raumes unverändert zu erhalten, im Gegensatze zu der Bekleidung bei besonderen Anlässen, die ihm ein neuartiges Aussehen geben soll. Diese letzteren wiederum beanspruchen in ihrer Mannigfaltigkeit entsprechende Abtönung und Abwandlung des Pflanzenschmucks und geben reichliche Gelegenheit, ihn zum Kunstwerk zu gestalten.

Auf der festlich geschmückten Hochzeitstafel herrschen beispielsweise die zarten Farben vor, ohne daß man sich jedoch in pedantischer Ablehnung an den nach wie vor nur in Weiß und Grün gehaltenen persönlichen Schmuck der Braut — Kranz und Strauß — auf diese beiden Farben beschränkt, die zu dem weißen Tafeltuch etwas nüchtern stehen. Ein zartes Lila ergibt das belebende Element, sei es an den gekräuselten Bändern des Chrysanthemums oder an der plastischen Form der Orchideenblüte. Unbeschreiblich schön wirkten die letzteren als Umrandung weißer Blüten, die eine Kristallschale als mittleren Tafelaufsatz füllten. — Der feierlichen Hochzeitsstimmung mag — auch jetzt noch zuweilen — die ausgelassene des Polterabends vorangehen, die sich in lebhaftem farbigen Blumenschmuck gefällt. Wir sahen ihn unaufdringlich auf glatten Flächen der Zimmerausstattung verteilt, deren Farben er in zarterer oder kräftigerer Tönung wiederholte; die durch den abendlichen Charakter der Veranstaltung bedingte lichtspendende Wirkung der elektrischen Krone rechtfertigte deren Rolle als Hauptträger des Blumenschmucks, der sich ihren Formen gefällig anpaßte und durch herabhängende Ranken den festlichen Eindruck erhöhte. Allzu verschwenderischer Farben- und Formenreichtum, der in einem einzigen Raume angehäuft wurde, erdrückt die Wirkung einer Blumenausstattung von gleichen Eigenschaften. Man dürfte hier ausschließlich grünen Blattschmuck verwenden, der besänftigend und abdämpfend wirkt und die richtige Stimmung herstellt, wenn beispielsweise eine mit antiken Möbeln, Holzschnitzereien und Stoffen ausgestattete Halle zu einer Haustaufe hergerichtet werden soll. Der vorgeführte Versuch regte zu solcher Betrachtung an, eben weil er nicht restlos unter ihrem Einfluß entstanden war. In anderen Fällen kann es dagegen reizvoll sein, grelle Farben im Raume durch die der Blumen noch zu übertrumpfen; zu der feuchtfröhlichen Stimmung einer Gesellschaft von Feinschmeckern, die beim Krebsschmause versammelt sind, paßt sehr gut das leuchtende Rot der Ebereschenzweige, welche dem dunklen

Holz der Eichenschränke und Wandbekleidungen die sonst im Raume verbreitete vornehme Ruhe streitig machen und auf der Tafel selbst mit dem Rot der Krebsschalen in Wettbewerb treten. Auch läßt sich wenig dagegen einwenden, daß man die Farbenfreudigkeit einer Biedermeierzimmer-Einrichtung bei festlicher Gelegenheit noch durch buntfarbige Asternsträuße erhöht, den gedeckten Tisch mit entsprechenden Girlanden und Tuffs ausputzt und schließlich sogar der Sofapuppe zur Feier des Tages ein kleines buntes Kränzlein gönnt. Von der Biedermeierzeit her kennt man die Sträuße und Kränze aus getrockneten Blumen, die den Vorzug der Haltbarkeit haben und wohl auch damals aus den gleichen Sparsamkeitsgründen bevorzugt wurden, die ihre Wiedereinführung jetzt begünstigt. Inzwischen hat man manches dazugelernt und versteht es, auch solchen Gebinden größere Mannigfaltigkeit zu geben. Neuerdings kommt ihre Verwendung ohne Behälter auf, der sich ja auch erübrigt, da sie kein Verlangen nach Wasser haben. Sträuße aus getrockneten Beeren und Herbstblättern erzielen auf glatten Flächen dunklen Holzes gute Wirkung und sind ein hübscher Festschmuck für Schalen aus edlem Material, die eine Füllung mit Feuchtigkeit benötigenden und absondernden Pflanzen nicht vertragen würden. Auch die langen Strähnen des „Fuchsschwanz“ lassen sich in getrocknetem Zustande gut verwenden: aus einem hochgestellten Behälter läßt man sie über glatte Holzpfeiler und Wände herabhängen, von einer flachen Schale aus läuferartig oder strahlenförmig die Fläche des Tafeltuchs teilen; eine Unterlage von trocknen Herbstblättern erhöht die Wirkung.

Besonderes Geschick erfordert die geschmackvolle Verteilung zufällig zusammentreffender Blumenspenden, wie sie zu Geburtstagen oder Jubiläen zuweilen das Heim füllen. Nichts ist sinnloser, als alle diese untereinander beziehungslosen Gebinde in einem Raume, womöglich um einen einzigen Sammelpunkt herum zu gruppieren, so daß der Eindruck eines Blumenladens erweckt wird. Blumen sollen, zumal bei festlichen Gelegenheiten, das Heim schmücken; sie verlangen daher einen Standort, der sie zur Geltung kommen läßt, nicht aber einen solchen, an dem sie in der Fülle von ihresgleichen untergehen. Was sie in solcher Anordnung von dem im Hause vorherrschenden Geiste aussagen, ist für seine Bewohner nichts weniger als schmeichelhaft; denn immer unterscheidet sich der feingebildete Mensch von dem kulturlosen dadurch, daß er nicht an der Anhäufung von Reizen, sondern am Genuß der einzelnen Schönheit seine Freude hat.

Von Menschen und Tieren

Parabeln von W. Popper

Die Mächtigen

„Ich habe einen berühmten Gelehrten getötet, der den Pharao aus seinem tausendjährigen Schlafe erweckte,“ rühmte sich die Fliege.

„Und ich“, erwiderte die Mücke, „habe ein Auto umgeworfen und zertrümmert, indem ich den Lenker desselben ins Augenlid stach.“

„Fürwahr,“ rief die Biene, „ihr seid mächtig und gewaltig im Rächen und Zerstören, aber in der friedlich-einträchtigen Arbeit seid ihr ohnmächtig und nichtig!“

Die Schnecke

„Wie ungerecht doch die Menschen sind,“ sprach die Schnecke. „Einen alten Griechen, der, uns nachahmend, in einem kleinen Gehäuse lebte, das er überall mit sich nehmen konnte, nannten sie den ‚Weisen‘, wir aber werden am Wege zertreten!“

Instinkt und Vernunft

Zu der am Telegraphendraht ausruhenden Schwalbe sprach der Mensch: „Siehst du, wie groß und mächtig wir sind? Wir ziehen unsere Drähte von Stadt zu Stadt, um die Länder zu verbinden, die Welt zu umspannen, aber wir handeln auch mit Vernunft und Überlegung, während ihr nur euerem Instinkte folget!“

„Auch wir“, erwiderte die Schwalbe, „ziehen von Land zu Land und bauen unser Nest hoch über dem Erdenschmutz und -jammer; und wenn ihr die Vernunft gebraucht, um einander zu befehden und unglücklich zu machen, während wir dem Instinkte folgend frei und glücklich sind, so möchten wir mit euerer Macht und Größe nicht tauschen!“

Der Eisbär und der braune Bär

„Sag' mir nur, Vetter,“ rief der braune Bär dem Eisbären zu, „warum hüllst du dich in die eiskalte Schneefarbe, da du doch ein warmblütiges Säugetierherz in der Brust trägst?“

„Merke es dir wohl,“ erwiderte der Eisbär, „wenn du unangefochten in Frieden leben und keine Verfolgungen erleiden willst, so mußt du die Farbe deiner Umgebung tragen!“

„Ich trage die Farbe, die mir gefällt und bin Herr in meiner einsamen Klause,“ brummte der braune Bär und trabte seiner Höhle zu.

Der Schwan und die Gans

Zu dem Schwan, der in stolzer Ruhe den Teich entlang schwamm, sprach die fette, watschelnde Gans: „Ich weiß nicht, warum du so hochmütig bist; du nützest ja den Menschen, die dich ernähren, weder durch deine Federn noch durch dein Fett und blickst dennoch auf uns herab, die wir so nützlich sind. Sag' doch, was du uns voraus hast!“

„Ich bin im Schwanennest geboren und weiß in Schönheit zu leben, in Schönheit zu sterben,“ erwiderte der Schwan erhobenen Hauptes.

Die Schiffsratte
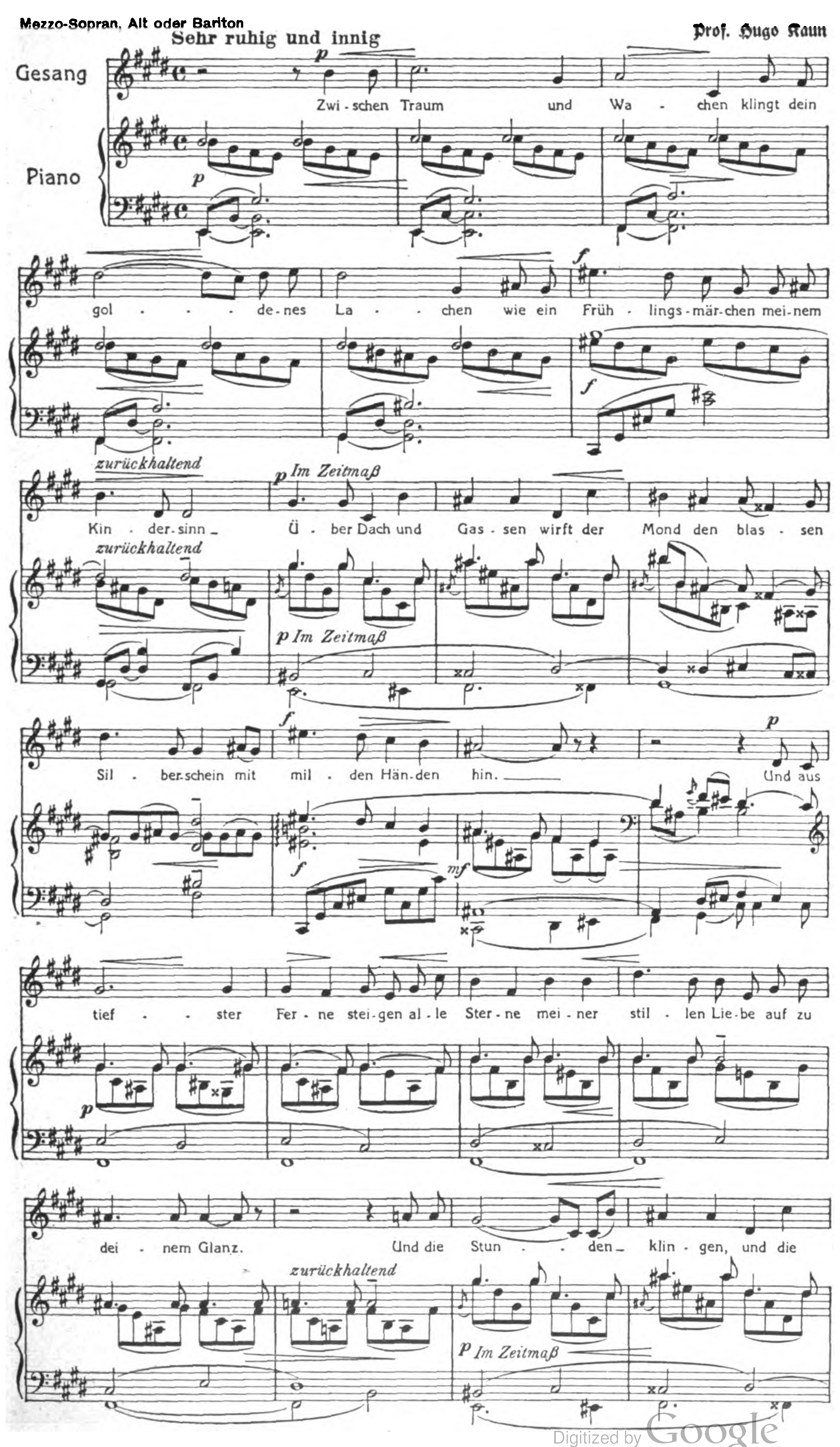
„Fort mit dir, abscheuliches Tier!“ rief der Auswanderer einer Schiffsratte zu.
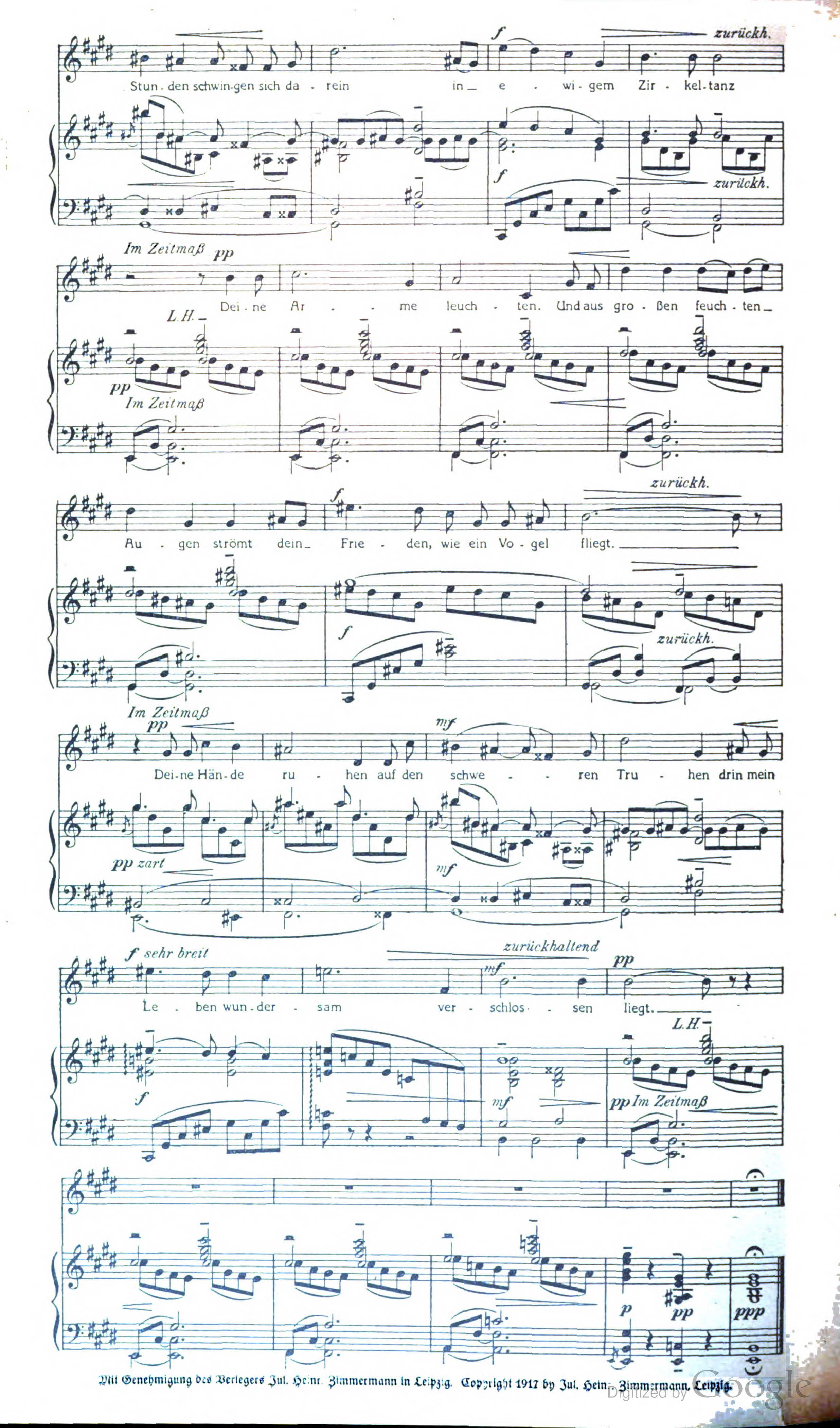
„Warum verabscheust du mich?“ fragte die Ratte. „Warum schiltst du mich, wenn ich das sinkende Schiff verlasse? Hast nicht auch du die untergehende Heimat verlassen, die dir Brot und Obdach gegeben und in der du kein verachtetes, gehetztes, allen Grausamkeiten preisgegebenes Geschöpf gewesen, gleich mir?“

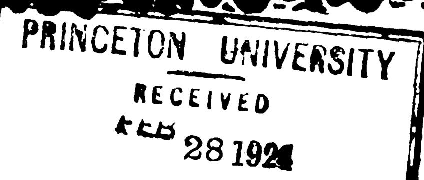
Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Zwischen Traum und Wachen.

Von Robert Walter-Freyr




zurückh.
Stun - den schwin-gen sich da - rein in e - wi-gem Zir - kel-tanz
zurückh.
Im Zeitmaß
Dei-ne Ar - me leuch - ten. Und aus gro - ßen feuch - ten
L.H.
Im Zeitmaß
zurückh.
Au - gen strömt dein Frie - den, wie ein Vo - gel fliegt.
zurückh.
Im Zeitmaß
Dei-ne Hän-de ru - hen auf den schwe - ren Tru - hen drin mein
pp zart
f sehr breit
zurückhaltend
Le - ben wun-der - sam ver - schlos - sen liegt.
L.H.
pp Im Zeitmaß



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 42



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Die Unbegreifliche

ROMAN VON



Die Frist zur Beantwortung der Frage, wer der Verfasser dieses spannenden Romans ist, war am 1. Juli abgelaufen. Der überaus umfangreiche Eingang von Antworten hat uns gezeigt, daß die Universum-Gemeinde regstes Interesse am Inhalt dieses Romans und an der Frage nach seinem Verfasser nimmt.

9. FORTSETZUNG

Wir sind jetzt damit beschäftigt, die eingelaufenen Antworten zu sichten. Bei der demnächst erfolgenden Veröffentlichung des Schlußkapitels werden wir die Frage nach dem unbekannten Verfasser lösen können und dann sofort die Bücherspenden an die Einsender der richtigen Antwort verschicken.

Die Seestraße war noch menschenleer, während Gradner in der Frühkühle des Karfreitags von Maderno nach Salò wanderte. Nur aus der Maria-Elisabeth in Fasano kamen einige Mütterchen, die an der Frühmesse in der kleinen Kapelle dieses Krankenheims teilgenommen hatten.

Vor dem Kasino hielten noch die Wagen. Gradner schüttelte mißbilligend den Kopf. Er verstand es wohl, wenn man diese Gardaseenächte in lustiger Gesellschaft zubrachte; wie oft hatte er selbst bis zum Morgen durchgezecht, um zusammen mit anderen Frohnaturen den Anblick zu genießen, wenn sich die Sonne hinter der Isola di Garda aus dem See hob. Doch wie man die Nacht und den anbrechenden Tag zum Spiel um Geld benutzen konnte, das war ihm ganz unbegreiflich. Was sich dort hinter verschlossenen Türen heimlich abspielte, war eine Verhöhnung der Schönheit des Gardasees.

„Laßt diese Spielratten doch zu Fuß laufen!" rief er den ihm sämtlich von Angesicht bekannten Kutschern zu.

Die Kutscher stimmten ein Geschrei an. „Herr!" — „Oh, Signor Barbarossa!" — „Wahrhaftig, er kommt schon aus den Bergen!" — „Frühmorgens um sechs Uhr!" — „Immer zu Fuß, der Signor Barbarossa!" — „Er sammelt Pflanzen im Mondschein! Nein: Wurzeln sammelt er; die sind gut gegen den bösen Blick!"

„Ihr solltet eure Zeit nicht verschwenden, um auf diese Spitzbuben von dort drin zu warten," sagte er im Weiterschreiten.

Da trat Paolo il Veronese als Sprecher vor. Sobald es mehr galt als das übliche Geschrei, übernahm der redegewandte Paolo, der einst schon Otto Erich Hartleben und Paul Heyse gefahren hatte, die Führung.

„Halt, Signor Barbarossa," rief er zum Fußweg hinauf. Mit seiner Peitsche knallend, trat er auf die Mitte der Straße. „Herr, wir verachten gleich Ihnen diese Tagediebe," sagte er pathetisch mit bewunderndem Hinhorchen auf die eigene klangvolle Stimme. „Wer zahlt uns jedoch das Wartegeld, wenn um zwei Uhr nachts schon das Kasino geschlossen wird? Sie nicht, und auch der Conte Tracagni nicht! Obgleich Sie beide noch menschenfreundlicher sind als der liebenswerte Kaplan aus der Maria-Elisabeth. Nur diese Spitzbuben dort drin können uns für das Warten bis zum Morgen bezahlen! Auch wenn sie verloren haben, opfern sie den letzten Zwanziglireschein, um nicht bettelarm zu Fuß im Hotel zu erscheinen. Und dann, Herr" — seine Stimme senkte sich, um einen vertraulichen Klang anzunehmen —, „es sind nicht nur Männer! Es sind auch oft Frauen, wunderschöne, herrliche Frauen; groß und schlank wie die Eukalyptusbäume in der Villa Ruhland, oder klein und zart wie die Limonenblüten, schwarz wie der neue Rappe des Conte Prisco, oder blond wie — wie — wie ..."

Gradner winkte lachend ab. Er wußte, daß dem Italiener stets der Vergleich fehlte, um das Blond würdig schildern zu können. Auch Paolo lachte auf und rannte peitschenknallend zu seinem Wagen zurück. Anscheinend hatte er einen aus dem Kasino tretenden Gast erspäht, dem er eine Rede über die Vorzüge seiner Rosinante halten mußte.

Kurz darauf hörte Gradner ein Wägelchen hinter sich herkommen. Ungefähr bei der Villa Zweisonnen hatte ihn das verschlafene Pferdchen erreicht.

Dann befand sich endlich der Kutscher mit ihm auf gleicher Höhe. Es war Giuseppe, der Pockennarbige: der am wenigsten begehrte Kutscher des ganzen Gardasees.

Dann kam das leere, durch Sonne und Regen ausgebleichte rote Bänkchen vom Rücksitz in Giuseppes Wagen.

Und dann — dann ...

Gradner hob die Hände empor und faltete sie zum flehentlichen Gebet. So stark war Sylvas Einfluß gewesen, daß er jetzt auf öffentlicher Straße den Gott anrufen wollte, mit dem er in den Nächten des Zweifels schwer gerungen hatte.

Dieser Gott, den er unter Tränen als Zeuge angefleht hatte, daß er Sylvas würdig werden dürfe, dieser Gott, vor dem er sich in seiner Unwissenheit der katholischen Gebräuche schamhaft wie ein Kind bekreuzigt hatte, dieser Gott, dem er sich um Sylvas willen ohne Nachdenken im frommen Glauben verschrieben hatte — dieser Gott offenbarte ihm hohnlachend im Sonnenlicht eines Karfreitagmorgens, daß die Keuschheit der Blumen, die Reinheit der Felsen, die Seele eines Weibes Teufelswerk sei.

Denn dort, ermüdet in die Kissen zurückgelehnt, unverkennbar in dem Marderhut und schwarzem Spanier, unentrinnbar von einem verschlafenen Pferdchen über die staubige Straße gezogen, kehrte Sylva aus dem Kasino zurück ins Grand Hotel.

„Sylva!"

Vor Sylvas müdem, abwehrenden Blicke erstarb Gradner der Ruf auf den Lippen.

Sylva hatte wie sonst unschuldig zu lächeln versucht. Dann schüttelte sie wehmütig den Kopf. Eine resignierende Handbewegung deutete an, daß jetzt nicht die Zeit sei, Aufklärung zu geben.

Hart bog Gradner auf den bei der Villa Königer in die Berge führenden Fußpfad ab. Nicht niederzukämpfender Ekel verbot ihm, mit Sylva noch die gleiche Straße zu teilen.

Wenige Schritte später suchte er an einem alten Olivenbaume Stütze.

„Sylva," sagte er leise vor sich hin. Dann kam es immer lauter, drohender aus seinem Inneren heraus: „Sylva! Sylva! Sylva!"

Ein Zeisig wippte auf den dunkelroten Rosenzweigen, die sich um die Olive rankten. Lebensfroh schmetterte der Vogel sein Lied der Sonne zu.

Gradner machte eine Bewegung, wie wenn er dem lustigen Vogel den Kragen umdrehte. „Sylva," sagte er zähneknirschend.

Dann brach er in ein fürchterliches Lachen aus.

Ab und zu blieb er stehen, während er über die Berge nach Salò wanderte. Er mußte lachen! So unbarmherzig

lachen, daß ihm der Atem verging. Und das am Karfreitagmorgen, prägte er sich lachend ins Gedächtnis ein. In der Nacht zum Karfreitag spielt Sylva — mit Geld, mit meinem Herzen; mit dem Herzen von Pater Sosthenes — wer weiß mit wie vielen Dutzenden von Herzen!

Bei der Schneemadonna, die mit ihrem weißen Kapellchen alle Gipfel des Gardasees überragt, kam er endlich wieder zur Besinnung. Er vergaß das Lachen.

„Gott, warum mußtest du mir diese Erkenntnis auferlegen," stöhnte er händeringend, „ich war so nahe daran, zu dir zurückzufinden; ich wollte gläubig wie ein Kind sein. Da sandtest du diesen Satan aus, der deinen Namen auf den Lippen trägt — und der mich am Karfreitag lehrte, daß hier auf Erden alles Lug und Trug und Hölle ist."

Müde, und bis ins Innerste seiner Seele verwundet, kehrte er am Nachmittag nach Salò zurück. Peudilett empfing ihn aufgeregt mit einer großen Neuigkeit. „Herr, ich hatte Angst um Sie! Man weiß nie genau vorher: diese Frauen! Von Liebe sprechen sie — aber sie tragen Gift bei sich! Der Verführer Prisco hat heute nacht ein kleines Fest gegeben, so wie wir es auch tun, und da hat ihm die Herzdame ein Pülverchen in den Wein gemischt. Möge er daran sterben! Meine Schwester Lucia war hier, um zu weinen, und auch um den Herrn vor diesen fremden Mädchen und Frauen zu warnen. Oh, ich habe solche Angst um den Herrn gehabt! Und deshalb bin ich nicht zum Fleischer gegangen, nur einen ganzen einfachen Risotto habe ich bereitet..."

Gradner winkte müde ab. Zu anderer Zeit hätte ihn wohl Peudiletts Erzählung interessiert gehabt. Aber jetzt? Es war ihm gleichgültig, ob Mabel Brinkmann, oder die Russin, oder eine andere Fremde Prisco nach dem Leben trachtete. So gleichgültig war ihm dies alles! Das eine Weib schüttete Gift in den Becher, das andere Gift in die Seele; Giftmischerinnen blieben sie alle.

Sylva! Sylva, die ihm sonst um diese Nachmittagsstunde auf ihrem Mäuerchen fast wie eine Heilige erschienen war, Sylva — brachte die Nächte bis zum frühen Morgen in der Spielhölle zu.

„Karfreitag!" Er lachte auf. Dann beschattete er die Augen mit beiden Händen. So saß er lange Zeit regungslos an seinem Schreibtische.

☆

Ein lauter Aufschrei Peudiletts ließ Gradner erschreckt emporfahren. Schon war der Abend hereingebrochen; wie lange mochte er hier selbstvergessen gesessen haben? Die Lichter unten am See warfen ihren schwachen Schein in das Bibliothekzimmer.

Rasch sammelte er seine Lebensgeister wieder. Er entsann sich, daß es vorhin geklingelt hatte. Dann war Peudiletts Aufschrei gefolgt. Und jetzt herrschte dort draußen unheimliche Stille.

Als er das elektrische Licht andrehte, fiel sein Blick zufällig in den großen Spiegel, der die ganze Breitseite über dem Kamin einnahm. Er lächelte wehmütig. Wie mager, hohläugig und blaß sah er jetzt aus. Und war doch einst ein Mann namens Gradner gewesen, der sich gerühmt hatte, der glücklichste Mensch unter der Sonne zu sein! Wenn jetzt Nina, Giulia oder Marietta ins Zimmer wirbelte, um mit ihm ein Schäferstündchen zu verleben, dann würde sie sich erschrocken vor der Asketengestalt bekreuzigen.

Er horchte auf: noch immer war draußen diese Stille!

Da trat er aus dem Bibliothekzimmer in den Vorsaal.

Er fand Peudilett zitternd und Grimassen schneidend an der Eingangstür. „Herr," wimmerte der Kleine ihm leise zu, „wir wollen nicht öffnen! Die schwarze Dame steht noch immer dort draußen! Sie bringt Unglück ins Haus, sie trägt Gift bei sich! Es ist eine Fremde, und Lucia hat im Kaffeesatz gelesen, daß eine fremde, schwarze Dame dem Herrn noch viel schlimmeres Unheil bringen wird, als ihr selbst durch die Liebe geschah. Ich steche sie tot, sobald sie eintritt!"

Gradner ergriff den Kleinen mit der einen Hand am Kragen, dann öffnete er rasch die Eingangstür.

Sylva stand vor ihm.

Er bewahrte vollkommen die Fassung. „Du gehst zu Bett," befahl er Peudilett. Der Kleine kuschte wie ein Hund, dem das Beißen verboten wird. Gradner schloß hinter ihm die Tür ab und warf das Messer auf den Tisch. Dann wandte er sich nach Sylva um.

Sylva ging langsam auf den Tisch zu und betrachtete das Messer. „Wollten Sie mich erdolchen?" fragte sie ohne eine Spur von Angst. „Ich glaube, das paßt besser zu den großen, starken Rubensfiguren; mir dreht man einfach wie einem Vögelchen den Kragen um."

Gradner dachte an den Zeisig von heute vormittag und an die Handbewegung. Doch er wunderte sich kaum, daß Sylva seine eigenen Gedanken wiedergab: wie oft war es in den letzten Wochen geschehen, daß sie beide in den Stunden des Getrenntseins den gleichen Gedanken gehabt hatten, den sie sich später mitteilten; ihre Seelen waren hellsichtig geworden.

Er ging stumm voraus und öffnete die Tür zum Bibliothekzimmer.

„Es ist hübsch hier!" Sylva ging umherblickend durchs Zimmer und streifte langsam die Handschuhe ab.

Dann reichte sie Gradner die linke Hand hin. „Küssen," sagte sie leise, indem sie ihren Blick noch von Gradner abgewandt hielt.

Da bäumte er sich auf. Er schleuderte die Hand beiseite und trat hinaus auf den Balkon. Er konnte ja Sylva nicht wie eins der lästigen Mädchen einfach vor die Tür setzen; wenn sie ihn jedoch hier in seinen Räumen wie einen weibischen Sklaven zu behandeln gedachte, dann irrte sie sich gewaltig in ihrer Macht über ihn. Niemals, auch nicht in den sieben Jahren seiner Sinnenliebe zu Margot, war er ein Weiberknecht gewesen!

In der plötzlichen Erinnerung an Margot überkamen ihn Einfälle, die ihm bisher unendlich ferngelegen hatten. Wenn Sylva „Küssen" verlangte, warum mußte er dann sich auf die Hand beschränken? Wer war denn dieses Mädchen, das sich in der Nacht zu ihm getraute? Wer war diese Durchlaucht, die ihm in der Dunkelheit einer Loge schon einmal zugeflüstert hatte: „Ich habe Sie lieb." Gott, sie war auch nicht mehr als Marietta, Nina und Giulia: ein Weib! Ein Weib, das die vergangene Nacht bis zum frühen Morgen in Gesellschaft von Lebemännern und gefälligen Damen zugebracht hatte. Der einzige Unterschied bestand darin, daß sie nebenbei noch amüsant zu plaudern wußte, und daß sie manchmal einen Ton hatte, der so ein bißchen Seele vermuten lassen sollte. Diese Art Damen spielte sich ja immer gern auf die bessere Erziehung hinaus. Und wenn er kein Narr war, dann vergaß er jetzt einfach seine ganze törichte Verhimmelei, kehrte sich rasch um, nahm Sylva in seine Arme — nein: das Licht mußte er erst noch schnell abdrehen, denn sonst würde er vor ihren Augen vielleicht doch wieder mutlos — aber das war sicher, daß sie hinterher beide lachen würden, wie endlos lange sie gebraucht hatten, bis sie sich ihre Liebe gestanden, die sie doch gleich bei der ersten Begegnung auf dem „Angelo Emo" gefühlt hatten. Liebe — na ja: das nannte man doch so, sobald man sich erst mal geküßt hatte!

„Ich bin doch bei dir," sagte da das feine Stimmchen. „Bei dir!" Glockenrein gaben es die Wände wieder. Wie

wenn die schwarzen Gedanken erschlagen werden müßten. „Und du bist mein Falke, den ich lieb habe."

Gradner drehte sich langsam um. Sylva hatte den schwarzen Spanier und den Hut abgelegt, sie kauerte in einem der breiten Sessel am Kamin und blickte mit ihren großen dunklen Kinderaugen so seltsam nach dem Manne hin, der ihre Hand beiseite geschleudert hatte. War das Furcht, war das Liebe? Warum beging sie diese Kühnheit, ihn gerade jetzt durch das erste Du zu reizen?

„Sylva, der Falke frißt die Mäuse, wo er sie findet," sagte er bedeutungsvoll. Mit rücksichtslosen Mannesschritten trat er ins Zimmer und drehte das Licht ab.

„So ist's noch viel hübscher," begann das Stimmchen seelenruhig in der Dunkelheit. „Und nun komm zu mir, du großes, dummes Wickelkind! Ich will dir eine Geschichte erzählen; eine ganz einfache Geschichte: ‚Wo ich heut war.' Aber erst die Hand küssen — ja, das muß sein: denn wenn der Falke das nicht schon vorher tut, dann wird er mir hinterher gar zu arg wild; und — und das darf ja nicht sein."

Gradner schüttelte den Kopf.

„Komm!"

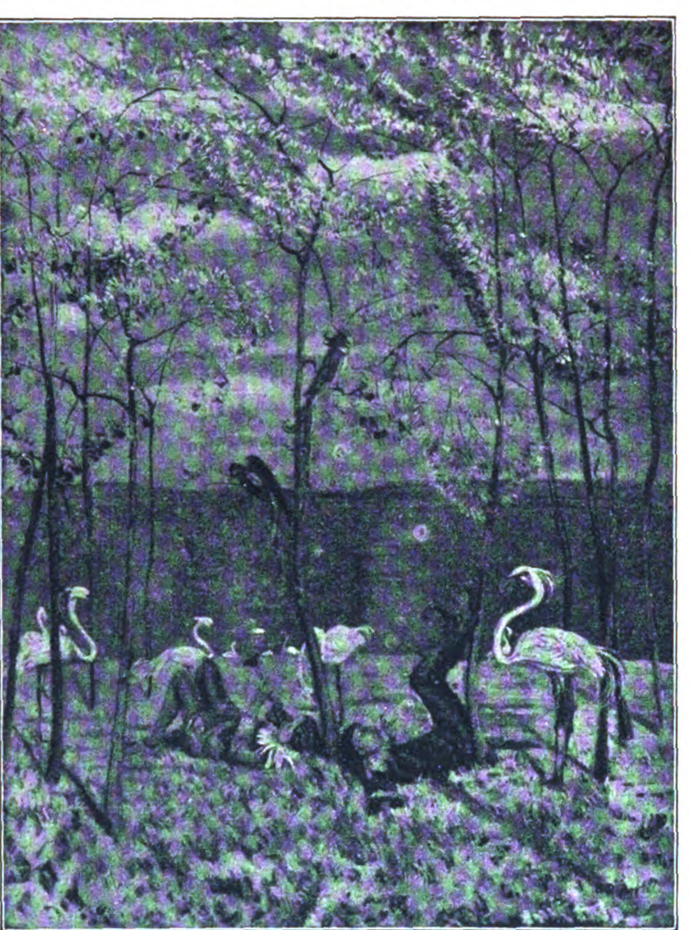
Der Smaragdring funkelte auf. Aus der Dunkelheit legte sich eine schmale weiße Hand über den Rand des Sessels in den Lichtschimmer der Seelaternen.

Gradner trat schrittweise näher.

Wie ein Verzweifelter griff er in den Lichtschein und preßte seinen Mund auf den Smaragdring. „Sylva, du machst einen Gott oder einen elenden Schwächling aus mir," brachte er schwer atmend heraus. Und um seinen Zusammenbruch nicht auf den Knien bekennen zu müssen, ließ er sich in den Sessel neben Sylva fallen.

„Weder das eine noch das andere will ich aus dir machen, mein Falke," flüsterte Sylva mit aller Zärtlichkeit. „Du sollst stets das bleiben, was du bist: ein Mann, den der liebe Gott mit allen Mitteln zum Kampf auf der schmutzigen Straße ausrüstete, und dem er die Sehnsucht nach einem reinen Wege ließ, damit die Stiefel aus dem Sumpfe herausfinden. Ich habe so viel in diesen Monaten über dich nachgedacht, und ich weiß, daß deine Bestimmung dort liegt, wo Gott die größte Kraft aufgespeichert hat: wo der Kampf einen richtigen Mann erfordert, der mit allen Wassern gewaschen und mit allen Hunden gehetzt ist, und der doch von einer besseren Zukunft der Menschheit träumt, weil er die Reinheit begreift und das Edle versteht. Auch der Schmutz ist eine Gottesgabe, genau so wie das Schöne. Nur daß die Menschen immer glauben, jeder müsse rein sein — auch wenn Gott die schmutzigen Hände für nötig hält. Papa hat seinerzeit mit der Herzegowina sämtliche Diplomaten Europas in eine Falle gelockt — und nebenbei handelte er sogar noch mit Schweinen der berühmten eigenen Zucht — aber wir haben ihn mit einer weißen Weste in den Sarg gelegt, und der Pater Sosthenes hat gesagt, nur ganz wenig Diplomaten hätten stets so auf reine Hände gehalten wie der Papa."

„Der Pater Sosthenes!" Gradner lachte auf. „Er entschuldigt viel; seine Kirche hat seit Jahrhunderten nach Belieben alles entschuldigt, was den Beichtstuhl gut polsterte." Er richtete sich erregt auf. „Ich bin klardenkend genug, um mit meinem Blick auch unter die weiße Weste und unter die schwarze Mantille zu dringen. Ich finde keine Entschuldigung mehr, wenn man die Nacht zum Karfreitag beim Trente et Quarante verbringt und — und den letzten Zwanziglireschein hingeben muß, um noch halbwegs standesgemäß im Hotel vorzufahren."


Gefilde der Seligen. Nach einem Gemälde von Hans Dieter.

Ein silbernes Lachen ertönte. Gradner hatte sein Auge an das Halbdunkel gewöhnt: er sah, wie Sylva den Kopf neben die zusammengefalteten Hände legte; er fühlte den Blick, der belustigt ihn umschmeichelte.

„Es ist ja auch möglich, daß du gewannst, statt zu verlieren," sagte er etwas unsicher. „Vielleicht hast du sogar die Bank gesprengt; denn du spielst mit Menschenherzen gegen Geld, und deiner kühlen Überlegenheit könnte ich den fabelhaftesten Gewinn zutrauen. Aber du hast den ersten, wichtigsten Einsatz verloren: nichts kann mir den Glauben wiederbringen, daß deine Seele am Karfreitag den Klang der Glocken suchte. Rom — Rom! Wie das schönste, urmächtigste Glaubensmärchen war mir deine Erzählung gewesen, daß die Glocken gen Rom wanderten, um nach der Karwoche neugesegnet zurückzukehren. Ich sah die lange Reihe von grundlegenden Tonwellen auf Rom zuschweben; ich war nicht Kind genug, um an wandernde Glocken zu glauben, und doch zitterte ich gläubig nach der Offenbarung, daß jede neue Erinnerung an das Leiden des Heilands die Glockentöne stärken müsse. Das war mein Karfreitag! Und du, du..."

Er brach den Satz ab. Er litt selbst zu stark unter den ausgesprochenen Worten seiner Gedanken, als daß er Sylva noch weiter verletzen konnte.

Die Stille der Gardaseenacht, das Aufatmen nach dem erschütternden „Es ist vollbracht" des Karfreitags, und die

Hoffnung auf das neubelebende Ostern schwebten durch die Räume des alten Palazzo Tracagni.

Sylva hustete. Sie wehrte sich mit Händen und Füßen gegen den Anfall. Dann suchte ihre halberstickte Stimme die Ablenkung gegen das körperliche Leiden. „Weißt du — daß man dich sehr — sehr lieb haben muß?“ brachte sie mühsam hervor. „So lieb vielleicht wie keinen anderen Menschen. Das fühle ich, weil ich's dem Pater Sosthenes leichter sagen konnte als dir. Und weil ich unendliches Vertrauen zu deinem Herzen habe. Aber auch zu deiner Kraft, die dich vor der letzten Rettung anderer bewahren wird. Du wirst stark genug sein, um dich gegen den Frieden von Klostermauern aufzulehnen. Du wirst weder fluchen, noch im Tokaier den Liebesersatz suchen. Du bleibst immer mein Falke, der mich aus der Höhe grüßen wird, wenn er zuweilen ...“ Sylva brach plötzlich ab und stieß einen kleinen Schrei aus. „Dort! dort!“ flüsterte sie fassungslos.

Über der Rampe des Balkons war vorsichtig ein zottiger Kopf aufgetaucht, der mit funkelnden Augen das Dunkel des Zimmers zu durchdringen suchte.

Gradner erhob sich. „Peudilett, du sollst schlafen,“ sagte er streng.

Man hörte es in dem Weinspalier rascheln. Gradner trat auf den Balkon hinaus. Seine Stimme war gütig und ein wenig müde als er fortfuhr: „Hab' keine Angst um mich, mein Kleiner! Die schwarze Signora glaubt an alle Heiligen und an die Mutter Maria; sie trägt bestimmt kein Gift bei sich. Die Frau in Lisas Kaffeesatz sah noch viel kleiner aus; je kleiner die Frauen sind, desto gefährlicher werden sie uns Männern, das weißt du ja! Heut kannst du ruhig schlafen, mein Kleiner.“

Das Rascheln in dem Spalier dauerte noch einige Zeit. Dann hörte man unten ein Fenster zuschlagen, das absichtlich laut verriegelt wurde.

Gradner schloß die Balkontür und ließ das Licht aufflammen.

„Nun ist der Sonntag vorbei,“ sagte das Stimmchen, leise bedauernd. „Und — und nicht wahr: ‚Du‘ dürfen wir uns doch nur an den Sonntagen sagen! Auch wenn's mal Freitag ist. Aber jetzt müssen Sie sich ans Klavier setzen und eine ganze feine, feierliche Melodie spielen. Denn ehe ich gehe, muß ich Ihnen doch noch die Geschichte erzählen. Sie ist eigentlich lustig, aber uns beide hat sie traurig gemacht. Und als Sie heute nachmittag nicht zum Tee kamen, da habe ich immer wieder Ihr verzweifeltes Gesicht sehen müssen, wie Sie die Hände falteten, weil Ihr ganzer schöner Kinderglauben zusammenbrach, und wie Sie in die Berge stürmten, um mir dort abseits von jeder Polizei hundertmal den Kragen umzudrehen.“

Gradner lächelte und nickte mit dem Kopfe. Wenn Sylva heute morgen dies alles so klar erkannt hatte, dann brauchte er nichts mehr vor ihr zu verbergen. Und vielleicht war es gut für ihn, für Peudilett, für den schlaflosen Grafen Tracagni, wenn Musik die Gedanken ablenkte.

Er begann das Largo appassionato aus der A-Dur-Sonate von Beethoven. Langsam, scheu, klagt die Cellostimme des Mannes; in verhaltener Leidenschaft hebt sie sich empor bis an den Rand des Grals, um verzichtend zurückzusinken zu einem mit dumpfen Glocken geeinten Leidenslied.

Sofort nach den ersten Tönen erklang auch Sylvas Stimme. In ihrer stets langsamen, leisen Weise wehrte sie in Geigentönen der Klage des Cellos.

„Karfreitag war heute. Ich hatte seit dem Palmsonntag an jedem Morgen die Sonne über der Isola aufgehen sehen, weil ich in der Leidenswoche das Opfer der Kranken bringen mußte, meine letzten Kräfte dem Dienste des Höchsten zu weihen. Das trauliche Kapellchen im Schloß Kis Szolnoa ist fern, ganz fern. Und Papa und Mama, die für mich beten könnten, sind tot. Da hab' ich mich mühsam nach der Maria-Elisabeth hinschleppen müssen. Fünf Tage lang ging es auch wieder zurück; immer zu Fuß den langen Weg, weil nur das Dransetzen der schwachen Kräfte Gottesdienst ist. Doch heute sah ich vor mir den Freund, für dessen Seele ich gebetet hatte, und meine Stimme konnte ihn nicht erreichen, denn er schreitet rüstig aus wie alle Lebensfrohen, und — und da habe ich am Kasino einen Wagen genommen! Vielleicht war's nicht mal die Sehnsucht allein, die Strahlen der aufgehenden Sonne auf dem Gesicht des Freundes zu sehen. Vielleicht waren's die traurigen Augen eines pockennarbigen Kutschers, dem man am Karfreitagmorgen eine Freude machen mußte. Doch ich ...“

Gradner unterbrach das Largo und schlug in wilden, leidenschaftlichen Dissonanzen auf die Tasten. „Bitte, bitte nicht weiter!“ flehte er. „Laß mich um Verzeihung bitten, laß mich knien vor dir, laß mich beten; nur erspare mir Unwürdiges.“

Sylva zog seine Hand von den Tasten fort. „Du hast längst das Würdigste getan,“ sagte sie zärtlich. „Du hast den höchsten Glauben aufgebracht, stumm die Hand zu küssen, die dich am tiefsten verwundete. Als ich dich vor mir hinschreiten sah, da empfand ich plötzlich meine Unbedachtsamkeit, dich Ahnungslosen überraschen zu wollen; ich las dir sofort die Gedanken von der Stirn, die auch am Karfreitag nur mit Weltlichem verbunden waren. Und ich konnte dir nicht helfen, armer Falke, denn ich hatte meine wenigen Kräfte schon im Gebet für dich hingegeben. Aber ich hatte das Vertrauen zu dir, daß du dies alles verstehen würdest. — Und deshalb bin ich noch in der Nacht zu dir gekommen. Obgleich die Babette geweint hat, als sie mir den Mantel umtun mußte. Aber nicht wahr: das war doch nötig? Und jetzt ist alles gut, und — und du träumst schön, auch wenn ich jetzt wirklich sehr, sehr müde bin!“

Gradner erhob sich.

Wie ein Kind vorm Zubettgehen am Weihnachtsabend suchte er nach Worten für die überreichen Gaben. Dann senkte er den Kopf.

„Ich danke dir,“ sagte er einfach. Er legte den Mantel so sorgsam um Sylvas Schultern, als wenn er Angst hätte, die Flügel eines Engels zu verletzen.

Als sie die breite Marmortreppe des Palazzo Tracagni im Mondschein herabschritten, löste sich aus dem Schatten der drei Märchentannen die Gestalt eines Mannes.

„Imre,“ sagte Sylva vorwurfsvoll lächelnd, „das ist wieder mal eine schöne Geschichte: Du sollst doch auf mich achten, und da schlemmst du hier in der Gardaseenacht in Erinnerungen an den Szolnoaer-Wald.“

Imre achtete nicht auf Gradner, sondern umflog mit jedem seiner Blicke Sylvas Gestalt.

„Durchlaucht müssen den Mantel fester umnehmen,“ belehrte er, „Durchlaucht werden noch mehr frieren, als am Morgen beim Gang nach der Maria-Elisabeth.“

„Ich friere nicht,“ flüsterte Sylva vor sich hin, während sie durch den Vorgarten schritt. Sie belustigte sich damit, kindlich die Steinchen totzutreten, die im Mondlicht aufleuchteten.

Der Chauffeur des Autos fuhr erschreckt aus tiefem Schlafe auf, als sich Imre gewandt an seiner Seite niederließ.

Sylva öffnete noch einmal den Wagenschlag. „Danke, danke,“ rief sie Gradner zu. Und weil seine Augen wohl mehr als Dank verlangten, fügte sie hinzu: „Schlaf und träume, mein Falke!“

(Fortsetzung folgt.)





Der alte Park. Nach einer Zeichnung von Otto Ubbelohde.

Mit Genehmigung des Verlags N. G. Elwert in Marburg, aus dem schönen Hessen-Kunst-Jahrbuch 1922

Der alte Park. Von Adolf Holst

Du bist erfüllt von dunklen Schweigsamkeiten,
Die sich ins Düster deiner tiefsten Gründe schmiegen;
In dir sind alle jene süßen Heimlichkeiten
Versunkner Tag' und Nächte alter Zeiten,
Die ruhlos raunend deinen Sommerwind durchwiegen,
Wenn sie des Laubes Gitter zärtlich auf und nieder biegen
Und ihren Duft auf Beet und moosige Borne breiten.
Durch deiner Wipfelmauern grüne Finsternisse
Sickert die Sonne und der Mond bei Nacht,
Als tropfte Gold durch schmale Fensterrisse.

Aus Wald und Wundern wurdest du gemacht
Und wie ein Dom, durchlockt von Nachtigallen
Und vom Pirol.
Und Götter stehn in deinen steilen Bogenhallen,
Aus grauem Stein, nackt, einsam und verwittert,
Von kühlem Hauch und Heimweh-Brunst umzittert,
Und halten stumm ins Licht ihr ewiges Symbol,
Als lauschten seltsam sie dem Wehen der Gesänge,
Die überall -- und doch verborgen sind,
Bald heimlich zart, bald lauter im Gedränge.

Ich aber wandle lächelnd durch die grünen Tempelgänge,
Zu ihrer Schönheit betend wie ein gläubig Kind.

Das Karussell * Skizze von Karl Heckel

Es war Jahrmarkt. Draußen vor der Stadt auf einer grünen Wiese, umgeben von Buden aller Art, stand ein Karussell mit grünen, blauen, gelben und roten Fähnchen und mit vielen Lichtern, die sich am Abend in kleinen strahlenden Spiegeln verhundertfachten. Als das Schönste und Seltsamste aber galt uns ein weißer Hirsch. Der hing an einer dicken schwarzen Eisenstange. Und an dicken Eisenstangen hingen auch die Pferde, Rappen und Schimmel, Falben und Füchse. Und an dünneren Eisenstangen hingen — das war etwas ganz Neues — Hunde aller Art, Jagdhunde und Windspiele und auch ein schwarzer Pudel. Sobald die Leierorgel ertönte, drehte sich alles im Kreise.

Immer im Kreise.

Wir Knaben balgten uns um den Platz auf dem Hirsch. Aber der große, schwarzhaarige Mann, dem das Karussell gehörte, drängte uns zurück und faßte ein jugendfrisches Mädchen fest unter den Armen und hob es hinauf auf das Wundertier. Da saß es droben wie das leibhaftige Glück, lachte und leuchtete vor Freude, und seine langen, blonden Zöpfe flatterten im Winde. Wir aber schwangen uns auf die Pferde und Hunde und riefen den beiden Männern, die mitten drinnen im Karussell eine Kurbel drehten, und dem Leiermann, der die Orgel spielte, zu: „Rascher, rascher!“

Und immer rascher drehte sich das Karussell. Und es war uns, als müßten wir das leibhaftige Glück bei den langen, blonden Zöpfen erfassen und festhalten. Aber keiner kam ihm näher. Alles, alles drehte sich im Kreise.

Immer im Kreise.

Der schwarzhaarige Mann rief mit seiner rauhen Baßstimme: „Holla, die wilde Jagd!“ Und so nannten wir das Karussell die wilde Jagd.

Die bunten Fähnchen zerrissen mit der Zeit und wurden durch neue ersetzt; dem einen Pferd brach ein Bein, dem anderen ein Ohr ab, und immer von Jahr zu Jahr verschwand das eine oder andere und wurde durch ein neues ersetzt. Nur die Eisenstangen blieben dieselben. Der weiße Hirsch war eines Jahres braun gestrichen. Auch das störte uns nicht. Das Karussell hieß nach wie vor die wilde Jagd.

Eine neue Orgel ersetzte die alte und spielte von selbst. Das nannte man Fortschritt. Die Männer an der Kurbel verschwanden; nun lief ein lebendiges Pferd im Ring und drehte das Karussell im Kreise. Auch das nannte man Fortschritt. Aber auch das Pferd wurde eines Tages durch eine selbsttätige Maschine ersetzt. Und statt der kleinen Öllämpchen leuchteten Glühbirnen. Aber noch immer hieß das Karussell die wilde Jagd. Es drehte sich noch viel rascher als früher.

Immer im Kreise.

Aus den Knaben und Mädchen wurden Männer und Frauen, und ihre Söhne und Töchter und endlich ihre Enkel eilten, wie sie einst, jauchzend und jubelnd zur wilden Jagd.

Aus der Wiese war längst ein grauer, sandiger Platz geworden. Der lag nicht mehr außerhalb der Stadt, sondern, da sie sich erweitert hatte, mittendrinnen. Und die Häuser bekamen Stockwerke. Erst eins, dann zwei, dann drei und mehr. Auch das nannte man Fortschritt.

Immer noch hieß das Karussell die wilde Jagd und immer noch drehte sich alles, Hirsch, Pferd und Hunde im Kreise.

Immer im Kreise.

Und einmal an einem sonnigen Tage blieben bei der Orgel, die gerade eine neue Operettenmelodie spielte, zwei weißhaarige Männer stehen. Und sie fragten einander, warum wohl das Karussell die wilde Jagd heiße.

Sie hatten vergessen, daß sie dereinst sich um den Sitz auf dem weißen Hirschen mit anderen Knaben gebalgt hatten. Auch das schöne blonde Mädchen, das leibhaftige Glück, hatten sie vergessen. Vergessen, daß sie einst dem Glück nachjagten und es nicht an den blonden Zöpfen erhaschen konnten.

Der eine war ein Hypochonder geworden, er meinte, man sollte es das ewige Einerlei nennen!

Der andere aber, der sich als Philosoph fühlte, lächelte und sagte: „Warum so mürrisch, alter Freund? Nenn' es das Leben! Es wechselt und wandelt sich und bleibt doch das gleiche.“

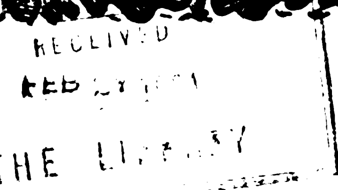
„Ja,“ seufzte der erste, „das Leben. Immer im Kreise!“

„Mag sein,“ rief der andere, „mag sein!“

Er lauschte den lustigen Melodien und sah auf die von Lust und Freude geröteten Gesichter, die auf den hölzernen Pferden leuchteten, gedachte seiner Jugend und der immer wiederkehrenden Jugend des Lebens. Stillvergnügt sprach er vor sich hin: „Das Leben! Immer im Kreise! Immer im Tanze!“



Markt. Nach einer Radierung von Alfred Schweitzer.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 43



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Am Nähtisch

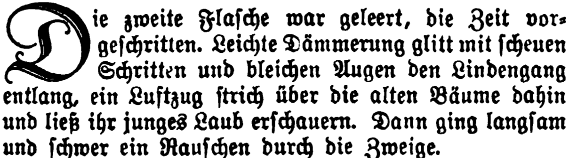
Nach einem Gemälde von Paul W. Ehrhardt



Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung

Die Nichte

Novelle von Artur Brausewetter (Fortsetzung)



Die zweite Flasche war geleert, die Zeit vorgeschritten. Leichte Dämmerung glitt mit scheuen Schritten und bleichen Augen den Lindengang entlang, ein Luftzug strich über die alten Bäume dahin und ließ ihr junges Laub erschauern. Dann ging langsam und schwer ein Rauschen durch die Zweige.

Man wünschte sich Gute Nacht, und Frau Thönert geleitete Lilli auf ihr Zimmer im oberen Stock. Es war eine kleine Mansardenstube, altertümlich und liebevoll ausgestattet. Unter schräg herabfallendem Dach, in einer Nische gewissermaßen, stand das Bett, bunt bemalt und mit einem Himmel von mattblauer Seide darüber. Alles, wie sie es sich gedacht und gewünscht hatte. Und alles wieder wie ein stiller, holder Traum.

Ihre freundliche Wirtin war längst gegangen. Sie aber stand, das Obergewand gelichtet, das Haar gelöst, daß es in goldenen blonden Strähnen über den blühenden Nacken fiel, am weitgeöffneten Fenster, schaute in den Garten hinaus und sog die balsamische Luft tief in sich hinein.

Ein schmaler roter Streifen säumte bereits den Horizont da drüben jenseits des mattgrünen Kornfeldes, in unsichtbaren, nur ganz leise hörbaren Tropfen fiel der Tau. Lauter wurde das Blätterrauschen. Ein Star pfiff schüchtern noch, fast ängstlich, und irgendwo krähte ein Hahn.

Der Morgen sandte von ferne her seine Boten. Schläfrig wurden ihre Augen, blinzelten dem erwachenden Tage entgegen und schlossen sich, bevor sie sich in die molligen Kissen gekuschelt. Um ihre rosigen Lippen aber spielte ein traumverlorenes, glückseliges Lächeln.

✡

„Für einige Abwechslung ist ohne unseren Willen gesorgt," empfing Frau Thönert ihren jungen Gast, als er, die Würze des gesunden Schlafes noch wie frischen Morgentau auf dem hübschen Antlitz, gegen elf Uhr zum Frühstück erschien. „Für heute nachmittag hat sich unser Nachbar aus Gutfeld mit zwei Wagen voll Besuch angesagt, und eben war unser Kutscher hier und hat so dringend gebeten, daß die Herrschaft wenigstens für ein paar Stunden morgen abend auf seine Hochzeit kommen möchte, daß wir nicht nein sagen konnten. Sein Vater war bereits herrschaftlicher Kutscher auf Letzkau, und er selber ist ein tüchtiger, zuverlässiger Mensch. Dazu heiratet er die Tochter unseres Gutsschmiedes, mit dem zufrieden zu sein, wir allen Anlaß haben."

Lilli war erst halb erwacht. Sie hörte mit blinzelnden Augen zu und war eifrig bemüht, das immer wieder reizende Gähnen nicht zu sichtbar werden zu lassen.

„Wo ist denn Ihr Herr Gemahl und der Onkel?" fragte sie, indem sie den seimigen Honig auf die goldgelbe Butter ihres Weizenbrötchens strich.

„Die beiden Herren sind in den Wald geritten."

Da kam das erste Leben in ihr schlafgehaltenes Gesichtchen.

„Geritten? Reitet der Onkel denn?"

„Sogar ausgezeichnet. Mein Mann läßt seine Pferde von niemandem so gerne reiten wie von Ihrem Herrn Onkel."

Ein helles Lachen. „Ich möchte ihn zu gerne einmal zu Pferde sehen. Ich kann mir schon denken, daß er sich gut darauf macht. Trotz seiner langen Beine. Wann werden die Herren wohl nach Hause kommen?"

„Ich erwarte sie jeden Augenblick . . . da sind sie schon. Kommen Sie schnell auf die Hofveranda. Dann können Sie Ihrem Herrn Onkel hoch zu Roß guten Morgen sagen."

✡

Zwei Wagen hatten nicht gereicht. Ein flotter Einspänner fuhr noch hinter den beiden her, um all den Pfingstbesuch Gutfeldes nach Letzkau zu bringen.

Lilli war gerade vom Garten her, wo sie zwischen Johannis- und Stachelbeersträuchern auf einer ausgebreiteten Decke erquickenden Nachmittagschlaf gehalten, beim Anrollen der Wagen auf die Hofveranda geeilt, als der Einspänner in scharfem Trabe vorfuhr.

Sie hatte nur Augen für die wundervolle braune Stute, die ihn zog und an deren Schönheit ihr Kennerblick sich weidete. So beachtete sie den jungen Mann nicht, der die Zügel geführt, sie jetzt dem hinter ihm sitzenden Kutscher übergab, mit einem schnellen Satz von dem hohen Wagen herabsprang und nun ritterlich einer älteren Dame, die neben ihm saß, augenscheinlich seiner Mutter, beim Absteigen behilflich war.

Er aber hatte sie sofort bemerkt, sah sie an und sah den ganzen Nachmittag und Abend nichts mehr als sie.

Er war gut gebaut und tadellos von Kopf bis zu Fuß angezogen. Aus der dunkelbraunen Farbe seines starken und doch feingeschnittenen Gesichtes leuchteten ein Paar mutiger, treuer Augen. Sein Auftreten wie seine Manieren zeigten den jungen Mann aus vornehmem Hause.

Er schien den Mittelpunkt der großen Gesellschaft zu bilden, die sich jetzt um die mit Waffeln, Windbeuteln und anderem leckeren Gebäck bedeckte Kaffeetafel gruppierte. Jeder richtete das Wort an ihn; auch Herr Thönert zog ihn gerne ins Gespräch, während die älteren und jüngeren Damen in harmloser Weise mit ihm scherzten. Er verleugnete seine gute Erziehung nicht und wandte das frische Antlitz und das treue Auge jedem zu, der zu ihm sprach. Aber er sah und hörte weder Herrn Thönert noch irgendeinen anderen.

„Was sagen Sie nun, Herr Harmsen?" meinte Frau Thönert, als man nach der Kaffeemahlzeit sich im Garten erging.

Will Harmsen sah sie erstaunt an. Er wußte nicht, was sie meinte. Sie aber hatte nach Frauenart die Lage sofort durchschaut, und wiederum nach Frauenart schenkte sie ihr ihr ganzes Herz.

„Vielleicht ist diese Fahrt nach Letzkau für Ihr Fräulein Nichte zum Verhängnis geworden. Und hoffentlich zu einem guten. Der junge Kettler ist ja unzertrennlich von ihr, und auch sie scheint ihm gerne zuzuhören. Nun, man könnte sie beglückwünschen. Er übernimmt eins der größten Güter des ganzen Umkreises und ist ein in jeder Beziehung lobenswerter junger Mann, dem die Damen sehr gewogen sind."

Will Harmsen blickte bald auf die Sprecherin, bald in die blauende Weite des sonnendurchleuchteten Gartens, in dem die Jugend sich vergnügte. Ab und zu huschte ein helles Kleid durch die Schatten der dunklen Bäume. Dann hörte man wohl fernes Geplauder oder gedämpftes Lachen.

Ein Paar kam näher: der junge Kettler und Lilli. Sie sprach in ihrer gewohnten Lebhaftigkeit. Er warf bisweilen auch ein Wort ein, hörte jedoch meistens zu, indes jede Miene seines männlichen Antlitzes das Entzücken prägte, das ihm ihre frohe, unbefangene Art bereitete. Mit den Damen seines Umkreises konnte er sich so nicht unterhalten.

Will Harmsen aber ertappte sich darauf, daß er unwillkürlich anfing, die beiden zu beobachten. Er hatte sonst nie junge Leute beobachtet, die sich im gegenseitigen Gefallen näherten. Das hatte er den Frauen überlassen.

Manchmal war ihm, als fände seine hübsche Nichte wirklich Gefallen an dem schmucken jungen Manne. Dann wieder erschien ihm ihr Verhalten nur äußerlich eingestellt. Nicht als ob sie mit ihm kokettierte, aber doch ein wenig mit ihm spielte. Das war wohl so ihre Art Männern gegenüber. Mit ihm hatte sie es schließlich nicht anders gemacht.

☆

Der zweite Pfingsttag brachte kühleres, aber wiederum schönes und sonniges Wetter. Herr Thönert schlug eine Fahrt in seine Fohlenkoppeln in der Niederung vor, von der man zeitig zum Mittagessen wieder zurück sein konnte.

Diesmal setzte Lilli ihren Willen durch und saß in dem flotten Jagdwagen vorne bei dem Kutscher. Im schnellen Trabe ging es durch Triften und Felder denselben Serpentinenweg hinab, den sie an jenem Abend emporgefahren waren. Der Roggen dampfte in der Sonne und trug den würzigen Duft seiner Blüten zu ihnen hinüber. Manchmal standen seine hohen Halme wie Lanzen, still und stark. Dann wieder strich der Wind mit weicher Hand über die Ähren. Nun wogte und wallte das unermeßliche Feld wie ein grünes Meer. Auf der anderen Seite aber breiteten sich frischgepflügte Äcker wie Teppiche von dunkelbraunem Brokat.

Herr Thönert war ein anerkannter Pferdezüchter. Die vielen Fohlen in der Freiheit der weit sich dehnenden grünen, saftigen Koppeln waren eine Augenweide. Lilli verleugnete auch hier ihre ländliche Abstammung nicht. Mit sicherem Blicke hatte sie, ohne daß Herr Thönert auch nur die leiseste Richtlinie gab, die schönsten und wertvollsten unter ihnen herausgefunden. Bald lockte sie die jungen Tiere, indem sie die Hand nach ihnen ausstreckte und sie bei allerlei Namen rief, dicht an sich, so daß sie ein ganzer Trupp schnuppernd umstand und sich von ihr Hals und Mähne streicheln ließ. Bald ließ sie sie durch leichtes Händeklatschen wieder auseinandersprengen und freute sich ihres wilden Laufes durch die weite Trift und ihrer übermütigen Sprünge. Dann war sie das echte, rechte Kind der Natur und eroberte Herrn Thönerts streng verschlossenes Landmannsherz.

„Das wäre ein Mädel, das ich adoptieren könnte," meinte er zu Will Harmsen. „Aber ich hätte nichts von ihr. Man würde sie mir doch gleich fortschnappen."

Will Harmsen lächelte und blieb schweigsam, wie er es den ganzen Vormittag gewesen war.

„Gutfelde hat angerufen," sagte Frau Thönert, die zu Hause geblieben war, beim Mittagessen. „Der junge Kettler fragte, ob es uns recht wäre, wenn er mit seiner Mutter auf eine Stunde herüberkäme."

„Wir haben doch heute die Hochzeit beim Kutscher."

„Aber erst des Abends. Das sagte ich ihm auch. Sie wollen aber schon zum Kaffee kommen."

„Eines so regen Verkehrs haben wir uns bis heute mit Gutfelde nicht zu erfreuen gehabt," erwiderte Herr Thönert schmunzelnd. „Aber ich habe nichts dagegen."

Wieder fuhr der flottgeschirrte Einspänner vor die Rampe des Letzkauer Herrenhauses. Wieder wich Theo Kettler nicht von Lillis Seite, als müßte er jede Sekunde der kurzen Frist, die ihm bis zum Abend blieb, auskosten. Nur einmal entfernte er sich von ihr, um sie seiner Mutter zu überlassen, während er einen Gang mit Will Harmsen durch den breiten Lindengang machte.

☆

Lustiges Treiben war in der Dorfschmiede und in dem kleinen Garten hinter ihr. Zwischen den Obstbäumen, die die keimende Frucht ansetzten, schaukelte, an dünnen Drahtfäden hängend, eine Anzahl bunter Lampions und erregte das Entzücken der anspruchslosen Hochzeitsgäste, insbesondere der Jugend, die unter ihr ihre harmlosen Spiele machte oder auf einer roh errichteten Diele tanzte. Anfangs konnten die Lampions gegen die hellbleibende Dämmerung nicht recht aufkommen. Als der Abend aber nahte und schließlich ein zaghaftes Dunkel brachte, warfen sie ihren matten Widerschein auf die braunen Gänge und die gelblich schimmernde Diele.

Die älteren Herrschaften saßen an einem ebenfalls rohgezimmerten Tische, tranken dünnes, schales Bier und hielten sich an den guten Zigarren schadlos, die Herr Thönert wohlweislich mitgebracht hatte.

Lilli aber flog von einem derben und sie wie ein Schraubstock pressenden Arm in den anderen, paßte sich der plump bäuerischen Art des Tanzes mit Geschick an und tat das etwa nicht mit Zwang und guter Miene zum bösen Spiel, sondern mit einer Lust, die ihr aus den hübschen Augen leuchtete, aus dem fröhlich geröteten Antlitz strahlte, als wäre sie in ihrem ganzen Leben eine andere Art des Tanzes überhaupt nicht gewohnt. Kein Wunder, daß sie bald alle Dorfschönen ausstach, die begehrteste Tänzerin war und keine Sekunde zur Ruhe kam.

Dann und wann, wenn sie mit einem strammen Burschen oder einem schweißtriefenden Knecht dahingewalzt kam, glitten ihre Blicke zu dem rohgezimmerten Tische hinüber, als suchten sie etwas. Dann zuckte wohl ein leiser Schatten über ihr feines Gesichtchen.

Es war Mitternacht, als man aufbrach. Obwohl der Weg von der Dorfschmiede bis zum Gutshofe kein kurzer war, hatte man den Wagen nicht bestellt, sondern beschlossen, zu Fuß zu gehen.

Zuerst schritt Lilli an Frau Thönerts Seite, während die beiden Herren folgten. Dann holte sie der Inspektor ein, und da allerlei mit diesem zu besprechen war, nahm das Ehepaar ihn in seine Mitte, und Will Harmsen sah sich auf seine Nichte angewiesen.

„Es hat dir heute abend gut gefallen, nicht wahr?" begann er, um etwas zu sagen. „Es war überhaupt schön in Letzkau."

„Sehr schön, Onkel Will. Und doch hat mir etwas gefehlt."

„Und das wäre?"

„Du, Onkel Will. Du hast dich wirklich viel um mich gekümmert, das muß ich sagen. Nicht angesehen hast du mich. Nein, nicht ein einziges Mal. Als wäre ich eine völlig Fremde für dich. Denkst du, ich hätte es nicht gemerkt?"

Er wollte mit einem kleinen Scherze antworten. Da sah er, daß ihr die Tränen nahe waren. Nun geriet er in eine große Verlegenheit.

„Ich glaubte dich gut aufgehoben."

„So? das glaubtest du . . ."

„Du warst ja auch nie zu haben," suchte er sich weiter zu rechtfertigen. „Der junge Herr Kettler hatte dich ganz mit Beschlag belegt, und du bist schließlich wohl lieber mit Jungen als mit Alten zusammen."

Sie antwortete nicht. Auch er ging schweigend neben ihr. Eine ganze Weile. Irgend etwas mußte auf ihm lasten, etwas, von dem er sich befreien mußte. Ihr entging seine Befangenheit nicht.

„Ich habe noch etwas mit dir zu besprechen," sagte er schließlich, tief Atem holend, „mich gewissermaßen eines Auftrages zu entledigen."

„Das klingt ja ganz feierlich, Onkel Will. So laß hören."

„Ich weiß nicht, ob hier der rechte Ort und die rechte Zeit dazu sind," gab er in seiner schwerfälligen Art zurück.

„Weshalb nicht? Diese stille, träumende Sommernacht und der herrliche Weg durch das blühende Kornfeld... etwas Geeigneteres kann man sich doch gar nicht denken. Du hast aber wirklich eine Art, einen gespannt zu machen, Onkel Will. Ich vergehe vor Neugier. Hast du mir etwas von dir zu sagen?"

Ein schelmischer Liebreiz war in ihren Worten, zwischen den dichten Lidern blinzelten die listigen Augen zu ihm hinüber.

„Von mir? Nein, das gerade nicht. Aber von einem anderen."

„Von einem anderen? Willst du vielleicht Brautwerber spielen? Ich fürchte, Onkel Will, das würde dir nicht ganz leicht fallen. Und," setzte sie mit einem herausfordernden Lächeln hinzu, „sehr glücklich wäre diese Wahl gerade auch nicht. Denn wer weiß ..."

Sie brach ab. Sie wollte doch nicht mehr sagen. Denn sie merkte ihm an, daß er bereits ein wenig außer Fassung geraten war.

„Nun, so entledige dich deines Auftrages," schloß sie deshalb kurz.

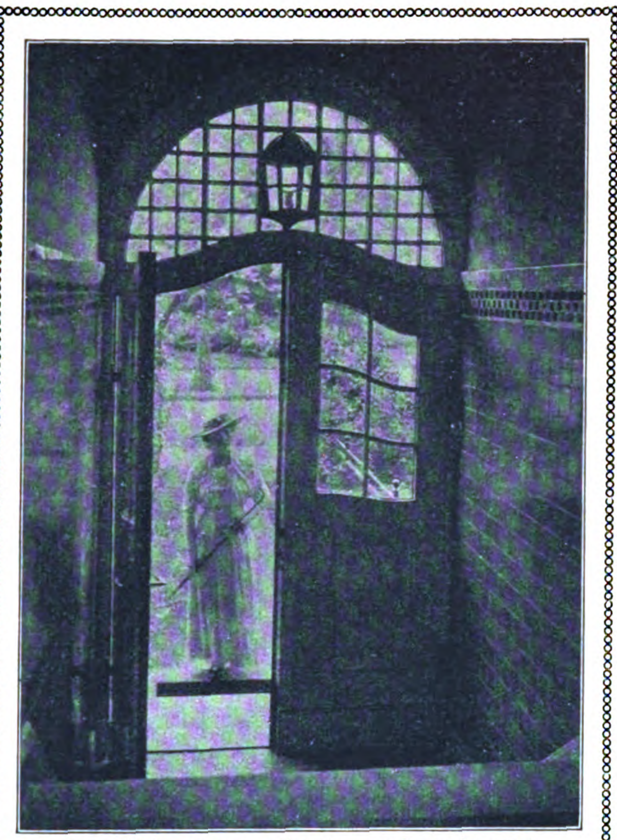
„Herr Kettler hat sich an mich gewandt und mich gefragt, ob ich ihm erlauben wollte, bei mir Besuch zu machen, und zwar bereits übermorgen. Daß er es meinetwegen nicht tut, war mir ja von vornherein klar. Er bat mich aber ausdrücklich, seinen Wunsch dir zu übermitteln und dich zu fragen: ob dir sein Besuch angenehm wäre."

Eine Weile war es still zwischen ihnen. Die Nacht war trübe, der Mond hatte sich hinter einer schweren dunklen Wolke verborgen. Ab und zu nur schaute er mit den traurigen Augen eines Gefangenen aus ihr hervor. Der fruchtbare Duft des Roggens erfüllte die Luft, drang zu ihnen hinüber, umspann sie mit seinem würzigen, weichen Atem.

„Wie lange gedenkst du noch in Letzkau zu bleiben?" fragte Lilli ziemlich unvermittelt.

„Ich muß morgen vormittag im Geschäft sein. Es liegen mehrere wichtige Angelegenheiten für mich vor. Frau Thönert aber bat mich, dich doch noch einige Zeit dort zu lassen, womit ich selbstverständlich sehr einverstanden wäre."

„Das ist sehr freundlich von dir. Aber ich bedauere, von deiner gütigen Erlaubnis keinen Gebrauch machen zu können. Auch ich muß morgen fahren."



Sonnenschein. Nach einer Aufnahme von Lotte Herrlich.

„Und willst dann bei mir bleiben?" fragte er schnell.

„Vorläufig noch nicht. Ich muß nach Oliva zurück. Wir sind zu einer Ruderregatta eingeladen, auf die ich mich schon lange gefreut habe. Es gibt für mich nichts Hübscheres und Spannenderes, als solche forschen und trainierten Jungens im dahinfliegenden Boote an den Rudern arbeiten zu sehen. Jeder Muskel gespannt und der ganze Körper in fieberhafter Tätigkeit. Nichts vor Augen als das Ziel... Nachher gibt es einen Tanz im Bootshause. Und auch den habe ich gern."

Sie waren dem Gutshofe näher gekommen. Die Spannung in der Luft begann sich zu entladen. Am Horizonte flammten Blitze. Ganz von ferne her klang das Grollen dumpfen Donners.

„Und der junge Kettler?" fragte Will Harmsen.

„Schreibe oder sage ihm, daß er nicht kommen möchte."

Will Harmsen blieb stehen. Der erste Regen fiel. Er aber ließ sich nicht stören.

„Überlege es dir. Sein Vater ist einer der größten Grundbesitzer des Kreises, und er übernimmt das Gut. Du hast gesagt, daß du am liebsten auf dem Lande leben würdest. Trotzdem würde ich nicht so zu dir sprechen. Aber der junge Mensch hat auf mich einen ausgezeichneten Eindruck gemacht."

„Auch auf mich. Und es ist sehr lieb von dir, daß du in solcher Weise um mein Schicksal besorgt bist. Dennoch muß ich bei meiner Bitte an dich bleiben."

Es war ein eigener, fremder Klang in ihrer Sprache. Etwas sehr Entschiedenes, fast Scharfes.

Aber Will Harmsen mochte es für seine Pflicht ansehen, den Gegenstand noch nicht zu verlassen.

„Ein Besuch verpflichtet dich in keiner Weise. Und vielleicht bietet sich eine solche Gelegenheit nicht so bald wieder."

„Mich zu verkaufen, meinst du."

„Lilli!"

„Nun, warum dringst du in mich? Was willst du von mir? Laß mich in Frieden, Onkel Will! Die Rolle des Brautwerbers steht dir wirklich nicht."

Alle Munterkeit und Harmlosigkeit war wie mit einem kalten Hauche fortgestreift. Eine Leidenschaft glühte durch ihre Worte, bebte durch ihren ganzen Körper ...

„Ich wollte nur dein Bestes ... Du kannst mir glauben: nur dein Bestes."

Will Harmsen sagte es freundlich und begütigend. Aber auch seine Stimme war nicht ruhig wie sonst, und die Hand, die er ihr entgegenreichte, zitterte ein wenig.

Sie nahm sie, hielt sie in der ihren, strich weich und leise über sie dahin.

„Ich weiß es, Onkel Will. Du bist gut ... immer gut. Auch wenn du mir wehe tust."

Und dann nach einer kurzen Pause: „In der Bücherei in Oliva fand ich ein Werk von Ibsen, das ich noch nicht kannte. Ich glaube, es hieß ‚Das Fest auf Solhaug'. Da sagt eine Frau ein Wort, das mir manches Mal durch den Kopf gegangen ist ..."

„Was war das für ein Wort?" fragte er, als sie innehielt.

„Ich hab' meine Jugend zu Markte gebracht.
Meinen freudigen Sinn verkauft' ich um Gold;
Ich garnte mich selber in schimmernde Netze."

Der Regen fiel stärker. Über die Kreisstraße jenseits der wogenden Felder raste wie ein eilig gleitender Schatten ein Auto dahin. Wie feurige Augen blitzten seine Lichter durch die dunkle Nacht.

„Und das möchte ich niemals von mir sagen. Verstehst du, niemals, Onkel Will."

Sie hielt seine Hand immer noch in der ihren. Erst als Herr Thönert kam, sich nach ihnen umzusehen, gab sie sie frei.

Nun plauderte sie wieder in ihrer kindlichen Unbefangenheit mit dem alten Herrn. Will Harmsen aber blieb still und in sich gekehrt.

✡

Erst am Abend kehrte Will Harmsen aus dem Geschäft in seine Wohnung zurück. Er hatte noch mehr Arbeit vorgefunden, als er erwartet hatte. Sie hatte ihn völlig in Anspruch genommen.

Aber als er jetzt in sein großes, einsames Haus trat, kam das Gefühl einer seltsamen Öde und Verlassenheit über ihn. Alles um ihn her war still und leer und tot. Obwohl er kaum zu Mittag gegessen, mundete ihm die reich aufgetragene Abendmahlzeit wenig. Er stand bald auf, nahm die Zeitung, wollte lesen. Aber seine Augen gingen über das Blatt hinweg. Er versuchte es mit einem Buche. Es ging noch weniger.

Eine unbegreifliche Unruhe war in ihm. Mit erst langsamen, dann schneller werdenden Schritten wanderte er über den großen Teppich seines Zimmers dahin, setzte sich, erhob sich wieder, nahm einen anderen Stuhl.

Er bot seine ganze Energie auf und zwang sich zur Ruhe. Es gelang ihm auch. Aber den Gedanken konnte er nicht gebieten.

„Jetzt ist sie auf ihrer geliebten Regatta," sagte er sich, „sieht die geschmeidigen jungen Körper von ihrer Arbeit ruhen, beglückwünscht die Sieger, reicht ihnen die Preise und lacht ihnen zu. Und dann fliegt sie wieder von einem Arme in den anderen, wie gestern auf der ländlichen Hochzeit. Nur gewiß noch mit viel größerer Lust und Hingebung. Nun, ich gönne es ihr. Sie ist jung und hat heißes Blut, wie sie selber sagte, das muß sich austoben. Es ist doch ein eigen Ding um das Altsein. Und vollends wenn man Großvater ist ..."

Wieder versuchte er zu lesen. Wieder entsank das Buch seinen Händen.

Hin und her gleitende Boote. Pfeilschnell, von sehnigen Armen getrieben, durch die aufspritzenden Wasser schießend. Schmeichelnde Tanzmusik, allmählich in leidenschaftliche Klänge übergehend. Töne, die lockten, suchten, sich fanden und einten. Und über alledem ein blühendes Mädchenangesicht mit Augen, die vor Jugend und Glück leuchteten und lachten ...

Nein, es war nicht mehr zum Aushalten! Machte er, der sonst immer so ernst und vernünftig gewesen, sich jetzt im Alter zum Narren? Ein Großvater mit solchen Gedanken und Träumen ... gab es etwas Abgeschmackteres?

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm Papier und Feder, schrieb an seine Frau und bat sie, an die Heimkehr zu denken, da sie jetzt allmählich lange genug fortgewesen wäre und er sie wieder brauchte.

Er versah die Hülle mit der Anschrift, wollte sie schließen ... da, ein langgezogenes Läuten draußen an der Hausglocke, das sich nach einer kurzen Weile wiederholte. Es war halb elf. Wer sollte zu so später Stunde noch kommen?

Mädchen und Diener schienen schlafen gegangen. Denn niemand öffnete, und die Glocke ertönte zum dritten Male.

Er begab sich nach unten, entfernte die große Sicherheitskette, daß sie rasselnd zu Boden fiel, schloß die starke Tür auf. Lilli stand vor ihm.

„Guten Abend, Onkel Will. Du siehst ja ganz entgeistert aus. Komisch, und ich dachte, du würdest auf mich warten. Ganz sicher dachte ich es."

„Wie sollte ich darauf kommen, daß du jetzt schon ...? Heute war doch erst die Ruderregatta ..."

„Ganz recht ... heute nachmittag. Und des Abends tanzten wir."

„Gefiel es dir nicht?"

„Oh, es war wundervoll. Das Boot meines jungen Freundes hatte einen großen Sieg. Er war selig. Auch der Ball war sehr hübsch."

„Und dann?"

„Ja, weißt du, Onkel Will ... aber nein, das darf ich dir eigentlich gar nicht sagen ..."

Sie waren die Treppe hinauf in sein Zimmer gegangen, in dem noch Zeitungen, Bücher, Briefpapier in wirrem Durcheinander lagen.

„Mit einem Male, ich weiß selber nicht, wie es kam, packte mich eine ganz wunderliche Sehnsucht nach dem alten Hause hier, nach diesem Zimmer ... und wohl auch nach dir. Und da die anderen ebenfalls bald aufbrechen mußten, um noch den Zug nach Oliva zu erreichen, so trieb ich ein wenig und erklärte ihnen, daß es doch, wo ich sowieso die letzten Tage noch zu dir auf Besuch kommen wollte, das einfachste wäre, ich bliebe jetzt gleich in der Stadt. Das sahen sie ein ... und da bin ich."

„Das war nett von dir," sagte er mit aufquellender Wärme. „Es war mir auch schon ganz einsam hier in dem großen leeren Hause."

„Du hast mich vermißt, Onkel Will? Hast dich vielleicht nach mir gebangt ...? Nur so ein klein bißchen, wie ein ernster Mann wie du nach einem lustigen, dummen Mädchen sich bangen kann ...? Oh, wie herrlich wäre das! Aber nun laß mich hier erst ein wenig Ordnung schaffen und es uns mollig und behaglich machen ... so recht mollig und behaglich!"

Mit flinken und geschickten Händen hatte sie die Sessel zurechtgerückt, den umgeschlagenen alten Perser in seine gewohnte Lage gebracht, die Kissen ordentlich gelegt, Zeitungen, Büchern und Papieren die ihnen gehörige Stelle gewiesen.

„Und nicht einmal deinen Mosel und Fachinger hast du. Nein, du brauchst nicht aufzustehen, ich besorge es schon."

Aber er erhob sich doch. „Heute abend werden wir keinen Fachinger trinken, sondern etwas anderes. Entschuldige mich für einen Augenblick."

Sehr bald kehrte er zurück, eine Flasche Sekt und zwei hohe Kelche in den Händen.

„Zur Feier deiner Wiederkehr," sagte er. „Eis habe ich leider nicht im Hause. Aber wenn du so freundlich sein wolltest, die Flasche dort drüben in das Becken zu legen und das Leitungswasser eine Weile auf ihren Hals träufeln zu lassen. Es ist noch eine von meiner alten Sorte. Zu kalt braucht sie nicht zu sein."

(Schluß folgt.)

Der erste Volksarzt * Von Annie Harrar

Wenn heute ein Mensch erkrankt, so ist nichts selbstverständlicher, als daß er zum Arzt geht. Der pflegt, wenn es sich um eine Stadt handelt, meist nicht weit entfernt zu wohnen. Außerdem gibt es ja die bequeme Möglichkeit des Telephons, ihn jederzeit heranzurufen. Ein wenig schwieriger ist die Sache, wenn man auf dem Dorfe haust oder in einer abgelegenen Einöde. Aber immerhin — letzten Endes handelt es sich höchstens um einen Zeitverlust, die Hilfe des Arztes jedoch ist überall im bewohnten Teil von Europa so ziemlich gesichert. Es gibt also ganz gewiß nur wenige Nachdenkliche, die sich über die scheinbar so unnütze Frage den Kopf zerbrechen, wie sich denn so etwas früher abgespielt habe, ganz früh vielleicht, wo es doch auch Krankheiten und Unglücksfälle in Menge gab.

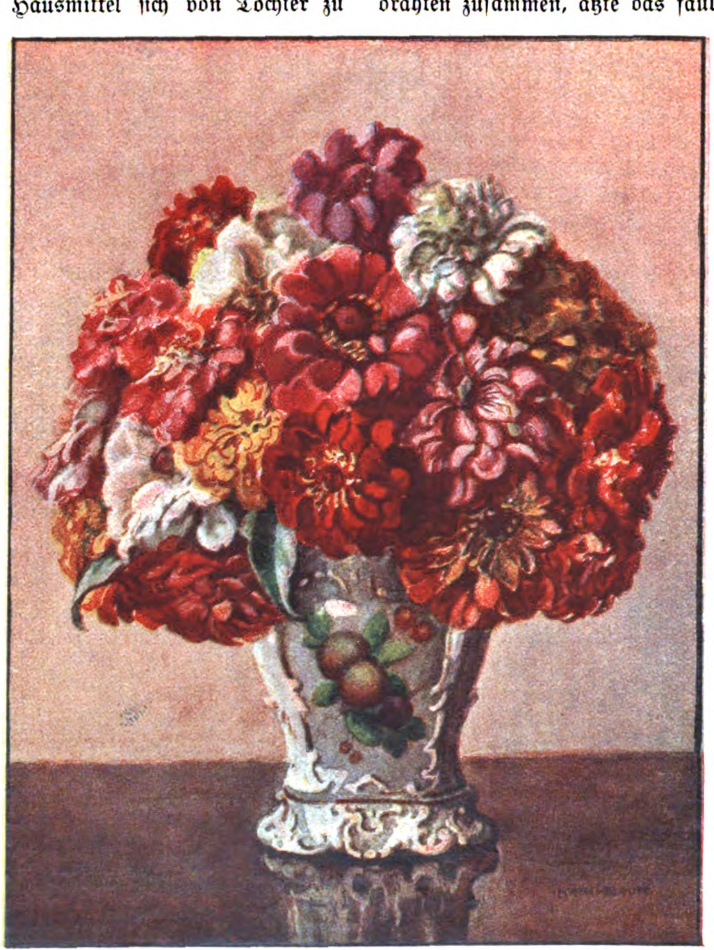
Die alten Germanen ahnen gar nichts von Ärzten. Sie haben nur die Frauen, die allerhand blutstillende und wundenheilende Kräuter kennen, sich aufs Verbinden verstehen und die eine oder andere Kinderkrankheit zu bekämpfen wissen. Allzu viele wird es bei deren gesundem und abgehärtetem Waldleben ohnedies nicht gegeben haben, denn den fürchterlichsten Feind des Großstädters und modernen Menschen, die Tuberkulose, kannte schon das Mittelalter als Volksseuche noch nicht.

Nichts ist einfacher als sich vorzustellen, daß die Kenntnis solch primitivster Hausmittel sich von Tochter zu Tochter fort vererbte, immer wieder vermehrt durch neue und selbstgemachte Erfahrungen. Bis heute ist das eine nie unterbrochene Kette von Ratschlägen, die von Mund zu Mund sich weiterzog und in dem einen oder anderen Fall tatsächlich viele Jahrhunderte zurückverfolgt werden kann. Die Heilkraft der schönen gelben Arnika zum Beispiel taucht immer wieder aus dem dämmernden Grau verschollener Völkerkulturen auf, und vielleicht haben die frühesten Waldbewohner schon den wilden Honig dem Bären streitig gemacht, nicht nur, um ihn zu essen, sondern auch, um mit ihm allerhand Kräuter und Säfte, Wachs und Mark zu mischen und Wundpflaster daraus zu kneten und zu kochen.

Aus all diesen einfachsten Anfängen, aus Familientradition und der stets geheimnisvoll gehüteten Wissenschaft der Priester und noch mehr der Priesterinnen — der Hagedisen, der weisen Waldfrauen — ein wahnverblendeter Aberglaube verbrannte sie Jahrhunderte später als „Hexen" — mischte sich das Wissen und die Heilkunst, deren dann im Mittelalter die Gilde der Wundärzte sich rühmte. „Bader" nannten sie sich außerdem, weil sie die Besitzer der öffentlichen Badstuben waren, in denen sie und ihre Gehilfen mit Schröpfköpfen und Schwitzbecken hantierten. Ihre Kenntnis vom Menschenleib mag wirr und kraus genug gewesen sein, mit allerhand ererbtem Sympathie- und Aberglauben verbrämt und aufgeputzt. Aber da sie doch schließlich stets mit dem wirklichen Körper zu tun hatten, so konnten ihnen viele seiner Erscheinungen nicht unbekannt bleiben.

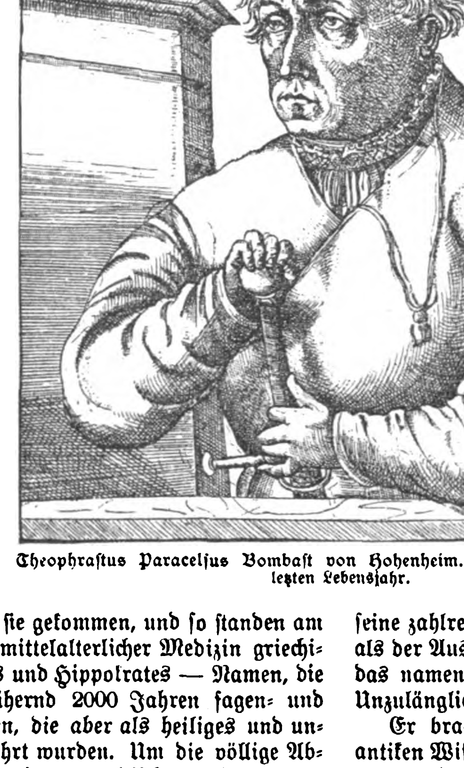
Freilich mutet uns das, was wir über die Wundbehandlung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in alten Arzneibüchern lesen, wie eine wahrhafte Folterkammer an. Das Wundfieber und die Wundfäulnis sind an der Tagesordnung. Knochensplitter wagt man oft nicht herauszunehmen, weil man aus Erfahrung sehr wohl weiß, daß solche Wunden dann häufig zu unheilbaren Geschwüren werden. Man kannte ja gar nichts von dem unbeschreiblichen Segen der modernen Wundbehandlung, die durch antiseptische Mittel jede Infektion verhütet. Dagegen zog man klaffende Hiebe mit Schusterdrähten zusammen, ätzte das faulende Fleisch mit Alaun und noch Schärferem, schnitt, brannte und hatte zahllose Rezepte, um den Gestank des Eiters, um Brand und Würmer in Wunden zu bekämpfen. Für das Einrenken von Gelenken empfahl man, beim Henker und seinen Prügelknechten Unterricht zu nehmen, die durch ihren Folterdienst in solchen Übungen langjährige Erfahrung hatten — man kann sich wohl vorstellen, wie schonend und liebevoll sie sie ausgeübt haben mögen!

Allerdings war andererseits der Wundarzt und Bader ein verachteter und tausendmal der gröbsten Unwissenheit geziehener Patron, der am Leibe nur untergeordnete Dienste mit dem mangelhaften Verstand eines Niedrigen verrichtete, wenn man nämlich die Meinung der wahren und sehr gelehrten Leibärzte über ihn hörte. Denn die Heilkunde war



Stilles Leuchten. Nach einem Gemälde von Käthi Baur.

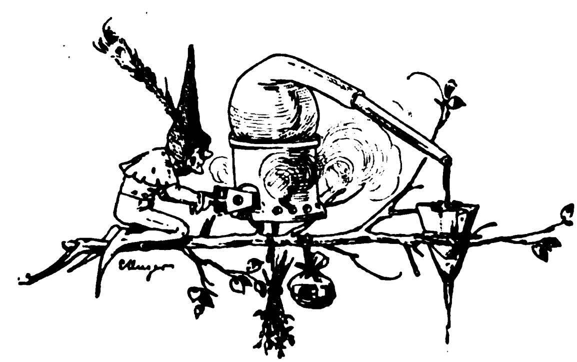
damals in zwei ungleiche Hälften gespalten. In einen vom gemeinen Volk zwar fast stets bevorzugten (der etwa die heutige Chirurgie umfaßt), aber im allgemeinen mißachteten und als rohe Schinderknechte verschrienen Teil — das waren die Wundärzte. Und in einen anderen, höchst angesehenen, auf Hochschulen ausgebildeten, mit Mantel und Doktorbarett belehnten — die Leibärzte, die nur die inneren Krankheiten durch Verschreibung von Rezepten heilten. Diese Gelehrten, die stets Latein und Griechisch, häufig auch Hebräisch sprachen, beriefen sich mit wenigen Ausnahmen auf das ärztliche Wissen der um diese Zeit wieder ausgegrabenen Antike. Durch die mauretanischen Schulen in Spanien und Marokko waren jene Bücher, von den Arabern abgeschrieben und ausgeführt, auf sie gekommen, und so standen am dunklen Himmel deutschmittelalterlicher Medizin griechische Namen wie Galenos und Hippokrates — Namen, die damals schon seit annähernd 2000 Jahren sagen- und fabelhaft geworden waren, die aber als heiliges und unantastbares Dogma verehrt wurden. Um die völlige Abhängigkeit von ihnen an einem praktischen Beispiel auszudrücken, glichen sie einem Normalschuh, in den der Schuster jeden Schuh preßt, gleichgültig, ob er paßt oder nicht. — Genau so handelten die gelehrten Leibärzte. Jede Krankheit wurde so lange kommentiert und anders gedeutet, bis sie irgendwie zu den angegebenen Symptomen der griechischen Ärzte paßte. So völlig naturentfremdet waren alle diese höchst weisen und würdevollen Herren, daß noch 1621 der Professor Wolfgang Waldung von der Universität in Altdorf bei Nürnberg das Verlangen der Studenten, er möge am Krankenbett selber sie belehren oder es möge irgend etwas von dem eingerichtet werden, was wir heute als klinischen Unterricht bezeichnen, für eine schädliche und verwerfliche Ketzerei erklärte.

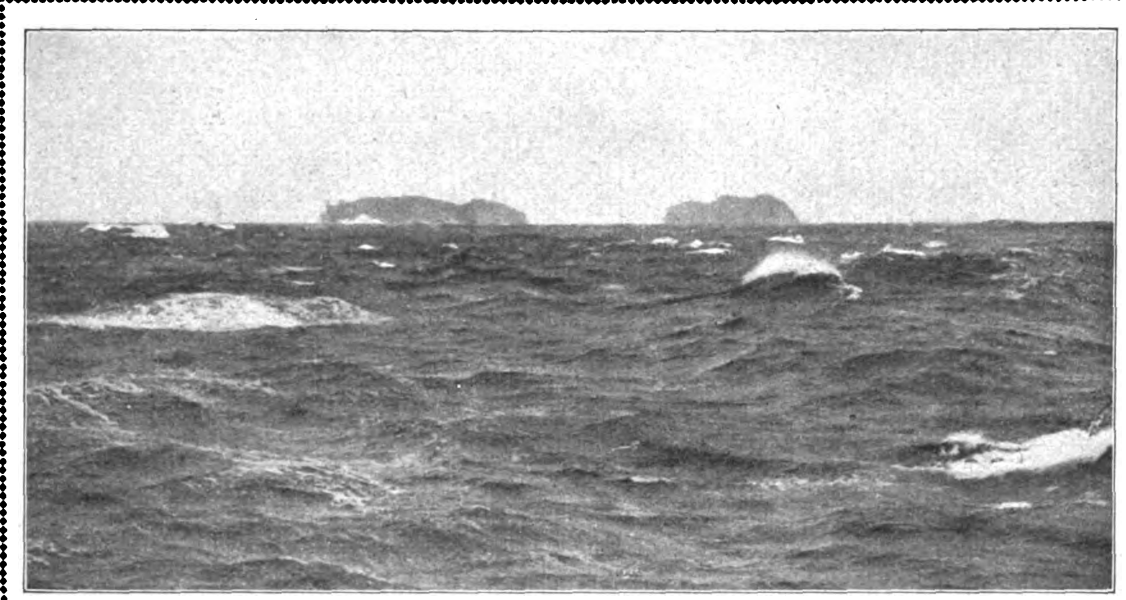


Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim. Bild aus seinem vorletzten Lebensjahr.

Erst an den ebenso geheimnisvollen wie mit Recht berühmten Namen Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim knüpft sich das Verdienst, diesen Verknöcherungen und Mißständen den Anfang vom Ende bereitet zu haben. Er, der von 1493 bis 1541 lebte, er, der zweifellos begabteste und gelehrteste (und zwar nicht im Sinn der Buchstabengelehrsamkeit und jesuitischen Dialektik) Arzt seiner Zeit, hatte als erster den damals unbeschreiblichen Mut und die weit überragende Einsicht, zu den Spuren der alten Volksmedizin zurückzukehren und auf ihnen weiterzubauen. Er stellte die Forderung auf, daß eine Krankheit studiert und richtig erkannt werden müsse, und daß nichts verderblicher sei, als an einem Kranken unwissend herumzuexperimentieren. Seine großen Reisen durch fast ganz Europa — etwas Unerhörtes in jenen Tagen —, seine Beteiligung als junger Wundarzt an den drei großen Feldzügen seines Jahrhunderts sicherten ihm eine so reiche Erfahrung, daß die Sagen von seinen Wunderkuren zum größten Teil gerechtfertigt sein dürften. Dabei war er ein ausgezeichneter Chemiker, der vielerlei Metallsalze in die Medizin einführte, die heute noch verwendet werden, und der, zum großen Ärger der Apotheker, seine einfachen Rezepte meist selber anfertigte. Sein ganzes Leben, seine zahlreichen hinterlassenen Bücher sind nichts anderes, als der Ausdruck der aufs höchste gesteigerten Leidenschaft, das namenlose Unglück mittelalterlicher Seuchen und die Unzulänglichkeit der Ärzte gleicherweise zu bekämpfen.

Er brach ganz bewußt mit allen heiligen Dogmen antiken Wissens, er schrieb seine Bücher deutsch und lehrte auch in deutscher Sprache. Er hatte wirklich etwas von dem ungestümen Opfermut des wieder auferstandenen Volksgeistes, der sich auf den ewigen und unzerstörbaren Zusammenhang mit seiner angeborenen Natur, mit Pflanzen und Tieren, Luft und Erde seiner Heimat besinnt. Weit über das eigene Leben von Paracelsus hinaus reichte dieser Kampf des Organischen mit dem gedankenlos und unorganisch aus einer fremden Kultur Aufgepfropften, den jedes Volk führen muß, wenn es zu einer Einigkeit in sich selbst gelangen will. Aber er kann sich rühmen, die erste Fackel entzündet zu haben, er, der sein ganzes unglückliches und verfolgtes Dasein den Leiden seiner Mitmenschen weihte, die er kannte wie keiner vor ihm. Er verdiente es, ein Held des Volkes zu sein — aber er ist nichts als ein phantastischer, vielumstrittener, grenzenlos geschmähter Name geworden. Und er starb einsam, viel zu früh und in nichts wirklich ausgelebt und vollendet — wie die immer noch raunende Fama meldet — an den Folgen eines tödlichen Sturzes über den Kapuzinerberg in Salzburg herab, an dem die würdigen Ärzte der Stadt nicht ganz ohne Schuld gewesen sein sollen. Aber was man nicht töten konnte, war die Einsicht, daß nur auf der Erfahrung aufgebaut werden kann, was einzig durch Erfahrung ermittelt wird.





Die Evangelisten-Felsen im Stillen Ozean an der Westseite der Magellanstraße.

Die Magellanstraße und der feuerländische Archipel

Von Franz Graf v. Larisch (Mit vier Abbildungen)

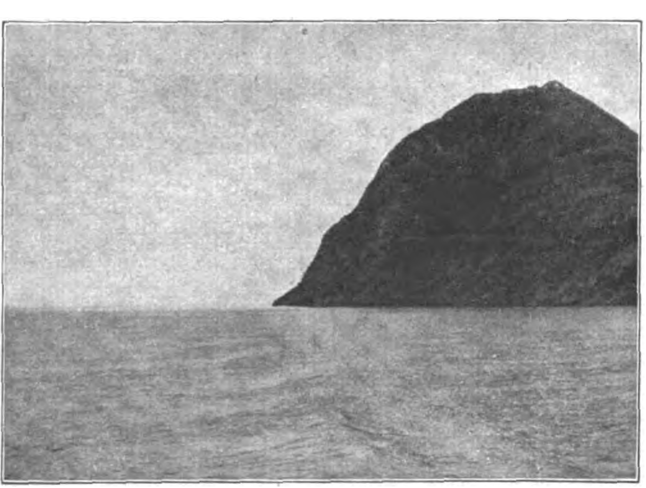
Mit fünf Schiffen langte Ferdinand Magellan am 20. September 1519 auf der Suche nach einem westlichen Weg nach den Molukken vor Kap Virgines an und entdeckte den Eingang der nach ihm benannten Meeresstraße. Am 28. November erreichte er den Stillen Ozean.

Die Magellanstraße ist die südlichste aller befahrenen Meeresstraßen; ihre östliche und westliche Einfahrt liegen unter 52° 27′ und 52° 36′ südl. Br.; die ganze Länge beträgt 380 Seemeilen. Geographisch, meteorologisch und landschaftlich gehört sie zusammen mit dem feuerländischen Archipel zu den eigenartigsten Gegenden der Erde.

Die Berge der Magellanstraße und der südlichen Inseln gehören dem mächtigen Gebirgsstock der Anden oder Kordilleren an, einem jungen Faltengebirge, das erst im späteren Tertiär vollendet und auch noch im Quartär bedeutenden Niveauschwankungen des Meeres unterworfen war. Wesentlich verschieden sind der östliche und westliche Teil des ganzen Gebietes.

Am Osteingang der Straße, der rund 16 Seemeilen breit ist, bildet die Küste den Rand eines Tafellandes mit mäßigem Steilabsturz und hat patagonischen oder atlantischen Typus. In ihrem ersten Teil besteht die Straße aus mehreren seeartigen Becken, die durch Engen miteinander verbunden sind. Die nördlichen Ufer werden vom patagonischen Festland, die südlichen vom Feuerland begrenzt; sie sind niedrig und mit waldlosen Grassteppen bedeckt. Die Wassertiefen sind hier überall gering und betragen an der tiefsten Stelle nur 21 Faden; zahlreiche ausgedehnte Sandbänke sowie eine starke Gezeitenströmung bereiten der Schiffahrt besonders bei schlechtem oder unsichtigem Wetter nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Nach dem Passieren der zweiten Enge geht die anfangs südwestliche Richtung der Straße in eine rein südliche über. Am westlichen Ufer liegt am obersten Teile der Brunswick-Halbinsel die kleine Stadt Punta Arenas, die südlichste Stadt der Welt auf 53° 8′ südl. Br., deren Einwohner aus Jägern, Fischern, Händlern und Seeleuten bestehen.

Die Brunswick-Halbinsel bildet weiterhin das westliche Ufer, während im Osten die Küste Feuerlands bei Kap Monmouth plötzlich im weiten Bogen zurückweicht und die tiefeindringende Useleß-Bay bildet. Hier legt sich dann die seltsam geformte Dawsoninsel vor die feuerländische Küste und bewirkt eine starke Verengerung der Straße. Bei Kap Froward, auf 53° 54′ südl. Br. erreicht dieselbe ihren südlichsten Punkt. Hier verändert sich mit einem Schlage das ganze Bild. Die Magellanstraße bildet nun einen 145 Seemeilen langen, schmalen und tiefen Fjord, der in gerader nordwestlicher Richtung zum Stillen Ozean läuft.



Kap Froward, der südlichste Punkt der Magellanstraße.

Dieser westliche Teil der Magellanländer hat andinen oder pazifischen Typus. Der heutige Bau verrät deutlich die gewaltigen tektonischen Veränderungen der Tertiärzeit. Während zu Beginn des Neogens nur die Gipfel der Kordilleren aus dem Meere ragten, wurde das Land gegen Ende des Miozäns trockengelegt, jedoch im darauffolgenden Pliozän abermals überflutet. Nordenskjöld meint, daß die Kordillere damals den Eindruck eines langen Archipels bergiger Inseln machte. Im Quartär folgte dann wieder eine Hebung. Die verschiedenen tektonischen Veränderungen erfolgten hauptsächlich in nordwestlicher und nordöstlicher Richtung, wodurch das Land sein eigenartiges Gepräge erhielt: eine große Anzahl kleiner von Fjorden und Fjordstraßen begrenzter Blöcke. Auch die starke Durchsetzung der patagonischen Kordillere mit Eruptivmassen sowie die ausgedehnte Vergletscherung in der quartären Eiszeit sind von Einfluß auf das Relief des Landes geworden.

Von Kap Froward an werden die Ufer der Magellanstraße im Norden von den Halbinseln Brunswick, Kordoba, King-William-Land und dem großen Königin-Adelaide-Archipel, im Süden von den feuerländischen Inseln Clarence, Santa Ines und Desolation Island gebildet.

Die Berge steigen unmittelbar aus dem Meere empor, ihre schroffen Seiten sind von düsteren, undurchdringlichen Wäldern bedeckt, ihre wild zerklüfteten Häupter und Kämme von einem dichten Firn- und Eismantel überzogen. Die Schneegrenze liegt hier bei ca. 1000 m Meereshöhe; an verschiedenen Stellen aber schieben sich die Gletscher bis auf wenige hundert Meter Höhe herab, so z. B. im Snow Sound auf der Santa-Ines-Insel. An der auf dem patagonischen Norduser gelegenen Glacier Bay erreicht der Eisstrom sogar das Meeresniveau. Beim sogenannten Crooked Reach, da, wo sich zwischen Cordoba und Santa Ines die schmale Insel Carlos III. einschiebt, befindet sich die engste Stelle der Straße mit nur 500 m Breite. In ihrem letzten Abschnitt erweitert sie sich wieder; hier tritt häufig hoher Seegang auf, der vom offenen Ozean hereinsteht. Den westlichen Ausgang bezeichnet das Kap Pilar am Ende der langgestreckten Desolation Island. Insel der Trostlosigkeit ist ein treffender Name für dieses unsagbar öde und wilde Land.

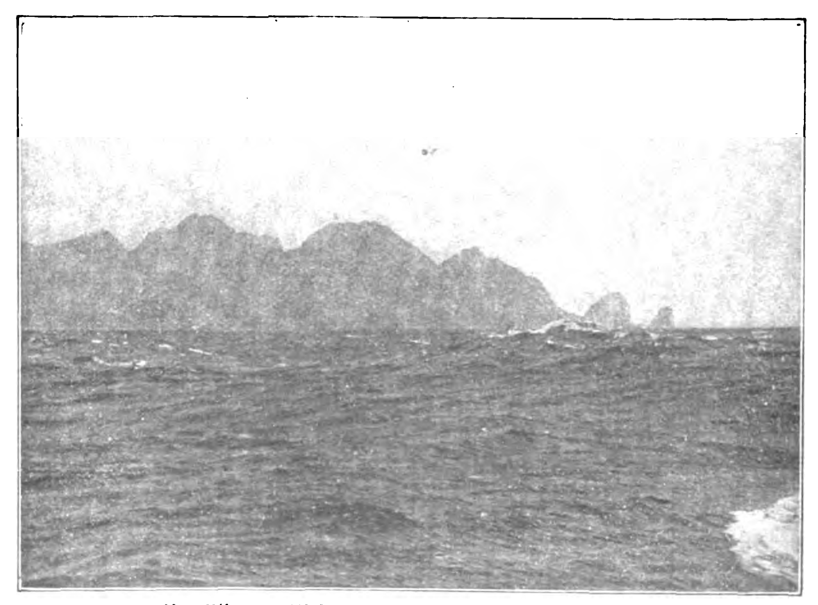
Von der Magellanstraße führen eine Anzahl Fjordkanäle, die stellenweise dicht mit Felsklippen besetzt sind, nach Süden in das Inselgewirr des feuerländischen Archipels. Hier ist der Eindruck noch gewaltiger als in der Straße selbst. Am Ostufer des Magdalenkanals steigt der Mount Sarmiento fast unmittelbar aus dem Meere zu der gewaltigen Höhe von 2070 m empor. Bis ungefähr 250 m hinauf ist der Berg mit düsterem Walde bekleidet, das übrige bedeckt ein einziger riesiger Schnee- und Eismantel. Weiter südwärts trennt dann der 110 Seemeilen lange und nur $1^1/_2$ Seemeilen breite Beaglekanal das Feuerland von den südlichen Inselgruppen. Am Norduser des Beaglekanals liegt eine Reihe hoher Berge, deren höchster der 2150 m hohe Mount Darwin ist.

Die größte der südlichen Inseln ist die Hoste-Insel; sie wird von tief einschneidenden Fjorden und Buchten so dicht umgeben, daß sie in eine große Anzahl kleiner und großer Halbinseln und Vorsprünge zerschnitten erscheint. Die allersüdlichsten sind die aus Kuppen und Kegeln von 5—600 m Höhe bestehenden, mit dichten Wäldern und wüsten Sümpfen bedeckten Hermite-Inseln, von denen die am weitesten vorgeschobene das berühmte Kap Horn trägt. Von Kap Horn bis Kap Pilar erstreckt sich die ganze Westseite entlang ein wahres Labyrinth von Felseilanden, Klippen und Riffen. Wehe dem Schiff, das hier im Sturm an die Küste getrieben wird.

Entsprechend der abweichenden Bauart als ungefaltetes Land im Osten und gefaltetes im Westen ist auch die petrographische Zusammensetzung in den einzelnen Abschnitten der Magellanländer verschieden. Analoge Verschiedenheiten weist auch der Vegetationscharakter auf.

Die Ostküste Feuerlands besteht aus Klippen von Sandstein und Ton mit fossilen Säugetierresten; im Hinterland liegen als Resultat der eiszeitlichen Einflüsse über den marinen tertiären Sanden Geschiebelehm und Grundmoränen von großer Mächtigkeit. Die Landschaft im patagonischen Teil des Feuerlands ist öde; mit spärlichem Grase besetzter Torfboden wird von Lagunen unterbrochen. Nur im Süden, wo die Moränenformation dicht an die Küste tritt, findet sich Buschwald aus Zwerchbuchen und Lichtungen mit dichtem Grase.

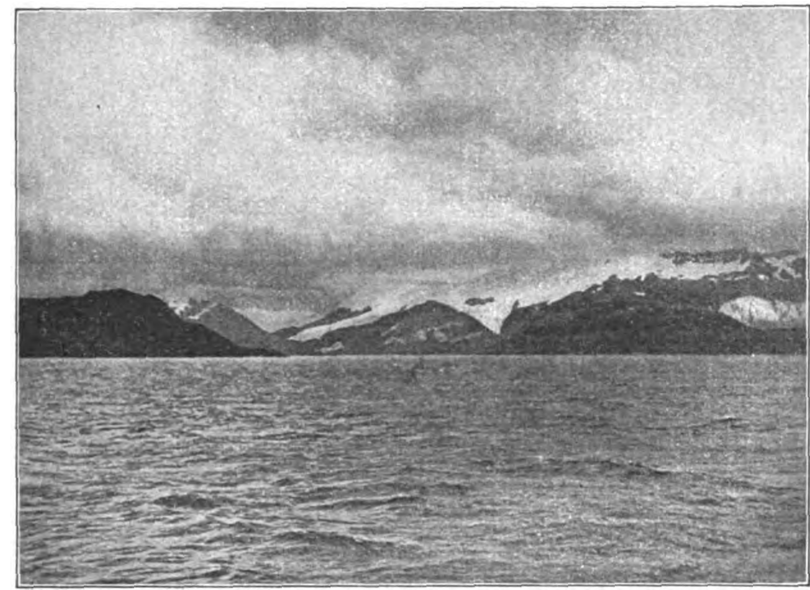
Im andinen Teil des Landes besteht das Gestein aus Schiefern verschiedener Art, insbesondere aber Amphibolschiefer. Die unteren Abhänge der Berge sind von dichten Wäldern bedeckt, die hauptsächlich aus Buchen bestehen, Fagus antarctica und betuloides, und allmählich in Zwergformen übergehen. Den untersten Teil des Landes nehmen hauptsächlich Moose ein.


Kap Pilar am Westende von Desolation Island im Regen.

Je weiter wir nach Westen vordringen, desto wilder und öder wird der Charakter der Landschaft. Hier läuft vom äußersten Süden bei den Kap-Horn-Inseln, die aus alten Eruptivgesteinen und verändertem Tonschiefer bestehen, weit nach Norden hinauf eine lange Zone abgerundeter niedriger, kahler Hügel aus Granit

und Diorit, die den westlichen Teil der feuerländischen Inselwelt bildet.

Dem Charakter dieser eigenartigen Weltgegend angepaßt ist auch sein Klima. Das ganze Jahr hindurch herrscht rauhes und wildes Wetter mit Regen und Schnee, und der Himmel ist fast ständig mit schweren Wolken dicht überzogen, die häufig die wunderbarsten Formen annehmen und dem gewaltigen Landschaftsbilde den Ausdruck einer unbeschreiblichen wilden Schönheit verleihen. Tiefe barometrische Depressionen ziehen dauernd vorüber, und in ihrem Gefolge brausen Stürme von unerhörter Gewalt über Meer und Inselwelt.



Santa-Ines-Insel (Feuerland): Eingang zum Schneesund. Die Häupter der eisbedeckten Berge verschwinden im grauen Wolkenmeer.

Wenn die ungeheuren Wogen des antarktischen Ozeans ihren schäumenden Weg durch das Wirrsal von Felsen und Riffen nehmen, bis sie endlich an den steilen, unnahbaren Küsten der Inseln in gewaltiger Brandung zerschellen, dann spielen sich in dieser großen Einsamkeit unter dem wilden Gesang der schwerrollenden Wogen Schauspiele ab, die noch keines Menschen Auge gesehen hat.

Die Reform des Briefeschreibens

Brief an eine Freundin. Von H. v. Beaulieu

Liebe Freundin! — Du beklagst Dich: Alles habe ich geduldig ertragen, was die Not der Zeit uns aufbürdet; auf fast alles habe ich verzichten gelernt, was es an kleinen Freuden für mich gab; Theater und Konzerte existieren nicht mehr für mich; Sommerreisen — ein Märchen aus uralten Zeiten! Die Benutzer der Straßenbahn sehe ich mit derselben staunenden Bewunderung an wie Autobesitzer — obschon ich fürchte, ich muß den Schuster bezahlen, was ich der Bahn entziehe; aber es geht alles, es muß gehen! Nur dieses letzte — ein Brief eintausend Mark —, das ist ein Schlag, der mich härter trifft als alles andere, denn der Verkehr mit fernen Lieben war noch mein einziger Trost und meine Freude.

Du hast recht, liebe Freundin: es ist hart. Für stille, ältere Leute, zu denen Du auch gehörst; für ans Haus gefesselte Leidende — zu denen Du gottlob nicht gehörst — bedeuten Briefe die großen Ereignisse, sehnlich erwartet und freudig begrüßt. Mit dem Trost, daß eine Briefmarke immer noch im Verhältnis viel billiger ist als Margarine oder Nähgarn oder andere unentbehrliche Dinge, will ich Dir nicht kommen, weil ich vermute, daß Du Dich darüber geradeso ärgern wirst, wie ich es tue, wenn man mir mit derartigen Tröstungen kommt. Daß man mit List und Kombinationsgabe die postalische Steuer manchmal vermeiden kann durch Ausnutzung persönlicher Verbindungen — das wird Dein Scharfsinn längst selbst ausgefunden haben; ich gestehe, daß diese kleinen Privatposten — Herr A., der nach B. reist, nimmt von Frau C. einen Brief für Fräulein D. mit — mir inniges Vergnügen bereiten, und ich meine, ein Brief, der einem auf eine solche Weise zugestellt wird, muß den Empfänger auch besonders freuen. Aber auch die günstigste Freundeskonstellation kann uns doch nicht ganz vom Stefansboten emanzipieren; hin und wieder muß man doch die Post bemühen. Im ersten Ärger über die neue Erhöhung hast Du vielleicht gesagt: Jetzt schreibe ich eben überhaupt keine Briefe mehr — wie Du es auch damals tatest, als ein Brief vierzig Pfennig kosten sollte. Du hast aber doch wieder Briefe geschrieben und wirst es auch jetzt tun, aber seltener freilich als früher — viel seltener. Hier ist, meine ich, der Punkt, wo unsere innere Stellungnahme zu einer an sich sehr betrüblichen Tatsache einsetzen muß; der Brief wird eine seltene, wird darum auch höher gewertete Angelegenheit werden für Schreiber und Empfänger. Ist es allzu optimistisch, von der Verteuerung des Briefportos eine Reform des Briefeschreibens zu erhoffen?

Die hinfällige Menschennatur ist nun einmal beeinflußbar von dem in Zahlen ausgedrückten Wert eines Dinges; und selbst diejenigen, für die eintausend Mark nicht mehr sind als die zehn Pfennig von früher — Du und ich gehören leider nicht zu diesen Zeitgemäßen! —, stehen doch auch etwas in Respekt vor der Zahl. Es wandelt einen doch ein leises Schamgefühl an, einen Brief, der eintausend Mark kostet — von den Kosten für Papier und Tinte ganz zu schweigen! —, mit ein paar nichtigen Redensarten zu befrachten.

Aufrichtig: haben wir nicht alle — Du auch, liebe Freundin —, als wir viel schrieben, manchen Brief abgeschickt, der nicht die zehn Pfennig wert war, die die kaiserliche Post für seine Beförderung beanspruchte, und der auch mit dieser Feststellung von dem enttäuschten Empfänger beiseite geschoben wurde? Haben wir das Briefeschreiben nicht oft als ein lästiges, langweiliges, jedenfalls unwichtiges Geschäft angesehen, das demgemäß flüchtig, gleichgültig, nebensächlich abgetan wurde; und haben wir nicht viele Briefe gleichgültig empfangen, flüchtig gelesen, ungenau beantwortet; den wachsenden Stapel unbeantworteter Briefe scheel angesehen, und in

übler Laune gar geäußert, es wäre besser, gar keine Briefe mehr zu bekommen?! — Und wie oft haben wir Briefe an liebe Verwandte, die besten Freunde, zu schreiben aufgeschoben oder ganz versäumt, weil wir „keine Zeit" hatten, weil wir nicht „in der Stimmung" waren, zu deutsch: weil wir zu trägen Herzens waren, uns zu ein paar guten Worten aufzuschwingen, auf die eine arme Seele vielleicht in liebender Besorgnis wartete. Und alle die nichtssagenden, die mit Konventionalismen und Wetterbemerkungen angefüllten Briefe, die einen nach einem guten Worte Hungernden bitter enttäuschten, die kränkenden Briefe, in denen die häßlichen Bemerkungen scharf und hart stehen und sich wie spitze Dolche in die Seele des Empfängers eingraben oder wie vergiftete Pfeile schwären. Hat nicht jeder von uns ein paar Briefe geschrieben, die nicht geschrieben zu haben, er ach! — viel, viel mehr geben würde, als er jetzt der Post an Tribut entrichten muß?

Wenn diese Briefe, die gleichgültigen, flüchtigen, kalten, lauen, die verstimmenden und verstimmten, gereizten, gehässigen seltener werden, so wäre das schon ein Gewinn; noch größer der positive Gewinn: wenn unsere Briefe eingehender, verstehender, inniger, liebevoller würden.

Wenn man früher Vergleiche zog zwischen den sich behaglich mitteilenden oder die Seele gegen einen Vertrauten in langen Bekenntnissen ausströmenden Briefen von damals und dem Telegrammstil der Briefe von heute, war eine Erklärung immer: Ja, früher schrieb man sich auch nur selten, und so ein lange aufgesparter Brief mußte wohl besser sein als unsere Massenproduktion. Und die zweite: Man hatte soviel mehr Muße zum Schreiben. Ersteres ist sicherlich richtig. Aber nun werden wir ja auch seltener schreiben. Und das zweite ... Es ist ganz sonderbar, daß der moderne Mensch trotz aller der zeitsparenden Wunder der Technik, die zu seiner Verfügung sind, niemals Zeit hat. Was macht er denn mit der Zeit, die er spart, wenn er Auto fährt und Telephon spricht? Die frühere Zeit mit ihrer schwerfälligen Naturalwirtschaft, die Zeit der Postkutsche, wo man im besten Falle in sechsunddreißig Stunden von Eisenach nach Frankfurt reiste, nahm den Menschen doch wahrhaftig Zeit genug weg. In der Postkutsche konnte man keine Briefe schreiben, während man die drei Stunden von Eisenach nach Frankfurt im D-Zuge bequem dazu benutzen kann. Und das könnte ein hübscher langer Brief werden. Aber man liest lieber einen Kriminalroman. Nein, an der Zeit allein liegt es nicht ... Es liegt an der Gesinnung. Und an der Kulturlosigkeit unserer Zeit. Der Brief ist ein feines Kulturdokument: er spiegelt das seelische Niveau des Schreibenden, aber auch das einer ganzen Epoche wider. Ich fürchte, unsere wird neben vergangenen nicht besonders bestehen. Wenn nicht — die Hoffnung wurde schon oben ausgesprochen — durch die Einschränkung in der Zahl die Qualität unserer Briefe gehoben wird. Wir werden den liebenswürdigen Briefstil der Großeltern nicht wiederfinden, weil wir eben andere Menschen sind; aber wir können unsere Briefe vertiefen und werden es tun. Wir werden mehr „Stoff" haben, wenn wir nach längerer Pause an einen Freund schreiben; aber wir werden auch in anderer seelischer Verfassung ans Briefeschreiben gehen, ernster, verantwortungsbewußter, liebevoller! Da wir an uns selbst erfahren, welch ein Ereignis der Empfang eines Briefes ist, werden wir uns mehr in die Seele des Empfängers versetzen, und wohl bedenken, daß unser Brief ihm keine Enttäuschung werde. Der Brief, den man schreibt, und der, den man empfängt, wird wieder zu einer erheblicheren Angelegenheit werden. Wie man, wenn man sich selten sieht, in ein Zusammensein möglichst viel hineindrängt an Mitteilung, Teilnahme, Freude am Freunde, wie man alle Verbindungsfäden neu zu festigen sucht, so werden wir es auch in unseren selteneren Briefen tun. Die Hauptsache ist natürlich Teilnahme, Wohlwollen, Liebe — nach Maßgabe unseres Verhältnisses zu dem Empfänger; aber wir können unsere Briefe auch nach der geistigen Seite hin vertiefen und bereichern, wenn wir Briefeschreiben liebevoller betreiben als früher. In den langen Pausen können wir sammeln, was für den Empfänger geeignet ist, ihm Anregung und Freude bringen kann: Bemerkenswerte Stellen aus Büchern, die wir gelesen, oder unsere Gedanken darüber; kleine amüsante oder rührende Züge aus dem Leben, wie es sich vor unseren Augen abspielt, sei es Kontor, Küche oder Kinderstube; Beobachtungen aus der Natur; knappe Zeichnung von Charakteren aus unserer Umgebung. Der Gewinn solcher Erziehung zur Beobachtung und Klarwerdung wird zugleich auch der unsere sein. Statt sich zu bemühen, mit nichtssagenden Redensarten die obligaten vier Seiten vollzuschreiben, soll es unser Studium werden, die zulässigen zwanzig Gramm mit Mitteilungen von höherem Wert anzufüllen und das Porto auf diese Weise wieder auszugleichen. Wir können ein zweifelloses Übel nicht in ein Gut umwandeln; aber wir können ihm eine gute Seite abgewinnen. Das Übel ist: seltene Briefe. Die gute Seite: bessere Briefe. In diesem Sinne grüße ich Dich, liebe Freundin, als Deine getreue Leidensgefährtin.

Sprichwörtliche Redensarten * Von Franz Brümmer

Das ist unter aller Kanone!

Diese Redensart hat mit dem bekannten Geschütz nichts zu schaffen. Sie stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, in dem man bekanntlich ein mit vielen fremden Wörtern durchsetztes Hochdeutsch sprach. Ein solches Fremdwort war auch „canon", d. h. Regel, Gesetz, Recht, Ordnung. „Unter allem canon" würde also etwa heißen: unkanonisch, unter allem Gesetz, außerhalb des Rechts, ordnungswidrig.

Vatermörder.

So nannte man die, noch bis ins vorige Jahrhundert hinein getragenen leinenen Kragen, die, teils am Hemd befestigt, teils lose um den Hals gelegt wurden. Ihre Flächen bedeckten den unteren Teil der Wangen, und ihre Spitzen reichten fast bis an den Mund. Daher nannten die Franzosen sie parasite, d. h. Schmarotzer, Mitesser. Der Volksmund machte daraus ein parricide, d. h. Vatermörder, und diese Bezeichnung verbreitete sich dann auch in Deutschland.

Er hat sein Fett gekriegt,

d. h. ihm ist gehörig die Wahrheit gesagt, er ist abgetrumpft worden. Das Wort „Fett" in der Redensart hat mit der bekannten tierischen Substanz nichts gemein; es stammt vielmehr aus dem französischen fait. Man sagt im Französischen: je lui ai donné son fait, d. h. ihm sein Teil gegeben, d. h. ihm Vorwürfe gemacht, und dire à quelqu'un son fait heißt: jemandem die Wahrheit sagen. Das fremde und darum unverständliche Wort ist dann von dem einfachen Deutschen in „Fett" umgewandelt worden.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe für Lesezirkel
Heft 44



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

An unsere Leser!

Unsere Papiervorräte ermöglichten es uns, den Preis für das „Universum" im Juni und Juli außergewöhnlich niedrig zu halten. Wir haben den Preis für das erste August-Doppelheft trotz der ganz außerordentlich gestiegenen Herstellungskosten mit Mk. 5500.— angesetzt; der Preis für das zweite August-Doppelheft kann erst kurz vor Erscheinen festgestellt werden. Dem „Universum" seinen Ruf als gediegene, abwechslungsreichste und billige Zeitschrift zu erhalten, wird unser ganzes Bestreben gelten. / Gemäß den postalischen Bestimmungen mußte der Postbezugspreis für August bereits am 3. Juli angemeldet werden. Wir rechneten damals noch mit einem Preise von Mk. 4500.— für das Doppelheft und meldeten demgemäß den Bezugspreis für den ganzen August mit Mk. 9000.— an. Die Geldentwertung der letzten Wochen hat diesen Preis so stark überholt, daß wir diejenigen unserer Leser, die das „Universum" bei ihrer Postanstalt (nicht beim Buchhändler!) bezahlen, bei Auslieferung des zweiten August-Doppelheftes bitten müssen, mittels Zahlkarte eine Nachzahlung vorzunehmen, deren Höhe noch bekanntgegeben wird. Unsere Auslandsleser bitten wir, sofort eine entsprechende Auffüllung ihrer Konten vorzunehmen.

Leipzig, Ende Juli 1923 **Verlag und Schriftleitung von Reclams Universum**

Die Unbegreifliche

R O M A N V O N

?

Der Name des Verfassers wird beim Schlußkapitel veröffentlicht

Unmittelbar daran anschließend erfolgt die Preisverteilung

10. FORTSETZUNG

Gradner verträumte den Rest der Karfreitagsnacht. Am Morgen zwang er sich dann zur Arbeit. Er mußte diesen Sonnabend vor Ostern allein verbringen, wenn er sich und Sylva nicht des Köstlichsten berauben wollte. Wohl wußte er, daß sie ihn empfangen würde; ja, daß ein Leuchten über ihr Gesicht gehen würde, wenn ihre Wege sich bei dem Gang nach ihrem „Mäuerchen" unvermutet kreuzten — aber er empfand auch, daß Sylva bei ihrer immer deutlicher werdenden vertrauensvollen Hingabe von ihm alle Stärke erwartete. Und Sylva wollte ihr Ostern haben! Den geheimsten Blütenstaub nahm er von dieser seit Wochen zwischen ihnen schwebenden Erwartung, wenn er nach dem Karfreitagabend Sylva nicht die Ruhe gönnte, die dem Feiertage vorausgehen mußte.

Gewaltsam zwang er sich zur Arbeit an einigen Bogen mit aufgeklebten Pflanzen, die er einem Vertrauten am Idrosee zugleich mit den kleinen Ostergeschenken des Grafen Tracagni zustecken wollte. Bevor er am Nachmittag zu seiner Wanderung aufbrach, sandte er Sylva die schönsten weißen Rosen zu, mit denen sie jetzt gern ihr Zimmer schmückte. Ein kleiner Zettel lag bei: „Am Ostersonntag scheint die Sonne am andern Ufer von zwei Uhr an."

Als er dann am Ostermorgen über Gargnano zurückkehrte, mischte sich wenig melodisch in den Klang der Glocken die schrille Dampfpfeife des „Angelo Emo", der in Bogliaco anlegen wollte und den Landungssteg durch einen kleinen Frachtdampfer besetzt fand.

„Carlo! Carlo, du mußt aufstehen," ertönte aus einem der eng zusammengeschachtelten Häuschen Bogliacos eine schrille Frauenstimme. „Der ‚Angelo Emo' kommt schon, und du kannst von deiner fetten deutschen Signora doch nicht verlangen, daß sie dich aus dem Bett holt!"

„Carlo?" — Gradner blickte flüchtig nach dem kleinen Kramladen hin, aus dem der Zuruf erschallte. Hier also war der elegante Prisco zu finden! Der Conte Tracagni hatte ihm einmal erzählt, daß dieser von den fremden Damen so heiß geliebte Don Juan längst verheiratet sei, und daß er in der kümmerlichen Behausung seiner Frau Unterschlupf suche, sobald ihm die Mittel für einige Tage ausgingen. Wahrscheinlich ließ er sich jetzt pflegen von dem Gift, das den kleinen Peudilett auch Sylva gegenüber so mißtrauisch gemacht hatte! Die Italiener am Gardasee blieben ein wunderliches Volk: sie wußten gewiß alle, daß der Pferdehändler ein gewissenloser Erzgauner war, dessen Wiege niemals in einem Grafenschloß gestanden hatte und dessen Frau sich mit dem Verkauf von Polenta und Gorgonzola ernähren mußte; weil er aber die verhaßten Fremden so ungeheuerlich zu betrügen verstand, deshalb verziehen sie ihm alles: den Ehebruch, den Dogcart und den Grafen. Selbst die arme, kranke Lisa, die so nebenbei mit in seine Fallen gegangen war, hatte um ihn geweint; und nur Peudilett hatte diese Tränen wohl so ausgelegt, daß sie aus Angst vor der Kaffeesatzwahrsagung geflossen seien.

Unten am Hafen von Bogliaco spielte sich die aufgeregte Szene ab, die jedes kleine, besondere Ereignis bei den Italienern bewirkt. Ruhig und unbeweglich blieb nur der Gendarm, der sich am Ostermorgen seiner verantwortlichen Aufgabe: nicht mitzumachen und durch den Anblick seiner steinernen Gelassenheit die Leidenschaft zu zügeln, noch mehr als sonst bewußt zu sein schien.

„Ein unglückliches Zusammentreffen," erklärte er Gradner, dem er in seinem Amt als Karabiniere gegenüber einem gebildeten, langjährigen Anwohner der Gardaseeriviera eine Aufklärung schuldig zu sein glaubte.

„Warum unglücklich? Kapitän Bolsano ist mit Recht stolz auf seinen ‚Angelo Emo'," sagte Gradner, der es bei seinen Berufsgängen vorzüglich verstand, der Eitelkeit der Italiener zu schmeicheln. „Bolsano darf sich nicht aufhalten lassen! Die Fremden beginnen heimzufahren, weil sie diese lächerliche Furcht vor jedem warmen Sonnenstrahl haben, der die paar Fliegen auf dem Fleisch in Besentinis Laden treffen könnte. Warum müssen sie auch Fleisch essen, wenn wir uns in der Hitze von Spaghetti ernähren? Doch Kapitän Bolsano kennt die Fremden und ihre lügenhaften Berichte über Italien: er setzt seine Ehre darein, auf die Minute genau in Riva landen zu wollen, damit es nicht heißen kann, man habe durch die Bummelei auf dem Gardasee den Eisenbahnanschluß verfehlt."

Der Karabiniere kraute sich hinter dem Dreimaster. „Das allein ist es nicht, Signor Barbarossa," plauderte er aus. „Heut ist es hier wie im Theater: unser Volk wartet auf den letzten Akt! Auf ein Wunder der Madonna, oder mehr noch auf einen Blitzstrahl der Hölle. Ein Sarg hat selbst für uns Karabinieri, die wir oft mit Toten zu tun haben, immer etwas Aufregendes. Man erwartet, daß sich die Hand unter dem Deckel noch einmal herausstrecken könnte. Und wer Schuld an dem Tode trägt, der fürchtet, daß die Hand auf ihn zeigt."

Er blickte sich um, ob er auch von keinem Lauscher gehört werden könne. „Sie verstehen, Signor, daß der kleine ‚Cigno' den strikten Befehl hatte, mit seiner traurigen Last unmittelbar von Maderno nach Riva zu fahren. Man liebt nicht den Anblick der Särge am Gardasee! Diese arme Russin wäre billiger zu ihrem Grabe gekommen, wenn sie sich auf dem Friedhofe von Maderno hätte beisetzen lassen. Der russische Pope, der von Mailand oder Venedig bestellt wird, ist nicht so teuer! Sie muß aber ihre Heimat über alles geliebt haben, denn sie hat sogar ihre Freundin mitgebracht, falls es nötig sei, ihre Leiche nach Rußland zurückzuschaffen. O Herr, ich weiß alles!" fuhr er lebhafter fort, weil Gradner ihn mit einer Frage zu unterbrechen drohte. „Ich bin dabeigewesen, als sie im Theater den Revolver zog, ich sehe noch ihr stummes Lächeln, als der Präfekt sie möglichst unauffällig hinausbat und wir ihr Handschellen anlegen mußten. Sehr hohe Gönner hat ihre Freundin gehabt; denn schon am nächsten Tage kam ein Telegramm des

russischen Gesandten aus Rom, und wir mußten sie freilassen, weil sie krank und unbekannt mit unseren Gesetzen des Waffentragens war. ‚Die Russen sind unsere Freunde', hat der Hauptmann gesagt. Außerdem hat die Russin erklärt, daß der Conte Prisco ihr gleichgültig und verächtlich geworden sei, seitdem er sich im Theater feige hinter ein Weib versteckte. Aber wir haben sie heimlich bewachen müssen, weil der Conte Prisco täglich an ihrem Hause vorbeifuhr, da er keinen anderen Weg hatte, um zu den beiden schönen deutschen Mädchen in Gardone zu gelangen. Und ein betrogenes Weib bleibt immer unberechenbar; das wissen wir doch auch, Herr! Wir haben von dem schweren Dienste aufgeatmet, als der Doktor Rini am Palmsonntag uns zuflüsterte, daß der letzte Blutsturz spätestens am Karfreitag zu erwarten sei."

Gradner schauerte zusammen. Wie häßlich wartete man doch auf das vorausbestimmte Schicksal solch armer Kranker!

„Und dann ist sie wirklich in der Nacht zum Karfreitag gestorben?" fragte er, um die Unterhaltung abzukürzen. Er wußte, daß es kein Entfliehen gab: wenn er weitergewandert wäre, dann hätte der Gendarm eher noch seinen Posten im Stiche gelassen, als daß er die einmal begonnene Erzählung nicht vollendete.

„Nein, Herr!" triumphierte der Karabiniere. „Diese fromme Legende haben wir in die Welt gesetzt. Die Russin starb schon am Donnerstagabend; genau gesagt am Nachmittag um fünf Uhr zwanzig Minuten. Aber sterben darf am Gardasee kein Fremder; am wenigsten ein Kranker, der in einer teuren Pension wohnt und durch eine Liebesgeschichte von sich reden machte. Unser göttliches Klima darf nicht in Mißkredit kommen! Da hat unser Hauptmann zu unserm alten Mittel der Verwirrung gegriffen: links von Maderno wurde die Parole ausgegeben, die Russin habe Prisco ermorden wollen, rechts von Maderno haben wir sie Gift nehmen lassen; was dabei herauskommt, bleibt stets interessant für Erzähler und Zuhörer, aber verdeckt den uns zu Ostern höchst unerwünschten natürlichen Tod einer Lungenkranken. Die Fremden konnten wir täuschen, Herr; wir hatten jedoch nicht mit der aufwallenden Leidenschaft unseres Volkes gerechnet! Schon in Maderno ist es zu einem Zusammenlauf gekommen, als man den Sarg an Bord des ‚Cigno' brachte. Besonders die Weiber haben unter Verwünschungen und Drohungen verlangt, daß der Conte Prisco herbeigeholt werden müsse, um sich gegen die Hand zu verteidigen, die aus dem Sarge heraus auf ihn zeigen würde. Und die zwei Matrosen des ‚Cigno' haben ihren alten, klapprigen Kapitän gezwungen, hier in Bogliaco anzulegen; sie haben sich unter dem Beifall der Weiber die Mühe gemacht, den Sarg auf die Landungsbrücke zu setzen. Doch der Conte Prisco wird ihnen nicht den Gefallen tun, sich dem Gottesurteil zu unterwerfen! Er schläft, und nötigenfalls genügt meine breite Gestalt, um den schmalen Eingang zum Laden der Donna Anna zu decken. Die Leidenschaft der Leute ist hier nicht so echt wie in meiner sizilianischen Heimat, Herr; dort hatten wir einmal . . ."

Der Karabiniere unterbrach sich mit einem Fluche. Trotz seiner Gesprächigkeit hatte er gewohnheitsmäßig die Straße und den Landungsplatz nicht ganz aus dem Auge gelassen. Seine bestimmte Erwartung, daß der letzte Akt des vom Volke erwarteten Theaters wie ein Strohfeuer kurz vorübergehen müsse, wurde plötzlich umgestoßen: die Hauptperson, die hinter den Kulissen bleiben sollte, näherte sich der offenen Szene!

Aus einer Seitengasse tauchte Prisco auf. Entgegen sonstiger Gewohnheit führte er seinen riesigen Steppenhund an der Leine. In der Hand schwang er eine kleine Reitgerte. Gewandt übersprang er mit seinen Lackschuhen die Schmutztümpel, die ihn am schnellen Vorwärtskommen gehindert hätten.

Aus dem großen Torbogen des Palazzo Bettoni trat der Hausmeister, der schon auf Prisco gewartet zu haben schien. Beide schüttelten sich die Hände, während Prisco rasch in den Palazzo eintrat.

„Glaubt er dort sicherer zu sein?" fragte Gradner erstaunt.

„O nein; er ist Neapolitaner und kennt keine Furcht vor der schwächlichen Volksleidenschaft am Gardasee. Ich war vorhin bei ihm, als das Telephon der Gendarmerie von Maderno aus uns warnte; da hat er über die alten Weiber am Gardasee gelacht und hat sich zum Schlafen auf die andere Seite gelegt. Furcht hat er nur vor der Faust der Deutschen, Herr! Sie erinnern sich vielleicht, damals . . ."

Wieder brach der Karabiniere mit einem Fluche ab. „Dieser Spitzbube Luigi!" murmelte er vor sich hin. „Weil der Graf Bettoni seit Jahr und Tag in Brescia weilt und den Palazzo meidet, in dem seine schöne Tochter gestorben ist, vergibt sein Hausmeister gegen ein gutes Trinkgeld das Herrenrecht an einen Pferdehändler, den man noch vorgestern gepfändet hat! Das ist die Strafe dafür, daß der Graf Bettoni so liebenswürdig ist, die unermeßlichen Kunstschätze des Palazzos zur Besichtigung offenzuhalten. Sehen Sie nur: dieser Pferdehändler bewegt sich im Garten des Grafen Bettoni, wie wenn er dort zu Hause sei! Und ich bin machtlos, ich habe kein Recht, die Befugnisse des Hausmeisters anzuzweifeln!"

Priscos Frechheit ging noch viel weiter als der Karabiniere und Gradner zunächst vermuten konnten. Nachdem er von der Gartenterrasse des Palazzos aus einigen Damen auf dem „Angelo Emo" zugewinkt hatte, schritt er zwischen den Rasenflächen auf eine kleine Pforte zu, die direkt zum Landungsplatz führte.

Als er allerdings auf dem Landungssteg den aufgebahrten Sarg sah, stutzte er einen Augenblick lang. Dann nahm er jedoch seinen Hund fester an die Leine und wippte vielsagend mit der Reitgerte.

Einige Verwünschungen wurden hinter seinem Rücken laut, als der dichtgeballte Klumpen der Wartenden vor ihm und seinem Hunde auseinandergehen mußte. Doch niemand wagte, ihm den Weg zu verstellen.

Eine erwartungsvolle Stille trat ein, während er bewußt langsam, den Blick fest auf den Sarg gebannt und den Hut leicht lüftend, an der Bahre der Russin vorbeischritt.

„Die Madonna schläft am Ostermorgen," sagte der eine Matrose mit rauher Stimme, „sonst könnte sie solchen Frevel nicht zulassen!" Doch schon hob sich im Volke wieder die Gegenstimmung. „Der Conte Prisco trägt keine Schuld daran, wenn mal eine Fremde stirbt," redete der Hafenmeister jetzt beruhigend auf die Menge ein. „Nichts hat sich bewegt," stimmte eine als Wahrsagerin besonders verehrte Großmutter zu, „und die Hand wäre ihr aus dem Sarge gewachsen, wenn sie ihn vor Gottes Thron fordern wollte. Laßt die Toten ruhen!" Da griffen zehn Arme zu, um den Sarg der toten Annemarie so schnell wie möglich wieder auf den „Cigno" zu verladen und das fröhliche Ostern zu genießen.

„Was war das?" fragte etwas mißtrauisch geworden der Papa Brinkmann, als der „Angelo Emo" endlich anlegen konnte. Der alte Herr war seiner Familie vorausgeeilt und nahm den feierlich wartenden Prisco beiseite. „Das sah ja fast so aus, als ob man Sie steinigen wollte, verehrter Graf!"

Mama Brinkmann drängte sich zwischen ihre beiden Töchter. „Ein Sarg auf dem Wege, den man gehen will, das bedeutet großes Unglück," flüsterte sie bekümmert,

während sie ihr gutes Schwarzseidenes nochmals zur Begrüßung des Grafen zurechtstrich.

„Jede Liebe ist ein Unglück," sagte Mabel trotzig. „Und die Geschichte mit Carlo muß unglücklich ablaufen, liebe Mama. Marianne hat, als die Ältere, den Vortritt! Ich werde mich damit begnügen, mit meinem neugebackenen Schwager auszureiten — sobald er erst wieder ein Pferd hat."

Marianne lächelte duldsam. „Ich danke dir, Mabel. Und ein Pferd muß Papa ihm selbstverständlich schenken; das erwartet Carlo als Mindestes, wenn er nachher im Ahnensaal der alten Grafen Prisco offiziell um meine Hand anhält."

Mama Brinkmann seufzte tief. Ihr war bei dieser Verlobung unheimlich zumute. Die jahrelange Krankheit hatte sie verhindert, die beiden lebenslustigen und vielbegehrten Mädchen unter Aufsicht zu halten. Und der Papa war viel zu verliebt in seine schönen Töchter, um ihnen etwas in den Weg zu legen. Was sich jedoch hier in diesen Monaten am Gardasee heimlich und unter dem Vorwand, ihr krankes Herz nicht aufregen zu wollen, hinter ihrem Rücken zwischen den beiden Mädchen abgespielt hatte, das ahnte sie, wenn sie Gelegenheit hatte, den Conte Prisco in seinem Verhältnis zu Marianne und Mabel zu beobachten. Und wenn das jetzt vielleicht auch endlich durch die Verlobung mit Marianne ein Ende fand, dann wußte man doch nicht, was bei Mabels Temperament die Zukunft bringen konnte. Und der Sarg — der Sarg auf dem Wege zur Verlobungsfeier! Was nützte der wundervollste Palast, wenn das Mutterherz das Unglück voraussah!



Alter Hof. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Karl Abt.

„Der Papa ist streng: er hat mich in eine Lektion genommen," sagte Prisco, indem er, unter Lachen näher tretend, die Damen begrüßte. „Ich soll wissen, welcher alte Mann dort in dem Sarge die Reise nach Deutschland antritt! Nur weil das dumme Volk mich angaffte und ein paar alte Weiber mit den Fäusten gestikulierten. Aber das ist doch ganz natürlich: sie haben, wie alle Italiener, Angst vor meinem Hunde! Und es schickt sich wohl auch nicht, wenn man mit einem Hunde an einem Sarge vorbeigeht, wo man doch den Hut tief abnehmen muß. Daher die Aufregung! — Aber nun: herzlich willkommen bei mir!" Er öffnete die Gartenpforte zum Palazzo Bettoni und ließ Brinkmanns eintreten.

Bis hierher hatte Gradner die Szene am Landungsplatz von Vogliaco verfolgt. Dann wanderte er seine Straße weiter. Er durchschaute jetzt die Komödie, die der mal wieder von seinen Gläubigern gehetzte Prisco dort spielte; aber den Brinkmanns war ja doch nicht zu helfen: die beiden Mädchen liefen in ihrer Verliebtheit in die plumpeste Falle, die kranke Mama war für ihre Töchter von der Torschlußpanik erfaßt, und der alte Herr dienerte vor einem Grafen, der solchen wohlgepflegten Palazzo sein eigen nennen durfte.

Auch Prisco war seiner Sache so sicher, daß er nicht mal zu lügen versuchte, als Marianne ihn, während die anderen ein kostbares Louis-XIV.-Schlafzimmer bewunderten, leise befragte: „Du wußtest doch, daß die Russin, die dich im Theater erschießen wollte, in dem Sarge lag? Mabel und ich verstanden, was die Leute auf dem ‚Angelo Emo' sich erzählten!"

„Ach laß doch," sagte er ungnädig. „Wenn du all die Mädchen zählen willst, die auf dich eifersüchtig sind, wirst du nie fertig!" Ihm lag daran, den Papa Brinkmann dauernd unter Beobachtung zu halten und dafür zu sorgen, daß ihm nichts von dem Reichtum des großen Palazzo entgehen konnte. Auf Luigi, der seine albernen Fremdenführer-Angewohnheiten trotz mancher heimlicher Winke nicht ganz aufgeben konnte, war kein rechter Verlaß. Auch hieß es die Sache jetzt schnell vorwärtstreiben, denn bis zum Mittagdampfer mußte alles in Ordnung sein, damit man gemeinsam nach Gardone zurückkehren konnte, und die größte Schwierigkeit: die Beschaffung des Festmahls innerhalb des Palazzo Bettoni, möglichst unauffällig umgangen wurde.

Während die Damen in einem der Salons einen großen Wandteppich bewunderten, ging er mit Herrn Brinkmann ein paar Zimmer weiter und eröffnete dort in einer Fensternische dem nicht allzusehr Erstaunten seinen Wunsch, heute — am Ostertag — seine Verlobung mit Marianne zu feiern. „Daß wir uns lieben, dürfte Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin ja schon längst bekannt sein, lieber Papa," sagte er zum Schluß mit lächelnder Selbstverständlichkeit.

Auch Papa Brinkmann lachte. „Na endlich," rief er aus. „Die Mama und ich glaubten schon, ihr wolltet uns bis zur Segelregatta in Hamburg warten lassen! Können Sie segeln, lieber Graf? Ich habe eine feine neue Jacht; das wäre ein Spaß, wenn Mariannes Bräutigam die zum Siege führte! Nein? — na dann nicht! Dann mach' ich's selber! So, und nun" — er steckte die Hände pfiffig lächelnd in die Hosentaschen und drehte scherzhaft seinen Bauch heraus — „als Schwiegervater muß man ja wohl bei solch feierlicher Gelegenheit die Frage tun: wieviel brauchen Sie, lieber Sohn? Mariannes Mitgift ist so ungefähr Ihren Palazzo wert; aber man

verlobt sich doch nicht, ohne erst mal den Schwiegervater gehörig anzupumpen! Also heraus mit der Sprache!" Er gab Prisco einen väterlich scherzhaften Schlag auf die Schulter.

„Fünfzigtausend Lire würden genügen," sagte Prisco kühn.

Da wurde Johann Christian Brinkmann plötzlich sehr ernst. „Herr — Sie — Sie scherzen wohl?" fragte er mit stockender Sprache. Dann lachte er auf. „Unsinn, mich so zu erschrecken! Na, Spaß muß sein; ich war ja das Karnickel, das angefangen hat." Er hatte sofort seine frohe Laune wiedergefunden.

„Auch mit dreißigtausend oder nur mit fünfundzwanzigtausend Lire komme ich aus," sagte Prisco etwas kleinlauter.

Der alte Herr griff nach einem Stuhle, auf den er sich stützen konnte. Die Burgunderfarbe war aus seinem Gesicht gewichen. „So!" brachte er mühsam hervor. — „So! — So!"

„Es genügt schon, wenn der Papa mir ein neues Pferd kauft," lenkte Prisco entgegenkommend ein, „ich habe Sunflower und den Rappen wegen unvorhergesehener Umstände verkaufen müssen."

„Unvorhergesehene Umstände — so so," sagte Johann Christian Brinkmann langsam. Er blickte sich in dem Prachtzimmer um und schien sich in den Anblick der alten Meistergemälde vertiefen zu wollen.

„Mein Palazzo bietet ja für alle Fälle genügend Sicherheit," begann Prisco in der unheimlich werdenden Stille die Bedenken zu zerstreuen.

Da gab Johann Christian Brinkmann sich einen energischen Ruck. Die Zornesader schwoll ihm auf der Stirn an.

„Du italienischer Halunke darfst doch nicht glauben, daß du einen alten Hamburger Reeder über den Löffel balbieren kannst," sagte er so laut, daß die näher kommenden Damenstimmen plötzlich erschreckt schwiegen. „Wer weiß, wem dein Palazzo gehört! Ich alter Esel habe mir lange Sand in die Augen streuen lassen, weil ich von der Liebe nicht mehr verstehe, als daß man es ehrlich und treu meint. Und wenn du von mir sagen wir mal so eine runde Million verlangt hättest, dann wäre ich vielleicht auch noch weiter dumm geblieben. Aber fünfzigtausend Lire und dann gar noch bis auf fünfundzwanzigtausend herunterhandeln — da müßte ich ja nicht Johann Christian Brinkmann heißen, wenn ich darauf hereinfiele. Das tut kein Schloßbesitzer und auch kein Graf! So, nun sind wir miteinander fertig!"

Prisco vertrat ihm den Weg zum Nebenzimmer. „Herr, ohne Geld ist die Sache nicht abzumachen," sagte er mit eisiger Unverschämtheit. „Ich habe Auslagen für die Damen gehabt!" In Gedanken überflog er noch einmal blitzschnell die Situation: früher oder später kam diese Abrechnung ja doch; das Zimmermädchen im Grand Hotel brauchte nur auszuplaudern, daß er längst verheiratet war, irgendein anderer Zufall konnte das Komödienspiel des Brautstandes an viel ungünstigerem Orte zum Bruch bringen, und der alte Herr war ja mit seinen scharfblickenden Seemannsaugen jetzt weit mehr zu fürchten — also lieber gleich die letzte Szene aufführen! Dann hatte er wieder Geld, um noch vor Schluß der Saison einen anderen Goldfisch zu ködern. „Für beide Damen," sagte er hämisch betonend, „nicht nur für Fräulein Mabel, mit der ich eine Nacht im Lido-Palace zubrachte. Für fünfzigtausend Lire verzichte ich jedoch darauf, die Damen noch vor anderen Augen als vor denen ihrer Eltern zu kompromittieren."

Diese mit verschiedenen kleinen Abänderungen schon öfter vor deutschen Vätern oder anderen Verwandten gebrauchte Rede verfehlte auf Papa Brinkmann jede Wirkung. Er hatte glänzende Laune. „Du armer Schlucker weißt nicht, was die Töchter von Johann Christian Brinkmann in Hamburg zu bedeuten haben," warf er verachtungsvoll Prisco hin, „die kann man um den Preis von fünfzigtausend Lire weder retten noch kompromittieren. Und dir Betrüger zahle ich keinen Groschen! Lieber kaufe ich meinen Töchtern einen Mann, wenn das nötig ist."

Er steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. „Alle Mann an Deck; die beiden Mädels peilen die Ausfahrt, ich bringe Muttern im Schlepptau nach," befahl er in ruhiger Kommandostimme.

Marianne fand kein Wort der Widerrede. Bei ihrem sonst so verliebt nachsichtigen Papa kannte sie ganz genau die Stimmung, wenn er ins Seemannsdeutsch verfiel. Die Mama Brinkmann atmete sogar erleichtert auf: ihr Johann Christian war zwar durch den immer größer werdenden Reichtum oft schwach; wenn er aber mal wieder das Steuer ergriff, dann konnte man sich darauf verlassen, daß er mit klaren Augen an allen Klippen vorbeischiffte. Nur Mabel wagte eine Einrede. Da sie weniger als Marianne mit dem Herzen beteiligt war, hatte sie den Sinn der erregten Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern vollkommen verstanden. Carlo hatte Geld gefordert: für ihre und Mariannes Schande! Er war der Verführer und Betrüger, den sie schon längst in ihm in bitteren Stunden erkannt hatte! „Und meine Brillanten?" fragte sie, indem sie zaudernd vor ihrem Vater stehen blieb und ihr Blick nach dem Nebenzimmer ging, wo Prisco verschwunden war.

„Die hat er auch?" Papa Brinkmann lachte. „Kinder, das kommt alles jetzt auf eins heraus: lassen wir sie ihm; wir müssen uns großzügig aus diesem Schiffbruch retten. In Hamburg weht Gott sei Dank ein anderer Wind als an diesem verfluchten Gardasee! Mabel, mag er mit deinen Brillanten glücklich werden, die er wahrscheinlich längst an der Spielbank verjeut hat. Aber gut, daß ich's weiß: wenn dieses italienische Affengesicht jemals wagt, das Maul aufzutun, dann werde ich den Kerl als Spitzbuben einstecken lassen. Hoho: Johann Christian Brinkmann wird sich doch nicht von diesem italienischen Lumpengesindel an den Wimpern klimpern lassen! — So, Mutter, und nun heißt es, mal ein bißchen die Zähne aufeinanderbeißen. Die Mädels haben eine böse Erfahrung hinter sich. Aber wenn's auch mal noch toller kommt: nie werde ich sie wieder an einer fremden Boje verankern. Jeder deutsche Landstreicher soll mir lieber sein als so ein italienischer Conte!"

Mit rührender Sorgfalt führte er die kranke Frau durch den langgestreckten Garten des Palazzo Bettoni zum Landungsplatz des Dampfers. Dem an der Pforte auf ein Trinkgeld wartenden Hausmeister warf er ein „Spitzbube!" ins Gesicht. Dafür verteilte er unter die von keinem Prisco zurückgescheuchten und plötzlich herbeiströmenden Armen Bogliacos mehr als hundert Lire. „Kinder, wir wollen glücklich sein, daß die Geschichte noch so gut abgelaufen ist," sagte er liebevoll zu Mabel und Marianne. „Dumm sein darf der Mensch wohl mal, aber wenn er alt genug geworden ist, dann muß ihm im richtigen Augenblick sein Verstand ‚Stopp' zurufen; das werdet ihr auch noch lernen!"

Von ihrem Ausflug nach Bogliaco zurückgekehrt, begannen die Brinkmanns sofort ihre Koffer zu packen; sie fuhren am Abend mit Auto nach Verona, wo sie den Münchener Schlafwagen erreichen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Jagd

Humoristische Skizze. Von Max Dürr

Da der Bezirksamtmann Nikodemus Hebengut lange schon den sehnlichen Wunsch hegte, mit einem der Jäger auf den Anstand zu gehen, so nahm er die Einladung seines Freundes Friedebeul mit großem Vergnügen an und fand sich pünktlich zur festgesetzten Stunde an dem Kreuzweg ein, wo das Bild des heiligen Chrisostomus unter dem kleinen verwitterten Schutzdach stand.

Nicht daß er irgendwie Gelüste verspürt hätte, einen Hasen oder gar einen Rehbock zu schießen, im Gegenteil, er war von Natur dieser Schlächterei, wie er zu sagen pflegte, durchaus abhold, und es war jedermann bekannt, daß er eine Flinte mehr fürchtete als das Fieber, aber da er Neugierde besaß und Friedebeul mit seinen Genossen tagtäglich von ihrer Jagd erzählen hörte, siegte das Verlangen, einmal einem Pirschgang beizuwohnen, über seine Angst.

Nikodemus Hebengut war ein kleiner Mensch von unscheinbarem Aussehen, und der starke Schnurrbart unter der roten, dicken Nase vermehrte noch, man sollte es nicht glauben, das Unansehnliche seiner Gestalt. Er trug heute zur Jagd einen schlechten Mantel und einen Filzhut, der vor Alter jegliche Form verloren hatte, und Friedebeul musterte ihn mit vergnüglichem Lächeln und mit der geringschätzigen Überlegenheit, wie sie große, kräftige Menschen dem Schwachen gegenüber an den Tag zu legen pflegen.

Als sie im Revier angekommen waren, wies Friedebeul seinem Freunde den Platz an, gab ihm einen Buchenzweig in die Hand und erklärte ihm, wie er sich zu verhalten habe. „Beachte es genau, Nikodemus,“ sagte er, „ich stehe dreihundert Meter weit an der Steineiche dort drüben bei der kleinen Lichtung. Du hast nichts zu tun, als den Bock, wenn er hier vorüberwechselt, mir zuzutreiben. Sobald der Schuß fällt, machst du dich auf die Beine und kommst eilig zu mir.“ Er pfiff seinem Hunde, rückte den Riemen seiner doppelläufigen Büchse etwas höher und schritt in der angedeuteten Richtung weiter, ohne sich nur nach dem Bezirksamtmann umzusehen.



Idylle. Mit der Schere aus einem Stück geschnitten von Martha Sachse-Schubert, Leipzig.

Eine volle Stunde wartete Nikodemus Hebengut mit der größten Aufmerksamkeit. Dann fing er an unruhig zu werden, die Einsamkeit und die tiefe Stille des Waldes dünkte ihn unheimlich, und die Fliegen begannen ihn stark zu quälen, obgleich er den Buchenzweig zu Hilfe nahm, um sie abzuwehren. Es ist entsetzlich langweilig, dachte er, ich werde nicht so bald wieder mit auf den Anstand gehen, und es ist, wenn man es recht sagen will, eine ungeheuerliche Zumutung von Friedebeul, mich hierherzustellen. Vielleicht hat er mich nur zum Narren gehalten, und wer weiß, ob er noch dort drüben steht. Es ist so einsam, man könnte mich umbringen und kein Hahn krähte nach dem Bezirksamtmann Nikodemus Hebengut. Aber wenn ich jetzt den Platz verlasse, so wird man mich auslachen und zum guten Ende könnte ich mich noch im Walde verirren.

In diesem Augenblick vernahm er ein starkes Rauschen, das Knacken eines dürren Holzes, und als er sich umdrehte, erschrak er furchtbar. Ein Rehbock stand vor ihm und glotzte ihn, wie es ihn, Hebengut, deuchte, mit funkelnden Lichtern drohend an. Noch nie in meinem Leben, dachte er, habe ich ein solch schreckliches, ungeheures Tier gesehen. Er zog sich schnell hinter den Stamm einer Buche zurück, und am ganzen Leibe zitternd, machte er hinter dem Baume hervor scheuchende Bewegungen mit seinem Zweige.

Aber das Tier stellte sich gegen ihn, stampfte zornig mit den vorderen Läufen und stieß schnaubende Töne aus.

Dem Bezirksamtmann Nikodemus Hebengut trat der Angstschweiß auf die Stirn. Es ist mein Letztes, dachte er, und in seiner Todesangst gab er ein jammervolles Klagegeheul von sich.

Sogleich packte das Tier auf und brach in großen Sätzen durch das Gebüsch.

Als Nikodemus Hebengut völlig erschöpft, mit blassem Gesicht, keuchend und triefend vor Schweiß infolge des eiligen Laufens an der von Friedebeul bezeichneten Steineiche eintraf, empfing ihn dieser sehr ungnädig. „Was machst du denn für Geschichten, Nikodemus?“ schalt er. „Nun ist alles aus,

und wir können mit leeren Händen nach Hause gehen. Beim Teufel, was soll denn das Geschrei heißen, du Übergescheiter?"

„Ich hätte geschrien?" erwiderte Hebengut mit schuldbewußter Miene.

Aber Friedebeul achtete gar nicht weiter auf ihn, weil er zu ärgerlich war. „Es schrie doch irgend jemand, und ich dachte, du wärest es gewesen."

„Mein Gott," sagte Nikodemus Hebengut beleidigt, „ich habe mir alle Mühe gegeben. Als der Rehbock kam, trieb ich ihn dir zu, aber das blödsinnige Vieh ist dort hinübergesprungen, was kann ich dafür, und ich verfolgte es, so gut ich konnte... Das ist nun der Dank für die Plackerei, die ich hatte!"

Zankend machten sich die Freunde auf den Heimweg, und die ganze lange Strecke über gaben sie sich kein gutes Wort.

Als sich Friedebeul ein wenig beruhigt hatte, fragte er den Bezirksamtmann, da er ihm nicht recht traute, darüber aus, ob wirklich ein Rehbock vorübergewechselt hätte.

Eifrig versicherte es Hebengut. „Es war ein kolossales Tier," sagte er. „Ein anderer als ich hätte Angst vor ihm bekommen können!"

Tags darauf ging Friedebeul wieder auf den Anstand, und er lud seinen Freund Nikodemus ein, mitzukommen, aber Hebengut dankte. „Es ist keineswegs interessant, wenn man nicht selbst Jäger ist," sagte er. „Ich muß auch gestehen, ich hatte wirkliches Mitleid mit dem Tier, wie es so in Todesangst vor mir stand... Einmal und nicht wieder, Friedebeul!"

Körperbau und Charakter

Von Dr. Adolf Heilborn

Die Abbildungen sind mit Genehmigung des Verlags Julius Springer dem Werk „Körperbau und Charakter" von Dr. Ernst Kretschmer entnommen.

Auf jeder Stufe der Kultur schafft sich das Volk seine eigene Wissenschaft vom Menschen, eine volkstümliche Physiologie und Psychologie und, daraus resultierend, eine besondere Heilkunde, die je nach dem Umfang der Erfahrungen in ihrem Bestand und ihren Methoden wechselt, in ihren Grundlagen aber unerschütterlich alle Zeiten überdauert. Diese Grundlagen gründen sich auf „Empirie", auf Beobachtung und Erfahrungstatsachen, die aus unvoreingenommenem Schauen gewonnen und darum oft richtiger begriffen sind, als der geschulte Blick späterer Lehrsysteme sie deutet. Es ist reizvoll und lehrreich, in der Geschichte der Medizin zu verfolgen, welchen bedeutsamen Einfluß zu verschiedenen Zeiten die empirisch naive „Volksmedizin" auf die wissenschaftliche Heilkunde und ihre Lehrmeinungen gehabt hat: ich will in diesem Zusammenhang hier nur ganz kurz darauf hinweisen, daß z. B. die „Organtherapie", die heute im Mittelpunkt unseres medizinisch-wissenschaftlichen Denkens und Experimentierens steht, in naiv empirischer Form längst Gemeingut der Naturvölker ist.

Ähnliche Gedankengänge waren es wohl, die den Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer dazu führten, von gewissen psychiatrischen Erfahrungen aus einmal die Frage der Beziehungen zwischen „Körperbau und Charakter" (Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten, Verlag von J. Springer, Berlin) eingehender zu prüfen. Der Teufel des Volks ist hager und hat einen dünnen Spitzbart am schmalen Kinn, der gutmütige dumme Teufel dagegen ist wohlbeleibt. Der Heimtücker ist buckelig und hüstelt, die alte Hexe zeigt ein dürres Vogelgesicht. Wo es heiter und saftig zugeht, stellt sich der dicke Ritter Falstaff ein, rotnasig und mit spiegelnder Glatze. Die Frau aus dem Volk mit dem gesunden Menschenverstand ist untersetzt, drall und stemmt die Arme in die Hüften. Heilige und Eiferer erscheinen überschlank, langgliederig, durchsichtig und blaß. Könnten nicht, fragt Kretschmer ganz in unserem Sinne, solche Dinge, die die Phantasie der Völker in jahrhundertlangen Überlieferungen auskristallisiert hat, objektive völkerpsychologische Dokumente sein, Niederschläge von Massenbeobachtungen, auf die vielleicht auch für den Forscher ein kleiner Seitenblick sich

Gottfried Keller. Radierung von Stauffer-Bern. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Amsler & Ruthardt, Berlin.)


Torquato Tasso. Stich von P. Caronni nach der Zeichnung von Longhi. Alexander v. Humboldt. Stich von F. Bolt nach F. Krüger.

verlohnt? Und seine von speziellen psychiatrischen Problemstellungen ausgehenden, dann aber, gleichsam mit innerer Notwendigkeit, immer weitere Kreise ziehenden und so endlich in umfassend allgemein-psychologische, ja, »biologische Gesichtspunkte ausmündenden Untersuchungen ergaben die Richtigkeit dieser volkstümlichen Psychologie, will sagen: gewisse, ganz unverkennbare Zusammenhänge zwischen Temperament beziehungsweise geistiger Veranlagung und Konstitution beziehungsweise Körperbautypus, zwischen Wesensart und Körperform.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich hier darstellen, wie der Forscher sich im einzelnen aus der „karikierenden Verzerrung der seelischen Anomalien" — einen treffenden Ausdruck Gaupps zu gebrauchen — die Bausteine für seine in Theorie und Praxis einheitliche Charakterologie geholt hat. Es genüge zu wissen, daß er, auf der Kraepelinschen Lehre von den zwei großen Formenkreisen aus ererbter seelischer Anlage entspringender Geisteskrankheiten — des zirkulären oder manisch-depressiven und des schizophrenen Irreseins (Jugendirreseins) — fußend, zunächst feststellen konnte, daß bestimmte Körperbautypen sich häufiger bei dieser, andre häufiger bei jener Form von Irresein finden. Die Zirkulären zeigen zumeist den sogenannten „pyknischen" Typus: es sind gedrungene, mittelgroße Gestalten mit weichem, breitem Gesicht auf kurzem, massigem Halse, „wohlbeleibt, mit glatten Köpfen" (mit Shakespeares Cäsar zu reden) und verhältnismäßig zierlichen, rundlich-weichen Gliedmaßen. Die Schizophrenen dagegen haben entweder „asthenischen" oder „athletischen" Typus. Letzterer ist mit seinen breiten, ausladenden Schultern, dem derben, hohen, auf freiem Halse getragenen Kopf und der straffen Muskelgliederung von Rumpf und Extremitäten auch dem Laien eine bekannte Erscheinung. Der asthenische Typus verkörpert sich in hochaufgeschossener, blasser Figur, von deren schmalen Schultern muskelschwache Arme mit knochenschlanken Händen herabhängen; der Kopf ist kurz, aber breit, das Gesicht länglich, scharf geschnitten und im Profil besonders durch das Mißverhältnis zwischen der Verlängerung der Nase und der Verkürzung des Unterkiefers charakterisiert. Weiter vermochte Kretschmer dann festzustellen, daß auch in ihren störungsfreien, gesunden Zeiten die Zirkulären sich von den Schizophrenen in ihrem Temperament und ihrem ganzen Wesen bedeutsam unterscheiden.


Der Reformator Johannes Calvin. Nach einem späteren Stich.

Es lockte nun und lag ja auch nahe, bei geistig

Gesunden die Probe aufs Exempel zu machen, zu prüfen, ob sich ähnliche Zusammenhänge auch hier aufdecken ließen. Da zeigten sich, wie der Psychiater das ausdrückt, als wohlvertraute normale Prägung dieselben Züge, die wir bei den Geisteskranken in der Verzerrung kennengelernt hatten. „Hier treten als feine, sinnvolle Regulative gesunder seelischer Einstellung dieselben Anlagen auf, die dort, das Gleichgewicht heftig durchbrechend, sich vernichten und stören." Zwei große normale Temperamentsgruppen und, weiter gefaßt, „Konstitutionskreise" kristallisieren sich so heraus, die Kretschmer, in Anlehnung an seine Ausgangsuntersuchungen und zugleich die pathologischen Bezeichnungen beibehaltend, „Zyklothymiker" und „Schizothymiker" nennt; die ersteren weisen fast stets pyknischen, die letzteren zumeist asthenischen oder athletischen Körperbautypus auf. Das Temperament der Zyklothymiker bewegt sich zwischen den Polen heiter und traurig, beweglich und schwerblütig; das der Schyzothymiker zeigt „alle Vermischungen und Nuancen zwischen feinsinniger Zartheit und nervöser Überempfindlichkeit einerseits und Kälte und Stumpfheit andrerseits". Den vorwiegend bei den pyknischen Zyklothymikern zu beobachtenden Kreis von Temperamenten charakterisiert Kretschmer in folgenden Untergruppen: die geschwätzig Heiteren, die ruhigen Humoristen, die stillen Gemütsmenschen, die bequemen Genießer, die tatkräftigen Praktiker. Die asthenischen oder athletischen Schizothymiker zeigen folgende Temperamentsuntergruppen: die vornehm Feinsinnigen, die weltfremden Idealisten, die kühlen Herrennaturen und Egoisten, die Trocknen und Lahmen.

Sehr fein ist es, wie der Psychiater die Wechselbeziehungen zwischen Körperbau und seelischer Anlage in das Gebiet der genialen Persönlichkeit hinein verfolgt. Zyklothyme Künstlertemperamente mit typisch pyknischem Körperbau (oder doch stark vorspringenden pyknischen Komponenten) sind z. B. Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Fritz Reuter, Hermann Kurz, Heinrich Seidel, Luther, Goethes Mutter, Liselotte von der Pfalz. Die Kerngruppen der schizothymen Dichtertemperamente bezeichnen die Namen: Schiller, Körner, Uhland — Torquato Tasso, Hölderlin, Novalis — Platen. In der bildenden Kunst sind pyknische Zyklothymiker etwa Hans Thoma, Franz Hals, typische Schizothymiker etwa Feuerbach und Michelangelo. Von der zyklothymen Forschernatur kann man einen ungefähren Begriff geben, wenn man die Namen Albrecht v. Haller, Goethe und Alexander v. Humboldt nennt; typisch pyknischen Habitus zeigen von neueren Forschern Darwin, Robert Mayer, Werner Siemens, Bunsen, Robert Koch. Zu den Schizothymikern stellen besonders die Philosophen, die strengen Systematiker und Metaphysiker ein Kontingent: Kant, Spinoza, Moses Mendelssohn, Voltaire, Lotze, Hegel, Strauß, Fichte, Melanchthon usw.

Natürlich gibt es gemäß der Erbanlage auch mannigfach Mischungen und Kreuzungen, die das Bild verwischen, einzelne Züge verstecken. Hier vermag im einzelnen Falle nur die eindringendste Analyse ein Urteil zu sprechen. Aber wenn die Diagnose der Seele aus dem Körper, schließt Kretschmer mit Recht, auf diesem Wege weiter gefördert werden kann, so wird sie nicht nur dem Gelehrten und Künstler, sondern auch dem praktischen Menschenkenner, dem Geschäftsmann, Pädagogen und Richter vielleicht neue Wege weisen können.

Einem unglickliche Familievatter, der nor verrzeh Döchter hat

Von Friedrich Stoltze

Verrzeh Döchter is e Sege,
Verrzeh Döchter is e Wonn!
Verrzeh Barblee for den Regel
Verrzeh Schermcher for die Sonn!
Verrzeh Regemäntel detto!
Verrzeh Paar Galosche netto!
Achtunzwanzig Gummischuh! —
Himmel, gieß un regen zu!

Verrzeh Hüt mit Band und Fedder,
Blumme, Kämwern, Schmetterling!
Verrzeh Aärm voll Braceletter!
Achtunzwanzig Händ voll Ring!
Achtunzwanzig Ohrring leider!
Verrzeh Brosche un so weiter!
Achtunzwanzig falsche Zöpp!
Verrzeh Zottelfranze-Köpp!

Verrzeh goldne Uhrn mit Kettel
Ach, un Handschuh ganze Schöck!
Verrzeh-verrzehmal Manschettel
Hunnertverrzig Unnerröck!
Vierunachtzig Spitzehose!
Verrzeh große Puderdose!
Verrzeh venez'janische Schwämm!
Enge Kämm un weite Kämm!

Jetz kimmt net des kläänste Zwel
Vom Papa seim Hääptplaisier;
Dieser Poste, der heeßt: Stiwel!
Verrzeh Döchter en chaussure!
Von so verrzeh zarte Seele,
Wer vermag die Strimp zu zehle.
Dhääls gewebt un dhääls gestrickt
Un mit Ränfterchen geschmickt?

Die Korsette un so weiter
Wolle gar merr net berihrn —
Doch e Unglick is der Schneider!
Verrzeh Döchter dhut merr spiern!
Moll un Woll, Kattun un Seide
Verrzehmal lääft in die Kreide!
Verrzeh Döchter samt der Schlepp
Uff en Baal, was kost des Krepp!

Verrzeh Döchter is e Sege,
E Gedanke, zauwerhaft;
Awwer, wer is so verwege,
Daß errn verrzeh Männer schafft?
Verrzeh reiche, junge, scheene,
Hoffnungsvolle Schwiegersöhne,
Awwer ääch, als Lohn derrfor,
Eine Schwiegermutter nor!

Aus dem humordurchsonnten Universal-Bibliotheksband Nr. 6340 „Alt-Frankfurt", Gedichte und Erzählungen von Friedrich Stoltze.

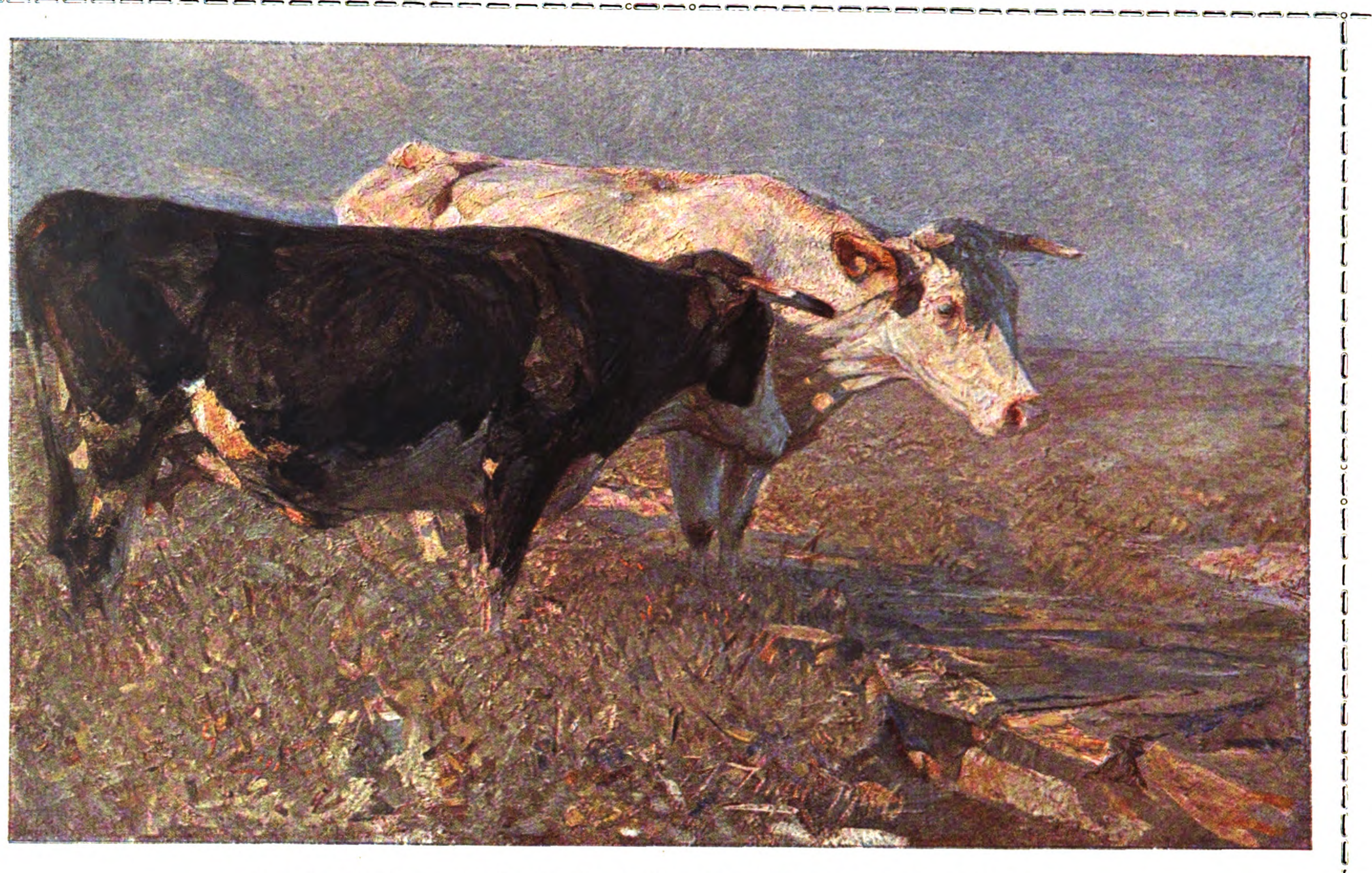
RECLAMS UNIVERSUM

★

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 45



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Spätnachmittag im Moor. Nach einem Gemälde von Heinrich Zügel

Die Nichte

Novelle von Artur Brausewetter (Schluß)

Sie saßen sich gegenüber in den ledergepolsterten Sesseln. Der wundervolle Trank schäumte, prickelte, perlte in den Kelchen. Lilli ließ ihn mit Entzücken über die durstenden Lippen gleiten. Und alle Geister lebten in ihr auf und trieben ihr mutwilliges Spiel.

Sie plauderte in ihrer kindlich unbeirrten Art das Blaue vom Himmel herunter, schilderte mit einer Anschaulichkeit und Plastik das ganze Fest, daß er alles, was er eben erst in seinen Gedanken geschaut, nun wirklich und leibhaftig vor sich sah. Mit einem Male stand sie auf, schlug einige Töne auf dem Flügel an und begann zu tanzen. Einen Tanz, den sie auf dem Ruderfeste getanzt, und den er noch gar nicht kannte.

Sie hatte noch das weiße Kleid an, das sie auf dem Balle getragen. Es verriet jede Bewegung ihres schmiegsamen Körpers und machte sie größer und blühender. Voller Anmut war ihr Tanz und voller Stolz. Stolz hielt sie den Kopf und neigte ihn zugleich im weichen Rhythmus der Tanzweise. Bald kniff sie die Augen zu, bald öffnete sie sie wieder. Dann brannte in ihrer Tiefe ein glimmender Funke, und eine unwiderstehliche Macht ging von ihnen aus.

Er saß regungslos, sah ihre Schritte über den Boden gleiten, hörte ihr duftiges Kleid ganz leise rauschen, trank jede ihrer Bewegungen, und ihm war, als hätte er etwas Lieblicheres und Schöneres noch nie gesehen.

Als wäre ein neuer Geist, ein neuer Zauber in sein altes Haus, sein unversuchtes Herz gezogen.

Nun hatte sie ihm gegenüber wieder Platz genommen. Aber die Musik war noch immer in ihr, spielte und sang durch ihren Körper, klang aus ihren Worten.

„Nun wirst du also eine Zeitlang bei mir bleiben?“ fragte er sie in unbefangener Weise, aber ein leises Beben war in seiner Sprache.

„Nur einige wenige Tage, Onkel Will. Dann hat meine Stunde geschlagen, und ich muß heimwärts ziehen. Aber diese kurze Frist will ich nützen. Und du, nicht wahr, du wirst nicht den ganzen Tag im Geschäft sitzen und arbeiten, sondern auch ein klein wenig Zeit für mich haben? Wer weiß, ob es nicht das letztemal ist... ich glaube fast, es wird das letztemal sein.“

Mit einem Male wieder jener rätselhafte, unvermittelte Umschlag von ausgelassener Fröhlichkeit in stille Traurigkeit, den er schon öfter an ihr beobachtet.

„Warum sollte es das letztemal sein, kleine Lilli? Gerade jetzt, wo wir uns kennengelernt... und vielleicht zum erstenmal gesehen haben — —?“

„Laß das! Onkel Will... warum das kurze schöne Glück uns trüben? Ich mag davon nicht sprechen...

Er sieht ihr Auge in Tränen schwimmen. Ein peinliches Empfinden kommt über ihn, nimmt ihm die Worte.

„Sage lieber, was wir morgen machen werden, wenn du Zeit für mich haben wirst?“

Ihre Augen sind wieder klar, ihre Stimme frei.

„Das will ich dir gerne sagen. Morgen vormittag habe ich zu tun. Da kannst du tüchtig ausschlafen und dich in der Stadt ein wenig umsehen. Dann werden wir zusammen speisen. Und dann...“

„Was dann, Onkel Will?“ unterbrach sie ihn in der alten Lebhaftigkeit, legte ihre kleine Hand auf die seine und sah ihn mit erwartungsvoll leuchtenden Blicken an.

„Dann lassen wir anspannen und fahren in den Wald, an die See, wohin du willst. Wo es am schönsten ist, steigen wir aus, lassen den Wagen halten oder langsam nachkommen und wandern miteinander durch die blühende Welt oder den Strand entlang. Und wenn es uns gefällt, machen wir Rast, trinken Kaffee und essen des Abends mitten im Walde, in der Strauchmühle oder in Zoppot im Kurhause. Bist du einverstanden, kleine Lilli?“

„Ob ich es bin! Mache nur alles, wie du es willst. Du machst es sicher am besten, Onkel Will... Und weißt du, was ich mir herrlich denke...“

„Nun, was denn?“

„Mit dir einmal zu reisen... weit, weit fort von hier... in eine ganz fremde, ganz bunte Welt hinein. Wo man niemand kennt und auch niemand trifft... allein mit dir... den ganzen, lieben Tag... Aber das ist ja das Traurige in diesem Leben...“

„Was ist das Traurige, kleine Lilli?“

„Daß man das Schönste immer nur träumen kann, aber nie erleben... niemals erleben...“

„War es denn nicht schön, was du hier und in Letzkau erlebt hast?“

„Gewiß war es schön. Aber das Schönste war es noch nicht. Das ist noch anders. Ganz anders, Onkel Will. Aber vielleicht wäre es zu schön, und man könnte es nicht ertragen.“

So lebhaft sie auch sprach, er merkte doch, daß sie müde war. Die Farbe ihres Gesichtes war bleich geworden. Etwas zart Durchschimmerndes war in ihr. Aber ihre Augen, die auffallend groß geworden, überstrahlten es, und etwas Sehnsuchtsvolles war in ihnen, das aus einem fernen, ganz fernen Lande strahlte, das diese schmerzlich dürstenden Augen zu suchen schienen.

Sie wollte es nicht wahrhaben, daß sie müde war. Er aber ließ sich nicht beirren und zwang sie mit dem ihm eigenen Willen, auf ihr Zimmer zu gehen.

Eine lange Weile saß er noch an seinem Schreibtisch. Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Vor ihm lag der Brief, den er an seine Frau geschrieben. Er las ihn noch einmal, wollte etwas ändern.

Er tat es nicht. Er schloß ihn, um ihn morgen in der Frühe zur Post zu geben.

☆

Und sie fuhren mit dem leichten Jagdwagen und den jungen Schweißfüchsen, die ein längeres Stehen munter und feurig gemacht, im schlanken Trabe die lange doppelreihige Lindenallee entlang, die nach Langfuhr und von dort auf die schöne, aussichtsreiche Straße nach Oliva führte. Aber schon vorher bogen sie ab und schlugen den Landweg nach dem Walde ein. Und sie wanderten, indes der Wagen auf gerader Straße folgte, auf grünbelaubten, verschlungenen und versteckten Pfaden durch die duftende Frische des jungen Waldes. Lilli plauderte und trieb Mutwillen wie ein Kind, dessen Ferien gekommen sind. Und auch Will Harmsen fühlte sich jung und neugeboren und schritt mit federndem Gang an ihrer Seite und merkte gar nicht, daß er ging.

In der idyllischen Strauchmühle, die unter sanft ansteigenden, im Blau des Himmels und im Grün des frischen Laubes dunstig schimmernden Hügeln im Schoße des tiefen Waldkessels lag, nahmen sie den Kaffee. Dann

fuhr der Wagen vor, und hinab ging es durch Wald und Felder wie im Fluge an die See, die sie bisher nur aus der Ferne gesehen, und die nun mit dem glitzernden, hin und her webenden Spitzenschleier ihrer Wellenunendlichkeit greifbar zu ihren Füßen sich breitete.

Und wieder verließen sie den Wagen und wanderten am Strande entlang. Kinder spielten im Dünensande, eilten der anschäumenden Woge entgegen, wichen kreischend vor ihr zurück. Und durch all das Jubeln und Lachen schritten sie hindurch.

Dann saßen sie oben auf der Terrasse des Zoppoter Kurhauses. Unter ihnen wallte und wogte der nie versiegende Strom der Menschen durch die Gänge und den großen Seesteg entlang. Die Klänge des Kurorchesters schwammen durch die Luft, die ein abendliches Gepräge angenommen hatte. Der Himmel hatte die bläulichgraue Farbe von Perlmutter, und die Ränder der Wolken drüben am Horizont waren wie von köstlichem Purpur verbrämt.

Und das Vergängliche war unvergänglich geworden. Und über das Sichtbare hinaus öffnete sich die Welt des Unsichtbaren. Und die Schwingen der Ewigkeit deckten die schlummernde Erde, die langsamer und schwerer rauschenden Wasser. Und alles war Traum und Gleichnis.

☆

In der Nacht zog ein starkes Gewitter auf. Und der nächste Tag war trübe und regnerisch.

Sie machten nur eine kurze Fahrt nach Langfuhr und wanderten durch den Jäschkenthaler Wald.

„Wenn du Lust hast, gehen wir noch ins Theater," sagte Will Harmsen, als sie zu Hause den Tee tranken. „Man spielt ein Stück, das auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, und das ich mit dir zusammen gerne zum zweiten Male sähe: Tolstois ‚Lebenden Leichnam'."

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß es wiederum eine Aufführung war, die er erst vor kurzem mit seiner anderen Nichte gesehen.

Aber noch wunderbarer war es, daß ihm auch diesen Abend war, als erlebte er nicht eine Wiederholung von etwas schon Bekanntem, sondern etwas ganz Neues.

Selten hatte er eine so unmittelbare und naive Wirkung einer gewaltigen Tragödie auf ein empfängliches Gemüt beobachtet wie dieses Mal auf Lilli.

Erst saß sie stumm und in sich versunken, mit großen, ein wenig starren Augen neben ihm, folgte mit einer Teilnahme und inneren Spannung, die sich in jedem Zuge ihres Gesichtes, ja, in ihrem ganzen Körper prägte, den Vorgängen auf der Bühne. Dann aber, als die Handlung fortschritt und immer dramatischer und leidenschaftlicher wurde, trat das gerade Gegenteil bei ihr ein.

Ihr Temperament, das eine Weile lang wie eingeschlafen erschienen war, wurde plötzlich lebendig, wuchs zu einer bis dahin noch nicht dagewesenen Stärke und ließ sie mit geradezu elementarer Kraft alles mitempfinden und miterleben, was sich dort in unerhörter Wirklichkeitsspiegelung und Folgerichtigkeit vor ihren Augen vollzog. Als spräche ihr eigenes Schicksal zu ihr.

Bei aufregenden Stellen griff sie nach seiner Hand oder schmiegte sich ganz dicht an ihn wie ein furchterfülltes Kind.

Er geriet in einige Verlegenheit. Denn wenn es auch dunkel im Zuschauerraum war, den Nachbarn, unter denen sich heute nahe Bekannte von ihm befanden, konnte es unmöglich entgehen, und nichts war ihm peinlicher, als in irgendeiner Weise Aufmerksamkeit zu erregen.

Andererseits tat ihm diese leidenschaftliche Teilnahme wohl und erhöhte auch für ihn den Genuß des Abends.

☆

Nach dem Theater saßen sie wieder in seinem behaglichen Herrenzimmer. Er hatte eine Flasche guten alten Rotweins aus dem Schrank genommen und entkorkt.

Aber die Gläser standen eine ganze Weile unberührt.

„Dieser Fedja muß doch trotz all seiner Schwäche und Verkommenheit ein ganzer Mensch gewesen sein," sagte schließlich Lilli, ein wenig an ihrem Glase nippend. „Denn nicht nur seine Frau liebt im Grunde doch ihn allein. Auch Mascha, das junge, wilde Zigeunermädel, hängt mit ihrer ganzen Seele an ihm, obwohl sie weiß, daß er verheiratet ist und seine Frau liebt. Sie ist die schönste und rührendste Gestalt des ganzen Stückes."

Er wollte antworten, da erschien der Diener und überreichte ihm ein Telegramm.

Er öffnete und las: „Eintreffe morgen mittag D-Zug. Lore."

„Die Tante zeigt für morgen ihre Ankunft an," sagte er zu ihr hinüber.

Sie antwortete nicht. Eine Weile war es still zwischen ihnen. Als er sie ansah, war ihm, als wäre die Farbe auf ihrem Gesicht ein wenig blasser geworden.

„Das ist gewiß eine große Freude für dich."

Langsam und schwer kamen die Worte von ihren Lippen.

„Gewiß freue ich mich, sie nach so langer Trennung endlich wieder zu haben. Und für dich ist es doch auch angenehm, daß sie jetzt schon kommt. Da bist du doch noch einige Tage mit ihr zusammen."

„Ich fahre morgen."

„Du fährst morgen?" fragte er voller Erstaunen. „Du wirst doch warten, bis die Tante kommt. Du kennst sie ja kaum, und ihr wird es lieb sein, dich hier zu treffen."

„Nein ... wenn sie ankommt, will sie dich haben und du sie. Und ich würde euch stören. Das will ich nicht."

Etwas Wunderbares war in ihrer Sprache, ihrer ganzen Haltung. Etwas wie eine tiefe Bewegung, die sie nicht aufkommen lassen wollte und in einem Lächeln zu ersticken suchte, das etwas Ergreifendes hatte.

„Früher hatte ich den Wunsch, die Tante kennenzulernen ... jetzt nicht mehr."

„Nicht mehr? Weshalb denn nicht, kleine Lilli?"

„Frage mich nicht, Onkel Will!"

In Leidenschaft ist es von ihren Lippen gekommen. Aller Zwang, den sie sich auferlegt, ist gesprengt. Ihr Antlitz ist in Glut getaucht, leuchtet ihm entgegen.

Er sitzt ihr gegenüber ... regungslos, das Auge bald auf sie gerichtet, bald von ihr fortgewendet in die Weite des großen dämmernden Zimmers.

„Du hast der Tante geschrieben, daß sie kommen sollte."

Er ist zu ehrlich, es abzuleugnen.

„Weil du Sehnsucht nach ihr hattest."

„Deshalb nicht."

Kurz und offenherzig hat er es erwidert.

„Weshalb denn?"

Er kämpft. Dann siegt sein Wahrheitstrieb.

„Weil ich nicht länger mit dir allein sein wollte."

Sowie er es gesagt, erschrickt er. Nun ist es nicht mehr zu ändern.

Eine seltsame Änderung geht in ihrem Antlitz vor. Etwas Unbeschreibliches liegt auf ihren Zügen, schimmert durch ihre Augen, die ganz groß und feucht geworden sind.

„Du ... nicht mit mir allein ..."

Keine Leidenschaft und keine Traurigkeit ist mehr in ihren Worten. Ein selig verträumtes Lächeln spielt um ihren Mund.

„Und doch war es nicht recht von dir, Onkel Will."

„Nicht recht von mir? Weshalb denn nicht?"

„Gewiß ... in deinem Sinne recht. Du bist ein so entsetzlich moralischer Mann. Ich habe solch einen nie kennengelernt ... aber das habe ich gerade so gerne an dir gehabt ... Und doch ... gegen mich war es nicht recht gehandelt."

„Gegen dich nicht?"



„Nein, Onkel Will. Wenn du eine Ahnung hättest, wie ich mich auf dies Alleinsein mit dir gefreut habe! Es wären ja doch nur wenige Tage gewesen. Aber die hättest du mir schon gönnen können. Ach... ich hatte dir soviel zu sagen. Eine ganze, große Beichte wollte ich dir ablegen und meine Seele vor dir befreien. Du warst der einzige Mensch, zu dem ich so hätte sprechen können... ganz offen und unumwunden. Du würdest mich verurteilt haben. Aber von dir hätte ich auch das ertragen."

Er fühlt, daß ihre Worte aus den Tiefen ihrer Seele strömen. Sie greifen in sein Herz.

„Das könntest du doch tun, selbst wenn die Tante hier wäre."

„Nein... das kann ich nur dir allein sagen. Und es dürfte keiner in der Nähe sein... selbst nicht einmal in deinem großen Hause. Jetzt in der Nacht könnte ich es tun, wenn du die Birnen dort drüben ausschaltest und es ganz still und dunkel um uns ist, und ich dich nicht sehe und du mich nicht."

„Das hört sich ja ganz geheimnisvoll und gefährlich an," sucht er zu scherzen. Aber die Worte kommen gepreßt und schwer von seinen Lippen.

„Das ist es auch, Onkel Will."

„So komm, setze dich zu mir und sprich!"

„Nein... jetzt geht es nicht mehr. Es ist zu spät. Ich fühle es, daß es jetzt nicht geht... Und ich hätte mich so gerne einmal einem Menschen gegenüber erleichtert. Ich habe ja nie einen Vater gehabt. Und bin immer allein gewesen... meine ganze Jugend hindurch."

„Du hast deine Mutter."

„Gewiß. Und sie liebt mich, wie mich wohl noch niemand geliebt hat. Aber gerade deshalb darf ich es ihr nicht sagen. Es würde ihr Tod sein..."

Er kann sie nicht mehr anhören.

„Aber, Mädchen, was redest du?" erwidert er in starker Erregung. „Jetzt machst du dich schlechter als du bist."

„Nein, nein, Onkel Will. Ich bin nicht immer gut gewesen, bin es heute noch nicht. Ich sagte es dir damals schon im Theater. Ich habe das leichte Blut vom Vater geerbt. Und das heiße dazu. Und das ist ein gefährliches Erbe für ein Mädchen, das allein ist, und das die Männer gerne haben."

Er steht auf. Unruhe ist in ihm. Wellen wogen, brennen durch seinen Körper. Er kennt sich nicht wieder.

„Ich glaube nicht, daß du schlecht bist. Ein wenig leicht, das mag sein. Ein wenig anders auch als die jungen Mädchen, mit denen mich das Leben bisher zusammengeführt. Aber schlecht niemals. Sieh, dafür möchte ich jede Bürgschaft übernehmen."

Jetzt steht auch sie auf, schnell und leidenschaftlich, ergreift seine beiden Hände, sieht ihm mit glänzenden Augen und Wangen ins Gesicht, hält seine Hände fest, drückt sie, streichelt sie in selbstvergessener Zärtlichkeit.

„Daß du mir das sagst, Onkel Will... das werde ich dir nie vergessen. Nein, niemals werde ich es tun. Daß du mir vertraust — oh, wenn du wüßtest, was für ein Glück, welch eine Kraft darin liegt. Und doch irrst du. Und ich habe es nie gefühlt, daß ich schlecht war... und, das ist das Wunderbare, auch nie bereut... bis zu dem Augenblick, wo ich dich kennen lernte. Ja, wenn du mein Vater gewesen wärst... alles wäre anders gekommen."

Ein tiefes, tiefes Mitleid erfaßt ihn. Und wieder brennen Wogen von Blut und Feuer durch seinen Körper.

„Es ist Zeit, daß wir schlafen gehen," sagt er, schaltet die Birne im Flur ein und die im Zimmer aus.

Aber es bleibt hell im Zimmer. Wohl ein fahles, bleiches Licht. Das Licht des anbrechenden Tages.

Er sieht auf die Stutzuhr auf dem Gesims. Es ist zwei

Er kann sein Erschrecken nicht verbergen.

Sie sieht es, und es bringt ihr die verlorene Fröhlichkeit zurück. Ein neckischer Übermut huscht über ihr Antlitz und läßt es in der alten Lieblichkeit erglänzen.

„Das ist dem braven Onkel Will lange nicht ereignet. Und wenn das die Tante wüßte... so ganz allein mit seiner Nichte... die ganze Nacht durch, bis zum anbrechenden Morgen. Und die Juninächte sind gefährlich, Onkel Will... Aber laß nur gut sein. Es ist ja nun zu Ende... alles zu Ende."

Tiefe Schatten steigen in ihr Antlitz. Blaue Ränder sind unter ihren Augen. Und wieder ist jenes zart Durchsichtige in der feinen Haut.

„Wenn du morgen wirklich von uns fort willst," sagte er, um dem beklemmenden Schweigen zu begegnen, das mit einem Male zwischen sie getreten, „dann kann es wirklich zu Ende sein. Das Leben ist für einen Mann in meinen Jahren nur kurz."

„Wer weiß, ob es für mich nicht noch kürzer sein wird."

Es ist das erstemal, daß sie etwas Derartiges geäußert.

Ein Schauder durchrieselt seinen ganzen Körper.

Er nimmt alle Kraft zusammen, öffnet die Tür...

Da fühlt er ihren heißen Atem dicht an seinem Gesicht. Ihre Arme klammern sich um seinen Hals, ihr junger Leib bebt dem seinen entgegen.

„Ich habe dich lieb, Onkel Will... so entsetzlich lieb..."

Ihre Lippen zittern, betteln, flehen zu ihm empor.

Er nimmt langsam und schwer ihre Arme von seinem Halse, fährt ihr mit der starken Hand über das goldblonde Haar, sagt ihr gütige, beschwichtigende Worte.

Aber sie läßt nicht von ihm. Als könnte sie weder Leben noch Tod aus seinen Armen reißen, so fest und unzertrennlich klammert sie sich an ihn.

Er neigt sich zu ihr hinab, streift im leisen Kusse ihre Stirn. „Gute Nacht, kleine Lilli, geh auf dein Zimmer."

„Komm mit, Onkel Will!"

Und als erschräke sie vor sich selber, fügt sie hinzu: „Und bringe mich zu Bett, als wäre ich dein Kind."

Ein schmerzliches Lächeln zuckt um seine Lippen.

„Nein, kleine Lilli. Dein Vater kann ich nicht mehr sein. Das ist nun vorbei."

Eine kurze Weile steht sie starr und regungslos.

„Ja, es ist vorbei," sagt sie dann langsam und schwer, ganz in sich gekehrt und ihn nicht mehr anblickend... „alles... alles ist vorbei. Gute Nacht, Onkel Will."

☆

Am nächsten Vormittag fährt Will Harmsen seine Nichte in dem Halbwagen mit den Schweißfüchsen zum Bahnhof.

Wortlos sitzt sie an seiner Seite. Wenn der Wind, der draußen weht, ein wenig zudringlich wird, hüllt sie das Gesicht in den leichten Umhang von hellblauer Seide. Dann läuft ein leichtes Frösteln über ihren Leib.

Er löst ihr die Fahrkarte, bringt sie bis an das Abteil, reicht ihr einen Strauß dunkelroter, knospender Rosen.

„Platz nehmen!" ruft der Schaffner.

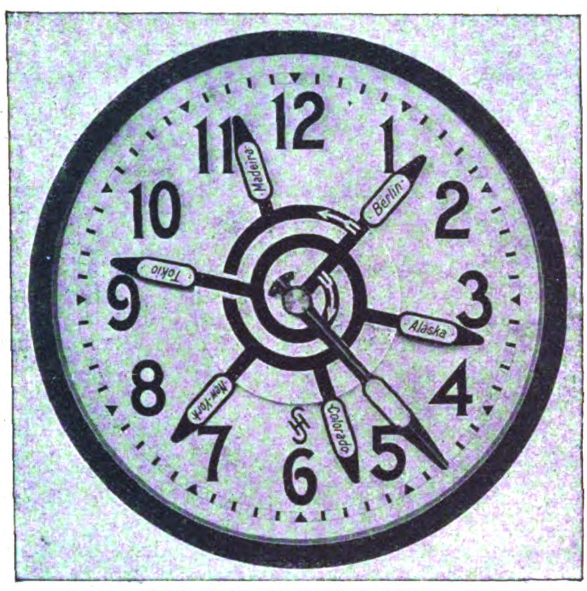
Da gibt sie ihm noch einmal die Hand. Ein Schmerz, so heiß und überwältigend, wie er ihn noch nie auf einem jungen Antlitz gesehen, liegt auf ihren blassen Zügen.

Der Stationsvorsteher hebt den Stab. Der Zug setzt sich in Bewegung, fährt schneller...

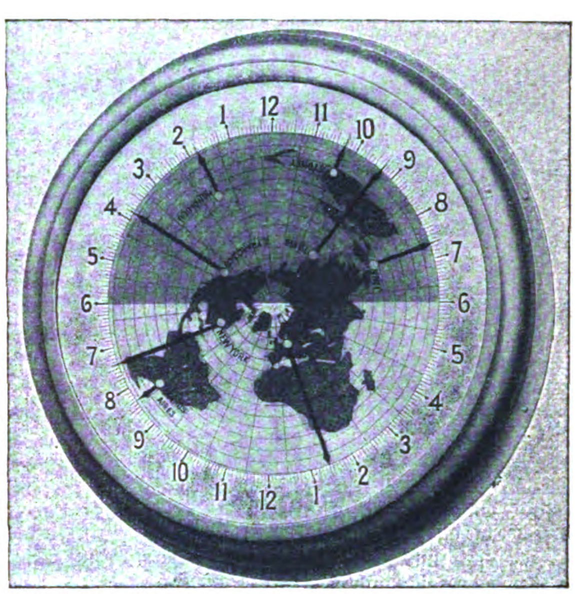
Durch ein Abteilfenster flattert ein heller Umhang, winkt, zittert, schwindet...

Eine ganze Weile steht Will Harmsen, starrt dem Zuge nach, obwohl er längst jedem Blick entschwunden ist.

Dann begibt er sich langsamen, festen Fußes, einen zweiten Strauß köstlicher Rosen, den ihm eben der Diener gereicht, zu dem gegenüberliegenden Bahnsteig, auf dem gerade der Zug einläuft, der seine Frau nach Hause bringt.



Weltzeituhr mit Metallzifferblatt.

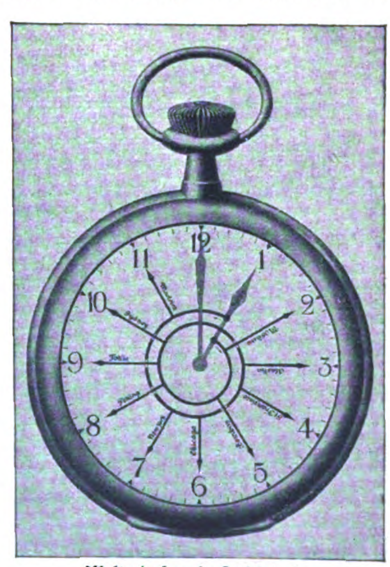


Weltzeitkartenuhr mit transparentem Zifferblatt.

Weltzeituhren. Von Diplom-Ingenieur E. Laßwitz

In vielen Fällen, sei es in Telegraphenämtern, an Bord von Schiffen oder auf Reisebüros, in Häfen, Seewarten, sei es auf Börsen, Zeitungsredaktionen, Exporthäusern, wird häufig neben der Ortszeit die Kenntnis der genauen Zeit irgendeines anderen wichtigen Punktes gewünscht. Ganz besonders wertvoll ist diese Kenntnis für Radiostationen. Man hat sich bisher meist damit beholfen, neben der Uhr mit der Ortszeit noch eine oder mehrere Uhren in Betrieb zu haben, die die Zeit der in Frage kommenden Orte zeigten. Auch sind Uhren konstruiert worden, die auf einem großen Zifferblatt mehrere kleine Zifferblätter vereinigen, auf denen die verschiedenen Ortszeiten einzustellen sind. Die neuen, nach Patenten der Siemens & Halske A.-G. in Berlin hergestellten Weltzeituhren haben nur ein Werk und ein Zifferblatt. Man muß bei ihnen zwei Systeme unterscheiden: Uhren mit 24 Stunden und mit 12 Stunden. Am übersichtlichsten wird die 24-Stunden-Uhr sein, denn bei ihr entspricht der Zeigerumlauf genau der Erddrehung. Eine besonders eindringliche Form zeigt unsere Abbildung oben rechts. Das feststehende Zifferblatt für 24 Stunden ist hier auf einem äußeren Ring aufgetragen. Die bewegliche, sich drehende innere Kreisfläche trägt eine beliebige Anzahl von Zeigern, die zu den Orten, deren Zeit man kennen will, in Beziehung stehen. Es sind Radien des Kreises, die durch den Ort gezogen sind. Jeder Zeiger zeigt die augenblickliche Zeit des Ortes an. Mit der Einstellung an einem Ort wird auch sofort die Zeit aller anderen Orte eingestellt. Darüber hinaus hat diese Weltuhr aber noch einen großen Vorteil: sie trägt auf der drehbaren Scheibe eine Abbildung der Weltkarte in ebener Projektion, die sich entgegen dem normalen Drehsinn des Uhrzeigers, entsprechend der Erddrehung von West nach Ost, innerhalb 24 Stunden herumdreht. Diese Scheibe ist transparent und kann von hinten so beleuchtet werden, daß immer die untere Hälfte hell erscheint, während die obere Hälfte verdunkelt ist. Dadurch ist jederzeit leicht zu sehen, ob es sich um Tages- oder Nachtzeiten handelt.

Bei 12-Stunden-Uhren ist diese hübsche Anordnung nicht möglich. Sie gleichen vielmehr normalen Uhren mit einem gemeinsamen Minutenzeiger und mehreren Stundenzeigern. Da die Winkelgeschwindigkeit des Uhrzeigers der zwölfstündigen Uhr gerade doppelt so groß ist wie die eines Punktes der Erdoberfläche, fallen die Orte, die auf der Erdkugel gerade entgegengesetzt liegen, in den Uhrzeigern zusammen. Die Auffuchung beliebiger Punkte der Erdoberfläche ist hier nicht möglich. Auch die Feststellung der Tages- oder Nachtzeit ist etwas umständlicher und nicht so ins Auge fallend. Man benutzt dazu die Spirallinie. Die Zeiger sind deshalb auf einer solchen Spirale verteilt. Um die Tages- oder Nachtzeit eines Ortes festzustellen, verfolgt man nun vom Ausgangsort die Spirale, bis man zum Fußpunkt des Zeigers des gesuchten Ortes kommt. Überschreitet man auf diesem Wege die Ziffer 6, so ist im gesuchten Ort Nacht, wenn im Ausgangsort Tag war und umgekehrt. Ein Beispiel möge nach Abbildung oben rechts dies erklären. In Neuyork ist es 7^{23} morgens, dann ist es in Tokio 9^{23}. Um festzustellen, ob Tag oder Nacht, gehen wir von Neuyork auf der Spirale über Kolorado-Alaska nach Tokio. Vor Kolorado haben wir die 6 überschritten, also ist es in Tokio 9^{23} nachts. In Berlin dagegen ist es 1^{23} mittags, denn von Neuyork über Madeira nach Berlin auf der Spirale überschreiten wir nicht die Ziffer 6.



Weltzeituhr als Taschenuhr.

Solche Weltzeituhren werden übrigens auch als Taschenuhren hergestellt. Dabei können die Spiralzeiger auf jede gewöhnliche Uhr aufgesetzt und für die jeweils gewünschten Städte die entsprechenden Zeiger angebracht werden.

Der Räuber * Von Franz Karl Ginzkey

Aus einem kommenden Buche: „Geschichten aus seltsamer Jugend"

Also — es will doch einmal erzählt sein, wie auch ich einst jene Bretter bezwingen wollte, die, wenn auch nicht die Welt, so doch immerhin das Vergnügen an ihr bedeuten.

Es war an einem lauen Frühlingsnachmittag; ich ging so für mich hin die Burggasse hinab, da begegnete mir an der Ecke der Breitegasse mein lieber, guter Freund Wilhelm Klitsch, erster Held im Deutschen Volkstheater. Er sagte: „Ich habe es eilig, ich spiele heute den Karl Moor!"

Ich meinte: „Na also, da hast du so eine schöne Beschäftigung. Was soll denn ich aber unterdessen tun?" —

„Ha, weißt du was?" meinte Klitsch mit dem ihm eigenen Feuer, „du kommst mit mir und trittst als Räuber auf. Ich leihe dir mein altes Karl-Moor-Kostüm. Da schaust du dir die Bühne einmal von der anderen Seite an!"

Dieser verwegene Vorschlag gefiel mir nicht übel. Sind doch auch gesetzte Leute hin und wieder zu tollen Streichen aufgelegt, besonders an lauen Frühlingsnachmittagen. Ich spaziere also mit Freund Klitsch durch das hintere Türl am Weghuberpark in jene geheimnisvollen Räume, in denen die letzten Wandlungen zur großen Illusion sich zu vollziehen pflegen. Im engen Bühnengang begegneten mir Spiegelberg, Kosinsky, Schweizer und Schufterle, sie alle mir von früher persönlich wohlbekannt. Meine freudig geäußerte Absicht, an ihrem harten Schicksal teilzunehmen, fand ihren ungeteilten Beifall.

In der Garderobe traf ich, schon von den Schwingen des Verhängnisses gestreift, Maximilian, regierenden Grafen von Moor. Man glaube nicht, daß der Aufenthalt in einer Theatergarderobe auf meine Phantasie ernüchternd wirkte. Im Gegenteil, ein recht erbauliches Spiegelbild der andern, wirklichen Welt da draußen war es, was mein forschender Blick aus allen Winkeln sich zusammentrug; da lagen Ritterschwerter und Spinnräder, Henkerstiefel und Modewesten, Zylinderhüte und papierene Kronen bunt durcheinander, und auf einen Augenblick, einen gar nicht ungefährlichen Augenblick, vermengten sich mir die Werte des Scheins und der Wirklichkeit, und die berühmte, sattsam bekannte Frage packte mich an: ob der letzte Sinn alles Irdischen nicht überhaupt Theater sei. Doch blieb mir zu solcher unfruchtbaren Betrachtung gottlob keine Zeit. Ich hatte genug damit zu tun, in Eile meine Räuberhose anzuziehen, wobei ich ein staunendes Auge auf Karl Moor hatte, der mit wenigen Handgriffen einen wahrhaft herzerfreuenden Wald- und Wiesenhauptmann aus sich machte, dem ein Glanz verträumter Ritterlichkeit die offene Hemdbrust umschimmerte. Aber als der Herr Theaterfriseur, der uns beiden behilflich war, auch mir eine windzerzauste Perücke aufsetzen wollte, weigerte ich mich entschieden, denn alles, was haarig war, konnte für mich auf der Bühne nicht mehr in Betracht kommen. Ich hielt es auch nicht für nötig, mich irgendwie schminken oder sonstwie verändern zu lassen, da ich ja die bescheidene Absicht hatte, mich ganz im Hintergrund der Bühne aufzuhalten und mich mehr einer stillen Beschaulichkeit als dem Morden, Sengen und Brennen zu widmen, das mir an diesem lauen Frühlingsnachmittag ohnehin sehr unangebracht erschien. Für alle Fälle beruhigte es mich, daß ich meinen Schiller gründlich kannte. Hatte ich ihn doch, als ich zwölf oder dreizehn Jahre zählte, mit glühenden Wangen zum erstenmal gelesen! Und im Laufe der vielen späteren Jahre hatte ich mindestens einem halben Dutzend Räuberaufführungen beigewohnt. Ja, da konnte es nicht fehlen, ich war über den Gang der Ereignisse unter allen Umständen gut unterrichtet.



„Die Räuber": Szene an der Donau aus dem 3. Akt.
Nach einer für König Ludwig II. von Bayern angefertigten Zeichnung von H. Spieß.
Mit Genehmigung des Kunstverlags Max Stuffler in München.

Und so beschäftigte ich mich denn im ersten Akt in aller Ruhe damit, verständnisvoll hinter den Kulissen auf und ab zu wandeln und die Gewalt des Schicksals von rechts oder links auf mich wirken zu lassen. Freund Karl Moor war prächtig disponiert, das Publikum fieberte hinter den Gittern seiner Erwartung, die Studierten, die Libertiner unter meinen Räuberkollegen (wir Minderen sollten ja erst in den böhmischen Wäldern losgelassen werden), verbrüderten sich dem Satan mit Hussa und Hallo, daß es eine Freude war, kurz, ich konnte die berühmte dritte Szene des zweiten Aktes kaum erwarten, denn auch in mir, dem friedlichsten aller Sterblichen, begann nunmehr aus Urvätergründen ein Restchen gewaltsamen Blutes aufzukochen, und ich fand, daß es doch

eine schöne Sache sei, dem Alltag und seinen strengen polizeilichen Vorschriften ein Schnippchen zu schlagen und für Stunden lang werden zu dürfen, was sonst unter keinen Umständen erlaubt war.

Etwas nachdenklich stimmte mich nur die Zurückhaltung, mit der meine neuen Kollegen von der Kunst, nämlich die anderen Herren Statisten, mich behandelten. Sie wußten scheinbar mit mir nichts Rechtes anzufangen. Ich hörte geflüstertes Erstaunen, wie „Du, wer ist denn der da?“ oder „Na, Servus, was will er denn?“, so daß ich mich für einen Augenblick allen Ernstes zu bedenken begann, ob es geraten sei, mich in Gesellschaft solcher mir scheinbar wenig günstig gestimmter Kollegen in die Einsamkeit der böhmischen Wälder zu schlagen. Aber da war mein Augenblick schon gekommen. Kollege Razmann rief: „Willkommen, Spiegelberg, in den böhmischen Wäldern! Bist ja groß worden und stark, Sternkreuzbataillon! Bringst ja Rekruten mit, einen ganzen Trieb, du trefflicher Werber!“

Und da stand ich auch schon auf der Bühne, fühlte mich, obgleich ich mich vorsichtig im Hintergrund zu halten versuchte, höchst unheimlich beleuchtet und verspürte vor mir in der klaffenden Höhle das Untier Publikum, wehend mit seinen Raubtierschwingen aus tausend Angesichtern. Schon aber kam der Räuber Schwarz gelaufen und erklärte, daß man Roller gehangen habe; schon war aber auch Roller wieder da, mit ihm Karl Moor, der ihn gerettet; es gab eine starke Bewegung auf der Bühne, die mir gar nicht recht war, denn ich wurde immer ärger in den Vordergrund geschoben. Zugleich bemerkte ich mit einigem Unbehagen, daß ich vom Gang der Handlung keine Ahnung hatte, ja daß ich, genau genommen, gar nicht wußte, was auf der Bühne eigentlich vorging. Zu spät erkannte ich, daß es nicht genüge, seinen Schiller mit dreizehn Jahren gelesen zu haben, ich fühlte mich plötzlich als ein Eindringling, als störender Fremdkörper in dieser ehrenwerten Gesellschaft und sah mich immer deutlicher, wie ich vermeinte, den Blicken eines wissenden Publikums preisgegeben, so daß ich, um durch Untätigkeit nicht aufzufallen, auf eigene Faust durch Geste und Deutung ein besonderes Räuberleben zu führen begann. Doch war das nicht so leicht. Wo nimmt man denn die richtige Geste her, wenn man neben sich die fürchterlichen Worte hört: „Ha, ich will ihnen mit meinen Fangern den Bauch schlitzen, daß ihnen die Kutteln schuhlang herausplatzen!?“ Ich versuchte mein möglichstes, aber ich fürchte, es gelang mir nicht. Und so begrüßte ich es schließlich mit Freuden, daß die obrigkeitlichen Husaren, Dragoner und Jäger uns immer drohender umzingelten, und wir uns endlich unter der Führung unseres herrlichen Hauptmannes, der „eine Armee in seiner Faust fühlte“, mit furchtbarem Lärm hinter die rettenden Kulissen zurückschlugen.

Nun sollte man glauben, es hätte mir an der bisherigen Erfahrung genügt, und es sei der dringende Wunsch in mir wach geworden, mein Dasein als bürgerlicher Sonntagsspaziergänger in Eile wieder aufzunehmen.

O ja, ich hätte es gern getan, aber da kam, es war kurz vor Anfang der zweiten Szene des dritten Aktes, ein neues Verhängnis in Gestalt des damaligen Regisseurs Herrn Leopold Kramer. Mein bisheriges Spiel mußte jedenfalls das Wohlgefallen dieses trefflichen Künstlers erregt haben, denn er faßte mich kurzerhand mit herrschgewohnter Faust und setzte mich, an Widerspruch war nicht zu denken, unmittelbar zu Füßen Karl Moors, der da knapp an der Rampe auf einem Baumstumpf in einer „Gegend an der Donau“ saß.

Und gleich darauf ging auch schon der Vorhang auf, und — ich sah mit Grauen in voller Deutlichkeit die Gesichter der ersten Parkettreihen, Masken der Erbarmungslosigkeit, aus nächster Nähe fahl auf mich gerichtet. Und schon ließ Karl Moor sich vernehmen: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht! So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!“

Du guter Gott, was hätte ich dazu sagen sollen! Ich sah ergriffen zu meinem Hauptmann hinauf und nickte ihm mit meinem großen grauen Schlapphut demütig und dankbar Bestätigung zu.

Aber dann, dann glaubte ich, es gefriere mir das Blut in den Adern, mir wurde nämlich klar, es seien diese schönen Worte gar nicht an mich gerichtet, und auch an meine Räuberkollegen nicht, denn diese schliefen ja fest im Kreise auf der Wiese, und was mein Freund und Hauptmann soeben gesprochen, das war ja der Anfang eines — Monologs gewesen!

Nach dieser vernichtenden Erkenntnis fiel ich glattweg um und stellte mich tot oder mindestens schlafend. Was konnte mir noch Ärgeres geschehen? O — war es Täuschung oder nicht, die fahlen Maskenreihen da drunten verzogen sich bereits zu einem wahrhaft diabolischen Grinsen, im nächsten Augenblick schon mußten sie ausholen zu einem Höllengelächter — ich war ja, beim Henker, auf dem besten Weg, einen Theaterskandal heraufzubeschwören!

Was weiter noch in diesem fürchterlichen Akte mit mir und den anderen geschah, das war mir vollkommen gleichgültig. Ob nun Schweizer seinen Hut voll Wasser für den dürstenden Hauptmann brachte, ob Kosinsky den Geist Amaliens beschwor — ich atmete erst erleichtert auf, als Freund Klitsch seinen Degen schwang und rief: „Auf! hurtig! Alle! Nach Franken! In acht Tagen müssen wir dort sein!“

Ach, ich wartete nicht solange! Zehn Minuten später befand ich mich bereits auf der Ringstraße und mengte mich mit seltsamen Wohlgefühlen unter die Massen der sonntägigen Spaziergänger.

Ich fühlte es damals und fühle es noch heute — ein drittes Mal erwischt mich die deutsche Bühne nicht!

Gedanken und Einfälle

Das Genie lebt für, das Talent von einer Idee.

•

Den Wert des Redens lerne von den Stummen, den Wert des Schweigens aber von den Schwätzern.

•

Ein Bahnbrecher ist immer auch ein Bannbrecher.

•

Lebensweisheit: ein Auszug aus allen möglichen Dummheiten.

J. Schrönghamer-Heimdal

Wenn das Herz zu voll ist, findet der Mund keine Töne, die klingende Welt des Herzens zu übertönen.

•

Jedes Werk war zuerst Gedanke.

•

Die Kreatur strebt Gott zu. Dazwischen droht die Klippe Mensch.

•

Götter erfreuen sich ewiger Jugend, Sonnenkinder altern nicht.

Theodor Lach, Kroisbach-Graz



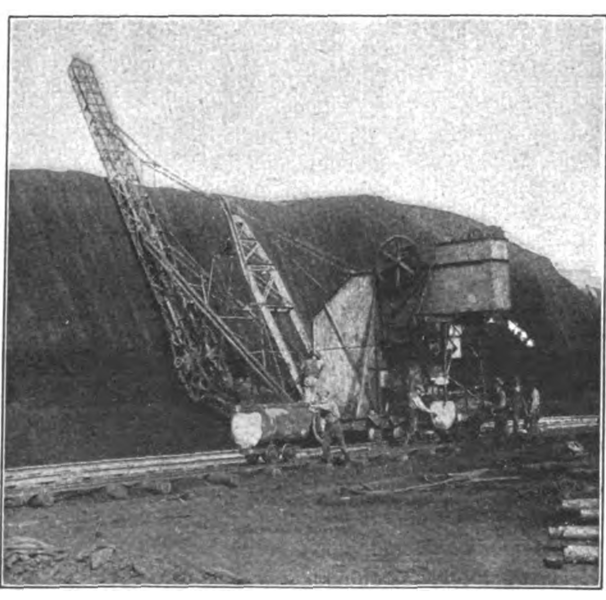
Die mitteldeutsche Braunkohle und die deutsche Wirtschaft

Von Dr. Heinz, Leipzig

Das mitteldeutsche Braunkohlengebiet im weiteren Sinne erstreckt sich links der Elbe über eine Fläche, die durch die Städte Leipzig, Altenburg, Zeitz, Weißenfels, Halle begrenzt wird, ist also ein Gebiet von erheblicher Ausdehnung. Dazu hat es noch einen westlichen Ausläufer in dem Geiseltal in der Richtung Merseburg-Mücheln, und einen nördlichen und nordöstlichen nach Magdeburg zu und nach Bitterfeld. Rechts der Elbe umfaßt es das Vorkommen in der Niederlausitz mit Senftenberg als Mittelpunkt, dazu zwei Randreviere bei Forst und Frankfurt a. O. Es sind im ganzen rund 400 Gruben, einschließlich derjenigen kleineren Umfanges. In diesen 400 Gruben fanden im Jahre 1922 rund 150000 Menschen lohnende Beschäftigung. Rechnet man auf den Kopf jedes beschäftigten Arbeiters fünf Familienangehörige, so gibt der mitteldeutsche Braunkohlenbergbau weit über 700000 Menschen Brot und Lebensunterhalt.

Stellt sich schon allein nach der Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte die mitteldeutsche Braunkohlenindustrie als ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor dar, so tritt ihre große wirtschaftliche Bedeutung erst dann richtig in die Erscheinung, wenn man näher prüft, welche günstigen Vorbedingungen für die Entwicklung anderer Industrien die mitteldeutschen Braunkohlen und Braunkohlenerzeugnisse geschaffen haben.

Die Absatzverhältnisse eines Kohlengebietes werden in entscheidender Weise von seiner geographischen Lage beeinflußt. Diese wird man für ein Kohlengebiet um so höher bewerten, je weiter seine Gewinnungsstätten von denen anderer Kohlengebiete entfernt liegen. Ein besonders anschauliches Beispiel bildet hierfür die Lage der deutschen Kohlengebiete. Diese beruht, von der Braunkohle abgesehen, hauptsächlich auf zwei großen Steinkohlenvorkommen: dem rheinisch-westfälischen und dem oberschlesischen Steinkohlengebiet. Die Entfernung zwischen diesen beiden Kohlengewinnungsstätten beläuft sich auf rund 1000 km. Da bei dem Kohlenbezug die Beförderungsfrage von entscheidender Bedeutung ist, geht natürlicherweise das Bestreben der Industrie dahin, sich möglichst nahe an diese Kohlengebiete anzusiedeln. Das würde also bedeuten, daß sich die Industrie an den Grenzen Deutschlands zusammenballt, um nach der Mitte zu immer weniger Möglichkeit der Entfaltung zu finden. Ob dies von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu begrüßen wäre, kann wohl bezweifelt werden. Es wird wohl im Gegenteil anzustreben sein, daß die Bevölkerung eines Landes möglichst gleichmäßig über die einzelnen Landesteile verteilt ist.



Abbau der Kohle in einer Braunkohlengrube durch einen großen elektrischen Bagger.

Noch von einem anderen Gesichtspunkte aus ist diese Frage zu beleuchten. Ein gütiges Geschick hat Deutschland zum Besitzer unerschöpflicher Salzlager gemacht. Diese für die Landwirtschaft der Welt unentbehrlichen Kalisalze lagern aber im Herzen Deutschlands, also genau in der Mitte zwischen den beiden großen Steinkohlengebieten. Da zur Hebung dieser wertvollen Schätze die Kohle nicht entbehrt werden kann, müßte auf weiten Wegen die Steinkohle herangeschafft werden, wenn nicht ein anderes gütiges Geschick dafür gesorgt hätte, daß sich neben und teilweise direkt über den Kalistätten auch die unentbehrlichen Kohlen vorfinden würden, und das ist eben die mitteldeutsche Braunkohle.

Damit ist die erste Aufgabe der mitteldeutschen Braunkohlenindustrie angedeutet worden. Sie hat sich dieser Aufgabe mit Erfolg unterziehen können und deckt heute nicht weniger als 95 Prozent des gesamten Brennstoffbedarfes der Kali-Industrie, und zwar ausschließlich mit Rohbraunkohle.

Ist die Kali-Industrie der eine Pfeiler, auf dem der Absatz der mitteldeutschen Braunkohle ruht, so ist die Zuckerindustrie Mitteldeutschlands der andere. Bekanntlich eignet sich der schwere Lehmboden Mitteldeutschlands in hervorragender Weise zum Anbau der Zuckerrübe. Die Ausnützung der von der Natur gegebenen Möglichkeiten erfordert auch hier die Mitarbeit der Kohle. Sie wird fast ausschließlich von der mitteldeutschen Braunkohle geleistet, die im Betriebsjahre 1921/22 120 Zuckerfabriken mit rund 5,5 Millionen Doppelzentnern Zuckererzeugung in Mitteldeutschland als Wärmequelle diente.

In neuerer Zeit sind noch zwei Industriezweige hinzugekommen, die sich ganz auf mitteldeutscher Rohbraunkohle aufbauen: die Elektrizitäts- und chemische Industrie. Nachdem die technischen Schwierigkeiten überwunden worden sind, elektrischen Strom ohne großen Stromverlust auf weite Entfernungen zu leiten, war der Gedanke naheliegend, die Rohbraunkohle mit ihrem geringen Beförderungswiderstand nicht auf Bahnwagen nach dem Kraftwerk am Verbrauchsort zu schaffen, sondern an Ort und Stelle die Umwandlung der in der Kohle steckenden Kraftquellen in elektrischen Strom vorzunehmen und diesen in Leitungen dem Verbraucher zu übermitteln. Diesem Gedanken verdankt das Kraftwerk Zschornewitz bei Bitterfeld, das größte mit Dampfkraft betriebene Kraftwerk der Welt, sein Entstehen, das bekanntlich die Stadt Berlin zum großen Teil mit Kraft und Licht versorgt. Es tritt dadurch eine erhebliche Entlastung der Eisenbahn durch die fortfallenden Kohlentransporte ein.

Würden doch, wenn die in dem Elektrizitätswerke Zschornewitz nach seinem vollen Ausbau erzeugte und nach Berlin durch Drähte gesandte Elektrizitätsmenge in Berlin erzeugt werden müßte, die dafür nötigen Kohlenmengen etwa 300 Eisenbahnwagen täglich in Anspruch nehmen.

Die chemische Industrie wird hauptsächlich durch das Leunawerk vertreten, das sich zur Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft ausschließlich der mitteldeutschen Braunkohle als Wärmequelle bedient. Es hat einen täglichen Bedarf von über 5000 t und steht damit an der Spitze der Verbraucher mitteldeutscher Rohbraunkohle. Neben diesen vier genannten Industriezweigen wird in vielen anderen gewerblichen Betrieben mit Erfolg Rohbraunkohle verfeuert.

Die Bedeutung, die die mitteldeutsche Rohbraunkohle als Wärmequelle für die deutsche Industrie gewonnen hat, geht daraus hervor, daß nicht weniger als 40 Millionen Tonnen mitteldeutscher Rohbraunkohle im Jahre 1922 in gewerblichen Betrieben verbraucht worden sind.

Wenn es dem mitteldeutschen Braunkohlenbergbau gelungen ist, bei dem geringen Beförderungswiderstand seiner Braunkohlen einen so umfangreichen Absatz zu finden, so liegt der Grund darin, daß, wie bereits erwähnt, die Rohkohlen verbrauchenden Industrien nahe an den Erzeugungsstätten selbst liegen, bzw. daß sich große Industriezweige mitten in dem Kohlengebiet angesiedelt haben. Um dies engbegrenzte Absatzgebiet zu sprengen, hat die mitteldeutsche Braunkohlenindustrie das Braunkohlenbrikett auf den Markt gebracht, das die Rohbraunkohle an Heizkraft um mehr als das Doppelte übertrifft. Von diesen Briketts wurden im Jahre 1922 nicht weniger als 19,2 Millionen Tonnen abgesetzt.

Wenn die mitteldeutsche Braunkohlenindustrie in neuester Zeit gewerbliche Verbraucher auf weitere Entfernungen mit ihren Erzeugnissen versorgt, als es vor dem Kriege der Fall war, so kommt es daher, weil Deutschland durch die Erpressungspolitik des Feindbundes nicht mehr über genügend Steinkohlenmengen verfügt, die es auf den inneren Markt werfen könnte. Mit anderen Worten: die Preisfrage ist gegenüber der Mengenfrage stark in den Hintergrund getreten. Damit wird eine Frage angeschnitten, die die wirtschaftliche Bedeutung des mitteldeutschen Braunkohlengebietes von einer ganz neuen Seite beleuchtet.

Die politischen Wirren des Revolutionsjahres 1919 hatten bekanntlich einen gewaltigen Ausfall in der Steinkohlenförderung zur Folge. Derselbe betrug nicht weniger als 45 Millionen Tonnen gegenüber 1918 und 75 Millionen Tonnen gegenüber 1913. Dieser Ausfall war so gewaltig, daß dem deutschen Wirtschaftsleben die größte Gefahr drohte, wenn es nicht gelang, die Förderung so schnell wie möglich zu heben. Das war aber nach Lage der Dinge eine Unmöglichkeit, wie sich bald herausstellen sollte. Der Förderausfall ist, abgesehen von den Streikwirren und den Nachwirkungen der technischen Abnutzung der Fördereinrichtungen im Kriege, zurückzuführen auf einen vollständigen Zusammenbruch der Arbeitslust bzw. der menschlichen Arbeitskraft. Die ungeheuere Anspannung im Kriege machte, wie überall nach dem politischen und moralischen Zusammenbruch, einer Lähmung des Arbeitswillens Platz, die wohl beispiellos in der Geschichte dasteht. Da mit einem Wiederaufleben des früheren Arbeitswillens nur ganz allmählich gerechnet werden konnte, mußte versucht werden, auf andere Weise einen Ausweg aus der furchtbaren Zwangslage zu finden, um so mehr, als im Steinkohlenbergbau eine Vermehrung der Arbeitskräfte, die die Arbeitsleistung erhöhen könnte, aus technischen Gründen nicht zu dem gewünschten Ziele führt. Der Braunkohlenbergbau, dem nunmehr die Aufgabe zufiel, einen Ersatz für den Ausfall an Steinkohlen zu schaffen, hat diese Erwartung den Umständen gemäß erfüllt. Zwar war im Braunkohlenbergbau die Arbeitsleistung durch Einführung des Achtstundentages noch stärker gesunken als im Steinkohlenbergbau, dafür waren aber die technischen Voraussetzungen gegeben, durch Einstellung neuer Arbeitskräfte die Förderung beträchtlich zu steigern. Die Belegschaften wurden ohne Rücksicht auf die dadurch eintretende Erhöhung der Gestehungskosten verdoppelt, um den gewollten Zweck zu erreichen.

Beispielsweise wurden die Belegschaften in den Jahren 1913—1922 in Mitteldeutschland westlich der Elbe um nicht weniger als 109 % vermehrt. Wenn man nur die Steigerung von 1918/19 berücksichtigt, also den Zeitraum, in dem das Gesetz über den Achtstundentag zur Durchführung gelangte, so stieg die Belegschaftsziffer in einem einzigen Jahre von 46899 Mann auf 78539 Mann = 67 %. Diese Zahlen zeigen deutlich, welche unmittelbare Einwirkung die überstürzte Einführung des angezogenen Gesetzes für das mitteldeutsche Braunkohlengebiet gehabt hat. Infolge der Steigerung der Belegschaften gelang es aber, die Braunkohlenförderung beträchtlich zu erhöhen. So stieg die Förderung westlich der Elbe von 40 auf 58 Millionen Tonnen.

Die Mengenknappheit an Steinkohle hatte zur Folge, daß viele Verbraucher, die bisher ausschließlich Steinkohlen verfeuert hatten, nunmehr Braunkohlen und Braunkohlenerzeugnisse verwenden mußten, obwohl, wie bereits angedeutet wurde, deren Preis durch die Vermehrung der Gestehungskosten stärker als der Steinkohlenpreis gestiegen war. Der Hunger nach Kohle war eben so stark, daß die Preisfrage nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Mögen diese Ersatzlieferungen teilweise nur eine Aushilfe gewesen sein, Tatsache ist, daß der Braunkohlenbergbau dem deutschen Wirtschaftsleben in schwerster Zeit unschätzbare Dienste geleistet hat und in Zukunft noch leisten wird. Immer deutlicher heben sich die Ziele hervor, die sich der Franzose zur Auswertung des gewonnenen Raubkrieges gegen Deutschland gesteckt hat. Frankreich weiß, daß Deutschlands wirtschaftliche Macht steht und fällt mit der Verfügung über seine Kohlenschätze, und richtet demgemäß sein Handeln ein. Zu unserem Unglück erleichtert die geographische Lage unserer Kohlengebiete die Erreichung des klaren Zieles. Sowohl das Ruhrbecken wie Oberschlesien sind, wie ein Blick auf die Karte lehrt, dem Zugriff des Feindes preisgegeben, der nunmehr durch die Ruhrbesetzung sein Vorhaben verwirklicht hat. Es steht also, abgesehen von dem sächsischen und dem niederschlesischen Steinkohlengebiet, deren Mengen wenig ins Gewicht fallen, und einigen ganz unbedeutenden Kohlenvorkommen in Bayern nur noch die Braunkohle Mitteldeutschlands zur Verfügung. Daß die Braunkohle niemals die Steinkohlenmengen Westfalens und Oberschlesiens ersetzen kann, darüber besteht kein Zweifel. Wohl aber wäre es denkbar, daß angesichts der bestehenden Möglichkeit, die Braunkohlenförderung verhältnismäßig schnell zu steigern, wenigstens die wichtigsten Industriezweige Deutschlands so lange am Leben erhalten werden können, bis es uns gelingt, die verlorenen Steinkohlenschätze auf irgendeine Weise wiederzuerlangen. Diese kurzen Ausführungen mögen genügen, um zu zeigen, welche gewaltige wirtschaftliche Bedeutung gerade in neuester Zeit die Braunkohle Mitteldeutschlands auf Grund ihrer geographischen Lage erlangt hat.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die mitteldeutsche Braunkohle Deutschland vor einer Wirtschaftskatastrophe bewahrt hat.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 46



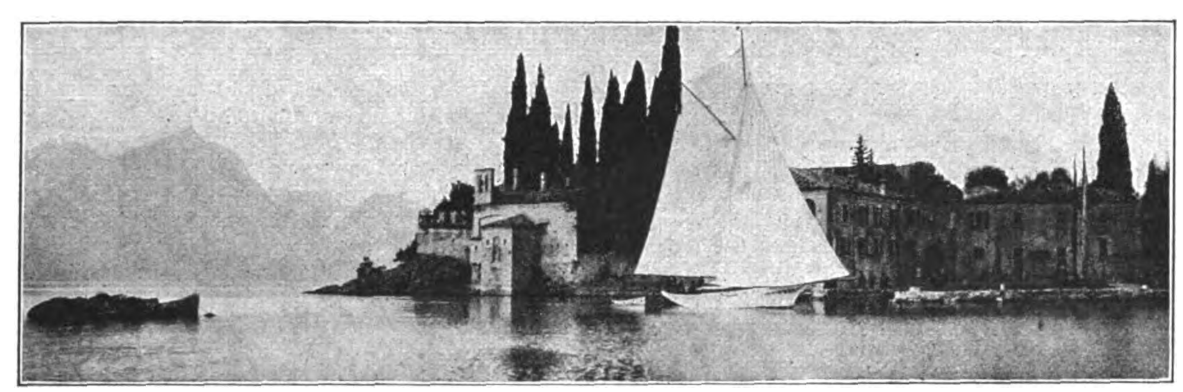
Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

An unsere Leser!

Wie wir schon im Doppelheft 44/45 berichteten, war es uns ganz unmöglich, vor Drucklegung des letzten Augustheftes einen endgültigen und auf Grund richtiger Berechnungen entsprechend niedrig gehaltenen Abonnementspreis zu nennen. Nachdem es uns gelungen ist, das erste August-Doppelheft zum Preise von M. 5500.— und das vorliegende Doppelheft zum Preise von M. 32 500.— zu liefern, stellt sich der Preis für den ganzen August auf M. 38 000.— (also M. 19 000.— für das Doppelheft). Gemessen an der leiblichen Nahrung erfordert demnach die geistige Nahrung bei einem Abonnement auf das „Universum" nur einen ganz verschwindenden Bruchteil des zum Leben nötigen Aufwands. Wir dürfen deshalb wohl hoffen, daß es unseren treuen Lesern möglich sein wird, sich eine so billige und abwechslungsreiche geistige Nahrung wie das „Universum" zu erhalten.

Diejenigen Bezieher, die das „Universum" bei ihrer Postanstalt bezahlen (nur diese; wer durch den Buchhandel bisher bezahlte, rechnet auch mit seinem Buchhändler ab), haben für August M. 9000.— vorausbezahlt und werden hierdurch aufgefordert, sofort die Nachzahlung von M. 29 000.— auf Postscheckkonto Leipzig Nr. 295, Philipp Reclam jun., Leipzig, vorzunehmen. Bei nichterfolgter Zahlung entstehen dem Abonnenten unverhältnismäßig hohe Unkosten und die Weiterlieferung des „Universum" erleidet eine Unterbrechung.

Leipzig, Mitte August 1923 **Verlag und Schriftleitung von Reclams Universum**



San Vigilio am Gardasee.

Die Unbegreifliche

ROMAN VON ?

Der Name des Verfassers wird Ende September mit dem Schlußkapitel bekanntgegeben. Unmittelbar anschließend erfolgt die Preisverteilung

11. FORTSETZUNG

Wir müssen erst etwas Besonderes unternehmen," sagte Sylva mit merkbarer Erregung, als Gradner pünktlich um zwei Uhr im Grand Hotel erschien. „Bitte nicht gleich ans andere Ufer fahren! Das sieht so abgekartet aus." Sie senkte vor Gradners Blicken die Augen. „Ich habe etwas Wunderschönes herausgefunden: wir besuchen den alten Hagen! Er hat mir auf meine Anfrage geantwortet: ‚Für Sie bin ich sogar heute am Ostersonntag zu sprechen.' Und wenn er mich empfängt, dann sind Sie selbstverständlich auch willkommen."

Gradner zuckte mit den Achseln. Er hatte fast geahnt, daß Sylva, scheu wie immer, einer Aussprache ausweichen würde. Doch die Erinnerung an den Karfreitagabend hatte ihn insgeheim doch noch hoffen lassen, daß er nunmehr einen offenen Weg zu Sylvas Herzen finden könnte.

„Gut, fahren wir zu diesem erfahrenen Greise," sagte er ein wenig spöttisch, indem er sich in dem bereitstehenden Auto schicksalsergeben an Sylvas Seite niederließ. „Ich weiß die hohe Ehre zu schätzen, dem alten Herrn durch Ihre Fürsprache die Hand drücken zu dürfen."

„Nicht doch, Babette," schalt Sylva kindlich abwehrend, „die Decke muß geschont werden! Sonst hat sie ein Loch, wenn wir nächste Woche zurückfahren wollen."

Babette achtete jedoch nicht im geringsten auf den Widerspruch ihrer Herrin und wickelte die kleinen Füße sorgsam in eine federleichte Decke ein, die sie bis zu den Knien ausbreitete. Sylva streichelte ihr die Backen, während sie fortgesetzt sich gegen das Zugedecktsein wehrte. „Imre, mein Kognak!" rief sie dann plötzlich dem Diener zu, der dem Chauffeur anscheinend Verhaltungsmaßregeln gab, wie er zu fahren habe. „Du Schlingel: weil du nicht mitfahren darfst, willst du mich unbeschreiblich furchtbar geistlos in die weite Welt schicken. Dieser Herr ist aber mindestens ein ebensolcher Verehrer von geistigen Getränken wie du! Fix, allons, rück' endlich mal unseren 1848er Hennessy heraus!"

Doch als Imre mit einem dummen Gesichtsausdruck langsam im Hotel verschwunden war, sagte sie lachend zu Babette: „Ab und zu muß ich ihm doch einen Schrecken einjagen! Und den Kognak, den er jetzt rasch beim Oberkellner kauft, wollen wir uns schenken. — Abfahren! Sie, lieber Mann dort vorn: abfahren, aber schnell, ganz schnell!" Ihre Stimme hatte den krähenden Klang angenommen, wie immer wenn sie mit ihrem Kinderstimmchen Befehle austeilte, die zu überraschend lustig waren, als daß sie gleich ernst genommen werden konnten. „Auf Wiedersehen, Babette! Wir kommen erst zurück, wenn die Sonne längst schon untergegangen ist. Aber dann werde ich sehr müde sein und ganz folgsam ins Bett gehen, und — und du mußt heute abend Mutter spielen, liebe Babette, und ein armes Kindchen in den Schlaf singen!"

Der Motor zog plötzlich an. Der Wagen flog an der Villa Ruhland, an Zweisonnen und am Kasino vorbei.

Gradner schwieg. Da ergriff Sylva seine Hand. „Nicht böse sein," sagte sie zärtlich. „Heut ist ja Ostern! Und ein so sonniger Tag. Ich danke dir für all dies Glück, das ich hier unten am Gardasee fand. Niemals hatte ich gehofft, je wieder so ganz froh werden zu können." Übermütig setzte sie sich in korrekte Positur. „Herr Gradner, wissen Sie noch, wie wir uns am 3. Januar in dem gräßlichen Salon eines Dampfers kennenlernten? Und wenn ich Ihnen inzwischen auch viel verziehen habe: nie werde ich Ihnen verzeihen können, daß Sie meine Durchlaucht mit dieser unbeschreiblich furchtbaren Salami füttern wollten!"

„Durchlaucht wollten sich jedoch mit der Speise gewöhnlicher Sterblicher nähren," sagte Gradner, auf den scherzhaften Ton eingehend. „Durchlaucht waren dann sogar so gütig, in meinen Augen zu lesen und mir zu weissagen, daß ich all meine Verbrechen durch eine todunglückliche Liebe büßen würde. Ich konstatiere mit Genugtuung, daß Durchlaucht heute das Wort Glück fanden, das ich aus diesem Munde schon lange ersehnte."

Sylva hielt noch immer Gradners Hand umfaßt und suchte jetzt auch nach seiner anderen Hand. „Wie jammervoll das wieder mal eingerichtet ist," sagte sie schmollend, „man kann nie so zusammensitzen, daß die Herzhände beieinanderliegen. Und nun sind wir wohl schon da? Das ging aber fix!" Der Wagen fuhr fast lautlos bei einer kleinen, vergitterten Pforte gegenüber der Gigola vor.

Ohne ein Klingelzeichen abzuwarten, steckte eine ältliche Dienerin ihren Kopf hoch oben über die Mauer. Nachdem sie einen prüfenden Blick auf Sylvas Gestalt

geworfen hatte, zog sie eilends an einer Schnur, die die Pforte öffnete.

„Vorsicht: sie ist taubstumm, aber sie liest jedes Wort von den Lippen ab," raunte Gradner Sylva zu. Im selben Augenblick bereute er jedoch diese Warnung, denn Sylva blickte ihn fast erschrocken an, wie wenn sie sagen wollte: haben wir Böses vor, oder haben wir etwas zu verheimlichen, lieber Freund?

Da nur ein einziger schmaler Pfad zum Hause emporführte, war der Weg nicht zu verfehlen. Doch sehr bald schon hielt Sylva im Gehen inne. „Die Hitze nimmt mir den Atem," lispelte sie zaghaft lächelnd, „es wird Zeit, daß ich in meine Berge zurückkehre!"

„Kleine Prinzessin," sagte da eine tiefe, unendlich gütige Stimme, „kommen Sie hier hinter diesen Rosenstrauch! Mein Haus vermag Ihnen nichts zu geben, das Sie nicht schon durch den Geist Ihres Vaters in Besitz genommen haben. Was mir altem Manne übrig blieb, finden Sie schon hier unten."

„Das ist lieb von Ihnen, Vater Hagen." Sylva war kaum überrascht von diesem Empfange. Doch Gradner schauerte voll Ehrfurcht zusammen, als er den alten Mann im violettenen, lang niederwallenden Samtumhang das weißbärtige Gesicht auf die Hand des jungen Mädchens herabbeugen sah.

Dann fühlte er ein Paar klare, durch die Seele bis ins Innerste, noch Ungedachte, vordringende Petrusaugen auf sich gerichtet. „Das ist Ihr Freund, der Deutsche; der Offizier, der seinem Vaterlande als Spion Dienste leistet." Er hob lächelnd abwehrend die Hand. „Sagen Sie nichts, junger Mann! Meine Cornelia ist stumm und taub; wir dürfen hier bei der Wahrheit bleiben. Ich habe meine Augen Tag und Nacht offen, ich kenne jede Verkleidung, in der man an meinen Gärten vorbeischleicht. Sie haben eine weit schwierigere und dankenswertere Aufgabe, als Rekruten zu drillen. Ich achte in Ihnen den Mann. Nur wenige Monate noch, dann wird man Ihresgleichen zu Helden stempeln. Dort hinter dem Monte Baldo braut sich ein Gewitter zusammen, ich lese keine Zeitungen, aber ich nehme es aus der Luft, daß Österreich bald den Brand in die südöstliche Ecke schleudern wird. Noch nie war die Luft so mit Elektrizität geladen als in diesem Jahre. Das wird den Menschen unerträglich; der Krieg muß Entladung bringen. In der Sommernacht, in der Sie sich den Vollbart abschneiden, um über die italienische Grenze fliehen zu können, werden Sie daran denken, daß der alte Hagen dies alles längst vorausgesehen hat."

Er hatte Sylva am Arm zu einer Bank geführt, die mitten unter den prächtigsten, blühenden Rosen stand. Auch Gradner mußte Platz nehmen; er selbst blieb jedoch, auf seinen Stock gestützt, vor ihnen stehen.

Gradner bewunderte den eigenartigen Ausblick, der sich von der Gartenbank bot. In der hohen, die Landstraße bedeckenden Mauer befand sich ein Ausschnitt, der nichts anderes sehen ließ, als das am anderen Ufer liegende San Vigilio. Wie ein Gemälde hoben sich die Zypressen und das sagenumwobene Mauerwerk aus den Rosen heraus.

Sylva legte ihre Hand leicht auf Gradners Arm. „Der alte Hagen darf alles sagen; und hier hört's auch niemand;" mit diesen Worten versuchte sie ihm eine Antwort abzuschneiden. Gradner lächelte ihr jedoch zu: er hatte sich weder verletzt noch beunruhigt gefühlt! Hagen brachte ja nur das vor, was heute doch endlich zwischen ihnen beiden zur Aussprache gekommen wäre.

„Wo werden Sie aber dann bleiben, wenn die bösen Menschen Krieg haben müssen, Vater Hagen?" fragte sie jetzt vorsorglich den Alten.

„Man wird mich eines Tages unter meinen Erinnerungen an die altitalienische Rittertreue tot finden," sagte er langsam.

Sylvas Augen blitzten auf. „Nein, das darf nicht sein! Kommen Sie zu mir auf Schloß Kis Szolyva. Sie finden Tizian, Botticelli, Giorgione und alles, woran Ihr Herz hängt, bei mir wieder; ja sogar der Rembrandt, den Sie meinem Papa abluchsen wollten, gehört Ihnen dann!"

Hagen nickte dankbar. Dann schüttelte er nachdenklich den Kopf. „Einen alten Baum darf man nicht verpflanzen, auch nicht, wenn es ein Grenzbaum ist, der den ersten Stürmen zum Opfer fallen wird. Schloß Kis Szolyva ist schön, herrlich sind seine Sammlungen, und fast noch herrlicher sind seine Wälder. Doch ich kann ohne den Gardasee nicht leben! Ich würde fürchten, nie wieder dies Bild sehen zu können" — er zeigte mit zitterndem Arme nach San Vigilio hinüber —, „und ich würde treulos werden an mir selbst."

Er war langsam hinter die Bank getreten. „Prinzessin Sylva, wir sehen uns heute zum letzten Male. Und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie einem alten Manne noch einmal Gelegenheit gaben, eine Frauenhand küssen zu dürfen. Klein und zart und von hoher Herkunft war die Hand, die einst in mein Schicksal eingriff. Das ist nun schon viele, viele Jahrzehnte her, und von den Deutschen kannten nur ein paar schönheitsuchende Seelen den Gardasee. Da kam eine stolze Frau mit ihrem Gefolge zu mir und besichtigte meine Sammlungen. Sie kehrte dann wieder — allein. Wir verstanden uns gut; besser als sich sonst Töchter von Königinnen mit weltfremden Männern verstehen. Eines Tages entdeckte sie San Vigilio, das meine Augen unter all den stärkeren Eindrücken des Gardasees noch nicht beachtet hatten. Und in der Mondnacht ruderten wir über die goldene Brücke, die sich von Ufer zu Ufer spannte. Wir waren ganz allein — und ich liebte diese Frau. Es war nicht Kälte, mit der sie mich zurückwies, sondern es war die Hoheit eines stolzen Herzens, dem die Treue heilig ist. Da wurde ich ihrer Seele ein Lehnsmann, der die Treue höher achtet als die Liebe. Die Träne jener Frau, die den Boden von San Vigilio weihte, hat mich an den Gardasee gefesselt."

Sylva erhob sich. Ihr Feingefühl hatte ihr wohl verraten, daß der alte Hagen allein sein mußte, nachdem sein Mund den Schleier über einem jahrzehntelang gehüteten Geheimnis gelüftet hatte. „Ja, Prinzessin Sylva, gehen Sie jetzt," sagte er, indem er sich lange auf die ihm zum Kusse hingestreckte Hand herabbeugte, „nehmen Sie die Erinnerung mit an einen Mann, dessen einziger Wert darin besteht, daß er sein Lebenlang treu geblieben ist." Er ergriff Gradners Hand und blickte ihm tief in die Augen. „Mein Leben war gesegnet, weil ich unabänderliches Leid trug, möge der Himmel Sie vor einem Leid bewahren, das Sie aus wankelmütigem Frauenherzen trifft." —

„War das eine Prophezeiung?" Gradner konnte sich nicht enthalten, der ihn überkommenden Schwermut Sylva gegenüber Worte zu verleihen. Er war aufs tiefste ergriffen von dem Eindruck, den der als Sonderling verschriene Hagen und seine Schicksalsgeschichte auf ihn gemacht hatten.

Auch Sylvas sonst so beweglicher Geist fand nicht gleich die Erlösung von dem auf ihnen beiden lastenden Banne. Mit gesenktem Kopfe schritt sie zögernd in ganz kleinen Schritten der Gartenpforte zu.

„Wissen Sie, wer diese Frau war?" fragte sie stehenbleibend. Sie blickte sich um, ob die Entfernung von Hagen weit genug war. „Die Kaiserin Friedrich muß es gewesen sein! Sie weilte als junge Frau längere Zeit

am Gardasee; auf ihrem Schreibtisch befand sich ständig ein Bild von San Vigilio. Und ergreifend fein und zart ist dieses Erlebnis der englischen Königstochter, die man kalt und gefühllos nannte."

Sie tat wieder ein paar Schrittchen. „Nur schade," sagte sie dann traurig, „daß auch das Schönste in Trümmern auf die Nachwelt kommt: ein Greis erzählt schwatzhaft von dem Leide, das seine Seele jahrzehntelang stolz als Geheimnis hütete!"

„Und eine Kaiserin . . ." Gradner wurde dadurch überrascht, daß ihm Sylva plötzlich entlief. Wie ein Kind tollte sie die letzte kurze Strecke hinab. „Fangen!" krähte sie ihm zu.

„Das geht aber nur bergab," sagte sie dann, als Gradner mit ein paar Schritten wieder bei ihr war. „Und tun darf ich's auch nicht; aber manchmal überkommt's mich so, da muß ich wieder Wildfang spielen dürfen. Heut ist ja Ostern, da darf ich alles, nicht wahr?"

Gradner griff nach ihrer Hand. „Und ich auch?" fragte er zurück.

Sie blickte ihn mit großen Augen an: „Aber Sie dürfen doch alles, alles! Und jetzt müssen Sie eine richtige Entführung inszenieren. Ich will ganz, ganz weit fort; ans andere Ufer!"

☆

Einen Augenblick lang schwankte Gradner in dem Entschluß, wohin er Sylva entführen solle.

Wenn er in Gardone oder Maderno eins der kleinen Motorboote nahm, dann konnten sie in einer Stunde drüben in San Vigilio sein. Doch sofort verwarf er diesen Gedanken wieder. Jetzt, so im unmittelbaren Anschluß an Hagens Erzählung, war San Vigilio nicht der richtige Ort für Sylva. Alles Planmäßige, Absichtsvolle, verletzte so leicht ihr Empfinden.

Wenn er die grandiose Bergstraße über den Monte Avertis nach dem Valle di Vesta wählte, dann konnte er Sylva die Wunder des Gardasees zeigen, die nur ihm bekannt waren. Das Auto schaffte wohl den weiten Weg, noch bei Sonnenuntergang konnten sie über den Idrosee und Vobarno nach Gardone zurückkehren.

Doch auch diesen Gedanken verwarf er schnell. Es widerstrebte ihm, an Sylvas Seite die Reinheit ihres Ostertages dort genießen zu wollen, wo er wochentags so oft mit landesverräterischem Gelichter verhandelt hatte.

„Nach Verona!" rief er dem Chauffeur kurz entschlossen zu.

Sylva klatschte vor Freude in die Hände. „Das ist wenigstens weit genug!"

Gradner lächelte innerlich. Es war ja ganz ausgeschlossen, daß sie jetzt noch bis Verona und wieder zurück fahren konnten; das hätte er bei Sylvas Gesundheitszustand nie vor sich selbst verantworten können! Aber die Fahrt bis Sojano, allenfalls noch bis Padenghe oder Desenzano, führte durch ein echtes, nicht von Fremden gekanntes Stück Italien. Dort lag das unbetretene Land, das wahre andere Ufer, nach dem ihre Träume so oft gewandert waren.

Doch schon in Manerba war Sylva nicht mehr zu halten. „Aussteigen!" bat sie. — Hatte sie Angst, daß er sie wirklich nach Verona entführen wollte?

„Nur für ein Viertelstündchen aussteigen! Dort ist ein Mäuerchen, und dort spielen Kinder. Ich habe unbeschreiblich furchtbare Sehnsucht nach richtigen Kindern, die noch ein bißchen schmutzig sind. Im Grand Hotel sind sie alle so artig und rein gewaschen, und — und die Frau Konsistorialrätin lächelt mir zwar immer aufmunternd zu, wie wenn ich nun endlich mal mit dem grünen Sonnenschirm herausrücken dürfe; aber ihren Enkel hütet sie ängstlich vor mir, weil ich krank bin und manchmal ein bißchen huste. Das hört sie durch die Wand durch, genau wie ich die Mundharmonika hören muß. Der kleine Mann wird nie ein Künstler, wenn er sich auch heftig und ausdauernd bemüht." Sie schwang sich auf das Mäuerchen. „Oh, hier ist's schön und ruhig, und erträglicher sind wir für unsere Mitmenschen auch, wenn wir nicht die ganze Zeit lang Staub aufwirbeln."

Gradner ließ sich neben ihr nieder und griff nach ihrer Hand, die sie ihm ohne Zaudern überließ. Er hatte vorhin während der Fahrt unter Sylvas ewig sprunghaften Gedankengängen gelitten, er litt auch jetzt wieder darunter, daß sie plötzlich ihre Kinderliebe entdeckte und sogar auf die Konsistorialrätin, auf den grünen Sonnenschirm und die Mundharmonika zu sprechen kam.

Sollte dies das Ostern sein, auf das er gewartet hatte? Nein! Er war fest entschlossen, die kleine Hand nicht eher loszulassen, bis er sich alles von der Seele geredet hatte.

„Der Smaragd birgt ein Amulett," sagte sie, weil er doch wieder scheu schwieg und gedankenschwer in Betrachtung des Ringes verloren war. „Er ist ein uraltes Erbstück unserer Familie und soll noch aus den Kreuzzügen stammen. Irgendein Diethelm oder Robertus brachte ihn aus dem Heiligen Lande mit; ein Splitterchen vom Kreuze Christi ist in die Kapsel eingelassen. Und es geht die Sage, daß der Mann ihn einst mit ins Grab nehmen dürfe, der bis zum Ende treu sei. Papa war so unsagbar traurig, als er ihn mir wenige Tage vor seinem Tode wortlos an den Finger steckte. War er nicht treu? Ich glaube immer noch, daß mein schöner, edler Papa nur deshalb so traurig war, weil das Geschlecht der Bubenhofen mit mir ausstirbt; an die Sage wird er nicht mehr gedacht haben."

„Und was sagte Pater Sosthenes dazu?" Gradner fragte nur, weil ja doch in Sylvas Erzählungen der Pater Sosthenes stets eine Rolle spielte.

„Der Pater Sosthenes sagte . . ." Sylva stockte. Ihre Augen waren unablässig wieder zu den unter einem alten Feigenbaum spielenden Kindern gewandert. „Oh, diese herzigen, unbekümmerten Kinder, die so lange ihre weißen Engelsflügel behalten." An einer Bewegung ihrer Hand fühlte Gradner plötzlich, daß sie jetzt ihre Gestalt voll ihm zugewandt hatte.

„Mein Falke, ich will dir's nicht schwer machen," begann sie mit veränderter Stimme. Über Gradners Gesicht ging ein Leuchten: das war dieselbe Stimme, die am Karfreitagabend so zärtliche Worte gefunden hatte.

„Der Pater Sosthenes sagte mir im Grand Hotel: Sieben Jahre lang habe ich deine Seele behütet. Wenn dieser Mann nur sieben Wochen lang in deiner Nähe sein kann, ohne die Hand nach dir auszustrecken, dann will ich glauben, daß er stärker ist als ich. Sieben Wochen sind's noch bis Ostern. Wenn die Glocken neu erklingen, dann wirst du wissen, ob du einen Freund fürs Leben gefunden hast. — Das sagte der Pater Sosthenes."

Durch Gradners Seele zog bei diesen Worten hellstes Ostergeläut. Jetzt erst verstand er ganz Sylva, die ihm heimlich geholfen hatte auszuharren, bis die Glocken von Rom zurückkehrten.

„Wie soll ich dir danken!" jubelte er auf. „Du hast Vertrauen zu mir gehabt, mehr noch als dort zur Unschuld der Kinder. Was an Reinem in mir war, hast du gehoben. Und nun will ich nur noch dir allein dienen und leben. Du sollst meine Königin sein, ich will dich auf Händen tragen, jeden Wunsch will ich dir von den Augen ablesen. Du darfst von mir verlangen, was du willst! Ich quittiere sofort meinen Dienst, denn du kannst nur im Süden leben; ich gehe mit dir zusammen bis ans Ende der Welt. Meinen üblen Vollbart lasse ich mir

schon morgen abnehmen, die Botanisiertrommel schenken wir dem Jungen der Konsistorialrätin..."

„Aber nein, aber nein," wehrte Sylva lachend ab. „Zwar — den Vollbart? Ich habe ihn zuerst ganz unbeschreiblich furchtbar gräßlich gefunden! Und ich kann auch heute noch nicht Imre ansehen, ohne etwas beleidigt darüber zu sein, daß er dir an Schönheit Konkurrenz macht. Aber schließlich ist's doch gerade dein Bart gewesen, der uns zuerst zusammenführte. Weil du großer Junge so männlich und klug sein wolltest und — und doch so schlecht lügen konntest! Oh, ich weiß schon, daß du sonst vorsichtiger bist. Aber vor mir ganz kleinem Wesen bist du bis hinter die Ohren rot geworden, als ich dir den Spion an den Kopf geworfen hatte, und du mir weismachen wolltest, die Vegetation am Gardasee sei so fabelhaft interessant, daß man ihr zuliebe einen Vollbart tragen müsse. Und als du wie ein Oberlehrer die Beine von dir strecktest, da sah ich wieder, wie der Offizier in dir errötete. Und das Handküssen, das du mit deutscher Überzeugungstreue so lange abgelehnt hast, konntest du dann nachher viel zu gut. Oh, ich habe oft im stillen über dich gelacht, wenn du so ganz schlau zu sein glaubtest! Und — und von den Küssen in der Rosenlaube habe ich dir auch nur die Hälfte geglaubt. Denn diese kleine Falte um den Mund sprach davon, daß du ganz etwas anderes suchtest als das Glück, dessen du dich rühmtest. Schon damals habe ich dich heimlich meinen Falken genannt!"

Gradner schüttelte verwundert den Kopf. „Wir Männer sind Stümper," bekannte er lachend. „Ich schwankte lange Zeit, ob du eine Hochstaplerin oder eine Überwachungsspionin seist; sogar den braven Imre habe ich als Verbrecher vorgemerkt."

Sylva klatschte in die Hände. „Du, ich mag dein Lachen so gern! Du hattest es ganz verloren, seitdem der Pater Sosthenes in Gardone war. Und ich konnte dir doch auch nicht helfen, mein armer Falke. Nur das Vertrauen konnte ich haben, daß deine große Seele still an meiner Seite unserem Osterfest entgegenging."

„Unser Osterfest!" Gradner beugte sich tief auf Sylvas Hand herab. „Wie hast du mich verwandelt. Nur an deiner Seite konnte meine Seele den Weg zu Gott wiederfinden. Wenn du erst mein Weib bist..."

Sylva zog erschrocken ihre Hand zurück. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Gradner blickte in zwei große Augen, die sich langsam mit Tränen füllten. „Ja — Sie — Sie wollen mich doch nicht — heiraten?" fragte Sylva fassungslos.

„Nein!" Er selbst war jetzt erschrocken. Heiraten? Nein; so weit waren seine Gedanken nicht in diesen Minuten erster Glückseligkeit gegangen. Dem stand ja gewiß auch noch viel im Wege. Schon allein die verschiedene Religion: Sylva, die an ihrem Glauben hing, würde seinen Übertritt zur katholischen Kirche erbitten. Und dann: die Durchlaucht! Der Gedanke daran, daß eine Prinzessin v. Bubenhofen Frau Gradner, bestenfalls noch Frau Oberleutnant Gradner werden sollte, wirkte schon lächerlich!

„Du warst mir so ganz nur die Sylva meiner Träume geworden, daß ich vergaß, was uns vor der Welt trennen muß," sagte er zaghaft.

„Die Welt?" Sylva schüttelte mißbilligend den Kopf. Sie nahm Gradners Hand und streichelte sie. „Ach nein, mein Falke, die Welt kann mich nicht von dir trennen! — Nur Gott allein darf stärker sein als unsere Wünsche." Ihre Stimme war zu tiefster Traurigkeit herabgesunken. „Und — und ich hatte geglaubt, das wüßtest du! Weil ich dir erzählt habe, wie schwer es der Pater Sosthenes nahm, als er noch ein lustiger Husarenoffizier war."

Gradner hob den Kopf. Er dachte nach. Ihm stand plötzlich wieder das Bild vor Augen, wie Sylva im Bett lag und mit den Enden ihrer offenen Haare spielte. Der elfenbeinerne Heiland und das Madonnenbild hatten seinen Glauben wachgerüttelt. Damals hatte Sylva ein paar wunderbar klare Worte über Gott und die Religionen gesagt. Und vom Pater Sosthenes hatte sie erzählt, daß er ein „Schläglein" durch den Tokaier bekommen habe, weil er ein Mädchen nicht heiraten konnte, das dem lieben Gott etwas geschenkt hatte. Das Mädchen war aber keine Nonne gewesen...

„Sieh, und so schwer wie der Pater Sosthenes darfst du es nicht nehmen, mein Falke," sagte Sylva eindringlich. „Du mußt deine freie, große und starke Seele behalten. Und du mußt es mir glauben, daß ich sehr darunter leide. Ich kann aber nicht anders! Es darf nicht sein. Was man dem lieben Gott einmal versprochen hat, das muß man auch halten. Ich habe dich lieb — das darf ich. Aber das ‚Ich liebe dich' wäre ein Voll und Ganzes, ein Glück ohne Leid; es wäre ein Verlachen des einzigen Geschenkes, das ich Gott geben konnte. Der Gesunde beschenkt Gott mit seiner Arbeit; der darf lieben. Ich muß Gott danken, wenn ich eine Seele finde, die ich liebhaben darf. Und — und ich bin ja krank. Wenn Mama gewußt hätte, daß ihr kleines Lungenleiden in mir so bösartig weiterlebte, dann hätte sie nie geheiratet. Könntest du je dein Lachen wiederfinden, wenn dort eins von den unschuldigen Kindern dein eigen Blut wäre und trüge dein Leiden in sich? Du mußt mich verstehen, mein Falke! Die Mama hat noch mit erleben müssen, daß ich bei der heiligen Messe jede Andacht durch mein Husten störte, und daß die kleine Schloßkapelle gebaut wurde, weil ich zu schwach war, um ins Dorf gehen zu können. Ja, weine, mein Falke; Tränen machen auch dem Mann keine Schande, wenn zuviel Leid auf sein Herz einstürmt."

„Du sollst nicht mehr krank sein," sagte Gradner mit halb erstickter Stimme. „Du bist zart und schwach, aber ich werde dich behüten — auch vor dir selbst!"

Sylva blickte schweigend in die Ferne. „Wie schön und friedsam es hier ist," begann sie dann leise. „Ich liebe diesen weiten Blick in die Ebene. Überall freundliche Kapellen und Kirchlein zwischen die Arbeit der Menschen eingestreut. Ich möchte wohl noch viele Jahre leben. Wenn man vorsichtig ist, kann man's mit einer halben Lunge bis an die Vierzig bringen. Und du wirst mich behüten, mein Falke — auch vor mir selbst! Denn sieh, ich habe doch damals an Mamas Sarge zu Gott gefleht, daß er mich am Leben lassen soll, auch wenn ich nur ein armes, krankes Geschöpf bin. Und ich habe dem lieben Gott versprochen, daß ich in seiner gesunden, lachenden Welt keinen Schaden anrichten will, sondern als reine Jungfrau zu ihm kommen werde. Und — und dann ist mir's doch so schwer geworden, als ich auf der Terrasse Geige gespielt hatte. Ein einfaches ungarisches Volkslied; aber der Husar, der mich ein paar Tage zuvor als Manövereroberung betrachtet hatte, schluchzte dabei wild auf. Und weil er mich nicht vor mir selbst hätte behüten können, ging er ins Kloster. — Nun weißt du alles, mein Falke."

Gradner hielt seinen Kopf in den Händen verborgen. Alles Leben schien aus ihm gewichen zu sein.

„Und — und," begann Sylva nach einer Weile ratlos, „und als du so grenzenlos lieb zu der Muttergottes über meinem Bett aufblicktest, da ist es mir wieder schwer geworden. Noch viel, viel schwerer! Denn dir fehlte die Kirche, die den Pater Sosthenes wieder aufrichten konnte. Aber ich vertraute auf deine Stärke. Und ich will dir auch nichts nehmen von all dem, was das Leben den Starken schenkt. Du sollst ein freier Falke bleiben, der

die Mäuse jagt. Nur deine Seele, die noch niemand gehört, will ich in meine Obhut nehmen. Und ich will sie zärtlichst aufbewahren, bis du sie mir abverlangst: bis du Körper und Seele an ein Weib verschenken kannst, das deiner würdig ist. Oder bis wir vor Gottes Thron treten. Und meine ganze Seele wird stets bei dir sein, Falke! Sie wird für dich beten, sie wird in Gefahren dir Mut geben, sie wird dich trösten im Leide."

Gradner warf den Kopf in den Nacken. „Es gibt in aller Welt nur ein Leid für mich, Sylva," sagte er vollständig gefaßt. „Das Leid, daß ich machtlos bin gegen unser Schicksal. Doch es ist ein Leid, das mich vor den Menschen stolz macht, je mehr ich mich in Demut vor Gott beuge. Dein Gelübde soll mir allzeit heilig sein. Ich bleibe, was ich war. Besser als je werde ich jetzt meinem Vaterlande dienen können. Und ich gebe meine Seele ganz in deine Hand; für immer und ewig."

Er küßte Sylvas Hand lange und innig. Dann erhob er sich mit ruhiger Heiterkeit.

„Nur einen Augenblick noch," bat Sylva. „Du hast mir heute so unendlich viel gegeben," begann sie mit gesenkten Augen, „mehr als jemals ein Mann einem Weibe gab. Und ich stehe mit leeren Händen vor dir. Das einzige Ostergeschenk, das ich für dich habe, ist dies:" — sie hatte den Blick erhoben und sah ihm tief in die Augen — „Ich glaube an dich."

Dann fuhren sie durch die Felder und durch die Weinberge dahin und hatten vergessen, daß sie auf dem Wege nach Verona waren. Ihre Hände hielten sich umschlungen, ihre Gedanken wanderten wortlos von Herz zu Herz.

Erst vor Sojano erkannte Gradner den Weg wieder. Doch als er umkehren lassen wollte, befahl Sylva: „Nein, aussteigen!"

Sie schritt auf ein einfaches, von Zypressen umgebenes Kapellchen zu. Gradner fühlte, daß ihr Herz danken und beten wollte. Scheu hielt er sich an der Tür zurück, um sie nicht zu stören.

Da drehte sie sich nach ihm um. „Komm, o komm!" bat sie, nachdem sie einen kurzen Blick in die Kapelle geworfen hatte, „es ist kein Mensch hier, und es ist ein so liebes Kapellchen!"

Langsam folgte er ihr nach der Bank, an der sie niederkniete. Er faltete die Hände und schloß die Augen. Doch er fand keine Worte, mit denen seine heißen Bitten Gott näherkamen.

Da ließ er sich auf die Knie neben Sylva nieder und legte seinen Kopf auf die gefalteten Hände.

Und er fand Erlösung im Gebet.

Wortlos entfaltete dann Sylva seine Hände. Sie zog den Smaragdring von ihrer Linken und küßte ihn noch einmal mit einem langen, flehenden Aufblick zum gekreuzigten Heiland. Dann steckte sie Gradner den Ring an den kleinen Finger. „Dem Treuesten," sagte sie schlicht. —

Als das Auto sich Salò wieder näherte, zuckten Blitze hinter der Madonna della Neve auf. Sylva schmiegte sich an Gradner an. „Ich fürchte mich," flüsterte sie, „die Madonna im Schnee blickt so weiß und kalt auf uns hernieder. Wir waren so glücklich im Süden — das Gewitter droht aus Norden."

Gradner nahm sie wie ein armes, müdes Kind in seinen Arm. Da seufzte sie tief auf. „Danke, danke," sagte sie mit ihrer rührenden Zärtlichkeit, „für dies Ostern — und für alles, alles!"

(Schluß folgt.)



Gevatter Storch. Nach einem Gemälde von Karl Ewald Olszewski. Aus der Münchener Kunstausstellung 1922.

Aus der Werkstatt der seelischen Krankenbehandlung

Von Professor Dr. J. H. Schultz (Jena), Chefarzt und wissenschaftlicher Leiter am Sanatorium Dr. Lahmann, Weißer Hirsch-Dresden, nervenärztlicher Beirat des Waldpark-Krankenhauses, Blasewitz-Dresden

Aus den Zeiten, wo selbst die wissenschaftliche Irrenheilkunde in den geistigen Erkrankungen vielfach unheilvolle Folgen lasterhafter Gewohnheiten und sittlicher Verfehlungen sah, aus der Abtrennung des irrenärztlichen Betriebes von der Außenwelt, der oft zu Konflikten führenden notwendigen Freiheitsbeschränkung gegenüber den Kranken und jenem Anstrich der Unheimlichkeit seelischer Krankheitszustände für den Laien ist es zu verstehen, daß in weiteren Kreisen die sonderbarsten Vorurteile gegen Irren- und Nervenärzte bestehen. Selbst sonst ganz verständige Menschen huldigen ernsthaft der Ansicht, ein Irrenarzt sei ein Mensch, der jeden anderen für verrückt hält, und auffallend oft wird nicht etwa nur der Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt, was ja in vieler Weise eher begreiflich ist, sondern auch die Sprechstundenbehandlung beim Nervenarzt ängstlich verschwiegen. Erst in den letzten dreißig Jahren ist hierin in Deutschland allmählich ein Wandel eingetreten, dessen Ursachen sehr vielfältige sind; eine der wesentlichsten scheint uns darin zu liegen, daß auch in weiteren Kreisen des Publikums das Verständnis dafür zu erwachen beginnt, wie mannigfaltige nervöse Störungen besonders einer seelischen Behandlung zugänglich sind, ohne daß darum der Kranke verpflichtet wäre, sich als schwer abnorm oder minderwertig zu fühlen.

Als interessantes Zeichen der Zeit haben namentlich geschäftstüchtige Laien diese Konjunktur erkannt und überall, wie schon ein Blick in den Inseratenteil eines gelesenen Blattes zeigt, schießen jetzt sogenannte Institute für Seelenkunde, für Psychotherapie, für Psychodiagnostik usw. auf, ganz zu schweigen von den seit Jahrzehnten überall verbreiteten Magnetiseuren und Magnetopathen. Am meisten Aufsehen erregen gewisse Laienelemente, die mit marktschreierischer Reklame öffentliche Schaustellungen mit sogenannten suggestions- oder experimental-psychologischen Versuchen anzeigen (es handelt sich hierbei immer um die gesetzlich verbotenen Schauhypnosen). Vielfach werden in solchen Sensationsabenden auch Kranke „geheilt". Die schweren gesundheitlichen Gefahren solcher mißbräuchlichen Laienhypnosen sind seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts genau bekannt und erst neuerdings wieder durch eine große Sammelforschung des Verfassers überprüft, die über hundert, zum Teil sehr schwere Gesundheitsschädigungen nach Laienschauhypnose aus den letzten drei Jahren erwies. Als Folgen sind ernste allgemein nervöse Störungen, Geistesstörungen von zum Teil mehrmonatiger Dauer und schwere Verminderung der Arbeitsfähigkeit bekannt. Ganz besonders übel ergeht es meistens den von solchen Wundertätern „Geheilten", die nach wenigen Tagen scheinbarer Besserung durchweg schwere Verschlimmerung zeigen. (In des Verfassers „Gesundheitsschädigungen nach Hypnose". Halle, Marbold 1923.)

Um so wichtiger ist es, daß in gebildeten Laienkreisen die wesentlichsten Gesichtspunkte wissenschaftlicher seelischer Krankenbehandlung (Psychotherapie) bekannt sind. Die älteste seelische Behandlungsmethode ist die Suggestion. Hierunter verstehen wir die Einbringung eines seelischen Erlebnisses durch direktes Einpflanzen in einen anderen Menschen. Einfachstes alltägliches Beispiel: wir sagen jemand „Sie werden ja ganz rot," und er errötet, oder „Sie sehen ja ganz schlecht aus, ist Ihnen nicht gut?" Und in der Tat bemerkt der so Angeredete, daß er sich schlecht fühlt, ja nicht selten verändert sich seine Gesichtsfarbe, sein Puls und die Spannung seiner Gewebe. Entschieden wichtig für die Suggestion ist es, sich klarzumachen, daß wir zwar das Leben sehr wohl von der körperlichen oder seelischen Seite aus betrachten können, aber nichts weniger als in der Lage sind, diese Trennung herbeizuführen. Man braucht nur die Frage zu stellen, ob das Lesen, Schreiben, Gehen, Sprechen, ob die Entwicklung und das Altern, ob der Schmerz „körperlich" oder „seelisch" sei, oder ob etwa beim Rausch der Alkohol auf den Körper oder auf die Seele wirkt, um die Unhaltbarkeit einer solchen Trennung am Lebendigen deutlich zu machen. Eine naiv-materialistische Zeit mißverstand diese Dinge, indem sie in den seelischen Erscheinungen lediglich ein oft beinah störendes Nebending sah. Wir wissen heute, daß die uns als seelisch erlebbaren oder sonst erreichbaren Erscheinungen in den ganzen Bereich des großen Lebensbegriffes eingehen, und wundern uns deswegen nicht, daß auch von dieser Seite aus nachhaltige Einflüsse auf den Lebensprozeß im ganzen gewonnen werden können. Die neueste Zeit hat hierfür wertvolles Material gebracht. Professor Grafe-Rostock teilte aus der Heidelberger Klinik lehrreiche Versuche mit, die zeigten, daß Gemütserregungen in der Hypnose mit deutlichen Veränderungen des Stoffwechsels einhergehen. Heyer legte in der Münchener Klinik hypnotisierten Versuchspersonen die Magensonde ein, spülte den Magen leer und konnte nachweisen, daß nun auf die Suggestion hin „Sie trinken Milch, Bouillon, Sie essen Fleisch", eine jeweilig verschiedene Zusammensetzung Magensaft abgesondert wurde, Zusammenhänge, die der geniale Physiologe Pawlow bereits vor vielen Jahren in ähnlicher Weise am Tierversuch dargetan hatte. Pawlow zeigte z. B., daß Hunde schon beim Anblick der Nahrung Magensaft absondern. Wird das Zeigen der Nahrung mit einem Trompetensignal verbunden, so genügt später das Anblasen der Trompete, um Magensaftabsonderung hervorzurufen.

Diese Beobachtungen sind wichtig, um den verbreiteten Laienirrtum zu widerlegen, als richte sich seelische Krankenbehandlung nur gegen „Einbildung". Reine Einbildung als Krankheitsursache ist nicht allzu häufig und nur eine Teilaufgabe der Psychotherapie.

Während im Anfang die Suggestionstherapie vorwiegend in Form der Hypnose angewendet wurde, wird jetzt mit Recht mehr und mehr die Anleitung der Kranken zur Autosuggestion bevorzugt. Eine Hypnotisierung bedeutet stets einen Eingriff, der ohne genaueste Kenntnis der Versuchsperson nicht unbedenklich ist und leicht dazu führt, daß der Kranke selbst den Kampf mit seinen Symptomen aufgibt und sich auf die schützende Hilfe des Arztes verläßt. Zudem sind gerade nervöse Menschen zumeist ungeeignet zur Hypnose, die bei vernünftigen, gesunden Menschen stets, bei Nervösen schwierig, bei Geisteskranken fast nie gelingt; selbstverständlich ist das Einverständnis der Versuchsperson vorausgesetzt.

Im Gegensatz dazu stellt die Erziehung zur Autosuggestion von vornherein ein pädagogisches Moment in den Vordergrund und erfordert ausdauernde, sachliche und gewissenhafte Mitarbeit des Kranken. Irgendeine mystische Fähigkeit zum Hypnotisieren gibt es nicht. Ich habe in längerer psychotherapeutischer Lehrtätigkeit immer wieder bestätigen können, daß jeder nicht allzu ungewandte und

selbst nervöse Mensch Hypnose einleiten und durchführen kann; entscheidend ist immer Vorbereitung und Eignung der Versuchsperson. Wie weit suggestive Einflüsse in das ganze lebendige Geschehen hineinreichen, zeigen namentlich auch die von mir persönlich betätigten Beobachtungen, daß es bei geeigneten Versuchspersonen gelingt, Brandblasen auf der Haut hervorzurufen. Hieraus erhellt, welchen Vorteil ein Kranker mit nervöser oder sogenannter funktioneller Erkrankung des Herzens, des Magens usw. aus richtiger autosuggestiver Erziehung haben kann. Er ist dann in der Lage, Funktionen seines Körpers, die sonst seiner Beeinflussung entzogen sind (Herzschlag, Blutverteilung, Spannungszustände usw.) selbst zu regulieren, denn ebenso wie in den ersterwähnten Beispielen das Erröten und Schlechtbefinden die entsprechende Vorstellung begleitet, kann auch der in Autosuggestion versetzte Mensch durch Konzentration auf bestimmte heilsame Vorstellungen auf sich wirken.

Dies sind natürlich uralte Weisheiten, die nur in einer allzu eng denkenden, materialistischen Zeit verloren gingen. Es sei nur an Kants kleine Schrift: „Über die Macht des Gemüts", an Feuchterslebens „Diätetik der Seele" oder Hufelands „Makrobiotik" erinnert (die sämtlich in Reclams Universal-Bibliothek erschienen sind), von älteren Vorbildern zu schweigen. Wir stellen absichtlich ganz einfache Beispiele aus dem Tagesleben voran. Historisch wurden für den Arzt zum erstenmal diese Dinge durch die Hypnose klar faßbar, besonders durch die vor hundert Jahren laufende Bewegung des tierischen Magnetismus, dessen mehr oder weniger dunkle Nachfolgerschaften noch herumspuken. Im gesunden Gegensatz zu den leicht theatralischen Funktionieren des älteren Hypnotismus, betonten andere Psychotherapeuten, daß die behaupteten Wunderwirkungen der Hypnose gar nicht der Hypnose eigen seien, sondern sich auch im Wachzustande pädagogisch erzielen ließen. Aufklärung, Belehrung, Disziplinierung, besonders das immer wieder Betonen gesundheitlich wichtiger Gesichtspunkte gaben guten Vertretern dieser Arbeitsrichtung ebenso gute Erfolge, wie den oft kritiklosen, einseitigen Hypnoseanhängern vor fünfzig Jahren. Das unermüdliche Überzeugen des Patienten durch stets wiederholtes Klarlegen der Situation, die Persuasion oder Überredung, wurde namentlich von romanischen Gelehrten zur Methode erhoben. Bei anderen Krankheitszuständen erwies sich die Einwirkung eines energischen Reizes in elektrischer oder Kaltwasser- oder sonstiger Form, eine sogenannte „Überrumpelungstherapie", als außerordentlich zweckmäßig. Sie leisteten in Kriegszeiten besonders Gutes, gegenüber der kurzlebigen und leicht zu beeinflussenden „Kriegsneurose". Systematische Ruhe- und Willensübungen und überhaupt die Hereinziehung experimenteller psychologischer Hilfsmittel in die Psychotherapie, auch im Sinne der Gedächtnissteigerung, wurden namentlich von Moll und dem Verfasser angestrebt. Aus diesen und vielen einzelnen verwandten Bestrebungen hat sich so gegenüber der Suggestionstherapie, von der gleichfalls Moll eine ausgezeichnete Darstellung gab, die stark pädagogisch orientierte, die sogenannte „Wachpsychotherapie" ergeben. Die „Therapie ist Ratio (Vernunft)", wie es einer ihrer Begründer, der hochverdiente Dubois (Bern), sagte.

Aber auch hier blieb eine Opposition nicht aus. Es zeigte sich, daß bei manchen Fällen der Appell an Willen, Selbstbeherrschung und Vernunft unzureichend war und wirkliche Hilfe nur durch ein ganz intimes Eingehen auf die Persönlichkeit des Kranken erfolgte. Diese jüngsten Bestrebungen in der seelischen Krankenbehandlung werden unter dem Sammelnamen „Psychoanalyse" begriffen. Ihr Ausgangspunkt vor dreißig Jahren war die Feststellung der Wiener Nervenärzte Breuer und Freud, daß nervöse Symptome gelegentlich verschwinden, wenn dem Kranken seelische Eindrücke klarwerden, die mit der Entstehung des Symptoms verbunden sind, ihm früher aber nicht bewußt waren. Es hat etwa ein Kranker zu irgendwelcher Zeit schwere Angstzustände, deren Ursache ihm unklar ist. Nähere psychologische Forschung zeigt, daß diese Zustände immer auftreten, wenn der Kranke sich in einem Zimmer mit roten Tapeten befindet, und nun kommt ihm plötzlich die Erleuchtung, daß er vor vielen Jahren in einem solchen Raume eine schwere Gemütserschütterung durchlebte, die er entweder ganz vergessen, vielleicht von seiner Seele abgewehrt, „verdrängt" (Freud) hatte oder nicht in Zusammenhang mit seinem Symptom brachte. Künstlern sind solche Zusammenhänge schon lange gegenwärtig; ich erinnere nur an Liliencrons bekannte Novelle „Die Operation", wo eine glückliche Liebe daran zerbricht, daß der Verlobte, dem Gebot der Not gehorchend, seiner Geliebten bei ihrer Operation helfen muß, aber sich nach diesem Chok ihr rätselhaft entfremdet fühlt. Die Herbeischaffung dieser verlorenen Erinnerung kann entweder hypnotisch geschehen, wobei sie sich dann meist dramatisch entlädt, oder mittels bestimmter psychischer Methoden, die namentlich Freud in Wien entwickelte. Er erweiterte diese ersten Erfahrungen der Psychoanalyse um außerordentlich viel theoretisches und praktisches Material und wurde schließlich auf den Standpunkt geführt, daß hinter dem bewußten „Ich" ein durch psychoanalytische Methode faßbares, dämonisches unterbewußtes Ich verborgen liegt, das für Wesens- und innere Entscheidungen und namentlich auch für krankhafte Erscheinungen weit bedeutsamer sei, als das bewußte Wach-Ich. Es ist ein wildes, primitives Triebgeschöpf, dieses Freudsche Unterbewußte, das in symbolhafter Verhüllung seine Auswirkung ins Wach-Ich leitet. Mit genialem Blick erkannte Freud, daß viele nervöse Eigenheiten eine ausgesprochene Tendenz haben. Er förderte uns in entschiedener Weise im Verständnis des Traumgeschehens und Erfühlens der seelischen Hintergrundvorgänge; die übertriebene Schüchternheit als versteckter Größenwahn, die Prüderie als Schmutzigkeit, die Sittlichkeit als Mißgunst und Schwäche — hier sind wir bei seinem geistigen Vater Nietzsche — lehrte er praktisch sehen. Nur daß er, wie die meisten Produktiven, zu schnell versuchte, das Gewonnene auf eine feste Formel zu bringen. Die selbständigen Köpfe aus Freuds eigenem Kreise haben diesen Bann durchbrochen, Adler in Wien, Jung in Zürich und andere zeigten bald, daß auch die nervösen Krankheitserscheinungen der Gegenwart ja oft als Schutzmaßregeln in der Zukunft wurzeln können, indem etwa der Kranke instinktiv durch nervöse Symptome sich Aufgaben und Leistungen des Lebens zu entziehen sucht.

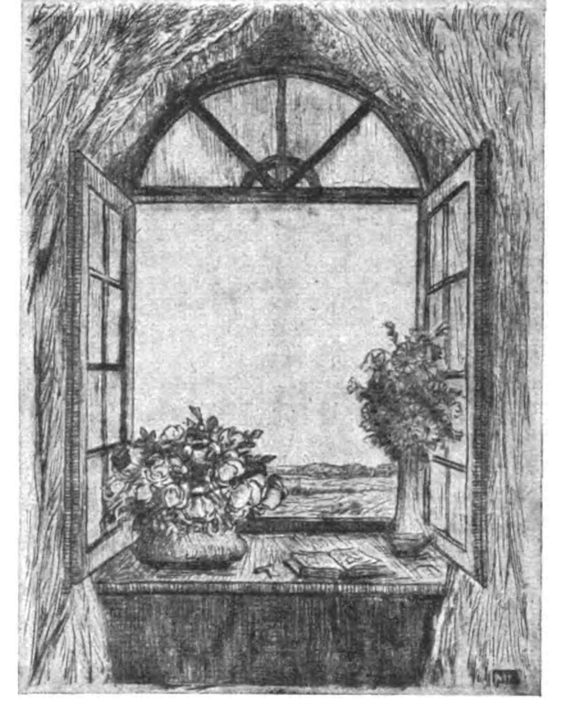
So münden alle psychotherapeutisch ärztlichen Methoden im Problem der Persönlichkeit und im Pädagogischen, sobald man dies Wort nicht im Sinne schulmeisterlicher Enge, sondern tiefsten menschlichen Erlebens nimmt. Die wissenschaftliche Psychotherapie in unserem Sinne sieht ihre Aufgabe besonders darin, in kritischer Weiterarbeit die vorhandenen Methoden zu kombinieren und zu entwickeln und gelegentlich in Ärzten- und Laienkreisen hervortretenden unberechtigten Überschätzungen einseitiger Behandlung entgegenzuwirken. Entscheidend für die ganze Arbeit ist genügende Mitwirkung des Kranken, ernster Wille zur Gesundung und ausreichender Aufwand an Zeit. Dann kann die Arbeit dieser jungen Wissenschaft auch vor kritischen Augen bestehen und in Fällen schwerer innerer Konflikte und nervöser Abwegigkeit oft sehr Gutes, ja Lebenrettendes leisten.

Blüten und Träume * Von Ernst Noeldechen

In Hausen Verlagsgesellschaft G. m. b. H. in Saarlouis ist ein kleiner Band „Blüten und Träume“ erschienen, der eine Anzahl Idyllen, Legenden und Märchen von Ernst Noeldechen umschließt. Der Verfasser ist der Lesergemeinde des Universums kein Unbekannter mehr, denn er ist mehrfach als lyrischer Dichter hier zu Wort gekommen. Mit seinem zarten, hauchfeinen Prosaschaffen, seinem köstlichen Naturempfinden und seinem tiefreligiösen Gemüt soll die nachstehende Idylle unsere Leser bekannt machen. Noeldechen, der der jungkatholischen Dichtergeneration angehört, hat auch durch seine „Heiligenbilder“ und verschiedene andere Veröffentlichungen die Aufmerksamkeit eines größeren Kreises auf sich gelenkt.

In jedem stillen Winkel, an jedem morschen Zaun blüht der weiße Holunder, der weiße Holunder. — Die Sehnsucht meiner Jugend wandelt wieder seitab durch der holperigen Winkelgassen umblühte Verschwiegenheit, wie verhallende Glockenklänge durch heitere Traumtiefe ... Warmer Wind trägt in des milden Nachmittags wogendes Goldgeflimmer den Duft blühender Felder. Die vielerfahrenen Häuschen ringsumher versanken in Farbenjubel: Lachende, bunte Flammen, die immer wieder in sich selber erstarken, schlagen rastlos sonnenwärts. — Locken nicht Geigen? Schmeichelt nicht des Cellos linde Herbheit um meine Seele? Ein Opferbrand, sucht das sich offenbarende Herz des Frühlings den Herrn! In Tanz sinken Vogellieder: silberne und goldene Funken fallen.

O reine Sehnsucht! Ja, auf Glockenklängen schwebt mein schauerndes Gefühl. Der Geisblattblüte Zimtgeruch und die siegende, wallende Süße aufbrechender Jasminknospen schneiden scharf in die Weichheit, die meinen Wandel bestimmt. — Rausch reißt mich empor; Rausch erfüllt mich; Rausch verebbt in mir. Fast ermattet mich das große Glück — aber die Augen meiner Seele sehen auf einmal seltsam klar.



Sonnige Zeit. Nach einer Radierung von Ferdinand Steiniger. Mit Genehmigung des Verlags Hermes, Dresden I.

Der Gärten, der Wiesengründe und der mehrhundertjährigen kleinen Häuser freundliche Gärten und traurigholde Geschichten kommen mir entgegengeschwebt. In immer tiefere, wundersamer werdende Tiefen trägt mich der samtsanfte Glockenhall.

✡

Goldene Mittagsflammen umwallen mich. Ich stehe entrückt. Die Wirklichkeit war. Geweihter Zauber hat mein Wesen gelöst und in sich aufgenommen. Der Herr lächelt auf den Träumer hernieder.

Behutsam beuge ich die dornigen Zweige einer frühlingsverschneiten Wildrosenhecke auseinander. O tiefes Glück! — Mein Auge schwelgt. Ich tue einen langen Blick in den keuschesten Frieden. —

Durch den sanften, grünen Grund vor mir, der von zahllosen Margueriten und goldgelbem Löwenzahn prangt, sprudelt an breitblätterigem Kraut vorbei über bunte Kiesel ein heller Bach. In den murmelnden Wellen tummeln sich sorglos weiße und gesprenkelte Enten. Inmitten der Strömung liegen ein paar zerbrochene Karrenräder. Das an den flachen Stellen so hurtig hüpfende Fließen staut sich über denselben und bildet einen kleinen kristallenen Hügel. Jenseits des Baches auf einer Anhöhe unter drei mächtigen Roßkastanienbäumen, aus deren Kronen rosig die letzten sonnensatten Blüten herabwehen, weiden einige Ziegen und Ziegenlämmer unfern eines schlummernden Knaben. Es hat beinahe etwas Feierliches, wie ein milchweißes, kräftiges Muttertier langsam zum Bache hinuntersteigt und, das zierliche Haupt, das den schlanken Hals schmückt, weit vorstreckend, trinkt ... Blühende Hecken schließen nach allen Seiten hin den heimlichen Grund ab ...

Ich fühle einen plötzlichen, stechenden Schmerz in beiden Händen. Blutperlen bedecken im Augenblick die winzigen Dornenwunden an ihnen. — Wehrt sich der heilige Frieden gegen den neugierigen Eindringling? — Jedoch da streicheln liebkosend duftig niederrieselnde Rosenblütenblätter über die Wunden hin.

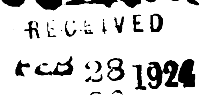
✡

Von den duftlosen, weißblühenden Taubnesseln mit den graugrünen, samtweichen Blättern habe ich gepflückt. Ich stellte die Pflanzen in eine ultramarinblaue Vase ... Lange sah ich die hellen Blüten, deren Flaum so fein ist, daß sie immerfort zu beben scheinen, an. —

Da ging auf einmal ein Duft von ihnen aus und durchwebte das Zimmer; — ein Duft, den man nur ahnen kann, den nur die Seele begreift. Und der Duft entrückte mich in ein Märchen. Unbeschreiblich schöne, zarte, weiße, winzige Traumgestalten in graugrünen Glanzgewändern schwebten durch volles, tiefklingendes Blau, und ihr Lächeln war wie das Rauschen ferner Harfen, das die Seele traurig süß berührt. — —

✡

Der dusterfüllte Frühlingswind
Kommt von beglückten Hügeln her.
Sanft harft der grünen Saaten Meer ...
Wie selig jetzt die Stunden sind!
Tiefroter Mohn flammt auf am Hang:
In Bläue flattert Purpurglut!
Die Bienen läuten. Wonnedrang
Durchbebt die Welt, durchklingt mein Blut ...
Wald, Feld und Hag: Ein Blumenstrauß
In eines guten Gärtners Hand!
Ich schreite trunken durch das Land,
Vergessen hab' ich Hof und Haus ...
Voll goldener Träume lockt der Tag,
Und Erdenenge ist mir fern. —
Mit Grillenlied und Lerchenschlag
Hebt sich mein Herz empor zum Herrn.



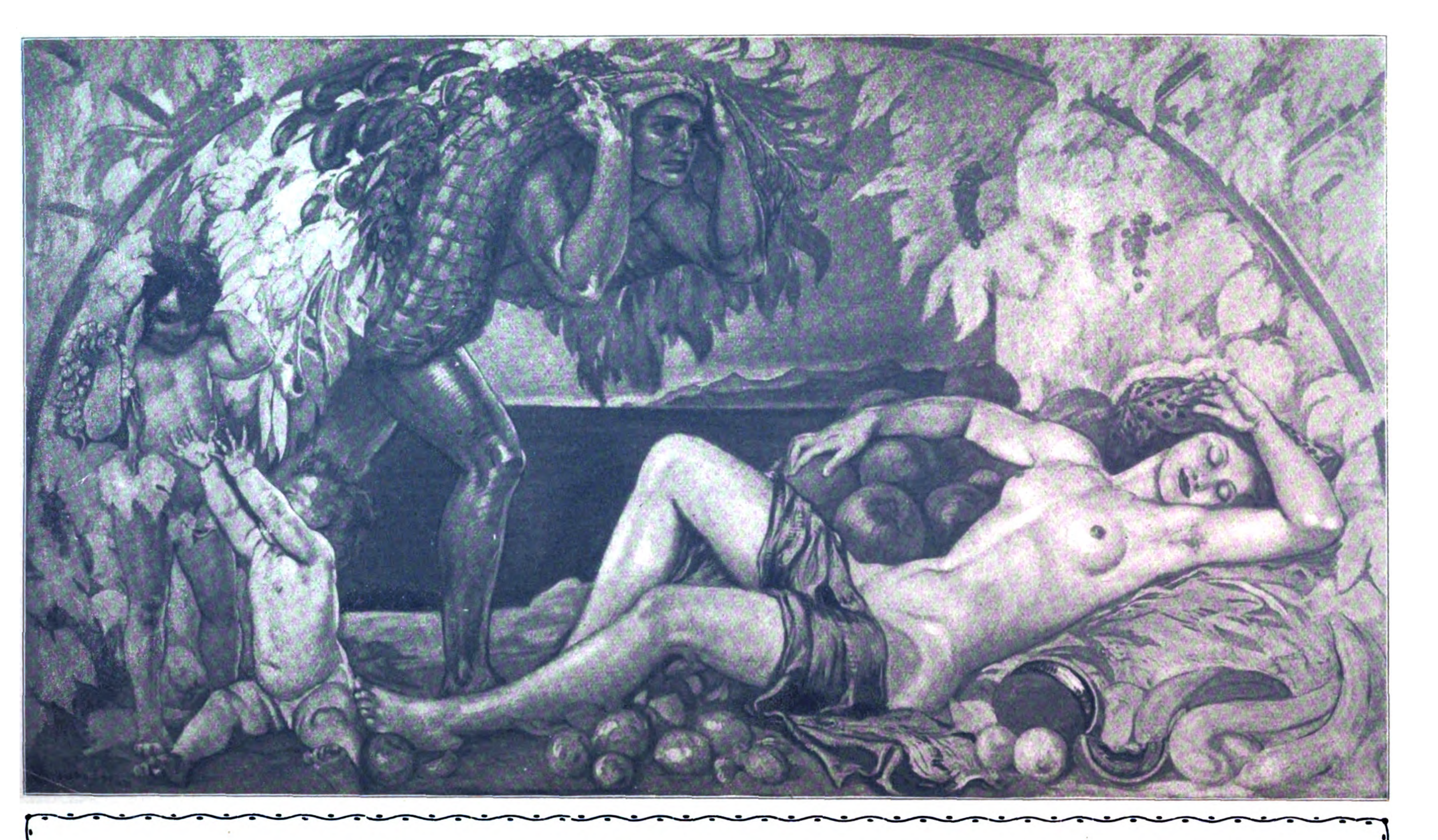
RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 47

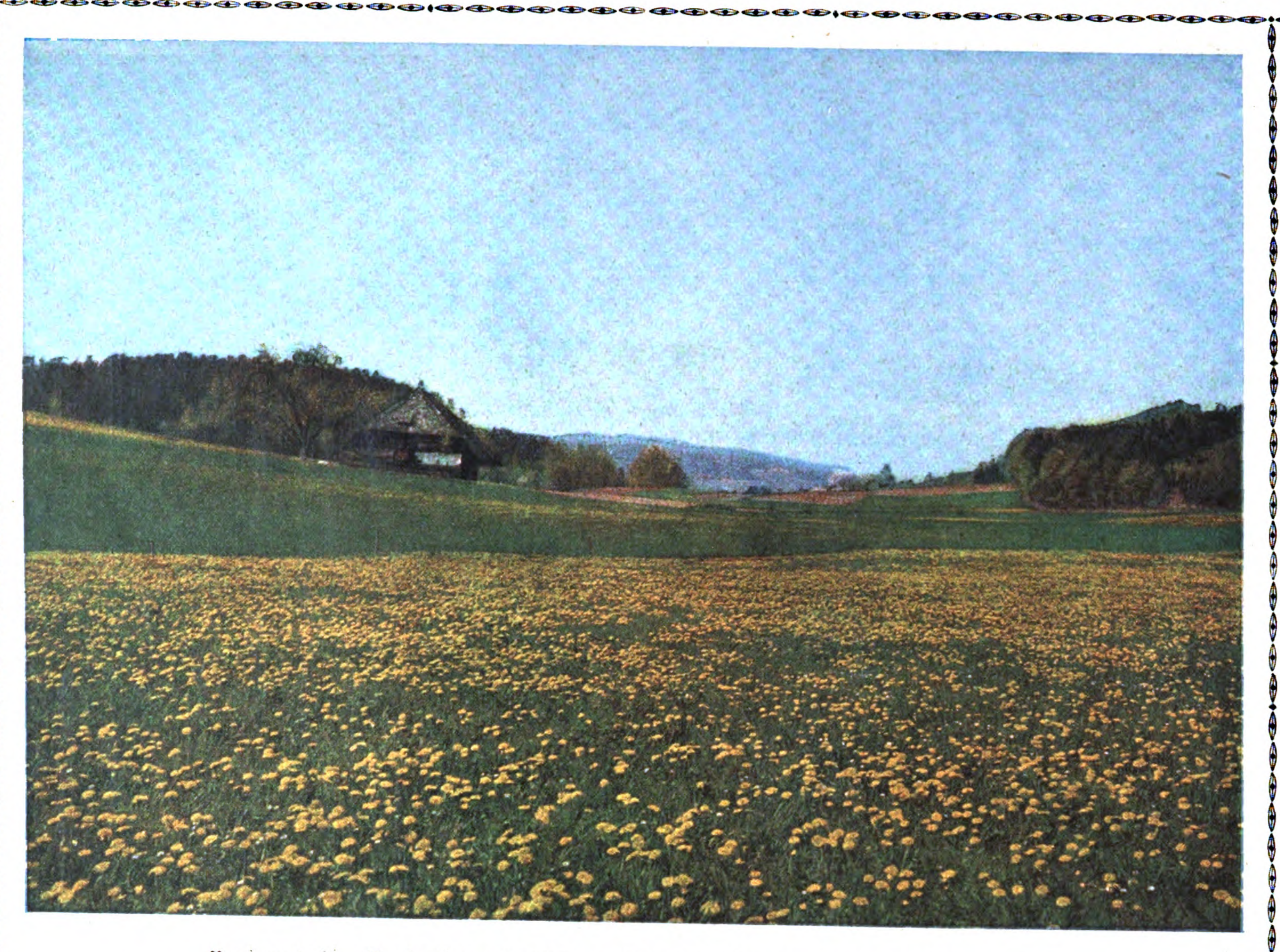


Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Goldenes Zeitalter. Nach einem Gemälde von Jos. Max Colombo

Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung



Bergwiese. Nach einer farbigen Naturaufnahme von Frau A. Wild

Der Glücksklee

Ein Sommermärchen von Horst Schöttler

Ninon kam im Kurhotel an und lachte. Wie schöne Mädchen zu lachen pflegen, wenn sie reif geworden sind für das leichte Glück, das am Wege blüht.

Ninon lachte. Da flogen alle Herzen ihr zu. Und an glitzernden Fädchen zog Ninon die Herzen fort, daß sie ihr folgen mußten. Fort aus dem Kursaal, fort von den geebneten Wegen: hinaus auf die Wiesen und auf die grün überwucherten Fußpfade. Dort wandelte Ninon wie eine Königin dahin und ihr Gang hob sich noch unter den bewundernden Blicken der lieben blauen oder braunen Augen, die jede Bewegung ihrer Gestalt zärtlich verfolgten. Ninon breitete die Arme aus und sog alle Schönheit der sonnengetränkten Felder in sich ein: „O Liebe, o Glück!"

Wenn dann die blauen oder braunen Augen gar zu unglücklich schmachteten, dann senkte Ninon ihren Blick zur Erde und pflückte ein vierblättriges Kleeblatt. Sie brauchte nie lange zu suchen. Es war, als wenn der Glücksklee nur für Ninon am Wege blühte. Andere gingen dieselben Pfade, suchten — und fanden nichts! Ninon bückte sich und brach mit leichter Hand bald hier, bald dort ein Vierblatt. Nie irrte sich ihr Blick; lachend hob sie aus dem Teppich zu ihren Füßen den einen, einzigen Glücksklee heraus. Und verschenkte ihn. Dann leuchteten die Augen ja wieder froh, und die Blicke umschmeichelten noch zärtlicher ihre Gestalt. „O Sonne, o Liebe!"

Wenn aber die Beschenkten noch mehr begehrten, dann gab Ninon auch das. Dutzendweise, wie sie den Glücksklee fand, dutzendweise, wie sie die Augen und Herzen hinter sich herzog, verschenkte Ninon lachend das leichte Glück, das am Wege stand. —

An einem letzten Sommertage wollte Ninon wieder die Arme heben und hinausjubeln: „O Sonne, o Glück, o Liebe!" Doch nur ein leises „O Sonne" kam über ihre Lippen; dann erstickte die Stimme. Da wandte Ninon sich um, weil sie die glitzernden Fädchen aufheben und die Herzen an sich ziehen wollte. Doch die Fädchen waren alle zerrissen, und die blauen und die braunen Augen und all die lieben Jungen, denen sie noch gestern Glücksklee geschenkt hatte, fehlten auf ihrem Wege.

Da erkannte Ninon, daß ihr Fuß einem Manne gefolgt war, dessen Augen sie noch nicht gesehen hatte, weil er vor ihr herschritt. Er führte sie seine eigenen Wege, seine eigenen Pfade.

Ninon versuchte zu lächeln. Sie beugte sich rasch hinab zu dem grünen Teppich und ließ die Blicke über die Kleeblätter wandern. Dort! — nein, das war kein Vierblatt; aber dort! — nein, auch das war nur Trug; aber jetzt, dort! — nein, wieder hatte ihr Auge sie getäuscht.

Ninon versuchte noch immer zu lächeln. Doch als die Hände viele hundert Mal vergebens nach dem einen, einzigen Glücksklee gegriffen hatten, seufzte sie auf.

„Ninon, suchst du das Glück?" fragte der Mann, der unentwegt voranschritt. In seiner Stimme lag die Ruhe des Wissenden, der über alle vergänglichen Zeichen fort dem Glück entgegenwandert.

Da bäumte sich der Stolz in Ninon auf. Sie wollte siegen über diesen Mann. Auf ihren Händen wollte sie ihm das Glück bringen. Und er sollte sich vor ihr beugen, sollte niederknien und mit seinen Augen, ob blau oder braun, bekennen, daß allein die lachende Ninon das Glück verschenken konnte.

Mit fieberhaften Händen durchwühlte sie den grünen Teppich, mit heißen Blicken suchte sie das eine, einzige Glücksblättchen.

Und als all ihr Mühen vergebens war, da schluchzte sie auf. Nun hatte sie die ganze Gegend vom Glücksklee entblößt: nun war nicht das einzigste Vierblatt mehr zu finden, und nun stand sie mit armen, leeren Händen da.

Ninons Augen, die bisher stets nur das strahlende Lachen wiedergegeben hatten, füllten sich mit Tränen. Vorbei war aller Stolz; und vorbei waren Glück und Liebe; in zitternder Hilflosigkeit suchte ihr Blick die Sonne.

Da sah sie, daß der Mann, dem sie gefolgt war, zwischen ihr und der Sonne stand. Und er blickte sie an mit Augen, denen weder Blau noch Braun zärtlich-schmeichelnde Färbung geben muß, sobald das ganze Herz des Mannes aus ihnen spricht.

„Ninon, suchst du noch immer das Glück?" fragte er. Dann nahm er die arme, kleine, zitternde Ninon in seine Arme. Und als sie unter seinem Kusse die Augen wieder aufschlug, da erkannte sie das einzige, große, seltene Glück, das fernab von allen Wegen und Pfaden erblüht, auf denen die Herzen nach vergänglichen, armseligen Zeichen der Liebe suchen.

Gemeinsam schritten sie der Sonne zu.

Obdachlos * Parabel von W. Popper

In der allgemeinen Wohnungsnot der Nachkriegszeit war auch die Freude obdachlos geworden, und kein Wohnungsamt konnte ihr helfen.

Die Paläste waren von der Genußsucht, der Prunksucht, dem Hochmut und der Selbstsucht bewohnt, die Hütten von der Not, dem Elend übervölkert, und die Spelunken dienten dem Laster als Schlupfwinkel.

Die Freude blieb obdachlos, und sie war bleich und mager geworden.

Da erbarmten sich ihrer zwei alte Frauen, die miteinander ein Stübchen bewohnten, und nahmen sie als Untermieterin auf. Sie hießen Entsagung und Genügsamkeit.

Ihr Stübchen war klein und dürftig. Dennoch gab es, als die Freude eingezogen war, keinen wohnlicheren Raum, kein anheimelnderes Heim als diese Stube, deren Fenster wie zwei freundliche Augen glänzten und deren Anblick alle Herzen erwärmte. Blumenduft und Vogelsang erfüllten den engen Raum, in dem der Tisch stets für die noch Ärmeren gedeckt war.

Die Freude hatte eine Heimstätte gefunden, und ihre Wangen erblühten wie zwei liebliche Rosen.



Im Dorffriedhof. Nach einem Gemälde von Fritz Bergen.

Dorfjugend * Von August Hinrichs

Der Verfasser dieser Erzählung ist Tischler in Oldenburg und gleichzeitig ein vortrefflicher Dichter und Schriftsteller. Ein Lebens- und Entwicklungsbild dieses eigenartigen, hochbegabten Mannes haben wir im 38. Jahrgang, Heft 50 gebracht.

Stumpf und klobig reckt sich die alte Kirche empor, aus rohbehauenen Felsbrocken getürmt, die dicken Mauern schief und versackt, die Fenster klein und schmal wie Schießscharten, die niedrige Tür aus schweren Eichenbohlen gezimmert. Ungefüge und plump steht der Glockenturm seitab, und der alte Windhahn auf seinem schrägen Ziegeldach muß schon den Hals recken, wenn er weit über die hohen Dorfeichen hinwegsehen will. Zwischen Turm und Kirche träumt ein Grasplatz; nach dem Dorf hin säumt ihn die breite Kirchhofsmauer, von Moos und Flechten grün bewachsen und von dichtem Hasel- und Holundergesträuch überwölbt, gegenüber schließen Kreuz und Leichenstein ihn ab.

Dicht an der Mauer, im Schatten des Holunders, liegt ein halb Dutzend Kinder im Gras, die Jungen in zerschlissenen Hosen, buntem Hemd und blauer Weste, die Mädchen in kurzen Miederröckchen. Ihre nackten Beine schaukeln auf und ab zwischen den hohen Halmen, und die strohblonden Köpfe sind dicht zusammengerückt und flüstern. Moor und Heide, Busch und Wiese, Wälle und Gräben locken ringsum, aber lieber kauern sie hier auf des Kuhlengräbers Grasplatz zwischen Turm und Kirche.

Unten im Turm — die Tür steht halb offen — liegen Knochen, halbe Gerippe, Totenschädel; bei Tage liegen sie verstaubt und vermodert in der dunkeln Ecke, wie Plinkenkrischan sie gerade hinwarf, aber bei Nacht — bei Nacht — darüber gehen unheimliche Geschichten um.

Und dann — dort neben der Kirchentür sitzt in der Mauer verankert ein rostiges Halseisen, und darunter der Ring mit der schweren, vom Alter halbzernagten Kette — wie mancher Sünder ist dort angeschlossen gewesen!

Ein Gruseln läuft über ihre jungen Herzen, sie heben die Köpfe und lauschen — aber alles ist still. O nein, sie fürchten sich nicht, aber dennoch — wenn Plinkenkrischan sie hier einmal erwischte, das wäre schlimm. Er haßt alle Kinder. Ihm gehört das Gras hier auf dem Kirchhof, ihm gehören die welschen Trauben an der Südwand des Turmes, ihm gehören die Haselnußsträucher an der Mauer entlang, ihm gehört der große Birnbaum in der Ecke — alles auf dem ganzen Kirchhof ist sein! Und er wacht erbittert über seine Schätze — wehe dem, der etwa sein Gras zertrampelt oder in seine Bäume klettert. Irgend etwas Gräßliches wird Plinkenkrischan mit ihm machen, ihn ins Halseisen schließen oder zu den Toten sperren — irgendwas.

„Wenn man sich erwischen läßt, ja," sagt Goy, und trommelt, auf dem Bauche liegend, mit den kräftigen Zehen ins Gras. Goy ist der Stärkste. Arp Krayenhoff gilt viel, weil sein Vater der Reichste ist — jeden Sonntag bekommt Arp Geld — aber hier hat Goy zu sagen.

Die Augen der kleinen Hille glänzen. Sie hebt ihr vom gelben Blütenstaub bekleckstes Näschen, stemmt ihre runden Ellenbogen auf und schiebt sich näher zu Goy. „Erzähl' was," flüstert sie.

Goy weiß eine Menge gruseliger Geschichten, er schwört, daß sie wahr sind, aber Hille glaubt es nicht. Dennoch brennt sie darauf, besonders jetzt und hier an diesem Ort — ein wonniger Schauer rieselt über ihren Rücken und sie drückt sich wohlig wieder tief ins Gras. Auch den andern wird es unheimlich, sie heben die Köpfe und blinzeln über den Kirchhof, aber kein Mensch ist zu sehen.

Arp kriecht näher. „Nicht so laut," mahnt er. „Pah," sagt Goy, aber auch Hille macht ängstlich „Pschscht." Niemand rührt sich mehr.

„Es ist mal ein Müller gewesen," flüstert Goy, „der war so grannig, daß er alle Leute betrogen hat. Von jedem Scheffel Korn, das er mahlen sollte, hat er eine Handvoll für sich behalten. Und einmal ist ein Reisender zu ihm gekommen, der hat einen ganzen Sack voll Geld bei sich gehabt. Das hat der Müller gesehen und zu seinem Knecht gesagt: ‚Wenn de mal starvt, wer arvt?' Und der Knecht sagte: ‚De denn Liev inraakt, de dat Geld upstaakt.' Da hat der Müller den Reisenden umgebracht und in seinem Keller vergraben. So ist er reich geworden und hat viel Land gehabt. Aber als er gestorben war, konnte er keine Ruhe finden und muß bis auf den heutigen Tag umgehen. Jede Nacht kommt er zurück in die Kammer, wo der Reisende schlief. Da hat man alle Fenster und Türen verschlossen, daß er nicht hereinkonnte, aber er flog durchs Ulenloch. Als die Leute das merkten, haben sie das Ulenloch zugemauert, aber am anderen Morgen sind die Steine wieder herausgewesen, so oft man es auch wieder dicht gemauert hat. Und das Haus steht hier im Dorf."

Hille sieht ängstlich auf: „Ist es ganz gewiß wahr?" fragt sie mit weitoffenen Augen.

„Ganz gewiß, so wahr ich hier liege," sagt Goy und zieht einen Grashalm durch seine Zähne.

„Wie willst du das wissen?" fragt Arp zweifelnd, „hast du ihn vielleicht gesehn?"

„Natürlich hab' ich ihn gesehn, er zog als ein blauer Rauch durchs Loch."

„Wirklich?" flüstert Hille aufgeregt.

Aber Arp schimpft los: „Das lügst du jetzt!"

„Ihr braucht es ja nicht zu glauben," tut Goy großartig, „aber ich kenn' das Haus."

„Wo ist es, wo?" brennt Hille.

„Das sag' ich nicht!"

„Ach, du weißt es ja selber nicht."

„Du lügst wieder mal."

Das ärgert Goy, denn niemand glaubt fester an seine Geschichten als er selber. „Sieh mal an euerm Haus hoch, Arp, warum hängt da immer eine Holzklappe vorm Ulenloch?"

Es wird ganz still. Alle schauen Arp mit entsetzten Augen an — sein Großvater war Müller und sein Vater ist es noch.

„In — in unserm Haus?" stottert Arp, und die Angst steht ihm im Gesicht. Jetzt will Goy ihn trösten.

„Er tut ja keinem was," sagt er, „und außerdem kann man ihn bannen. Aber wer das will, der darf keine Angst haben. Er muß um Mitternacht drei Frösche..." Da bleibt ihm das Wort in der Kehle stecken. Um die Turmecke schiebt sich ein Gesicht, ein gräßliches Gesicht, das schlimmer ist als alle Gespenster. Ein mächtiger Ohrlappen, rot und wulstig abstehend wie ein drohend gereckter Flügel, ein Auge, das fürchterlich groß und rund unter buschigen Brauen geradeaus stiert, dann eine Nase, gleich groß — aber nein, jäh ist sie nach links hin verkrüppelt, wo zwischen runzeligen Falten ein schmales Schlitzauge schielt und ein zwerghaftes Ohrläppchen klebt, als hätte des Teufels Kralle diese Hälfte des Kopfes zusammengedrückt und zerknittert, um allen Saft in die andere zu pressen.

Plinkenkrischan!

Als wenn ein Stein in einen stillen Teich geworfen wäre, so spritzt es im Gras jäh auseinander. Es ist nur ein blitzartiges Erkennen, da schießen sie durch die Lücke im Haselgebüsch über die Mauer, über- und nebeneinander purzelnd, kollernd und kugelnd.

Schon glauben sie sich gerettet, da brüllt ein entsetzlicher Schrei und dann eine triumphierende Stimme: „Hab' ich dich endlich, du Kröte!"

Alle rennen davon, nur Goy bleibt erstarrt auf dem Fleck. Er sieht Hille in des Kuhlengräbers Gewalt. Mit tapsig rohen Griffen umklammert er ihre nackten runden Arme... er schlägt nicht, o nein, er lacht nur, und sein großes Auge funkelt über ihrem angstvollen Gesicht, in dem die strömenden Tränenbäche breite Rinnen durch den Blütenstaub waschen. Sie sträubt und windet sich wie eine Katze, aber Plinkenkrischan lacht weiter, ein höhnisches, grausames und begehrliches Lachen — jetzt zieht er sie näher, hebt den kleinen zappelnden Mädchenleib auf seinen Arm, zwingt ihre strampelnden Beine mit seinen haarigen Fäusten zur Ruh und wendet sich gelassen mit seinem Raub zum Gehn.

„Nur ein bißchen einsperren," sagt er, „schön im Dunkeln. Ich will euch lehren, mein Gras zertrampeln!"

Er macht drei Schritte, da bekommt er einen Stoß in die Seite, daß er aufbrüllt wie ein Stier. Das schiefgewachsene Maul vor Schmerz und Wut verzerrt, schnappt er mühsam nach Luft und sieht ächzend seine Beute davonspringen — wie ein Feuerball fliegt ihr rotes Röckchen durchs Haselgesträuch.

Aber wie schlimm er auch keuchen muß — der tollkühne Junge, der ihm den Stoß versetzte, der soll nicht davon! Er springt vor die Lücke, Goy sieht den Rückweg versperrt, sein Blick fliegt nach der andern Seite, aber über Gräber darf man nicht springen. Da rennt er in den offenen Turm hinein und die wackelige Treppe hoch.

Plinkenkrischan brüllt hinter ihm drein und rüttelt an den Pfosten: „Herunter! Hol mich der Teufel, kommst du Satansjunge herunter? Zu Grus und Mus, sag' ich, wenn du nicht sofort — hörst du?"

Aber Goy antwortet nicht. Da poltert's um ihn herum, ein Totenschädel fliegt hoch — krach! zerbirst er schauerlich hohl neben ihm an der Mauer und kollert in Scherben zurück, Gebein und Geripp wirbelt um seinen Kopf, schmettert gegen die Balken und kollert ihm zwischen den Händen hindurch. Er beißt die Zähne zusammen und klammert sich fest — noch eine Stufe — noch eine — jetzt steht er auf den Brettern dicht unter der Glocke. Nun mag er werfen, soviel er nur will.

Aber der wirft nicht mehr — er klettert ihm nach, trotz schiefer Hüfte und kürzerem Bein.

Den Jungen graut's. Er weicht rings an der Mauer entlang zurück, soweit die Bretter nur reichen — die Mitte gähnt leer, da baumelt der Glockenstrick lose herab. Immer näher rückt ihm der Feind, jetzt, jetzt taucht sein roter Kopf schon empor — wie das schiefe Maul ihn angrinst! „Jetzt soll dich — der Teufel..."

Da duckt sich der Junge zusammen — ein jäher Sprung durch die Luft nach dem baumelnden Seil — des Kuhlengräbers Fluch erstickt in der Kehle — ein singendes Pfeifen abwärts am straffgewordenen Seil, ein schlechtgeratener, zitternder Glockenschlag, der, wie aus dem Schlaf gestört, noch torkelnd zwischen den Mauern dröhnt, dann ein paar rasche Sprünge unten zu ebener Erde — und alles



ist still — totenstill. Eine aufgescheuchte Fledermaus flattert zwischen den Balken. „Biest!" murmelt Plinkenkrischan fast scheu und wartet, bis sie sich irgendwo festhakt.

Endlich löst er kopfschüttelnd eine Hand und wischt sich die schweißnasse Stirn. Dann klimmt er langsam hinab, unbeholfen, schnaufend und prustend, ein übertölpelter Bär.

Mehr verwundert als wütend glotzt sein großes Auge.

✡

Draußen an der blanken Bäke liegt Goy in der hellen Sonne und kühlt die schmerzenden Blasen in seinen Händen. Er taucht sie tief ins seichte Wasser hinein — sie brennen verteufelt. Neben ihm sitzt Hille, die Schürze voll Kirschen und beide Ohren mit Kirschen behängt. Immer abwechselnd schiebt sie eine sich selbst und eine Goy in den Mund.

Plötzlich sitzt sie mit großen Augen still da und fühlt sich wieder in Plinkenkrischans Gewalt. „Hu!" sagt sie, und ihr ganzer kleiner Leib schauert zusammen. Goy wendet den Kopf und spitzt die Lippen, verwundert, daß keine Kirsche mehr kommt, da wirft sie jäh ihre Arme um seinen Hals und stopft dem Wehrlosen den ganzen Rest aus ihrer Schürze zugleich in den Mund. Der kann nicht mal schreien, so hat sie ihn überrumpelt. Er schluckt und prustet, strampelt und stößt mit Händen und Füßen, bis sie davonspringt. Er jagt ihr nach und erwischt und verbläut sie, halb lachend und halb im Zorn, bis sie beide verschnaufen müssen.

Später sitzen sie still und versteckt mit saftbeschmierten Gesichtern im dichtbewachsenen Wall. Vor ihnen auf der Weide liegen die Kühe. Lautlos spielen die Schwalben, und unbeweglich träumt der Turmhahn über der stillen Welt.

„Erzähl'!" flüstert Hille, und Goy sinnt nach...

✡

Aus den Sumpflöchern im tiefen Moor, von den Steinen der hohen Heide, aus den verfallenen Burggräben im dichten Wald, aus dem brauenden Nebel der Wiesen, aus allen Dingen und Menschen raunt es heimlich herüber, und mit geheimnisvollen Fäden spinnen Sage und Mär ihr wunderlich goldenes Netz um lauschende Kinderseelen und verstricken sie in den Zauber der Heimat.

Überseliges Jauchzen, unbegreifliche Ängste, aufdämmernde Sehnsucht ... O du ahnungsschauernde Jugend, wieviel tiefer rührst du mit deinen unsicheren Händen, deinen tastenden Schritten und deinen irrenden Augen ans Herz der Welt als die wissenden Alten!

Die Schönheiten-Galerie König Ludwigs I.

Von Augusta v. Oertzen

Wohl keine Stadt trägt so deutlich den Stempel ihres Fürsten wie das München Ludwigs des Ersten. Am 13. Oktober 1825 hatte er mit neununddreißig Jahren als ausgereifte Persönlichkeit den Thron bestiegen; er verwandelte während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierungszeit seine Hauptstadt aus einem Böotien, das der hochkultivierte Kurfürst Carl Theodor nur mit größtem Widerstreben gegen Mannheim vertauscht hatte, in ein Athen und löste damit fürstlich sein Versprechen, daß niemand Deutschland kenne, der nicht München gesehen habe. Seine rastlose Tätigkeit fand ihre höchste Befriedigung in künstlerischen Interessen. Der Welt der Ideen und Wunder, in der er am liebsten weilte, kam er auf diesem Wege am nächsten, dem großen Kreis von Künstlern, die er schon als junger Kronprinz um sich versammelt hatte, stand er als Freund





Links: Die von Heine gefeierte Lady Jane Erskine. — Rechts: Auguste Strobl, die von König Ludwig I. besungene Tochter eines königlichen bayrischen Hauptbuchhalters.



Die schöne Hofdame Friederike Freiin von Gumppenberg.

Natur, einer schönen Frau, nicht achtlos vorüberging, versteht sich von selbst. Ein moderner Schriftsteller, O. R. Curtius, präzisiert die erotische Liebe mit diesen Worten: „Sie ist nur ein symbolhafter Ausdruck für den Ausdehnungsdrang der Seele. Sie ist ein Fenster, durch das die Seele die Welt schaut."

Mit dieser Erkenntnis ist der springende Punkt in Ludwigs Charakter erfaßt. Von seiner frühesten Jugend bis in das späte Mannesalter war sein Auge den Reizen weiblicher Schönheit geöffnet; die sich immer wieder erneuernden Gefühle erhielten ihn lange jung und elastisch. „Lieben ist die Seele der Natur, ohne Liebe wäre nicht die Erde, ohne Liebe selbst der Himmel nicht!" ruft er in einem Gedichte „An die Liebe" aus. Sein leicht entzündliches Herz schlug für viele schöne Frauen; seine Liebesgedichte mit den verschiedensten Widmungen geben davon Zeugnis und besingen die Vorzüge des weiblichen Geschlechtes in allen Versmaßen. Die Augen der Andalusierinnen, der Römerinnen, der Sizilianerinnen werden verglichen und aus ihnen die erotischen Eigenschaften der Rasse abgeleitet. Aus jedem Wort spricht ein tiefes Gefühl für die geliebte Frau, keine Spur von Zynismus. „Ach, so läßt mich jetzt kalt, ohne die Liebe, die Glut", seufzt er im Sommer 1844, zwei Jahre, bevor der große Liebesfrühling mit Lola Montez anbrach. Durch dieses bunte Gewebe von Liebesfreuden und -leiden zieht sich wie ein roter Faden die Verehrung und Liebe zu seiner Gemahlin, der schönen Königin Therese, geborenen Prinzessin von Sachsen-Altenburg, mit der er vierundvierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte.

Das Bestreben Ludwigs, Dinge zu schaffen, die die Vergänglichkeit des kurzen Menschenlebens überdauern, kam auch den Frauen gegenüber zum Ausdruck: Gefiel ihm eine schöne Frau — es mag dahingestellt bleiben, wie weit seine Beziehungen zu ihr reichten — so ließ er sie malen. Auf diese Weise entstand die von den Zeitgenossen so vielgepriesene „Schönheiten-Galerie" in der Münchener Residenz.

Unter den bildenden Künstlern, die seinen Thron umgaben, hatte der König das Glück, einen der bedeutendsten Porträtmaler, den berühmten Joseph Karl Stieler, zu zählen. Diesem, geboren 1781 in



Helene Sedlmayr, einst Laufmädel, dann Gattin eines Kammerlakaien.

gegenüber und umgab sie mit einer idealistischen Gloriole. „An das Ird'sche seid ihr nicht gekettet, aus des Trübsinns Traurigkeit gerettet, aus der lastenden Alltäglichkeit", ruft er den Künstlern zu. Ludwigs Persönlichkeit ist typisch für den Charakter der romantischen Epoche; ewig unbefriedigt von der Gegenwart, suchten diese Menschen in fernen Zeiten und Idealen einen Ruhepunkt ihrer weitschweifenden Wünsche. Auch seinem Wesen war die Harmonie, die er in der klassischen Kunst so wohl zu schätzen wußte, versagt. Bis in das späte Mannesalter war seine Seele von Sehnsüchten, von heftigen Leidenschaften bewegt. Am 26. März 1829 schreibt er von Rom aus an Goethe: „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht gesehen, ich sehnte mich danach, wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht." Und später auch aus Italien: „Hier kann man seine Ketten ablegen und leben."

Ludwig war von einer seltsamen inneren Rastlosigkeit. Er arbeitete meist vom grauenden Morgen bis zum Abend und versagte sich alle Genüsse des Wohllebens, um sich die Kosten für seine Kunstwerke abzusparen. „Wie genußreich: immerfort beschäftigt, fördernd, leitend, immerfort bewegt und in Wort und Tat gleich wirksam, kräftig, unaufhörlich mannigfach erregt. Endlos heitern Sinnes, niemals träge — die Erfüllung der Berufespflicht wechselnd mit der Künste freud'ger Pflege — ewig neu erwärmet durch ihr Licht", so entwirft er selbst sein Lebensprogramm.

Seine große Popularität führte ihn mit allen Volksschichten zusammen. In den Tageszeitungen wird fast täglich von ihm als dem „Vater des Volkes" gesprochen, werden seine Familienfeste, seine Rückkehr von den Reisen, sein Erscheinen bei Volksfesten als freudige, von dem Jubel seiner Untertanen begleitete Ereignisse gefeiert, was freilich kein Hinderungsgrund war, ihm später den unfreiwilligen Verzicht auf seine Krone abzutrotzen.

Daß eine so expansive Persönlichkeit, besessen von einem fanatischen Enthusiasmus für alles Schöne, an dem gelungensten Kunstwerk der



Marie, Kronprinzessin, spätere Königin von Bayern.

Mainz, seit 1812 als Hofmaler am Münchener Hofe tätig, fiel die Aufgabe zu, in einer Zeitspanne von dreiundzwanzig Jahren (1827—1850) sechsunddreißig schöne Frauenbildnisse zu malen, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Von der königlichen Prinzessin bis zu der Schuhmacherstochter aus Trostberg bei Traunstein sind alle Stände vertreten. Und doch scheinen sie alle einer Familie anzugehören, denn der Künstler gab auf der Suche nach einer unpersönlichen, abstrakten Idealschönheit von dem wahren Aussehen dieser Frauen nur einen stark ins Süßliche getriebenen Begriff. Die schmachtenden Blicke der großen, holden Augen, die schwellenden Lippen, der schlanke Hals, die üppigen, etwas abfallenden Schultern sind typisch für das Frauenideal der damaligen Zeit. „Anmut und Lieblichkeit" waren die Forderungen, die man an die Weiblichkeit damals stellte. König Ludwig nahm den regsten Anteil an der Ausführung der Bildnisse, er war fast immer bei den Sitzungen in Stielers Atelier zugegen, bezeichnete Stellung, Haltung und Kostüm, um die Schönheit in das vorteilhafteste Licht zu rücken. Eine solche Szene hat J. Flüggen, ein Kölner Maler, der seit 1832 in München tätig war, gezeichnet. Der König hat vor der Staffelei Platz genommen, um das Bildnis mit dem Original, der reizenden, altbayrisch gekleideten Schuhmacherstochter Helene Sedlmayr aus Trostberg bei Traunstein, zu vergleichen.



Caroline Lizius.

Nach Vollendung des Festsaalbaues wurde die „Schönheiten-Galerie" in den zwei kleinen Zimmern neben dem Ballsaal, die bei Hofbällen als Spielzimmer dienten, aufgehängt. Der König bestimmte genau, wie die Bilder zu ordnen wären. Nach seinem Willen sollte diese Galerie vor allem eine Sammlung vaterländischer Schönheiten werden, in der jedoch auch Ausländerinnen vertreten sein könnten, und an ihr sollte die Nachwelt erkennen, wie sich der Charakter der weiblichen Schönheit damals aussprach. Stielers Aufgabe war nicht nur, die Schönheiten zu porträtieren, er mußte auch die vollendetsten Frauen des Landes ausfindig machen, zu welchem Zwecke er häufig Reisen in die Provinz unternahm. Der König ließ den Künstler in einem aus Berchtesgaden an den Hofrat Kreutzer gerichteten Brief vom 28. August 1842 beauftragen, „daß er mit einer deutlich zu sehenden Nummer jedes Gemälde der Schönheiten-Sammlung bezeichne und ein Verzeichnis entwerfe, bemerkend zu jeder Nummer, wes Bildnis es ist, und wenn thunlich alles, was hinter jeder geschrieben".



Amalia Gräfin von Adlerberg, illegitime Tochter des Grafen Maximilian von Lerchenfeld-Köfering und der Fürstin Therese von Thurn und Taxis, einer Schwester der Königin Luise von Preußen.

In die „Schönheiten-Galerie" zu kommen, war selbstverständlich die Sehnsucht vieler Frauenherzen. Wurde doch die Schönheit der Auserwählten damit gleichsam legitimiert. Weniger erfreut folgten dem Wunsche des Königs die Väter, Gatten und Verlobten der Schönen. Bei den geradezu lächerlichen und engherzigen Klassenunterscheidungen und -absonderungen des damaligen München paßte es manchem Adeligen oder Bürger nicht, seine Tochter oder Gattin in dieser bunten Gesellschaft von Frauen und Mädchen aller Stände zu sehen. Die „Koterien" der höheren Gesellschaft, die Künstlerclique, die bürgerlichen Vereine und Kränzchen hielten ihre festgeschlossenen Zirkel. Warum sollten also ihre Damen plötzlich aus dem angestammten Kreise heraustreten? Nach der Überlieferung ist es häufiger vorgekommen, daß die „Ehre", in der „Schönheiten-Galerie" zu hängen, abgelehnt wurde.

Alle Möglichkeiten des Frauenschicksals verwirklichen sich in dieser Auslese weiblicher Schönheit. Auf der einen Seite steht die reine Frau, die Kronprinzessin Marie, deren Leben in Gatten- und Mutterliebe aufging, die schließlich, von schweren Schicksalsschlägen gebeugt, zur katholischen Kirche übertrat und in Fürsorge und Wohltätigkeit Ruhe und Frieden fand, — auf der anderen Seite die zigeunerhafte Spanierin Lola Montez, die mit sechsundvierzig Jahren, nachdem sie auf dem ganzen Kontinent herumgeabenteuert, schließlich in Amerika eines elenden Todes gestorben ist. Diese beiden äußersten Pole des Frauenlebens verbindet eine lange Reihe weiblicher Gestalten, deren Schicksale mehr dem einen oder dem anderen Typ zuneigen: vier Prinzessinnen aus der nächsten Umgebung des Königs werden erscheinen, dreizehn Damen aus der bayrischen Aristokratie, vier schöne Ladys, eine anmutige Griechin, eine Italienerin aus uraltem Patriziergeschlecht in Ravenna, eine wunderschöne Jüdin, sechs schöne Bürgerinnen, drei reizende



Nannette Kaula, geborene Heine.



Die Schönheiten-Galerie König Ludwigs I.

Links: Die Tänzerin Lola Montez.

Rechts: Prinzessin Alexandra von Bayern, die jüngste Tochter König Ludwigs I. von Bayern.



Mädchen aus dem Handwerkerstande — eine Schneiders-, eine Schusters-, eine Wildbrethändlerstochter. Auch die Bühne hat ihre Vertreterinnen geschickt: Charlotte v. Hagn, die so berühmte wie berüchtigte Schauspielerin, die Tänzerinnen Lola Montez und Antonie Wallinger und schließlich die weniger bekannten Sterne, Wilhelmine Sulzer und Anna Bartelmann. Kinderlos, vergessen, ist manche von ihnen gestorben, ihre Spur ist so verweht, daß oft nicht einmal ein knapper Umriß ihrer Persönlichkeit und ihres Lebens sich geben läßt. Wundervoll hat Heinrich Heine, der Frauenverehrer, die Empfindungen ausgedrückt, die wohl jeden Liebhaber des Schönen bei dem Anblick dieser längst versunkenen Pracht beschleichen. „Nichts auf der Welt kann unsere Seele trauriger stimmen," sagt er einmal, „als solcher Anblick von Porträts schöner Frauen, die schon seit einem Jahrhundert tot sind. Melancholisch überkriecht uns der Gedanke, daß von den Originalen jener Bilder, von all jenen Schönen, die so lieblich, so kokett, so witzig, so schalkhaft und so schwärmerisch waren, von all jenen Maiköpfchen mit Aprilsonne, von jenem ganzen Frauenfrühling nichts mehr übriggeblieben ist, als diese bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längst vermodert ist, auf ein morsches Stückchen Leinwand gepinselt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht."

Die Schönheiten-Galerie König Ludwigs I. in der Münchener Residenz ist weltbekannt. Die ganze Wandelbarkeit der weiblichen Psyche, bedingt durch Rasse, Stand, Temperament, offenbart sich in diesen Bildern, und alle Möglichkeiten des Frauenschicksals entrollen sich in den Lebensbeschreibungen dieser schönen Frauen und Mädchen, von der morgenfrischen schönen Kronprinzessin Marie bis zu der zigeunerhaften spanischen Tänzerin Lola Montez, die dem alternden König einen letzten Liebesfrühling brachte. Und zwischen ihnen all die anderen: vier Prinzessinnen, dreizehn Damen des bayrischen Adels, vier Ladys, eine Griechin, Bürgermädchen, Handwerkerkinder, Schauspielerinnen und Tänzerinnen. Diesen bunten Strauß friedlicher oder tragischer Frauenschicksale hat Augusta v. Oertzen in einem geschmackvoll ausgestatteten Buch „Die Schönheiten-Galerie König Ludwigs I." behandelt, aus dem wir vorstehend mit freundlicher Genehmigung des Verlags Franz Hanfstaengl in München einen Abschnitt veröffentlichen. Die Bildnisse, die diesen Artikel begleiten, sind Ausschnitte aus den trefflich wiedergegebenen Gemälden, die das Buch in reicher Zahl schmücken.

Ein Einbruch · Skizze von Minna Falk

Herr," hatte Christian Vollers gesagt, als er auf dem Sterbebett lag, „wenn Sie mir noch was übriges tun wollen, dann stellen Sie mir einen Wegstein ans Kopfende, wenn ich unter der Erde bin, und lassen Sie eine große Meilenzahl daraufschreiben. Ich werde wohl einen langen Weg haben."

Aber Fritz Kruse sagte sich, daß sein treuer, alter Großknecht keine hundert Kilometer haben könnte bis in den Himmel und ließ oben auf den Feldstein die Zahl 99 eingraben. Nach seiner Meinung die allergeringste Entfernung für einen Menschen bis zu seinem Herrgott.

Und weiter stand auf dem Stein: Hier ruhet Johann Kaspar Christian Vollers, mein Lebensretter. In Dankbarkeit bis in den Tod Fritz Kruse.

Und diese Grabsteininschrift bestand nicht nur aus leeren Worten. Sogar die Dankbarkeit blieb echt. Was irgend von Wichtigkeit war in Fritz Kruses fernerem Leben, das besprach er mit seinem toten Knecht, der seinem Vater und ihm insgesamt zweiundfünfzig Jahre allertreuest gedient hatte. Ein ruhiges Viertelstündchen bei dem Feldstein an Christian Vollers Hügel, und die Gedanken klärten sich. Es war gewiß auch eine seltsame Geschichte, die die zwei verband.

Christian, der Junggeselle geblieben war, war dermaleinst ein leichter Bruder gewesen, aber ein gutes Herz hatte er allezeit gehabt.

Von seinen Eltern wußte er nichts. Er war ein kleines Kuckucksei gewesen und hatte von Vater- oder Mutter-

seite her Wanderblut gehabt. Bis die Landstraße ihn ganz und gar untergekriegt hatte.

Total abgerissen und ausgehungert hatte er eines Abends im Chausseegraben gelegen, um dort zu nächtigen, als er sah, daß aus einem nahe gelegenen Bauernhause Mann und Frau durch Vorgarten und Pforte gingen, nachdem der Mann noch einmal rund ums Haus herumgegangen war. Als ob die zwei ausbleiben wollten über Abend und keinen Hüter im Hause hatten.

Das war vielleicht eine Gelegenheit, sich einmal gründlich sattzuessen. Schlimmeres hatte Christian wahrhaftigen Gottes nicht vor.

Aber an dem ganzen Hause war kein Ritzchen Gelegenheit, ohne Gewalt hineinzukommen. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als an der Hinterseite des Hauses in der kleinsten Fensterrute eine Scheibe einzudrücken.

Selbstverständlich — hier soll nichts beschönigt werden —, es war eine ruchlose Tat. Und Christian Vollers hätte sie ohne seinen wütenden Hunger nie und nimmer ausgeführt. Aber dann kam es noch schlimmer. Denn: das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

In der Wohnstube, in die Christian hineingestiegen war, steckte der Schlüssel an der Kommode, und links in der Ecke in der Kommode lag ein kleiner lederner Beutel mit zehn Talern und zwei Zwanzigmarkstücken. Funkelnagelneues Geld. Blitzeblank und scheinbar noch gar nicht weiter in Umlauf gewesen.

Natürlich hätte Christian nicht behaupten können, daß er in dem Schubfach ein Stück Brot hätte suchen wollen. Nicht einmal vor sich selbst hätte er das behaupten können. Er hatte sich schon zwei dicke Scheiben Brot aus dem braunen Wandschrank genommen, der der Kommode gegenüber stand, und hatte sich kaum Zeit genommen sie richtig zu zerkauen. Es war als wenn der Satan in eigener Person mit der Peitsche hinter ihm her war und sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, eine Seele einzufangen.

Christian hatte den kleinen Beutel denn auch richtig in der Tasche und wollte eben wieder durchs Fenster, als sich ein absonderliches Geräusch hören ließ.

Ob es von einem Kinde herrührte oder von einem Hunde, ließ sich nicht ohne weiteres feststellen. Es kam jedenfalls aus der Nebenstube, zu der die Tür nur angelehnt war, und glitt wie heiße Angst über den Rücken.

Am ganzen Leibe zitternd, kehrte Christian noch einmal um und öffnete zögernd die Tür zu dem Nebenzimmer. Und da war alles andere vergessen.

In der Wiege lag ein kleines Kind, das im Ersticken war. Es war augenscheinlich überfüttert worden. Nun konnte es sich nicht helfen. Das Köpfchen war schon dunkelblau angelaufen und die kleinen Hände lagen im Krampf.

Eilig nahm der Missetäter das Kind aus der Wiege hoch, legte es sich über die Knie und klopfte sachte den kleinen Rücken. Wie der Augenblick es ihm eingab. Und es dauerte denn auch nicht lange, bis dem Kinde der Atem zurückkam. Es fing leise an zu wimmern und Halt zu suchen mit dem Köpfchen.

Zart wie eine Mutter bettete der „Einbrecher“ das kleine Wesen. Legte die angenäßte Wiegendecke auf einen Stuhl und deckte das Kind mit einem Kopfkissen zu, das er aus einem der nebenstehenden Betten nahm.

Aber nun traute Christian sich nicht fort. Er war all seiner Lebtage nicht nur ein Kinderfreund, sondern geradezu ein Kindernarr gewesen. Anscheinend war doch in dem ganzen Hause weiter kein Mensch, und wer garantierte ihm, daß dem Kinde nicht noch einmal dasselbe geschah. Bis jetzt war er doch nur zum Dieb gesunken — ließ er das Kind allein, konnte er zum Mörder werden.

Tief beschämt legte der Reumütige den ledernen Beutel mit dem blanken Geld wieder hin, wo er ihn hergenommen hatte und bedauerte aufrichtig, daß er nicht auch die beiden Scheiben Brot in ihrem natürlichen Zustand wieder an Ort und Stelle legen konnte. Die wollte er sich nun aber nachträglich redlich verdienen mit Wache halten.

Er setzte sich an die Wiege und nahm sich vor, bei dem Kind zu warten, bis Schritte an das Haus kämen. In der tiefen Stille würden sie ja zu hören sein. Sobald sich dann der Schlüssel im Schloß der Haustür drehte, wollte er schnell aus dem Fenster springen, das er sich sicherheitshalber schon aufklinkte.

Es dauerte aber noch zwei volle Stunden, bis die Eltern des Kindes zurückkamen, und dann erwies es sich, daß Christian sich verrechnet hatte. Die Bäuerin war allein ins Haus gegangen, der Bauer wollte noch im Stall nach einer Kuh sehen, mit der etwas nicht ganz in Ordnung war, und sah bei der Gelegenheit einen Mann aus dem Schlafstubenfenster steigen.

Der Vater des kleinen Jungen in der Wiege hatte ein Paar eiserne Fäuste, und Christian war durch die lange Hungerperiode ziemlich entkräftet. Außerdem wehrte er sich nicht, weil er die Meinung hatte, daß ihm recht geschah, und so hatte er denn im Handumdrehen eine Tracht Prügel, wie er noch keine gehabt hatte. Nicht einmal als Junge, wo er arg herumgestoßen worden war. Ja, der Bauer schien ihm die Knochen im Leibe kaputtgeschlagen zu haben, wenigstens konnte er für den Augenblick kein Glied mehr rühren und glitt wie bewußtlos an der Mauer nieder.

Hinrich Kruse hätte ihn der Sicherheit halber aber doch wahrscheinlich erst noch in den Schweinestall geschlossen, wenn seine Frau drinnen nicht plötzlich kläglich aufgeschrien hätte.

Am Ende war drinnen noch einer an der Arbeit und seine Frau in Not.

Aber statt dessen war da drinnen ein Wunder geschehen —

Mann und Frau mühten sich beide um den Ohnmächtigen, und als Christian wieder Herr seiner Sinne war, mußte er alles erzählen.

Er verschwieg auch das mit dem kleinen ledernen Beutel nicht, der doch längst wieder an seinem Platz lag und von dem keiner etwas wissen konnte als der Herrgott selbst. Aber gerade bei dem wollte Christian sein Konto wieder klar haben. Obschon er sein ganzes langes Leben dabei blieb, daß er dennoch und trotz allem im Grunde ein Einbrecher sei.

Ihm das auszureden haben die Kruses viel Not gehabt.

Und das Elternpaar Kruse hatte auch Mühe genug, Christian bei sich festzuhalten. Sie suchten gerade einen Knecht und boten ihm einen hohen Lohn.

Daß Christian endlich einwilligte, tat er aber nur dem Kinde zuliebe, das das einzige seiner Eltern blieb und das mit der Zeit ebensosehr an dem Knecht als an den eigenen Eltern hing.

Und als Fritz später selbst die Landstelle übernahm, die inzwischen sehr gewachsen war, waren Fritz und Christian nur dem Wort nach Herr und Knecht. Im Herzen waren sie einander die besten und zuverlässigsten Freunde, die sich denken lassen.



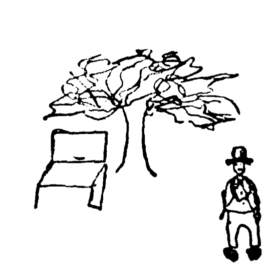
Zwillinge, ihre Abweichung und Übereinstimmung

Von Margarete Weinberg

Zwillinge haben gewissermaßen die Verpflichtung, einander wie zwei Wassertropfen zu gleichen und zu den ergötzlichsten Verwechslungen Anlaß zu geben. Tun sie es nicht, so ist anscheinend etwas mit ihnen nicht in Ordnung; sie werden mehr oder weniger scherzhaft über ihre regelwidrige Unähnlichkeit zur Rede gestellt und als Ausnahme angesehen. Diese weitverbreitete Ansicht, daß *täuschende* Ähnlichkeit unter gleichzeitig geborenen Geschwistern das übliche ist, kann sich der einzelne kaum auf Grund eigener Beobachtung gebildet haben, die ihm vielmehr oft genug das Gegenteil gezeigt haben würde. Sie stützt sich wahrscheinlich mehr auf die Rolle, welche die Dichtung von jeher gern den Zwillingsgeschwistern zuwies. Volkstümlich ist das schwer unterscheidbare Nüßlersche Schwesternpaar aus Fritz Reuters „Stromtid", Onkel Bräsigs „lütte Duwäppel"; bekannt ist auch, daß Shakespeare mehrfach den dankbaren Stoff einer auf äußerlicher Ähnlichkeit von Zwillingsgeschwistern beruhenden Doppelgängerschaft für seine Komödien benutzt hat. Im deutschen Märchen ist das Motiv der gleichgestalteten Zwillingsbrüder ebenfalls verwendet, während bekanntlich im ersten Buch Mosis gerade die Unähnlichkeit der Zwillingsbrüder Esau und Jakob eine Rolle spielt, und nur durch mütterliche List der nachgeborene Sohn den Segen des Vaters erhält. Hier tritt auch jene Verschiedenheit der Veranlagung und des Charakters deutlich hervor, die man bei Zwillingsgeschwistern unwillkürlich noch weniger erwartet als bei anderen, die aber bei jenen — selbst im Falle äußerer Ähnlichkeit — oft genug beobachtet werden kann.

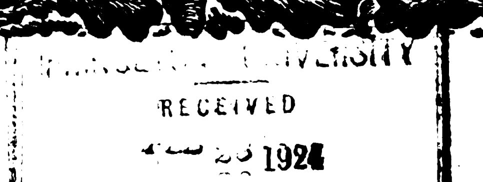
Abweichende Charakteranlagen brauchen für Zwillinge nicht peinlichere Konflikte nach sich zu ziehen als für einzeln geborene Geschwister — es sei denn, daß es sich um sogenannte „Siamesische Zwillinge" handelt, wie man jetzt vielfach die an irgendeiner Körperstelle miteinander verwachsenen nennt — in Erinnerung an Chang und Eng, jenes im Jahre 1811 von chinesischen Eltern geborene Brüderpaar, das um seiner Mißbildung willen dem Aberglauben seiner Landsleute zum Opfer gefallen wäre, hätte es nicht ein englischer Kaufmann in Siam entdeckt und nach Europa gebracht, wo es jahrzehntelang der staunenden Mitwelt gezeigt worden ist. Diese „echten" Siamesischen Zwillinge sollen einander äußerlich sehr wenig geglichen, dafür aber eine merkwürdige Übereinstimmung des Geschmacks besessen haben; auch war die Anpassung ihrer Bewegungen erstaunlich, so daß sie mit ihren durch einen armstarken Bindegewebsstrang miteinander verwachsenen Körpern ohne Schwierigkeit gemeinsame Purzelbäume schlagen konnten. Die Brüder haben ein Alter von 63 Jahren erreicht und in einer Doppelehe mit zwei Schwestern achtzehn Kindern das Leben gegeben. Man wird hieraus schließen dürfen, daß ihre Charaktere — von denen ihrer Frauen ganz zu schweigen — gut übereinstimmten und ihnen aufreibende Konflikte erspart haben. — In jeder Hinsicht gänzlich unähnlich waren einander dagegen die am Rückgrat zusammengewachsenen Schwestern Rosa und Josefa Blazek, die vierzig Jahre hindurch das Interesse der Mediziner und Laien gefesselt und nach ihrem unlängst erfolgten Tode noch dasjenige der Juristen in Anspruch genommen haben, weil aus erbrechtlichen Gründen die Frage entschieden werden mußte, ob sie als eine einzige Person zu gelten hätten oder nicht.

Offenbar hat man aber überhaupt bis vor kurzem das Ereignis der gleichzeitigen Entstehung von Geschwistern allzu einseitig als körperliche Erscheinung der Beachtung gewürdigt, während es doch auch der psychologischen Forschung ein weites Feld der Beobachtung bietet. Nunmehr hat ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Arnold Gesell, Direktor der Yale Psychoklinik zu New Haven, Conn., diese Lücke ausgefüllt. Gegenstand seiner Untersuchungen waren zwei nicht miteinander verwachsene Zwillingsschwestern, die in jeder Hinsicht *normal entwickelt* und von mehr als durchschnittlicher Begabung sind. In ihrem Falle ist die äußere Ähnlichkeit ebenso vollkommen wie die des Geistes und des Verstandes; sie sind also geradezu ein vollendetes Beispiel des „Doppeltypus", mit welcher Bezeichnung man neuerdings so geartete Zwillinge von den einander ungleichen, zum sogenannten „Geschwistertypus" zählenden unterscheidet. Sie zeigen eine restlose Übereinstimmung der Mundpartie; sogar eine leichte Beschädigung des rechten oberen Schneidezahns ist ihnen gemeinsam, auch weist jede in der Nähe des linken Mundwinkels ein kleines Muttermal auf. Die außerordentlich eingehenden Studien des genannten Forschers bewiesen, wie die amerikanische Zeitschrift „Popular Science" mitteilt, daß die körperliche Entwicklung der Zwillinge im Alter von neun Jahren in bezug auf Länge, Gewicht, Kopfmaße, Puls, Blutdruck, Muskelkraft und Verknöcherungsgrad der Handknochen fast restlos übereinstimmten. Besonders überraschend wirkt unter den aufgezählten Ähnlichkeiten die Übereinstimmung in den Handflächen- und Fußsohlenlinien. Das größte Interesse aber erregt die geistige Ähnlichkeit dieses Schwesternpaares, die auf Grund eines besonderen, eigens für diesen Zweck erdachten Prüfungsplanes nachgewiesen wurde. Als Hilfsmittel dienten dabei die aus den Forschungsergebnissen der experimentellen Psychologie abgeleiteten Verfahren, mit dem Ergebnis, daß in vielen Fällen die von beiden gemachten Fehler übereinstimmten; auch zeigte sich, daß sie im nämlichen Grade Neigung zur Lebhaftigkeit, Aufmerksamkeit, Entschlußfähigkeit, Sinn für Humor und Anlage zur Empfindsamkeit besitzen. Daß zwei so gänzlich übereinstimmend organisierte Wesen, wenn man ihnen die gleiche zeichnerische Aufgabe stellt, fast die gleiche Lösung abliefern werden, ist eigentlich naheliegend, ein entsprechender Versuch aber immerhin zur Vervollständigung des Begriffs „Doppeltypus" interessant. Den beiden in verschiedenen Zimmern sitzenden Mädchen wurde aufgegeben, einen Mann und einen Baum mit einer Bank darunter zu entwerfen; die so entstandenen Zeichnungen brachten diese drei Gegenstände in durchaus übereinstimmende Beziehung und kamen trotz der mannigfachen Möglichkeiten zu einer genau übereinstimmenden Darstellung.



Zeichnungen von Zwillingen, die in getrennten Zimmern sitzend, die Aufgabe, einen Baum, eine Bank und einen Mann zu zeichnen, erstaunlich ähnlich lösten. (Nach „Popular Science Monthly".)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



RECLAMS UNIVERSUM

*

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 48



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Die Unbegreifliche

ROMAN VON

HORST SCHOETTLER

Gemäß den Bedingungen unseres **Preisausschreibens** sind wir heute in der Lage, unseren Lesern den als Verfasser der „**Finessen**", der „**Plaudereien mit einer schönen Frau**", der Romane „**Malthus**" und „**So ein Hundeleben**" bekannten Schriftsteller **Horst Schöttler** als Verfasser des Romans „**Die Unbegreifliche**" zu nennen. Obgleich Schöttler sich gerade in diesem Roman von einer ganz neuen Seite zeigt, ist es doch 120 Einsendern gelungen, ihn — zum Teil unter Anführung von Belegstellen — als Verfasser von „Die Unbegreifliche" zu erkennen. Der Versuch, den Schluß des Romans vorauszusehen, ist jedoch ausnahmslos gänzlich mißlungen. Wir haben deshalb die Preise zusammengelegt und brachten die **Bücherspende**, die **heute einen Wert von über 40 Millionen Mark darstellt**, unter die Einsender des richtigen Verfassernamens zur Verlosung. Die Bücher werden in den nächsten Tagen zur Post gegeben. Wir hoffen, daß auch diejenigen außerordentlich zahlreichen Universum-Leser im In- und Auslande, die einen anderen Verfasser genannt hatten, für die kleine Enttäuschung durch den Genuß dieses spannenden Romans — der schon in den nächsten Tagen in Buchform im Verlag von L. Staackmann, Leipzig, erscheint — entschädigt sind. „Die Unbegreifliche" dürfte ein sehr begehrtes Weihnachtsbuch sein, mit dem wir unsere Leser schon vor der Ausgabe bekannt machen konnten. Wir werden Horst Schöttler in einem der nächsten Hefte Gelegenheit geben, sich über das Entstehen seines Romans und besonders über die überraschende Schlußwendung zu äußern.

Der Sommer ging ins Land.

Sylva verschob ihre Abreise von Woche zu Woche.

Die Kranken waren längst ihren Ärzten nach Reichenhall gefolgt. Die Spielbank hatte ihre Pforten geschlossen. Die internationale Lebewelt war nach San Sebastian, nach Biaritz oder Norderney abgereist. Ein Seitenflügel des Grand Hotel in Gardone-Riviera blieb nur deshalb noch in Betrieb, weil ein umfangreicher Neubau die Anwesenheit des Besitzers erforderte.

Sylva lernte jene berückende Zeit kennen, in der mit einem Aufjubeln die Namen Gardasee und Lago di Garda der Vergessenheit überantwortet werden: wie vor Jahrtausenden kennt man den dunkelblauen See im fremdenleeren Sommer nur noch unter dem Namen Benaco. An den Ufern des Benaco herrscht nicht mehr das Geld, sondern allein die Freude! Man genießt die Sonne. Wenn mal ein verrückter Engländer kommt, der mit seinem ausgeklügelten Angelgerät Hechte aus dem See holen will, läßt man ihn ruhig gewähren; Großvaters alte, einfache Dindana genügt, um nächtlicherweile bei San Felice mehr Hechte zu fangen, als man zum Leben braucht. Und der kleine Settimio hat gestern sogar am Lungolago mit der Messingschlinge einen schlafenden fünfpfündigen Hecht herausgeschleudert, den die Signora Bellini mit sechs Lire bezahlt hat. Sechs Lire! Das genügt, um für länger als eine Woche Polenta, Eier, Rotwein und Macedonia-Zigaretten kaufen zu können. Schinken, Leberwurst, Rinderbraten, Sauerkraut und wie die merkwürdigen Saisonartikel alle heißen mögen, sind ja längst aus den Läden verschwunden, seit die Sonne den Benaco hervorzauberte. Dafür haben sich die Bäcker wieder daran gewöhnt, Rosinen- und Speckbrot zu backen, die jungen Hähnchen müssen für anderthalb Lire abgeschlachtet werden, die feinen gelben Melonen sind für zwanzig Centesimi zu haben, die nahrhaften frischen Feigen verfaulen unter den Bäumen, wenn sie nicht aufgelesen werden.

Eitel Freude herrscht im Sommer am Benaco!

Gradner behütete Sylva. Sie mußte in den heißen Tagesstunden ruhen, um am Abend frisch für die köstliche Kühle unter den Magnolienbäumen zu sein. Oft genossen sie einen Teil der Julinächte zusammen auf dem Balkon des Palazzo Tracagni. Sylva war vollkommen vertraut geworden mit Gradners Arbeiten. Ihr ungemein beweglicher Geist half ihm oft, die immer schwieriger und gefahrvoller werdenden Aufgaben zu bewältigen. Den Gedanken, um Ablösung von seinem Posten zu bitten, hatte sie ihm rasch ausgeredet. Als er kurz nach Ostern noch einmal darauf zu sprechen kam, schüttelte sie mißbilligend den Kopf. „Warum wollen Sie auf eine dankbare Aufgabe verzichten?" fragte sie verwundert. „Der alte Hagen hat recht: wenn es je zum Kriege kommt, werden auch die Dummköpfe einsehen, daß Heldenmut dazu gehörte, den Sieg vorbereiten zu helfen. Als Militärattaché in Rom könnten Sie Deutschland keinesfalls so wichtige Dienste leisten, wie hier mit Ihrer Botanisiertrommel! — Stört dich etwa der Vollbart?" fuhr sie neckend fort, indem sie vom Sie zum Du wechselte, wie dies ihr stillschweigendes Übereinkommen war, sobald vertraulichere Dinge besprochen wurden, „mich stört er nur am Imre!"

Auch als Gradner einmal leise andeutete, daß er sich mit dem Gedanken trage, zu Sylvas Kirche überzutreten, stieß er bei ihr auf unerwarteten Widerstand.

„Das sollst du nicht tun, mein Falke," sagte sie mit zarter Einfühlung. „Es ist lieb von dir gedacht, denn du weißt, wie meine Seele daran hängt, einst Hand in Hand mit dir vor Gottes Thron zu treten. Aber gerade deshalb wäre es doch nur Liebe — und kein Glaube! Vieles, das in unserer Kirche auch für geistig hochstehende Männer so schön ist, daß sie sich in kindlichem Glauben vor einem einfachen Leutepriester beugen, würde dir verlorengehen. Laß dir daran genügen, daß Gott deine Demut kennt, gleichviel in welcher Kirche du zu ihm betest. Vielleicht, wenn du einmal lange bei mir auf Kis Szolyva weilen kannst und einer der gütigen Väter aus dem Kloster dich lieb gewinnt, daß du dann nach reiflicher Überlegung den Entschluß faßt. Auf den Pater Sosthenes darfst du aber nicht rechnen; der will immer nur durch Beispiel wirken und hat zu freundlicher Belehrung keine Geduld!"

In nichts wollte Sylva Gradners Leben gewandelt wissen. Als er ihr in einer Sternennacht von seiner siebenjährigen Liebe zur schönen Frau Margot erzählte und dabei andeutete, wie verwandelt er jetzt Nina, Andreina und allen anderen Mädchen gegenüber sei, da wurde sie wohl etwas versonnen, aber sie schüttelte auch das schnell von sich ab und redete ihm zu, bei einer Rückkehr nach München Margot zu besuchen. „Sie liebt dich noch immer," sagte sie ruhig, „und ich habe ihr nichts geraubt; denn deine Seele war vogelfrei."

Und doch geschah in dieser Nacht das Seltsame. Gradner hatte sich ans Klavier gesetzt, um mit einem der schönen alten Lieder von Palestrina ihren Seelen den letzten Einklang vor dem Abschiednehmen zu geben.

Da fühlte er, daß Sylva hinter ihn getreten war und

langsam seinen Kopf mit ihren Händen an ihr Herz zog. „Du kannst alles, alles von mir verlangen," flüsterte sie scheu.

„Ich will nichts," sagte er fest, indem er das Spiel abbrach und sanft ihre beiden Hände küßte.

„Danke, danke, mein Falke," verrieten ihre Augen, als er sie am nächsten Morgen zu einer Fahrt nach der Toskolanoschlucht abholte. —

Wenige Tage später wurde die glückliche Ruhe ihres Beisammenseins jäh unterbrochen.

Peudilett überbrachte die Nachricht, daß in der vergangenen Nacht ein Volkshaufen unter Anführung von Prisco die Villa Powidell gestürmt habe. „Man müsse den Österreicher totschlagen, er sei ein Spion," hatte Prisco erklärt. Powidell sei aber schon heimlich abgereist gewesen, dafür habe man dann die Villa vollkommen ausgeraubt, und Prisco bezahle jetzt seine Schulden mit silbernen Löffeln.

Gradner wußte zwar, daß er vor ähnlichen Überraschungen durch seine stets beobachtete Vorsicht geschützt sei und daß es Prisco auch nie gelingen werde, in Salò oder gar vor dem Palazzo Tracagni erregbare Elemente gegen ihn zu sammeln.

Er erkannte jedoch sofort die Gefahr, die für Sylva, als Ungarin, und für ihre Begleitung drohte, wenn die politischen Ereignisse, die innerhalb weniger Stunden auf des Messers Schneide geraten waren, zu einem Kriege Österreich-Ungarns führten. Trotz des Dreibundes war der alte Haß gegen die Österreicher, besonders hier an der Grenze, dann zu jeder Torheit fähig.

Sylva nahm den jähen Wechsel mit Seelengröße hin. „Erinnerst du dich noch des Gewitters hinter der Madonna della Neve an unserm Ostertage?" fragte sie Gradner, als er zur sofortigen Fahrt im Motorboot nach Riva riet. „Wir müssen Gott dankbar sein, daß er uns, weit länger als ich damals hoffte, das Glück im Süden ließ."

Auch die Begleitung Gradners nach Schloß Kis Szolyva lehnte sie ab. „Du wirst hier mehr denn je auf deinem Posten gebraucht," sagte sie sehr bestimmt. „Ich würde bei dir bleiben, wenn ich nicht wüßte, daß meine Anwesenheit dir jetzt Verwicklungen aller Art bringen kann. Und dann wär's zu spät — auch für dich! Die kurze Trennung müssen wir ertragen können, mein Falke; und unsere Seelen bleiben ja doch über Berg und Tal verbunden!"

Als das Motorboot dann im Morgengrauen des letzten Julitages in Riva anlegte, benutzte Gradner das Beschäftigtsein Babettes und Imres mit den Gepäckstücken, um zu einem schmerzlos kurzen Abschied an Sylva heranzutreten. Längst hatte er von ihr gelernt, das Unabänderliche mit Würde zu tragen. Trotz des Stürmens seines Herzens bewahrte er Haltung, als er ihre beiden Hände nahm und als Abschied nur die schlichte Frage stellte: „Sylva, die ganze Seele?"

Sylva blickte ihn mit ihren großen dunklen Augen dankbar und zärtlich an. „Die ganze Seele bleibt bei dir, mein Falke." Dann wandte sie sich stumm ab und schritt dem Bahnhof zu. — — —

Es begann die Zeit, in der alles zusammenstürzte, was die Menschen geglaubt, gehofft und geliebt hatten.

Gradner erlebte die Enttäuschung, daß der Haß der Italiener sich sehr bald auch gegen die Deutschen richtete. Als die Entente ihre schmachvollen Lügen in die Welt setzte, zogen sich seine ältesten italienischen Freunde von ihm zurück. Umlauert von Prisco konnte er nur mit äußerster Vorsicht und ohne jeden Mittelsmann die wichtigsten Nachrichten über die Grenze bringen.

Dort empfing er auch Sylvas Briefe aus Wien, denn Sylva war wohl zunächst nach Schloß Kis Szolyva gelangt; hatte dann jedoch schon im September, beim Einbruch der Russen in die Karpathen, nach Wien flüchten müssen. Oft waren die Briefe dann schon mehrere Wochen alt, und er klagte in seinen Antworten, daß dadurch der seelische Zusammenhalt verloren gehe. Doch Sylva wußte ihn immer wieder aufzurichten. In langen Briefen plauderte sie mit ihm, wie wenn er wieder zur Teestunde bei ihr säße. Sie heiterte ihn mit ihren lustigen kleinen Erzählungen auf, sie ermutigte ihn zum Ausharren, sie gab ihm Trost durch ihr tiefes Verständnis für jeden Zwiespalt in seiner Seele. Nur für den Krieg und für das Menschenmorden hatte sie kein Verständnis. „Ich danke Gott täglich, daß er deine lieben Hände vom Blute rein hält," schrieb sie ihm.

Noch war kein Jahr vergangen, da mußte auch Gradner vom Gardasee fliehen. Peudilett hatte an einem Maiabend die Eingangstür gegen Prisco und seine raublüsternen Spießgesellen verteidigt; in der Nacht begleitete dann der alte Graf Tracagni, der als einziger von ehemaligen Freunden treu geblieben war, seinen Hausgenossen an die Grenze. „Ich habe Sie als Mensch schätzen gelernt," sagte der Alte beim Abschied in seiner vornehmen Weise, „ich werde Ihnen unter allen Umständen meine freundschaftlichen Gesinnungen bewahren."

Von einer kleinen Station aus hatte Gradner gleichzeitig mit einem Diensttelegramm eine Depesche an Sylva aufgegeben. Länger als eine Woche brauchte er dann, um zwischen all den österreichischen Militärtransporten bis Kufstein zu gelangen. Als nächste Briefadresse meldete er ihr ein großes Münchner Hotel, das ihm bei der gänzlichen Unsicherheit, wohin ihn das Schicksal verschlagen würde, zufällig in den Sinn kam.

In Kufstein empfing ihn dann deutsche Ordnung. Schon auf der Bahnhofskommandantur erwartete ihn der Befehl, mit einem bestimmten Truppenteil sofort ins Feld zu rücken.

Er atmete erleichtert auf! Die Befürchtung, daß man ihn im diplomatischen Dienst oder beim Stabe verwenden werde, traf nicht zu. Jetzt endlich war seine Bitte erfüllt: er durfte nach jahrelanger Aufopferung wieder als ehrlicher Mann seine Pflicht tun; er wurde Frontsoldat und kämpfte mit blanker Waffe für sein Vaterland!

In München fand er den Truppenteil, mit dem er ins Feld rücken sollte, bereits zusammengestellt. Es blieben ihm nach der Equipierung und Meldung kaum zwei Stunden Zeit übrig. Da sein Stammregiment bisher noch wenig Verluste an Offizieren erlitten hatte, durfte er hoffen, baldigst mit ehemaligen Kameraden vereinigt zu sein. Und es war offenes Geheimnis, daß es nach Westen, an die am stärksten bedrohte Front ging!

Die kurze Zeit vor Abfahrt des Transportes benutzte er, um noch nach dem Hotel zu eilen, wo ihn voraussichtlich eine Nachricht von Sylva erwarten konnte.

„Ja," antwortete der ältliche Portier umständlich auf seine Frage nach Briefen, „es war ein Brief für Sie angekommen. Aber den hat Ihre Durchlaucht, die Prinzessin von Bubenhofen wieder an sich genommen, weil sie selbst eingetroffen ist und den Herrn Oberleutnant persönlich erwartet. Bitte auf Zimmer Nummer drei!"

Da er Gradners Verwunderung bemerkte, fügte er noch als Entschuldigung für sich hinzu: „Das Siegel auf dem Briefe trug ja das fürstliche Wappen, da durfte ich schon mal eine Ausnahme machen und den Brief herausgeben."

In Gradners Seele kämpften Freude und Leid. Sylva — hier? Jetzt, wo ihm kaum noch eine Stunde blieb, dies Wiedersehen?

Sylva erhob sich lächelnd, als er in ihr Zimmer trat. „Sie sehen noch besser in der Uniform und so ohne Vollbart aus, als ich mir's träumen lassen konnte," sagte

sie mit merkbarer Scheu, weil er ungestüm mehrmals hintereinander ihre Hand küßte und in heißer Erregung ihre Augen suchte.

In Eile klärte er sie darüber auf, wie wenig Zeit er habe, um sein Glück zu genießen.

In seiner Erregung entging ihm, daß Sylva alle Farbe verloren hatte. Sie sank in einen Sessel zurück und barg das Gesicht in den Händen. „So sah ich's kommen," sagte sie tonlos. „Mein armer, lieber Falke!"

Gradner nahm ihr vorsichtig und zart die Hände vom Gesicht. Trotz aller Abneigung gegen den Krieg und gegen das Menschenmorden war von Sylva und ihrem Gottglauben doch zu erwarten, daß sie sich in das Unabänderliche fügte und seine Freude verstand, endlich wieder ein ehrlicher Soldat sein zu dürfen. „Sylva, meine Hände bleiben rein, auch wenn ich kämpfe," beruhigte er sie. „Ich habe keinen Haß gegen den einzelnen Feind, sondern ich erfülle auch im Kampfe nur Gottes Gebot, das mich zur Verteidigung meines Vaterlandes bestimmte."

Sylva blieb wie erstarrt und blickte stumm vor sich hin.

„Sylva, hast du kein Wort des Verständnisses? Kein Wort der Freude, daß mein Wunsch nach der Front endlich in Erfüllung geht?"

Da raffte sich Sylva zusammen. Sie biß die Lippen aufeinander und ergriff, wie so oft in früheren Tagen, Gradners Hand.

„Ich verstehe dich," sagte sie. „Du gehst den Weg, den Gott dir vorschrieb; und deine Straße führt dorthin, wo die Starken stehen. Aber . . ."

Sie hielt inne, um plötzlich mit ungewohnter Eile, als wenn sie befürchtete, in der kostbaren Zeit nicht alles sagen zu können, fortzufahren: „Aber nun mußt du auch mich verstehen, mein Falke! Sieh, ich hatte dir's schon in dem Brief geschrieben, aber dann erschien mir dies feige und unwürdig, deshalb bin ich mutterseelenallein nach München gekommen in der Hoffnung, dir mehr als in einem Briefe sagen zu können. Falke, mein Falke, nun fliege mir nicht von der Hand! Nenne mich auch nicht treulos und sag' nicht, daß du mir den Kragen umdrehen willst. Denk immer daran, daß du stark bist und fliegen kannst, während ich krank, schwach — und ein Weib bleibe."

Gradner zog seine eiskalt gewordene Hand zurück. Er wußte, was Sylva ihm zu sagen hatte. Das Unerwartetste, das nie Gedachte wurde ihm im Augenblick zur Gewißheit. „Du — du heiratest," rang es sich aus seiner Kehle los.

„Ich bin schon verheiratet. Am Sonnabend, sofort nach der Trauung, bin ich von Wien fortgefahren, um den Brief zu vernichten und dich zu sprechen. Auge in Auge mußte ich dir sagen, daß ich — geheiratet habe."

Gradner lachte auf. So teuflisch gottverachtend, daß Sylva sich bekreuzigte. „Und dein Gelübde, Sylva? Dein von mir heilig gehaltenes Gelübde?" Ein neues, stärkeres Lachen erschütterte ihn. „Oh, ich Narr! Ich von allem gesunden Menschenverstand verlassener Tor! Als du in vollster weiblicher Hingabe meinen Kopf an deine Brust legtest und mich mit den Worten, ‚du kannst alles, alles von mir verlangen', zu verführen trachtetest, da glaubte ich für uns beide stark sein zu müssen. ‚Ich will nichts' — das sagte der Mann, dem du sein Lebensglück für dein Seelenheil botest. Kein Kuß — kein einziger Kuß — oh, ich Narr! Ich Narr, ich Narr!"

Sylva blickte ihn traurig an. „Lästere nicht deine größte Stunde, Falke! Du fandest ein schwaches Weib. Hättest du mich damals genommen, so wäre ich dir unrettbar in alle Ewigkeit verfallen gewesen. Und das Weib in mir ersehnte dieses Ende. Alles, selbst den lieben Gott, zu opfern, ist unsere Bestimmung, sobald wir lieben. Doch du bliebst so stark, daß ich meinen Mann verachten würde, wenn er je eine Klage über mein Gelübde von seinen Lippen brächte. Das danke ich dir allein, mein Falke."

„Wer ist's?" Gradner faßte rauh Sylvas Hand.

„Einer, der tausendmal unglücklicher ist als du! Er ist krank und schwach wie ich. Ich lernte ihn erst in Wien kennen. Er beneidet dich glühend, daß du mit hinaus in den Kampf ziehen darfst. Er ist nur noch Seele. Und wenn er auch kämpfen dürfte, so würde er nie mehr die Zeit finden, um seine Hände von vergossenem Blute in gesegneter Arbeit reinzuwaschen. Das kannst du, mein Falke!"

Gradner griff sich an die Stirn. Er sah nichts anderes, als daß Sylva, seine angebetete, für ihn unerreichbar in Engelswolken schwebende Sylva, lachend von einem Mann geküßt wurde, der zu schwach war, um gegen Feinde, gegen sich selbst, anzukämpfen.

Der tiefe Klang einer Uhr mahnte an die Stunde. Gradner sprang auf. Er blickte wirr um sich. Dann nahm er eine dienstliche Haltung an. „Durchlaucht gestatten, daß ich mich zum Krieg abmelde," sagte er bitter. „Ich werde nicht wiederkehren."

Da sprang auch Sylva auf und hing mit beiden Armen an seinem Halse. „Falke, mein Falke, so darfst du nicht von mir gehen! Der Tod ist leicht, du sollst aber auch das Leben ertragen können! Und weil du deine starken Schwingen hast, mußt du mich verstehen. Höre mich doch! Ich habe dir viel verschwiegen, um dich nicht zu beunruhigen. Ich bin heimatlos geworden, der Krieg hat mir alles geraubt. Schloß Kis Szolyva ist in Flammen aufgegangen, das Dorf eingeäschert, die frommen Väter ermordet oder vertrieben, den Pater Sosthenes haben mir die Russen vor meinen Augen in dem Kapellchen über den Gräbern meiner Eltern erschlagen. Und du warst fern! Du konntest mich nicht schützen. Du gehst den Weg der Starken. Wenn ich dich in deiner Kraft sehe, dann weiß ich, daß dieser Krieg noch endlos lange dauern wird, und daß die Falken nach dem Kriege andere Aufgaben zu erfüllen haben, als wir's uns im Frieden träumen ließen. Deine Demut, die Demut des Siegers, muß sich auf künftige Geschlechter vererben. Du brauchst ein Weib, du brauchst Kinder, du darfst nicht an Seelenkämpfen hinsiechen, sondern du mußt am Wiederaufbau der Welt helfen. Mich laß dem Manne, der mir auch in seiner Schwäche immer noch eine Stütze sein kann. Sieh, ich habe gelacht, als er mir von Liebe redete. Und — und ich habe ihm gesagt, daß du mein Falke bist. Da begann er dich zu achten. Und als er erneut der Schutzlosen seine Hand anbot, da erzählte ich ihm von meinem Gelübde, und — und da hat er dich fast noch mehr als mich geliebt. Da — da konnte ich nicht mehr widerstehen. Eine feine Seele wohnt in seinem schwachen Körper. Ihm fällt es leichter, mich Gott zu erhalten, als es dir fällt. Jetzt, in der neuen, großen, werdenden, umwälzenden Zeit mußt du deine Schwingen entfalten können, mein Falke. Geh und brauch' deine Kräfte. Mein Gebet und mein Ring werden dich schützen. Geh, mein Falke, geh, geh mit Gott; ich bin so schwach und müde!"

Gradner bettete die ohnmächtige Sylva auf den Diwan. Einen Augenblick lang barg er seinen Kopf in ihren Schoß.

„Du Weib — du Unbegreifliche, Unbegreifliche," flüsterte er.

Dann ging er fort. In den Schützengraben. Wie so mancher vor ihm, der seine Seele ganz in eine kleine, zarte Hand gegeben hatte und stolz sein verwundetes Herz dem Feinde als Zielscheibe bot.

„Armer Falke," sagte Sylva, als sie unter Tränen zum Bewußtsein erwachte. „Armer, einsamer Falke! Du bist so stark, und — und deshalb bleibe ich dir unbegreiflich."

Ende.

Gedanken über den hohen Wert der Musik

VON E. T. A. HOFFMANN

Es ist nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit, dem Himmel sei's gedankt! der Geschmack an der Musik sich immer mehr verbreitet, so daß es jetzt gewissermaßen zur guten Erziehung gehört, die Kinder auch Musik lehren zu lassen, weshalb man denn in jedem Hause, das nur irgend etwas bedeuten will, ein Klavier, wenigstens eine Gitarre findet. Nur wenige Verächter der gewiß schönen Kunst gibt es noch hie und da, und diesen eine tüchtige Lektion zu geben, das ist jetzt mein Vorsatz und Beruf.

Der Zweck der Kunst überhaupt ist doch kein anderer, als dem Menschen eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen und ihn so von den ernsteren oder vielmehr den einzigen ihm anständigen Geschäften, nämlich solchen, die ihm Brot und Ehre im Staat erwerben, auf eine angenehme Art zu zerstreuen, so daß er nachher mit gedoppelter Aufmerksamkeit und Anstrengung zu dem eigentlichen Zweck seines Daseins zurückkehren, d. h. ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staats sein und (ich bleibe in der Metapher) haspeln und sich trillen lassen kann. Nun ist aber keine Kunst zur Erreichung dieses Zwecks tauglicher als die Musik. Was diese betrifft, so können nur jene heillosen Verächter dieser edeln Kunst leugnen, daß eine gelungene Komposition, d. h. eine solche, die sich gehörig in Schranken hält und eine angenehme Melodie nach der andern folgen läßt, ohne zu toben oder sich in allerlei kontrapunktischen Gängen und Auflösungen närrisch zu gebärden, einen wunderbar bequemen Reiz verursacht, bei dem man des Denkens ganz überhoben ist oder der doch keinen ernsten Gedanken aufkommen, sondern mehrere ganz leichte, angenehme — von denen man nicht einmal sich bewußt wird, was sie eigentlich enthalten, gar lustig wechseln läßt. Man kann aber weitergehen und fragen: Wem ist es verwehrt, auch während der Musik mit dem Nachbar ein Gespräch über allerlei Gegenstände der politischen und moralischen Welt anzuknüpfen und so einen doppelten Zweck auf eine angenehme Weise zu erreichen? Im Gegenteil ist dies gar sehr anzuraten, da die Musik, wie man in allen Konzerten und musikalischen Zirkeln zu bemerken Gelegenheit haben wird, das Sprechen ungemein erleichtert. In den Pausen ist alles still, aber mit der Musik fängt der Strom der Rede an zu brausen und schwillt mit den Tönen, die hineinfallen, immer mehr an. Manches Frauenzimmer, deren Rede sonst, nach jenem Ausspruch: Ja, ja! und Nein, nein! ist, gerät während der Musik in das übrige, was nach demselben Ausspruch zwar vom Übel sein soll, hier aber offenbar vom Guten ist, da ihr deshalb manchmal ein Liebhaber oder gar ein Ehegemahl, von der Süßigkeit der ungewohnten Rede berauscht, ins Garn fällt. — Himmel, wie unabsehbar sind die Vorteile einer schönen Musik! — Euch, ihr heillosen Verächter der edlen Kunst, führe ich nun in den häuslichen Zirkel, wo der Vater, müde von den ernsten Geschäften des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Muts zum Murki seines ältesten Sohnes seine Pfeife raucht. Hat das ehrliche Röschen nicht bloß seinetwegen den Dessauer-Marsch und „Blühe, liebes Veilchen“ einstudiert, und trägt sie es nicht so schön vor, daß der Mutter die hellen Freudentränen auf den Strumpf fallen, den sie eben stopft? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängstliche Gequäke des jüngsten Sprößlings beschwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermusik das Ganze im Ton und Takt hielte? — Ist dein Sinn aber ganz dieser häuslichen Idylle, dem Triumph der einfachen Natur, verschlossen, so folge mir in jenes Haus mit hell erleuchteten Spiegelfenstern. Du trittst in den Saal; die dampfende Teemaschine ist der Brennpunkt, um den sich die eleganten Herren und Damen bewegen. Spieltische werden gerückt, aber auch der Deckel des Fortepiano fliegt auf, und auch hier dient die Musik zur angenehmen Unterhaltung und Zerstreuung. Gut gewählt, hat sie durchaus nichts Störendes, denn selbst die Kartenspieler, obschon mit etwas Höherem, mit Gewinn und Verlust beschäftigt, dulden sie willig. — Was soll ich endlich von den großen öffentlichen Konzerten sagen, die die herrlichste Gelegenheit geben, musikalisch begleitet, diesen oder jenen Freund zu sprechen; oder ist man noch in den Jahren des Übermuts, mit dieser oder jener Dame süße Worte zu wechseln — wozu ja sogar die Musik noch ein schickliches Thema geben kann. Die Konzerte sind die wahren Zerstreuungsplätze für den Geschäftsmann und dem Theater sehr vorzuziehen, da dieses zuweilen Vorstellungen gibt, die den Geist unerlaubterweise auf etwas ganz Nichtiges und Unwahres fixieren, so daß man Gefahr läuft, in die Poesie hineinzugeraten, wovor sich denn doch jeder, dem seine bürgerliche Ehre am Herzen liegt, hüten muß! — Kurz, es ist, wie ich gleich anfangs erwähnte, ein entscheidendes Zeichen, wie sehr man jetzt die wahre Tendenz der Musik erkennt, daß sie so fleißig und mit so vielem Ernst getrieben und gelehrt wird. Wie zweckmäßig ist es nicht, daß die Kinder, sollten sie auch nicht das mindeste Talent zur Musik haben, worauf es ja auch eigentlich gar nicht ankommt, doch zur Musik angehalten werden, um so, wenn sie sonst noch nicht obligat in der Gesellschaft wirken dürfen, doch wenigstens das ihrige zur Unterhaltung und Zerstreuung beitragen zu können. — Wohl ein glänzender Vorzug der Musik vor jeder andern Kunst ist es auch, daß sie in ihrer Reinheit (ohne Beimischung der Poesie) durchaus moralisch und daher in keinem Fall von schädlichem Einfluß auf die zarte Jugend ist. Jener Polizeidirektor attestierte keck dem Erfinder eines neuen Instruments, daß darin nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten sei; mit derselben Keckheit kann jeder Musikmeister dem Papa und der Mama im voraus versichern, die neue Sonate enthalte nicht **einen** unmoralischen Gedanken. Werden die Kinder älter, so versteht es sich von selbst, daß sie von der Ausübung der Kunst abstrahieren müssen, da für ernste Männer so etwas sich nicht schicken will und Damen darüber sehr leicht höhere Pflichten der Gesellschaft usw. versäumen können. Diese genießen dann das Vergnügen der Musik nur passiv, indem sie sich von Kindern oder Künstlern von Profession vorspielen lassen.

Diese köstliche Satire auf alle Musikgegner und -verächter entnehmen wir dem Band „Kreisleriana“ von E. T. A. Hoffmann, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 5623/24. Der berühmte Musiker und Musikschriftsteller erweist sich in diesem Buch als ein tiefblickender Betrachter der Menschen und ihrer Beziehungen zur Musik.



Ständchen — Gemälde von C. Spitzweg

Nächtliches Ständchen. Von Cornelia Kopp

Huschehusch und Leisetritt
Schleicht es durch die Gassen.
Mond um alte Mauern glitt,
Brunnen stehn verlassen.
Brunnen plaudern immerzu,
Mädchen gingen längst zur Ruh'.

Huschehusch und Leisetritt —
Halt! Und zart begonnen.
Flöte tönt: Dülidülit,
Geige singt versonnen.
Laute zirpt: ach, wär' sie hier!
Brumbaß stöhnt: tu' auf die Tür!

Zärtlich schwingt es sich hinan,
Süße Liebesweise.
Horch! — da droben am Altan
Klingt und rauscht es leise.
Zwischen wehendem Gerank
Neigt sich's grüßend hold und schlank.

Einer steht und schaut verzückt,
Sehnsucht im Gemüte.
Und ein zartes Händchen pflückt
Eine zarte Blüte.
Blick und Blüte fliegt ihm zu.
Ich bin dein — nun halt mich, du!

Huschehusch und Leisetritt
Sanft verhallt die Weise.
Und der alte Mond schaut zu,
Und er lächelt leise.
Lieb' und süßer Sehnsucht Pein,
Braucht es mehr zum Glücklichsein?

Kriegslieder

VON DR. LEOPOLD HIRSCHBERG

Der letzte Krieg darf bekanntlich nicht mit dem Maßstab früherer gemessen werden, deren Endpunkt Sieg und Niederlage bildete. Man kann sich vorstellen, daß ein durch Waffen siegreiches Volk sich noch lange und gern vollbrachter Heldentaten freute, und daß die Veteranen das heranwachsende Geschlecht durch die während ihrer Feldzüge entstandenen Gesänge zu begeistern vermochten. Die große Täuschung, der sich die Deutschen hingaben — daß noch heute das Schlachtfeld die Entscheidungsstätte für die Feindseligkeiten der Völker sei —, hat sich bitter an ihnen gerächt; List, Berechnung und Verrat triumphierten über die Tapferkeit, führten zur Verelendung eines blühenden, als Kulturfaktor hochwertigen Reiches, zur Vernichtung zahlloser Ideale der Moral, Wissenschaft und Kunst.

Die leicht verständliche Abneigung unseres Volkes gegen die „Kriegsmusik" verscharrt allmählich einen blühenden Garten edelster deutscher Kunst. Ihm hat nicht allein das Volk, viel mehr noch haben ihm seine hehrsten Meister seine Wunderpracht verliehen. Denn außer den auf dem Schlachtfeld und im Lager gesungenen Liedern grünt in ihm alles Vaterländische, und ich brauche nur Beethoven, Weber, Schubert, Loewe, Schumann, Wagner, Cornelius und Brahms zu nennen, um selbst dem Kenntnislosen das vom Versinken Bedrohte leuchtend vor die Seele zu führen. Kein Volk des Erdkreises kann sich hier mit dem deutschen messen; und so sollte alle Kraft, alles Gefühl der Ehre und des Stolzes verloschen sein, um diese Herrlichkeiten nicht für die Zukunft, zur Gesundung und Erhebung, retten zu können? —

Man braucht einen der gebräuchlichsten Sätze nur ganz gering zu verändern, um das Charakteristische der Nationen scharf zu bezeichnen. „Nenne mir dein Vaterlandslied, und ich werde dir sagen, wer du bist" — so lautet er in der neuen Fassung. Nicht französisch und nicht englisch brauchen wir die Nationallieder zu hören; wenn wir die deutsche Übersetzung von „Le jour de gloire est arrivé" und „Rule the waves" vernehmen, so wissen wir, daß das Begehren nach Ruhm nur den Galliern, das nach Herrschaft nur Albion eigen sein kann. Kein deutsches Vaterlandslied enthält auch nur im entferntesten solche Gedanken: Festigkeit, Treue und Gottesfurcht ist das Vorherrschende darin. Das läßt sich vom Mittelalter bis zur Neuzeit unentwegt verfolgen und überträgt sich naturgemäß auf den Geist der eigentlichen Kriegslieder. Seitdem die deutschen Ritterorden Zucht und Frömmigkeit in die verwilderten Scharen gebracht hatten, wurzelten diese Eigenschaften fest in dem stets gutherzigen Volke und verschwanden nicht, als die Ritterschaft selbst längst dem Verfall und Verderben preisgegeben war.

Die aus solcher Gesinnung entsprießende Innigkeit und Herzlichkeit mußte mit dem Fortschreiten der Musik als Kunst nur von wohltätigstem Einfluß auf die innere und äußere Gestaltung der Kriegslieder sein. Es ist unmöglich, dies an Beispielen darzutun; jedes einzelne von tausenden ist ein Beweis dafür. Selbst in der Verrohung und Jämmerlichkeit des 17. Jahrhunderts, das von dem Dreißigjährigen Krieg und seinen entsetzlichen Folgen gezeichnet ist, ging der gute Kern nicht verloren und entfaltete sich mit der Erstarkung des Volksbewußtseins zu neuen Blüten. Man blättere nur unsere deutsche Volksbibel, „Des Knaben Wunderhorn" genannt, durch und wird die Bestätigung auf hundert Seiten finden.

Daß Keckheit und Übermut, bisweilen zu drastischer Derbheit gesteigert, recht viele Lieder, namentlich des Siebenjährigen Krieges, auszeichnen, ist selbstverständlich, nie aber wird auch ein ernsterer Einschlag, ein Besinnen der Seele zu verkennen sein. Und das gerade ist das Schöne und Ewige dieser Gesänge, ihr Gegensatz zu den französischen, die nur Ritterlichkeit, Tapferkeit und Ruhm verherrlichen. Das Bewußtsein der Vergänglichkeit des Irdischen, des stündlichen Todes, das Gedenken an die Lieben in der Heimat hebt diese Gebilde auf eine höhere Stufe und sichert ihnen den Kunstwert. Selbst nach Verklingen des Waffengeklirrs können sie zu häuslichen Feiern der Erhebung und der Andacht immer erklingen. Liedern wie „Auf hartem Stein" und „Drüben am Wiesenrand", die der letzte Krieg zeugte, kommt die gleiche Bedeutung zu, wie etwa den nach Beendigung der Freiheitskriege von Jean Paul gesprochenen erhabenen Trostworten „Die Schönheit des Sterbens in der Blüte des Lebens". Das tiefempfundene Reiterlied des im Weltkrieg gefallenen Deutschösterreichers Hugo Zuckermann, dessen Gattin an seinem Grabe ihrem Leben ein Ende machte, möge hier als einzige Probe folgen:

Drüben am Wiesenrand
hocken zwei Dohlen;
fall' ich am Donaustrand?
sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh' sie meine Seele holen,
kämpf' ich als Reitersmann,
kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
schreien zwei Raben;
werd' ich der erste sein,
den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel Hunderttausend traben
in Öst'reichs Reiterei.
in Öst'reichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen;
wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'!
Seh' ich nur unsre Fahnen wehen,
wehen auf Belgerad,
wehen auf Belgerad!

Wie sollten solche Lieder, wie sollte eine der höchsten Offenbarungen der Musik — Webers Komposition des Theodor Körnerschen „Gebet während der Schlacht" — verlorengehen dürfen! Wie dürfte man an der erschütternden Vision des „Alten Soldaten" Eichendorffs in des Peter Cornelius Tondichtung jemals achtlos vorübergehn! Wen muß nicht Ernst Moritz Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland", das einen sonst unbekannten Musiker zu höchstem Schwung beflügelte, immer wieder und wieder hinreißen und beglücken! —

„Aus einer Welt des Hasses und des Haders schien die Liebe verschwunden zu sein" — so begann Richard Wagner vor ungefähr siebzig Jahren seine unsterbliche Gralsdeutung. Heute das gleiche wie vor Jahrtausenden. Mord und Raub, Krieg im Frieden in einem entwaffneten Lande. In alten Zeiten, als die Mordwaffen noch nicht so ausgebildet waren, wo die persönliche Tapferkeit alles entschied und ein Maschinengewehr nicht Hunderte töten konnte, hätte das Volk zu allem Erreichbaren gegriffen und seine Peiniger verjagt. Ein Krieg wäre entstanden, so gerecht und naturgemäß wie nur möglich. Heute ist Ausharren die Losung. Aber nutzlos darf die Zeit nicht verstreichen; sie muß zur Vertiefung des Nationalbewußtseins unter Leitung der großen Dichter und Philosophen, die ähnliche Demütigungen durchlebten, verwendet werden. Und nicht gering darf man die Mitwirkung der Tonmeister veranschlagen. Was sie an vaterländischen Sängen schufen, seien dichterische „Reden an die deutsche Nation".





Romanze. Nach einem Gemälde von Wartan Mahokian.

Mondscheinsonate

VON PROFESSOR HANS SONDERBURG, KIEL

Einst sah ich eine zusammenhängende Reihe lustiger Bilder: auf dem Klaviere steht Beethovens Büste und die Haustochter spielt des Meisters Cis-Moll-Sonate, die „Mondscheinsonate". Sie spielt mit jener unechten Inbrunst, die zu Übertreibungen und Verzerrungen des Vortrags führt, vom Laien aber gern als „tiefes Gefühl" gedeutet wird. Das Adagio, das in dem Pianissimo der streng-rhythmischen Triolen nur ein leises Aufatmen kennt, um sogleich in ein versonnenes Dekrescendo zurückzusinken, wird von unserem Fräulein „schwelgerisch" gespielt. Auch mißglückt das Doppelkreuz. Beethoven schneidet indes immer wildere Grimassen, das Antlitz wird immer wütender. Beim Allegretto krampft sich die Büste zusammen. Beim Presto agitato schnellt sie empor und stürzt sich als Rachegeist kopfüber vom Klavier auf die Musikmacherin, die eben einen jener gehäuften Akkordstöße des Schlußteiles wieder falsch aufgreift. Entsetzt springt das Fräulein auf und flüchtet mit einer dicken Beule am Kopfe, indes die Scherben der Büste noch den Ausdruck der Erleichterung zeigen, von dem Ungeist der Mondscheinspielerin befreit zu sein. — Der Spaß charakterisiert nicht übel die heutige Art der Hausmusik in ihrem Verhältnis zur Kunst. Zur Zeit der Klassiker wurde im Heime des Gebildeten anspruchsvoll musiziert. Die Operette war noch nicht geboren, man arbeitete noch nicht mit „allerneuesten Schlagern", wie sie heute leider zum unvermeidlichen Bedarf der Hausmusik gehören. Aber nicht mit Kritik und Klagen sollen diese Zeilen angefüllt sein. Wir wollen versuchen, uns in aller Kürze über Grundsätzliches in der Pflege der Hausmusik zu verständigen.

Ein nicht geringer Teil der Musiktreibenden kann von der Kunst wenig mehr fordern als anregende Unterhaltung. Man darf ihm daraus keinen Vorwurf machen. Aber wie immer das Ziel gesteckt sei, immer ist für ein ehrliches, schlichtes und dabei starksinniges Musizieren nötig, daß es mit dem erforderlichen Ernst betrieben werde. Nur die ernsthaft erfaßte Musik beschert uns die Heiterkeit der Seele, den Adel der Gedanken, die Anmut des Empfindens. Wenn unsre edle Tonkunst trotz allem Unfug, der mit ihr getrieben wird, nicht aufhört, beseligend und erhebend zu wirken, so beweist sie ihre tiefe und ewige Herrlichkeit. Die rechte ernste Einstellung auf edles Musizieren bewahrt uns vor Selbstüberschätzung. Ein Jüngling von sechzehn Jahren übte in der Wohnung über mir die „Mondscheinsonate", über deren ersten Satz im ersten Drittel er nicht hinauskam. Dabei spielte er beharrlich im sechsten Takt d. Nach einigen qualvollen Tagen sprang ich in einem Impuls vom Schreibtische auf, rannte die Treppe höher, klingelte und bat, man

möchte doch wenigstens dis greifen! Seitdem spielt der Jüngling nicht mehr die Mondscheinsonate, weiß aber jetzt leichte, seinem musikalischen Verständnis und seinem technischen Können entsprechende Stücklein anmutig vorzutragen. In der Hausmusik greife man grundsätzlich zu Vortragsstücken, deren Schwierigkeit ein Grad unter der eigenen technischen Leistungsfähigkeit liegt. Denn nicht einen Kampf mit dem Stoff soll das häusliche Musizieren bedeuten, sondern es soll ein holdes Genießen des Kunstwerks bescheren, mag es noch so bescheiden in seinen Ansprüchen sein.

Wollen wir das erreichen, dann müssen wir auch im Alleinsein stets so spielen, als hörte uns ein Meister zu. Beachte wohl: Tempo und Takt und Form des Musikstücks sind bestimmender, ordnender Verstand. Die Musik als Gefühl kommt durch ihn erst zur klaren Erkenntnis. In beschwingter Rhythmik werde die Melodie deklamiert. Die Harmonie werde erkannt als das köstliche Gefäß, in dem das Kleinod der Melodie ruht. Sei Poet, wenn du musizierst! Es gibt viel zu lernen, um es zu einer feinen Leistung, ganz gleich welchen Schwierigkeitsgrades, zu bringen. Sie fängt nicht erst bei einer Lisztschen Rhapsodie an, sondern sie wird schon im technisch leichtesten Tonstück offenbar. Der Geist soll mehr üben als die Finger, die natürlich auch ihr Recht wollen. Aber wer immer nur Tonleitern drillt und Etüden spielt, gerät bei allem Fleiße schließlich ins Mechanische. Schumann meint, es sei so, als bemühe man sich, täglich schneller das Abc herzusagen.

Die beiden Hauptformen der Hausmusik zeigen sich als die anspruchsvolle klassisch-romantisch-moderne Kunst, die Sammlung verlangt und Erhebung will, und als die auf Zerstreuung und bloße Unterhaltung bedachte Salonmusik, die oft hart an der Grenze der Kunst steht. Es gibt aber eine Art „Salonmusik" — von Liszt, Chopin, Weber zu Heller, Schytte und anderen —, die hohe künstlerische Werte umfaßt und jedem häuslichen Musizieren zur Zierde gereicht. „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!" Dieses Wort leuchte vom Giebelfelde des deutschen Kunsttempels hinein in das musikalische Heim des Deutschen. Die edelste Hausmusik umschließt die Sonate in jeder Form. Trotz ihres hohen musikalischen Wertes wird die Sonate im Verhältnis zur großen Pflege der Musik im Familienkreise nicht genug gespielt. Sie verlangt vom Spieler ein tiefes Eingehen, vom Zuhörer ein aufmerksames Mithören. Das Salonstück begnügt sich mit einem bequemen Zuhören. Einen besonderen Hinweis verdient das Vierhändigspielen, das heute leider nicht genug gepflegt wird. Von Bach über die Klassiker und Romantiker findet sich ein reicher, gediegener Schatz vierhändiger Werke vor, die das helle Entzücken ernster Musikfreunde erwecken werden. Jeder Musikalienkatalog gibt über diese Werke Auskunft. Originalwerke sind zahlreich vorhanden. Durch die Übertragung von Streichquartetten, Sinfonien und ähnlichen Werken auf das Klaviervierhändig wird die Musikkenntnis im häuslichen Kreise gefördert.

Das Klavier steht in der häuslichen Musikpflege im Mittelpunkte. Es ist ein Harmonie-Instrument und bedarf zunächst keines Genossen. Seine liebsten Gesellen sind die Streichinstrumente, mit denen es sich zum Klaviertrio, -quartett und -quintett und zum Ensemblespiel vereinigt. Hier eröffnet sich neben der Kammermusik die weite Perspektive des Hausorchesters. Die überaus köstlichen Orchestertrios der alten Meister, der Bache, Stamitz und Gefährten, die geschickt bearbeiteten Werke der musikalischen Weltliteratur bis in die neueste Zeit bieten unerschöpflichen Stoff.

Die Tonkunst ist unter allen Künsten der Liebling des häuslichen Kreises. Sie bildet seinen lieblichsten Schmuck. Wo feiner gestimmte Menschen sich zusammenfinden im deutschen Heim, da wird der Zauber der Töne läuternd und anregend auf die Geselligkeit wirken. Stets aber walte in allem Musizieren Schlichtheit und Innigkeit.

Kammermusik. Von Hugo Salus

Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und der Richter,
Es sind immer wieder die gleichen Gesichter;
So eine Kleinstadt, es ist ein Graus,
Gott gebe, ich wäre schon wieder zu Haus.

Aber am Sonntag lädt der Herr Richter
„Auf einen Löffel Suppe den Großstadtdichter",
Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt, die drei
Sind natürlich auch dabei.

Das Essen ist gut; da ist nichts zu sagen,
Ihr Minister des Innern ist eben der Magen,
Und der Wein nicht übel; nun ja, man spürt,
„Man" hat eben in der Großstadt studiert.

Dann spricht man und raucht; es geschieht auch zuweilen,
Daß Minuten ohne Gespräche enteilen.
Dann spricht man wieder und dann, auf Ehr',
Bringt die Hausfrau Notenständer her.

Und dann, da ich seufze: „Es ist nicht zu ändern!",
Sitzen sie schon vor den Notenständern,
Ein jeder den Fiedelbogen nimmt,
Zwei Geigen, Viola und Cello. „Es stimmt."

Und sie spielen. Beethoven. Erst etwas befangen,
Dann steigen Flämmlein in ihre Wangen,
Und herrlich durch das Zimmer ziehn
Die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich sitze und lausche, aufs tiefste erschüttert,
Mein Herz wird mild, und die Seele erzittert,
Der Flügelschlag der Kunst durchrauscht
Die Luft, der fromm die Seele lauscht.

Mir wird, versunken im Anblick der Alten,
Als müßt' zum Gebet ich die Hände falten:
O Himmel, im Alter bewahre auch mir
Die Freude am Schönen wie diesen hier!



Das Vogelkonzert. Nach einem Gemälde von Franz Snijders.

Von Mozart zur Jazzband

VON ALFRED BARESEL

Verehrungswürdige Schöne von 1923 — indes ich, friedlich meinen Mokka schlürfend, von Ihrem Antlitz die gesamte Farbenskala Ihres Schminkkastens ablese und den Lärm des Jazzband-Maschinisten über mich ergehen lasse, wittere ich innere Zusammenhänge: ich bemerke, daß man auf meine Sinne durch Akzente einzuwirken sucht, wie sie in solcher Anhäufung und solcher Deutlichkeit in der Geschichte des Tanzes schöner Frauen seither noch nicht zu beobachten waren. Nicht als ob die Schönen vergangener Jahrhunderte ein Betonen und Unterstreichen der Reize ihres Gesichtes verabsäumt hätten: die Puderquaste ist das Symbol des Rokokozeitalters... Glauben Sie auch ja nicht, daß es früheren Zeiten an einer Tanzmusik gefehlt habe, deren Rhythmus alle Glieder zucken ließ! Aber: was Sie, den modernen, farbenlüsternen Hausanstreichern gleich, mit Ihrem Gesichte machen, das ist kein Unterstreichen, kein Akzentuieren mehr, sondern ein Neben- und Übereinanderknallen von Akzenten, wie es höchstens ein so überzivilisiertes, überreiztes, für feinere Einflüsterungen schwerhörig gewordenes Individuum wie der Großstadtmensch von heute ertragen kann! Dieser Nervenmensch, dem jede Beschaulichkeit abhanden gekommen ist, der nach immer neuen Reizen verlangt, vermag den geruhsamen Akzent, der etwa auf dem schweren Taktteil eines Wiener Walzers liegt, einfach nicht mehr abzuwarten. So verschrieb man sich schon vor Jahren aus jenem Amerika, das uns an Gehetztheit stets ein Stück voraus war, die Synkope als Narkotikum...

Synkopen bringen Akzente auf Taktteile, auf denen man sie eigentlich nicht erwartet. Sie wirken auf das normale rhythmische Empfinden des Hörers, das sich aus den Pulsschlägen herleitet (in ähnlichem Sinne wie Disharmonien auf das harmonische Empfinden), „angenehm aufreizend“. Solche Verschiebungen der Akzente sind natürlich uralt und sind schon etwa in der Bachschen Courante (wohlgemerkt: auch ein Tanz!) durch den Wechsel von $^3/_2$ und $^6/_4$ Takt mit äußerster Komplizierung gebraucht. Aber sie sind noch nie so primitiv-sinnfällig und aufdringlich angewandt worden wie in den Tangos, Step- und Trottänzen unseres reizedurstigen Zeitalters. Damit nicht genug, hielt sich die Jazzmusik an einen unaufhörlichen Gebrauch solcher Synkopierungen, bereitete die Hauptakzente durch kurze, schnarrende Baßschleifer (auf Trombone oder Klavier) vor und verblüffte durch einen wahren Geschützpark an Schlagzeug. Bei den meisten Jazzkapellen, mit denen sich der deutsche Tänzer anspruchslos begnügte, wurde das Schlagzeug bald der Haupteffekt, und durch fortgesetzte Trommel- und Klappergeräusche war die überakzentuierte Rhythmik gegeben, die unserm gehetzten Zeitalter entspricht: die Rhythmik des D-Zugwagens, des Motorrades, des Kinematographenapparates... Verehrungswürdige Schöne von 1923, unter Deinem Balkon schalmeien die Liebhaber keine wehmutsvollen Weisen mehr zu nächtlicher Stunde — nein, der Freund Deines Herzens löst sein Locken bedeutend anziehender durch einen Druck auf die Hupe seines neuen Kraftwagens aus! Was Wunder, wenn Du nicht mehr gesonnen bist, süßen Schäfermelodien beim Tanze nachzulauschen, sondern die Jazzband durch gellende Hupensignale zu Deinem Herzen sprechen läßt...

Wie hat sich die Welt umgewandelt seit jener Zeit, in der das Posthorn das Nahen der Kutsche verkündete, in welcher der tanzfreudige Mozart seine Reise nach Prag machte! Wer bringt heute überhaupt noch die ruhige Stunde auf, um sich über die anmutigen Belustigungen

im Hause des Mozartschen Gastfreundes von Mörike in seiner berühmten Novelle berichten zu lassen? Das Menuett, zu dem Mozart die junge Braut des Hauses „persuadierte“, um während des Tanzes „sein versichertes Recht auf ihren schönen Mund in bester Form dahinzunehmen“, entbehrte gewiß nicht des Anreizes zur Lebens- und Sinnenfreude, nur daß es diese Anreize unendlich anmutiger und geistvoller gab als wir's heute verlangen. Es läßt sich kaum ein krasserer Gegensatz denken als die armseligen Verrenkungen des Jazztänzers nach Art einer automatischen Gliederpuppe und die vieldeutigen, ausdrucksvollen Bewegungen, die nuancierten Schritte, durch die der Menuettänzer den Rhythmus der Musik akzentuierte. Will uns der Jazzliebhaber ob unseres ablehnenden Standpunktes vielleicht der Prüderie zeihen und sich eines vorurteilslosen Bekennens zur Sinnenlust rühmen? Was bedeuten die schiefen Beinstellungen auf dem modernen Parkett — gegen das Neigen eines unverhüllten Frauenbusens beim Menuettanz?

So erscheint mir der ganze Jazzbandrummel durchaus als Ausdruck unserer modernen, friedlosen, allzu technischen, allzu gehetzten und überreizten Zeit. Der Einfluß des verrohenden, völkermischenden Weltkrieges äußerte sich höchstens darin, daß die Vorliebe für exotische Melodien und Rhythmen wuchs, die uns in unserer überzivilisierten Unkultiviertheit angezogen. Amerika hat jedenfalls seine Jazzband lange vor dem Kriege gehabt.

Der schnellen und ausgiebigen Verbreitung der Jazzmusik in Deutschland und ihrer zunehmenden Vergröberung waren natürlich die Nachkriegsjahre sehr günstig, wie alle früheren Kriege und Revolutionen („man tanzt auf einem Vulkan“!) Blütezeiten des Tanzes veranlaßt haben. Indessen hat unter solcher „Tanzwut“ vielleicht die Moral, aber nie die Kunst zu leiden gehabt. Im Gegenteil: je mehr ein Gesellschaftstanz Anklang gefunden hatte, um so eher konnte der ernste Musiker darangehen, ihn zur Kunstform zu erheben. Zu einer Zeit, in der die Allemanden, Pavanen, Couranten durch allzu eifrige Benutzung als Tänze bereits abgenutzt waren, konnte ihnen Bach, den Zeitgenossen durchaus verständlich, in seinen Suiten Ewigkeitsbedeutung verleihen. Das Menuett wurde von Haydn, Mozart und Beethoven zum wichtigen Bestandteil der Sonaten- und Sinfonieform erhoben, als es seinen Höhepunkt als Tanz bereits überschritten hatte. Der Walzer, der sich an das Menuett anschloß, und der schon Mozart ausgiebig beschäftigte, erreichte seinen höchsten künstlerischen Ausdruck bei Chopin, nachdem sein Verständnis im Tanzsaal gewiß genügend vorbereitet war.

Wenn ich einen leisen Zweifel hege, ob auch der Jazztanz seinen Niederschlag in einer Kunstform von musikgeschichtlicher Bedeutung finden wird, so geschieht das nicht aus „beschränkter Fortschrittsfeindlichkeit“, sondern, weil mir die Jazzmusik als der typischste Ausdruck einer gehetzten und überreizten Zeit erscheint, deren immer siegreicher vordringende Technik ständig den Boden der Kunst abbaut. Ich glaube an jene Schönheit, um die sich die Welt nach dem Manifest der Futuristen bereichert hat: die Schönheit der Schnelligkeit. Das ändert aber nichts daran, daß Geruhsamkeit und Poesie, die Quellen anmutiger Kunst, unwiederbringlich dahin sind, und daß die Elfen, die nachts auf den Waldwiesen ihren Reigen schlangen, vor dem Gerassel unserer Schnellbahnen längst in friedlichere Gefilde entflohen sind ...

„Aus der Jugendzeit“

VON FRANZISKUS NAGLER

„... aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar ...“ Wundersam weht es einem bei diesen Worten Rückerts ums Herz. Von selbst tönt die liebe Melodie mit, die ein beinahe gelehrter Musiker, ein Akademieprofessor, Robert Radecke in Berlin († 1911), dem deutschen Volke dazu geschenkt hat. Nicht wahr, einem solchen Manne traut man soviel Schlichtheit der Kunst gar nicht zu. Indessen — er war der Sohn eines Dorfkantors aus Schlesien. Aha! Ja, jetzt kann man's verstehen, wenn seine Weise so weich daherkommt und doch so stark ans Herz greift. So einfältig. Wie Dorfgeläute. Wie das träumerische Summen eines Sommersonntagnachmittags auf dem Lande. Mir ist, als könne jemand die wirklich schöne Jugendzeit, die starke deutsche Erinnerung nur haben, wenn er eine ländliche Heimat hatte. Er auch kann eigentlich nur das süße Geheimnis des deutschen Volksliedes spüren. Aber um so sehnsüchtiger lauscht wohl der Großstädter dem Klingen, die Wonnen wenigstens ahnend, von denen es sagt und singt. Es treibt ihn hinaus aus den engen Gassen und steinernen Ungeheuern in die Freiheit der Felder und Wälder. Ein mächtiger Zug, ins Freie zu wandern, hat besonders unsere Jugend erfaßt. Mag an ihrem Gebahren noch manches die Alten stören, der Kern der Sache ist gesund. Heil dir, deutsche Jugend! daß du dabei das Singen nicht vergißt! Und noch einmal Heil! daß du wieder Volkslieder singst. Wieder? Denn du hattest es verlernt, obgleich die Schule sich allezeit herzlich bemüht hat, dir den Schatz und seinen Segen zu bewahren. Eine Zeit, die gezwungen ist, in erster Linie materialistisch zu denken und zu handeln — so darf man wohl, ohne alleweile tiefer zu forschen, milde urteilen —, hat es mit sich gebracht, wenn der Sinn für echte Volkstümlichkeit geschwunden zu sein schien, wenn z. B. gedankenlos von groß und klein geträllert werden konnte: „Wer wird denn weinen, wenn man auseinander geht ...“ Höre dagegen des lieben Volksliedes Innigkeit: „Morgen muß ich fort von hier ...“ — „Weh, daß wir scheiden müssen ...“ — „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden ...“ Wird solche Herzenseinfalt je wieder selbstverständliches Gemeingut unseres Volkes werden? Sie ist ja der Urquell aller keuschen Poesie, der einfachen Poesie, die eigentlich nur erblüht, um gesungen zu werden und durch die Musik für den schlichten Mann erst den rechten Wert, sozusagen Gebrauchswert erhält. Freilich muß dem Märchen entschieden entgegengetreten werden, als ob ein Volkslied so mir nichts dir nichts aus dem Volke heraus entstünde. Jedes hat seinen mit Bewußtsein handelnden künstlerischen Schöpfer, nur daß er mit dem Volksempfinden innig verbunden war und für das Volk zu denken, zu schreiben, zu singen vermochte. Und das sind nicht etwa unbedeutende Menschen gewesen. Beileibe! ... Ich höre dich über die Trostlosigkeit der heutigen Zustände klagen. Gewiß, noch kochen reimende und „komponierende“ Giftmischer einen Sudel und verabreichen ihn von Bühnen und Kabaretts herunter an gewisse Kreise, die ihn schmatzend schlürfen, wobei an sich Harmlose und Ungebildete mitkosten in der Meinung, Delikatessen zu genießen. Wenn



„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit . . .“ Nach einem Gemälde von Professor Walter Firle.

du aber das Ohr dafür und die Gelegenheit dazu hättest, in die Tiefe der Volksseele hinabzulauschen, wenn du mit Kindern in der Schule, mit einfachen Menschen in Gesangvereinen singen könntest, dann würdest du wissen, daß der größte Teil unseres Volkes noch unverdorben, also auch für das Wesen des Volksliedes offen und seiner Pflege zugetan ist. Singfreudig kann einer, wenn er von Herzensfröhlichkeit erfüllt ist, freilich nur sein mit befreiter Seele; und wer soll sie unter dem Drucke der traurigen Gegenwart aufbringen? . . . so wirst du bitter fragen. Ja, hast du denn die geheimnisvolle Macht des Liedes noch nie an dir selbst gespürt, als es dir, von glücklichen Menschen gesungen, plötzlich die Sorge vertrieb und dich heraushob über die Not des Tages? Nein? . . . Dann wärst du allerdings zu bedauern. Wie überall, so ist auch hier der Wille mächtig. „Hab' Sonne im Herzen!“ das muß dir kategorischer Imperativ sein. Wollen mußt du. Hören und vor allen Dingen selber mitsingen. „Hab' ein Lied auf den Lippen!“ und „Nur frisch, nur frisch gesungen. und alles wird wieder gut!“ . . . das sind keine Phrasen, sondern alte, bewährte Hausmittel, die Wunder wirken. Ehrlich zugegeben: unserem Geschlechte wird's schwer, ein singendes zu sein oder wieder und noch zu werden, wie es vergangene waren, die auch bei der Arbeit ihr Lied hatten, sie dadurch poetisch verklärten und leicht machten. Ja, es ist recht liederstill geworden unter den Erwachsenen im deutschen Vaterlande. Ob ich denn das noch einmal erleben werde, was in den Tagen der Kindheit zum Zauber der Sommerabende gehörte, daß die Mädchen und Burschen auf dem Brückensteine über dem Dorfbach sitzen und singen . . .? Wo ist heute die Mutter, die ihr Kindlein mit einem Wiegenliedchen zu Bett legt? . . . Hier und da vielleicht schüchtern verborgene Spuren, aber . . .

Halt! Einmal im Jahre ist es, als seien alle Schranken gefallen, alle Bedenken überwunden, alle Herzen befreit: zu Weihnachten! Wenn die „Stille, heilige Nacht“ über das Land rauscht . . . Da eint sich das ganze Volk, und sei es auch nur auf eine kurze Stunde, im Liede. Und wer vollbringt dieses Wunder? Das Kind! Die Kinder sind die Träger des Volksliedes, bei ihnen ist Herzenseinfalt, Harmlosigkeit und Singfreudigkeit. War das allezeit so, dann scheint die Neuzeit die Lust noch gesteigert zu haben. Hört sie nur bei ihren Spielen. Hört und seht besonders die Mädchen bei ihren anmutigen Reigenliedern. Längst vergessene Volkstänze sind wieder aufgewacht und treten mit köstlicher Eigenart auf den Plan. Die heranwachsende Jugend hat nach Urgroßväterart zur Gitarre gegriffen, der Hüterin musikalischer Biederkeit. Eine ganze Flut von Sammlungen alter und ältester Volkslieder ist hochgegangen. Daneben erblüht Neues in Schönheit. Ein Hermann Löns hat Rosensträuße von Liedern ins Volk geworfen und zum Klingen gebracht, deren manches dauern wird. Die Sachsen nennen den Volkssänger Anton Günther ihr eigen . . . Also den Kindern, der Jugend gilt wie allenthalben so auch hier unsere Hoffnung. Laßt euch von ihnen begeistern, ihr Alten. Dann mag uns, das ist nicht nur mein inniger Wunsch, sondern auch meine feste Überzeugung, vom Liede selbst eine sittliche Erneuerung, eine Auferstehung des Gemütslebens kommen. Aus dem Wunderbronnen des Volksliedes wird auch die Kunstmusik schöpfen und sich in Reinheit verjüngen müssen, wenn sie wirklich hohe Kunst sein will. Und unser armes Volk wird einst reich sein. Heia! eine neue Jugend steigt herauf . . . Immer noch und beglückt sollen spätere Geschlechter singen: „Aus der Jugendzeit klingt ein Lied . . .!“

Die deutsche Musikwerke-Industrie

VON ROBERT FELSCH

Was Erfindergeist, Idealismus und Ausdauer vermögen, lehrt die Geschichte der Musikwerke-Industrie, die sich zu einem blühenden Zweige deutschen Wirtschaftslebens entwickelt hat. Im zähen Ringen mit einem spröden Stoff ist der Mensch Sieger geblieben, denn es gelang ihm, dem Spiel selbsttätiger Instrumente die Seele oder doch einen starken Abglanz davon einzuhauchen. Von den ersten Musikwerken bis zu den modernen Schöpfungen führt ein weiter Weg.

Die Spuren der mechanischen Musik lassen sich bis ins 15. Jahrhundert zurück verfolgen; es wurden nach und nach Pfeifen- und später Saitenwerke erfunden.

Anfang der achtziger Jahre entstand in Leipzig ein neuer Zweig der Musikwerke-Industrie, dessen Erzeugnisse mit auswechselbarer Notenscheibe spielbar waren. Die Erfindung dieser Notenscheiben bildete den Auftakt zu weiteren Neuerungen. Aus der Drehorgel „Ariston" entwickelten sich die durch Federkraft angetriebenen Musikwerke „Symphonion", „Polyphon" usw.

Im Jahre 1886 konstruierte man in Leipzig den ersten Klavierspielapparat. Über einer horizontal gelagerten befilzten Walze waren zunächst 36, später 61 Gleitschuhe angeordnet, die mit ihr in Reibung gerieten, sobald der Clavis in das Loch der Note einfiel, wodurch der Tastenanschlag erfolgte. Dieser zunächst als Vorstellapparat konstruierte „Klavierspieler" wurde sehr bald auch in das Klavier eingebaut und mit elektrischem Antrieb versehen, und so entstand im Jahre 1889 das erste elektrische Klavier.

Allmählich wurde das mechanische durch das pneumatische System abgelöst. Erst die Schmiegsamkeit und beliebig regulierbare Spannkraft der Luft ermöglichten einen weichen, natürlichen Tastenanschlag; allerdings bedurfte es zur Erreichung weitgesteckter künstlerischer Ziele einer Reihe von Vorrichtungen zur Drosselung der Luft, um alle Anschlagsgrade vom fortissimo bis pianissimo erschöpfen zu können. — Die Grundlage der heutigen Klavierspielinstrumente ist die geteilte Windlade zur gesonderten Schattierung von Baß und Diskant im Sinne der beiden Hände des Pianisten, der Melodie und Begleitung gesondert schattiert. Diese aus dem Jahre 1901 stammende Erfindung hatte bei der „Phonola" zum ersten Male Anwendung gefunden. Von großer Bedeutung ist auch die Erfindung (Welte, Freiburg), das Klavierspiel erster Künstler durch einen dazu besonders konstruierten Apparat aufzunehmen und auf Notenrollen, die sogenannten Künstlernotenrollen, zu übertragen. Das Spiel wird Ton für Ton, einschließlich aller Anschlagsnuancen, metrischer Verschiebungen und der besonderen Eigenart des betreffenden Künstlers festgehalten und reproduziert. Im Gegensatz zu dem früheren Notensystem, das eine begrenzte zeichnerische Übertragung gedruckter Notenzeichen darstellt, wird mittels der Künstlernoten der natürliche, gefühlswarme Anschlag wiedergegeben, dem Spiele Leben und Seele verliehen und alles Mechanische abgestreift. Künstler und Techniker gehen damit Hand in Hand, und dieser Verbindung ist der künstlerische Hochstand der heutigen Musikwerke-Industrie nicht zuletzt zu danken.

Ihr Schaffensgebiet sind Klavier-, Violin-, Harmonium- und Orgelspielinstrumente sowie Orchestrions, nebst den für alle diese Instrumente erforderlichen Notenrollen. Für die Hausmusik unterschied man bisher Klavierspielinstrumente zum Treten (Phonola, Ducanola, Estrella usw.) und solche zur vollkommen selbsttätigen Wiedergabe des Urspiels erster Meister, also ohne persönliches Zutun, lediglich durch Antrieb eines Elektromotors (Mignon, Dea, Duca usw.). Die neueste Klasse sind die sogenannten Kombinationsinstrumente, z. B. Tri-Phonola, Ducartist usw., die alle bei einem Tasteninstrument denkbaren Spielmöglichkeiten bieten, also persönliches Spiel durch Treten, selbsttätiges Spiel und Beeinflussung des selbsttätigen Spieles durch Handhabung von Hebeln.

Die zweite Gruppe bilden die sogenannten elektrischen Klaviere und Orchestrions, die an öffentlichen Gast- und Vergnügungsstellen, neuerdings auch immer häufiger in Lichtbildtheatern anzutreffen sind. Es gibt Kinospezialinstrumente (Pan), die zufolge patentierter Vorrichtungen die Musik in jedem Augenblicke pausenlos wechseln und durch Natürlichkeit des Spiels und Wohlklang künstlerische Ansprüche befriedigen.

Die deutsche Musikindustrie hat ihren Sitz in Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Weimar, Gera, Freiburg i. Br. und im badischen Schwarzwalde. Sie verfügt, abgesehen von einem hervorragend durchgebildeten Arbeiterstamm, über einen Stab fachlicher, technische und musikalische Kenntnisse vereinender Mitarbeiter, die sie befähigen, den schwierigen Aufgaben ihres Berufes gerecht zu werden. Deutsche Männer waren es, die das Orchestrion, das selbstspielende Klavier, die selbstspielende Geige und die Künstlernotenrollen schufen, und die in der Pneumatik sowie im Klavierspiel-Instrumentenbau Pionierarbeit geleistet und an der heutigen künstlerischen Höhe der Instrumente hervorragenden Anteil haben.

Unter dem Eindruck der steigenden musikalischen Leistungen hat sich in der allgemeinen Beurteilung der mechanischen Musikinstrumente allmählich eine Wandlung vollzogen. Selbst kritische Hörer können an einem modernen selbstspielenden Kunstwerke absolut nichts „Mechanisches" entdecken und lassen es gelten, um so mehr als es ja nicht der Zweck selbstspielender Instrumente ist, z. B. die Erlernung des Klavierspieles überflüssig zu machen. Im Gegenteil, es zeigt sich überall der günstige Einfluß der Klavierspielinstrumente auf die Lernenden, deren Ohr rechtzeitig nicht nur an Musik schlechthin, sondern an gute Musik gewöhnt wird; insofern ist das Klavierspielinstrument nicht der Gegner, sondern der Bundesgenosse des Klavierlehrers. Aber allen denjenigen, die in der Jugend die Erlernung eines Musikinstrumentes versäumten, machen die selbstspielenden Musikinstrumente den reichen Schatz unserer unvergänglichen Musikschöpfungen zugänglich und sind ihnen ein immerwährender Quell der Freude und des Genusses.



Musikalische Wunderkinder

VON PROF. KARL SÖHLE

Musikalische Wunderkinder, wie man sie heute kennt, sind keine Seltenheit, die gab's schon immer. Leider, möchte man seufzend hinzufügen. Sie waren ja eigentlich alle welche, die späteren Wundermänner der Musik: unsere großen Meister. Aus Musikerfamilien zumeist stammend, war schon dadurch der ganzen Einstellung und Entwicklung ihrer Begabung der Weg gewiesen. Und so waren sie gewissermaßen wie die Pflänzlein aus Wurzelvermehrung, auch musikalisch hübsch gedeihsam im Schoße der Familie.

Wahrhaftige Wunder waren sie, die Bach, Beethoven, Mozart, um mit diesen erlauchten Namen gleich überhaupt die drei größten Wundermänner der Musik herauszugreifen. Wenn man an ihre Abstammung und Entwicklung denkt, immer wieder drängt sich einem da auf das alte Problem der Erblichkeit künstlerischer Begabung. Stammen doch fast alle unsere großen Schöpferischen bis auf Richard Strauß aus Musikerfamilien, oder doch wenigstens aus Familien, beherrscht von großer Musik- und Kunstliebe. Die Ausnahmen, Händel z. B., Gluck, Schumann, Wagner bestätigen schließlich nur die Regel.



Hofmusikus Beethoven im Alter von 16 Jahren

Ja, das Problem der Erblichkeit! Sebastian Bach! Seine Vorfahren waren durch fünf Generationen die besten Musiker Thüringens. In allen Kantoreien und Stadtpfeifereien saßen sie da. Man nannte deshalb in ganz Thüringen die Musikanten kurzweg „die Bache“, auch noch als das Geschlecht bereits ausgestorben war und gar kein richtiger Bach mehr darunter war. Gewiß war auch der stolze Gipfel des Geschlechts, Johann Sebastian, ein musikalisches Wunderkind. Es fehlen nur leider die Zeugnisse dafür, man weiß von dem früh verwaisten Kinde und seiner Entwicklung zu wenig Verbürgtes.

Das größte, das volkstümlichste Beispiel musikalischer Wunderbegabung aber bleibt wohl in alle Ewigkeit Mozart. Wie er so unerhört früh und schnell sich entwickelte, zum Staunen von fast ganz Europa, unter der zielbewußten musikalischen Erziehung, die sein Vater ihm angedeihen ließ, Leopold Mozart, der alte salzburgische Vizekapellmeister. Mozart war ein stetig gesteigertes Wunder, von den ersten Kompositionsleistungen des fünfjährigen Knaben bis zu seinem jammervoll vorschnellen Verglühen in Werken wie der „Zauberflöte“, dem Requiem. Was die Natur hier hervorgebracht hatte in einer ihrer verschwenderischsten Launen, und was sie fast fieberhaft sich auswirken ließ, das aufzuhalten, zurückzudrängen war unmöglich, und darüber darf man auch seinem Vater keine Vorwürfe machen. Schon gleich das ungeheuere musikalische Gedächtnis des Knaben! Er spielt alles sofort nach, was er gehört hat. Sogar vielstimmige Chorwerke hält er im Geiste fest und bringt sie zu Papier. Das „Miserere“ in der Peterskirche in Rom. Sein unglaubliches Gehör! Tonunterschiede bis zu halben Vierteltönen kann das Kind nach Angabe glaubwürdiger Zeugen aus dem Gedächtnis später feststellen. Und so begannen denn im Jahre 1762 die Konzertreisen. In München zunächst. Darauf spielten die Kinder, der sechsjährige Wolfgang und seine um fünf Jahre ältere, ebenfalls hochbegabte Schwester Maria Anna, das Nannerl, in Wien bei Hofe zum allgemeinen Entzücken. Paris folgte, durch Belgien ging's, durch Holland, England — alsbald standen die Mozarts in ganz Europa im Mittelpunkt des musikalischen Interesses. Ungeheuer waren die Erfolge im Musiklande Italien, sie glichen einem Triumphzug. Aber bekanntlich blieben bei Mozart immer nur die Ehren groß, die pekuniären Erfolge dagegen gering, und den man als Wunderkind überall vergötert hatte, ließ man später wie zum Hohn darauf als Wundermann verhungern.

Beethoven blieb als Wunderkind glücklicherweise durch das Eingreifen einflußreicher Verehrer davor bewahrt, nach Mozartschem Muster in der Welt herumzureisen, und er konnte sich stetiger entwickeln. Sehr zum Verdruß seines dem Trunke ergebenen schlimmen Vaters. Man weiß nur von einer größeren Kunstreise durch Holland, und bekanntlich machte der Vater ihn dabei in den Reklamen jünger, wie das ja im Wunderkinderwesen auch heute noch so üblich ist. Beethoven war dadurch später über sein eigentliches Alter sich selber nicht ganz im klaren.

Auch Mendelssohn war ein Wunderkind von erstaunlicher Frühreife. Schon mit siebzehn Jahren schuf er sein bestes Werk: die Musik zum „Sommernachtstraum“. Johannes Brahms blieb durch seinen Lehrer Cossel davor bewahrt, als Wunderkind ausgebeutet zu werden.

Ich sprach bis jetzt nur von denjenigen musikalischen Wunderkindern, die zu großen Schaffenden sich entwickelten. Um hier aber auch noch in die Gegenwart einen Blick zu werfen: an den jungen Korngold in Wien will ich erinnern. Er erlernte das Komponieren erstaunlich früh, ganz mendelssohnmäßig. Es wird ihm offenbar fabelhaft leicht, und so schreibt er jetzt Opern, eine nach der anderen. Von dauernden Erfolgen hat man allerdings bis jetzt noch nichts gehört.



Der junge Händel. Nach einem Gemälde von Margarete J. Dicksee. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Überblickt man die Reihen der ausübenden Musiker, die als Wunderkinder Aufsehen erregten, wahrlich, wo da anfangen, wo aufhören?! Unter den Klavierwundern verdient

selbstverständlich Franz Liszt den Ehrenplatz, der allerdings auch als Schaffender eine große, wenn auch vielfach arg überschätzte Bedeutung hat. Und neben ihm als die größte Klavierspielerin Clara Schumann; auch sie hatte eine wunderkindermäßige Entwicklung. An Eugen d'Albert sei noch erinnert. Der unvergleichliche Klavierspieler, der er war, und der findige Komponist zumeist blutrünstiger Opern in allen Stilarten, der er heute ist. Und nun die große Schar der geigenden Wunderkinder, um Joseph Joachim herum, den Geigerkönig. Nur noch Bronislav Hubermann will ich hier herausgreifen, Joachims besten Schüler, den wunderbaren Geiger, der hat allerdings gehalten, was man sich von ihm versprach. Wie viele aber haben später enttäuscht.

Hm, die Wunderkinder, nun die Kehrseite. Ihre Entwicklung geht in den weitaus meisten Fällen leider immer nur bis zum Eintritt der Pubertät. Da verlöschen sie wie eine an beiden Enden angezündete und schnell heruntergebrannte Kerze. Die Natur läßt eben nicht mit sich spotten, läßt sich keinen Zwang antun in keiner Weise. Ach Gott, mir wird immer weh ums Herz, wenn ich so ein allerneuestes, zurechtgemachtes Wunderkind sehe, in Kniehöschen und mit blonden oder braunen Locken, womöglich mit der „Appassionata" oder mit der „Chaconne", oder gar den Taktstock schwingend zu irgend so einer eigenen Komposition mit vielen streichenden und blasenden Instrumenten und Schlagzeug. Gottlob, daß ich in Mailand nicht mit dabei war! Denn ach, es ist schon so: in den meisten Fällen sind diese musikalischen Wunderkinder doch nur unglückselige Züchtungsprodukte, aus Eitelkeit, wie aber auch aus Geldgier ihrer Eltern. Man hört meistens später nichts mehr von ihnen, auch wenn die Anfänge noch so glänzend waren. Wie viele Beispiele ließen sich da erbringen! Man kennt es ja, dieses entsetzliche Züchten von Wunderkindern. Das Schlimmste, meine ich, bleibt dabei aber doch, wenn so ein junges musikalisches Talent statt auf Instrumentenspiel gleich aufs Komponieren hin herangezüchtet wird. Womöglich gleich aufs Komponieren von Opern im Wagner- oder Strauß- oder gar Schönberg-Stil. Es kommt vor. Jawohl! Wenn man so einen Sechs- oder Siebenjährigen an der Seite seines von seiner Altklugheit beglückten Vaters im Opernhause sitzen sieht, im „Tristan" oder in der „Salome" und mit der Partitur vor der Nase — oder vielmehr dem Näschen: oh, wie wird einem da! Wehe, ich sah's einmal! Ganz so der Bub in seinem Gebaren wie ein Großer, Ausgelernter und Siebengescheiter, wie ein bereits Gewappneter zu epochemachenden, alles Dagewesene übertreffenden Taten. So ein unglückseliges Kind, betrogen um den Himmel auf Erden: um sein Jungenparadies. Im Theaterlicht abends, statt im Sonnenschein tagsüber sich herumzutummeln in Wald und Wiese und Feld, um beizeiten abends auszuschlafen, um auf natürliche und richtige Weise Herz und Sinne zu erfüllen mit dem Schönsten im Leben, dem einzig Wahren: mit den Wundern der Natur. Denn nur aus der Natur, aus dem Leben selber vermag eine echte künstlerische Begabung den Fundus zu gewinnen für ein ersprießliches, späteres Schaffen. Aus dem Blute muß es kommen, eine Herzensangelegenheit muß sie sein, die Kunst, die Musik zumal. Darum heraus mit so einem begabten Kinde aus der Theaterluft in die Lebensluft.



W. A. Mozart als sechsjähriger Knabe im Galakleide.
Mit Genehmigung der internationalen Stiftung „Mozarteum".

Knabe Mozart in Schönbrunn

VON FRANZ KARL GINZKEY

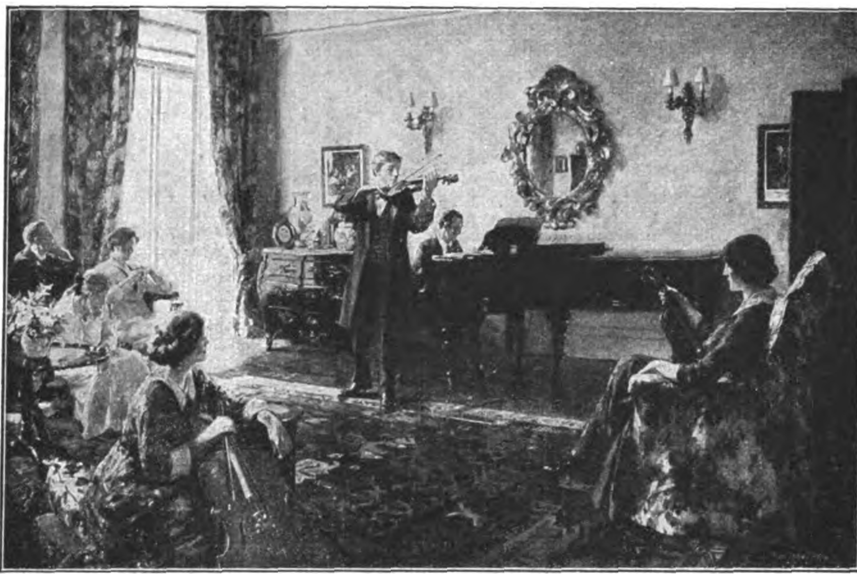
Ihm singen Engelscharen,
Mit ihm sind Cherubim,
Es will sich offenbaren
Gottseligstes in ihm.
Ihm folgt der Geist der Töne
In Demut unverwandt.
In Paradiesesschöne
Erstrahlt sein Kinderland.

Dieweil ihn so umfangen
Unsterblichkeit zumal,
Wie soll dem Knaben bangen
Im kaiserlichen Saal?
Von Kerzenglanz umsponnen,
Umringt von Frohgebraus,
Läßt rauschen er den Bronnen
Als wär's in Vaters Haus.

Wie tummeln sich die Geister
In unerhörtem Tanz.
„Glückauf, du Hexenmeister!"
Ruft lachend Kaiser Franz.
Klein-Wolfgang mag's gewahren,
Doch wogt kein Stolz in ihm,
Ihm singen Engelscharen,
Mit ihm sind Cherubim.

Und als er jubelnd endet,
Umbraust ihn viel Gewinn:
Ein huldvoll Lächeln spendet
Ihm die Frau Kaiserin.
Da springt er ohne Bangen
Ihr auf den Schoß geschwind,
Küßt sie auf beide Wangen
Und ist nur noch ein Kind.

Aus einem in der Wila-Verlags-A.-G. in Wien erschienenen, reizvoll ausgestatteten Buch „Balladen aus dem alten Wien". Unser Mitarbeiter Franz Karl Ginzkey erweist sich durch diese Sammlung als ein Meister der Ballade. Wer wird, von ihm geführt, nicht gerne durch das liebenswürdige und liebenswerte alte Wien wandeln.



Ein Geigensolo. Nach einem Gemälde von Richard Jack.

Klavier, Streichinstrumente und Harmonium

VON PROF. MAX CHOP, BERLIN

Führt man den Ursprung des Klaviers, des gebräuchlichsten und beliebtesten Haus- wie Konzertinstruments, auf Monochord, den „Einsaiter“, das älteste Instrument zur mathematischen Bestimmung musikalischer Tonverhältnisse, zurück, so können wir vom grauen Altertume als die Wiege sprechen. Schon bei den Griechen (Pythagoras) war das Monochord gebräuchlich. Aus ihm entwickelte sich im späten Mittelalter das Klavichord, ähnlich dem Tafelklavier mit doppelchörigem Saitenbezug. Neben ihm tauchte das Klavizimbal, ein, wie sein Name besagt, hackbrettartiges Instrument mit Klaviatur und dreieckigem Kasten, auf. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts bezeichnete man allgemein das Klavichord mit dem Namen „Klavier“. Aus dem Klavizimbal entwickelte sich über das Spinett hinweg der Flügel. Der unmittelbare Vorläufer unseres heutigen Pianinos war das schon im Beginn des 16. Jahrhunderts auftauchende Clavicytherium, das bis in das 17. Jahrhundert hinein sich großer Beliebtheit erfreute. Die eigentliche Zeit des Aufblühens des Klaviers beginnt mit der Erfindung der Hammermechanik (an Stelle des Kiels) durch Cristofori, 1711. Der belederte Hammer, seine Auslösung durch Federdruck und die Dämpfervorrichtung für jede Taste bildeten das Wichtigste dieser neuen Struktur. Unter den bedeutenden Verbesserern der Methode mag der zu Bachs Zeiten lebende Gottfried Silbermann in Freiburg an erster Stelle genannt sein. Erard in Paris fügte der einfachen die doppelte Auslösung hinzu (Repetitionsmechanik). So entstanden aus den primitiven Anfängen in langsamem Fortschritt unsere heutigen Pianinos und Flügel, deren Technik wie Klangfülle und Schönheit des Tons schlechthin nicht zu übertreffen sind. Pioniere des kunstvollen Ausbaus wurden in Deutschland Bechstein-Berlin, Blüthner-Leipzig, Ibach-Barmen, Steinweg-Braunschweig; Schwechten, Schiedmayer, Perdux, Steingräber, Feurich schlossen sich an. In Österreich war es Bösendorfer, in Paris Erard, in Amerika Steinway und Chickering, die durch ihre prächtigen Instrumente die Konkurrenz auf dem Weltmarkt aufnehmen konnten. Versuche der Spieltechnikabänderung durch Janko, der eine terrassenförmige Anordnung der Tastatur erfand und dadurch leichtere Bewältigung der Oktavenläufer und des Kadenzenwerks erstrebte — durch Clutsam, der vom Grundsatz strahlenförmiger Anordnung der Tasten ausging, sind experimentelle Dinge geblieben, sie vermochten keinerlei einschneidende Veränderung des Systems zu erwirken. Wohl aber dürfte die in neuester Zeit durch Grotrian Steinweg eingeführte Hansensche Herstellung des aus homogenen Holzarten zusammengesetzten Resonanzbodens bemerkenswert sein. Ihre Bedeutung liegt klar zutage. Man hat dabei von den italienischen Geigenbaumeistern viel gelernt, die ganz genau wußten, daß die innere Gleichwertigkeit des Holzes, bei welcher der Elastizitätskonfizient eine entscheidende Rolle spielt, von höchster Bedeutung für die Resonanz und Tonfülle der Instrumente ist. Bisher war die Auswahl der homogenen Hölzer dem aus langjähriger Praxis abgeleiteten Gutachten der Spezialarbeiter überlassen worden. Die wissenschaftlich exakte Nachprüfung im Laboratorium ergab nun Differenzen um hohe Prozentziffern. Darum überwies man das Sortieren nach Qualität dem Physiker bzw. Chemiker, der auf dem Wege eines minutiös funktionierenden Verfahrens imstande war, die Homogenität bis auf unwesentliche Schwankungen festzustellen. Die neue Methode hat sich als zuverlässig erwiesen. Sie gewährleistet mit starker Sicherheit die Herstellung gleichwertiger Instrumente, die, je nach Vorliebe für bestimmte Tonqualitäten einem bestimmten Modell nachgebaut werden können.

Die Streichinstrumente, unter denen die Violine als beliebtestes der Gattung hervorragt, blicken auf ein weit kürzeres Lebensalter zurück — selbst wenn wir die mit Saiten bespannten, unbehilflichen Instrumente der morgenländischen Völker mit einrechnen. Die Dinge liegen hier insofern eigenartig, als die Blütezeit im besonderen des Geigenbaues unter den Cremoneser Violinbauern um mehr als zwei Jahrhunderte zurückdatiert. Während das

Klavier (auch die Orgel) bis zur Gegenwart immer weiter vervollkommnet worden sind, haben die Meister des Streichinstrumentenbaus vor langen Zeiten einen Rekord geschaffen, den bis zur Gegenwart keiner wieder zu erreichen vermochte. Die älteste aus der Vierergruppe (Violine, Viola, Violoncello, Kontrabaß) ist die Viola, aus der durch Verkleinerung der Maße im 15. und 16. Jahrhundert die Violine entstand. Drei Namen sind anzuführen: Amati, Guarneri, Stradivari. Der Stammvater der berühmten Familie Amati, Andrea (1530—1611), baute neben den Violinen auch Violen verschiedener Größen. Der hervorragendste war Nicola Amati (1596—1684). Er repräsentiert den Typus der Amatigeigen am reinsten. Seine Instrumente zeichnen sich nicht so durch Größe als durch Schönheit, Seidigkeit und warme Schmiegsamkeit des Tons aus. Von der Familie Guarneri ist Giuseppe Antonio der hervorragendste. Seine während der Zeit von 1725—42 geschaffenen Geigen stehen im Wettbewerb mit den besten Stradivari-Instrumenten. Der größte Meister des Violinbaus aber war Antonio Stradivari (1644—1737), ein Schüler von Niccolo Amati. Gemeinsam mit seinen Söhnen Francesco und Omobono schenkte er der Nachwelt die Prachtstücke der unübertrefflichsten Violinen, Violen, Violoncelle und Bässe, die heute allesamt in festen Händen sind und als Kleinodien des Instrumentenbaues gelten. Neben den Italienern verdient auch der Tiroler Meister Jakob Steiner (1621–83), Schüler der Cremonser Geigenbauer, Erwähnung. Er gehörte zu den bedauernswerten Genies, die erst sterben mußten, um Weltruf zu erlangen. Tragisch mutet es an, wenn wir lesen, daß er seine schönsten Instrumente für sechs Gulden zu verkaufen gezwungen war, um das Leben zu fristen, während man heute Millionen für sie bezahlt.

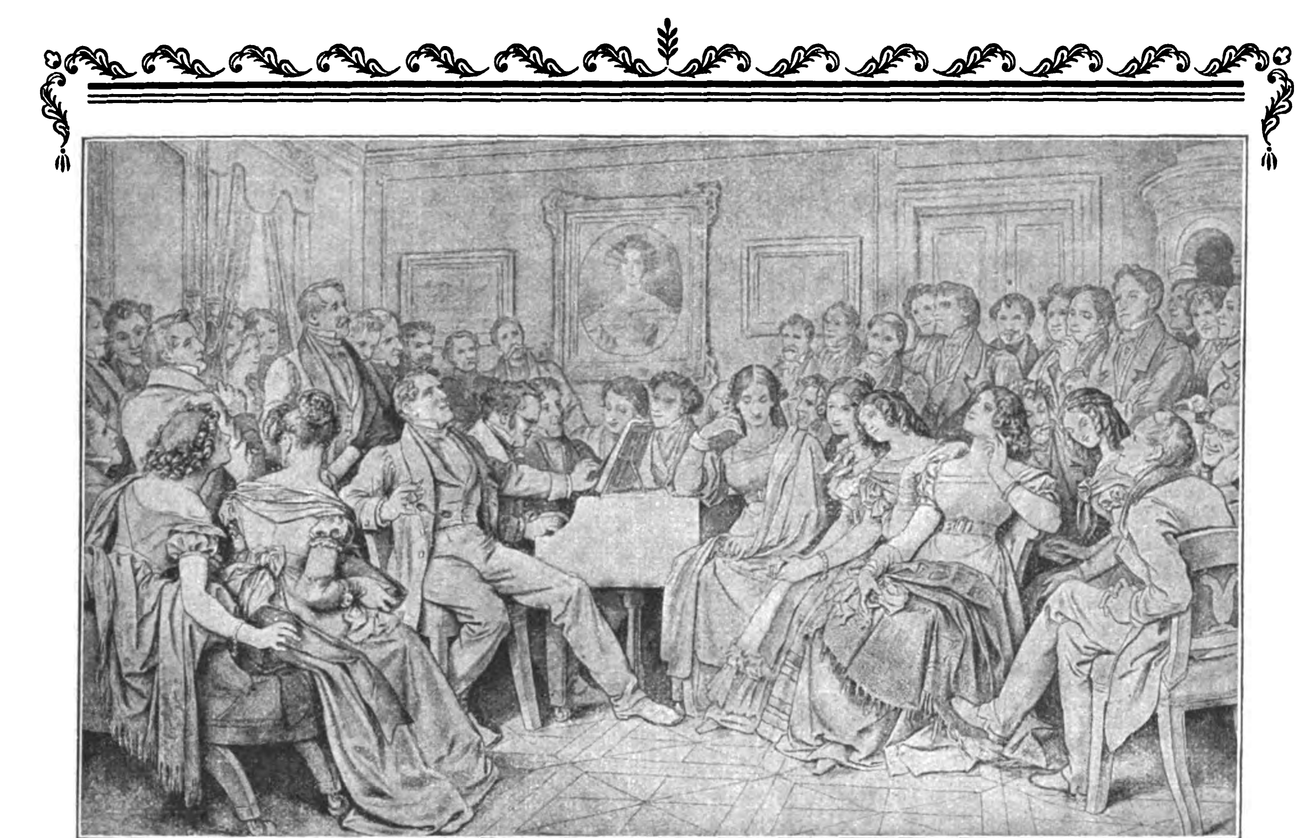


Beethovens Flügel. Das Instrument befindet sich in Beethovens Geburtshaus in Bonn. Es stammt aus der letzten Lebenszeit Beethovens und wurde nach den genauen Angaben Beethovens von dem Wiener Instrumentenbauer Konrad Graff für den Meister gefertigt und von ihm in Wien benutzt.

Was das Harmonium, unsere sogenannte Hausorgel, anlangt, so ist es ein in verhältnismäßig jugendlichem Alter stehendes Kind der uralten Orgel. Die Mutter stammt gleich den Vorfahren des Klaviers aus grauem Altertum, während das Kind erst um 1800 nach Christi das Licht der Welt erblickte. Der Vorgänger des Harmoniums, das Regal, hatte aufschlagende, das Harmonium hat freischwingende Zungen. Eine ganze Reihe von Verbesserungen waren darauf gerichtet, dem Klang die näselnde, sentimentale Färbung zu nehmen, auch die mangelnde rhythmische Präzision zu vermeiden. Bei diesen Bemühungen haben die Amerikaner mit Einführung der Saugluft durch die Zungen besonders Bemerkenswertes erreicht. In der Neuzeit ist der Bau guter Instrumente weit gediehen. Eine Konkurrenz für Orgel oder Klavier wird das Harmonium vorläufig nicht abgeben, denn die klangliche Eigenart, durch das Mitschwingen der Obertöne und durch Schwebungen verstärkt, wird immer nur einen engen Bereich der Wirksamkeit zulassen.

Der musikalische Mensch

Sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen weiß man manchmal nicht genau, ob sie Musikbegabung besitzen oder nicht. Die musikalische Fähigkeit läßt sich aber mit Hilfe der Psychotechnik wissenschaftlich nachweisen. Dies ist zum ersten Male von Paul Fladrich unternommen worden, der darüber in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ Näheres berichtet. Die „Musikalität“ eines Menschen stellt einen ganzen Komplex von Naturanlagen dar, deren wichtigste ein ausgesprochener Ton- und Klangsinn ist. Dieser zeigt sich in verschiedenen Fähigkeiten und muß mit Taktsinn gepaart sein. Als sonstige Eigenschaften der „Musikalität“ sind zu nennen: das Gedächtnis für Tonvorstellungen, die schnelle Auffassung nicht nur von Gehörs-, sondern auch von Gesichtseindrücken, die in dem Behalten von Notenbildern zum Ausdruck kommt, und eine kurze Reaktionszeit, die den empfangenden Sinnesreiz unmittelbar in Handlung umzusetzen vermag. Für den Musiker ist auch die körperliche Eignung wichtig. Er darf nicht zu kurzsichtig sein, um die Noten schnell zu übersehen. Das Gehör muß natürlich gut funktionieren. Besonders bei den Bläsern sind Mund, Lippenanlage, Zahnbildung und Lunge von wesentlichem Einfluß, und welch entscheidende Bedeutung die Hände für den Klavierspieler besitzen, ist bekannt. Die psychotechnischen Methoden wurden nun zum erstenmal zur Prüfung einer größeren Anzahl von Musikanwärtern für eine Orchesterschule verwendet. Als musikalische Vorprüfung ergab sich das Benennen von Tönen sowie das Nachsingen genannter Töne bei bekanntem Ausgangston, das Erfinden einer Melodie auf selbstgewählten Takt, Unterscheidung von Dur und Moll, Ergänzung von zwei Tönen mit einem dritten zu Dur- und Molldreiklängen, Auflösung von Dissonanzen u. a. m. Die rhythmische Fähigkeit wurde durch Mit- bzw. Nachklopfen gleicher Zählzeiten geprüft. Die Unterscheidungsfähigkeit in bezug auf Tonhöhen und Akkordklänge wurde festgestellt. Die Reaktionsweise wurde durch einen Versuch beobachtet, bei dem ein fallender Stab rechtzeitig aufgehalten werden mußte. Da auch die Ausführung verschiedener gleichzeitiger Bewegungsformen für den Musiker notwendig ist, mußte der Prüfling nach dem Takt eines Metronoms gleichzeitig mit der linken Hand eine Gerade und mit der rechten einen Kreis beschreiben unter lautem Zählen von 1 bis 20, während die Nachbarn laute andere Zahlen zählten. Weitere Versuche mit einfachen Apparaten ließen Rückschlüsse auf die Gelenkigkeit der Hände und Finger zu.



Ein Schubert-Abend in Wien. Nach einem Gemälde von Moritz v. Schwind.

Hohe Gönner und berühmte Verleger

VON DR. WILHELM HITZIG, LEIPZIG

Die Geschichte der Musik bringt in allen Zeiten Belege dafür, daß Musik und Musiker nicht weniger als die anderen Künste einen wesentlichen Anstoß in ihrer fortschreitenden Entwicklung der verständnisvollen Förderung durch die Regierenden und andere hochgestellte Liebhaber und Gönner zu verdanken haben. Dies waren also „Dilettanten" im schönen und eigentlichen Sinne des heute mit einem etwas peinlichen Beigeschmack behafteten Wortes, wirkliche Liebhaber und Kenner der Musik, wie sie noch im Wien zu Zeiten Beethovens eine überaus wichtige und durchaus aktive Rolle spielten.

Vielleicht eines der frühsten und schönsten Beispiele für ein verständnisvolles und großartiges Mäzenatentum in der Musik ist die Rolle, die der kunstsinnige Herzog Albert V. von Bayern dem großen Orlando di Lasso gegenüber gespielt hat. Dieser wurde des Herzogs Kapellmeister und von ihm und seiner Gemahlin mit Ehren und Gunsterweisungen aller Art geradezu überhäuft, mit Haus und Hof beschenkt und in jeder Weise so gefördert, wie es dieser „Fürst unter den Musikern" verdient hat. Kaiser Maximilian schenkte ihm den deutschen Reichsadel, Papst Gregor schmückte ihn mit seinem Orden und auch bei Karl IX. von Frankreich stand er in hoher Gunst. Dem Wohlwollen des Papstes Marcellus verdanken wir eines der schönsten Werke der italienischen Tonschule: Palestrinas Missa Papae Marcelli. Und über die Florentiner Adelsgesellschaft um Johann Bardi, aus der um 1580 die Anfänge der Monodie und Oper herausgewachsen sind, führt ein glänzender Zug hoher Gönner uns im Laufe der Geschichte bis an den Hof des Großen Friedrich in Potsdam und zu seiner Schwester Anna Amalia, und bekannt ist der Einfluß, den Leibnizens Freundin, die Kurfürstin Sophie Charlotte, auf das Musikleben ihrer Zeit und nicht zuletzt auch auf Händels Würdigung gehabt hat. Der Verehrung Friedrichs des Großen für J. S. Bach verdanken wir das „Musikalische Opfer", dessen musikalisches Hauptthema der König selbst Bach gegeben hat.

Wie aber wäre die Lebensgeschichte Joseph Haydns losgelöst zu denken von dem Namen der Fürsten Esterhazy, in deren Dienst er ein Menschenalter stand, so daß die Musikgeschichte mit Recht von einer Esterhazyepoche bei Haydn redet, im Gegensatz zu der in England verbrachten Lebensspanne! Nikolaus Esterhazy gab Haydn die Möglichkeit eines sorgenlosen Arbeitens und die Umgebung, die die Stimmung in Haydn erzeugte, die wir als Grundzug seiner Produktion erkennen: die Heiterkeit, Anmut und beschauliche Würde, wie sie am schönsten und erhabensten aus seinen Oratorien, der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten" uns heute noch entgegentreten. Von Beethoven aber schreibt Richard Wagner, dessen Leben durch den König Ludwig von Bayern selbst seine entscheidende Wendung erhielt: „Wirklich geschah es zum ersten Male im Leben eines Musikers, daß einige wohlwollende Hochgestellte sich dazu verpflichteten, Beethoven in dem verlangten Sinne unabhängig zu machen," indem sie dafür sorgten, daß er „unbekümmert um alle Welt für sich arbeiten könne". Diese Worte Wagners beziehen sich auf die Tatsache, daß im Jahre 1809 für Beethoven eine sehr wichtige Verbesserung seiner äußeren Lage dadurch eintrat, daß seine hohen Gönner, der Erzherzog Rudolf, sein Schüler, der Fürst Lobkowitz und Fürst

Kinsky sich verbanden und ihm vertragsmäßig ein Jahreseinkommen von 4000 Gulden zur Verfügung stellten mit der einzigen Bedingung, daß er in Österreich verbleibe. Veranlaßt war dieser Schritt durch ein Angebot König Jeromes von Westfalen an Beethoven, in seine Dienste zu treten, ein Angebot, das Beethoven an sich gerne angenommen hätte. Dadurch, daß die drei hohen Gönner taten, „was die Ehre der Kaiserstadt erheischte", blieb Beethoven Wien damals erhalten. So schwer es ihm allezeit fiel, sich dem „Hofdienst" zu fügen, so beweisen doch die Widmungen seiner Werke die fortdauernde nahe Beziehung, die er bis zu seinem Lebensende zum hohen Adel Wiens gepflegt hat. Daß Beethoven trotz aller hohen Freunde und Gönner ein Mann der Schmerzen geblieben ist, hat innere und äußere Gründe gehabt und lag vor allem in seiner Persönlichkeit selbst tiefinnerlich begründet. Aber auch die Herrscher des österreichischen Kaiserstaates selbst dürfen nicht ungenannt bleiben bei der kurzen Aufzählung der Wiener Mäzene; im Leben Mozarts haben sie freilich eine geringe Rolle gespielt, wie diesem herrlichsten unter den Musikern überhaupt fast keinerlei äußere Hilfe in seinem kurzen Leben zuteil ward.

Erfreute sich Richard Wagner der Freundschaft des Königs Ludwig, so verdankten Hans v. Bülow und Franz Liszt einen großen Teil ihrer künstlerischen Wirkungsmöglichkeit dem Herzog von Meiningen und dem Großherzog von Weimar.

Das Verdienst hoher Gönner an dem Zustandekommen der Kunstwerke ist nicht zu bestreiten; andererseits war bis zur Erfindung des Notendrucks und -stichs die Kenntnis musikalischer Werke im wesentlichen auf den immerhin kleinen Kreis der Höfe und der Fachmusiker beschränkt, von einer allgemeinen Verbreitung und Aufnahmemöglichkeit in den weitesten Kreisen der Nation konnte kaum eine Rede sein. Die Kompositionen wurden bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts handschriftlich verbreitet.

Dieser Zustand änderte sich in dem Augenblick, wo die Männer sich mit der Verbreitung der Kompositionen der Meister befaßten, deren Namen als berühmte Verleger von der Musikgeschichte aufbewahrt werden und den Musiktreibenden fast alle lieb und wohlbekannt sind.

Der eigentliche Begründer eines Musikverlags in unserem Sinne und dem der Beiname „berühmt" wohl zuerst zukommt, war Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (1719—94). Der Musikwissenschaft und besonders der Notationskunde ist er durch seine Erfindung des Notentypendrucks eine bedeutsame Erscheinung geworden, aber auch der Buchverlag und der Musikalienhandel verdanken seinem Genie ihren eigentlichen Aufschwung. Durch den um 1795 erfolgten Eintritt Gottfried Christoph Härtels, eines gleichfalls in jeder Hinsicht bedeutenden Mannes, erhielt die Firma ihren heute noch bestehenden und glänzenden Namen, der in der Hauptsache begründet ist auf der Herausgabe der monumentalen, kritischen Gesamtausgaben der Werke der großen Meister. Die Firma wird heute von Dr. Ludwig Volkmann (seit 1896) und Dr. Hellmuth v. Hase als Inhabern im Geiste der edeln und gelehrten Begründer mit dem alten Erfolg geleitet.

Gleichfalls berühmte Leipziger Musikverleger treten uns entgegen, wenn wir die Namen Carl Friedrich Peters und Anton Hoffmeisters nennen; wer unter den Musikausübenden kennt nicht die schönen Ausgaben der „Edition Peters"? Die 1893 errichtete „Musikbibliothek Peters", eine der Forschung und wissenschaftlichen Arbeit ganz unentbehrliche Bibliothek verdankt ihre Entstehung dem einstigen Inhaber der Firma: Dr. Max Abraham.

Ein weiterer hochangesehener Leipziger Musikverlag ist der von C. F. W. Siegel 1846 begründete gleichnamige Verlag, der von den Herren Carl und Richard Linnemann als Nachfolger ihres 1909 verstorbenen Vaters Richard Linnemann geleitet wird, und zwar getrennt von dem ihnen gleichfalls gehörenden Verlag Kistner, der schon 1836 diesen Namen führte.

Von nicht Leipziger Verlegern müssen hier genannt werden: die Firma B. Schott & Söhne in Mainz, 1773 von Bernhard Schott gegründet; im Hause Schott wurde zuerst die Lithographie auf den Notendruck angewendet. R. Wagners „Meistersinger", „Ring" und „Parsival" sind bei Schott zuerst verlegt worden.

Durch den Verlag der meisten Werke Brahms' bekannt geworden ist die 1790 gegründete Firma Simrock in Berlin.

Durch die Persönlichkeit seines als Musiker eine eigene Rolle in der Musikgeschichte spielenden Begründers Johann André (1784) und die Rolle seines Nachfolgers Anton André bei der Erstverlegung der Werke Mozarts ist dieser alte Offenbacher Verlag sehr wohl als ein „berühmter" zu bezeichnen.

Nennen wir noch einige zum Teil nicht mehr existierende Verlagsfirmen wie: Haslinger in Wien (durch seine Beziehungen zu Beethoven wohlbekannt), Spina ebendort, Clementi in London (der berühmte Verfasser des „Gradus ad Parnassum"), Artaria in Wien, als Verleger vieler Werke Haydns und durch seine persönlichen Beziehungen zu ihm bekannt, und Nägeli in Zürich, so haben wir wohl die berühmtesten Verleger aufgezählt. Manche wären noch zu erwähnen, alle aber haben ihre Verdienste um die Verbreitung der Musik, und tragen an ihrem Teil dazu bei, dem deutschen Volke die Güter zu erhalten und zu vermehren, die ihm kein Feind je rauben kann, weil sie, aus der deutschen Seele geboren, unsterblich sind.

Mozart-Quartett

VON HUGO SALUS

Tempel der Kunst, wie bist du, Wort, heut wahr!
Vielhundert Menschen füllen deine Halle
Und fromm begeistert sind ein Lauschen alle,
Vier Priester halten Hochamt am Altar.

Rhythmisch bewegte Luft! Wie wunderbar:
Mit ganz verschiednen Wünschen kamt ihr alle,
Mann, Weib, Greis, Jugend; jetzt dem schönen Schalle
Beut dürstend ihr die gleiche Sehnsucht dar.

Ihr fühlt euch erdentrückt und atmet kaum.
Gewährt euch Seligkeit der Heilige Geist,
Daß euer Auge taubefeuchtet glänzt?

Kein Geist, doch reinste Schönheit füllt den Raum,
Wohlklang, der eure Seelen aufwärts weist,
Daß eine Rosenkette euch umkränzt . . .



Auf, hebe die funkelnde Schale

VON DR. MAX STEINITZER

Dieser schwungvoll rhythmisch daherbrausende Anfang von einem der beliebtesten Richard-Strauß-Lieder mag manches junge Menschenkind dazu anregen, sich die äußerliche Einfachheit des häuslichen Lebens durch eigenen Gesang des Kunstliedes auszuschmücken. Meist ist es ja nur mehr die Schale geistigen Genusses, die wir noch emporheben können. Und dazu finden sich die Mittel fast in jedem Bürgerhause noch von früher her. In Zeiten des Lebensmittelmangels infolge von Teuerung lernt der Organismus von selbst den Nahrungsstoff weitgehender auszunutzen; das muß auch auf diesem geistigen Gebiete die Richtlinie sein. In unzähligen Familien dient von einem kleinen Stoße von „Liederalbums", wie Schubert I und II, Schumann, Mendelssohn, Franz, seit Generationen ein jeder Band nur sozusagen als „Vehikel" für ein halbes oder viertel (!) Dutzend von Liedern, die man vielleicht zufällig in Konzert oder Gesellschaft hat singen hören und dadurch angeregt, selber vorgenommen hat. Die übrigen hat der oder die Singende (Frauen sind noch konservativer) hundertmal beim Aufschlagen jener Lieblingsgesänge erblickt, ohne vielleicht in Jahren ein einziges durchzuspielen oder gar es mit dem Singen zu versuchen. Oft erweist sich dieses gewohnheitsmäßige Umgehen alles Neuen als grobes Vorurteil; die allermeisten Lieder unserer Großen, zu denen später auch Brahms kam, können jedem, der anfangs selbst widerstrebend versucht, sich in sie einzuleben, zum wahren Freunde fürs Leben werden, dessen Gesellschaft über zahllose Stunden der heute ach so vielfachen Unerfreulichkeit des Lebens in reinere Sphären hebt.

Es ist nichts weniger als die ganze reiche Welt deutscher lyrischer Dichtung, die uns durch das deutsche Kunstlied erschlossen wird. Einzelne große Liedermeister, wie besonders Schubert und Brahms, hatten die ans Wunderbare grenzende Gabe, auch aus dem in Form und Ausdruck hilflosesten Gedicht, das wir, hätte es nicht ein Klassiker des Liedes vertont, achtlos oder ärgerlich verblättern würden, den tieferen echten Gefühlskern herauszukennen. Der Ernst und die Formschönheit, mit der sie auch solche Gebilde in Musik setzten, zwingt den Singenden förmlich, den Weg des Großen nachzugehen. So wird, wer singt, nicht bei den nach Inhalt und Form vollendeten „Blendern" der Lyrik stehenbleiben, sondern manch tiefen Blick in menschliches Empfinden tun, der ihm ohne die Musik verschlossen bleibt. Sein literarischer und seelischer Feinsinn wird geschärft.

Um so zu singen, daß es nicht nur beim eigenen Empfinden bleibt, sondern auch dem Hörer einen Begriff davon übermittelt, gehört freilich auch das richtige Verständnis in Auffassung und Ausführung. Manche sehen ein besonderes Vortragsstudium für überflüssig an. Sie meinen, den Vortrag habe ja der Tonsetzer durch die Art der Vertonung schon festgelegt. Andere denken überhaupt — nichts; in beiden Fällen hält man das richtige Absingen der Noten, allenfalls mit Beachtung der „Vortragszeichen" für genügend — versteht sich, daß man zwischen fröhlichen und traurigen Texten unterscheidet. In Wahrheit gibt aber das, wenn auch genau befolgte, Notenbild allein in der Mehrzahl der Fälle kaum eine Umrißskizze des geforderten Ausdrucks; dazu ist der Gefühlsgehalt der deutschen Lyrik denn doch zu vielgestaltig.

Zum entsprechenden und damit zugleich zum natürlich wirkenden Ausdruck eines Liedes zu kommen, gibt es für den Laien wie für den Künstler meist nur einen Weg, den Text, zuerst und zwischendurch, ohne die Musik



Phantasien. Nach einer Kunstphotographie von H. Hoffmann.

zu sprechen, das heißt zu „deklamieren". Merkwürdigerweise „genieren" sich viele, sogar Erwachsene, und selbst wenn sie allein sind, dabei viel mehr als beim Singen. Für die Noten, die sie ja nach fremder Angabe bringen, scheinen sie sich weniger verantwortlich zu fühlen, als für die als unmittelbarerer persönlich empfundene Aussprache des bloßen Wortes. Bei diesem Laut- und Ausdrucksvoll-Lesen bemerken erst viele sonst ganz sorglos Singende zunächst die Schwierigkeit, einen Text auch nur grammatikalisch streng sinngemäß zu betonen, um dann die viel größere, die des angemessenen Gefühls- und Stimmungsausdrucks, noch vor sich zu sehen.

Dies führt ganz von selbst auf ein weiteres Gebiet häuslicher Kunstpflege. Sehr häufig ergibt sich bei Organprüfungen, daß jemand auffällig angenehme und tragfähige Stimmittel besitzt, aber nur im Umfang der sehr wenigen Töne seiner natürlichen Sprechhöhe. Dann ist's nichts mit dem Natur- oder Kunstgesang, der doch mindestens anderthalb Oktaven fordert. Aber leider denken die allerwenigsten an die Möglichkeit, sich rein deklamatorisch zu betätigen und an die in den letzten Jahrzehnten reichhaltig erschienenen Melodramen-Ausgaben. In dieser von ihren Nichtkennern so oft gedankenlos absprechend beurteilten Kunstart ergibt sich Gelegenheit, die überaus reiche Modulationsmöglichkeit einer naturbeanlagten oder kunstgepflegten Sprechstimme mit dem feinen, innerlich und äußerlich tonmalerischen Vermögen des Klaviers in innigste Verbindung zu bringen. Ist die Begleitung technisch einfach, so kann man sie auch selber spielen und ist dann wenigstens der vollen Freiheit in der Behandlung des Wortes sicher. Besonders verträumte Stimmungen, Märchendichtungen, aber auch erzählende, wie Balladen, sind es, bei denen wenige Takte Musik wie mit Zauberschlag die Stimmungsgrundlage geben. Hier wird freilich, noch mehr als beim Singen, die vollkommenste Ruhe der Hörenden, selbst im kleinen Familienkreise, erforderlich. Auch die häusliche Kunstausübung darf nicht ganz in der Umwelt des Alltags untergehen.

Tschaikowsky und Brahms

AUS DEN „ERINNERUNGEN EINES MUSIKERS" VON PETER TSCHAIKOWSKY
ERSCHIENEN IN RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK NR. 6285/86

Zum ersten Male im Leben hatte ich Gelegenheit, dem berühmtesten unter den zeitgenössischen deutschen Komponisten gegenüberzustehen. Brahms ist nicht groß an Wuchs und etwas beleibt. Sein hübscher grauer Kopf erinnerte mich an einen seelensguten, ältlichen russischen Geistlichen. Für einen Deutschen charakteristische Züge hat Brahms meines Erachtens gar nicht, und mir ist es unbegreiflich, wie ein gewisser gelehrter Ethnograph (ich stütze mich dabei auf eine eigene Mitteilung des Komponisten) gerade seinen Kopf für das Titelbild eines Buches wegen seiner charakteristisch germanischen Züge wählen konnte. Eine gewisse Weichheit und sympathische Rundung der Linien, ziemlich langes, dünnes, graues Haar, gerade, freundliche Augen, ein dichter, graumelierter Bart, alles das erinnert weit eher an den Typus des echten Großrussen, wie man ihn besonders oft unter Personen geistlichen Standes antrifft. Brahms bewegte sich äußerst einfach und ungeniert, ohne allen Hochmut, und die wenigen Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verbringen durfte, haben mir eine sehr angenehme Erinnerung hinterlassen. Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, daß trotz unseres ziemlich langen beiderseitigen Aufenthaltes in Leipzig es mir nicht gelang, dem gefeierten Meister der zeitgenössischen deutschen Musik näherzutreten. Der Grund hierfür ist folgender: Wie alle meine musikalischen Freunde in Rußland schätzte ich Brahms als ehrlichen, überzeugungstreuen und energischen Musiker, aber trotz allen guten Willens kann ich seine Musik nicht lieben. Die Neigung für Brahms ist in Deutschland sehr verbreitet; es gibt eine Menge Autoren und ganze musikalische Vereinigungen, die sich dem Kultus von Brahms widmen, ihn für eine Größe allerersten Ranges halten, ja beinahe Beethoven gleichstellen. Freilich hat er auch in Deutschland Gegner, und im Auslande sind seine Schöpfungen wenig bekannt, vielleicht mit Ausnahme von London, wo dank der energischen Propaganda seines Freundes Joseph Joachim, der sich in England großer Popularität erfreut, Brahms' Größe anerkannt wird; im Gegensatze dazu hat er sich wohl nirgend so wenig eingebürgert wie in Rußland. In der Musik dieses Meisters liegt für das russische Herz etwas Trockenes, Kaltes, Nebelhaftes und Abstoßendes, von unserem Standpunkte aus fehlt Brahms jede melodische Erfindung. Der musikalische Gedanke wird bei ihm nie ganz ausgesprochen; kaum ist eine melodische Phrase angedeutet, so wird sie schon von allerhand harmonischen Modulationen überwuchert, als ob der Komponist sich eigens zur Aufgabe gemacht hätte, unverständlich und tief zu sein; er irritiert geradezu unser musikalisches Gefühl, indem er dessen Bedürfnis nicht befriedigt und sich scheut, in dem Ton mit uns zu reden, der zu Herzen geht. Wenn man ihn hört, fragt man sich: „Ist Brahms in der Tat tief, oder kokettiert er nur mit der Tiefe seiner musikalischen Erfindung, um die äußerste Armut der Phantasie zu maskieren?", und es dürfte schwer halten, diese Frage definitiv zu entscheiden. Niemand wird beim Anhören einer Komposition von Brahms sagen, daß es schwache und unbedeutende Musik sei; sein Stil ist immer erhaben, und niemals wird er, wie andere zeitgenössische Komponisten, zu groben äußeren Effekten seine Zuflucht nehmen, er versucht auch nicht durch irgendwelche glänzende, orchestrale Kombinationen den Zuhörer in Erstaunen zu setzen, auch Brutalität oder Unselbständigkeit kann man ihm nicht vorwerfen. Alles ist ernst, gediegen, dem Anschein nach sogar selbständig, aber in allem fehlt die Hauptsache — die Schönheit . . .!

Das ist mein Glaubensbekenntnis über Brahms' Schöpfungen. Der Leser wird begreifen, daß dieser Umstand mich hinderte, mit Brahms, so sympathisch seine Persönlichkeit auch ist, in nähere Beziehungen zu treten; ich sah ihn beständig in Gesellschaft überzeugter Anhänger, und es war mir peinlich, in ihrer Mitte zu weilen, ohne ihren Kultus für ihren Abgott zu teilen und so in die vollste Harmonie der Seelen gleichsam eine Dissonanz durch meinen Unglauben an das mir fremde, religiös-musikalische Dogma hineinzutragen. Andererseits war es mir, als ob Brahms instinktiv fühlte oder sogar wußte, daß ich nicht zu seinen Anhängern zählte, und daß er aus diesem Grunde seinerseits keinen Schritt zu einer Annäherung tat. Er verkehrte mit mir zwanglos und freundlich wie mit allen — aber auch nicht mehr.

RECLAMS UNIVERSUM

★

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 49



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Abendlied. Nach einem Gemälde von Claus Meyer

Mit Genehmigung der Photographischen Union München







Die Flöte, ihr Spiel, und wie ich dazu gelangte

PLAUDEREI VON KAMMERVIRTUOS MAXIMILIAN SCHWEDLER

LEHRER DES FLÖTENSPIELS AM KONSERVATORIUM ZU LEIPZIG

Wenn ich an meine früheste Kindheit zurückdenke, sehe ich unter dem Hausrat meiner Eltern einen alten Flügel. Es war kein gewöhnlicher Flügel, denn wenn man eine neben seiner Tastatur befindliche Vorrichtung einstellte und mit dem Fuß einen Blasbalg in Tätigkeit brachte, ertönte, zugleich mit dem Saitenspiel, ein Flötenwerk.

Das war spaßhaft, einen noch größeren Genuß hatte ich aber, wenn ich in unbewachter Zeit einzelne Pfeifen herausnehmen und anblasen konnte. Dann geschah es manchmal, daß ich die Pfeifen am unrechten Ort in die Windlade einschob. Wenn dann der Vater den Flügel traktierte und das Pfeifenwerk einstellte, entstand eine Musik, die ihm nicht gefiel, auch mir gefiel sie nicht — noch weniger aber die Belohnung, die ich für meine Tätigkeit erntete.

Zur Urform der Flötenfamilie gehört die Kernpfeife, aus ihr entstand die Schnabelflöte und aus dieser das Flageolett. Wenn der Frühling Saft in die Weiden trieb, stellten wir Jungen uns derartige Flöten aus Weidenrinde her. Zweierlei Arten gab es da. Die mit Grifflöchern versehene Dudelflöte (eine Art Schnabelflöte, diese ist seit Joh. Seb. Bachs Zeit aus dem Orchester verschwunden) und die zur Erreichung verschiedener Tonhöhe mit einem beweglichen Stöpsel versehene Stöpselflöte.

Diese eignet sich vortrefflich zur Nachahmung von Vogelstimmen. Der erfahrene Jäger fertigt eine ähnliche Art aus einem Geflügelknochen zum Anlocken des Haselhahns. Querpfeifen mit Grifflöchern fabrizierten wir aus dem Holz des Holunder (Sambucus).

Ein Erlebnis, das ich im Sommer 1863 hatte, lenkte meine Pfeifentändelei in edlere Bahnen. Unweit unseres Gartens, nur durch den Nachbargarten getrennt, wohnte ein betagter Offizier mit seiner Schwester.

Eines Abends, ich hatte auf einem Pflaumenbaum Beschäftigung gefunden, brachten mich Gitarrenklänge, die aus dem Majorsgarten kamen, zum Aufhorchen. Bald setzte dazu eine sanfte Frauenstimme ein und kurz darauf vernahm ich auch Flötenklang. Es war herrlich, eine Überraschung, die in mir haften blieb! Die ruhige, liebliche Melodie des Liedes, die zarten Akkorde der Begleitung und die auf und ab steigenden, sich gleichsam um die Melodie rankenden Läufer der Flöte hatten es mir angetan.

Seit diesem Abend war mein Sinnen nach dem Besitz einer wirklichen Flöte gerichtet; der Zufall brachte die Erfüllung meiner Sehnsucht. Die Mutter war zur Versteigerung eines Nachlasses gegangen und hatte dort eine Flöte erstanden. Wer war glücklicher als ich! Die Flöte war aus Buchsbaumholz, hatte schwarze Hornringe und zwei Klappen am Fußstück; in einem braunen Lederfutteral konnte man sie unterbringen. Noten waren auch dabei, und zwar gedruckt und eingebunden: „Exempel zu Johann Joachim Quantzens Versuche einer Anweisung die Flöte-Traversiere zu spielen.“ Die Chronik von Hirschberg (Schlesien) erzählt, daß der Hautboist der königlichen Garde zu Potsdam, Zipfel, Konzertist auf der Flaute im Quantzischen Geschmack, 1780 als Stadtmusikus dorthin verpflichtet worden ist.

Da der erwähnte Nachlaß einer Verwandten des Stadtmusikus „Zipfel“ gehört hatte, war ich anscheinend in den Besitz einer Flöte dieses Mannes gelangt. Eine Angabe ihres Verfertigers zeigte die Flöte nicht. Da aber „Zipfel“ Schüler von Quantz war und dieser sich mit der Herstellung von Flöten „nach eigenem Muster und Prinzipe“ beschäftigte, liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß er die Flöte von Quantz erworben hatte.

Über ein Jahr habe ich auf der zweiklappigen Flöte gelernt. Unterstützt wurde ich dabei durch einen ehemaligen Militärmusiker. Er war ein alter Freiheitskämpfer und an der Katzbach und bei Leipzig dabeigewesen, als sich Vater Blücher so nachdrücklich mit unseren Erbfeinden unterhalten hatte. Das Aussehen des alten Flötisten grenzte an das des Feldmarschalls. Wenn ich grobe Fehler machte, wurde er ärgerlich, rollte mit den Augen und knirschte. Einmal war dies wieder der Fall, ich guckte ihn aber von der Seite an und mußte herzhaft lachen. Da verzog sich plötzlich seine böse Miene zum freundlichen Grinsen, er streichelte mir den Kopf und in echtem Gebirgsschlesisch sagte er: „Sitzte Maxel, a su is gutt, lach' ock immer, wenn de dich förchten sullst.“ Die Vertrautheit mit der Quantzschen Flöte ist mir in späteren Jahren oft nützlich gewesen. Im Jahre 1893 spielte ich auf einem derartigen Instrument — 1750 von T. Rißler in Hamburg gefertigt — in einem historischen Konzert vor dem sächsischen Königspaar, und 1896, gelegentlich der 32. Tonkünstlerversammlung, in einem Kammerkonzert im Gewandhaus zu Leipzig.

Das Erlernen eines Blasinstruments — für den Musikliebhaber eignet sich dazu die Flöte, das Waldhorn, das Corno a piccolo, die Trompete und das Piston — ist bis zu einer gewissen Grenze dankbarer als das eines Streichinstruments. Mancher ist ja bereits befriedigt, wenn er nach kurzer Zeit alles das, was er singen kann bzw. singen möchte, blasen kann. Dies wird ihm um so eher gelingen, wenn der erste Unterricht auf einem neuzeitlichen Instrument beginnt. In dem Maße wie die Flöte ist kein anderes Blasinstrument den Ansprüchen der jetzigen Musikepoche gefolgt. Auch der Dilettant handelt klug, wenn er sich diesen Umstand zunutze macht und den Gebrauch eines alten Flötensystems vermeidet. Freilich



ist dies zugleich eine Geldbeutelfrage; doch man bedenke, daß die Ausgabe nur eine einmalige ist und die hohen Beträge, die das Spiel eines Saiteninstruments durch Beschaffung von Saiten andauernd erfordert, beim Flötenspiel wegfallen.

Hocherfreulich für den Flötenspieler ist auch die Tatsache, daß die Flötenliteratur in den letzten 30 bis 40 Jahren bedeutend reichhaltiger geworden ist. Die bereits vorhandene klassische Flötenmusik ist durch das Erscheinen anderer Flötenstücke der Altmeister ergänzt worden, Tonsetzer von Ruf der älteren und neuesten Schule haben Solostücke und Kammermusik beigesteuert, und hervorragende Flötenkünstler haben wertvolle Studienwerke, Vortragsstücke und Übertragungen in den Musikalienverlag gebracht. Ausführliche Auskunft hierüber geben die bei Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig erschienenen Führer durch die Flötenliteratur.

Es ist ein „lieb Ding", die Flöte! Anheimelnd in der Hausmusik, unentbehrlich als Orchester- und Soloinstrument, auf fröhlicher Wanderschaft ein lustiger Freund.

Musikliebenden Damen, die singen möchten, über ausreichende Stimmittel jedoch nicht verfügen, sei als Ersatz das Flötenspiel nahegelegt; der Versuch wird sich lohnen.

Wie das Spiel auf Blasinstrumenten in gesundheitlicher Beziehung wirkt, habe ich in meinem Buche „Flöte und Flötenspiel" (J. J. Weber, Leipzig) gesagt. Hier sei nur hervorgehoben, daß das Blasen durch die notwendig bedingte tiefe Einatmung den Gasaustausch im Körper vermehrt und somit einen wohltuenden Einfluß auf den Kreislauf und Stoffwechsel ausübt.

Und nun: Man greife zu ... zaudere nicht! — Mögen alle, die das liebliche Instrument sich erwählen, derartig damit vertraut werden, daß ihnen sein Spielen zum Spiel wird! Schon Robert Schumann sagt: „Das Wort ‚spielen' ist sehr schön, da das Spielen eines Instruments eins mit ihm sein muß. — Wer nicht mit dem Instrument spielt, spielt es nicht."

Die neueste Symphonie

PARODIE AUF DIE FEUERSBRUNST AUS SCHILLERS „GLOCKE"

VON HANS SONDERBURG

Wohl! nun kann Musik beginnen;
Noten stehen schon bereit.
Doch, bevor die Töne rinnen,
setzt euch fest aufs Hosenkleid!
Schon der Dirigent
hoch erhebt die Händ'l
Horch, der Instrumente Menge
schrill entströmt ein Tongedränge.

Wohltätig ists Orchester dann,
wenn's Symphonien nicht spielen kann,
die nach der allerneusten Art
das Ohr versengen und den Bart.
Doch furchtbar ist es, wie noch nie,
wenn's spielt die neuste Symphonie,
einhertritt auf der eignen Spur
Musik als Tochter der Tortur.
Wehe, wenn sie losgelassen
zur Symbolik höchstem Glanz,
daß man's grübelnd nicht kann fassen:
ist's Adagio? ist's ein Tanz?
Ach, gar viele Menschen hassen
solches Symphoniegeranz.
Aus der Töne
rhythmisch Walten
wächst Gestalten;
aus den Tönen
manches Mal
kommt Skandal.
Hört ihr's wimmern, wutentbrannt,
das Gequietsch der Violinen?
Das ist nicht der Celli Glut;
die Sourdinen setzet drauf;
hört, ein Lauf!
Flackernd steigt der Töne Säule,
durch der Instrumente Zeile
wächst es — ha! — in Presto-Eile!
Grunzend wie ein Schweinerüssel
tönt's Fagott, im alten Schlüssel
surrt die Bratsche, Trommel wirbeln,
vierzig Takte Triller zwirbeln
von Klar'netten,
den adretten.
Alles heult, und auch die Becken
möglichst viel Skandal erwecken.
Durch der Quinten lange Kette
um die Wette
rast das Wimmern mit der Horde
wütend schnaubender Akkorde.
Brummend kommt der Baß gezogen,
der die Pauke rasselnd sucht,
prasselnd fällt sie — ei, verflucht! —
in der Pausen stille Räume,
daß sie ja nur nichts versäume,
und als wollte es im Blasen
mit sich fort der Töne Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
schmettert nun das Blech dazwischen
riesengroß!
Verständnislos
schützt der Hörer seine Ohren,
die ihm wie ein Braten schmoren
bei der neusten Symphonie.
Polyphonisch
sei Musik,
so behauptet es Kritik.
In dem öden Tongedröhne
läg' geschliffner,
nur von Dummen nicht begriffner
tiefer Sinn.

Scheu und schnell
beklatscht der Hörer
die Zerstörer
seines guten Trommelfells —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe
und geht nun höchst befriedigt heim.
Schön ist es vielleicht doch gewesen:
in der Kritik hat er's gelesen,
und also wird's wohl richtig sein!

Musiker=Anekdoten

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags J. Engelhorns Nachfolger in Stuttgart entnehmen wir diese „Musiker=Anekdoten“ der gleichnamigen Sammlung von Hans Hollerop. Köstlicher Witz und Humor, Geist und Schlagfertigkeit funkeln in diesem Band.



Richard Strauß. Scherenschnitt von H. Schließmann.

Als einmal ein Hofmarschall den Kaiser Joseph auf das laute und freie Benehmen Mozarts an der Tafel einigen Generälen gegenüber aufmerksam machte, antwortete der Kaiser: „Lassen Sie mir den Mozart in Ruh'! Einen General kann ich alle Tage machen, einen Mozart aber nicht!“

•

Liszt spielte einst am Petersburger Hof. Der Zar unterhält sich während des Vortrages mit seiner Nachbarin. Eine Weile bekämpft Liszt seinen Ärger, als aber die Unterhaltung immer angeregter und lauter wird, bricht er plötzlich mitten im Spiel ab. Verwundert schaut der Fürst auf und fragt nach der Ursache. Und Liszt antwortet mit einer tiefen Verbeugung: „Wenn Fürsten sprechen, haben die Diener zu schweigen!“

•

Bei der musikalischen Soiree an einem kleinen Hofe, in der Clara Schumann einige Kompositionen ihres Mannes vortrug, wandte sich Serenissimus an den anwesenden, damals im Zenit seines Ruhmes stehenden Robert Schumann leutselig mit der Frage: „Sind Sie auch musikalisch?“

•

Brahms speiste einst bei einem Rüdesheimer Weingutsbesitzer, einem seiner größten Verehrer, der, des Meisters Vorliebe für feine Weine kennend, gegen Ende des Mahls eine besonders gute Marke auftragen ließ und dabei die Bemerkung machte: „Das ist der Brahms unter meinen Weinen.“ Der Gast kostete und meinte: „Vorzüglich, wundervoll! Nun bringen Sie aber mal Ihren Bach!“

•

Johannes Brahms und Bernhard Scholz waren Jugendfreunde, und die Freundschaft dauerte auch dann noch, als Scholz an Berühmtheit hinter Brahms zurückblieb. Einmal legte ihm Scholz ein Trio vor, das er soeben komponiert hatte, und wünschte sein Urteil zu hören. Brahms sah die Partitur aufmerksam durch und nickte ein paarmal; am Schlusse nahm er das letzte Blatt zwischen Daumen und Zeigefinger, rieb es ein wenig und fragte dann: „Sag' einmal, Bernhard, wo hast du dies vorzügliche Notenpapier her?“ — Scholz hatte auch Schillers „Lied von der Glocke“ vertont; bei der Erstaufführung war Brahms anwesend, und als sie nachher beisammen waren, fragte Scholz, wie ihm die Komposition gefallen habe. Brahms besann sich eine Weile, dann sagte er: „Ein unverwüstliches Gedicht!“

•

Eine musikliebende, sehr hochstehende Dame wohnte der ersten Aufführung der Böcklinsuite von Max Reger bei. Die Polyphonie des Orchesters im Bacchanal machte großen Eindruck auf die Musikfreundin, die vornehmlich auf die Themen der Fagotte in diesem Satz geachtet hatte. Sie fragte Reger interessiert, wie diese dunkeln, merkwürdigen Tonfiguren entstünden, ob die Musiker sie mit dem Munde hervorbrächten. Der Komponist sah die Fragerin einen Augenblick verwundert an, dann meinte er todernst: „Das will ich stark hoffen.“

•

Der Komponist Volkmar Andreä sagte einmal zu Max Reger: „Wenn ich deine Musik höre, werde ich nie reger, sondern immer matter.“ Darauf Reger: „Und wenn ich deine hör', hör' ich immer andrä.“

•

Einer befreundeten Familie schickte Reger einmal eine Photographie von sich. Der Zufall wollte es, daß sie diese Aufnahme schon besaßen, und zwar in einer sehr hellen Kopie, während das neue Bild sehr dunkel im Ton war. Die Freunde machten sich das Vergnügen, beide Bilder nebeneinander auf einen Karton aufziehen zu lassen. Als man es Reger bei einem späteren Besuch zeigte, schrieb er darunter: Max Reger vor und nach dem Bade.

•

Bei einer Chorprobe rief Bülow den unaufhörlich schwatzenden Sängerinnen zu: „Meine Damen, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das Kapitol bereits gerettet ist.“

•

Der eilige Hans von Bülow prallte auf einer Hoteltreppe mit einem ihm entgegenkommenden Herrn zusammen. „Esel“, schreit ihn dieser wütend an. Bülow zieht den Hut, verneigt sich höflich und sagt verbindlich: „Sehr erfreut. Ich heiße Bülow.“

Felix Weingartner. Scherenschnitt von H. Schließmann.

•

Bei einer Probe zur „Salome“ geriet Richard Strauß wegen eines Tempos in lebhafte Meinungsverschiedenheiten mit dem Dirigenten, wobei er zum Schluß ausrief: „Habe ich die Oper komponiert oder Sie?“ — „Gott sei Dank, Sie,“ erwiderte der Kapellmeister.

•

Ein Pianist spielte einmal in einem Konzert den „Minutenwalzer“ von Chopin in Rosenthals Terzenbearbeitung. Dieser war anwesend und erklärte dann auf die Frage des Kollegen, wie es ihm gefallen: „Dieser Minutenwalzer war die schönste Viertelstunde meines Lebens.“

•

Von einem bekannten Operettenkomponisten erzählte Rosenthal: „Er hatte ein neues Bühnenwerk unter der Feder und war damit schon zur Hälfte des dritten Aktes fortgeschritten; aber plötzlich verließ ihn das Gedächtnis, und so mußte die Komposition ein Torso bleiben.“

•

Ein Kapellmeister rügte während der Probe einen zu spät kommenden Posaunisten und drohte, ihn der Intendanz anzuzeigen. Der Posaunist ließ sich nicht aus der Fassung bringen und erwiderte: „Herr Kapellmeister, wenn Sie mich der Intendanz anzeigen, spiele ich heute abend so, wie Sie dirigieren.“



Gustav Mahler. Scherenschnitt von H. Schließmann.

Abendlied. Nach einem Gemälde von Claus Meyer

Mit Genehmigung der Photographischen Union München





Die Flöte, ihr Spiel, und wie ich dazu gelangte

PLAUDEREI VON KAMMERVIRTUOS MAXIMILIAN SCHWEDLER

LEHRER DES FLÖTENSPIELS AM KONSERVATORIUM ZU LEIPZIG

Wenn ich an meine früheste Kindheit zurückdenke, sehe ich unter dem Hausrat meiner Eltern einen alten Flügel. Es war kein gewöhnlicher Flügel, denn wenn man eine neben seiner Tastatur befindliche Vorrichtung einstellte und mit dem Fuß einen Blasbalg in Tätigkeit brachte, ertönte, zugleich mit dem Saitenspiel, ein Flötenwerk.

Das war spaßhaft, einen noch größeren Genuß hatte ich aber, wenn ich in unbewachter Zeit einzelne Pfeifen herausnehmen und anblasen konnte. Dann geschah es manchmal, daß ich die Pfeifen am unrechten Ort in die Windlade einschob. Wenn dann der Vater den Flügel traktierte und das Pfeifenwerk einstellte, entstand eine Musik, die ihm nicht gefiel, auch mir gefiel sie nicht — noch weniger aber die Belohnung, die ich für meine Tätigkeit erntete.

Zur Urform der Flötenfamilie gehört die Kernpfeife, aus ihr entstand die Schnabelflöte und aus dieser das Flageolett. Wenn der Frühling Saft in die Weiden trieb, stellten wir Jungen uns derartige Flöten aus Weidenrinde her. Zweierlei Arten gab es da. Die mit Grifflöchern versehene Dudelflöte (eine Art Schnabelflöte, diese ist seit Joh. Seb. Bachs Zeit aus dem Orchester verschwunden) und die zur Erreichung verschiedener Tonhöhe mit einem beweglichen Stöpsel versehene Stöpselflöte.

Diese eignet sich vortrefflich zur Nachahmung von Vogelstimmen. Der erfahrene Jäger fertigt eine ähnliche Art aus einem Geflügelknochen zum Anlocken des Haselhahns. Querpfeifen mit Grifflöchern fabrizierten wir aus dem Holz des Holunder (Sambucus).

Ein Erlebnis, das ich im Sommer 1863 hatte, lenkte meine Pfeifentändelei in edlere Bahnen. Unweit unseres Gartens, nur durch den Nachbargarten getrennt, wohnte ein betagter Offizier mit seiner Schwester.

Eines Abends, ich hatte auf einem Pflaumenbaum Beschäftigung gefunden, brachten mich Gitarrenklänge, die aus dem Majorsgarten kamen, zum Aufhorchen. Bald setzte dazu eine sanfte Frauenstimme ein und kurz darauf vernahm ich auch Flötenklang. Es war herrlich, eine Überraschung, die in mir haften blieb! Die ruhige, liebliche Melodie des Liedes, die zarten Akkorde der Begleitung und die auf und ab steigenden, sich gleichsam um die Melodie rankenden Läufer der Flöte hatten es mir angetan.

Seit diesem Abend war mein Sinnen nach dem Besitz einer wirklichen Flöte gerichtet; der Zufall brachte die Erfüllung meiner Sehnsucht. Die Mutter war zur Versteigerung eines Nachlasses gegangen und hatte dort eine Flöte erstanden. Wer war glücklicher als ich! Die Flöte war aus Buchsbaumholz, hatte schwarze Hornringe und zwei Klappen am Fußstück; in einem braunen Lederfutteral konnte man sie unterbringen. Noten waren auch dabei, und zwar gedruckt und eingebunden: „Exempel zu Johann Joachim Quantzens Versuche einer Anweisung die Flöte-Traversiere zu spielen." Die Chronik von Hirschberg (Schlesien) erzählt, daß der Hautboist der königlichen Garde zu Potsdam, Zipfel, Konzertist auf der Flaute im Quantzischen Geschmack, 1780 als Stadtmusikus dorthin verpflichtet worden ist.

Da der erwähnte Nachlaß einer Verwandten des Stadtmusikus „Zipfel" gehört hatte, war ich anscheinend in den Besitz einer Flöte dieses Mannes gelangt. Eine Angabe ihres Verfertigers zeigte die Flöte nicht. Da aber „Zipfel" Schüler von Quantz war und dieser sich mit der Herstellung von Flöten „nach eigenem Muster und Prinzipe" beschäftigte, liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß er die Flöte von Quantz erworben hatte.

Über ein Jahr habe ich auf der zweiklappigen Flöte gelernt. Unterstützt wurde ich dabei durch einen ehemaligen Militärmusiker. Er war ein alter Freiheitskämpfer und an der Katzbach und bei Leipzig dabeigewesen, als sich Vater Blücher so nachdrücklich mit unseren Erbfeinden unterhalten hatte. Das Aussehen des alten Flötisten grenzte an das des Feldmarschalls. Wenn ich grobe Fehler machte, wurde er ärgerlich, rollte mit den Augen und knirschte. Einmal war dies wieder der Fall, ich guckte ihn aber von der Seite an und mußte herzhaft lachen. Da verzog sich plötzlich seine böse Miene zum freundlichen Grinsen, er streichelte mir den Kopf und in echtem Gebirgsschlesisch sagte er: „Sißte Maxel, a su is gutt, lach' ock immer, wenn de dich förchten sullst." Die Vertrautheit mit der Quantzschen Flöte ist mir in späteren Jahren oft nützlich gewesen. Im Jahre 1893 spielte ich auf einem derartigen Instrument — 1750 von T. Rißler in Hamburg gefertigt — in einem historischen Konzert vor dem sächsischen Königspaar, und 1896, gelegentlich der 32. Tonkünstlerversammlung, in einem Kammerkonzert im Gewandhaus zu Leipzig.

Das Erlernen eines Blasinstruments — für den Musikliebhaber eignet sich dazu die Flöte, das Waldhorn, das Corno a piccolo, die Trompete und das Piston — ist bis zu einer gewissen Grenze dankbarer als das eines Streichinstruments. Mancher ist ja bereits befriedigt, wenn er nach kurzer Zeit alles das, was er singen kann bzw. singen möchte, blasen kann. Dies wird ihm um so eher gelingen, wenn der erste Unterricht auf einem neuzeitlichen Instrument beginnt. In dem Maße wie die Flöte ist kein anderes Blasinstrument den Ansprüchen der jetzigen Musikepoche gefolgt. Auch der Dilettant handelt klug, wenn er sich diesen Umstand zunutze macht und den Gebrauch eines alten Flötensystems vermeidet. Freilich

ist dies zugleich eine Geldbeutelfrage; doch man bedenke, daß die Ausgabe nur eine einmalige ist und die hohen Beträge, die das Spiel eines Saiteninstruments durch Beschaffung von Saiten andauernd erfordert, beim Flötenspiel wegfallen.

Hocherfreulich für den Flötenspieler ist auch die Tatsache, daß die Flötenliteratur in den letzten 30 bis 40 Jahren bedeutend reichhaltiger geworden ist. Die bereits vorhandene klassische Flötenmusik ist durch das Erscheinen anderer Flötenstücke der Altmeister ergänzt worden, Tonsetzer von Ruf der älteren und neuesten Schule haben Solostücke und Kammermusik beigesteuert, und hervorragende Flötenkünstler haben wertvolle Studienwerke, Vortragsstücke und Übertragungen in den Musikalienverlag gebracht. Ausführliche Auskunft hierüber geben die bei Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig erschienenen Führer durch die Flötenliteratur.

Es ist ein „lieb Ding", die Flöte! Anheimelnd in der Hausmusik, unentbehrlich als Orchester- und Soloinstrument, auf fröhlicher Wanderschaft ein lustiger Freund.

Musikliebenden Damen, die singen möchten, über ausreichende Stimmittel jedoch nicht verfügen, sei als Ersatz das Flötenspiel nahegelegt; der Versuch wird sich lohnen.

Wie das Spiel auf Blasinstrumenten in gesundheitlicher Beziehung wirkt, habe ich in meinem Buche „Flöte und Flötenspiel" (J. J. Weber, Leipzig) gesagt. Hier sei nur hervorgehoben, daß das Blasen durch die notwendig bedingte tiefe Einatmung den Gasaustausch im Körper vermehrt und somit einen wohltuenden Einfluß auf den Kreislauf und Stoffwechsel ausübt.

Und nun: Man greife zu ... zaudere nicht! — Mögen alle, die das liebliche Instrument sich erwählen, derartig damit vertraut werden, daß ihnen sein Spielen zum Spiel wird! Schon Robert Schumann sagt: „Das Wort ‚spielen' ist sehr schön, da das Spielen eines Instruments eins mit ihm sein muß. — Wer nicht mit dem Instrument spielt, spielt es nicht."

Die neueste Symphonie

PARODIE AUF DIE FEUERSBRUNST AUS SCHILLERS „GLOCKE"

VON HANS SONDERBURG

Wohl! nun kann Musik beginnen;
Noten stehen schon bereit.
Doch, bevor die Töne rinnen,
setzt euch fest aufs Hosenkleid!
Schon der Dirigent
hoch erhebt die Händ'!
Horch, der Instrumente Menge
schrill entströmt ein Tongedränge.

Wohltätig ists Orchester dann,
wenn's Symphonien nicht spielen kann,
die nach der allerneusten Art
das Ohr versengen und den Bart.
Doch furchtbar ist es, wie noch nie,
wenn's spielt die neuste Symphonie,
einhertritt auf der eignen Spur
Musik als Tochter der Tortur.
Wehe, wenn sie losgelassen
zur Symbolik höchstem Glanz,
daß man's grübelnd nicht kann fassen:
ist's Adagio? ist's ein Tanz?
Ach, gar viele Menschen hassen
solches Symphoniegeranz.
Aus der Töne
rhythmisch Walten
wächst Gestalten;
aus den Tönen
manches Mal
kommt Skandal.
Hört ihr's wimmern, wutentbrannt,
das Gequietsch der Violinen?
Das ist nicht der Celli Glut;
die Sourdinen setzet drauf;
hört, ein Lauf!
Flackernd steigt der Töne Säule,
durch der Instrumente Zeile
wächst es — ha! — in Presto-Eile!
Grunzend wie ein Schweinerüssel
tönt's Fagott, im alten Schlüssel
surrt die Bratsche, Trommel wirbeln,
vierzig Takte Triller zwirbeln
von Klar'netten,
den adretten.
Alles heult, und auch die Becken
möglichst viel Skandal erwecken.
Durch der Quinten lange Kette
um die Wette
rast das Wimmern mit der Horde
wütend schnaubender Akkorde.
Brummend kommt der Baß gezogen,
der die Pauke rasselnd sucht,
prasselnd fällt sie — ei, verflucht! —
in der Pausen stille Räume,
daß sie ja nur nichts versäume,
und als wollte es im Blasen
mit sich fort der Töne Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
schmettert nun das Blech dazwischen
riesengroß!
Verständnislos
schützt der Hörer seine Ohren,
die ihm wie ein Braten schmoren
bei der neusten Symphonie.
Polyphonisch
sei Musik,
so behauptet es Kritik.
In dem öden Tongedröhne
läg' geschliffner,
nur von Dummen nicht begriffner
tiefer Sinn.

Scheu und schnell
beklatscht der Hörer
die Zerstörer
seines guten Trommelfells —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe
und geht nun höchst befriedigt heim.
Schön ist es vielleicht doch gewesen:
in der Kritik hat er's gelesen,
und also wird's wohl richtig sein!

Musiker-Anekdoten

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags J. Engelhorns Nachfolger in Stuttgart entnehmen wir diese „Musiker-Anekdoten" der gleichnamigen Sammlung von Hans Hollerop. Köstlicher Witz und Humor, Geist und Schlagfertigkeit funkeln in diesem Band.



Richard Strauß. Scherenschnitt von H. Schließmann.

Als einmal ein Hofmarschall den Kaiser Joseph auf das laute und freie Benehmen Mozarts an der Tafel einigen Generälen gegenüber aufmerksam machte, antwortete der Kaiser: „Lassen Sie mir den Mozart in Ruh'! Einen General kann ich alle Tage machen, einen Mozart aber nicht!"

•

Liszt spielte einst am Petersburger Hof. Der Zar unterhält sich während des Vortrages mit seiner Nachbarin. Eine Weile bekämpft Liszt seinen Ärger, als aber die Unterhaltung immer angeregter und lauter wird, bricht er plötzlich mitten im Spiel ab. Verwundert schaut der Fürst auf und fragt nach der Ursache. Und Liszt antwortet mit einer tiefen Verbeugung: „Wenn Fürsten sprechen, haben die Diener zu schweigen!"

•

Bei der musikalischen Soiree an einem kleinen Hofe, in der Clara Schumann einige Kompositionen ihres Mannes vortrug, wandte sich Serenissimus an den anwesenden, damals im Zenit seines Ruhmes stehenden Robert Schumann leutselig mit der Frage: „Sind Sie auch musikalisch?"

•

Brahms speiste einst bei einem Rüdesheimer Weingutsbesitzer, einem seiner größten Verehrer, der, des Meisters Vorliebe für feine Weine kennend, gegen Ende des Mahls eine besonders gute Marke auftragen ließ und dabei die Bemerkung machte: „Das ist der Brahms unter meinen Weinen." Der Gast kostete und meinte: „Vorzüglich, wundervoll! Nun bringen Sie aber mal Ihren Bach!"

•

Johannes Brahms und Bernhard Scholz waren Jugendfreunde, und die Freundschaft dauerte auch dann noch, als Scholz an Berühmtheit hinter Brahms zurückblieb. Einmal legte ihm Scholz ein Trio vor, das er soeben komponiert hatte, und wünschte sein Urteil zu hören. Brahms sah die Partitur aufmerksam durch und nickte ein paarmal; am Schlusse nahm er das letzte Blatt zwischen Daumen und Zeigefinger, rieb es ein wenig und fragte dann: „Sag' einmal, Bernhard, wo hast du dies vorzügliche Notenpapier her?" — Scholz hatte auch Schillers „Lied von der Glocke" vertont; bei der Erstaufführung war Brahms anwesend, und als sie nachher beisammen waren, fragte Scholz, wie ihm die Komposition gefallen habe. Brahms besann sich eine Weile, dann sagte er: „Ein unverwüstliches Gedicht!"

•

Eine musikliebende, sehr hochstehende Dame wohnte der ersten Aufführung der Böcklinsuite von Max Reger bei. Die Polyphonie des Orchesters im Bacchanal machte großen Eindruck auf die Musikfreundin, die vornehmlich auf die Themen der Fagotte in diesem Satz geachtet hatte. Sie fragte Reger interessiert, wie diese dunkeln, merkwürdigen Tonfiguren entstünden, ob die Musiker sie mit dem Munde hervorbrächten. Der Komponist sah die Fragerin einen Augenblick verwundert an, dann meinte er todernst: „Das will ich stark hoffen."

•

Der Komponist Volkmar Andreä sagte einmal zu Max Reger: „Wenn ich deine Musik höre, werde ich nie reger, sondern immer matter." Darauf Reger: „Und wenn ich deine hör', hör' ich immer andrä."

•

Einer befreundeten Familie schickte Reger einmal eine Photographie von sich. Der Zufall wollte es, daß sie diese Aufnahme schon besaßen, und zwar in einer sehr hellen Kopie, während das neue Bild sehr dunkel im Ton war. Die Freunde machten sich das Vergnügen, beide Bilder nebeneinander auf einen Karton aufziehen zu lassen. Als man es Reger bei einem späteren Besuch zeigte, schrieb er darunter: Max Reger vor und nach dem Bade.

•

Bei einer Chorprobe rief Bülow den unaufhörlich schwatzenden Sängerinnen zu: „Meine Damen, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das Kapitol bereits gerettet ist."

•

Der eilige Hans von Bülow prallte auf einer Hoteltreppe mit einem ihm entgegenkommenden Herrn zusammen. „Esel", schreit ihn dieser wütend an. Bülow zieht den Hut, verneigt sich höflich und sagt verbindlich: „Sehr erfreut. Ich heiße Bülow."

Felix Weingartner. Scherenschnitt von H. Schließmann.

•

Bei einer Probe zur „Salome" geriet Richard Strauß wegen eines Tempos in lebhafte Meinungsverschiedenheiten mit dem Dirigenten, wobei er zum Schluß ausrief: „Habe ich die Oper komponiert oder Sie?" — „Gott sei Dank, Sie," erwiderte der Kapellmeister.

•

Ein Pianist spielte einmal in einem Konzert den „Minutenwalzer" von Chopin in Rosenthals Terzenbearbeitung. Dieser war anwesend und erklärte dann auf die Frage des Kollegen, wie es ihm gefallen: „Dieser Minutenwalzer war die schönste Viertelstunde meines Lebens."

•

Von einem bekannten Operettenkomponisten erzählte Rosenthal: „Er hatte ein neues Bühnenwerk unter der Feder und war damit schon zur Hälfte des dritten Aktes fortgeschritten; aber plötzlich verließ ihn das Gedächtnis, und so mußte die Komposition ein Torso bleiben."

•

Ein Kapellmeister rügte während der Probe einen zu spät kommenden Posaunisten und drohte, ihn der Intendanz anzuzeigen. Der Posaunist ließ sich nicht aus der Fassung bringen und erwiderte: „Herr Kapellmeister, wenn Sie mich der Intendanz anzeigen, spiele ich heute abend so, wie Sie dirigieren."



Gustav Mahler. Scherenschnitt von H. Schließmann.

Was ist Kontrapunkt?

VON DR. ERNST TOCH, MANNHEIM

Die ursprünglichste Form, und gleichzeitig die einzige, in der die Musik durch Jahrhunderte gepflegt wurde, war der einstimmige Gesang. Die menschliche Stimme war das erste Instrument, die einstimmige Melodie die erste Form des Musizierens. Sie galt nicht als Kunst an sich der Erbauung und Erhebung, sondern sie diente zunächst religiösen Zwecken. So ist ihre erste Form heute noch im einstimmigen, meistens kunstlos von Mund zu Mund überlieferten Gemeindegesang in der Kirche, dem Psalmodieren der Wallfahrer usw. erhalten. Die Zeit der höchsten Blüte dieses einstimmigen (monodischen, homophonen) Musizierens kennzeichnet der Gregorianische Choral (7. Jahrhundert n. Chr.). Der erste Versuch einer Zweistimmigkeit findet sich in einem Traktate des gelehrten Benediktinermönchs Hucbald aus St. Amand in Flandern (9. Jahrhundert n. Chr.), und von da ab entwickelt sich langsam, Schritt für Schritt, der Sinn für mehrstimmige Musik und die Kunst, mehrstimmig zu schreiben. Diese Entwicklung bewegt sich nach zwei Richtungen hin, die, immer schärfer umrissen, schließlich in den musiktheoretischen Zweigen der „Harmonielehre" und des „Kontrapunkts" so weit abgegrenzt werden, als sie sich überhaupt abgrenzen, d. h. der eine ohne den anderen denken und üben lassen. Es sind ungefähr dieselben Abgrenzungen, die auch unter der in unseren Tagen vielfach gebrauchten Bezeichnung der „vertikalen" und „horizontalen" (oder linearen) Musik verstanden werden.

Diese Bezeichnungen sind dem Bilde einer Partitur entnommen, in der alle gleichzeitig erklingenden Töne untereinander (also vertikal), alle nacheinander erklingenden Töne nebeneinander (also horizontal oder linear) aufgezeichnet werden. Jene Töne, die gleichzeitig erklingen oder unter dem Gesichtswinkel gleichzeitigen Erklingens aufeinander bezogen werden, bilden das musikalische Grundelement der Harmonie, jene, deren Beziehung aufeinander erst durch das ungleichzeitige (also Hintereinander-)Erklingen ihren Sinn erhält, das musikalische Grundelement der Melodie. Was die Melodie wesentlich von der Harmonie unterscheidet, ist die durch die mannigfaltige Verteilung längerer und kürzerer Zeitwerte entstehende Bewegung, die wir Rhythmus nennen.

Erklingen mehrere Stimmen gleichzeitig miteinander, so kann dieses Erklingen so gestaltet sein, daß eine Stimme (gewöhnlich die Oberstimme) eine Melodie bildet, die anderen aber nur Harmonien, die, indem sie die Melodie stützen, sich ihrem Dienste unterordnen. Die bewegte Melodie ruht auf der unbewegten, nur in Abständen sich ablösenden Harmonie, wie etwa die bewegte Linie der Bögen, Ornamente, Friese auf den Säulen ruht, die sie tragen und zu einem Ganzen verbinden.

Geschieht aber das Erklingen mehrerer Stimmen dergestalt, daß alle Stimmen an allen Geschehnissen des Rhythmus, der Bewegtheit, gleichen selbständigen Anteil nehmen, so spricht man von einem kontrapunktischen Satz.

Was heißt nun eigentlich „Kontrapunkt"?
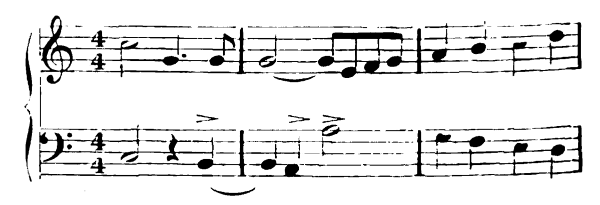
Ich möchte es durch ein kurzes, einfaches Wort übersetzen: Kampf.

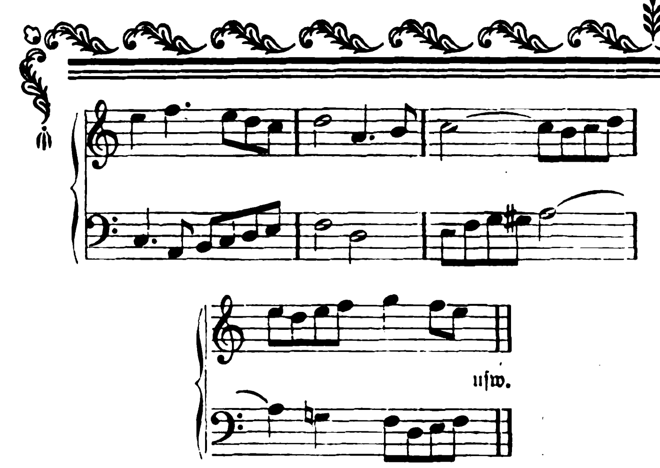
In jeder Kunst gibt es einen Kontrapunkt, dieser erst gestaltet ein Kunstwerk lebendig und interessant. In der dramatischen Kunst sind Spieler und Gegenspieler die Träger des Kontrapunktes. Menschen kämpfen gegen Menschen, gegen Begebenheiten, gegen Schicksale. Spiel und Gegenspiel führt den Konflikt herbei, der schließlich einer Lösung zugeführt wird. In der Malerei, in der Architektur streben Linien und Flächen auseinander, gegeneinander, um sich wieder in jenen Knoten zu treffen, die als Ruhepunkt die Einheit der Idee wahren, ihr Halt und Stütze geben. In der Choreographie fließen bewegte Linien auseinander und treffen sich wieder in wohlermessenen Ruhepunkten. Diese Kunst kann in der Darstellung des Kontrapunkts deshalb der Musik am nächsten kommen, weil in beiden der Motor des Kampfes derselbe ist: der Rhythmus.

In der Musik sind, wie schon gesagt, die kämpfenden Parteien die einzelnen Stimmen. Wie eine Linse in ihrem Brennpunkt divergierende Strahlen auffängt und umgekehrt vom Brennpunkt aus Strahlen divergierend entsendet, so treffen sich stets für Augenblicke die Strahlen des auseinanderfließenden Stimmengewebes im Knoten der Harmonie, die horizontal bewegten im vertikalen Ruhepunkt des harmonischen Bandes. Das gilt nicht bloß für die Werke des klassischen Kontrapunktstils, dessen größten Meister wir in Johann Sebastian Bach verehren, sondern es gilt auch für die Werke unserer jüngsten Tage, wenngleich sich inzwischen der Begriff der Harmonie so geweitet hat, daß es dem im Klassizismus befangenen Ohre oft erscheinen mag, als sei der Rahmen des Harmoniebegriffs gesprengt und als träte die von den Schulmeistern in ihr Bett gezwängte Harmonielehre aus allen Ufern und Dämmen. Daß dem nicht so ist, sondern daß wahrhafte Schöpferkraft über alle Freiheit dem Hergebrachten gegenüber die Gebundenheit ihres eigenen Gesetzes stellt, wird auch die Weiterentwicklung unserer Kunst zeigen, wie sie es bisher stets gezeigt hat.

Nun noch ein Wort über die Waffen, mit denen der friedliche Kampf der in die Stimmen gebannten Kräfte geführt wird. Die wichtigste wurde bereits erwähnt: Der Rhythmus. Das ist so zu verstehen, daß — im allgemeinen — zwei oder mehrere kontrapunktierende Stimmen niemals die gleiche rhythmische Bewegung ausführen werden, sondern daß sie sich darin ablösen, indem die eine ruht, wenn die andere sich bewegt, oder indem die Bewegung der einen gemessen, wenn die der anderen lebhaft ist. Ein weiteres Mittel der Gegensätzlichkeit bildet die sogenannte Gegenbewegung. So nennt man die Erscheinung, daß eine Stimme sich aufwärts, die andere sich gleichzeitig abwärts bewegt. Dann kommen noch untergeordnete Quellen von Gegensätzlichkeit, die der Dynamik, Klangfarbe usw. hinzu, deren Funktion aber nur mehr eine unterstützende, nicht selbst bauende ist.
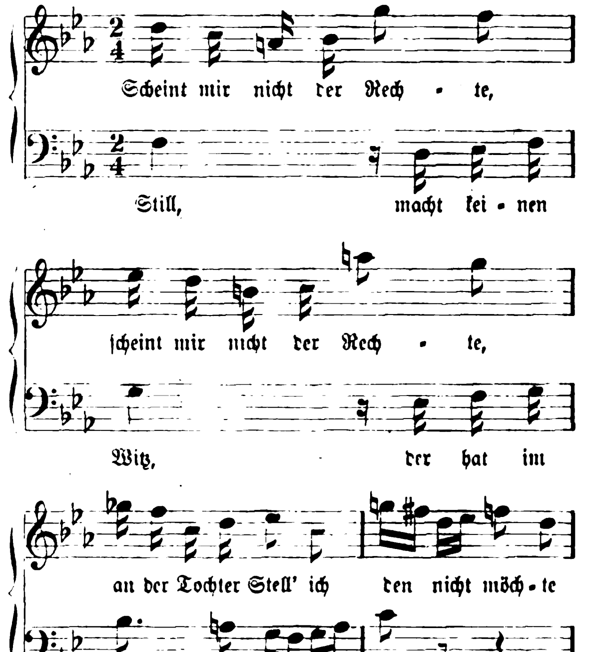
Um das in kurzen Umrissen Gesagte noch im Notenbeispiel zu illustrieren, möchte ich die ersten Takte des „Meistersinger"-Vorspiels in ihren Außenstimmen hersetzen. Es zeigt klar die eigenwillige Gegeneinanderstellung der beiden führenden Stimmen, die sich dennoch dem harmonischen Diktat beugen.





Takt 1 und 2 zeigen deutlich die Gegenüberstellung von Ruhe und Bewegung (der Baß bewegt sich nicht gleichzeitig mit der Oberstimme weiter, sondern fällt dieser gewissermaßen in die Flanke); Takt 3 und 4 zeigen reine Gegenbewegung. In Takt 6 erinnert die Ablösung von Bewegung und Ruhe in den beiden Stimmen fast an den Stoß der bewegten Billardkugel gegen die ruhende, durch den die Bewegung an die zweite abgegeben wird, während die erste zur Ruhe kommt. Auch dem Laien muß dieses Geschehen durch die Wiedergabe im Notenbilde sinnfällig werden.

Noch weit sinnfälliger aber gewinnt die Idee des Kontrapunkts an einer anderen, unerhört geistvollen Stelle dieses Meisterwerkes Gestalt. Dritter Akt: Der bei Zunft und Volk hochangesehene „Merker" Beckmesser bringt durch sein unsicheres Auftreten auf der Festwiese, da er sich anschickt, sein Preislied anzustimmen, den Glauben an seine Unfehlbarkeit arg ins Wanken. Unter den Zuhörern bilden sich zwei Parteien; die einen äußern ihre Zweifel in den Worten: „Scheint mir nicht der Rechte, scheint mir nicht der Rechte, an der Tochter Stell' ich den nicht möchte!" während die anderen, noch voll Respekt vor Beckmessers Autorität, diese Zweifel zu zerstreuen suchen: „Still, macht keinen Witz! Der hat im Rate Stimm' und Sitz!" Die musikalische Linienführung illustriert diesen Gesinnungskontrapunkt in lustigster Weise:

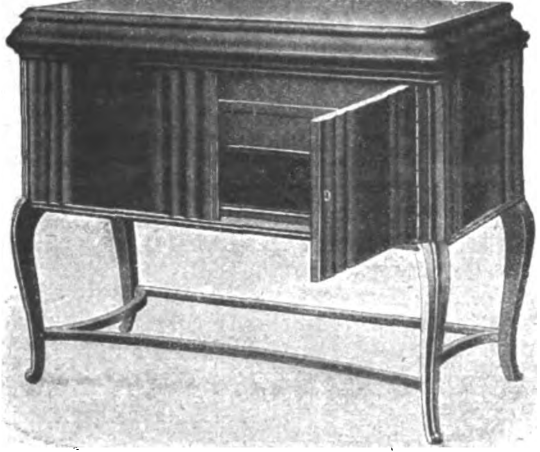


So gibt uns der Meister, mit überlegener Geste aller Schulmeisterei und Gelehrsamkeit hohnlachend, ein kristallenes Schulbeispiel blühendsten Kontrapunkts, indem er gewissermaßen gleich die Erläuterung hinzudichtet.

Die Sprechmaschine und ihre Zukunft

VON DR. RUDOLF LOTHAR

Die Sprechmaschine hat in den letzten Jahren eine ungeheure Verbreitung gewonnen. In Amerika werden jährlich hundert Millionen Platten umgesetzt, in Deutschland ungefähr zwanzig Millionen, und die Ziffern steigen von Monat zu Monat. Zu diesem Aufschwung haben verschiedene Gründe beigetragen: die Tanzwut, die die ganze Welt ergriffen hat, spielt darunter eine sehr beachtenswerte Rolle. Die Verteuerung der Kaffeehäuser, der Restaurants und der Theater hat das Leben im Heim verstärkt und die Geselligkeit vermindert. Die Sprechmaschine ist die richtige Unterhaltungsmaschine des häuslichen Herdes geworden. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie die Käuferklasse sich verändert hat. Die neuen Reichen sind leidenschaftliche Käufer geworden, seitdem die äußere Ausführung der Apparate den Luxusbedürfnissen entspricht. Der alte Trichterapparat war ein häßliches Ding. Heute baut man Schränke in kostbaren Hölzern, in allen gewünschten Stilen, in den gefälligsten Formen. In allerjüngster Zeit trat neben den Schrank auch die breite Konsole, in der der Apparat versenkt ist.


Eine Sprechmaschine, neuer Typ. Konsole.

Mit dem großen Absatz im Inland geht die gesteigerte Ausfuhr Hand in Hand. Für den Export kommen in erster Linie Aufnahmen in Frage, die in den Exportländern selbst aufgenommen worden sind. So z. B. schickt die Firma Lindström Expeditionen rings um die Erde; und in China und Japan, in Birma und in Siam, in Südafrika und in Australien kann man Platten hören, made in Germany. Die Sprechmaschine ist im Hottentottenkral und

im Buddhatempel, unter den Geishas und bei indischen Volksfesten unentbehrlich geworden. Und es ist ein Beweis deutscher Tüchtigkeit und deutscher Tatkraft, daß die deutsche Platte sich den Weltmarkt erobert hat. Wie gründlich dies geschah, geht daraus hervor, daß es Aufnahmen in 16 verschiedenen indischen Dialekten gibt.

Die Sprechmaschine ist fast 50 Jahre alt. Im Jahre 1877 überraschte Edison die Welt mit seiner neuesten Erfindung. Bei Edison lief ein Saphirstift um einen mit Staniol belegten Zylinder. Später wurde der Staniolzylinder durch eine Wachswalze ersetzt und an Stelle der Wachswalze trat dann die Platte. Aber am Wesen der Erfindung hat sich in 50 Jahren nicht viel geändert. Sie beruht, wie das Telephon, auf der schwingenden Membrane. Die Membrane befindet sich in der Schalldose und wird durch eine Nadel in Schwingung gesetzt. Die Nadel läuft auf der Platte, wie sie früher um den Zylinder lief. Ein Federwerk oder ein elektrischer Antrieb macht die Platte rotieren. Je stärker und kürzer die Nadel, desto lauter der Ton, er wird desto leiser, je schlanker und zarter die Nadel. Der in der Schalldose erzeugte Ton gelangt durch den Tonarm in den Schalltrichter. Früher saß der Trichter als Blechtuba auf dem Apparat, heute ist er im Schranke verborgen. Der alte große Trichter hatte seine Vorteile. Er gab dem Tone Fülle und Kraft. Allerdings auch einen gewissen, metallischen Beigeschmack. Es gibt heute Fabrikanten, die Tonarm und Trichter nur aus Holz herstellen und auf den reinen Holzton schwören. Die hauptsächlichsten Tugenden und Fehler des Apparates liegen in der Tonführung. Ein wirklich tadelloser Apparat ist ebenso selten wie eine tadellose Geige. Und jeder Apparat ist individuell, genau wie jedes andere Musikinstrument. Die Individualität des Apparates liegt wie bei der Geige im Resonanzboden, also in Tonführung und Trichter.



Die Schalldose einer Sprechmaschine.

So vollendet schön die Wiedergabe des Musikstückes in einem guten Apparat sein kann, so grauenerweckend ist sie in einer schlechten Sprechmaschine, vor allem bei schlechten Platten. Das Nebengeräusch ist der ewige Feind des Grammophons. Es kann das Musikstück in einer Weise überwuchern, daß das Quieken und Scharren, Rasseln und Klirren zu unerträglicher Qual wird. Die meisten Nebengeräusche sitzen in der Platte und werden mit der Platte geboren. Um die Platte herzustellen macht man eine Aufnahme auf einer Wachsfläche mit einem scharfen Stift, das heißt, die Aufnahme geschieht durch einen Trichter, die Membrane wird in Schwingung gesetzt und setzt ihrerseits das schneidende Instrument in Bewegung. Von der Wachsplatte wird nun ein erster galvanischer Kupferniederschlag gemacht, der auch bereits zum Pressen verwendet werden könnte. Er dient als sogenannter Vater zur Herstellung von einem neuen Negativ, das nun die Mutter heißt. Die Mutter erzeugt dann den Sohn (positiv), und dieses letzte, also dritte Galvano wird erst zum Pressen verwendet. Die Plattenmasse besteht aus Schellack, Schwerspat und anderen Bestandteilen, die aber Geheimnis der Fabriken sind. Die Platten werden mit einem Druck von 180 Atmosphären (gleich 98000 Kilo) gepreßt. Die Tonschrift läuft in Furchen und besteht aus Wellen und Zickzacklinien von sehr charakteristischer Form. Merkwürdigerweise ist die Tonschrift nicht nachzumachen. Nur der Ton, nicht Menschenhand kann sie schreiben. Und ein Menschenauge kann sie auch nicht entziffern oder deuten. Die Nebengeräusche entstehen nun dadurch, daß der Stahlstift sich auf der harten Platte vorwärts bewegt. Aber eine gute Aufnahme und ein gutes Plattenmaterial können Nebengeräusche fast ganz verschwinden machen. Ich kenne wundervolle symphonische Aufnahmen, von Richard Strauß, Möricke, Dr. Stiedry und Weißmann dirigiert, ausgezeichnete Tanzplatten (so von dem unübertrefflichen Marek Weber), Geigensoli von Prihoda, dem neuen Paganini, wie man ihn nennt, von der ungarischen Geigerin Edith Lorand, Gesangsplatten von Caruso oder von Richard Tauber oder von dem Star der Oper in Sofia, Sabbeff, bei denen die Nebengeräusche auf ein unhörbares Minimum herabgemindert sind. Was Aufnahmetechnik betrifft, steht heute die deutsche Platte unstreitig in der allerersten Linie. Aber tatsächlich sind Nebengeräusche doch vorhanden! Bei Pianostellen und wenn es Pausen zwischen den Tönen gibt, hört man auch bei der idealsten Platte das leise Surren und Rauschen der Nadel. Nebengeräusche müssen prinzipiell durch irgendeine neue Erfindung unmöglich gemacht werden, das heißt, man muß eine ganz neue Art der Wiedergabe erfinden, die das Nebengeräusch ausschaltet. Das ist das eine Zukunftsziel der Sprechmaschine, das zweifellos früher oder später erreicht werden wird, genau so, wie man beim Film das Flimmern des Filmes zu vermeiden gelernt hat.

Das zweite Ziel der Sprechmaschine ist der Ersatz der Platte durch ein beliebig langes Band. Die Platte ist in ihrem Ausmaße begrenzt. Sie hat höchstens dreißig Zentimenter im Durchmesser. (Die Herstellung von Fünfunddreißig-Zentimeter-Platten hat man heute aufgegeben.) Handelt es sich um größere Musikstücke, dann braucht man mehrere Platten; und das Einsetzen einer neuen Platte, das Einsetzen einer neuen Nadel unterbricht die Aufführung und zerreißt die Stimmung. Trotzdem sind in der Plattenliteratur schon große Orchesterwerke vertreten, so z. B. die C-Moll-Symphonie von Beethoven, die H-Moll-Symphonie von Schubert, die Präludien von Liszt, die symphonischen Dichtungen von Richard Strauß, das Requiem von Verdi u. a. m. Man hat versucht, die Platte durch ein Zelluloidband zu ersetzen und die Versuche waren vielversprechend. Hand in Hand mit der Erfindung des laufenden Bandes geht die Verbindung von Film und Sprechmaschine. Das Problem des sprechenden Films ist heute gelöst, man kann Töne ebensogut wie Menschen und Dinge photographisch aufnehmen und dann den Tonfilm wieder in Töne umsetzen. Es wird sicher nicht mehr lange dauern und der sprechende Film wird ebenso populär sein, wie es heute der Bildfilm ist.
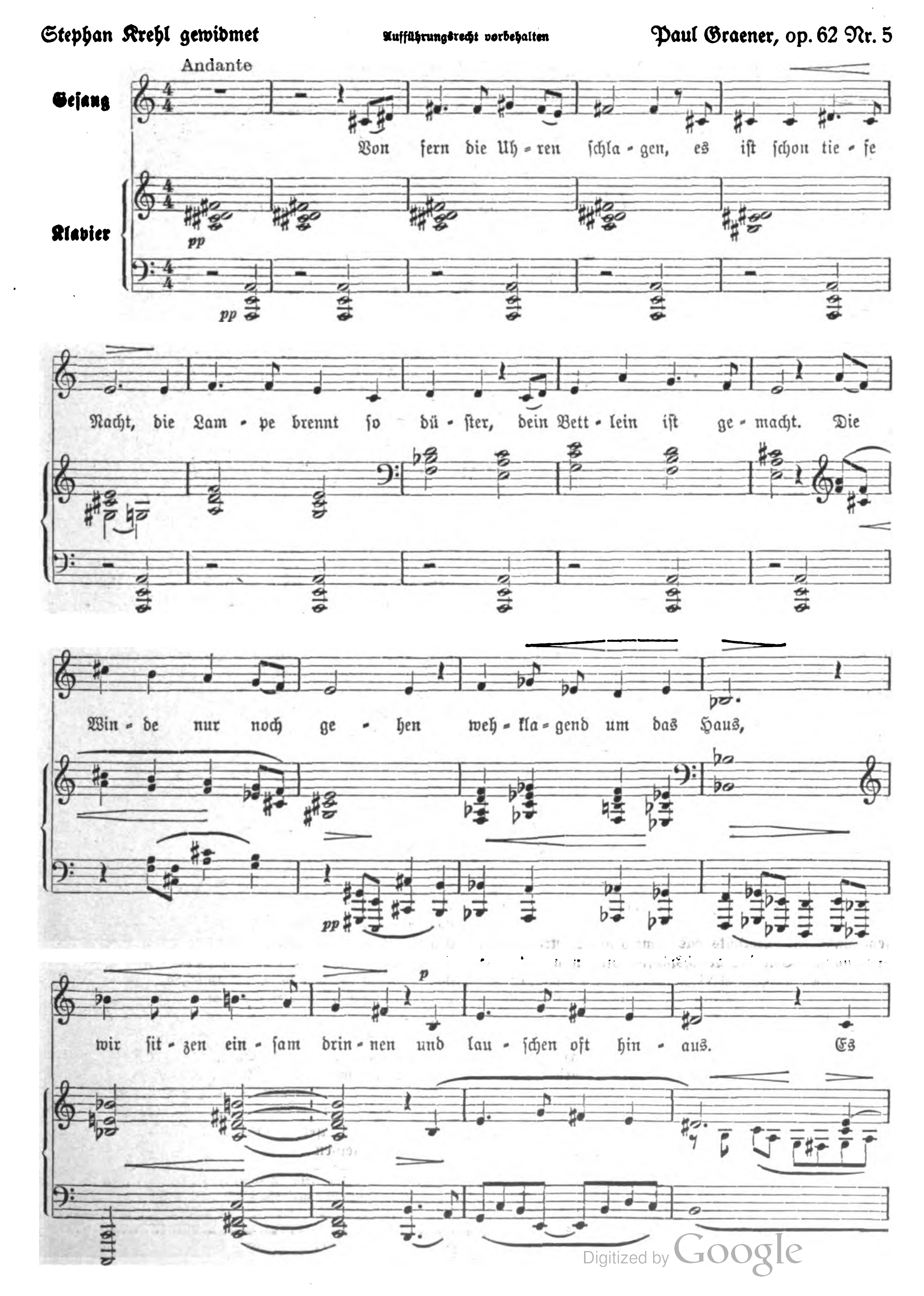
Lange Zeit wurde die Sprechmaschine als Spielzeug und als Zeitvertreib des Spießers unterschätzt. Heute ist sie einer der größten Kulturfaktoren, ein Bildungsmittel allerersten Ranges. Sie steht erst an der Schwelle ihrer großen kulturellen Aufgabe. Aber sie wird in der Zukunft zweifellos noch viel für die Verbreitung guter Musik leisten.
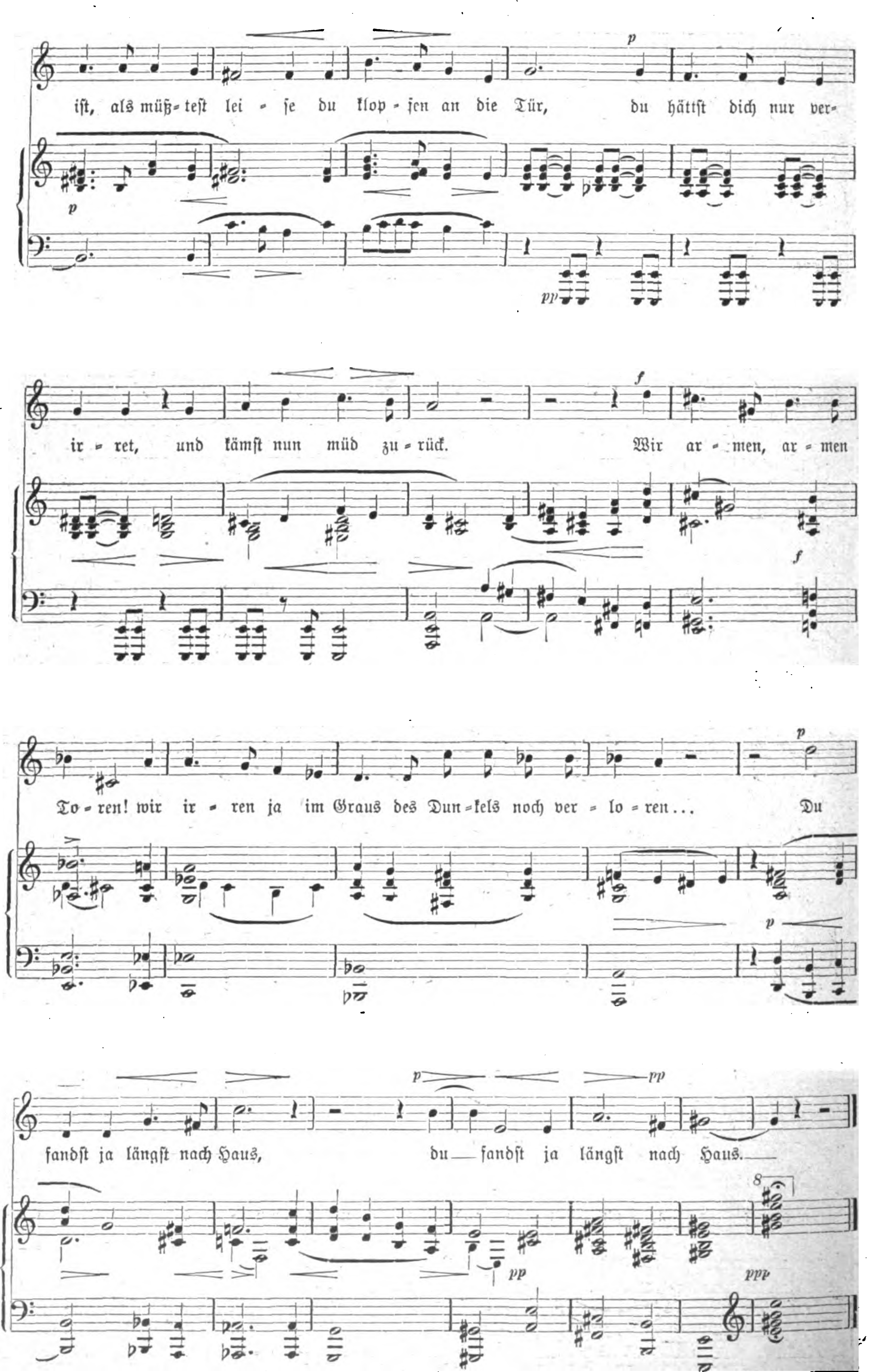
Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Von fern die Uhren schlagen

VON JOSEPH VON EICHENDORFF

Stephan Krehl gewidmet — Aufführungsrecht vorbehalten — Paul Graener, op. 62 Nr. 5





Die Wiedergabe dieses feinen Stimmungsliedes, das den „Sechs Eichendorff-Liedern" von Paul Graener entnommen ist, erfolgt mit freundlicher Einwilligung des Komponisten und des Verlags Fr. Kistner in Leipzig.

RECLAMS UNIVERSUM

★

Wochenausgabe für Lesezirkel Heft 50

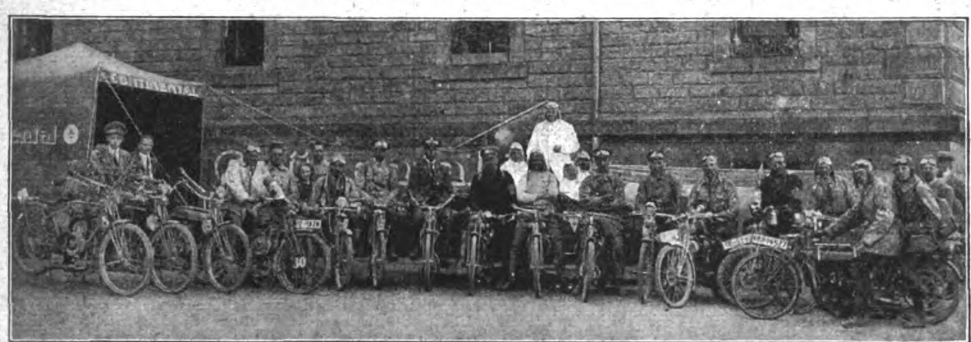


Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Beachtenswerte Mitteilungen

Liebhaber der Hausmusik, die Instrumente in gediegenster und geschmackvoller Ausführung haben wollen, seien auf die Erzeugnisse der Fa. Aug. Schulz, Nürnberg, Unschlittplatz, hingewiesen, die als Spezialität seit Jahrzehnten Gitarren, Lauten, Mandolinen und Zithern nach Entwürfen anerkannter Künstler in allen Stilarten baut.

In der heutigen Zeit ist die Hausfrau aus Sparsamkeitsrücksichten darauf angewiesen, die für die Familie notwendigen Kleidungsstücke im Hause anzufertigen oder anfertigen zu lassen. Die leistungsfähigsten Nähmaschinen sind heute solche mit rotierenden Nähwerkzeugen, die unter dem Namen „Rundschiff- oder Schnellnähmaschinen" auf dem Markt sind. Die Maschinen machen bei jeder Umdrehung des Gestellrades bis zu neun Stiche und sind leichter zu treten als die Nähmaschinen anderer oder veralteter Systeme, die meistens nur 4—5 Stiche in derselben Zeit machen. Dabei eignen sich solche Nähmaschinen hervorragend zum Sticken und Stopfen. Besonders das Stopfen ist heute sehr wertvoll. Die Rundschiffmaschinen haben den freischwingenden Greifer, daher ist keine Schiffchenbahn vorhanden, worin sich der Faden festklemmen kann. Die Bielefelder Nähmaschinenfabrik Baer & Rempel in Bielefeld baut seit den 80er Jahren Nähmaschinen nach dem rotierenden Greifersystem unter dem Namen „Phoenix". Die Firma baut nur Nähmaschinen, keine anderen Artikel. Es werden in der Fabrik Nähmaschinen für die Familie und für alle Zwecke der Industrie und des Gewerbes gebaut, die bei Fußbetrieb bis zu 2000 und bei Kraftbetrieb bis zu 4000 Stiche in der Minute nähen.



DKW-Team bei der Reichsfahrt 1923. Sämtliche in Würzburg gestarteten Maschinen mit DKW-Motor, sei es im Originalrahmen oder im Zetge-, Ema-, Sticherling- oder einem anderen Leichtkraftradrahmen, kamen siegreich am Ziel in Stuttgart an. DKW belegte bekanntlich dabei sämtlich drei erste Plätze, genau wie DKW schon bei den Reichsfahrten 1921 und 1922 sämtliche Preise erringen konnte. — Außerdem erzielte DKW bei der Reichsfahrt 1921, 1922 und auch 1923 den besten Wertungsfaktor sämtlicher Klassen, Automobile inbegriffen.

DIE TREPPE

Ein Roman aus unserer Zeit

VON CATHERINA GODWIN

Unser neuer Roman macht unsere Leser bekannt mit der im Elsaß geborenen, in München lebenden Schriftstellerin Catherina Godwin, der Verfasserin der Romane „Die Brendor A.-G." und „Die Frau im Kreise". In ihrem neuen, ungewöhnlich fesselnden Roman „Die Treppe" schildert sie mit wundervoller Beobachtungsgabe, mit feinem Reiz und mit köstlichem Humor Menschen unserer Zeit.

„... Sei mein —" Es war, als klänge die Stimme des Mannes nicht neben Marga, nicht so dicht, daß die Worte fast von ihren eigenen Lippen gesprochen schienen — es war, als klänge die Stimme fern über einer schweigenden dämmernden Landschaft, in der plötzlich feierlich die Abendglocken läuten.

— Sollte man es glauben, daß die beiden nebenan keine Silbe sprachen! Frau Oberstabsarzt Berchtold neigte sich der Tür zu, die von der dicken Portiere verhüllt war und lauschte angestrengt... Niemand vermochte es zu ermessen, welche Mühe an dieser Stunde hing, wie viele Vorbereitungen, ja welch unermüdliche Regie! Wenn man Witwe ist und nur eine einzige Tochter hat und dieses Kind eigenwillig jeden Freier ausschlägt...

Die Dame hüstelte. Sie hatte zwar keinen Husten, aber ihr gewohnheitsmäßiges Hüsteln entsprach ihrem sorgenvollen Wesen, ihrer inneren Not und schien eine Abwehr gegen Margas kühle Sorglosigkeit, die den schweren Prüfungen des Schicksals unbesorgt gegenüberstand.

Na — vielleicht erklärte er sich heute noch! Jedenfalls war es keine Art, hier immer ins Haus zu laufen, herumzusitzen und ein Gesicht zu machen, als sei die Mutter im Wege! Sie stickte jetzt und hüstelte weiter.

Hatte das Schweigen nebenan sie soeben noch zuversichtlich gestimmt, so begann sie nun allmählich darob beunruhigt zu werden. Daß Liebespaare zuweilen schweigen, das weiß man; aber bei einer Verlobung gibt es immerhin einiges zu bereden, ja eine Verlobung ist gleichsam eine Aussprache, wenigstens war das früher so!

Es klopfte. Das Dienstmädchen fragte, ob es anrichten solle. Nun richtete man wenigstens zweimal wöchentlich das Essen für den fremden Gast — heute abend war es besonders opulent — und dabei wußte man immer noch nicht, wie man eigentlich mit der Verlobung dran war!...

„Gleich —" sagte Frau Oberstabsarzt Berchtold etwas gereizt zu dem Mädchen, das erwartungsvoll in der frischen weißen Schürze auf der Schwelle stand. „In zehn Minuten," fügte sie hinzu — zehn Minuten wollte sie noch warten.

Aber die zehn Minuten gingen vorüber und noch immer rührte sich nichts nebenan.

Die Frau Oberstabsarzt faßte sich nun doch ein Herz. Ihre Tochter war sechsundzwanzig Jahre alt, da hätte sie zwar das Alter gehabt, selbständig zu sein, aber gerade dies vorgerückte Alter für ein junges Mädchen schien ihrer Mutter das Recht zu einer erhöhten Bevormundung zu geben.

Sollte sie vielleicht in ihrem eigenen Salon anklopfen? Trotzdem zauderte die Dame vor der Tür, denn sie war keineswegs sicher, nicht in irgendeiner unliebsamen Form überrascht zu werden; sie hüstelte also etwas lauter, klinkte sachte auf und trat ein.

Da es im Nebenzimmer dämmerte, Frau Berchtold aber aus dem Hellen kam, sah sie im ersten Moment gar nichts.

Nun aber erhoben sich zwei Silhouetten aus der Dunkelheit, sie starrten beide in die Helle, die aus dem Nebenraum drang wie in ein fremdes Licht, dessen greller Schein etwas zu zerstören drohte, das in ihnen leuchtend war.

„Es ist angerichtet," meinte Frau Berchtold, die — nebenbei gesagt — den schönen Vornamen Ottilie führte. Sie stand zögernd vor den Zögernden. Nun wußte sie noch immer nicht, wie sie dran war. Marga war ja so ungeschickt! Sie ging so wenig auf ihr Ziel los. Sie hatte erklärt, man solle jedem Menschen die Freiheit seiner Handlung belassen — mein Gott — früher hatte man auch gewußt, daß man die Männer behandeln mußte — und heute, wo sie noch viel verwöhnter waren, da galt es besonders geschickt zu lavieren.

„— Darf ich bitten, Herr Doktor" — sagte die Hausfrau. Der Gast trat nun in das Nebenzimmer und die Helle belehrte, daß es durchaus begreiflich schien, daß dieser hochgewachsene Mann mit dem klugen, ernsten Gesicht der Frau Oberstabsarzt als Schwiegersohn sehr willkommen war.

Marga, die Tochter des Hauses trug eine abwesende Miene zur Schau. Ihre Züge ließen nicht erkennen, wie weit sie mit dem Manne sei, und der Herr Doktor sprach bei Tisch weder von Heirat noch von Liebe, sondern von einem neu erschienenen Werke über Buddhismus.

Frau Berchtold war mit diesem Thema wenig einverstanden. Sie ihrerseits war nun so weit, daß sie endlich Klarheit wünschte; sie kochte seit Wochen für diesen Herrn, er lud sie und die Tochter zuweilen zu einem gemeinsamen Konzertbesuch ein; neulich zum ersten Male war er mit Marga allein ausgegangen.

Aber es hatte keinen Zweck, sich mit einem Manne öffentlich zu kompromittieren — entweder sollte dieser Doktor, der ein Afrikaforscher war, sich jetzt erklären oder wenn er seine Erklärung noch länger für sich zu behalten gedachte, dann wäre es besser gewesen, er hätte sich in Bälde wieder nach Afrika zurückgezogen.

War Herr Dr. Glan anscheinend nicht bereit, sich auszusprechen, so war es dafür die Frau Oberstabsarzt, die ihre Tochter flüchtig beiseite nahm, von der sie in der Eile die rätselhafte Antwort erhielt, „daß es ganz anders sei".

„... Anders! — Was heißt anders!?" — In diesem Punkt war es seit Anbeginn der Welt stets das gleiche gewesen: man liebte sich — und wenn die äußeren Umstände klappten, nun, so schloß man sich zusammen, und jene, die mit ihrem Bunde die Öffentlichkeit scheuten und das Gesetz umgingen, die schaltete die herrschende Gesellschaft einfach aus! Frau Oberstabsarzt fühlte erzürnt: dazu war sie sich denn doch zu gut, ihr Haus und ihre Tochter dem Gerede der Menschen noch weiter zwecklos auszusetzen!

Trotzdem blieb noch eine Hoffnung in ihr. Sie lächelte süßlich bei der süßen Speise und kredenzte selbst den Likör, den sie jedoch in einer pessimistischen Regung bereits für eine Verschwendung hielt.

Heute jedenfalls wollte sie die beiden zum letzten Male wie zufällig allein im Nebenzimmer belassen. Sie hatte eine Anverwandte nach dem Abendessen bestellt, die Dame kam, als sei sie unerwartet hereingeschneit. Auf diese Weise blieb dem jungen Paar noch eine ungestörte Stunde.

Der Blick der Mutter hatte die Tochter belehrt: Frau Berchtold erwartete nun ein Resultat. In dieser Stunde sollte Marga ihre Zukunft entscheiden.

2.

Die beiden Damen setzten sich auf das Kanapee. Die soeben Gekommene war eine entferntere Verwandte und eine Freundin von Frau Ottilie. Sie nahm ihre Federboa ab, obgleich sie nicht allzulange verweilen wollte, und ihr Blick nach der süßen Speise belehrte die Hausfrau, daß der späte Gast noch bei gutem Appetit war. Frau Ottilie verbarg ihre schlechte Laune, während die andere behaglich aß. — „Meinst du, es wird was?“ ... sagte Fräulein Feilchen, die Dame mit der Federboa, „oder —?“ — Die Miene ihrer Freundin hatte sie belehrt, daß nicht alles nach Wunsch zu klappen schien. „Was will man sagen —“ seufzte die Frau Oberstabsarzt und drehte an ihren beiden goldenen Eheringen in der ehrsamen Gebärde einer Witwe. — „Der Mann scheint mir ein Sonderling.“ Anscheinend strebte sie bereits danach, die nahe Niete zu beschönigen.

„... ein Sonderling ... und Afrika —“ nickte das kleine Fräulein und strich sanft und nachdenklich über ihre Straußenfederboa — „und dennoch wäre es interessant, was von der Welt zu sehen!“

„Das schon,“ entgegnete die Frau Oberstabsarzt, der das Werk über Buddhismus einfiel — hieß das nicht, wenn jemand in solcher Stunde vom Buddhismus sprach, vom eigentlichen Thema abschweifen?

Fräulein Paula Feilchen rückte näher. Sie kringelte ihre Federboa jetzt in Herzform, was einer Umschreibung ihrer heimlichen Gedanken entsprach.

„Warum nimmt sie nicht den Dr. Ehrlich? ...“ forschte sie vertraulich. Sie stellte ihren leeren Teller auf das Büfett, „der will sie doch seit vielen Jahren. ... Da wäre sie gut versorgt!“

„Sie will ihn nicht —“, entgegnete resigniert die Frau Oberstabsarzt ... „Zu unserer Zeit, da war das anders, da hieß es einfach: du mußt! Ich habe meinen Mann auch nicht gewollt und bin dann schließlich doch noch ganz glücklich mit ihm geworden.“

Fräulein Feilchen nickte wieder. Zu ihr hatte niemand „du mußt!“ gesagt. War es Zufall oder Schicksal? — Sie hatte zwei Schwestern gehabt, die beide einen Freier fanden — zu ihr war niemand gekommen. Dabei hatte Fräulein Feilchen niemals im Verborgenen geblüht, ihr Vater war Forstmeister, ein sehr geselliger Herr; ihr Bruder, als forscher Student hatte oft Freunde ins Haus gebracht. Gefühle hatte Fräulein Feilchen allerdings auch gehabt — doch ihres Herzens heimliche Enttäuschung in emsiger Tätigkeit vergessen ... was gab es nicht alles daheim zu tun! Und nun war sie bereits in jene Generation hinübergereift, in der man es nicht mehr so tragisch nimmt, wenn eine Frau auf eigenen Füßen steht; heute macht es nicht mehr der Mann, sondern die eigene Persönlichkeit. Fräulein Feilchen hatte jetzt wirklich viel zu tun, sie war tätig in mehreren Vereinen, sie stand einem Kinderhorte vor, sie hatte ihre Plage, doch auch ihren angesehenen und gut besoldeten Posten. Es schien, daß das Leben für jeden einen Raum bereit hielt — keiner war vergessen —, Fräulein Feilchen hatte sich längst getröstet — und dennoch tat es ihr irgendwie wohl, falls aus der Ehe mit diesem Dr. Glan, der soviel in der Zeitung genannt war, nun am Schlusse doch nichts wurde. Sie mochte Marga wirklich leiden, aber das Mädchen hatte solch hochfahrende Art, sie hatte ihren eigenen Kopf und tat so überlegen. Daß Dr. Ehrlich etwas dick und klein war — mein Gott — er war ein anständiger Mann, er hatte eine gute Praxis — er war Kinderarzt. Fräulein Feilchen hatte im Kinderhort mit ihm zu tun, da lernte man das Herz eines Menschen kennen, wer Kinder gern hat, der ist ein guter Mensch ... und Dr. Ehrlich hatte die Kinder gern.

Fräulein Feilchen fing wieder von Dr. Ehrlich an, und daß er ein sehr anständiger Mensch mit einem guten Auskommen sei. Sie trank zu diesen Worten einen Likör, wobei sie sich verschluckte.

Frau Berchtold war nachdenklich geworden. Wenn man Witwe ist und alle Verantwortung der Erziehung allein trägt, so ist es nicht immer leicht! Sie hätte Marga diesen Dr. Glan gern gegönnt, aber, falls er sich jetzt nicht erklärte, dann — Fräulein Feilchen hatte ganz recht — mußte sie den Dr. Ehrlich nehmen. Ja, der Dr. Ehrlich war zweifellos ein anständiger Mensch, das hatte Fräulein Feilchen wohl absichtlich betont, denn Marga hatte sich in den Augen der anderen schon manchmal ein wenig kompromittiert, und immer wieder war dann Dr. Ehrlich wie ein Tröster auf der Bildfläche erschienen. Er bekundete stets erneut seinen guten Willen — und immer hatte Marga ihn entlassen.

... Das war die Liebe! Die Treue, die allem stand hielt: er kehrte stets wieder als ein Hoffender zurück ... Nun ja — er war etwas dick und klein — aber schließlich — Frau Berchtold hüstelte — alle Vorzüge vereint konnte man auch nicht verlangen.

Die Uhr tickte mahnend, der Zeiger rückte vor. Was mochte wohl in dem Salon, aus dem man gar nichts vernahm, gesprochen sein —? Fräulein Feilchen war neugierig, Frau Ottilie beunruhigt. Schließlich schlug es zehn Uhr, Fräulein Feilchen erhob sich mit emsigen Schritten und verabschiedete sich.

Sie hätte ja so gern gewußt ... sie schlang ihre Federboa um den Hals und drückte der anderen in einer teilnehmenden Gebärde die Hand, darin schon eine heimliche Kondolenz verborgen lag.

3.

Frau Oberstabsarzt Berchtold legte sich an diesem Abend tränenüberströmt zur Ruhe. Sie hatte einen harten Schicksalsschlag erlebt! Marga, ihre leibliche Tochter, hatte ruhig und fest erklärt, daß sie den Dr. Glan liebe und ihm folgen wolle. Doch sie hatte zugleich gestanden, daß von Ehe zwischen ihnen nicht gesprochen worden sei — ihre Verbindung stünde höher als das herkömmliche Gesetz, und es gäbe für sie beide nicht die gewöhnlichen Schranken.

Frau Ottilie war sprachlos geworden. Das also war das Resultat! Das hatte man von seiner sorgfältigen Erziehung. — Das war die Folge, wenn man zu gut war und seinen Kindern die Freiheit ihrer eigenen Meinung beließ. Aber aus diesen überspannten Reden wurde natürlich nichts. Hätte sie doch eher darauf gedrungen, daß Marga den Dr. Ehrlich nahm. Afrika und der Buddhismus waren ihr zu Kopf gestiegen — „erhöhte Menschlichkeit“ und ähnliche schöne Sprüche — oh, Frau Ottilie kannte die Männer — mit solchen Worten redeten sie sich heraus.

Jetzt hieß es handeln! Frau Berchtold wollte mit Dr. Glan mal unter vier Augen reden und dafür sorgen, daß Marga diesen Verbrecher in Zukunft nicht mehr zu





Auf der Treppe. Nach einer künstlerischen Aufnahme von R. Wörsching, Starnberg.

Gesicht bekam. Denn alles war nur seine Schuld! Marga hatte zwar selber von einer späteren Ehe gesprochen, ja, sie hatte sichtlich auf seine Erklärung gewartet und erst in letzter Zeit war sie so seltsam verändert, was zweifellos der Einfluß von diesem skrupellosen Verführer war! Nun — in Afrika — da waren die Sitten vielleicht anders — bei den Wilden mochte es so sein — in Europa, in einer guten Bürgerfamilie, bewarb sich in dieser dreisten Form kein anständiger Mann!

Erst hatte die Mutter ihre Empörung ganz hemmungslos herausgeschrien, allmählich aber hatte sie die Tochter gütlich zu beschwichtigen gesucht. War sie denn wahnsinnig geworden, was würden die Menschen sagen, wenn sie wie eine Dirne einfach in die Wildnis mit dem fremden Manne zog!

Frau Berchtold konnte sich nicht beruhigen. Die stolzen Pläne der letzten Wochen brachen schmählich zusammen. Nichts blieb ihr als die Beleidigung und schließlich der Spott der anderen.

Doch konnte ja von all dem keine Rede sein! Das war der glatte Irrsinn — Marga hatte sich bereits genugsam mit Dr. Glan kompromittiert, jetzt kam der Dr. Ehrlich wieder auf den Plan. Das war ein anständiger Mann, der sein sicheres Auskommen hatte, der nicht planlos in der Welt herumzog und Mädchen aus gutem Hause verführte — er hatte sein gutes Herz schon öfters bewiesen, und man wußte wenigstens, wie man mit ihm dran war.

Marga erwiderte überhaupt nichts. Ihre stumme Opposition beängstigte und erzürnte die Mutter; war ihre Tochter auch mündig, so hatte sie trotzdem nicht das Recht, durch ihre verschrobenen Ansichten die Ehre ihres toten Vaters zu verletzen.

Die Nacht verlief sehr unruhig. Frau Ottilie warf sich schlaflos hin und her. Marga war so versteinert, wie ein Mensch, an dessen Entschlüssen nicht mehr zu rütteln ist. Aber morgen war auch noch ein Tag, und Onkel Ferdinand mußte ihr schlimmstenfalls beistehen. Auch Dr. Ehrlich fiel ihr als Retter ein — wie wäre es, wenn sie im Vertrauen ein offenes Wort mit ihm spräche? ... Daß Marga so einfach aus ihrem Zimmer gegangen war, ohne jede Bitte um Verzeihung — ja, ahnte sie denn nicht, daß sie das Lebensglück ihrer Mutter kalt vernichten wollte? Und warum? ... Falsch verstandene Romantik! Glaube an die Größe eines freien, gemeinsamen Geschickes! ... Ach — die Männer, mochten sie noch so groß und bedeutend sein, gerade dann waren sie die schlimmsten Egoisten, sie forderten die Freiheit ja doch nur zu ihren eigenen Gunsten! War auch die Ehe eine schwere Sache — und das gab Frau Ottilie unumwunden zu —, so war man doch bis heute über dies Problem noch nicht hinausgelangt — die Ehe bedeutete den Schutz der Frau und den Schutz der Kinder.

Je näher der Morgen rückte, um so entschlossener ward Frau Ottilie — nein, nie und nimmer durfte solch Unglück geschehen! Wagte dieser Mann es noch fürder die Augen zu ihrer Tochter zu erheben, so konnte es nur auf einer durchaus legalen Basis sein. Ja, sie wollte mit ihm reden! Er würde sie begreifen — obzwar sie deutlich fühlte, daß sie die Sympathie dieses bizarren Mannes nicht besaß —, oh, sie würde sich vor ihm in keiner Weise genieren. — Die Jagd auf wilde Tiere war nicht das gleiche wie die Jagd auf unschuldige junge Mädchen!

Wieder fiel ihr Onkel Ferdinand ein. Er war Rechtsanwalt, mit dem Titel eines Justizrates, was ihm in dieser Angelegenheit nun ein gewisses Prestige verlieh ... Onkel Ferdinand würde schon seine Meinung als Familien-

oberhaupt deutlich bekunden — falls es nicht doch besser wäre, diese Beleidigung der Familie ganz zu verschweigen. Auch den Plan, Dr. Ehrlich einzuweihen, verwarf Frau Ottilie im Morgengrauen; sie wollte den Kampf allein ausfechten. — Die Liebe eines unerfahrenen Mädchens gegenüber solch welterfahrenem Manne war oft die Sache einer Suggestion. Marga stand ganz einfach unter einem fremden Einfluß, sie gab sich von ihrer eigenen Absicht keine klare Rechenschaft mehr — hatte sie denn auch die vielen Reisestrapazen erwogen und dann die Nähe dieses Mannes Tag und Nacht — Frau Ottilie errötete im Dunkeln: sie mußte an den Kinderhort denken. Jetzt fühlte sie wieder deutlich Fräulein Feilchens Händedruck, in dem eine heimliche Kondolenz lag — und sie erkannte, daß das opulente Abendessen ebenso unnütz wie der teure Likör zu der süßen Speise war.

4.

Am nächsten Tag wiederholte sich die gestrige Szene: d. h. die Mutter wiederholte ihre aufgeregten Worte und die Tochter ihr hartnäckiges Schweigen. Wie sah Marga denn aus! Welch eigentümliches Leuchten im Blick! Unerhört: den Frühstückstisch ließ sie einfach stehen und überließ es ihrer Mutter, ihn abzuräumen — als ob sie schon in Afrika wäre, so schaute ihr Schlafzimmer aus! Hatte sie bereits in den Schränken gekramt, das ließ fast auf Flucht und Abreise schließen — wäre es nicht wegen des Dienstmädchens gewesen, die Frau Oberstabsarzt hätte jetzt die Wohnungstür abgeriegelt.

Onkel Ferdinand wohnte ziemlich weit draußen. Telephon hatte man aus Sparsamkeitsgründen nicht — aber an falscher Stelle warf man das Geld doch mit vollen Händen hinaus! — Frau Ottilie dachte an das opulente Abendessen ... nun war alles vergeblich.

Jetzt besann sie sich darauf, daß sie nicht einmal die Adresse von diesem Doktor wußte, man lud ihn von einemmal auf das andere ein, da mußte sie erst ihre Tochter fragen — wo war sie denn? — Die Mutter ahnte, daß sie am Ende schon in aller Frühe zu ihm gelaufen war!

So saß sie denn und wartete und putzte Gemüse, denn das Mädchen schnitt immer gleich die Hälfte ab; nun ja, die Dienstboten ... die konnten ja großartig sein, wenn es nicht aus ihrer eigenen Tasche ging! Dabei machte die Emma ein so impertinentes Gesicht, ohne gerade etwas zu sagen, als habe sie die Impertinenz in sich verschluckt ... ja, ja. Wo blieb nur die Marga! Das war ja unerhört — seit zwei Stunden war sie weggelaufen —, anstatt im Haushalt zu helfen, rannte sie bei ihren Liebhabern herum! Frau Ottilie war sehr erzürnt. Der Gram, der sie beschwerte, trieb sie zur Ungerechtigkeit, aber, wenn man selber stets pflichtgetreu und ehrbar war, dann ist man nicht so leicht geneigt, denen zu verzeihen, die der Korrektheit einfach ins Gesicht schlagen!

... Das Moderne nämlich, davon war Frau Ottilie zutiefst überzeugt, das mußte sich an den Menschen rächen — das war nichts anderes als eine Anarchie; jede Kultur hatte ihre Gesetze und verlangte Unterordnung unter die herrschende Sitte. Frau Berchtold bedachte in ihrem Zorn nicht, daß gerade die Führer der Kulturen oft für sich selbst ein Sondergesetz in Anspruch nahmen ... Nein, nein: das Moderne war eine Krankheit, eine Epidemie — man sah es deutlich in der heutigen Kunst, die das Reine, Wahre, zerstörte und dafür den Torso und die Verzerrung gab! Marga hatte solch eine Freundin, sie hieß Liane Fein — Liane, was das schon für ein Name war, und sie malte, daß es eine Schande war: Nacktes eckig und schief und in Farben, daß es einem übel werden konnte; dabei hatte die Person dennoch Aufträge, und sie erklärte stolz: sie lebe von ihrer Kunst! ... Kunst! Ach, Frau Ottilie seufzte, sie spielte selbst Klavier, und als sie jung war, hatte man behauptet, sie habe Talent.

Marga aber stümperte nur am Klavier herum, manchmal spielte sie wirklich ganz schön, dann studierte sie vierzehn Tage eifrig jeden Tag und plötzlich ließ sie alles wieder sein ... Ihr fehlte eben die Disziplin und die Strenge der väterlichen Hand. Wenn man nur ein Kind hat, dann ist es stets ein Sorgenkind ... Marga war bleichsüchtig gewesen, sie hatte Eisen und Chinin genug genommen und dann das viele Arsen! Was hatte man nicht schon alles an die Ärzte hingehangen! Mein Gott, das war ja alles im Grunde so zwecklos: Marga war einfach unbefriedigt von ihrem Leben, ihr fehlte eine geregelte Ehe: der Mann — ja, Frau Ottilie sah den Dingen gerade ins Gesicht — sie war keineswegs so unmodern, als man glaubte, aber derartige Extravaganzen, bei denen man seine Zukunft untergrub, nein, die gab es nicht!

Nun war das Gemüse fertig geputzt; die Emma brauchte zu so etwas eine ganze Stunde, so trödelten die Leute herum! Frau Ottilie seufzte. Sie hüstelte erneut. Na, heute kratzte sie es wirklich im Halse. Sie hätte eigentlich mal den Dr. Ehrlich rufen lassen können ... denn oft, wenn der Ärger zu einer Erkältung kam, dann warf es einen plötzlich um! Ach Gott, der Ärger und der Kummer, was war ihr ganzes Leben gewesen — man hatte seine liebe Not. Aber Dr. Ehrlich war nicht wie die anderen Ärzte, der hatte ihr niemals eine Rechnung geschickt, der war eben ein anständiger Mensch, der Marga trotz all ihrer Fehler liebte. Frau Ottilie hatte einen wollenen Schal um ihre Schultern gezogen, kam denn Marga noch immer nicht! ... Schließlich schickte sie die Emma um die Ecke, sie solle mal bei Dr. Ehrlich im Kinderhort anrufen, die Frau Oberstabsarzt wäre gar nicht wohl, der Herr Doktor möge doch sobald es ihm möglich sei, für einen Moment herüberkommen. (Fortsetzung folgt)

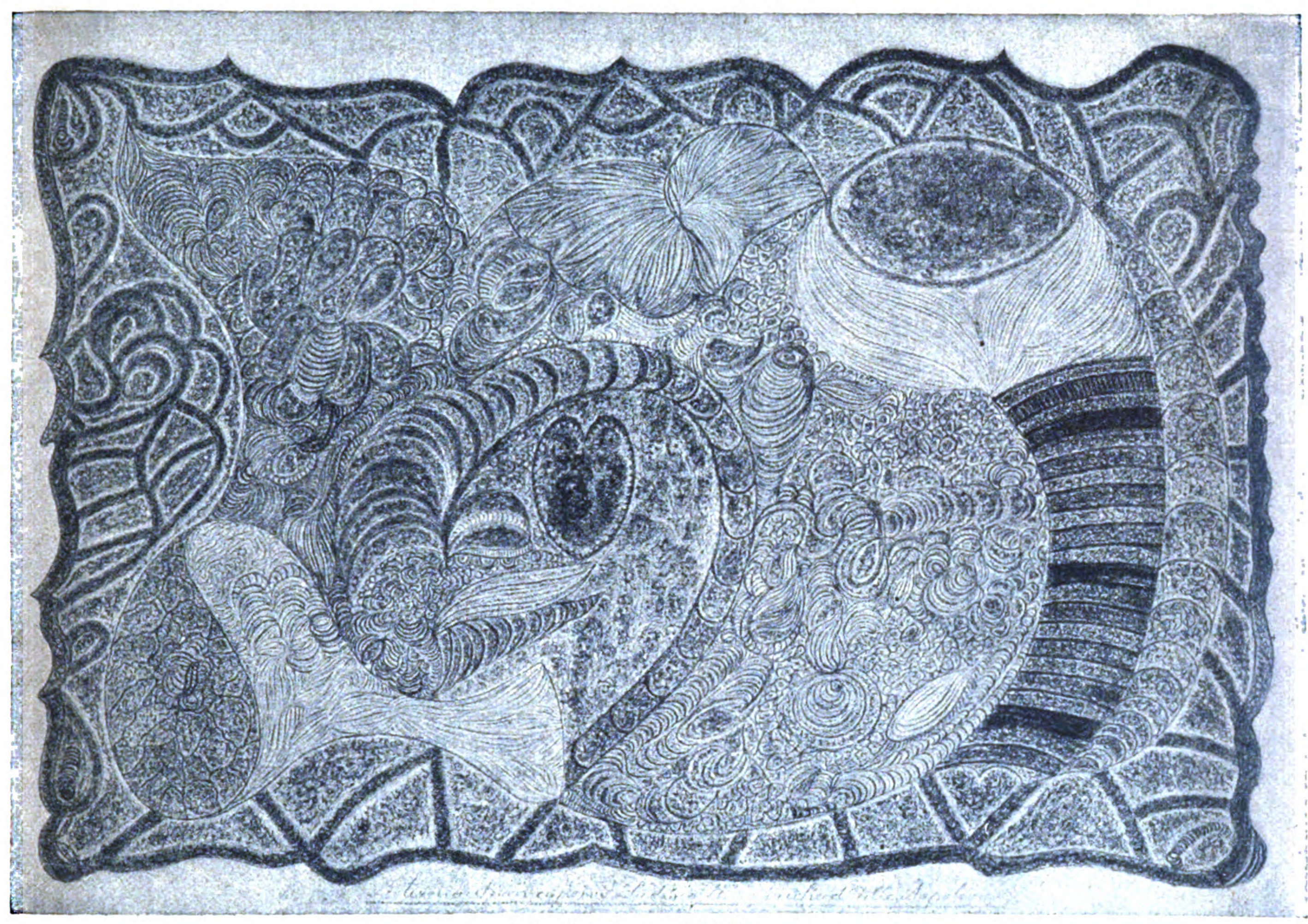
Sprichwörtliche Redensarten. Von Franz Brümmer

Hand von der Butter!

Ein schlagendes Beispiel dafür, welche Wandlung ein süddeutsches Wort in Norddeutschland erfahren hat. Die Redensart stammt aus Österreich und lautet dort richtig und vollständig: „Hand von der Butten, 's sind Weinbeerln drin!“ Die Butte ist ein Holzgefäß, in dem Trauben, Gemüse u. dgl. auf den Markt gebracht werden. Die Warnung in der Redensart richtet sich also gegen die Näscher im weiteren Sinne. In Norddeutschland ist nun aus der „Butte“ die „Butter“ geworden, wenn auch der Sinn der Redensart nur wenig dadurch verändert ward.

Schwefelbande

Im Jahre 1815, als die deutsche Burschenschaft entstand, gründete in Jena ein Herr v. Valentini eine Verbindung „Sulphurea“ (sulphur = Schwefel), die sich hauptsächlich gegen die Despotie der Landsmannschaften richten sollte. Ihr Hauptgrundsatz war, sich nicht zu schlagen. Deshalb traf diese Studenten die Verachtung der Korps und Landsmannschaften, die in dem Worte „Schwefelbande“ ihren Ausdruck fand. — Andere behaupten, daß das Wort schon vor 1815 bekannt gewesen sei und auf jene Zeiten zurückweise, wo es in Deutschland viele Mordbrennerbanden gab, die mit Schwefel arbeiteten.



Dekorative Zeichnung (Bleistift).

Bildnereien der Geisteskranken

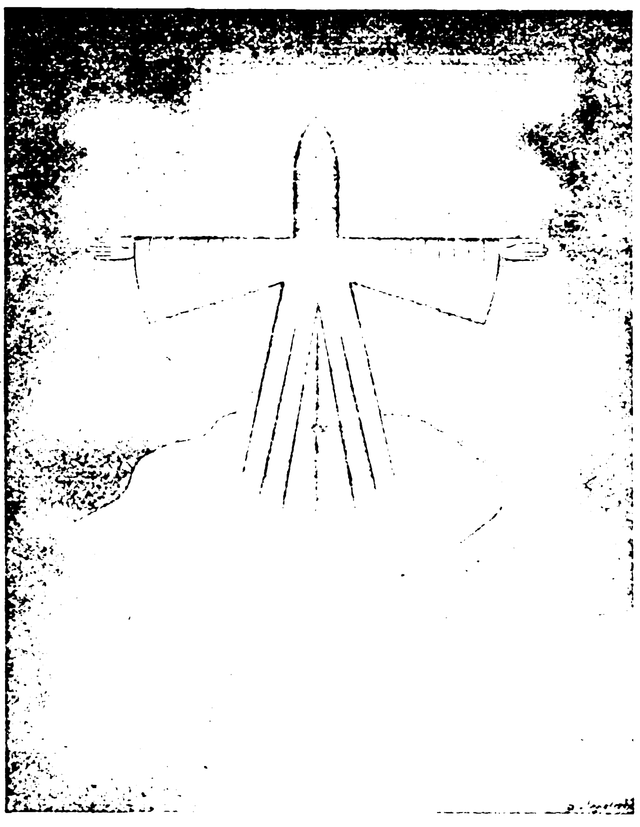
Von Dr. Karl Tuczek-Kennenburg

Wer vor einigen Jahren das Entstehen der nunmehr 5000 Werke enthaltenden Sammlung von Bildnereien Geisteskranker an der Heidelberger Psychiatrischen Klinik miterlebte, konnte bei den Besuchern zunächst ein gesteigertes Interesse für den Gegenstand und die in ihm liegenden Probleme bemerken. Dies Interesse — nicht zu verwechseln mit der schaulustigen Neugierde des sich überall breitmachenden schöngeistigen Snobs — ist das gleiche, mit dem unser heutiges gebildetes Publikum sich den Grenzgebieten zwischen Gesundheit und abnormer Geistesverfassung zuwendet, eine gewisse Vorliebe, den Wirrnissen abnormen seelischen Geschehens spürend nachzugehen und seelische Hochspannungen auf sich wirken zu lassen.

Kaum einer, auch nicht der „Sachlichste", ist aus der Sammlung wohl ohne eine innere Erschütterung herausgegangen, nachdem er gesehen hat, wie hier (mit Ausnahme geringer handwerklicher oder technischer Schulung) ungeübte, im strengsten psychiatrischen Sinne geisteskranke Menschen auf dem Gebiete der Gestaltung (Bilder und Plastiken) produktiv werden, daß Kranke, deren Gesamtpersönlichkeit durch den Krankheitsprozeß schon weitgehend zerstört, so daß jeder Konnex von Mensch zu Mensch mit ihnen aufgehoben war, Werke schaffen, die zum Teil den Vergleich mit ernster Kunst durchaus aushalten. Nicht als ob die Krankheit ihnen die Gestaltungsmöglichkeit als etwas ganz Neues eintrüge, zu dem sie nicht vorher wenigstens die Anlage besessen hätten; so ist das nicht zu verstehen. Das Erstaunliche ist vielmehr das, daß solche seit Jahren in Anstaltsabgeschlossenheit lebenden Kranken spontan, ohne Anregung anfangen zu schaffen, daß die sonst so zerstörend wirkende Krankheit nicht auch die in ihnen ruhende Gestaltungskraft vernichtet, sondern unter Umständen (unter Wegfallen von Hemmungen?) weckt, ja sogar in gewissen akuten Phasen eine ungeahnte Steigerung erfahren läßt. Das trifft vor allem zu auf eine bestimmte Klasse von Kranken, die Verblödungszustände im jugendlichen Alter (Dementia praecox oder Schizophrenie). Ihre Bildwerke interessieren schon von vornherein am meisten durch Phantastik des Inhalts, durch Originalität der ganzen Schöpfung, durch Fremdheit und Eigenartigkeit, die auf den Beschauer stets einen unbehaglichen, unheimlichen Eindruck macht.

Von den Werken solcher Kranken sei hier in aller Kürze vorwiegend die Rede. Zunächst werden uns, wenn auch nicht sehr häufig, unmittelbar halluzinatorische Erlebnisse übermittelt, mit einer Anschaulichkeit, die das Überwältigende und Unheimliche der Trugwahrnehmungen ohne weiteres zum Ausdruck bringt (siehe Abb. Antichrist, S. 444).

Andere Bilder tragen, trotzdem ihnen noch eine reale Abbildetendenz zugrunde liegt, von vornherein eine Art



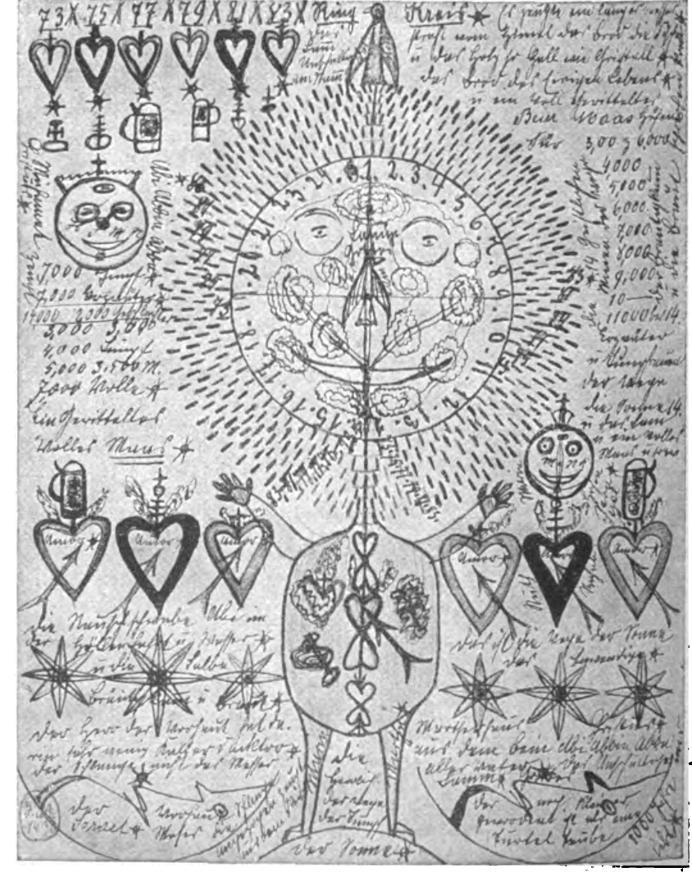
Antichrist (Bleistift).

Unheimlichkeitscharakter, sie zeigen die „Entfremdung der Wahrnehmungswelt“, schwer mit Worten zu beschreiben, aber um so intensiver miterlebbar. Gerade diese sind dem Psychiater besonders wertvoll, geben sie doch Aufschluß über seelische Konstellationen besonderer Art, die sich in anderen Ausdrucksformen so gut wie gar nicht wiedergeben lassen.

Mitten hinein in das wahnhafte Vorstellungsleben, in das seltsame Gewebe krankhafter Eigenbeziehungen führt uns eine Fülle zunächst unverständlich erscheinender, bizarrer und oft grotesker Bildwerke mit einer nicht endenwollenden Mannigfaltigkeit. Da werden wir eingeführt in die Glorie des Himmels, in den Spuk der Hölle, in die Welt der über- und unterirdischen Geister. Da werden uns anschaulich die seltsamen geheimnisvollen Beziehungen, durch die sich die Kranken mit der übersinnlichen Welt verbunden fühlen, religiöse Sendungen, Beteiligung an der Welterlösung und andere mit Worten schwer zu beschreibende transzendente Erhabenheits- und Hoheitsgefühle. Müssen wir uns auch bisweilen einen Stoß geben zur Überwindung des „Erdenrestes“, wenn ein Kranker in einer Person das Lamm Gottes zeigt in Gestalt eines absurden Hampelmannes, der zugleich ihn selbst, dann aber auch noch eine Uhr und die Sonne vorstellt (Abb. nebenstehend, Lamm Gottes), so können wir uns doch dem von einer derartigen Darstellung ausgehenden Reiz nicht ganz verschließen. Solche Bilder enthalten gelegentlich die ganze vielgestaltige religiöse und erotische Symbolik, sie sind oft, fast unter völligem Verzicht auf abbildnerische Darstellungstendenzen, vollgepfropft mit seltsamen magischen Zeichen und geheimnisvollen Zahlenreihen unter Vorherrschen von ornamentalen Tendenzen, bis sie schließlich eine Art Teppichcharakter bekommen. Und als ob das noch nicht genug wäre, sind sie häufig bis an die Grenzen des auszufüllenden Raumes mit Kritzeleien in den feinsten Schriftzügen angefüllt, die in den verschrobensten Redewendungen erst die Bedeutung des Dargestellten enthüllen sollen. Mag bei solchen Bildern das Interesse am Absonderlichen meist überwiegen, so wird doch kein Beschauer ein Bild wie die Bergpredigt (siehe Abb. S. 445 oben), die uns unmittelbar in die Welt mittelalterlicher Altargemälde hineinführt, ohne innerliche Beteiligung auf sich wirken lassen.

Und neben diese religiöse Symbolik, oder seltsam mit ihr vermischt, tritt (namentlich in den Werken eines Holzschnitzers) die Sexualsymbolik, auch hier ein Hinweis auf die verwandtschaftliche Nähe der beiden.

Da ist Jesus zugleich Mann und Weib, Jesus wird die Jesin, Christus die Christine beigegeben, ein Liebespaar hängt umschlungen am Kreuz, Sonne und Mond erhalten ihre sexualsymbolische Bestimmung und seltsame Zwitterfiguren mannigfacher Art lassen sexuelle Urphänomene ahnen. Darf uns da das Verschwinden jeglichen Realitätscharakters noch wundern, und werden wir nicht zwangsmäßig an die fremdartigen Schöpfungen der Primitiven erinnert, wenn Kopf und Füße den ganzen Tatbestand einer menschlichen Gestalt ausmachen, wenn eine solche mit zwei Beinpaaren



Lamm Gottes (Tinte).

Bergpredigt (Tinte und Aquarell).

und vier Gesichtern einen Vierlingscharakter annimmt? (Siehe die untenstehende Abbildung.)

Sehen wir hier, wenn auch unter kühner Hinwegsetzung über alle üblichen Gewohnheiten, noch ein verhältnismäßig geschlossenes einheitliches Gebilde entstehen, so führt in einer Menge von Fällen das willkürliche Schalten mit Einzelelementen, das rücksichtslose Aneinanderfügen von Teilen zur völligen Aufgabe des abzubildenden Objekts im Dienste einer bis ins Unverständliche und Extremste getriebenen Abstraktion, wobei der Beschauer zur Erklärung auf die geheimnisvollen, oft mit merkwürdigen Gesten und Formeln begleiteten Anspielungen der Kranken angewiesen ist. Dabei ist der ursprüngliche Vorgang oft so, daß der Kranke spielerisch etwas gezeichnet hat und nachher erst geheimnisvolle magische Bedeutungen hineinlegt. Es darf nicht wundern, daß nicht nur zu verschiedenen Zeiten, sondern auch gleichzeitig den einzelnen gezeichneten Teilen und Symbolen von den Kranken ganz verschiedene Erklärungen gegeben werden, wenn man weiß, daß eine eigenartige Veränderung des Denkens es den Kranken möglich macht, mehrere Deutungen zu gleicher Zeit nebeneinander als richtig bestehen zu lassen; sind sie doch auch imstande, der eigenen Person gleichzeitig mehrere Rollen zuzuteilen (z. B. die reale und eine wahnhafte), ohne einen Widerspruch darin zu sehen.



Doppelfigur mit vier Gesichtern (Holz).

Es bleibt noch übrig, im Gegensatz zu diesen eigentlich komplizierten Bildwerken, jener Fülle von spielerischen Produkten zu gedenken, die teils ganz ungeordnet, wie die ersten Kritzeleien unserer Kinder, gar nichts bedeuten wollen oder aber auf oft lückenlos beschriebenen Papierstückchen unter stereotyper Wiederholung gleicher Formelemente raumgliedernde und ornamentale Tendenzen verraten. Sie sind ganz besonders häufig und gelegentlich von außerordentlichem Reiz bis zur faszinierenden Wirkung der Formgewirre in Schwung und Rhythmus der Linien oder Kombination der Farben. Oft erinnern sie uns, wie die Abbildung Seite 443, an den Formenreichtum orientalischer Ornamentik, an die Märchenpracht von „Tausendundeine Nacht“. Parallelen kennen wir als Verlegenheitszeichnungen aus Spannung oder Langeweile auf Telephonblocks, in Schulheften, auf gerade bereitliegenden

Papierstückchen, z. B. während langweiliger Vorträge entstanden. Andere dieser am Übergang zur „Kritzelei“ stehenden Zeichnungen dienen im Gegensatz hierzu ohne weiteres reinen Abbildetendenzen, wenn auch in primitivster Form; sie bringen das, was dem Kranken gerade einfällt, rein beschreibend angeordnet einfach zu Papier, ähnlich einer Bilderschrift ohne Rücksicht auf Raumausfüllung, auf Verhalten zur Bildebene, auf Perspektive (s. nebenstehende Abb., Figurenkritzelei). Sie wollen gewissermaßen etwas anschaulich erzählen, wie die Zeichnungen der Kinder und Primitiven. Mögen sie uns uninteressant erscheinen, für den Kranken besitzen sie meistens eine gesteigerte geheimnisvolle Bedeutung, die wir allerdings in der Resonanz oft nicht miterleben können.



Figurenkritzeleien (Tinte).

Für den, der wie Prinzhorn in der Gestaltung in erster Linie eine Ausdrucksmöglichkeit für seelisch Erlebtes sieht, sind die beiden letzten Typen ganz besonders wichtig. Sie stehen für ihn an den Wurzeln des ganzen Gestaltungsproblems überhaupt, aus denen heraus sich in mannigfacher Kombination letzten Endes alle komplizierten Bildwerke entwickeln müssen. Ihre unmittelbare Vergleichbarkeit mit archaischen Kunstprodukten (Kinder und primitive Völker) erhöht ihren Reiz. Innerhalb einer solchen Betrachtungsweise bekommen auch die einfachsten, objektfreien Kritzeleien, die weder Ordnungs- noch Abbildungstendenz verraten lassen, einen Sinn, wenn man sie in die Gruppe der Ausdrucksbewegungen einschließt, wie man das in letzter Zeit auch erfolgreich mit der Graphologie getan hat.

Wer sich zu der Annahme entschließt, daß alles Gestaltete, gleichgültig ob mit weniger oder mehr Fertigkeitscharakter, dem Ausdruck seelischen Erlebens dient, der wird nicht nur den Bildwerken der Geisteskranken gegenüber die einzig mögliche Stellung einnehmen, er wird vielleicht auch, allen landläufigen Vorurteilen zum Trotz, eine ihm bisher versagte versöhnliche Einstellung zur Kunst unserer Zeit finden. Vielleicht gelingt es ihm dann, aus einer bisherigen Ratlosigkeit herauszukommen, ohne daß er vom Psychiater die erlösende Bestätigung voreiliger affektbetonter Analogieschlüsse zur „Geisteskrankenkunst“ verlangt.

☆

Wer einen tiefen Einblick in die Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung Geisteskranker gewinnen will, lese das im Verlag Julius Springer in Berlin erschienene Werk „Bildnerei der Geisteskranken“ des Nervenarztes Dr. Hans Prinzhorn in Heidelberg, das die Grundlage dieses Aufsatzes bildet und dem die ihn begleitenden Abbildungen mit freundlicher Genehmigung des Verlags entnommen sind.

Deutsche Hoffnung. Von Theodor Storm

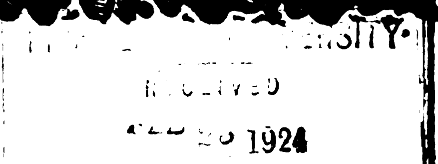
Ich hab' es mir zum Trost ersonnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot.

Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verlorengehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schaudernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag,
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Heil allen Menschen, die es hören,
Und Heil dem Dichter, der dann lebt
Und aus dem offnen Schacht des Lebens
Den Edelstein der Dichtung hebt!



RECLAMS UNIVERSUM

★

Wochenausgabe
für Lesezirkel
Heft 51



Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Putte.

Nach einem Gemälde von Adolf Hengeler.



Walküre

Novellette. Von Agnes Schöbel

Professor Dr. Frank, Berlin, an Schwester Gerda, Norderney, Erholungsheim.

Nach dem, was zwischen uns war — was geschah und nicht geschah, schreibt es das Herkommen vor, einander als gestorben zu betrachten. Aber wir zwei sind vom Schicksal über die Weltgebräuche hinausgehoben worden. Wir haben das blutige Antlitz des Krieges gesehen. Das große Sterben. Die Vernichtung. Deshalb richte ich ohne Scheu die Frage an Sie, Schwester Gerda: würden Sie Ihren Urlaub — den Sie, wie ich höre, an der Nordsee verbringen — auf kurze Zeit unterbrechen und in meine Klinik kommen? Noch einmal das traurig hohe Amt ausüben, das ich Ihnen zuwies, nachdem ich Ihre Wesensart erkannt hatte? Das Amt als Walküre? Wollen Sie einen der letzten jungen Helden aus jener Zeit hinüberleiten nach Walhall? Er ist es wert! Geben Sie ihm, dem Künstler, eine letzte Ekstase. Heiligen Sie sein Sterben.

Dr. Frank.

Drei Tage nach der Absendung dieses Briefes saß der berühmte Arzt in seinem Studierzimmer. Dann und wann ging sein Blick zur Tür. Er erwartete auf ein Telegramm hin die Frau, von der er verschmäht worden war, nachdem er mit allen Mitteln, die einem Manne zur Wahl stehen, um sie geworben.

Zuerst hatte er sie gesehen, nachtüberschattet, von den Feuern eines brennenden Dorfes umloht, in dem mörderischer Kampf die Körper, die Seelen, die Erde aufriß. Sie schritt hinein in die Reihen wie in ein Kornfeld, dessen Ähren sinken. Mit starken Händen hielt sie Ernte. Und über Leichenhaufen, Ströme von Blut, zuckende Glieder hin lächelte sie, lächelte Trost. Gewaltsam angezogen fand er sich plötzlich an ihrer Seite; folgte jedem Wink ihrer Augen. Und das war so geblieben während der Dauer des Krieges.

Staunend hatte der erprobte Arzt ihr immer waches Wissen, ihre stets bereite Denkfähigkeit, ihre schlagfertige Initiative wahrgenommen. Und ihre geniale Anlage zum Lindern. Jedem Kranken wußte sie Geheimstes zu entlocken, um seiner Seele schmeicheln zu können, während sie pflegend den Körper betreute. Sterbenden gab sie einen letzten goldenen Lebenstraum. So hatte er sie schließlich denen zugewiesen, die keine Kunst und keine Sorgfalt retten konnte.

„Walküre," hatte er gesagt, „führen Sie die Helden nach Walhall. Lassen Sie Ihr Wesen über ihnen leuchten. Ihre goldenen Augen."

Um sie als sein Weib zu erringen, hatte er sich gedemütigt. Oft und oft. Aber gepanzert wie eine Schlachtenjungfrau hatte sie vor ihm gestanden. Unnahbar. Unerreichbar. „Die Einsamkeit ist meine Kraft. Ich darf mich an niemand verlieren." Es blieb ihr Wort.

Das lag nun alles lange zurück. In friedlichem Wirken hatten sie gearbeitet, beide. Er an seiner Privatklinik; sie als freie Krankenschwester bald hier bald dort weilend.

Nun sang sein Blut zwei Worte in hämmerndem Rhythmus. Immer dringlicher. „Vielleicht doch! Vielleicht doch!" Und hastiger flog sein Blick zur Tür.

Dann stand sie vor ihm. Er hörte ihre Stimme, auf der sich die Worte wiegten so weich und schnell wie Schmetterlinge. „Wo ist mein Schützling? Geben Sie mir rasch ein paar Winke über seine Krankheit. Was hört er am liebsten? Hat er Familie? Ich könnte ihn gleich sehen. Ich bin bereits gewaschen und umgekleidet nach der Reise."

Dr. Frank maß ihre Erscheinung. Noch immer Schlachtenjungfrau. Wie gepanzert durch die graue, festanliegende Tracht, die Flügelhaube gleich einem schwanenflügelbefiederten Helm ums Gesicht. Auf der Stirn ein paar Flocken seidigen Schwarzhaars.

„Setzen Sie sich, Schwester Gerda," sagte er. „Der, zu dem ich Sie führen werde, ist Lothar Munk."

„Lothar Munk? Der Maler? Und der ist jung?"

„Jung. Und war ein prachtvolles Menschenbild. Ganz Sehne und Kraft. Im letzten Monat des Krieges riß ihn eine platzende Granate um. Damals gelang es einem Kollegen, ihn herzustellen. Ein einziger Splitter, in die Lunge gedrungen, war nicht zu entfernen. Professor Wendt hoffte, die Einkapselung würde gefahrlos fortdauern. Aber durch Überanstrengung im Beruf, durch Unachtsamkeit und Verschleppung, vielleicht auch durch einen Zufall, was weiß ich, trat eine Komplikation ein. Vereiterung der Lunge. Als der Kranke in meine Klinik gebracht wurde, war es bereits zu spät." Der Arzt senkte den Blick: „Walten Sie Ihres Amtes — Walküre —"

Schwester Gerda stand auf. „Sein Beruf ist ihm viel?"

„Ist ihm alles! Sobald seine Hand einigermaßen sicher ist, zeichnet, entwirft er."

„Und seine Familie?"

„Er ist ganz allein. Der Vater stieg als Fünfziger in den Sattel und fiel. Ein junger Bruder stürzte im Luftkampf." Er machte eine Bewegung zur Tür hin. Schwester Gerda nahm im Vorübergehen eine Handvoll Rosen aus einer Vase, die er für sie aufgestellt hatte. „Ich darf doch?" —

Ein türenreicher Gang tat sich auf. Karbolgeruch dünstete. Ein paar Gestalten in weißen Kitteln begegneten ihnen.

„Wollen Sie eintreten, Schwester Gerda." Der Professor öffnete ein helles kleines Zimmer. Zwischen weiße Kissen eingewühlt ein blonder Kopf. Auf der Bettdecke ein Block und ein Stift.

„Hier Ihre neue Pflegerin, Schwester Gerda, lieber Freund," sagte der Arzt. Taumelnd und wirr hob sich der Blick des Kranken. Dann flog ein blauer Blitz über die Gestalt, die da in einem breiten Sonnenstrahl an sein Lager trat.

Professor Frank zog sich zurück. Ein paar dunkle rote Rosen fielen. Zwei weiche Hände streckten sich aus. „Ich bringe Ihnen die Genesung. Und Rückkehr zu Ihrem Beruf." Sie griff nach dem Block. „Ich darf doch sehen? Sie seien Lothar Munk, sagte mir der Professor."

„Ich war es."

Sie lächelte ihm zu. „Und werden es wieder sein. Ich verspreche es Ihnen."

Durchzuckt von dem Wort richtete er sich auf. Voller Anstrengung. Sie stützte ihn. Er schloß die Augen und sprach vor sich hin. Wie aus einem Traum heraus sprach er. „Ich sehe — sehe — einen langen Zug — Gestalten — sie drängen sich zu mir. Meine Werke. Die ungeborenen. Alles Symbole. Ich habe den Menschen immer nur als Symbol erfaßt, als Träger einer Idee, als Verkörperung

eines göttlichen Gedankens —" Jetzt öffnete er die Augen wieder. „Nicht jeden Auftrag habe ich übernommen, Auslese gehalten. Schwester Gerda, Sie kennen dies oder jenes meiner Bildnisse?"

„Ihre Porträte der Staatsmänner X. und S. Das Bild der Gräfin Lingen —"

„Ist es nicht Mütterlichkeit ganz und gar?"

„Wundervoll. Ich habe davorgestanden und mir gedacht —"

Ein Klopfen unterbrach sie. Schwester Adele, die bisherige Pflegerin, trat ein. „Der Professor schickt mich, um ein paar Direktiven zu geben. Es ist Zeit, die Temperatur zu messen, das Schlafmittel zu reichen."

Der Kranke wurde versorgt. „Ist eine Nachtwache nötig?" fragte flüsternd Schwester Gerda.

„Noch nicht," war die Antwort.

In den folgenden Tagen besserte sich das Befinden Lothar Munks überraschend. Eine Woche nach ihrem Eintreffen erschien Schwester Gerda in der Sprechstunde Dr. Franks. Sie zögerte zu ihm zu reden. Aber er sah, daß ihre Augensterne zitterten, daß ihre Hände zusammengerungen waren wie im Gebet. Sein Atem wurde kurz. „Sie wünschen, Schwester Gerda?"

„Herr Professor, ich möchte fragen — Oh, Herr Professor, wenn Sie ihn retten könnten —" Jetzt hob sie die gefalteten Hände.

Er senkte den Blick. Sie hatte keinen Namen genannt. Es gab nur noch einen Menschen für sie auf der Welt! „Wäre er zu retten gewesen, hätte ich Sie nicht berufen, Schwester Gerda. Sagen Sie dem Kranken, ich hätte von einer Krisis gesprochen, die ihm ein paar Leidenstage bringen würde. Danach käme dann volle Genesung."

„Wieviel Zeit geben Sie ihm noch?"

„Etwa zehn Tage." Mit einer dunklen, schattenhaften Angst sah er ihr nach, als sie sich langsam zum Gehen wandte. Blind von Tränen sah sie heute die wiederum mit Rosen gefüllte Vase nicht. Draußen bückte sie sich auf den Türgriff, rang ein Schluchzen nieder — dann richtete sie sich auf, legte eine Maske über ihre Züge —

Als sie bei Lothar Munk eintrat, war ihr Blick klar. Sie lächelte geheimnisvoll. „Ich komme vom Professor. Eine kurze Prüfungszeit noch. Eine Krisis. Dann dürfen Sie aufstehen."

Er zuckte hoch. „Und darf wieder malen? Schaffen?"

Sie griff nach seiner erhobenen Hand. „Woran klammern sich Ihre Gedanken? An Vergangenes?"

„An Gegenwärtiges, Zukünftiges. Ich denke ein Bild — In Wein und Feuer will ich meinen Pinsel tauchen. Eine Göttin des Lebens malen. Sie, Schwester Gerda. Aber die Flügelhaube müßten Sie ablegen dazu. Sie erinnert zu sehr an den Helm einer —"

Bis in die Lippen erbleichend, schnitt sie ihm das Schicksalswort ab, warf mit wildem Griff die Haube von sich. In dunklen Ringeln stürzte ihr das Haar auf die Schultern.

Er starrte sie an, er sog das Licht ihrer Augen ein, das Schimmern ihrer Lippen. Dann zog er sie an seine Seite. In seliges Anschauen verloren, redend ohne Worte, blieben sie bis zum Abend. Da war das Fieber gestiegen.



Steinkauz.
Nach einem Scherenschnitt von Kurt Naujoks.

„Es wird eine Nachtwache nötig sein," sagte Schwester Adele.

Schwester Gerda blieb am Lager des Kranken. Er phantasierte. Die Worte, die von seinen Lippen kamen, gehetzt, gejagt, in tosendem Sturz — sie galten ihr, ihr. Ohne Geheimnis und Willenszwang enthüllte sich die Liebe, die der Sterbende am Tage unter Schleiern verbarg, zu stolz, ein blühendes Geschöpf an sich zu ketten, dem er vorerst nur Schwäche und Siechtum zu bieten hatte.

Verzaubert lebte sie in ihm. Und er sang ihr die Musik der Erde in brausenden Farbentönen, in Wundern einer erschütternden, fieberdurchpulsten Sprache. Er malte sich das Sein aus neben ihr. Bilder rollten vorüber, funkelnd wie Märchen. Ferne Erdteile tauchten auf. Im Luftschiff ging's über den Ozean —

Und neben ihm saß die Walküre.

Als der Professor am nächsten Morgen die Untersuchung beendet hatte, verordnete er schweigend stimulierende Mittel.

In heiliger Zärtlichkeit umsorgte Schwester Gerda den Kranken. Und während sie vom Leben sprach zu jeglicher Stunde, zuckte ihr Herz in Todesqual.

Der Sommer stieg zur Höhe unter Gluten. Kein Regen fiel. Alle Rosen brachen auf. Die Tage gingen hin für Lothar Munk unter Ekstasen der Kunst, die Nächte enthüllten weiter seine Liebe. In den Nächten lächelte Schwester Gerda nicht. Ihre Augen waren weit, ihre Seele lauschte und trank. Sie ruhte nur auf Stunden, ihre Kräfte spannend zum Zerreißen. Eine Seligkeit lag tagsüber auf ihrem Gesicht. In einer einzigen großen Verschwendung gab sie ihr Wesen dahin.

Bei Lothar Munk wechselte Todesschwäche mit Momenten vulkanischen Aufloderns seines Temperaments. Die verschüttete stolze junge Kraft hob sich unter wilden Blutschlägen. Das Bild der Lebensgöttin flammte vor ihm in Sonnenfarben.

Und das Fieber stieg, stieg, wie die Temperatur draußen stieg und die Wolken lud mit elektrischen Strömen.

Am Nachmittag des letzten Julisonntags verdunkelte sich der Himmel. Schweflige Dämpfe ballten sich und zogen in Schwaden.

Schwester Gerda saß neben Lothar Munk, seine glühende zuckende Hand in ihren kühlen, lebensvollen Fingern. Plötzlich schloß er die Augen, von schützenden Visionen umgeben. Rasch und heiß und leise murmelten seine Lippen. Ein Satz tauchte immer wieder hoch, immer derselbe Satz: „Nie darfst du mich verlassen; niemals —"

Und dann kam ein Erwachen aus der Bewußtlosigkeit. Aber der Satz war geblieben. Wie träumend wiederholte ihn Lothar Munk. „Nie darfst du mich verlassen; nie —"

Und gleich einem heiligen Echo klang es ihm entgegen: „Nie!" Wie Schwur und Siegel drückte Schwester Gerda ihren reinen jungen Mund im ersten Kuß ihres Lebens auf die Lippen des sterbenden Geliebten.

Da riß der Himmel auf unter einem bläulichen Blitz. Der nachkrachende Donnerschlag traf wie ein spaltender Hieb den Körper des Mannes. Er zuckte empor, sank dann zurück.

Hoch und ernst und feierlich stand neben dem Toten die Walküre.



Ich möchte Blumen kaufen. Von Cornelia Kopp

Ich möchte wieder einmal Blumen kaufen!

Einstmals — wißt ihr es noch? — es ist sehr, sehr lange her — da waren wir jung und arm. Wir aßen oft trocken Brot und hungerten wohl auch ab und zu ein wenig. Aber zuweilen, da kauften wir uns Blumen! Nur für einen Groschen oder zwei — aber wir bekamen dafür einen ganzen Strauß leuchtende, lachende Blumen — oder ein paar Rosen — tiefrot und so süß duftend — ach so süß!

Heute können wir uns keine Blumen mehr kaufen. Unsere Tasche ist voll von Geldscheinen und unser Hirn voller Nullen. Und wir rechnen den ganzen Tag. Einer braucht ein Paar Gummiabsätze und der andere ein Paar Hosenträger. Einer muß Fett kaufen und ein anderer Zigaretten, ein fünfter Kohl und eine sechste ein paar Florstrümpfe. Und wieder ein anderer möchte sich am liebsten einen großen Trauerflor anschaffen und sich ganz hineinwickeln, damit er gar nichts mehr sieht von dieser tollen und törichten Welt.

Nur den Blumenflor sehen wir uns höchstens ab und zu im Schaufenster ganz flüchtig an.

Und rasch gehen wir weiter, denn uns packt mit einem Male ein solches Verlangen, ein paar Blüten mitzunehmen in unser Sorgenzimmerchen — nur ein paar — so recht leuchtende gelbe, die den ganzen Raum hell machen! Die uns einmal all die Gedanken vergessen machen an die ewigen Margarine- und Fleischpreise — —

Es ist schade, daß wir keine Blumen mehr kaufen können — — —

Reiseerinnerungen

Von Rupprecht von Bayern

Das Königsdiner in Saloniki.

Einmal kam der Wali von Saloniki in die Lage, den jungen König Alexander von Serbien empfangen zu müssen, dem zu Ehren er ein Diner veranstaltete. Da hiefür im Konak, dem Regierungsgebäude, sich kein passender Raum fand, wurde in aller Eile ein Kiosk gezimmert, und da es an Tafelgerät mangelte, das benötigte bei Juden und Christen zu leihen genommen. Sogar ein englischer Kutscher wurde entlehnt, der, mit einem Tarbûsch behelmt, als Türke figurieren mußte. Alles schien in schönster Ordnung, als eine Viertelstunde vor Beginn des Mahles durch Nachlässigkeit der Diener der ganze Kiosk ausbrannte. In größter Eile wurde ein notdürftiges Neuarrangement getroffen und wurden zum Ersatz der verunglückten Speisen Konserven beschafft. Kaum war das Diner im Gange, das die Diener in halb versengten und völlig beschmutzten Livreen servierten, entstand eine neue Verlegenheit. Der Wali fragte nämlich den König, was er zu trinken beliebe. „Ein Glas Bier," sagte dieser, aber Bier war keines vorhanden. Augenblicklich wurde ein Soldat fortgeschickt, um Bier zu kaufen. Wie er jedoch mit den Flaschen unter dem Arm an der Hauptwache vorüberkam, ließ ihn der wachhabende Offizier trotz all seiner Beteuerungen festsetzen, da er ihn in Verdacht hatte, er wolle sich besäufen. So kam denn kein Bier. Unter vielen Entschuldigungen fragte nun der Wali, ob er ein anderes Getränk anbieten dürfe. Eine Tasse Tee wäre ihm ebenso lieb, entgegnete der König. Da aber auch kein Tee zu haben war, brachte man ihm eine Schale mit lauwarmem Wasser. So belanglos diese Geschichte, ist sie doch zu türkisch, um nicht erzählt zu werden.

Smyrna.

Sehr verwegen sahen ehedem die Bergbewohner des anatolischen Hinterlandes aus mit ihren spitzen Turbans, der nackten Brust und der entblößten Taille, doch wurde ihnen diese Tracht wie das Tragen von Waffen verboten, um jede Erinnerung an ihre einstige kriegerische Betäti-

gung zu tilgen. Sie waren die Todfeinde der auf dem Lande angesiedelten Griechen und taten sich gelegentlich zu Räuberbanden zusammen. Erst vor etwa acht Jahren wurde dem Unwesen gesteuert, allerdings auf echt türkische Weise. Der Wali von Smyrna nämlich lockte die Anführer der Räuber, man nannte sie die Seybegs, unter dem Vorwande von Unterhandlungen nach seinem Konak, wo sie in vollem Waffenschmuck und von einem zahlreichen Gefolge begleitet, sich einstellten. Da fiel ein Schuß, angeblich von seiten der Seybegs, wahrscheinlich aber als Signal für die Metzelei, die nun begann, denn von allen Seiten feuerten bisher versteckt gehaltene Truppen auf die im Hofe zusammengedrängten Seybegs, die bis auf den letzten Mann vernichtet wurden. Die Körper der Gefallenen wurden enthauptet und die abgeschlagenen Köpfe zum warnenden Beispiel auf das Gitter des Konaks gepflanzt.

Nach türkischem Gesetz bedarf jedes Todesurteil vor seiner Vollstreckung der Bestätigung durch den Sultan; da dieser aber sich scheut, ein Todesurteil zu unterzeichnen, handeln die Walis auf eigene Verantwortung. In der Regel knüpft man die Verbrecher am nächstbesten Laden im Basare auf, und zwar noch vor Tagesanbruch, damit der betreffende Ladenbesitzer nicht Einspruch erheben kann. Hängt der Verbrecher, ist es hiezu zu spät, und es bleibt die Leiche bis mittags zur Schau gestellt. Die letzten Verbrecher, die im hiesigen Basare aufgeknüpft wurden, waren Griechen, die einen Türken aus bloßem Rassenhaß wie ein Schaf nach allen Regeln der Kunst abgeschlachtet hatten. Dafür hatte kurz zuvor ein Türke einen griechischen Hirten in Fesseln geschlagen und ihn auf seinem Felde verbrannt. Der Rassenkampf zwischen den Türken und Griechen ist, wie diese Beispiele beweisen, in der Gegend von Smyrna und noch mehr auf der Halbinsel gegenüber von Chios äußerst erbittert. Ich staunte, mit welchem Gleichmut die türkischen Behörden es hinnehmen, daß in den Auslagen griechischer Geschäfte Bilder zur Ausstellung gelangen von Griechen, die Türken in die Flucht schlagen oder gar ihnen die Köpfe absäbeln. — In Smyrna ist bereits die Hälfte der Bevölkerung griechisch, und zweifellos gewinnen die Griechen ständig an Boden, besonders seit die Bahnen ihnen das Vordringen in das Innere des Landes erleichtern. Auch vermehrt sich die griechische Bevölkerung stärker als die türkische, an der die steten Kriegszüge zehren.

Audienz beim Sultan.

Mein erstes Zusammensein mit dem Sultan währte nur kurz. Man führte mich in einen benachbarten Raum, in dem der Oberstkämmerer Munir Pascha im kaiserlichen Auftrag mir den Osmanjeorden überreichte. Kaum hatte ich ihn angelegt, erschien der Sultan, um meinen Besuch zu erwidern und meinen Dank für die Ordensauszeichnung entgegenzunehmen. Ich flocht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung ein, daß mein Großvater vor einem halben Jahrhundert in Konstantinopel gewesen sei und an seinen damaligen Aufenthalt und die gastliche Aufnahme, die er seitens des Sultans Abd ul Medschid gefunden hatte, noch immer mit Freuden zurückdenke. Abd ul Hamid entgegnete, da die Vorfahren schon Freunde gewesen seien, hoffe er, daß das gleiche Freundschaftsverhältnis auch zwischen den Nachkommen bestehen werde, und lud mich ein, mit ihm zur Tafel zu gehen. Diese war in einem länglichen Saale gedeckt, bei dessen Ausstattung in einem mißverstandenen maurischen Stil der Architekt jedenfalls ein gutes Geschäft machte, da lauter unechtes Material verwendet ist. An den Kurzseiten hingen Schilde aus Pappendeckel, auf denen Fähnchen in den türkischen Farben, Kavalleriesäbel, Ordonnanzrevolver und Martinigewehre zu Trophäen vereinigt waren. Ungemein prunkvoll war das Tafelgeschirr: alles aus schwerstem Golde. Vor der Süßspeise wurde das herkömmliche Pilaw aufgetragen: gedünsteter Reis mit Hammelfleisch. Wein wurde nur den europäischen Gästen gereicht. Der Sultan saß zu oberst an dem schmalen Tisch, ich zu seiner Rechten, zu seiner Linken der Großwesir. Zwischen mir und dem Sultan stand Munir Pascha, um als Dolmetscher zu dienen, was für den korpulenten Herrn eine ziemliche Anstrengung war, zumal er bei jedem Worte des Sultans eine tiefe Verbeugung zu machen hatte. Während der Dauer der Mahlzeit hatten sämtliche Türken ihre Blicke ehrfurchtsvoll auf den Sultan gerichtet und trauten sich weder zu sprechen noch richtig zu essen. Noch nie hatte ich ein derart trauriges Beisammensein erlebt: es war schlimmer als nach einem Leichenbegängnis.

Die Sehenswürdigkeiten von Fayûm.

Die einzige Sehenswürdigkeit der 31000 Einwohner zählenden Stadt Medinet-el-Fayûm ist eine Porphyrsäule in der Moschee Kait-Beys, an der mit Mund- und Halskrankheiten Behaftete so lange schlecken, bis ihre Zunge zu bluten beginnt. Vor der Moschee hielt der Wagen des Mudîr, der mit verbindlichem Lächeln mich aufforderte, die Führung der Zügel zu ergreifen.

Ich entsinne mich, daß in meiner Knabenzeit ein alter Angestellter des Marstalls in München erzählte, welche Nöte man auszustehen hatte, wenn mein Urgroßvater kutschierte. Da er nämlich ziemlich zerstreut war, ereignete es sich öfters, daß er die Reiben falsch nahm, so daß mehr denn einmal der Wagen mit anderen Wagen, Prellsteinen oder Haustoren kollidierte. Man beriet, was tun, um einen ernsteren Unfall hintanzuhalten, und geriet auf den findigen Ausweg, die Zügel am Vorderzeug der stark angebundenen Pferde zu befestigen und diese so zu dressieren, daß sie dem Vorreiter folgten, der nach damaliger Sitte dem königlichen Wagen vorauseilte. Eines Tages nun fiel es dem König ein, einen anderen Weg einzuschlagen als jenen, den er dem Vorreiter angegeben hatte. Der Vorreiter ritt nach rechts, der König aber wollte nach links und zog nach Leibeskräften an den Zügeln, allein umsonst, die Pferde folgten dem Vorreiter.

Leider fehlte mir ein solcher Vorreiter, denn den Gesetzen des Atavismus unterworfen, fuhr ich derart gegen einen Prellstein, daß der halbe Wagen in Scherben ging. Er wurde notdürftig repariert.

Ich ärgerte mich nicht wenig über meine Unachtsamkeit und tröstete mich erst, als bei der Fortsetzung der Fahrt der Mudîr die Frage an mich stellte, ob es auch bei uns in Deutschland Kamele gäbe, was ich mit gutem Gewissen bejahen konnte.

Der frühere Kronprinz Rupprecht von Bayern ist mit einem zweibändigen Werk „Reiseerinnerungen aus Indien“ und „Reiseerinnerungen aus dem Südosten Europas und aus dem Orient“ hervorgetreten. Das vorzüglich illustrierte Werk (Grundpreis gebunden je 16 Mark) ist im Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet in Kempten erschienen. Es ist die reife Frucht einer Weltreise, die Prinz Rupprecht im Jahre 1898 unternahm und die ihn durch die Türkei, Palästina und Ägypten, durch das „Wunderland“ Indien bis nach Ceylon führte. Seine Augen fanden freilich wenig Wunderbares; er ist mehr als kühler Beobachter durch die Welt gereist, aber eben darum war es ihm möglich, tausenderlei Merkwürdigkeiten der Menschen und der Dinge festzuhalten, die anderen Reiseschilderern entgingen. Trefflich versteht er es, diesen reichen und vielseitigen Erinnerungen Leben zu verleihen und mit einem vergnüglichen Lächeln eigentümliche Reiseerlebnisse zu erzählen, von denen wir einige mit freundlicher Genehmigung des Verlags hier wiedergeben.



In der Sommersonne. Nach einem Gemälde von Stefan Mézö

Duell im Walde * Von Franz Karl Ginzkey

Aus einem kommenden Buche „Geschichten aus seltsamer Jugend"

Mein erstes Duell bestand ich im Alter von nicht ganz zwölf Jahren. Es war auch mein letztes. Die Geschichte erscheint mir erzählenswert, denn sie weist auf seltsame dunkle Vorgänge hin, die in jungen Seelen zuweilen der Entwicklung vorauseilen und dort das Unheil früher entladen, als ihm gemeiniglich zukommt. Meine Geschichte sei besonders unseren Psychologen von heute gewidmet, die nach dem Sprichworte „Der Knabe ist der Vater des Mannes" ihr Versuchsobjekt, als da ist die menschliche Seele, sich gern in ihre Kindheitsform zurückhämmern und solcherart am sichersten zur Gewißheit über sie zu kommen glauben.

Ich wohnte damals mit meinem Vater den Sommer über im Orte Fischau am Steinfeld, in einer Art Villa im verunglückten Schweizer Stil, die auch noch andere Sommergäste beherbergte. Das Haus umschloß ein großer Garten, in dem sich gut herumtollen ließ. Als Gespielen bevorzugte ich einen Kaufmannssohn aus Wien, einen blondlockigen lebhaften Jungen, der immer wieder, und das war für mich das Entscheidende, köstlich neue Spielzeuge in den Garten brachte, auf die ich nicht wenig stolz war. Ich übte mit der Zeit eine Art von wohlwollender Tyrannei über das besitzende Herrchen aus und betrachtete sein Eigentum entschieden als das meine, wie ja Kinder oft soziale Probleme ohne Schwierigkeit lösen, über die Erwachsene sich vergeblich den Kopf zerbrechen.

Einmal kam Moritz, so hieß er *wohl*, mit einer prächtigen neuen Windbüchse gelaufen, aus der man mit Bolzen schießen konnte; ihre hurtigen Geschosse, die aussahen wie Reißnägel mit Indianerkopfschmuck, hackten sich auf dreißig Schritte ins Zentrum, daß es eine Freude war. Wir schossen auf alles, das sich irgendwie als anschießbar erwies, am häufigsten aber auf die grüngestrichene Tür des Gartenhauses, auf die wir mit Kreide ein greuliches Ungetüm mit offenem Rachen und Haifischzähnen gemalt hatten, dem wir Bolz auf Bolz zu fressen gaben.

Einmal aber, und nun kommt der Augenblick, den ich unseren Jugendforschern besonders ans Herz lege, einmal fühlte ich mich des Spielens müde werden und sagte, von einer rätselhaft dunklen Gewalt getrieben, ganz unvermittelt zu Moritz: „Mein lieber Moritz, jetzt werden wir uns duellieren!"

Moritz riß die sanften Augen auf. „Wie meinst du?" fragte er.

„Duellieren werden wir uns," wiederholte ich kalt.

„Ja, aber warum denn?" wagte Moritz einzuwenden.

Mir war die Frage unbequem. „Wir werden uns duellieren, und damit Punktum!"

„Aber", regte Moritz sich weinerlich, „ich hab' dir doch gar nichts getan!"

„Das macht nichts," fuhr ich unbekümmert fort. „Übrigens, weißt du, wir lieben beide jene junge Dame dort! Einer von uns zweien, Moritz, ist zuviel auf der Welt!"

„Aber fällt mir gar nicht ein," empörte sich Moritz. „Übrigens, die Frieda, mit der hab' ich ja noch nicht fünf Worte gesprochen!"

Unweit von uns saß im Grase und wand sich eben ein Kränzlein aus Gänseblumen die kleine zehnjährige Frieda, das einzige Töchterchen eines beurlaubten Oberstleutnants, der in unserem Hause wohnte. Ich hatte das stille, anmutige Geschöpf bisher nur immer aus der Ferne bewundert, wie es sich für einen zwölfjährigen Minnesänger gehört, und hatte es niemals gewagt, sie zu unseren Knabenspielen einzuladen. Sie schwebte nur immer wie ein Traum durch den Garten und durch mein Gemüt, wo sie als etwas Seltsames, Fremdes, Außerirdisches bedeutsame Wurzeln geschlagen hatte.

„Moritz," sagte ich auf das Entschiedenste, „du machst die Sache nur noch schlimmer! Komm mit mir in den Wald hinauf!"

Und schon schulterte ich die schöne Windbüchse — sie wurde an grünem Tragband getragen — und bedeutete dem armen Freunde, mir zu folgen.

Und nun geschah, was mich eigentlich selbst verwunderte, der Moritz kam wirklich mit! War es, weil sein Ehrgefühl oder sein Trotz erwacht war, war es, weil er mir sein Eigentum, die Windbüchse, nicht überlassen wollte.

Es war sehr heiß im Walde, dessen entsinne ich mich noch. Die Glut der Hundstage, aus dem Steinfelde strahlend, sie hockte auch zwischen den Stämmen. Aus den Fichten floß reichliches Harz herab, aus Wunden, die der Pechsammler dem Holze geschlagen. Man hörte keine Vogelstimmen und auch sonst keinen Laut, der Wald war wie erstickt in Hitze, nur die vielen widerlichen Stechmücken und Bremsen tanzten ihre Hungertänze toller als je.

Am Abhang des Blumberges blieben wir schwer atmend stehen. „Also, mein Lieber," sagte ich zu Moritz, „jetzt beginnen wir! Ich denke, wir zählen zwanzig Schritte ab, stellen uns jeder hinter einen Baum und strecken abwechselnd die Hand heraus. Auf die Hand wird geschossen, verstehst du? Jeder schießt dreimal, das ist bei Duellen so der Brauch. Du hast, als der Geforderte, natürlich den ersten Schuß."

Ich tat mir nicht wenig zugute auf meine Vornehmheit und auf diese treffliche Regel überhaupt, die ich mir aus irgendeinem Zeitungsroman, den ich verbotenerweise las, wohl gemerkt hatte.

Moritz zuckte die Achseln und erklärte sich bereit, die zwanzig Schritte abzuschreiten.

So nahm das Schicksal seinen Lauf. Ich lud, während Moritz die Schritte zählte, mit finsterem Entschluß die Windbüchse, und dann stellten wir uns jeder hinter den von uns gewählten Baum.

Ich streckte als Erster meine geopferte Rechte starr wie ein Wegweiser in die Luft hinaus, mit einiger Besorgnis den Schmerz erwartend.

Aber Sekunde auf Sekunde verrann, es ereignete sich nichts. Warum, zum Teufel, zielte Moritz so lange? Ich wartete und horchte — den Schlag der Windbüchse hätte ich doch endlich hören müssen.

„Moritz," rief ich in der Qual meiner Ungeduld, „so schieß doch endlich!"

Es blieb aber alles still.

Da spähte ich, von böser Ahnung getrieben, hinter meinem Baum hervor. Der Moritz war fort!

Beschämung und Zorn überwältigten mich. „Moritz," schrie ich, „wo bist du?"

Und da, da sah ich ihn, ganz klein in der Ferne sah ich ihn, wie er, die Windbüchse schwingend, im Sturme den Hang hinablief. Niemals, bei allen Göttern, hatte ich einen Jungen so beweglich rennen sehen.

Und schon war er auch unten bei der Gartentür angelangt, und nun, er hatte wirklich die Unverfrorenheit, er wagte es und winkte mir wie in alter Freundschaft grüßend herauf!

„Moritz, du Feigling!" rief ich empört hinunter und drohte ihm mit der Faust.

Er aber bog sich vor Lachen und tanzte eine kleine Tarantella, indes er die Büchse triumphierend über seinem Haupte schwang.





Die Herbst- und Wintermode

K 227. **Kittelkleid mit Pelzbesatz. Schnitte für 44 u. 48** cm Oberw.

S 4734. Jackenkleid m. Tressenausputz. Schnitte f. 46 u. 52 cm Oberw.

S 5125. Einfaches Jackenkleid. Beyer-Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite.

M 4904. Jacke aus gepreßtem Wollstoff mit Affenpelz berandet. Schnitte für 44 u. 48 cm Oberw.

Es gilt der Mode für den Herbst und den Winter den Weg zu bereiten, sie durch Wort und Bild dem Verständnis nahezubringen. Gerade zur Jetztzeit, da die Schwierigkeiten, die sich allen Neuerwerbungen entgegensetzen, nicht gering sind, möchte eine jede Frau das, was sie anschafft, modegemäß, hübsch und praktisch haben. Man prophezeit für die kommende Zeit die Mode des Direktoire, das heißt, das kurze, enganliegende, also geschnürte Leibchen und den langen und sehr weiten Rock. Zunächst tauchen Anklänge an die Zeit des Direktoire aber erst vereinzelt auf in den sogenannten Stilkleidern. In



der Hauptsache sieht man jetzt Kleider, Jacken und Mäntel mit normalem Gürtelschluß oder mit dem bis zur Hüfte gestreckten Leibchen. Daß sich die gerade, schlanke Linie nun seit Jahren schon — mit geringen Abweichungen — gehalten hat, ist ein Zeichen für die große Vorliebe, die die Frauenwelt für diese Modenform hat. Sie liebt sie als kleidsam, praktisch und jugendlich. Und die Kittelkleider, die Schlupfkleider und die Jumper sind auch wirklich nicht nur praktisch, sondern auch hübsch und anmutig mit ihrem weichen Fluß und dem sanften Umschmiegen des Körpers. — An Stoffen bietet die Mode eine verschwenderische Fülle. Für Jackenkleider und Mäntel kommen in Betracht Matelasse, Zibelin, Wollsamt, Gabardin, Burberry (wasserdichter Gabardin), Samt, glatt und gerippt, Homespun, Serge und Sealplüsch. Für Besuchs-, Empfangs-, Nachmittags- und Abendkleider gibt es ramagierte und damassierte Woll- und Seidenstoffe, Wollpopelin, Kreppella, Tuch, Divett (ein weiches Taftgewebe), Moiree, Chiffonsamt, Seidenkaschmir, Seidenkrepp, Chinakrepp und Ripsseide. Die Mode hat hier die Grenzen so weit gezogen, daß es vielen Damen möglich sein wird, unter ihren alten Beständen noch durchaus moderne Stoffe zu finden. Aber selbst wo kein ausgesprochen moderner Stoff zur Verfügung steht, kann man beim Aufarbeiten älterer Stücke durch moderne geschickte Verarbeitung

☆

K 5118. Samtkleid m. Unterbluse. Beyer-Schnitte für 42 u. 46 cm Oberweite.

K 4730. Kleid aus zweierlei Stoff. Beyer-Schnitte für 44 u. 48 cm Oberweite.

K 5145. Feines Schlupfkleid. Beyer-Schnitte für 44 u. 48 cm Oberweite.

B 4793. Gestrickte Schlupfbluse. Schnitte für 44 u. 48 cm Oberweite. — R 4794. Faltenrock. Beyer-Schnitte für 100 u. 110 cm Hüftweite.

K 5175. Feines Kleid. Schnitte für 42 u. 46 cm Oberw. Abplättmuster Nr. 10 720/I. 3 Zacken: 4 M.

K 5172. Kleid aus zweierlei Stoff. Beyer-Schnitte für 44 u. 48 cm Oberweite.

doch ausgezeichnete Wirkungen erzielen, besonders wenn der in Frage kommende Stoff einen der zur Zeit modernen, warmen Farbtöne besitzt. Man liebt jetzt die satten warmen Farben, so Braun in vielen Schattierungen: neger-, havanna-, gold- und rotbraun, dunkelrehbraun, ocker-, gems- und isabellenfarbe; Blau: marine-, schwalben-, lavendel-, persisch-, azur- und türkisblau; Grau: rauch-, platin-, silber-, elefanten- und stahlgrau; Grün: russisch-, mandel, meer- und jaspisgrün; Rot und Lila: hauptsächlich wein-, azaleen- und persischrot, pflaumenlila und amethystfarben, sowie eigenartige, aber sehr gefällige Farbenzusammenstellungen, zum Beispiel goldbraun mit stahlgrau, marineblau mit steingrau, alpenveilchenrot mit grau, granatrot mit marineblau, gemsfarben mit kastanienbraun, holzbraun mit persischblau, isabellenbraun mit silbergrau u. a. In dieser Art fügt man Stoff zu Stoff oder vereint Stoff mit Tressen, Schnurstich-, Schnürchen- oder Perlstickereien, mit Pelz oder Pelzersatz. Die letzte Modeforderung in der Zusammstellung von Stoff und Farbe ist, daß Stoff und Ausstattung Ton in Ton gehalten sein sollen. Dazu gehören gutes Material und vornehmer Geschmack. Von den dargestellten Kleidern wirkt



KK 44266. Knabenmantel. Schnitte für 2, 4, 6, 8 und 10 Jahre.

S 3536. Jackenkleid mit Glockenschoß. Schnitt für 46 cm Oberweite.

M 35215. Samtjacke mit Pelzbesatz. Schnitte für 46 u. 52 cm Oberweite.

S 5149. Feines Jackenkleid. Beyer-Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite. ☆

M 35135. Astrachanjacke. Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite.

S 5150. Jackenkleid mit zipfligem Schoß. Schnitte für 42 u. 46 cm Oberweite.

MK 259. Mädchenmantel. Beyer-Schnitte für 4, 6 und 8 Jahre.

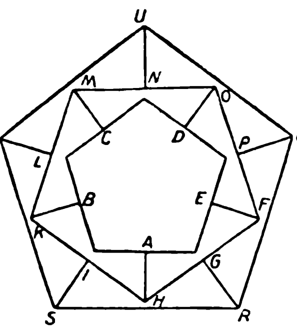
das erste, das Kittelkleid Abb. K 227, sehr gut durch den schmalen Litzenbesatz (auch durch Steppreihen zu ersetzen) und den Pelz am Kragen und den mit farbiger Seide gefütterten Ärmeln. Das Kleid kann offen und geschlossen getragen werden, es erfordert 3,75 m Stoff, 110 cm breit. — Das Jackenkleid Abb. S 4734 ist aus 4,50 m Gabardin, 120 cm breit, gearbeitet und mit 25 m schmaler Tresse an allen Teilen ausgestattet. — Für das Jackenkleid Abb. S 5125 braucht man 3,75 m Gabardin, 130 cm breit. Seine Jacke, die auch aufgeschlagen getragen werden kann, hat am Stehkragen ein schmales Pelzrändchen. — Einen sehr vornehmen Anzug zeigt Abb. M 4904, eine Jacke aus dunkelbraunem gepreßten Seidenstoff zu einem gleichfarbigen Tuchrock. Die Jacke ist an den Rändern mit Affenpelz besetzt und seitlich mit zwei großen Zierknöpfen geschlossen, sie erfordert 1,50 m Stoff, 120 cm breit. — Abb. K 5118 stellt ein lila Samtkleid mit lichtgrauer seidener Unterbluse dar, erforderlich 4,50 m Lindener Samt, 110 cm breit, und 2,40 m Seide, 80 cm breit. — Das Kleid Abb. K 4730 ist aus 2,60 m gestreiftem Wollstoff und 1,80 m einfarbiger Seide gearbeitet, je 100 cm breit. Die Form eignet sich zum Aufarbeiten älterer Kleider oder zum Verwenden von Resten. — Abb. K 5145 zeigt ein Schlupfkleid, das aus 3,25 m einfarbigem und 1 m gemustertem Stoff gearbeitet wird, je 100 cm breit. — Die gestrickte Schlupfbluse Abb. B 4793 wird aus 390 g weißer, bischofslila und rotlila Sportwolle gearbeitet. Man strickt zuerst die Gürtelteile 11 cm breit, 40 cm lang in Längsreihen hin und her gehend stets rechts (am Modell, je 94 M. Anschlag). Nach 9 Rippchen weiß folgt ein farbiger Streifen, in dem nur rechte Maschen obenaufliegen. 1 R. dunkellila, 2 R. rotlila, 1 R. dunkellila. Nach Wiederholung des weißen und bunten Streifens behält man die Maschen beider Teile je auf einer Nadel, um sie im Lauf der Arbeit an Rücken- und Vorderteil anzustricken. Den Jackenteil selbst, genau nach Schnitt gearbeitet, beginnt man am unteren Rand des Ärmels (Modell 80 M.) und strickt gleich den Gürtelteilen abwechselnd, schlägt nach Ärmellänge für Rücken- und Vorderteil die nötigen Luftmaschen hinzu (Modell je 43 M.) und teilt am Halsrand die Arbeit für den vorderen Schlitz. Am Vorderteil verkürzen sich die Rippen und nehmen für die zweite Hälfte wieder zu. Der weiße Streifen in der Mitte zählt 14 Rippen, für die letzten 2 sind Rücken- und Vorderteil wieder zu vereinen und die zweite Seite des Hauptteiles zu vollenden. Die Nähte sind sauber zusammenzunähen und Rand, Schlitz und Ärmel mit Schlingborte zu besetzen. Für die Borte 3 cm breite, dunkellila Schlingen, rotlila mit f. M. abgebündelt, darauf dunkellila Stbch.-R. und 1 R. rotlila f. M. Eine Quaste aus gleicher Borte an weißer Lftm.-Kette ziert die Mitte am Halsausschnitt. Der zweibahnige Faltenrock wird aus 2 m von 130 cm breitem Stoff gearbeitet. — Für das Kleid Abb. K 5175 braucht man 2 m Lindener Samt und 2,50 m Wollstoff, je 110 cm breit; abgestufte Spannstiche und aufgenähte Perlen ergeben den wirkungsvollen Schmuck. Das Kleid bietet eine gute Vorlage zum Aufarbeiten eines älteren Kleides. — 1,50 m einfarbiger und 1,75 m Streifenstoff, je 100 cm breit ergeben das Kleid Abb. K 5172. — Sehr elegant wirken die drei Jackenkleider Abb. S 3536, S 5149 und S 5150, das erste zeigt einen langen schmalen Pelzkragen und gleichfarbigen Tressenbesatz, erforderlich 5 m Stoff, 120 cm breit; das zweite ist aus 4,20 m von 100 cm breitem Stoff gearbeitet und mit breiter Tresse besetzt, an dem hohen Stehkragen eine Pelzrüsche. Das dritte Jackenkleid, Abb. S 5150, erfordert 5,50 m Stoff, 130 cm breit, es hat schmale Sutaschkanten und einen Stehkragen aus Pelz. — Auch die Samtjacke Abb. M 35 215 und die Astrachanjacke Abb. M 35 135 sind mit Pelz ausgestattet, die Samtjacke ist aus 2,50 m von 110 cm breitem Lindener Samt gearbeitet und mit schmalem Ledergürtel zusammengehalten, die Astrachanjacke erfordert 2 m Stoff, 120 cm breit; beide Jacken können auch aus Flauschstoffen gearbeitet werden. — Der Knabenmantel Abb. KK 44 266 wird für das Alter von 4 Jahren aus 1,50 m von 110 cm breitem Wollsamt gearbeitet und mit Serge oder leichtem Wollstoff gefüttert; für den Mädchenmantel braucht man für das Alter von 4 Jahren 1,75 m Tuch, 130 cm breit, Pelzstreifen als Besatz und Serge als Futter.

○○○

Die Beyer-Schnitte sind für je 30 Mark zu beziehen, zu B 4793, R 4794, M 35 215, M 35 135 und den zwei Kindermänteln kosten sie je 24 Mark, zuzüglich 2 Mark für Porto und Verpackung, durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22.

Rätsel und Spiele

Hamiltonsche Rundreise.



Von den durch die Buchstaben A B C D usw. bis U bezeichneten 20 Punkten der Schachtelfünfecke sollen auf einer Wanderung über die Linien 14 Punkte berührt werden, jeder jedoch nur einmal, und zwar soll die Wanderung in S beginnen, über R G F fortschreiten und nach 6 weiteren Stationen enden, so daß ein Weiterwandern unmöglich geworden ist.

Silbenrätsel.

Hallo! ruft Eins der Zweiten zu,
Gib her, was ich begehre.
Gern schenk' ich, was ich hab', spricht Zwei,
's ist Nutzen mir und Ehre,
Du sollst es haben, wie es sich gebührt!
Eins braucht die Zwei und Zwei die Eins,
Zwei ist Eins-Zwei vereinigt,
Doch zwei auch seine beste Eins,
Wenn ihn das selber peinigt,
Was Eins zu Zwei hat hingeführt. O. Sp.

Lautwechsel.

Mit „l“ wird manches Tier gefangen,
Mit „t“ hat man's an Stirn und Wangen.

Homonym.

Benutzt der Kaufmann mich,
muß er dafür bezahlen,
Werd' ich des Kämpfers Los,
wird er nicht mit mir prahlen.

Auflösungen aus Heft 52

Gegensatzrätsel: Frucht, Lob, Antwort, Morgen, Irrtum, Nutzen, Glätte, Original. — „Flamingo.“

Silbenrätsel: Tilsit, Alabama, Kamerun, Talmud, Idarwald, Seide, Taunus, Damhirsch, Elbe, Reaumur, Vaduz, Elle, Riemen, Sassafras. — Takt ist der Verstand des Herzens.

Rätsel: Heliotrop, Porto.

Schach

Redigiert von J. Mieses

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier des Deutschen Schachbundes zu Oeynhausen am 9. August gespielt.

Damenbauernspiel.

Heß. Weiß.	Post. Schwarz.	Heß. Weiß.	Post. Schwarz.
1. d2–d4	d7–d5	4. Sb1–c3	c7–c6
2. Sg1–f3	Sg8–f6	5. Lc1–g5	h7–h6
3. c2–c4	e7–e6	6. Lg5–h4	d5×c4

Schwarz spielt auf Bauerngewinn, was aber durchaus verfehlt ist.

7. e2–e4	g7–g5	9. Lf1×c4	Sf6×e4
8. Lh4–g3	Lf8–b4	10. 0–0	Se4×g3

Weiß hatte dem Gegner eine hübsche Falle gestellt, nämlich 10 . . ., Lc3: 11. bc, Sc3:? 12. De1, Sd5. 13. Lb8:, Tb8: 14. De5 und Schwarz verliert einen Turm.

10. f2×g3!	Sb8–d7	12. Dd1–e2	Dd8–e7
13. Sc3–e4	. . .		

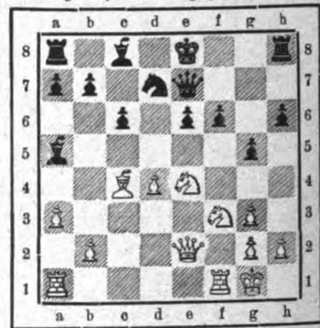
Weiß hat nun für den geopferten Bauern eine vortreffliche Angriffsstellung erlangt.

13. . . . f7–f6

Um Se5 zu verhindern, aber die schwarze Stellung wird durch diesen Zug noch mehr geschwächt.

14. a2–a3 Lb4–a5

Stellung nach dem 14. Zuge von Schwarz.



15. b2–b4? ...

Hier läßt sich Weiß die Gelegenheit entgehen, durch eine schöne und energische Kombination die feindliche Stellung zu zertrümmern, nämlich 15Le6:, De6: 16. Sd6+, Ke7 17. Sf5+, Kf7, 18. Sh6+, Ke7 (falls Th6:, so 19. Sg5+! usw.) 19. Sf5+, Kf7 20. Sg5+, fg 21. Sg7+, Kg7: 22. De6: Tf8 23. De7+, Kg8 24. Dg5+ und Weiß gewinnt.

15. ... La5–b6?

Auch Schwarz hat die angegebene Kombination offenbar gar nicht gesehen, sonst würde er den Läufer nach c7 gezogen haben.

16. Ta1–e1? ...

Auch jetzt noch hätte Le6: zum Gewinn geführt.

16. ... Sd7–f8 | 17. Kg1–h1 Lc8–d7

18. Se1×f6? ...

Dieses Opfer aber ist inkorrekt.

18. ... De7×f6 | 19. Sf3–e5 Df6–g7

20. De2–h5+ ...

Nach 20. Tf7, Df7: würde Schwarz Turm und zwei Figuren für die Dame gewinnen.

20. ... Ke8–d8 | 21. Tf1–f7 Ld7–e8!

22. Te1–f1 Lb6×d4

Weiß gibt auf.

Aufgabe Nr. 88 wurde richtig gelöst von Willy Nowak in Budweis; Heinrich Höhs in Blankenese.

Aufgabe Nr. 89 wurde richtig gelöst von Heinrich Höhs in Blankenese.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Der wahre Genuß.

Die Hausbesucher erbitten sich oft von mir ein Buch: nur für ein Viertelstündchen, oder für die Nacht, zum schnellen Einschlafen. „Nein, das bitte nicht; das kenne ich schon," lautet dann manchmal die Ablehnung, wenn ich ihnen ein gutes Buch gebe.

Wie leer! Wie furchtbar armselig muß doch das Leben solcher Menschen sein! Macht es denn nicht gerade erst recht Freude, einem guten alten Bekannten wieder zu begegnen? Gewiß: damals hatte man sich ausgesprochen, inzwischen hat man jedoch vieles in anderer Beleuchtung sehen gelernt.

Und worin besteht denn überhaupt der Wert einer eigenen Bibliothek, die der Traum jedes Menschen ist? Doch nicht allein im Besitz! Nicht darin, daß man möglichst viel Bücher aufgestapelt hat! Dann täte man besser, sich die Titel der gelesenen Bücher an die Wand malen zu lassen. Der schönste Genuß und der einzig wahre Genuß besteht doch darin, daß man wieder und immer wieder die liebgewonnenen Stellen lesen kann — daß man mit seinen Büchern lebt! Gute Bücher sind liebe Freunde, die von uns nichts fordern und uns doch zu jeder Stunde überreich beschenken.

Im Sprechzimmer.

Ein wohlbeleibter Patient läßt sich in einem der schon etwas altersschwachen Samtstühle nieder, der ob des Schwergewichts im Innern laut aufstöhnt. Ein ungefähr Achtjähriger amüsiert sich höchlichst darüber.

Eine Woche später sitzt der Kleine wieder im Wartezimmer und der Dicke kommt auch wieder.

Der Junge stößt die Mutter am Ellbogen und raunt ihr zu: „Mutti, das is der mit der Quietscheinrichtung."

E. E. H.

Adolph Böttger

der bekannte Lyriker und Byron-Übersetzer, wurde einst von einem Bekannten gefragt, warum er denn kaum mehr etwas schreibe. „Ach, lieber Freund," entgegnete er mit einem Anflug von Bitterkeit, „es steht ja schon alles im Faust!"

D. L.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Praktische Winke

Verblichene Lampenschleier. Sehr wenige Hausfrauen sind in der Lage, ihre verblichenen Lampenschleier durch neue ersetzen zu können. Sie beginnen daher mit dem Auffärben, erreichen dadurch aber nicht immer das Gewünschte, da morsche und ältere Stoffe durch das Auffärben manchmal rissig und defekt werden; man kann sie aber durch Bemalen mit Anilinfarbe oder den Farben, die zur Batik verwendet werden, wie neu herrichten. Da die Batikmuster immer verschwommen sind, so genügt ein Tupfen und Verwischen. Wer einigermaßen Geschicklichkeit besitzt, kann hübsche Muster, ähnlich denen der Batik hervorbringen und somit aus dem verblichenen Stück ein neues Prunkstück machen.

Mittel gegen feuchte Hände. Wer über feuchte Hände klagt, klagt meistens gleichzeitig über schlechtes Allgemeinbefinden und ist auf eine durchgreifende ärztliche Behandlung angewiesen. Es gibt einige Mittel, um diesen lästigen Handschweiß ein wenig zu vermindern. Vor allem empfiehlt es sich, die schweißigen Hände im Laufe des Tages mehrmals in kaltes Wasser zu tauchen und darauf mit einem rauhen Frottiertuche zu reiben, um die erschlafften Schweißdrüsen zu beleben. Auch längere, warme Handbäder, die zirka 5—10 Minuten dauern müssen, sind sehr kräftigend. Will man für besondere Gelegenheiten für eine Weile die feuchten Hände verlieren, so wäscht man sie in leichtem Alaunwasser und frottiert sie darauf kräftig. Ein Bestäuben mit feinem Reispuder, nach vorausgegangener Waschung, wird den gewünschten Erfolg haben. Hartnäckigere Fälle erfordern stets den Arzt.

Peddigrohrmöbel reinigt man mit Seifenwasser und einer weichen Bürste und spült sie mit heißem Wasser gründlich nach. Zu beachten ist, daß dem Seifenwasser keinerlei Soda hinzugefügt werden darf, da dadurch das Peddigrohr grau und unklar wird. Nach dem Spülen bestäubt man das Geflecht mit fein pulverisiertem Schwefel, der bis zum völligen Trocknen auf dem Geflecht verbleiben muß. Darauf bürstet man mit Hilfe eines weichen Pinsels das Schwefelpulver herunter. Soll Peddigrohrgeflecht gebleicht werden, so kann das unter Zusatz von Wasserstoffsuperoxyd zum Spülwasser geschehen.



(Fortsetzung)

Ein Meisterquartett.

In einem kleinen Städtchen hatten sich vier musikfreudige Menschen gefunden, die zu ihrem eigenen Ergötzen, weniger zur Freude ihrer Mitmenschen, Quartett zusammen spielten. Mit den Vorzeichnungen standen sie sehr auf Kriegsfuß und wählten deshalb mit Vorliebe Stücke in C-Dur. Nun ließ aber der Ehrgeiz die braven Musikanten nicht ruhen, sie mußten einmal ein Stück von Brahms spielen. Das B-Dur-Quartett wurde ausgewählt. Das Andante, dessen wunderbare Schönheit nicht tot zu machen ist, befriedigte sie sehr, aber im Allegretto grinsten ihnen, o Schreck, fünf b entgegen. Sie wurden absolut nicht damit fertig.

Da schlug der Violinist vor, es erst mit einem b, dann mit zweien und so fort zu üben, bis sie alle fünf bewältigt hätten! F. Dr. G.

Tierhumor.

Neulich las ich in einer gelehrten Abhandlung über den Menschen, daß er sich schon durch den Humor allein auszeichne: Tiere hätten keinen Humor.

Wie? Wenn Hunde mit einander herumtollen, wenn die Kälber springen und die Zicklein tanzen, wenn der Bock die Rieke treibt, das soll kein Humor sein? Viel eher glaube ich, daß die Tiere manchen unserer traurigen Witze nur mit dem Ausdrucke höchsten Bedauerns anhören könnten.

Unpassende Vornamen.

Mann: „Liebe Emma, dein Name bedeutet doch soviel wie die Emsige, Fleißige, Häusliche; ich konnte aber bisher an dir keine Eigenschaft entdecken, die deinem Namen entspräche."

Frau. „O du kindischer Mensch du! Dein Name Felix bedeutet doch der Glückliche, und bist du vielleicht glücklich mit mir?" Th. H.

Witzecke

Nach und nach. Junger Vater (dem die Amme eins von den eben zur Welt gekommenen Zwillingen entgegenbringt): „Welch ein prächtiger Junge!“

„Nicht wahr? Und das ist erst die Hälfte!“

Der kranke Hahn. „Warum haben Sie Ihren Hahn geschlachtet?“

„Aus Mitleid, weil er immer die ganze Nacht hindurch gekräht hat: der arme Kerl litt an Schlaflosigkeit!“

Beobachtung. Tischnachbar: „Schlechte Beispiele wirken ansteckend! Erst kratzte sich der Hund nur, dann kratzte sich die Dame, die ihn auf den Schoß nahm, und jetzt kratzt sich der ganze Tisch!“

Nobel. „Einen Wagen werden Sie doch bei Ihrer Trauung nicht nehmen, wo Sie gerade der Kirche gegenüber wohnen?“

„Aber selbstverständlich — was würden die Leute denken — wir klettern eben an der einen Seite zum Wagen hinein und zur andern wieder hinaus!“

Im Sturm. „He da, Sie haben ja meinen Hut auf, hinter dem ich seit zehn Minuten herlaufe!“

„Ja, der ist mir zugeflogen, und weil er paßte, habe ich meinen eigenen alten Filz weggeworfen — laufen Sie hinter dem her!“

„Ich habe mir jetzt das Rauchen abgewöhnt, ich ärgere mich dabei zu sehr über das Geld, was das kostet.“

„Unsinn! Wenn ich mir alles abgewöhnen wollte, wobei ich mich über den Preis ärgere, da würde ich schon längst nicht mehr essen.“

Für Küche und Haus

Tauben nach Tartarenart. Die gut gereinigten Tauben werden der Länge nach im Rücken zerteilt und mit der Fläche des Hackmessers breitgeschlagen. Hierbei müssen sie mit einem reinen Tuch bedeckt sein. Dann tauche man die Taubenhälften in geschlagenes Ei, salze sie gut, tropfe etwas Olivenöl darauf und paniere sie. Nun wird etwas sehr gutes Olivenöl heiß in eine Bratpfanne gegossen, die Tauben hineingelegt und 20 Minuten lang gebraten, wobei man sie reichlich mit dem Öl aus der Pfanne begießt. Hierauf läßt man sie abtropfen und trägt sie mit gebackener Petersilie und einer Mayonnaise oder mit Kapern, fein gewiegten Pfeffergurken, feinen Kräutern und etwas Senfsauce auf.

Piemonteser Pfannekuchen aus Huhn. Für 6 Personen: Ein Huhn von mittlerer Größe wird ausgenommen, gesengt, gerupft und vollständig von den Knochen befreit. Die Knochen, Haut und das Hühnerklein tut man mit einer kleinen Zwiebel, gebackter Mohrrübe und feinen Kräutern in eine Kasserole. Nachdem man sie mit Salz und Pfeffer gewürzt hat, läßt man sie 20 Minuten lang auf dem Herde schwitzen, übergießt sie mit einem Glas Weißwein und einem halben Liter Wasser und fügt diesem 4 Löffel voll Tomatenpüree bei. Man lasse das Ganze 40 Minuten lang kochen, siebe es durch und stelle es warm.

Andererseits wird das Hühnerfleisch fein gehackt und ihm 150 g in Milch getauchte und abgetropfte Weißbrotkrume, 60 g Butter, eine Fingerspitze voll Salz, eine Prise Pfeffer und eine kleine Fingerspitze voll Gewürz beigefügt. Diese Farce breite man in Eierkuchenform aus, überstreue sie mit Mehl, bestreiche sie mit einer aus einem geschlagenen Ei, einem Löffel voll Öl, Salz und Pfeffer hergestellten Mischung und bedecke sie wieder mit Brotkrumen. Mit dem flachen Messer drückt man die Brotkrumen recht fest auf den Teig und bäckt diesen mit 4 Löffeln voll heißer Butter. Man muß diesen Hühnerpfannenkuchen auf beiden Seiten goldbraun backen. Dann richtet man ihn auf einem in Parmesankäse und Butter geschwenkten Reis an und gießt die oben erwähnte Tomatensauce darüber.

Diese Gerichte braucht man nicht zu kochen, sie lesen sich aber außerordentlich gut.

(Aus: Mal was andres! Kochrezepte für Feinschmecker. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.)



Für unsere Frauen



Wie man Pelz näht

Das Arbeiten und Umarbeiten von Pelzstücken ist bei sorgfältiger Ausführung auch für Laienhände möglich. An Hand der nachfolgenden Beschreibung werden unsere Leserinnen in der Lage sein, diese Arbeiten selbst vornehmen zu können. Bei der Verarbeitung von Pelz bleibt zu beachten, daß man Pelz stets von der Rückseite näht, damit beim Aufziehen des Fadens die Härchen nicht mitgefangen werden; man näht mit überwendlichen Stichen und starkem Zwirn. Die Stiche liegen ziemlich dicht aneinander, der Faden darf aber nicht straff angezogen werden, einesteils damit das Fell nicht zerreißt, anderenteils damit sich die Naht flach ausbreiten läßt. Beim Zerschneiden von Pelzwerk zu Besatzzwecken zieht man am Lineal auf der Kehrseite des Felles die Linien in richtiger Breite vor und schneidet hier das Fell mit scharfem Messer in der Luft durch. Es gehen hierbei keinerlei Härchen verloren. Infolge der Dichtigkeit des Pelzes und der Länge der nach den Seiten hin ausspringenden Haare brauchen Streifen auf der Kehrseite verhältnismäßig nur sehr schmal zu sein. Selbstverständlich hat man beim Ziehen der Linien sowohl wie beim Aneinanderfügen der Streifen den Fall des Haares zu beachten, der immer mit dem Strich geht. Da Pelz im Gegensatz zu Stoff überall angestückt werden kann (natürlich unter Berücksichtigung des Striches und der Färbung) und bei der Verarbeitung überhaupt kein Stückchen verloren gehen darf, so erhält die Rückseite ein eigentümliches Aussehen (siehe Abb. a). Jedes Pelzstück, sei es Jacke, Mantel, Kragen oder Muff, muß zuerst aus Futter gearbeitet und genau ausgeprobt werden, damit keine Änderungen am Pelz nötig sind. Bei Ausführung der Verbindungsnähte einzelner Schnitteile ist Nahtband mitzufassen; man heftet es so auf Pelz, daß die eine Seite mit dem Pelzrand abschneidet, damit die Stiche durch Pelz und Nahtband fassen. Arbeitet man ein Pelzfutter, so fügt man zwischen Oberstoff und Pelz eine ganz lose Wattelage, auf Futtermull geheftet, hie und da sticht man sie auf dem Fell an (siehe Abb. b). — Will man z. B. einen Pelzkragen arbeiten, so macht man das fertig

M 4777

V 4778. Pelzumhang. Schnitte für 44 u. 48 cm Oberweite.

V 4779. Pelzumhang. Schnitte für 42 u. 46 cm Oberweite.

V 4780

M 4777. Pelzjacke. Beyer-Schnitte für 46 u. 52 cm Oberw.

V 4780. Pelzkragen. Beyer-Schnitte für 44 u. 48 cm Oberw.

Abb. a. Ein Stückchen Pelz, von der Rückseite aus gesehen.

Abb. c. Das angefeuchtete Fell wird stark gedehnt, mit der Pelzseite aufgespannt und das Muster aufgezeichnet.

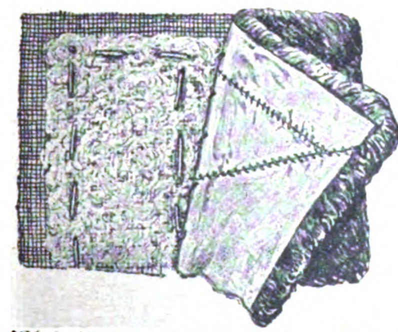


Abb. b. Pelzfutter wird auf mit dünner Watte belegten Futtermull geheftet.

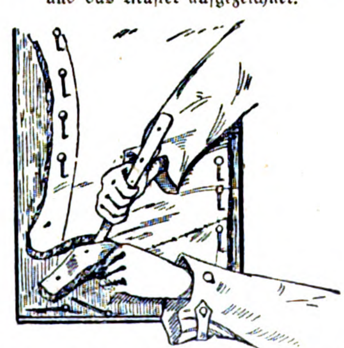


Abb. d. Das Ausschneiden des Schnitteils mit einem scharfen Küchen- oder Federmesser.

vorbereitete, d. h. gegerbte und gespannte Fell auf der Hautseite gehörig naß und läßt es zusammengeklappt einige Minuten liegen, damit zunächst die Nässe gut durchzieht. Die Haut ist dadurch weich und dehnbar geworden. Man spannt das Fell nun auf ein Brett und nagelt es mit langen feinen Nägeln auf, wobei man es gehörig dehnen und recken muß. Nach einem Papierschnitte zeichnet man sodann die Form des Kragens auf, wozu man Kreide oder Bleistift nimmt (siehe Abb. c). Durch die Nässe ist die Haut so dehnbar geworden, daß man auch aus einem verhältnismäßig kleinen Fell, z. B. einem Kindermuff, immerhin noch einen ziemlich breiten Halskragen erhalten kann. Die Haut wird nur nach der Richtung gereckt, in der es fehlt. Darauf wird der Kragen zugeschnitten. Zunächst entfernt man nur einige Nägel an der Ecke, an der man zu schneiden beginnen will, hebt mit der linken Hand das Fell etwas an und schneidet mit einem scharfen Küchen- oder Federmesser — ein echtes Kürschnermesser wird wohl selten vorhanden sein — dem Schnitt gemäß zu. Das Messer ist ziemlich senkrecht zu halten (siehe Abb. d), es darf auch nur die Haut schneiden, nicht die Härchen. Erst nach und nach entfernt man auch die übrigen Stifte. Darauf heftet man eine etwas kleinere Schicht Tafelwatte auf den Pelzteil und näht die Ränder zu Saum um. Man kann dabei gut durch das ganze Fell durchstechen; der Teil wird dann auf der Hautseite mit einem Holz geklopft, wodurch alle mitgefaßten Härchen wieder ausspringen. Das Füttern mit Seide geschieht möglichst unsichtbar mit Hohlstichen. Muffe arbeitet man meist in der modernen Tonnenform. Zu ihrer Herstellung hat man einen 40 cm breiten, 75 cm langen Gazeteil an den Seitenrändern je mit fünf gerundeten Abnähern zu versehen und einem in gleicher Form hergerichteten Pelzteil unterzuheften, der zur Rundung geschlossen wird. Alsdann stellt man nach der gleichen Grundform zwei Teile aus federdichtem Stoff her, näht sie nach Ausführung der Abnäher je für sich zusammen und verbindet sie an den Seitenrändern bis auf eine kleine Öffnung, durch die die Federn eingefüllt werden. Dann schließt man diese Öffnung, schiebt das Kissen, in dem die Federn gut zu verteilen sind, in den Pelz und fügt das Seidenfutter ein, das an den Öffnungen eingereiht wird. Hierbei ist eine Rüsche von gleicher Seide mitzufassen. — Die dargestellte Jacke Abb. M 4777 besteht aus Sealkanin und australischem Opossum, sie schließt im Kragen durch Haken und Ösen und im Hüftgürtel durch einen großen Pelzknopf. Flache, mit Pelz bezogene Holzknöpfe bilden auch den Verschluß des Pelzumhangs Abb. V 4778. Der Umhang mit Ärmelschlitzen Abb. V 4779 kann aus Sealkanin, Tuch oder Samt gearbeitet und mit irgendwelchen langhaarigen Pelzstreifen umrandet werden. Aus amerikanischem Opossum sieht der Kragen Abb. V 4780 besonders gut aus. Will man ihn nur lose um die Schulter hängen, so hält man ihn durch ein zur Schleife gebundenes Seidenband zusammen, das beim Einnähen des Futters mitgefaßt wird. — Man nimmt als Futter für Pelzsachen Seide und zwar möglichst gute schwere Seide. Da diese aber zur Zeit außerordentlich kostbar ist, so können praktische Damen auch aus Seidenresten das Futter für ihre Pelzstücke arbeiten. Bei geschickter Zusammenstellung und Verarbeitung können dabei sehr schöne Wirkungen erzielt werden, und zwar derart, daß man dem Futter nicht ansieht, daß es unter dem Zwang der Sparsamkeit entstanden ist. So kann man z. B. eine Jacke mit den Resten eines bastseidenen Kleides füttern; man stückt dabei das Futter ganz nach Notwendigkeit an und deckt die Ansatznähte durch einen mit starker, abstechender Seide ausgeführten Hexenstich. Damit ein harmonischer Eindruck erzielt wird, müssen in beiden Hälften in Vorderteil und Rücken die gleichen Ziernähte laufen, d. h. wenn beispielsweise im linken Vorderteil querüber eine Ansatznaht liegt, so arbeitet man im rechten an gleicher Stelle auch eine Ziernaht, wenn auch keine Ansatznaht zu decken ist. — Alte, aber noch haltbare Seide kann auch durch Bemalen ein elegantes Futter für Pelze ergeben. Auch durch Aneinandersetzen von schmalen Seidenresten kann man sich ein Futter schaffen. Hat man z. B. schmale Streifen, so kann man sie verschiedenfarbig einfärben, wodurch das Futter wie breitgestreift wirkt. Ein Zierstich, eine dicke Stielstichlinie oder eine schmale Seidenbandrüsche muß die Nähte decken. Verfügt man über viel Seidenbandreste, so kann man auch diese sehr schön zu einem Futter zusammensetzen; gute Einfälle pflegen sich beim Arbeiten meist einzustellen und machen die Lust am Schaffen noch größer. — Es sei noch darauf hingewiesen, daß für Muffe, die viel benutzt werden, Samt vorzüglich als Futter geeignet ist, er überdauert in seiner Haltbarkeit mehrere Seidenfutter. Zur Verlängerung oder Verbreiterung von Kragen, Schals und Muffen sind Fransen aus schmaler Seidentresse in der Farbe des Pelzes ein ebenso modernes wie praktisches Hilfsmittel.

ooo

Die Beyer-Schnitte sind zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22; sie kosten zur Jacke 30 Mk., zu den drei Kragen je 24 Mk., zuzüglich 5 Mk. für Porto und Verpackung.

Rätsel und Spiele

Gleichklang.

In vollen breiten Wogen ströme
ich durchs Land,
Ich grüß' die Täler, grüß' die
stolzen Höh'n an meinem
Strand,
Wenn ich in raschem Lauf vor-
überfließe.
Ich grüß' die Industrie und
stelle meine Kraft
In ihren Dienst, damit sie
wirkt und schafft,
Bevor in meines Vaters Arm
ich mich ergieße. —
Verheerend zieh' ich meine
Straße,
Was ich berühre, was ich
fasse,
Das krankt und siecht und
welkt dahin.
Des Arztes Kunst, ich mache
sie zunichte,
Wenn meinen Blick ich auf
ein Opfer richte,
Denn gierig strebt nach Beute
stets mein Sinn. M. H.

Logogriph.

Wir machten kürzlich auf der
Jagd
Mit b ihm den Garaus
Und trugen es als Beute heim
In unser Försterhaus,
Wo auf dem Tisch mit i es
stand
Und sehr bald unsern Bei-
fall fand.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben: al, ba, bak, ber, di, dolf, dur, ed, ga, gar, i, im, ka, lach, le, leut, lu, men, nant, ne, rat, rish, sit, stew, ta, tich, tros, un, wolf, zel sind zwölf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endlaute von oben nach unten gelesen einen Wahrspruch ergeben. Die Wörter bedeuten: Badische Amtsstadt, Sturmvogel, Papageienart, Frauenname, anderes Wort für Bienenfresser, Männername, Dienstgrad, englisches Gericht, Gazellenart, Männername, Glücksspiel, Wassernixe.

Scharade.

Die dritte schafft mir den
Himmel hienieden,
Auch sind uns Beglückten die
ersten beschieden,
Und doch, wann fehlt es an
Verdruß
Dem, der das Ganze haben
muß.

Auflösungen aus Heft 1

Hamiltonsche Rundreise: SRGFEABKIH.
Silbenrätsel: Gastwirt.
Lautwechsel: Falle, Falte.
Homonym: Niederlage.



Leitung: Horst Schöttler

Die Rosen.

Ich habe dich mit aller Liebe umgeben. Doch du sahst nur die Rosen, die ich dir täglich brachte. Da sagte ich dir: „Wie arm bist du!"

Du wolltest das nicht glauben. Du hast ein paar Wochen lang versucht, lieben zu können. Doch du konntest nur Rosen geben — und die zerrissen mit ihren Dornen das Herz.

„Wie arm bist du!"

Treue.

In Kriens bei Luzern wohnten wir mal mit der bildschönen Russin Alexandra zusammen. Sie war wirklich bildschön — und Kriens war mordslangweilig.

„Ja, das ist doch Treue," erklärte sie uns eines Tages am Pensionstische das Wunder, „ich liebe doch meinen Wladzimir; wir haben uns verlobt, ehe ich von Moskau abreiste. Und da — da kann ich doch nicht in einem der großen Hotels von Luzern wohnen!"

Enfant terrible.

Der kleine Sohn des Dr. Lind
Ist sicherlich ein Schreckenskind;
Als auf Besuch die Tante kam,
Frug sie, bevor sie Abschied nahm:
„Wann speist ihr denn, mein liebes Kind?"
Da ruft der kleine Fritz geschwind:
— Entsetzt hört es die Gouvernante —
„Wir essen, wenn du fort bist, Tante!" F. G.

Modern.

Wir hatten uns am Abend verlobt. Ganz richtig mit Kuß, Mondschein und ungeheurem Glücklichsein.

Am Morgen erwartete ich sie auf der Kurpromenade. Sie strahlte! „Du," sagte sie aufgeregt, „ich bin einfach selig: meine Hohenlohe sind 140 gestiegen, und Lloyd gar 165!"

Kannibalisches von heute.

Eine Wiener Firma kündigt einen „zerlegbaren Rost für Wandervögel" an.

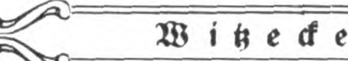
Darauf sollen die armen Jungen wohl gebraten werden? K. M.

Neuer Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht
und nicht von einer Ente,
Nur der schimpft über Protektion, der sie selbst brauchen könnte! F. G.







Witzecke

Runden. „Wovon ist denn Ihr Mann in der letzten Zeit so rund geworden?"
„Von den Runden an der Stammtischrunde."

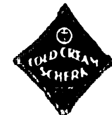
Kurzer Bescheid. „Was macht denn der junge Klemm jetzt?"
„Speche."

Ausgeschlossen. „Was? Ein Paar Schuhe dreitausend Mark? Nein, da warte ich, bis sie wieder billiger werden."
„Sie sind ja zwar noch in den besten Jahren, aber das werden Sie wohl nicht mehr erleben."

Auslegung. „Sagen Sie mal, Herr Doktor, was heißt denn eigentlich post festum?"
„Nach dem Feste."
„Ah! Ich verstehe; also wenn einer dann betrunken und nicht mehr feste ist!"

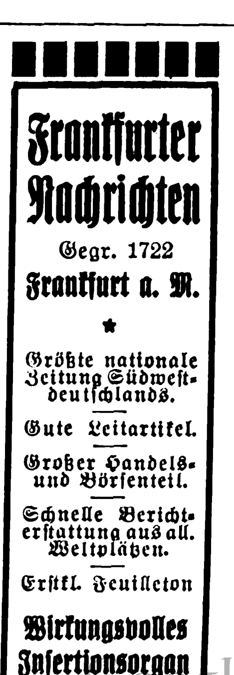
Unter Stromern. Hast du 'ne Länge, Mensch — bei dir uff'n Kopp muß ja det Ungeziefer schwindelig werden!











Winkelhausen
Alte Reserve
die deutsche Weinbrandmarke

Neue Bücher

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Eduard Reinacher, Der Bauernzorn. Alexia, Christine, Granne, Adrastos. Dramatische Dichtungen. Geb. 240 Mk.

Verlag Gg. Gornitzka, Berlin-Wilmersdorf.

Peter Bergell, Die altgermanische Mädchenseele. Schriftenausgabe des Deutschen Akademischen Bundes. 6.50 Mark.

G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Dr. Wilhelm Alberts, Gustav Frenßen. Ein Dichter unsrer Zeit. Gebunden 250 Mark.

Gyldendalscher Verlag, Berlin.

Balder Olden, Kilimandscharo. Ein Roman aus Deutsch-Ost. Gebunden 200 Mark.

Andreas Haukland, Elch. Eine Königssage aus der Wildnis. Gebunden 100 Mark.



H. Haessel, Leipzig.

Ph. Witkop, Frauen im Leben deutscher Dichter. Mit 9 Bilderbeilagen. Gebunden 500 Mark.

Olof Molander, Harriet Bosse. Gebunden 300 Mark.

Olof Molander schildert mit innerer Wärme die menschliche und künstlerische Entwicklung der größten Bühnenkünstlerin Schwedens. Mehr noch aber interessiert Harriet Bosse als die dritte Frau Strindbergs (in den Jahren 1901 bis 1904). Strindberg war nach Molander der intellektuelle Erzieher Harriet Bosses, der sie zum Gipfel der Kunst emporführte.

F. C. Mayer, München.

Arthur Schubart, Herrenrecht. Eine Geschichte aus alter Zeit. Volkstümliche Ausgabe in Pergamentimitation 120 Mark.

Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart.

Ernst Schüz, Vogelbüchlein, ein Taschenbuch für Beobachtungsgänge. Mit 6 farbigen Tafeln. Gebunden 120 Mark.

Carl Reißner, Dresden.

Hans Schlegel, Kulturgrotesken. 200 Seiten. Geb. 120 Mk.

Karl Sajó, Blätter aus der Lebensgeschichte der Naturwesen. 260 Seiten. Gebunden 140 Mk.

Verlag Otto Salle, Berlin.

Hans Strohmeyer, Vom Geist und Wesen der Erziehungskunst. Ein Wegweiser für Lehrer und Erzieher. 18 Mark.

Im Selbstverlag des Verfassers, Altona.

Peter Paul Westphal, Weltgericht! Die große Weltenwende der Jahre 1924—1927 auf Grund der hier zuerst und völlig gedeuteten Geheimnisse der Weissagung. 25 Mark.

Umlernen

muß heute die ganze Welt. Viele müssen den ihnen liebgewordenen Beruf aufgeben und stehen damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin** (5 Direktoren höherer Lehranstalten. 22 Professoren als Mitarbeiter), ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des Einzelnen durch persönl. Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufm. Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einjährig-Freiwillige (Reichsverbandsexamen), Abiturientenexamen, Gymnasium, Realgymnasium Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Zweite Lehrerprüfung, Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand., Konservatorium. Ausführlicher Prospekt über bestand. Examina usw. kostenlos. **Rustin'sches Lehrinstitut, Potsdam, Postfach 25.**



Doppelkinn, starker Leib u. Hüften, unschöne plumpe Waden, besonders häßlich wirkende dicke Fußgelenke beseitigt das ideale „Eta-Zehrwachs". Ein neues, sehr wirksames Mittel, um an jeder gewünschten Stelle übermäßigen Fettansatz zu verringern. — Originalpreis M. 144.—. Laboratorium „Eta", Berlin W 131, Versand-Abteilung Potsdamerstr. 32

Mutterschaft

Werdende Mütter, hoffende Frauen werden im eigensten Interesse und im Interesse des zu erwartenden Kindes gebeten, **unverbindlich** ihre Adresse einzusenden. — Rat über Schwangerschaft, Erzielung einer leichten Geburt, Pflege, wird kostenlos erteilt.

Deutsche Handelsgesellschaft für Volkswohlfahrt und Gesundheitspflege.
Hamburg. Radiopothek.

Andern überlegen

werden Sie durch meine Fernkurse in Redekunst, Gedächtnislehre u. Menschenkenntnis. Verlangen Sie Prospekt direkt vom Verfasser: **Otto Siemens, Leipzig-Stö. 72**

Schroth Kuren — Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz. Gr. Erfolge i. chron. Krankh. Bill. Zweiganst. Broschüre.



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken: Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 28
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre:
„Wie behandle ich mein Linoleum und Parkett sachgemäß?"

Das edle Pferd

unsere deutschen Pferdezuchten, Reiten, Fahren, Leistungsprüfungen

Sport-Turniere

kurz alles, was mit dem Pferd, Reiten u. Fahren zusammenhängt, behandelt als erste u. führende deutsche Wochenschrift die

Deutsche Sportzeitung Sankt Georg

Zahlreiche Abbildungen ergänzen die ausgewählt guten Abhandlungen. Der Bezugspreis für ¼ Jahr ist M. 150.—. Probehefte liefert der Verlag kostenlos

Sankt-Georg-Kunstblätter

Eine Sammlung farbiger Reproduktionen nach Originalen der besten Darsteller des Pferdes
B. VON ACHENBACH
PAUL CASBERG
HANS KRAUSE
ALFRED MAILICK
J. WENTSCHER D. J.
WILH. WESTEROP u. a.

Preis M. 40.—. Illustrierte Verzeichnisse kostenlos

Verlag Sankt Georg G. m. b. H.
Berlin W 35
Genthiner Str. 15



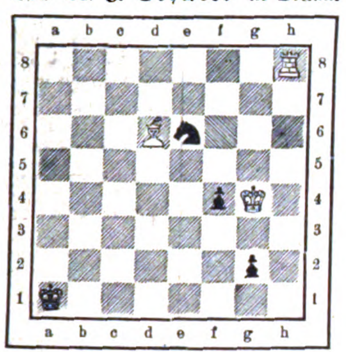


Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Hahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile Mk. 35.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Endspielstudie.

Von Dr. J. Sehwers in Mitau.



Weiß am Zuge macht remis.

Der hervorragende baltische Endspielkomponist Dr. Johann Sehwers hat kürzlich eine Sammlung seiner Kompositionen herausgegeben. Sie ist im Verlage der „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger" (Berlin W 10, Genthiner Straße 38) erschienen. Preis des gehefteten Exemplars 90 Mark. Das Werkchen enthält 87 höchst interessante und lehrreiche Studien und kann dem Schachfreunde bestens empfohlen werden. Das obige Stück ist eine Probe daraus.

1. Ld6–e5+ Ka1–b1 | 2. Th8–b8+ Kb1–c1!
3. Le5×f4+! . . .

Eine sehr geistreiche Kombination.

3. . . . Se6×f4 | 4. Kg4–h4 . . .

Wenn sich Schwarz um eine Dame oder um einen Turm macht, so folgt 5. Te1+, Kb1 und Weiß ist patt.

4. . . . Sf4–g6+ | 5. Kh4–h3 g2–g1D
6. Tb8–b1+ Kc1×b1

Weiß ist wiederum patt. — Eine sehr nette Wendung.

Wir bitten, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf Reclams Universum zu beziehen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hermann Hahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. Alleinige Anzeigen-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin SW 19, und deren Filialen.



Für unsere Frauen

Das Arbeiten von Hausschuhen

Zur Anfertigung von Hausschuhen kann jeder Plüsch- oder Samtrest, jedes Stückchen Herrenstoff, derbes Leinen oder Drell, auch Teppichstoff verwendet werden. Die Arbeit an und für sich ist nicht schwierig, die Handgriffe, einmal erlernt und geübt, wiederholen sich bei allen Arten von Hausschuhen. Für einen einfachen Haus- oder Morgenschuh genügt eine Außen- oder Laufsohle und eine Einlegesohle, auf der der Fuß bequem ruht. Wer es nicht vorzieht, eine fertige Laufsohle aus Filz oder Linoleum zu kaufen, schneidet sie aus starker, aber biegsamer Pappe zu, je nach deren Stärke zwei- oder dreimal, und leimt die Teile aufeinander. Dann bekleidet man sie mit starkem Stoff, Kretonne oder Leder. Man schneidet diesen Überzug ringsum $1^1/_2$ bis 2 cm größer zu, steckt ihn mit Nadeln auf und verbindet die Ränder durch Spannstiche (siehe Abb. 2). An Hacke und Spitze muß der Stoff der Rundung wegen eingereiht, an dem schmaleren Teil in der Mitte dagegen mehrmals eingeknipst werden. Auch lassen sich Laufsohlen ganz aus Bindfaden- oder Strohzöpfchen herstellen. Die Zopfteile werden hierfür mit weitläufigen Langettenstichen aneinandergenäht; bei Bindfaden näht man sie flach, bei Strohzöpfchen auf die Kante gestellt aneinander (siehe Abb. 6). Um die richtige Form herauszubekommen, richte man sich nach einem Sohlenschnitt und beginne die Näharbeit von der Mitte aus. Man kann auch Stoffsohlen mit Stoffzöpfchen benähen (s. Abb. 5). Geflochtene Sohlen haben einen runden Absatz; Filz- oder Tuchsohlen gibt man einen Absatz aus gleichem Stoff. Die Einlegesohle ist etwa $^1/_2$ cm kleiner als die Laufsohle, sie erfordert ebenfalls eine Grundform aus einfacher Pappe, die man wie die Laufsohle mit Stoff bespannt, deren Oberseite aber für den Fuß weich gefüttert sein muß. Man bedeckt sie deshalb mit einer dünnen, gleichmäßigen Schicht Watte oder Werg, die man durch Umwickeln mit Garn oder Faden auf der Sohle hält (siehe Abb. 3). Entweder wird die Einlegesohle an den Schaft genäht oder lose in den Schuh gelegt. Der Schaft besteht aus dem Fußblatt und Hackenteil oder ist im Ganzen geschnitten und hat nur hinten eine Naht. Man arbeitet ihn aus Oberstoff und Futter und fügt bei sehr weichen Stoffen auch noch eine leichte Zwischenlage ein. Die Oberteile können aus dem verschiedensten Material bestehen, als Futter nimmt man Flanell und Samt für warme, Kattun und Drell für gewöhnliche Hausschuhe. Notwendig ist es, immer zwischen Oberstoff und Futter am Hacken eine Steife aus Pappe einzuschieben, die dem Schuh Halt bietet. Man schneidet Futter und Oberstoff gleich groß zu. Die oberen Ränder näht man entweder verstürzt aneinander, oder man faßt sie mit Band, Tresse, Krimmerbesatz usw. ein. Zum Annähen des Schuhteils an die Sohle sticht man die Ahle mit der rechten Hand durch Sohle und Oberteil, legt den Faden in den Einschnitt der Nadel und zieht sie wieder zurück, so daß man auf jeder Seite die Hälfte des Fadens hat. So weit man jetzt den Stich machen will, sticht man die Ahle wieder ein, hängt den inneren Faden in den Einschnitt der Nadel und zieht ihn zurück, so daß man außen eine Schlinge erhält. Durch diese Schlinge leitet man den äußeren Faden und zieht den inneren Faden fest an. Der Faden — starker Hanf oder Bindfaden — muß stets mit Wachs oder Pech gewichst sein; bei Ledersohlen näht man in einer Rille, die man mit dem Messerrücken ritzt, damit die Stiche nicht obenauf liegen. Eine andere einfache und praktische Art, Sohle und Schuhteil zu verbinden, ist folgende: man zweckt die Sohle mit einigen Stiften auf einen Leisten. Dann stülpt man den auf die Innenseite gedrehten zusammengenähten Schaft darüber und näht ihn mit einer starken Tapeziernadel mit überwendlichen Stichen fest auf die Sohle (siehe Abb. 1), entfernt nun die Stifte, zieht den Leisten heraus und stülpt den Schuh um.

Abb. 2. Die mit Spannfäden verbundene Laufsohle.



Abb. 1. Annähen der Sohle mit starker Tapeziernadel.

Abb. 1a. Annähen der Sohle mit Nähahle.

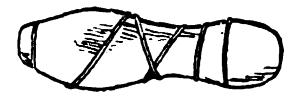


Abb. 3. Die mit Werg belegte umwickelte Sohle.

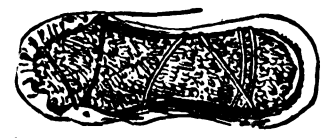


Abb. 4. Die mit Stoff bespannte Sohle.



Abb. 5. Aufnähen von Stoffzöpfchen auf eine Filzsohle.

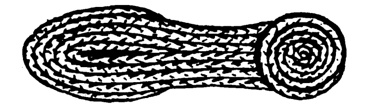


Abb. 6. Sohle, aus Strohzöpfchen geflochten.



V 34. Warmer Hausschuh mit Spangenschluß aus Kamelhaarstoff für Herren. Beyer-Schnitte für Größe 37, 39 u. 42 erhältlich.

V 2. Morgenschuh aus Samt mit Schürzstichumrandung und Bandrosette für Damen. Beyer-Schnitte für Größe 36, 38 und 40.

V 30. Hausschuh, offen oder geschlossen zu tragen, mit abstechendem Stoff oder Pelz gefüttert. Beyer-Schnitte für Größe 39 u. 41.

Schnitte: Preis je 10 M., zuzügl. 5 M. für Porto und Verpackung, durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22.

Das Tagewerk der Hausfrau

Im September dieses Jahres hatten sich in Berlin zur Veranstaltung der Ausstellung „Sparsame Hauswirtschaft" die einschlägigen Industriegruppen mit den Hausfrauenvereinen zusammengetan, um im Rahmen jener Veranstaltung und auf dem Hintergrunde einer zweckmäßigen Wohnungseinrichtung das Tagewerk einer Hausfrau darzustellen und dabei Handhabung und Verwendung praktischer Geräte und Werkzeuge vor Augen zu führen. Aneinandergereihte Kojen zeigten die einzelnen Räume der Wohnung in der Reihenfolge und Verfassung, in der sie die mädchenlose Hausfrau im Laufe des Tages in Anspruch nehmen. Freiwillige Helferinnen der Hausfrauenorganisation gaben in den einzelnen Räumen die notwendigen Hinweise und Erläuterungen. Die Arbeit beginnt in der Küche, wo bereits am vorhergehenden Abend der Morgentrank oder die Suppe in der Kochkiste bereitgestellt und der Frühstückstisch gedeckt wurde. Man sieht dort die praktischen übereinandergestellten Kochtöpfe stehen, in denen der Dampf des unteren Gefäßes den Inhalt des oberen garkocht und das Anzünden einer zweiten Gasflamme erspart (Turmkochen). Der Küchenschrank ist so niedrig, daß die Hausfrau bequem an die im obersten Fach stehenden Schüsseln heranreichen kann; sämtliche Möbel sind von einfacher Form und praktischem Anstrich, der ihre mühelose Reinhaltung gestattet. Der Küchenstuhl hat einen aufklappbaren Sitz, der einen zur Aufbewahrung von Gerät dienenden Kasten bedeckt. Ein sinnreich zusammengestellter Feuerungskasten enthält alles für diesen Zweck Erforderliche. Die Reinigung der Stiefel und Kleider hat bereits am Abend vorher — möglichst nicht in der Küche — stattgefunden; es wird angenommen, daß die Familienmitglieder sich bei dieser Arbeit allwöchentlich abwechseln, oder daß ein jeder sie für sich selbst verrichtet. — Das Aufräumen des Schlafzimmers, dessen Fenster vor dem Verlassen geöffnet wurden, ist der Hausfrau dadurch erleichtert, daß jeder sein Bett gehörig abdeckt und die zwei- oder dreiteiligen Matratzen zum Lüften schräg aufstellt, auch unnötig herumliegende Gegenstände fortlegt. Ist ein Badezimmer vorhanden, so empfiehlt es sich, die Körperwäsche dort vorzunehmen und dadurch eine Reihe der sonst erforderlichen Verrichtungen zu erübrigen. Der Gerätekorb, der die Hausfrau von einem Zimmer in das andere begleitet, spart überflüssige Schritte und Zeitverluste. Im Wohnzimmer und anderen Räumen erweist sich der Staubsauger als beste zeit-, kraft- und arbeitsparende Hilfe. — Die Küche zur Kochzeit zeigt einige der neuen Maschinen zum Teigrühren, Gemüseschneiden, Passieren; ein Grudeherd erinnert an die Verwendung dieses billigsten Heizmittels, an die durch seine ununterbrochene Wärmespendung gebotene Möglichkeit zu kostenloser Beschaffung warmen Wassers und die Vorteile einer im Winter stets warmen Küche. Geschirrersparnis sichert das feuerfeste Kochgeschirr, in dem die Speisen gleich aufgetragen werden, verminderten Gebrauch von Küchenwäsche die neben dem Abwaschtisch angebrachte schrägstehende Abtropfvorrichtung, in der das mit sehr heißem Wasser übergossene größere Geschirr von selbst trocknet. Eine solche in verkleinertem Maßstabe, aus einfachen Holzlatten rostartig zusammengenagelt, leistet für Tassen und Teller den gleichen Dienst in jeder beliebigen Emaillewanne. Eine Merktafel zeigt der Hausfrau an, was im Haushalte fehlt und auf ihren nachmittags zwei- bis dreimal wöchentlich zu unternehmenden Einholgängen ergänzt werden muß. — In der Speisekammer werden die Vorräte nicht in Tüten aufbewahrt, sondern in Büchsen und Einmachegläsern mit Schildern, die nicht aufgeklebt, sondern umgebunden werden, was nicht nur das Auswechseln erleichtert, sondern auch das unerwünschte Ablösen der Zettel verhindert. Dosen mit aufschraubbarem Deckel, die man beim Bezug von Schuhcreme und ähnlichen Waren erhält, eignen sich zur Aufbewahrung der einzelnen Gewürze, ein Meßgefäß, dessen Inhalt man ein für allemal festgestellt hat, beseitigt die Unsicherheit der Dosierung nach „gehäuften" oder „gestrichenen" Eßlöffeln. Die in der Küche unentbehrliche Kochkiste hat in der Speisekammer einen Doppelgänger, die Kühlkiste, die genau nach gleichem Prinzip und mit gleichen Mitteln hergestellt ist und ihre Eigenschaft, den Speisen diejenige Temperatur zu erhalten, bei der sie ihr anvertraut wurden, an kalten Gerichten ebenso bewährt, wie die Kochkiste an heißen. Soll sie den Eisschrank völlig ersetzen, so verzichtet man auf die Holzwollfüllung, stellt auf den mit mehrfachem Zeitungspapier benagelten Boden einen Teller mit etwas Eis und darüber auf ein aus Latten genageltes Einsetzfach die zum Frischhalten bestimmten Fleisch- und sonstigen Speisen. Getrocknete Gemüse, Pilze, Sellerieschеiben, Kohlschnitzel usw., auch Zitronen- und Apfelsinenschalen hängen in weißen Mullbeutelchen, auf die die Bezeichnung ihres Inhalts genäht ist, an einem einfachen Gestell aus vier Leisten von der Decke der Speisekammer herab. — Nach getanem Tagewerk bietet das Wohnzimmer am Abend der Hausfrau eine trauliche Ruhestätte; die darin stehende Nähmaschine mahnt an eifrige Arbeit an den besorgungsfreien Nachmittagen.

Margarete Weinberg.

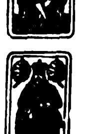
Rätsel und Spiele

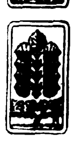
Skataufgabe.

Vorhand hat folgende Karten:









Mittelhand paßt; nun reizt Hinterhand bis 40, 45, 50, 54 und paßt, als Vorhand diesen Wert hält. Vorhand spielt Großspiel aus der Hand und verliert es. Hinterhand hat nur zwei Farben mit 53 Augen, Mittelhand macht drei Stiche und im Skat liegen Eichel Acht und Sieben. Wie sind die Karten verteilt und wie wird gespielt?

Logogriph.

Wir sind bald gut, bald übel
Und plagen viele sehr,
Senkt g hinein und sucht uns
Am Adriat'schen Meer.

Schieberätsel.

Aus den folgenden geographischen Eigennamen: Sansibar, Mengede, Romrod, Ahlen, Gerichshain, Dornach, Odenwald sind in derselben Folge der Wörter und Buchstaben neue geographische Eigennamen zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine Hauptstadt.

Scharade.

Das erste ist einsam und allein,
Das zweite meist verbunden mit Pein,
Das ganze kann witzig und geistreich sein,
Den Feind kann es bringen ins Land hinein.
Für Gebäude wird's immer ein Unheil sein.

Auflösungen aus Heft 2

Gleichklang: Die Ruhr.

Logogriph: Eber, Eier.

Silbenrätsel: Durlach, Albatros, Sittich, Berta, Immenwolf, Ludolf, Leutnant, Irish Stew, Gazelle, Edgar, Bakkarat, Undine. — Das billige Buch schafft Werte.

Scharade: Kinderfrau.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Wahres Geschichtchen.

Heute haben wir ihn zu Grabe getragen. Er ist nicht alt geworden, der Freund Gaston. Bei seiner beneidenswerten Gesundheit, bei seiner lächelnden Ruhe hätten ihm noch Jahrzehnte des schönen Lebens geblüht.

Viele Frauen schritten hinter seinem Sarge her. Frauen, die ihn zärtlich gestreichelt hatten, Frauen, die ihm immer dankbar blieben, weil sein Idealismus und sein Glauben an bessere Menschen ihnen den Lebenskampf erleichtert hatte. Nur eine Frau fehlte: Ninon! Ninon, das eitle, launische, unbedeutende Weibchen.

Ninon, — um derentwillen er seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

Der Vater.

Mitten in der Nacht erhebt sich die Stimme des Kindes und zwingt Herrn und Frau Oberlehrer Röslein, ihren Schlummer zu unterbrechen. „Fürchtegott," haucht die Gattin schwach, „ich bitte dich, sieh nach dem Kinde." Fürchtegott vor dem Kinderbett bietet ein Bild der Unzulänglichkeit. „Sprich mit dem Kind," seufzt die Gattin; sie weiß, daß eine sanfte Stimme beruhigend auf die Kleine wirkt. Der Herr Oberlehrer denkt krampfhaft nach und stottert dann hilflos: „Liebe Hildegard, willst du mir nicht ein Thema geben?" bl

Schmerz laß nach.

Du schreibst, daß Du mich nicht mehr lieben willst. Ich habe sofort das einzig Vernünftige getan: ich habe mich bei meinem Zahnarzt angemeldet. Der eine Schmerz vertreibt den andern — und beide sind so leichter zu ertragen!

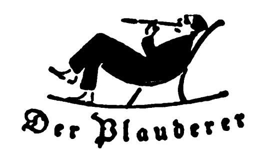
Modern.

Üb' immer Treu und Redlichkeit und laß dich nicht verführen
Zum Spielen, Schieben, Mogeln oder gar zum Defraudieren.
Und wenn du dennoch Böses tust, so muß das Ding sich lohnen,
Drum stiehl entweder gar nicht, oder stiehl gleich in Millionen. Th. H.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Praktischer Wink

Wenn die Wasserspülung versagt. Wenn der Wasserbehälter in der Toilette sich nicht selbsttätig füllt, die Spülung also versagt, oder, was noch häufiger vorkommt, beständig ein kleiner Wasserstrahl rinnt, so kann man dem Übelstande selbst abhelfen. Man steige auf einer Leiter zu dem hoch an der Wand befestigten Wasserbehälter empor und nehme den Deckel ab. Sollte er verschraubt sein, so löse man die Schrauben. Nach einem Blick in das Innere des Kastens wird man erkennen, worin die Ursache des Versagens liegt, nämlich in einem Verschieben des sogenannten Schwimmers, der den Zu- und Abfluß des Wassers zu regeln hat. Man bringe ihn auf seine richtige Stelle zurück, was durch ein einfaches Drehen leicht geschehen kann, und prüfe durch Ziehen der Kette, ob nun der Schaden behoben ist, was meistens der Fall sein wird. Dann wird der Deckel wieder aufgelegt bzw. aufgeschraubt. Mancher kleine Fehler im Haushalt läßt sich so leicht abstellen, wenn man erst selbst prüft, wo der Haken sitzt! Theresia.



(Fortsetzung)

Die Krawatte.

Schrecke nicht zurück, wenn ein Mädchen die Farbe deiner Halsbinde häßlich findet. Es kann ein sehr liebes Mädchen sein. Wenn eine Frau jedoch täglich deinen Halsbindenknoten bekrittelt, dann mußt du auf die Scheidung gefaßt sein. Solche Frau übt an allem Kritik — nur nicht an sich selber! Sie wird sich in deiner Gegenwart täglich fünfmal die Nase pudern, aber sie wird dieselbe Nase rümpfen, wenn du dich beim Rasieren ein klein wenig geschnitten hast. Nach dem Herzen brauchst du dann nicht mehr zu fragen: Frauen mit leichtfertiger Kritik an Äußerlichkeiten haben kein Herz.

Oliver Cromwell

hielt seinen Einzug in London und wurde von einer ungeheuren, drängenden Volksmenge umgeben. Man machte ihm ein Kompliment darüber, aber er antwortete trocken: „Würden ihrer weniger sein, wenn man mich zum Galgen führte?" D. L.

Brot und Salz.

Noch heute ist es in manchen Ländern Brauch, dem zum Besuche kommenden Freunde Brot und Salz anzubieten als ein Symbol dessen, was der Mensch an Nahrungs- und Genußmitteln zum Leben bedarf. Mit Panis- d. h. Brotbriefen pflegten die deutschen Kaiser seit dem 13. Jahrhundert bedürftigen Laien eine Versorgung durch eine geistliche Stiftung zu sichern, und auch die Apanage der Prinzen war dem Sinne des Wortes nach nichts weiter als das zu ihrem Unterhalt bestimmte Brot. Das Salz hat von jeher eine ähnliche Bedeutung gehabt. Im alten Rom gab man Soldaten und auf Reisen befindlichen Beamten ein Salarium, d. h. ein bestimmtes Deputat an Salz, das später in Geld umgewandelt wurde und sich bis heute in dem Worte Salär erhalten hat. J. Hs.

Stimmung.

Ein Regentag. Ich sitze im Bieber-Café und lese die Zeitung. Alles ist mir vergällt; wohin man blickt, ist nichts als Haß und Streit, Not und Leid.

Da höre ich ein kleines silberhelles Lachen hinter mir. Ein Frauenlachen. Wer weiß, aus welcher Kehle? Aber sofort erstirbt alles Häßliche in mir: ich glaube wieder, daß aus düstern Wolken die Sonne bricht.

Praktischer Wink

Gebratenes Fleisch schmackhaft aufzuwärmen. Bei aufgewärmtem Fleisch nicht beliebt ist der etwas fade Geschmack des Bratens und das Weichwerden der Kruste oder Zähwerden der Fleischfasern, was sich aber bei achtsamer Behandlung sehr leicht vermeiden läßt. Man lege das Fleisch in den Siebeinsatz eines Kartoffeldämpfers, oder in Ermangelung eines solchen in ein Durchschlagsieb, das man über einen Topf mit kochendem Wasser hängt und mit gut passendem Deckel verschließt. Der emporsteigende Dampf erhitzt das Fleisch, je nach Größe und Dicke des Stückes, in 10—15 Minuten. Die Tunke wird besonders heiß gemacht, nach Bedarf noch etwas verlängert und mit Fleischextrakt oder Tomatenbrei, Senf oder Kräuter-, bzw. Pilzextrakt, Zitronensaft oder Estragonessig gewürzt. Bei kroß gebratenem Fleisch, dessen Kruste knusprig sein soll, legt man das erhitzte Fleischstück in angebräunte Butter und bratet es auf hellem Feuer auf jeder Seite nur eine Minute lang an, richtet es zerschnitten auf erhitzter Platte an und gießt die Bratbutter darüber. Bei Schmorbraten und dergleichen legt man das über Dampf erhitzte Fleisch 5 Minuten lang in die kochend heiße Tunke, die aber dann nicht mehr aufkochen darf. Sofortiges Anrichten ist in beiden Fällen unbedingt nötig. Auf diese Weise werden selbst Hackebraten, deutsche Beefsteaks, Schnitzel usw. wieder schmackhaft wie frisch gebraten. — Auch alle Brühwürste, Knoblauch-, Mettwurst, Frankfurter und Wiener Würstchen sollte man stets nur auf obige Art über Wasserdampf erhitzen, sie sind dann viel saftiger als im Wasser erwärmte.









Für unsere Frauen



Weihnachtsarbeiten für Kinder

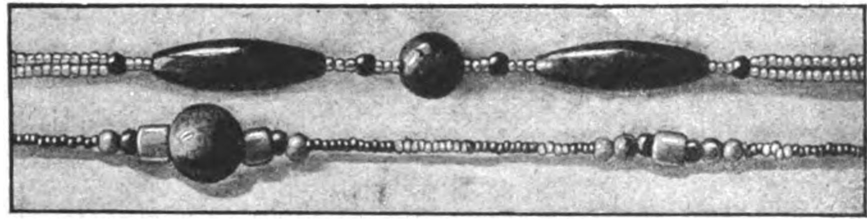


Abb. 3 u. 4. Teilansichten zu den Halsketten Abb. 1 u. 2.

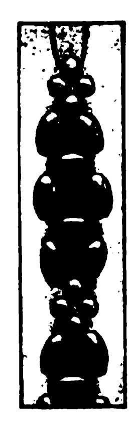


Abb. 5.



Abb. 6.

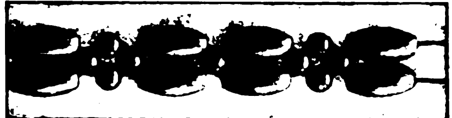


Abb. 7.



Abb. 8.

Abb. 5 u. 6. Zwei Muster für Gürtel aus Holz- u. Glasperlen.

Abb. 7 u. 8. Zwei Muster für Gürtel aus Holzperlen.

Kinder müssen mit ihren Weihnachtsarbeiten frühzeitig beginnen, weil ihre kleinen Hände nicht so rasch schaffen können wie die der Großen, und weil bei ihnen die Stunden meist nicht allzu häufig sind, in denen sie Lust und Liebe zum Stillsitzen haben. Eine kluge Mutter oder Tante wählt als Weihnachtsarbeiten für die Kinder nur Kleinigkeiten, die verhältnismäßig wenig kosten und ziemlich rasch hergestellt werden können, die aber doch einen praktischen Wert haben. Eine Arbeit, die Kinder sehr gern ausführen, ist das Auffädeln von Perlen. Abb. 1 u. 2 zeigen zwei moderne Halsketten, Abb. 5—8 stellen Muster für Gürtel oder Serviettenringe dar. Bei Perlarbeiten muß vor allem auf einen haltbaren Faden geachtet werden, damit der zu Beschenkende Freude an seinem Geschenk haben kann. Die Halskette Abb. 1 ist aus kleinen durchsichtigen Glasperlen auf zwei Fäden gefädelt (siehe Abb. 3). Nach 16 cm vereint man beide Fäden in einer mittelgroßen schwarzen Perle, dann 3 durchsichtige, 1 lange blaue, +3 durchsichtige, 1 schwarze, 3 durchsichtige +, 1 große runde, blaue Perle und vom + noch einmal, dann 1 lange blaue, 3 durchsichtige, 1 schwarze. Nun die Fäden wieder teilen, zwei 20 cm lange Reihen durchsichtige Perlen, vereinen durch 4 blaue, 2 durchsichtige, 1 schwarze, 2 durchsichtige und 4 blaue. Dann zwei 12 cm lange durchsichtige Reihen, durch 1 schwarze vereint. Die zweite Hälfte entgegengesetzt. Die Kette ist 120 cm lang, die Franse 8 cm, dabei kommen nach 4 durchsichtigen 7 blaue Perlen, unten zwischen 2 durchsichtigen je 1 schwarze. — Die zweite Halskette ist einreihig von bunten Perlen in verschiedener Größe hergestellt (s. Abb. 4.) Zunächst 1 gelbe und 1 grüne mittelgroße, 1 altrosa Röhrenperle, 1 große blau bemalte und rückwärts genau so.



Abb. 1 u. 2. Zwei moderne Halsketten (siehe die Teilansichten Abb. 3 u. 4.

Dann von kleinen Perlen 10 grüne, 10 altrosa, 12 grüne, 4 rosa, 4 grüne, von mittelgroßen 1 gelbe, 1 grüne, 1 lila, 1 große altrosa und rückwärts genau so. Die Kette ist 96 cm lang. — Gürtel sind nach Abb. 5—8 ungefähr 140—150 cm lang aus verschiedenfarbigen Perlen zu arbeiten. Man arbeitet mit einem beiderseitig eingefädelten Faden, indem man je nach Muster auf jede Nadel eine oder mehrere Perlen nimmt und mit beiden Nadeln entgegengesetzt durch eine querliegende Perle geht. An den Gürtelenden Perlfransen. — Der reizende Kannenanfasser für die heißen Griffe von Nickelkannen usw. (Abb. 9) kann aus kleinen Tuch- oder Wollstoffresten gearbeitet werden, er mißt ausgebreitet 17/12 cm und zeigt eine mit Seide ausgeführte leichte Plattstichstickerei. Zwischen seine zwei gleichgroßen Tuchplatten ist eine Watteschicht gelegt, und die Ränder sind darauf weitläufig langettiert, Schnur mit Quaste zum Aufhängen. — Eierwärmer zum Warmhalten der Eier sind in manchen Haushaltungen, z. B. bei älteren Leuten, sehr beliebt. Der mit Abb. 10 dargestellte Wärmer wird aus Wollresten in beliebigen Farben gehäkelt. Man beginnt in der oberen Mitte mit 10 f. M. und sticht in den folgenden Runden stets in das rückwärtige Maschenglied der vorigen Runde ein. In der 2. Rde. häkelt man fünfmal in eine Masche 2 f M., bis zur 6. Rde. nimmt man an den gleichen Stellen zu, dann häkelt man je Masche in Masche bis zur erforderlichen Höhe, bunte Luftmaschenschlingen und bunte Kreuzstiche bilden den Ausputz. — Das 11 zu 8 cm große Nadelbuch (Abbildung 11) aus farbigem Leinen ist mit abstechender Plattstichstickerei geziert, der Rand ist langettiert. Das Leinen ist über die Pappdeckel gespannt, die innen abstechend gefüttert sind. Zwischen die beiden Deckel werden ein

Abb. 9.



Abb. 10.

Abb. 11.

Abb. 9. Kannenanfasser m. leichter Stickerei. Beyer-Abplättmuster Nr. 50585/I. Preis 8 M. — Abb. 10. Gehäkelter Eierwärmer. — Abb. 11. Nadelbuch mit leichter Stickerei. Beyer-Abplättmuster Nr. 50589/I. Preis 8 Mark.

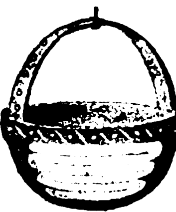


Abb. 16.

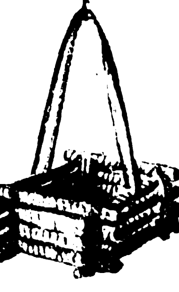


Abb. 17.

Abb. 16 u. 17. Leicht zu arbeitender Christbaumschmuck.

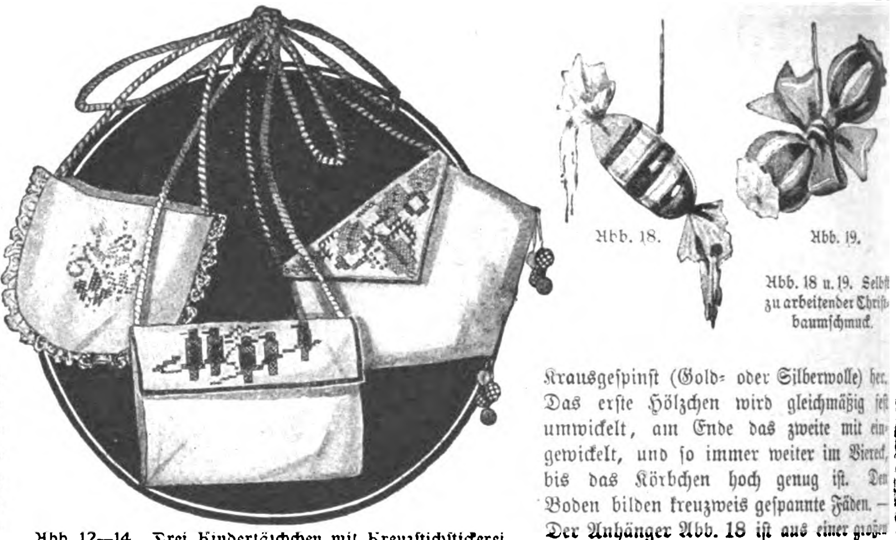


Abb. 12—14. Drei Kindertäschchen mit Kreuzstichstickerei. Beyer-Abplättmuster Nr. 90 152/I (linkes). Nr. 90 175/I (rechtes Täschchen). Preis je 8 Mark. Zum unteren Täschchen siehe das untenstehende Muster Abbildung 15.

Abb. 18. Abb. 19.

Abb. 18 u. 19. Selbst zu arbeitender Christbaumschmuck.

oder mehrere langettierte Tuchblätter in der oberen Mitte befestigt, sie dienen zum Einstecken der Nadeln. — Von den drei Kindertäschchen Abb. 12—14 ist das erste ein weißes, rosa gefüttertes Batisttäschchen, es ist auf der Vorderseite mit einer hübschen Blüte bestickt. — An dem zweiten Täschchen aus rosa Waschrips ist die abgeschrägte Klappe in Kreuzstich bestickt. Die unteren Ecken zieren kleine Quasten. — Das hellblaue, 11 zu 14 cm große dritte Täschchen ist auf der 5 cm breiten, schwarz vorgestoßenen Klappe mit dem Vogelmuster, s. Abb. 15, bestickt. Man stickt fünf Kreuzchen auf 1 cm. — Die Abbildungen 16—19 zeigen Christbaumschmuck, der auch von Kinderhänden hergestellt werden kann. Das Material dazu findet sich wohl in jedem Haushalt vor, bis auf einige kleine, geringwertige neue Zutaten. Der Behälter für Naschwerk Abb. 16 ist aus einer halben, bunt bemalten Eierschale gebildet; als Henkel dient ein Bändchen, dessen Enden ein um den oberen Rand geklebtes Goldbörtchen bedeckt. — Das Körbchen Abb. 17 stellt man aus Streichhölzern und Krausgespinst (Gold- oder Silberwolle) her. Das erste Hölzchen wird gleichmäßig fest umwickelt, am Ende das zweite mit eingewickelt, und so immer weiter im Viereck, bis das Körbchen hoch genug ist. Den Boden bilden kreuzweis gespannte Fäden. — Der Anhänger Abb. 18 ist aus einer großen Eichel hergestellt, mit bunten oder goldenen Ringen beklebt, an beiden Enden in vorsichtig eingeschnittenen Schlitzen eingeklemmte Büschelchen Kreppapier, aus deren Mitte einige Lamettafäden heraushängen. — Der Anhänger Abb. 19 besteht aus zwei Mohnköpfen, die vergoldet und bemalt, je nach dem Geschmack der Ausführenden, in der Mitte mit Blumendraht zusammengefügt sind. Dann wird ein buntes Bändchen — es kann auch aus Kreppapier sein — zu einem kecken Schleifchen darumgebunden.

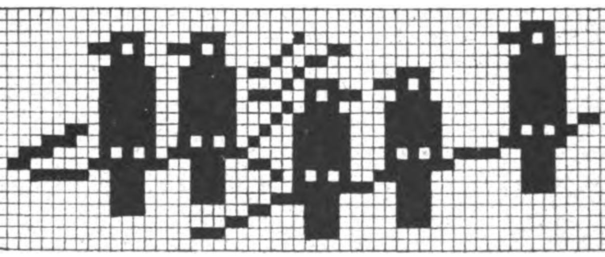


Abb. 15. Muster für Kreuzstichstickerei zum Täschchen Abbildung 14.

○○○

Die Beyer-Abplättmuster sind zuzüglich 2 Mark für Porto und Verpackung durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24, zu beziehen.

Rätsel und Spiele

Entschlüsselungsaufgabe

*					
	a	b	c	d	e
	f	g	h	i	k
	l	m	n	o	p
	q	r	s	t	u
	v	w	x	y	z

Verteilt man auf die fünf Felder der ersten wagerechten Reihe, die in der Entschlüsselungsaufgabe vorkommenden Mitlaute, und auf die Felder der ersten senkrechten Reihe die fünf Selbstlaute, so erhält man den Schlüssel zu der folgenden Geheimschrift: raduda ronesoda dedone sadusufune lenalo nasude ronesoda lenaseso nasudanera raduda dedone roradunesanine relunedoreda sadoseso rolunedoseso doru rolunaneseno nasude dosu denera sududa.

Homonym.

„Der will um meine Tochter frei'n? —
Was fällt dem kecken Burschen ein? —
Ein Geometer, weiter nichts."
So sprach verdrießlichen Gesichts,
Ein stolzer, reicher Herr Baron. —
„Nein, der wird nicht mein Schwiegersohn."
— Indessen, er ist fein und klug,
Da ist ihm wohl ein Wort genug.
„Mein Herr" — so schreibe ich ihm nun,
„Sie sind — was Sie beruflich tun".

M. H.

Scherzrätsel.

Sagt mir doch einmal, welches Lied
In G-Dur wird gesungen;
Das Wort bei Mensch und Tier man sieht,
Bei alten wie bei jungen.

G. R.

Auflösungen aus Heft 3

Skataufgabe: B. eW, e9, gD, g10, g8, g7, rO, r9, r8, r7; C. rD, r10, rK, sD, s10, sK, sO, s9, s8, s7. — 1) sW, eW, sD —15; 2) gD, rD, g9—22; 3) g10, r10, gO—23. Damit erhalten die Gegner 60 Augen.

Logogriph: Launen, Lagunen.

Schieberätsel: Barmen, Eder, Roda, Lengerich, Indor, Nachod. — Berlin.

Scharade: Ein Fall, Einfall.



Leitung: Horst Schöttler

Erst die Dame.

Du hast mir heute den Abschiedsbrief geschrieben und — ich lächelte.

Entsinnst du dich noch der weißen Bank? Da sagte ich dir, daß ich dich nicht mehr liebe. Doch du riefst Himmel und Hölle an, um mich zu halten. Es war Ehrenpflicht, deinen Bitten, deinen Beschwörungen nachzugeben. Ehrenpflicht, weil ich fühlte, daß du den Vorrang haben wolltest.

Heute nahmst du Rache für damals; ich hatte darauf gewartet und — lächle.

Marterl.

Leser steh, erbarme dich dieses bittern Falls
Meines lieben Ehemannes, des Tierwärters Fritz Hals.
Rasch und ohne weitre Kosten endete jäh sein Lauf:
Er wollte eine Löwin füttern und diese fraß ihn auf.

L. E.

Vorsicht!

Der berühmte Astronom Lalande schrieb 1782: „Ich gebe die Versicherung, daß das Schweigen der Gelehrten ein Zeichen der Nichtachtung ist. Es ist in jeder Hinsicht als unmöglich erwiesen, daß sich ein Mensch in die Luft erheben und darin halten könne." (Dieser Ausspruch betraf nicht etwa den Spiritismus, sondern die Luftschiffahrt). Man sieht, ein anerkannter Wissenschaftler sagt: erwiesen! Und was würde Lallande heute sagen? K.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Witzecke

In Karlsbad. Gattin (verächtlich den Schläfer betrachtend): „Banause! In diesem Zimmer zu schnarchn, in dem vielleicht Goethe geschlafen hat!“

Der klassische Schaffner. Passagier: „Unerhört, Schaffner, wie wir hier zusammengepfercht sind; meine Frau, die dort am Fenster steht, kann sich nicht bewegen!“

Schaffner (nachdem er eine Weile aufmerksam hingeblickt hat): „Und sie bewegt sich doch!“

Ungeduld. Dienstmädchen (in der Leihbibliothek): „Bitte geben Sie mir schnell den zweiten Band dieses Romans — die Gnädige kommt vor Spannung um — ich soll ihr am Telephon schon gleich den Anfang vorlesen!“

Praktisch. „Friert denn ihr Kleines in dem ungeheizten Zimmer nicht?“

„O nein! Ich wärm's bei der Nachbarin und tu's dann in meine Kochkiste!“

Beim Abschied auf der Kleinbahn. Schaffner: „Bitte einsteigen, Herrschaften! Der Stationsvorsteher hebt die Hand! Das bedeutet: Letzter Kuß!“

Beim Rendezvous. Sie: „Ich bin aus Frankfurt gebürtig!

Er: „Main?“

Sie (ihm um den Hals fallend): „Auf ewig, Geliebtester!“

Kombination. „Was Fräulein Sophie für philosophische Gespräche führen kann — die reine Philosophiesophie!“



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Josef von Sonnenfels,

der Montesquieu Österreichs, hatte die Schwäche einer ziemlich starken Eigenliebe; auch sprach er viel und gern. Eines Tages naht ihm ein Bittsteller, steht, mit dem Gesuch in der Hand, eine geschlagene Stunde ohne ein Wort zu sprechen vor dem Minister, der allein ununterbrochen spricht. Als er endlich in Gnaden entlassen wird, wendet sich Sonnenfels an seine Umgebung mit den Worten: „Mit diesem jungen Mann habe ich mich vortrefflich unterhalten; er hat Talent". — Noch amüsanter ist folgende Begebenheit: Eines Abends fuhr Sonnenfels mit einem fremden Gelehrten von Schönbrunn zurück nach seinem Haus auf der Leimgrube. Als am bewölkten Himmel plötzlich der Mond hervortrat, rief der Gelehrte unwillkürlich: „Ah, welch herrliche Beleuchtung!" Sonnenfels, in der Meinung, sein Gast bewundere die Straßenlaternen, die er in Wien eingeführt hatte, entgegnete geschmeichelt: „Ja, die ist auch von mir!" D. L.

Zum Nachdenken.

Wer beherrscht die Geschicke der Völker und Länder? Nicht die Massen — die Geister sind es. Die Massen sind die langen Reihen Nullen, die ihren Wert nur durch die Ziffern bekommen, die voranstehen.

Aus dem vaterländischen Roman „Dorothee" von Willibald Alexis. (Reclams Univ.-Bibl. 6237—44.)

In der Straßenbahn.

„Wuizeun!" ruft der Schaffner. Eigentlich heißt es Wollzeile, aber er ist ja selber ein echter Wiener und nennt das Kind beim „richtigen" Namen. Der Schaffner schlängelt sich zwischen den Fahrgästen durch: „Faaahrkart'n bittääb!". Zwischen einem neuen Ankömmling und dem Schaffner entspinnt sich folgendes Gespräch: „Herrschaft, wo hab i jetzta mei Kart'n hinverwurschtelt, ab, da is s' ja!" Befriedigt holt er sie aus einem Westentäschchen hervor und überreicht sie dem Schaffner. „Dös war wull a nöt not, daß's so zammknödeln!" Und prompt erfolgt die Antwort: „Na, nächst'ns laß i's halt vorher ausbügeln". F. G.

Neuer Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht
und nicht von einem Rochen,
Des Österreichers Leitspruch ist: „Do könn' ma holt nix moch'n!" F. G.

Für Küche und Haus

Kürbis-Kompott. Man schält 2 Pfund recht reifen und schön goldgelben Kürbis, schabt ihn aus und läßt ihn, in feine Stücke geschnitten, mit etwas Salz und reichlich feinem Zucker bestreut, mit Zitronensaft betropft, zum Durchziehen stehen. Die feine Schale von 1—1½ Zitronen wird kleingeschnitten, mit 100 g Zucker, 1—2 Nelken, 1 Stange Zimt und 1 Stück gebleichten Ingwer in ¼ l Wasser stark ausgekocht, durch ein feines Sieb auf die Kürbisstücke gegossen und dann alles zusammen kurz eingekocht. Falls die Brühe dünn bleibt, wird sie abgegossen, mit 25 g Zucker langsam eingekocht und kochend wieder über die Kürbisstücke gegossen. Das Kompott wird kalt in eine Kristallschale gefüllt und kann vor dem Anrichten mit 1—2 Löffeln voll feinem Arrak durchgerührt werden.

Kürbistorte. In ½ Pfd. Mehl schneidet man 75 g Butter — in feinen Blättchen hinein, verarbeitet beides und fügt eine knappe halbe Obertasse voll Buttermilch, 1 Eidotter, ½ Teelöffel voll Trockenei, ¼ Teelöffel voll Salz, die feingeschnittene Schale einer Zitrone, 1 Teelöffel voll aufgelösten Süßstoff und 30 g Zucker dazu, wirkt den Teig ¼ Stunde lang tüchtig durch, läßt ihn ½ Stunde lang ruhen und wälzt ihn zentimeterdünn zu einem Tortenboden aus, den man mit Ei bepinselt und mit einer Teigrolle als Rand umgibt. Der Kuchen wird in der schwach durchhitzten Röhre in 20—30 Minuten goldgelb gebacken und noch heiß schuppenartig dicht mit Kürbisscheiben belegt und diese noch reichlich mit Zitronenzucker bestreut. In 150 g Zucker mit 3 Löffeln voll Wasser aufgelöst, dem Saft einer Zitrone und einem Likörglas Rum hatte man zuvor die Kürbisscheiben gedämpft.



Neue Bücher

Die bei den Büchern angegebenen Preise können zur Zeit leider nur als Anhalt für den ungefähren Preis gelten. Die Verleger behalten sich bei Erhöhung der Herstellungskosten eine entsprechende Preiserhöhung vor.

Notiz für Verleger: Die Aufnahme in Rubrik „Neue Bücher" erfolgt unentgeltlich. Mitteilungen über Neuerscheinungen erbitten wir vierzehn Tage voraus.

Georg D. W. Callwey, München.

190 Flugschrift des Dürer-Bundes. 15 Mark.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Heinrich Federer, Unser Nachtwächter Prometheus. Eine Geschichte aus Lachweiler. Mit Zeichnungen von Joh. v. Wicht. Gebunden 180 Mark.

Hachmeister & Thal, Leipzig (Verlag der „Lehrmeister-Bücherei.")

Johannes Hohlfeld, Geschichte des deutschen Volkes. Mit Ausblicken auf die Wirtschafts- und Kulturentwicklung. 5 Teile. In zwei Bänden geb. 95 Mark.

Insel-Verlag, Leipzig.

André Gide, Die Verließe des Vatikan. Berechtigte Übersetzung von Dieter Bassermann. In Pappband 250 Mark.

Kommissionsverlag der Mennonitischen Flüchtlingsfürsorge E. V. Heilbronn a. Neckar.

Die Mennoniten-Gemeinden in Rußland während der Kriegs- und Revolutionsjahre 1914 bis 1920. 20 Mark.

Verlag Emil Pahl, Dresden.

M. Hindhede, Die neue Ernährungslehre. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. med. F. Landmann. Geb. 75 Mark.

Verlag Ullstein, Berlin.

Franz Molnar, Die Diebin. Roman. Geb. 40 Mark.

W. Wiegand & Co., Bad Homburg.

Pflanzenapotheke. Ein Kräuterbuch mit ca. 200 alterprobten Heilkräutern, Rezepten und Hausmitteln. Herausgegeben von J. Dettling, Wörishofen. Mit ca. 100 Abbild. 18 Mark.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf Reclams „Universum" zu beziehen.





Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile Mk. 35.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

Redigiert von **Schach** J. Mieses

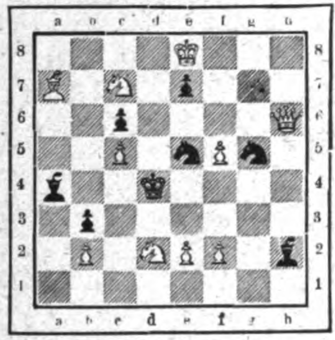
Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum".

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Jn der Zeit vom 9. bis zum 23. September fand zu Hastings (England) ein Sechsmeisterturnier statt, an dem sich Aljechin, Bogoljuboff, Rubinstein, Tarrasch, Thomas und Yates beteiligten. Jeder spielte mit jedem zwei Partien. Das Ergebnis war, daß Aljechin mit $7^1/_2$ Zählern den ersten Preis gewann. Zweiter wurde Rubinstein mit 7 Zählern. Den dritten und vierten Preis teilten Bogoljuboff und Thomas mit je $+1^1/_2$. Dann folgte Tarrasch +1, Yates $+2^1/_2$.

Aufgabe Nr. 91.

Von Otto Fuß in Hannover.



Matt in drei Zügen.

Dieses elegante Problem wurde im Problemturnier des „Deutschen Schachbundes" mit dem ersten Preise ausgezeichnet.

Lösung der Aufgabe Nr. 90.

1. De2–e4 Tf4×e4 | 2. Sd3–f4 Dh4×f4 od. T×f4
3. Td1–d7 usw.

Anderes leicht, da sowohl De4–b7 als auch Sg7×e6+ usw. droht.

Der Lösungsversuch 1. Sd3×f4 scheitert an 1 . . , Dh4×f4. Falls darauf 2. Td1–d7, so 2 . . . , Df4–b4. Diesen rettenden Zug unmöglich zu machen, das gerade ist der Zweck des Damenopfers auf e4.

Die Aufgabe Nr. 88 und 89 wurde richtig gelöst von R. Piper Akoluth in Naumburg.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin SW 19, und deren Filialen.



Für unsere Frauen



Wäsche für Nacht und Morgen

Unsere Abbildungen zeigen einen sehr netten Schlafanzug für Damen, zwei reizvolle Nachthemden, ein allerliebstes Morgenhäubchen und ebenso hübsche wie praktische Wäsche für kleine Mädchen. Schlafanzüge für Damen erweisen sich besonders auf Reisen, in Sanatorien, Kliniken usw. als sehr praktisch, da sie viel „angezogener" wirken als ein Nachthemd und auch die Stelle des Morgenrockes mit vertreten können. — An den beiden dargestellten Nachthemden und dem Morgenhäubchen fällt die schöne Handarbeit auf und an der Kinderwäsche der so praktische und nette Ausputz von Langetten und Maschinenhohlnähten. — Der Schlafanzug ist aus 3,75 m buntgeblumten Waschkrepp, 80 cm breit, gearbeitet und mit 50 cm einfarbigem Satin besetzt. Die Beinkleider haben im oberen Rande Zugsaum. Das Nachthemd W 1715 ist aus einem Stück, aus 2,70 m Stoff, 80 cm breit, gearbeitet und mit Lochstickerei und eingesetzten Häkel-, Filet- oder Klöppelecken geputzt. Will man den Schlitz zuknöpfbar einrichten, so arbeitet man in die Zacken Knopflöcher und setzt die Knöpfe auf kleine Bandspangen. Das Nachthemd W 5186 erfordert 2,80 m Stoff. Die schmalen Klöppel- und Valencienneseinsätze sind durch Stäbchen und Luftmaschen verbunden, es folgt ein Hohlnahtbörtchen mit Luftmaschenbogen behäkelt, s. Abb. 5186 a. Am oberen Rande wird nur ein halber Bogen behäkelt und dafür ein neuer Übergangsbogen aus Luftmaschen und drei Öschen gehäkelt. Von der Kinderwäsche erfordert das Beinkleid 1,20 m Stoff, das Nachthemd 1,80 m, das Hemd 1,50 m, der Schlafanzug 2,20 m. — Die Beyer-Schnitte sind zuzüglich 5 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24.

W 5186 a. Umhäkelter Schlitzrand zu Abb. 5186.

W 5186. Nachthemd mit Bandgürtel. S. Abb. 5186 a. Beyer-Schnitt für 46 cm Oberweite, Preis 80 Mark.



V 4152. Morgenhäubchen mit Lochstickerei u. Banddurchzug. Beyer-Abplättmuster mit Schnitt Nr. 30779/IV. Preis 48 Mark.

☆

GW 61480. Schlafanzug. Beyer-Schnitte für 40 und 44 cm Oberweite, Preis 60 Mark.

☆

W 1715. Nachthemd. Schnitte für 42 und 44 cm Oberweite, Preis 60 Mark. Beyer-Abplättmuster Nr. 30632/II, Preis für 1 m 24 Mk.

KW 4165—KW 4168. Mädchenwäsche. Schnitte für 7, 9 und 11 Jahre. Beyer-Abplättmuster Nr. 30370/I, Preis für 1 m Bogenlangette 12 Mark. Schnittpreis je 20 Mark.

☆

Die Chemie der Küche

Verdaulich

Wie im Verlauf der Zeiten sich mancher Begriff ins Gegenteil der ursprünglichen Bedeutung verkehrt hat, so geht es jetzt mit dem Begriff: leicht- und schwerverdaulich. Der Physiologe Bunge sagt: „Die Darmmuskulatur entartet wie jeder Muskel, wenn ihm keine Arbeit aufgebürdet wird. Die Angst vor ‚unverdaulichen' Speisen führt zu einer allgemeinen Schwäche der Darmmuskulatur. Wir müssen von klein auf gewohnt werden, eine an Holzfaserstoff reiche Nahrung zu bewältigen." Man betrachtete bisher die zellulosehaltige Kost als schädlich, dahingegen solche Kost als wertvoll, die wenig Reſtbestände im Darm hinterläßt: Milch, Eier, feines Fleisch, feines Mehl. Man beraubte damit den Darm der Zellulose, die allein die Verdauungsbewegung des Darmes bewerkstelligt. Durch diese mangelnde Verdauungsbewegung des Darmes ruhen die aufgenommenen feinen, leicht verwesenden Nahrungsbestandteile zu lange im Menschen, gehen in Fäulnis über und sind die Ursache von Krankheiten. Das Gebiet dieser Stoffwechselkrankheiten wird heute noch zu eng begrenzt. Man zählt dazu die Gicht u. a. Aber auch andere Krankheiten, von denen wir es heute noch nicht glauben, wie Masern, Scharlach, Diphtherie, verdanken dieser inneren Verwesung ihren Ursprung. Man ist nun auf allerlei Versuche verfallen, diesen undeutlich geahnten Zuständen Rechnung zu tragen. Dazu gehört der Vegetarismus. Dieser kann nützlich sein, wenn der Versuchende zufällig genügend Obst, Kompott, Gemüse, Salat wählt. Nimmt er dagegen Reis, Grütze, Grieß usw., was doch auch vegetarisch ist, dann wird er statt gesünder noch kränker. Andere fallen auf „Heilerde" hinein. Sie ahnen nicht, daß darin nichts Heilendes ist. Sie könnten auch Sägespäne nehmen. Durch beides entsteht der Anreiz zur Verdauungsbewegung des Darmes, und damit die Befreiung von den in Fäulnis übergehenden Stoffen, und damit Gesundheit. Aber warum dazu „Heilerde"? Es genügt zellulosehaltige Kost, und wir sind gesund. Wer zur zellulosehaltigen Kost übergehen will, nehme morgens nüchtern einen Apfel oder Weintraube mit Schale; zum ersten Frühstück Apfelmus oder geschmorte Pflaumen mit schwarzem Brot; als zweites Frühstück Radieschen, Gurke oder Obst mit etwas schwarzem Brot; ein Mittagessen aus viel Gemüse, wenig Fleisch, Kartoffeln, Kompott, Salat, Obst. Vesperbrot und Abendessen lassen sich nach dem Vorhergesagten leicht zusammenstellen. Dr. Koch.

Das Zimmer der alleinstehenden Frau

Aus der Ausstellung „Das Tagewerk der Hausfrau"

Auf der Ausstellung „Das Tagewerk der Hausfrau", von der wir ausführlich in Heft 3 berichteten, interessierte auch besonders das für das studierende oder beruflich tätige junge Mädchen oder die alleinstehende Frau gedachte Zimmer, Damen, die sich als Untermieterinnen auf einen Raum beschränken müssen, der ihnen als Wohnraum, Arbeitszimmer und Schlafstätte dienen muß, in dem sie womöglich auch noch zur Bereitung ihrer Mahlzeiten Gelegenheit finden können, und der dennoch einen behaglichen Eindruck machen soll. Der Entwurf einer ehemaligen Schülerin des Charlottenburger Jugendheims, der durch Umarbeitung alter Möbel zur Ausführung kam, zeigte eine verblüffende Lösung dieser vielgestaltigen Aufgabe. Durch Ausnutzung jeglichen Raumes wird für alles Platz und Unterkunft geschaffen. Der hohle Tischfuß dient als Nachttisch, die Platte des als Mittelstück des Garderobenschranks gestalteten Waschtisches ergibt den Schreibtisch, eine Platte am Blumentisch stützt die Nachtlampe. Der Schrank selbst teilt das geräumig gedachte Zimmer wandartig in zwei Hälften und trägt auf seiner Rückseite, abweichend angestrichen, ein Brett mit Küchengeräten; dem Waschtisch entspricht dort der Küchenschrank, den beiden für Garderobe und Wäsche bestimmten Seitenteilen sind rückwärtig solche zur Aufnahme von Wirtschafts- und Küchengerät angefügt. Ein winziger Sparkochapparat oder ein Heizkörper mit Kochvorrichtung ergänzt diese doppelseitige Einrichtung, deren Teilung durch einen Vorhang ergänzt wird. — Raumersparende Gegenstände für Untermieter, teilweise unter Verwendung alter Möbel zu neuen Zwecken, zeigte auch in einer besonderen Koje die Erfinderin der bekannten Utilismöbel, Claire Holstein, deren Möbel so recht für unsere Zeit geschaffen zu sein scheinen. Besonders nett war da unter anderem eine Arbeitstruhe mit Zeichen-, Zuschneide- und Bügeltisch. Die dreiteilige mit Fries bespannte Tischplatte kann durch einen Griff zum Zuschneiden und Zeichnen hergestellt werden, durch einen anderen zum Bügeln. Im Inneren birgt die Truhe Raum zur Aufbewahrung für Handwerkszeug, Flicken und dergleichen. Sehr interessant war auch ein „Kochkistenschrank" mit ausziehbarer Platte, die zum Bereiten und Einnehmen der Mahlzeiten dienen soll, während in dem Schranke gleichzeitig Kochtöpfe, Geschirr und trockene Vorräte verwahrt werden. Margarete Weinberg



Witzecke

Schlechter Rechner. Chef: „Herr Müller, Sie haben sich in den letzten Tagen so oft verrechnet, daß ich Sie ernstlich ermahnen muß."

Buchhalter: „Ach, Herr Mayer, verzeihen Sie mir, mich macht die Liebe kopflos; wenn ich hoffen dürfte, daß Ihr Fräulein Tochter —"

Chef: „Sehen Sie, da verrechnen Sie sich schon wieder."

Erklärt. „Ihre Verkäuferin hat einen so spöttischen Zug um den Mund."

— „Na ja: Wir verkaufen ja auch zu Spottpreisen."

Fatale Fragestellung. Junger Herr (zu seiner Angebeteten): „Wie, schon lange sind Sie mir gut, und Sie wollen wirklich die Meine werden? Und ich? Bin ich nicht der größte Esel, das nicht zu merken? Oh, sagen Sie Ja, mein Fräulein!"

Passende Bezeichnung. Sie (im Gasthaus): „Sieh mal, Männe — ist das kein Pferdehaar, was ich eben in der Weißwurst hier vorgefunden habe?"

Er: „Schon möglich — also gewissermaßen eine Wer-weiß-Wurst."

Ein verständiger Vater. „Kinder, ihr müßt recht brav sein, ihr seht, ich hab' mir den Arm gebrochen und kann euch jetzt nicht — durchhauen."

Zu reichlich. In der Nähe eines Kurortes wurde ein Dicker von Spitzbuben ausgeraubt. Als er völlig entblößt dasteht, spricht er:

„So viel wollte ich hier eigentlich nicht abnehmen."



Leitung: Horst Schöttler

Durchbrochenes Prinzip.

Seit eine Zigarre soviel kostet wie früher ein seidener Unterrock, habe ich ernstlich versucht, mir das Rauchen abzugewöhnen. Ich setzte mich auf 4 Stück täglich. „Das sind immer noch ein Paar seidene Strümpfe," rechnete meine Frau aus. Da wurde ich nervös. Jemand empfahl mir Schokoladeplätzchen. Nicht gegen das Nervössein, sondern gegen's Rauchen. Da aber die ganze Familie mitaß, kostete dies Nichtrauchen Unsummen.

Schließlich gab ich's auf. Ich rauchte wieder von früh bis spät. Nur: ich fing jeden Tag eine Viertelstunde später an. Das ging ganz leicht. Nach acht Tagen war ich schon soweit, daß ich erst um 9 Uhr anfing, nach weiteren acht Tagen um 11 Uhr. Sicher wäre mir's gelungen, bis 10 Uhr abends durchzuhalten; man merkt diese langsame Entwöhnung kaum.

Da führt mich meine Frau heute in ein Modengeschäft. Ein seidener Unterrock kostet fünftausend Mark. Fünftausend Mark! Vor Schreck habe ich mir sofort eine Zigarre anbrennen müssen — obgleich es erst 9 Uhr morgens war!

Er bröckelt ab.

Herr Bollinger hat schweren Herzens die Zeitung abbestellt. Jeden Tag nach Feierabend zieht er nun mit seiner achtköpfigen Familie — das Jüngste wird von der Mutter auf dem Arm getragen — durch die Straßen vor ein wuchtiges Gebäude. Dort klebt ein roter Zettel auf schwarzem Brett. Der Vater versammelt seine Lieben um sich und liest mit feierlicher Stimme: „London 13300, vorher 11460, Schweiz 55530 vorher 48639, Neuyork 3076 vorher 2596. Eröffnung stürmisch, später ruhiger bei abbröckelnden Kursen." Der Zug bewegt sich wieder heimwärts, und Bollinger murmelt: „Abbröckelnd — Kinder, bis vier Mark zwanzig runter kann er noch lange bröckeln der Dollar!"

bl.

Meteorologie.

„Was muaß denn so a Metiorolog alles studieren und können?"

„Na, die Bauernregeln muaß er alle auswendig lernen und a sehr a weites G'wissen muaß'r ham." T. H.

(Fortsetzung übernächste Seite.)



(Fortsetzung)

Wahres Geschichtchen.

Herr Heutereich hatte sich zum Besitzer mehrerer Rittergüter aufgeschwungen. Er kümmerte sich nicht viel darum, denn er war noch zu sehr mit dem Engroshandel, mit einer Ahnengalerie und anderen nötigen Dingen beschäftigt.

Einmal ließ es sich aber doch nicht umgehen, daß er einer kleinen Einweihungsfeier in H. beiwohnen mußte. Pünktlich wie Fürstens fuhr Herr Heutereich im Auto vor. Dem ihm freundlich mit ausgestreckter Hand entgegenkommenden Herrn Pastor legte er erst mal würdevoll seinen Mantel über den Arm. Dann begann er vor versammelter Dorfgemeinde die Einweihungsrede mit den Worten: „Meine Ahnen — und eure Vorfahren — sehen heute voll Stolz auf uns hernieder ...“

Neuer Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht,
und nicht von einem Hunde,
Daß wir heut' auf demselben
sind, verspürt man jede
Stunde. Fr. Gl.

Ein sonderbarer Zufall.

Als Wilhelm Tischbein, der berühmte Maler, auf der Reise nach Rom den Apennin passierte, gelangte er auf eine steinige Hochfläche, die ihn wegen der Färbung des Bodens, wegen des völligen Mangels an Pflanzenwuchs und wegen des darüber brütenden glühenden Sonnenbrandes lebhaft an die afrikanische Wüste erinnerte. Während sich seine Künstlerphantasie damit beschäftigte, diese „Wüste“ mit entsprechender Staffage zu bevölkern, tauchte hinter einem Felsen plötzlich eine Schar von Männern in weißen Mänteln und Turbanen auf. Als Tischbein sich von seinem Erstaunen erholt hatte, erfuhr er, welch seltsamer Zufall ihm zu einer Vervollständigung seiner Illusion verholfen. Die Orientalen waren die Mitglieder einer auf der Reise nach Wien begriffenen marokkanischen Gesandtschaft. J. H.

Immer derselbe.

Der Herr Professor begegnet der demonstrierenden Masse und breitet ihr beschwörend die Arme entgegen: „Meine Damen und Herren, haben Sie bedacht, daß die Erdrinde verhältnismäßig noch dünner ist als die Schale eines Hühnereies und Sie durch solche unverständigen Zusammenrottungen die Möglichkeit eines Einbruchs verhundertfachen?“ hl.

Neue Bücher

Die bei den Büchern angegebenen Preise können zur Zeit leider nur als Anhalt für den ungefähren Preis gelten. Die Verleger behalten sich bei Erhöhung der Herstellungskosten eine entsprechende Preiserhöhung vor.

Notiz für Verleger: Die Aufnahme in Rubrik „Neue Bücher“ erfolgt unentgeltlich. Mitteilungen über Neuerscheinungen erbitten wir vierzehn Tage voraus.

Bücherstube von Carl Ludwig Jensen, Westerland

Margarete Boie, Die treue Ose. Sage von der Insel Sylt. Mit Buchschmuck von Helene Varges. Die eigenartige Nordseeinsel wird lebendig in ihrer Sagenwelt, die uns einen Weg weist zum Erkennen der Inselbewohner.



H. Haessel, Leipzig.

Ernst August Georgy, Die Tragödien Friedrich Hebbels. Gebunden 500 Mark.

J. Schnellsche Buchhandlg. C. Leopold. Warendorf i. W.

Heinrich Zerkaulen, Mit Federkiel und Tintenklecks. Menschen, Fahrten, Zwischenklänge. Gebunden 200 Mark.

Verlag K. F. Koehler, Leipzig.

Heinrich Ehrhardt, Hammerschläge. Gebunden 480 Mk.

Der jetzt 82jährige Gründer der Ehrhardt-Werke in Z.-Ma, neben Krupp der bedeutendste deutsche Geschützfabrikant und Eisenkönig, hat ein Leben voll harter, schwerer Arbeit hinter sich. Ehrhardts „Hammerschläge“ gehören in die Hand jedes Arbeiters, hoch oder niedrig. Wer ehrlich an das Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen“ glaubt, dem gehört dieses Buch zu eigen.



Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Helene Böhlau, Im Garten der Frau Maria Strom. Geb. 500 Mk

Ed. Bote & G. Bock, Berlin W 8.

Das Arthur-Nikisch-Buch. Ein großes interessantes Werk. Herausgegeben von Heinrich Chevalley, Prof. Ferd. Pfohl u. a. 450 Mark.

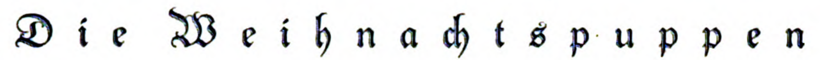
Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte, Wien.

Egon Friedell, Steinbruch. Vermischte Meinungen u. Sprüche. Gebunden 200 Mark.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für ... D. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Kahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile Mk. 50.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

Für unsere Frauen





Die Weihnachtspuppen

P 965 P 978 P 967 P 979 P 966

Puppenkleider zu nähen ist eine reizende Arbeit für Mütter, Tanten und große Schwestern, der sie sich um so sorgloser hingeben können, als sie mit geringen Kosten verbunden ist, da jeder kleine Rest dafür Verwendung finden kann. Die Puppe Abb. 965 trägt ein weiß-rosa gestreiftes Batistkleid, der Rock ist 16/70 cm groß; das unter rotem Seidengürtel angesetzte ärmellose Leibchen ist vorn mit einem Stickereirund, am Ausschnitt mit Spitze besetzt. Die Puppe hat eine halbhohe Unterziehbluse aus weißem Batist von der auf dem Bilde nicht viel mehr als die Puffärmel zu sehen sind, die in ein rotes Börtchen eingefaßt sind. Ein solches Börtchen umgibt auch den Rock.

P 969 P 970

Das niedliche Häubchen ist an seinem quergestreiften Rande mit Kräuselspitze besetzt und dann an den eingereihten Kopfteil genäht. Rote Schleifchen und Bänder. — Die beiden Geschwisterkinder Abb. 978 und 979 haben ihre Kleidung beide aus hellblauem Stoff mit Samtbändchen als Besatz. Das kleine Mädel erhält zunächst ein Hemdchen, dessen Ränder mit Spitze besetzt sind. Darüber ein 6/28 cm großes Unterröckchen. Dem Leibchen ist das Röckchen, 7/32 cm groß, angesetzt. Der Knabe trägt ein Höschen, das an das Leibchen genäht ist. Dem Kittel schneidet man hinten ein Schlitzchen ein und schließt

☆

P 965. Puppe, 42 cm hoch. Schnitt für Haube und Kleid. Preis zusammen 20 Mark. — P 966. Puppenknabe, 38 cm hoch. Schnitt für Mütze und Anzug. Preis zusammen 20 Mk. — P 967. Puppe, 42 cm hoch. Schnitt f. Haube, Kleid u. Schuhe. Preis zusammen 20 Mark. — P 969. Puppe mit Mantel und Mütze. Preis für 38 cm Größe zusammen 20 Mark. — P 970. Puppe mit Mantel und Pelzwerk. Schnitt für 42 cm Größe, der Preis beträgt zusammen 20 Mark. —

P 971 P 972 P 976 P 779 P 973 P 974 P 975

☆

P 971, P 974 und P 975. Hemd, Leibchen u. Höschen für 40 cm Größe, Preis der Schnitte zusammen 20 Mk. — P 973. Hemdbluse für 40 cm Größe, Schnittpreis beträgt 20 Mark. — P 976. Wiegenkind mit Leib- und Bettwäsche. Schnittpreis zusammen 20 Mk. — P 977. Wiege aus Holz. Schnitt in 36 cm Länge erhältlich. Preis 20 Mark. — P 978. Puppenmädel, 23 cm hoch. Kleidschnitt 20 Mark. — P 979. Puppenjunge, 23 cm hoch. Anzug- und Hutschnitt 20 Mark.

es durch einen Haken. — Das duftige buntgeblumte Batistkleidchen der Puppe Abb. 967 hat Spitzenbesatz an seinem Kimonoleibchen und einen breiten Saum im angereihten, 14/75 cm großen Röckchen. Den Kopfteil der Haube faßt man eingereiht zwischen doppelt geschnittene rosa Batistränder. Rosa Bindebänder. Die niedlichen Schuhchen lassen sich aus dem Leder alter Glacéhandschuhe leicht herstellen. — Für den Puppenjungen Abb. 966 arbeitet man einen kleinen Samtkittel mit Drückern im Rücken, vorn stickt man mit weißem Garn Sternchen auf, Hals und Ärmel umsticht man, ringsum setzt man Knöpfchen auf für die Höschen. Die Seitennaht der Höschen bleibt zum Schlitz offen, dem man ein feines Futterstreifchen gegensetzen muß, oben bringt man Knopflöcher an. Vier Teile ergeben den Hutkopf, den man auf eine doppelte Krempe steppt, weiße Schnur und Quaste. — Mantel und Kappe von Abb. 969 sind aus blauem Samt gearbeitet und mit weißem Zierstich geputzt, die Ärmel werden durch ebensolchen Zierstich in zwei Falten abgenäht. — Mantel und Mütze der Puppe Abb. 970 bestehen aus schwarzem Samt, Mützenrand, Kragen und Muff aus weißem Flausstoff oder Krimmer. Man füttert letztere beiden mit Watte und Satin. — Die Wäschestücke Abb. 971, 974 und 975 passen für die dargestellten Puppen, sie sind mit schmalen Spitzchen zu putzen. Ein Unterröckchen arbeitet man 13/60 cm groß und faßt es in ein Bündchen. — Die Hemdbluse aus gestreiftem Kattun muß vorn 2 cm breit umgesäumt werden, damit man sie zusammen mit dem gefütterten Kragen zu Aufschlägen umbiegen kann. Die Ärmel haben schmale Bündchen. Ein Täschchen näht man der linken Hälfte auf. — Das Kleinchen in der Wiege hat ein rosa Batistkleidchen mit Leibchen und 8/32 cm großem Röckchen und ein rosa Batisthäubchen. Gewärmt wird es durch ein Windelhöschen aus weißem Barchent mit rosa Langettenstichen. Alles, was es sonst noch braucht, ist aus weißem Flanell gearbeitet und je nachdem, ob Mädel oder Bube, rosa oder hellblau umstochen. Man sieht da neben der Wiege liegen das $3^1/_2 \times 64$ cm große Wickelband, ein Leibchen, ein 20×24 cm großes Wickeltuch, ein 7/26 cm großes Unterröckchen und ein kleines Überziehjäckchen. Die Ausstattung seines Wiegenbettchens besteht aus einem 20×34 cm großen Unterbett und einem 20×20 cm großen Deckbett, beide aus Schirting, und aus einem spitzenbesetzten, 13/17 cm großen Kissen und einer ausgezackten, 30×30 cm großen Decke, beide aus Stickereistoff. Wer geschickt mit der Laubsäge ist, kann auch die kleine Wiege selbst herstellen. Ihre Längswände sind 10/36 cm, ihre Seitenwände 22/22 cm groß. Man streicht sie mit weißer Lackfarbe an und setzt einige Muster mit Goldfarbe ab. In den hohen Seitenwänden sind einige kleine Viereckformen auszuschneiden. — Die Beyer-Schnitte sind zuzüglich 5 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24, oder — der einfachere Weg — durch Postscheckzahlkarte Leipzig 295.

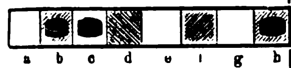
Ein selbstgefertigtes Bilderbuch und Malbuch!

Auch ein Weihnachtsgeschenk

Die Mütter halten in den Kinderstuben gern auf Bilderbücher (ich will nicht sagen, daß sie immer gut sind), die stark kartoniert, ohne Schmutzflecken und umgebrochene Ecken sein sollen. Aber solche Bücher sind teuer! Wie wäre es da mit einem Buch, das viel billiger ist und einen sehr anhaltenden Reiz auf die Kinder ausübt? Es ist ein selbstgefertigtes Malbuch. Aus Zeitungen und Zeitschriften schneidet man schöne kindliche Inseratbildchen heraus und klebt sie, hübsch harmonisch geordnet, in ein einfaches Schreibheft, gibt dieses mit ein paar Buntstiften dem Kinde und läßt es die Bilderchen ausmalen. Die Freude an dem Ergebnis ist bei beiden Teilen, den Eltern und dem Kinde, mindestens gleich groß. Größer wird sie meistens bei dem Kinde, wenn man es die Inserate selbst ausschneiden und aufkleben läßt, vorausgesetzt, daß man ihm schon eine Schere anvertrauen kann. Da kann es leicht einmal vorkommen, daß sich der Nigrin-Neger, die Vasenol-Schwester und der Erdal-Frosch stillvergnügt auf einer Seite zusammenfinden. Und mit welcher Farbenpracht! Der Frosch hat so große rotgeringelte Augen, daß der halbe Kopf für sie nicht einmal zureicht, und das Sekt-Rotkäppchen bekommt neben seiner roten Kappe auch hübsche kugelrunde Wangen, ja selbst an dem braunen Riquet-Mammut wird das Kind noch ein paar fehlende Linien mit dem Schwarzstift zu finden wissen. Aber die Sache hat auch eine ernste Seite, und das ist der erzieherische Wert. Das Kind lernt Anschauung und übt sich in der Griffelkunst. Die Arbeit macht die Finger gelenkig, hebt den Sinn für Ordnen und Anordnen der Dinge und weckt die Farbenfreude. Darum, Eltern und Erzieher, versucht's einmal, ihr werdet es gewiß nicht bereuen. Tu.

Rätsel und Spiele

Nimaufgabe.



Auf der wagerechten Reihe eines Dambretts stehen 3 Damsteine, und zwar auf den Feldern b, c, h. Zwei Spieler A und B sollen in abwechselnden Zügen die 3 Steine in das Feld a spielen und zwar nach folgender Regel: jeder Spieler darf bei jedem Zuge, stets in der Richtung von rechts nach links, nur einen Stein ziehen, dessen Wahl ihm jedesmal freisteht. Wie viele Felder weit jeder den Stein zieht, steht in seinem Belieben; er darf den Stein auf einen andern setzen oder einen oder beide andere damit überspringen. Wer den letzten Stein in das Feld a bringt, gewinnt. A zieht an; wie muß er ziehen, damit er gewinnt?

Silbenrätsel.

Aus den Silben: be, be, bel, berg, bo, bor, burg, den, din, e, e, el, er, eu, furt, gem, gen, göt, hein, la, li, ni, nor, nürn, pen, ra, ra, rich, ru, ruh, se, se, tan, te, ti, tin sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endlaute von vorn nach hinten gelesen ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: Alpenwild, Stadt in Schottland, Astrolog, Verwandte, Stadt in Schlesien, deutscher Fluß, Himmelsgegend, Universitätsstadt, Figur aus Schillers Don Karlos, männlicher Vorname, Stadt in Thüringen, Münze, Städtchen in Thüringen, früher deutsche Stadt, Stadt in Bayern, Vogel.

Scharade.

Wenn fest das 1, die Jugend
zu ihm will,
In frohem Mut auf ihm verweilt.
2 ist gemein dem Menschen
und dem Tier;
Dieser hat zwei, doch jenes
vier.
Das Ganze doch verdanken
wir dem Schwein,
Grad jetzt soll es für uns
ein Leckerbissen sein.

Auflösungen aus Heft 5

Besuchskartenrätsel: Stadtverordnetenvorsteher.

Anagramm: Ich bin der wohlbekannte Sänger.

Homonym: Aufgeräumt.

Beweglich: Springer, Ringer.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum“ zu beziehen.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Nur im Traume.

Siehst du, so geht es vortrefflich. Du hast geglaubt, ich würde dir nachlaufen, würde dich beschwören, mich weiter zu lieben. Ach nein! Du bist keine Träne wert.

Manchmal erwache ich mit dem Gedanken, ob heute vielleicht ein Wort von dir seinen Weg zu mir finden wird. Und dann lache ich. Was kannst du mir noch zu sagen oder zu schreiben haben!

Doch daß ich nicht lüge: ich träume oft. Da bist du das Weib, dem meine ganze Seele restlos angehört. In meinen Träumen bist du immer und ewig geliebt.

Der galvanische Strom.

1792 schrieb Galvani: „Ich werde von zwei verschiedenen Parteien angegriffen, von den Weisen und von den Dummen. Den einen wie den anderen bin ich ein Spott, und man nennt mich den Tanzmeister der Frösche. Trotzdem weiß ich, daß ich eine neue Naturkraft entdeckt habe." K.

Mißverständnis.

Zu einer geselligen Veranstaltung war ein Herr namens Greulich geladen. Die Menschenfülle war so groß, daß ihn der Hausherr nicht mit allen Gästen hatte bekannt machen können. Als er den modernen Tänzen zuschaute und dabei einen Nachbarn fand, den er nicht kannte, suchte er das Versäumte nachzuholen, wandte sich zu dem Unbekannten und nannte seinen Namen: „Greulich." „Ganz abscheulich — durchaus meine Meinung," erhielt er zu seinem Erstaunen zur Antwort. G. C.

Verbotener Weg.

Der Gemeinderat erhielt folgendes Schreiben von einem Wanderverein: „Das Betreten des innerhalb der dortigen Markung von der Landstraße abzweigenden, von unseren Mitgliedern regelmäßig benutzten Wiesenpfades unterlag laut Verbotstafel bislang einer ortspolizeilichen Ahndung von zehn Mark. Dem Vernehmen nach plant die Ortsbehörde eine Heraufsetzung des Strafbetrages auf zwanzig Mark. Wir warnen vor einer solchen Preispolitik. Sollte der Antrag auf Erhöhung durchgehen, werden wir mit der Boykottierung fraglichen Pfades antworten." hl.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Witzecke

Immer im Beruf. Viehhändler (zu der ihre Kinder laufenden Nachbarin): „Na, starker Auftrieb heute, Frau Nachbarin?"

Im Regen. „Mensch, 's Wasser läuft dir ja aus Nase und Mund — bei dir regnet's wohl durch?"

Spekulativ. Fritzchen (am Geburtstage der Großmutter): „Zwanzig Jahre mußt du noch leben, Großmutter."
„Ach Kind, in zwanzig Jahren wäre ich ja hundert!"
„Na eben, dann zöge ich mit dir auf die Jahrmärkte und ließe dich sehen!"

Unsicher. Tischnachbar im Wirtshaus: „Also, meine Herren . . . apropos: sind Sie noch beide da, oder bin ich schon bekneipt?"

Unter Modedamen. „Wie findest du den Halsausschnitt in meinem neuen Kleid?"
„Mir scheint, er geht 'n bißchen weit: man sieht die Knie!"

Schmale Kost. „Sie haben eine Hochzeit mitgemacht? Da gab es gewiß recht gut zu essen."
„Sie irren sich. Die Gäste sollten sich an dem Glück des jungen Paares sattsehen."



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Druckfehler.

Im N.-dorfer Wochenblatte war zu lesen: „Schmerzlose Vertilgung von Wanzen. Man betupft die Wanzen täglich ein- oder zweimal mit einem Tropfen Salmiakgeist, den man dann eintrocknen läßt. Wird diese schmerzlose Behandlung fortgesetzt, so werden die Wanzen nach und nach einschrumpfen, um schließlich ganz zu verschwinden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen."

Auf meine Anfrage bei der Redaktion, ob dieses Verfahren für die Menschen oder die Wanzen oder für beide schmerzlos sei, erhielt ich die Antwort, daß der Setzer schlecht geschriebene r für n gelesen hat und es sich nicht um Wanzen, sondern um Warzen handelt. Th. H.

Große Zahlen.

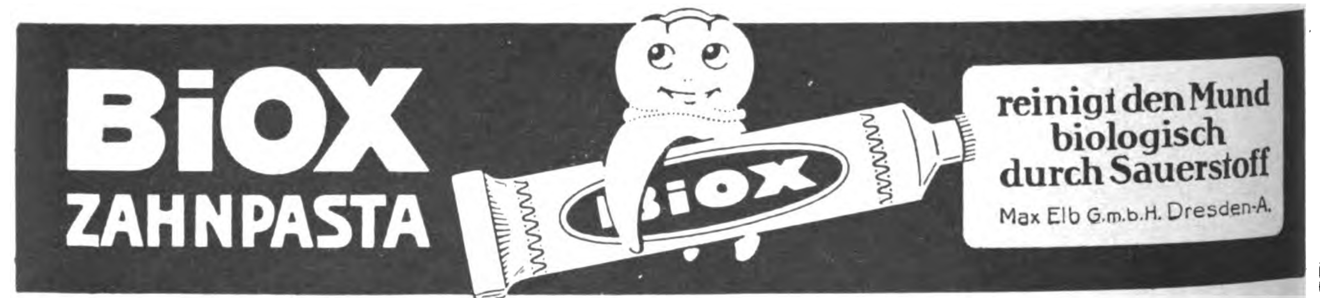
Der Zahlbegriff Million war dem Altertum und dem frühen Mittelalter noch fremd; das Wort milione (Großtausend) hat erst der Venezianer Marco Polo geprägt, um damit in seiner 1298 geschriebenen Reisebeschreibung die Menge der von ihm in China angetroffenen Menschen zu bezeichnen. Als Zahlwort erscheint die Million erst zu Ende des 15. Jahrhunderts, und zwar ziemlich gleichzeitig in einem Lyoneser Druck von 1484 und in einem Venezianischen von 1487. Das daraus gebildete Wort Millionär, das unseren Vätern noch gewaltig imponierte, ist erst eine Erfindung Jean Pauls. Heute lesen und hören wir mehr von Milliarden als von Millionen, und doch hat sich das Wort Milliarde zur Bezeichnung von tausend Millionen erst seit dem Frankfurter Frieden 1871 eingebürgert. Die romanischen Völker haben für diesen Zahlbegriff das Wort Billion, das wir Deutschen anwenden, um eine Million Millionen auszudrücken. J. H.

Verkannt.

1865 starb Ignaz Semmelweiß, durch dessen Maßnahmen die Sterblichkeit an Kindbettfieber in der Wiener geburtshilflichen Klinik auf ein Viertel sank. Er wurde von den seinerzeit maßgebenden Gelehrten lächerlich gemacht und abgesetzt, obgleich er den ansteckenden Charakter des Kindbettfiebers gefunden hatte. K.













Verlagsfreunde schreiben uns:

„Seit Jahrzehnten hielt ich Reclams Universum. Am 1. Juli d. J. war es mir zu teuer. Ich bestellte es erst am 1. Oktober wieder, weil es uns allen fehlte. Ich schäme mich, daß mir der Gedanke kam, ohne Universum zu sein.“ A. in Brodersdorf i. Meckl.

*

„Ich erlaube mir die Bitte an Sie zu richten, das ‚Universum‘ weiter wöchentlich erscheinen zu lassen, da es mir in den letzten Jahren ein lieber Kamerad geworden ist und ich das Universum um keinen Preis eine um die andere Woche entbehren möchte.“ H. R., Hamburg.

*

„Seit sieben Jahren bin ich Leser des Universum und habe es so liebgewonnen, daß ich es nicht mehr vermissen möchte. Als ich vor einiger Zeit die ungeheure Steigerung des Papierpreises las, bangte mir doch etwas um den Bestand des Universum. Um so mehr freue ich mich, daß das Universum weiter im bisherigen Umfange bestehen soll. Ich bin gern bereit, dafür mein Opfer zu bringen.“ K. B., Düsseldorf.

*

„Wo von morgen ab ein Schoppen Bier über 20 Mark und eine rauchbare Zigarre 10 Mark kostet, wird man auch eine Preiserhöhung für das Universum in Kauf nehmen.“
K. F., Plomnitz.

*

„Der Preis für das Universum ist uns seinem Inhalt und Ausstattung nach niemals zu hoch gewesen. Ersetzt doch der vielseitige Inhalt des Universum fast alle andere Literatur. Ich werde nicht versäumen, Ihr Universum als eine wirklich wertvolle Zeitschrift da, wo ich nur irgend kann, zu empfehlen.“
P. L., Zschopau.

*

„Seit 13 Jahren lese ich das Universum und find mir die Feierstunden, die mir diese unübertreffliche Zeitschrift bereitet, nie zu teuer bezahlt. Und so denken sicherlich alle Universum-Freunde.“ W. L., Bach.

*

„Als Abonnent möchte ich meine Ansicht dahin äußern, daß ich gegebenenfalls gern bereit bin, einen höheren Preis für Ihre sehr geschätzte Zeitschrift zu zahlen.“
Dr. F., Heidelberg.

*

„Ich meine, daß für Menschen, die sich auch in der heutigen Zeit beispielloser Verflachung das Streben nach wahrer Bildung noch angelegen sein lassen, eine gute Zeitschrift wirkliches Bedürfnis ist. Und gerade das Universum, das ich persönlich allen anderen Zeitschriften vorziehe, sollte doch weiter im bisherigen Umfange erscheinen. Ich stimme dafür, daß etwaige Erhöhungen der Gestehungskosten nicht durch Änderung der Erscheinungsweise ausgeglichen, sondern durch entsprechende Erhöhung des Bezugspreises gedeckt werden.“
W. Sch., Großauheim.

*

„Auf Grund von Erfahrungen, fußend auf zirka 26 Zeitschriften grundverschiedener Art, maße ich mir an, über Zeitschriften ein Urteil zu haben. Von allen Zeitschriften geht mir Reclams Universum über alles. Die Gediegenheit des Inhaltes, sowie die Zusammenstellung geben der Zeitschrift einen vielseitigen Ruf, so daß jeder denkende Mensch diese Zeitschrift liebgewinnt.“
E. B., Hamburg.

W. Z.
Weichsel-Zeitung

Anzeiger für Westpreussen,
Westpreussische Handels-Zeitung.

Gegründet 1920 von Massen westpr. Frauen und Männer, die nach Bildung des Freistaates Danzig u. Verlust des „Graudenzer Geselligen" der führenden Zeitungen beraubt waren.

Verbreitet

allgemein in West- und Südostpreussen, ferner durch die Heimattreuen

über das ganze Reich

besonders in Danzig, Berlin u. Westfalen und den an Polen abgetretenen Gebieten, wo die Organisationen der „Heimattreuen Westpreuss." die „W.-Z." korporativ verbreiten.

Die führende Marke

St. BARBARA A. G. UHYST

St.-BARBARA A.G.

SANCT BARBARA
AKT.-GES. UHYST
LIQUEUR GELB

Der schönste Wandschmuck

sind die farbigen Bilder der weltbekannten Galerie

„Moderner Bilder"

58 entzückende Reproduktionen, feine pikante Frauen- und Gesellschaftsszenen nach Gemälden von Wennerberg, Kirchner, Ehrenberger usw. Jed. Bild 50 M. Illstr. Katal. 2 M. In allen Kunst-, Buch- und Papierhandlungen zu haben.

Kunstverlag Max Herzberg, Berlin SW 68, Neuenburger Str. 37.



Echte Reiher-büsche

500 M., 1000 M., 2000 M. bis 10 000 M. Straußfedern 500 M., 1000 M. bis 3000 M. Marabutpelzkragen 1000 M., 1800 M., 3000 M., 6000 M. Ansichtsendung gegen Porto und Standangabe. — Auch Hut-, Ball-, Vasenblumen.

HESSE, Dresden, Scheffelstraße.



Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten, sich stets auf das Universum zu beziehen.



Deutsches Kunsthandwerk
Schuster & Co.
Markneukirchen 278
das deutsche Cremona.
Kronen-Instrumente
Insbesondere Violinen für bescheidene bis höchste Ansprüche.
Mandolinen, Lauten u. Gitarren. Liste frei.
Alle Wiederherstellungsarbeiten.





HALALI-HUT
ges. gesch.

fabelhaft leicht, für Straße Sport, Reise

Nächste Bezugsquellen zu erfragen bei

HALALI-COMPAGNIE M. B. H.
FRANKFURT A. M. 16
Moselstraße 4.

Briefmarken!
Vorzugspreisliste.
Paul Kohl, G.m.b.H., Chemnitz 330.



Mutterschaft

Werdende Mütter, hoffende Frauen werden im eigensten Interesse und im Interesse des zu erwartenden Kindes gebeten, unverbindlich ihre Adresse einzusenden. — Rat über Schwangerschaft, Erzielung einer leichten Geburt, Pflege, wird kostenlos erteilt.

Deutsche Handelsgesellschaft für Volkswohlfahrt und Gesundheitspflege. Hamburg. Kaiserpesthof.

+ Magerkeit +

Schöne volle Körperform durch unser **„Hegro-Kraftpulver"** in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich. Ärztl. empfohlen. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis: Karton mit Gebrauchsanweisung M. 60.—, Porto extra

Herm. Groesser & Co.
Fabrik chem. Präparate
BERLIN W 30/86

Kindersanatorium
in Kainzenbad-Partenkirchen, bayr. H
Für Knochen-, Drüsen-,
Erholungsbedürftige.
Eigene Lehrkräfte. — Eigene
Besitzer: Dr. Th. Behrendt.

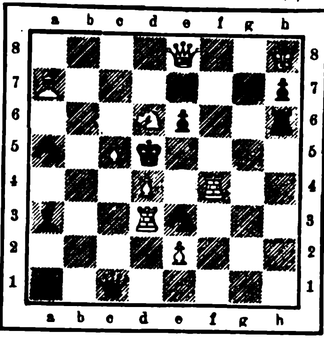
Redigiert von **Schach** J. Mieses

Mitteilungen aus der Schachwelt.

In der Zeit vom 2. bis 16. Oktober fand zu Teplitz ein vom „Deutschböhmischen Schachverband" veranstaltetes internationales Meisterturnier statt, an dem sich vierzehn der stärksten Spieler beteiligten. Das Resultat war, daß Réti und Spielmann mit 9 Zählern gemeinschaftlich die beiden ersten Preise errangen. Den dritten und vierten Preis teilten Grünfeld und Tartakower mit je 8½ Zählern. Fünfter Preisträger wurde Rubinstein mit 8, sechster Kostitsch mit 6½, siebenter Teichmann mit 6. Dann folgten: Maroczy, Treybal 5½, Mieses, Sämisch, Tarrasch 5, Johner 4.

Aufgabe Nr. 92.

Von K. Grabowski in Warschau.



Matt in zwei Zügen.

Ein sehr gefälliger und gar nicht so leicht lösbarer Zweizüger. Er erhielt im Problemturnier des „Teplitz-Schönauer Anzeigers" den zweiten Preis.

Neue Bücher

Die bei den Büchern angegebenen Preise können zur Zeit leider nur als Anhalt für den ungefähren Preis gelten. Die Verleger behalten sich bei Erhöhung der Herstellungskosten eine entsprechende Preiserhöhung vor.

Notiz für Verleger: Die Aufnahme in Rubrik „Neue Bücher“ erfolgt unentgeltlich. Mitteilungen über Neuerscheinungen erbitten wir vierzehn Tage voraus.

Angelsachsen - Verlag, Bremen.

S. D. Gallwitz, Dreißig Jahre Worpswede. Das sehr vornehm und reichhaltig ausgestattete Werk bietet einen tiefen Einblick in den Geist und die Entwicklung der niederdeutschen Künstlerkolonie. Gebunden 1200 Mark.

Heinrich Hoops, Sassenart. Volkssitten und Gebräuche in Niedersachsen. Gebunden 210 Mk.



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Rudolf Herzog, Kameraden. Roman. In Halbleinen gebunden 400 Mk. Schicksalsreich in der Handlung, ist der Roman ein lebendiger Spiegel des nachrevolutionären Deutschlands, in dem, vertrauend auf eine bessere Zukunft, ernste Männer mit Fleiß bemüht sind, die Ruinen des Zusammenbruchs beiseite zu räumen und auf neuem Grund ein neues Haus zu errichten.

Verlag Deutsche Buchwerkstätten, Dresden.

Dr. Friedrich Burger, Unter den Kannibalen der Südsee. Studienreise durch die Melanesische Inselwelt. Mit 32 Bildtafeln, einer Landkarte und mehreren Skizzen sowie reichem Buchschmuck. In Halbleinen gebunden 760 Mark.



Grethlein & Co., Leipzig.

Willy Harms, Die starken Godenraths. Roman. Geb. 480 Mk.

Kurt Küchler, Der Sohn des Stauers. Roman. Geb. 480 Mk

K. F. Koehler, Leipzig.

Bartholomäus von Carneris Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Friedrich Jodl. Herausgegeben von Margarete Jodl. Gebunden 480 Mark.

Bartholomäus von Carneri, österreichischer Gelehrter und langjähriger Reichsratsabgeordneter, ist durch seine ethischen und entwicklungsgeschichtlichen Schriften, insbesondere durch das Buch „Der moderne Mensch“, bekannt als ein Vorkämpfer des Darwinismus in Deutschland, er steht ganz im Banne von Haeckels Persönlichkeit, mit dem ihn nach lanjährigem Briefwechsel innige Freundschaft verband.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig) ... O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Hahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — ... Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene Millimeterzeile Mk. 50.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien ...



Für unsere Frauen



Alte und neue Schirme

Das Neubeziehen eines alten Schirmes ist durchaus nicht so schwer und lohnt sich wohl der Mühe, wenn man bedenkt, was dabei gespart werden kann, besonders wenn es sich um einen einfachen achtteiligen Schirm mit nicht mehr ganz modernem Stock handelt, der aber doch noch für praktischen Gebrauch verwendet werden kann. Abb. A zeigt, wie man die Teile vorteilhaft aus dem wasserdichten Stoff herausschneidet. Die Spezial-Schirmseide liegt gewöhnlich 50 cm breit und hat eine feste Webekante. Baumwollstoffe oder Stoffe ohne starken Rand müssen schmal umgesäumt werden. In gleicher Weise wird auch ein zehnteiliger Schirm zugeschnitten. Wagt man sich an eine stark gewölbte Form, so ist es am besten, man trennt einen Teil aus dem alten Bezug heraus und legt ihn dem neuen Stoff auf. — Die acht Teile werden an den schrägen Seiten mit doppelter Naht zusammengenäht, wobei der Stoff stark zu dehnen ist, damit nachher beim Spannen der Faden nicht reißt. Bevor man die Bekleidung über das Gestell spannt, hat man die obere Mitte mit zwei runden Gloriateilen von je 5, dann mit einem runden Oberstoffteil von 7 cm Durchmesser zu unterlegen, die in der Mitte ein kleines Loch zum Hindurchstecken der Spitze erhalten, siehe Abb. B, und hier in der vierfachen Stofflage mit festem Faden zu umstechen sind. Ist die Stockspitze hindurchgesteckt, so näht man zunächst in geschlossenem Zustand sämtliche Spitzen am Ende der Speichen fest, spannt den Schirm auf und befestigt, wie bei Abb. D ersichtlich, die Nähte zweimal vor und einmal kurz hinter dem Ansatz der kurzen Stangen an den Speichen, die an den Ansatzstellen mit kleinen Seidenstückchen zum Schutz gegen das Durchreiben der Stangen zu umwickeln sind. Zum Schluß wird ein etwa 8 cm langer, 2 cm breiter Seidenstreifen zur Rundung geschlossen, zur Hälfte der Breite zusammengekniffen, zweimal eingereiht und über die Spitze gestreift. Er dient zum Schutz des Stoffes gegen die durch einen Stift zu befestigende Hülse, unter der der Stoff etwa $^1/_2$ cm breit hervorsieht, siehe Abb. C.

Moderne Schirmgriffe aus gedrehtem Holz, geschnitztem Elfenbein, ziseliertem Metall mit Tierköpfen, Figuren und Einlagen.

Für neue Schirme hat sich die Mode sehr gewandelt. Galt früher nur ein ganz dünner, schlank gewickelter Schirm in der Hülle für elegant, so hat jetzt der moderne Schirm die kurze dicke Bauernform, sein Stock ist kurz und dick und endet in einer sich kaum verjüngenden Spitze. Nicht mehr acht-, sondern zehnteilig bespannt der Stoff in mehr oder minder gewölbter Form die Speichen des Gestells, die mit erbsengroßen Kugeln oder 2 cm langen Spitzen aus Metall, Elfenbein, Knochen, Horn oder Galalith abschließen. An Stelle der gebogenen Naturkrücken sind Schirmgriffe getreten, die jeder für sich ein kleines Kunstwerk darstellen, in gedrehtem Holz, geschnitztem Elfenbein, ziseliertem Metall, mit Tierköpfen, Figuren, Malerei und Einlagen von Gold, Halbedelsteinen, Kristall, Perlmutter u. a. m. Getragen werden sie an Lederriemen über dem Arm.

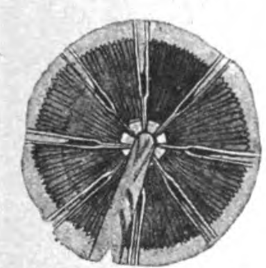


Abb. B zeigt das Unterlegen der oberen Mitte mit einem im Durchmesser 7 cm großen runden Seidenteil, der zwei kleinere Teile aus Gloriaseide verdeckt. Die Stockspitze ist bereits hindurchgesteckt.

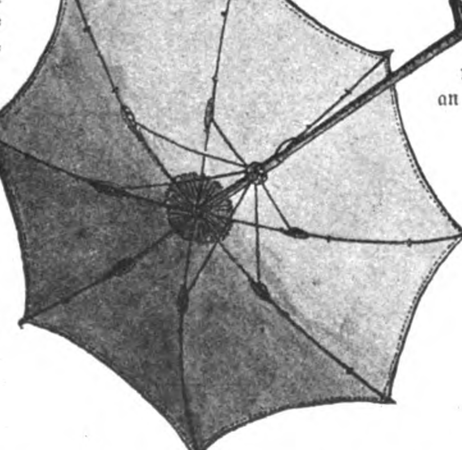


Abb. D. Der aufgespannte Schirm zeigt, wo der Stoff an den Speichen befestigt und diese mit Seidenstückchen bewickelt sind.



Abb. C. Unter der durch einen Stift befestigten Hülse wird der 8 cm lange, 2 cm breite, zusammengelegte und zweimal eingereihte Seidenstreifen sichtbar.

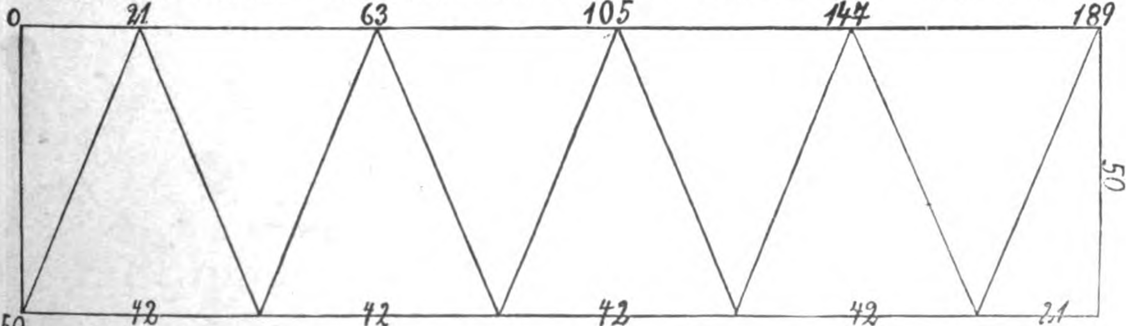


Abb. A. In dieser Weise werden alle Schirmteile zugeschnitten. Auch bei breiterem Stoff muß der untere Rand stets an der Webekante liegen.

Die Chemie der Küche

Bekömmlich

Wir sind meistens so erzogen, daß wir alles Weiche, was angeblich dem Magen keine Beschwerden macht, für bekömmlich halten. Und es gibt wohl keine Familie, in der nicht von den Vätern ererbt die unwahre Erfahrung immer wieder neu erworben wird, daß gewisse Pflanzenspeisen, wie Obstschalen und Kohlsorten, manchmal auch Gurken, für unbekömmlich angesehen werden. Der Trugschluß, dem wir dabei erliegen, ist folgender: Die Beschwerden folgen der Aufnahme solcher zellulosehaltigen Nahrungsmittel, also schließen wir, dürfen wir solche nicht essen. Oder wir meinen, gerade eine bestimmte Person könnte diese Dinge nicht vertragen. Tatsächlich liegt der Grund für die Unbekömmlichkeit der zellulosehaltigen Kost in der vorher genossenen weichen Kost. Die weiche Kost macht die darauffolgende Zellulosekost unbekömmlich. Wer z. B. zum Kaffee morgens viel Weißbrot ißt, kann einen Apfel mit Schale schlecht vertragen; wer mittags Kalbsbraten mit Kartoffeln ißt, kann darauf keine Gurke vertragen; und wer, wie die Kinder, an Festtagen morgens viel Kuchen gegessen hat, verträgt danach kein Sauerkraut. — Der Fehler liegt in allen Fällen in der vorausgegangenen weichen Kost. Im menschlichen Verdauungsapparat wird alles Weiche, das wir zu uns nehmen, hart. Daher kann die Zellulosekost, verhindert durch die im Darm hart gewordene weiche Kost, nicht vorwärts. Sie wird eingesperrt, entwickelt Gase und erregt in uns den Gedanken, die grobe Kost war falsch. Fehlt aber im Verdauungsapparat die Barrikade der weichen Kost, dann kann die zellulosehaltige Kost unbehindert den Menschen durchlaufen. — Unsere Aufgabe heißt also: nicht Vermeidung der groben, sondern Verminderung der weichen Kost! — Um ein Beispiel zu geben: zum Kaffee und zum Frühstücksbrot esse man Obst mit Schale oder Radieschen oder Gurke. Zum Mittagessen bevorzuge man die Kohlsorten sowie die Rüben. Dazu kann man je nach Wunsch Fleisch und Kartoffeln genießen. Zum Vesperbrot Obst oder Kompott. Zum Abendessen Salate, Rettig, Radieschen; und nach dem Abendessen Obst mit Schale. — Mit alten, liebgewordenen Anschauungen muß man allerdings dabei brechen. Aber ein Versuch wird lehren, daß die meist auch weit billigere zellulosehaltige Kost bekömmlicher ist als die im Darm hart werdende weiche Kost.

Dr. Koch

Winke für Hausschneiderei

Knopflöcher und Ärmelblätter

Das Arbeiten der Knopflöcher bereitet bei der Selbstanfertigung von Damen- und Kindergarderobe oft Schwierigkeiten, da sie meist nicht so sauber und hübsch geraten wollen, wie von fachmännischer Hand. Der Übelstand tritt besonders bei dicken oder locker gewebten Stoffen in Erscheinung, bei denen die Fäden leicht ausspringen oder der Stoff zurückweicht, so daß das Knopfloch bogig oder faserig wird. Das kann aber nicht vorkommen, wenn man auf folgende Weise verfährt. Man bezeichne zuerst das auszuführende Knopfloch mittels Bleistift oder Kreide in gewünschter Größe und umsteppe es nun viermal mit der Nähmaschine bei kleiner Stichstellung. Der Zwischenraum zwischen den Steppnähten sei, je nach Stärke des Stoffes, 2—3 mm breit. Nun erst schneide man recht sorgfältig das Knopfloch zwischen den beiden mittelsten Reihen ein, umsteche es und führe sodann auf den haltbaren Rändern den Knopflochstich aus. Man wird angenehm überrascht sein, wie leicht und ordentlich dadurch die gefürchtete Arbeit wird, selbst bei leicht ausfransenden Stoffen, wie Voile, Krepp, Mull, Cheviot und Alpaka. Bei nicht fransenden Stoffen erübrigt sich ein Umstechen, die Maschinenstiche gewähren dann genügend Halt.

Ärmelblätter, die verbraucht sind, lassen sich sehr gut waschen und wieder undurchlässig machen, was eine wesentliche Ersparnis bei der Schneiderei bedeutet. Man entferne zuerst die etwa vorhandenen schadhaften Gummieinlagen, wasche den Stoff dann in warmem Seifenwasser, dem man etwas Soda und einen Schuß Salmiakgeist zusetzt, sauber und hänge ihn an die Luft zum Trocknen. Sollte sich danach noch ein leichter Geruch zeigen, so muß der Stoff noch einmal gewaschen und getrocknet werden. Nach dem Trocknen lege man die Blätter über Nacht in eine Lösung von halb Wasser, halb essigsaurer Tonerde, hänge sie abermals auf und spanne sie dann, noch etwas feucht, mit Stecknadeln auf das Plättbrett, damit sie ihre Form bewahren und straff und glatt werden. Durch die essigsaure Tonerde werden sie undurchlässig. Bei Gummigeweben, die bei der Wäsche leicht hart werden, nehme man etwas Glyzerin ins Spülwasser und reibe die Ärmelblätter, wenn sie imprägniert und getrocknet sind, mit pulverisiertem Speckstein, damit sie wieder weich werden.

M. Kn.

Witzecke

Der schöne Globus. Hausherr: „Was sagen Sie zu dem Globus, den ich mir angeschafft?"
Besucherin: „Ich habe ihn schon bewundert! (Enthusiastisch.) Wie ist die Welt doch so schön und so rund!"

Fleißig. Mutter: „Wie 'n Vulkan bist du, Eduard; von morgens bis abends am Rauchen!"
Sohn (stolz): „Ja, immer in Tätigkeit!"

In der „Faust"-Aufführung. „Herrlich! Es gibt doch nur einen Schiller!"
— „Ja, und der heißt Goethe, Fräulein!"

Wenn das nicht zieht! „Unser Fleischer hat „Weiße Woche" angesetzt."
— „Wieso — der Fleischer?"
— „Ja, er hat einen Schimmel geschlachtet!"

Immer im Beruf. Musterzeichner (in den Anblick eines sommersprossigen Jungen vertieft): „Schönes Muster!"

Im Friseurladen. Kunde: „Donnerwetter, vier Gehilfen und Lehrlinge, die sich um mich bemühen, — der reine Verschönerungsverein."

Im Zorn. Sie weigern sich, zu zahlen? Na, da sage ich Ihnen, daß sie ein ganz gemeiner Schuft sind — und das „Hochachtend" unter meinem letzten Mahnbrief nehme ich hiermit auch zurück!

Der kleine Feinschmecker. „Pfeife ist was Feines — besonders wenn man das Mundstück ab und zu in Marmelade taucht!"



Leitung: Horst Schöttler

Schnellkurse.

Ich brauche nicht in die Zeitung zu sehen, um den Dollarkurs zu wissen!

Ich gehe täglich abends an einem Fleischerladen vorbei. Dort liegt seit undenklichen Zeiten eine Zervelatwurst. Ich entsinne mich noch genau der schönen Tage, in denen sie ein Schildchen trug: „Viertelpfund 6 Mark“. Diesen Sommer wurden schnell 60 Mark daraus. Dann stieg der Wert der Zervelatwurst mit dem Dollar. Zwar nicht immer: sobald der Dollar fiel, hielt sich der Preis der Wurst; nur wenn der Dollar kletterte, bequemte sich die Wurst, der veränderten Lage Rechnung zu tragen!

Gestern lautete das Schildchen: „Viertelpfund 120 Mk.“ Heut: „Viertelpfund 140 Mk.“ Ich brauchte nicht erst nach einer Zeitung zu suchen, um zu wissen, daß der Dollar an der Mittagsbörse beträchtlich gestiegen sein muß!

„Bravo!“

Ein schwedischer Schauspieler, dem es im Theater am Applaus fehlte, kam eines Tages auf den klugen Gedanken, seine Kinder im Beifallklatschen und Bravorufen einzuüben. Da er ihrer neun besaß, vollbrachten sie zusammen einen nennenswerten Lärm, der zweifellos sehr suggestiv und ansteckend wirken mußte. Stolz und erwartungsvoll nahm er die ganze Schar eines Abends mit ins Theater. Kaum war er mit seiner Rolle im ersten Akt zu Ende gekommen, so ertönte es von der Galerie herab überzeugt und von rasendem Klatschen begleitet:

„Bravo, Papa, Bravo, Papa!“ K. v. J.

Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht
und nicht von einem Igel
Was einst 'ne Villa kostete,
das kosten heut zwölf Ziegel!

Gl.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Rätsel und Spiele

Verwandlungsaufgabe.

Aus den folgenden 6 Buchstabengruppen: Nuzblau, Gohlis, Würgenadel, Frindakelch, Niogaul, Mimhanne sind 6 geographische Namen zu bilden, die in der obigen Reihenfolge bezeichnen: 1. Stadt in Schlesien, 2. Stadt im Rheinland, 3. Stadt in Pommern, 4. Stadt in S.-Weimar, 5. dalmatinische Insel, 6. Stadt in Baden. Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter, von vorn nach hinten gelesen, ergeben eine Nordsee- und eine Ostseeinsel.

Anagramm.

Oftmals habt ihr schon gelesen,
Daß an ihm im goldnen Saal
Des Olympos Götterwesen
Sich erlustigten beim Mahl.
Aber noch in unsern Zeiten
Nehmen es im deutschen Land,
Sich Vergnügen zu bereiten,
Viele umgestellt zur Hand.

Vorn und hinten.

Nach „unter“ siehst du mich jedoch
Vor „Wespe“, „Ecke“, „Winkel“, „Loch“.

Auflösungen aus Heft 6

Nimaufgabe: A muß gewinnen, wenn er von h nach d zieht — bei jedem andern Anzug muß er verlieren — und dann je nachdem B zieht, eine der Stellungen a c c oder a b b einnimmt.

Silbenrätsel: Gemse, Edinburg, Seni, Tante, Ratibor, Elbe, Norden, Göttingen, Eboli, Heinrich, Erfurt, Rubel, Rubla, Eupen, Nürnberg, Rabe. — Gestrenge Herren regieren nicht lange.

Scharade: Eisbein.



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Das Chateaubriand.

Ich sitze bei Sichen in Hamburg. Am Tisch neben mir zwei Jünglinge, von denen der eine „Waffen“, der andere „Zucker“ hat. Natürlich Aktien. Außerdem hat der eine heute hundert Sack Reis „erwischt“, der andere ist in Kakao „gefallen“. Was das heißt, weiß ich nicht, es scheint aber kein Vergnügen zu sein, denn er bestellt sich „zum Trost“ ein Chateaubriand. Das brauchte man früher immer nur für zwei Personen, und jetzt ißt's einer allein.

Die beiden Jünglinge sind sehr vergnügt, aber ich bin traurig. Mein ganzes bißchen Intelligenz gipfelt darin, daß ich weiß, was ein Chateaubriand ist — und für solches Wissen kann ich mir kaum eine Erbsensuppe kaufen!

Harte Zeiten.

„Seit wann empfängst du deine Besucher im Hausflur?“ fragte Daniel verwundert. „Daniel,“ sprach Peter leise, „mein Wintervorrat an Geräuchertem hängt dort drin im Rauchfang.“

„Na warte, du Geizhals,“ dachte Daniel. Er nahm einen unbewachten Augenblick wahr und stieg mit gezücktem Messer zum Rauchfang empor. Da erblickte er beim Schein eines Streichhölzchens ein einsames Würstchen, das melancholische Schatten an die Wand malte. Daniel fühlte sich von andächtigen Schauern befallen. Lautlos stieg er wieder hernieder. bl.

Väter und Söhne.

Sohn: „Sag' Vater, ist das Schieben wirklich eine gar so gefährliche Sache, durch die man leicht ins Gefängnis kommen kann?“

Vater: „Lächerlich, nichts ungefährlicher als das; man muß bloß wissen wann, wo und wie weit man schieben darf.“

Sohn: „Gelt, da gibst du mir ä Tipp, und was du im kleinen machst, das mache ich en gros.“ Th. H.

Aus alter Zeit.

Das Königlich Bayrische Medizinische Kollegium erklärte seinerzeit, daß der Bau der Eisenbahnen ein großes Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit wäre, denn diese schnelle Bewegung würde Schwindelanfälle erregen. Das Medizinische Kollegium empfahl darum dringend, auf beiden Seiten der Schienen Scheidewände aufzurichten. K.

Für Küche und Haus

Streuseltorte mit Quarkcreme. 375 g feines weißes Weizenmehl, 175 g Zucker, 300 g zerlassene Butter, die feingewiegte Schale und der Saft einer Zitrone, 1 Vanillepulver, 1 Ei, 1 Backpulver, etwas Natron werden mit 2 Gabeln zu einem lockeren, krümligen Teig gemischt, von dem die Hälfte in eine vorher gefettete und gut ausgestreute Backform gefüllt wird. — Von 1 Pfund Quark, 125 g zerlassener Butter, 225 g Zucker, 1 Ei, dem Saft einer Zitrone, 1 Löffel bitteren Mandelextrakt, 2—3 Löffel Milch oder Buttermilch wird mit dem Schneebesen eine Creme geschlagen, die, wenn sie schaumig geworden ist, auf den Teig gefüllt wird. Der Rest Teig, recht krümlig, wird nun wieder mit 2 Gabeln auf die Quarkcreme gelegt — sie ganz bedeckend und vanillierter Puderzucker reichlich darübergestreut. Die Torte muß $1^1/_4$ Stunde lang in Mittelhitze backen.

*

Apfelschnitten. $2^1/_2$ Pfund große, grüne Äpfel werden geschält, in Scheiben geschnitten und sauber vom Kernhaus befreit. Die so entstandenen Apfelringe werden auf flacher Schüssel ausgebreitet, mit Puderzucker bestreut, mit 2 Löffeln Wasser, dem Saft einer halben Zitrone und, wenn vorhanden, einem Likörgläschen Arrak begossen und etwa 2 Stunden zum Ziehen hingestellt. In dieser Zeit rührt man einen Omeletteig von 6—7 Löffeln Milch, 10—15 g Margarine, Salz, 1 Eigelb, etwas Eierpulver, 2 Löffeln Zucker, 1 Teelöffel in Wasser aufgelöstem Süßstoff und soviel Mehl, um einen glatten, flüssigen Teig zu erzielen, durch den man zuletzt den steifen Schnee des Weißeies zieht. – Die Apfelscheiben wendet man mehrere Male in diesem Teig, legt sie in die Pfanne in kochendes Fett, aber nicht zu dicht, und häuft mit dem Löffel noch Teig darauf; es schmeckt besonders gut, wenn recht sonderbare Ausläufer entstehen, die kroß gebacken sein müssen. Die Schnitten werden gewendet, auf beiden Seiten gebacken, recht heiß auf eine heiße Schüssel gelegt, mit Zitronen- oder Orangenzucker bestreut und sofort gereicht. Das etwa übrigbleibende Fett erstarrt in seinem Tiegel und wird am kühlen Ort aufbewahrt zu abermaliger Verwendung.



Für unsere Frauen



Moderne Kunstblumen und wie man sie arbeitet

Künstliche Ansteckblumen sind ein sehr beliebter und moderner Ausputz für elegante Kleider. Man trägt die oft unwahrscheinlich großen Blumen als Abschluß im lose geschlungenen, sehr tiefsitzenden Gürtel, oder sie scheinen in der Hüftgegend die Falten des gerafften Leibchens oder des im ganzen geschnittenen, gerafften Kleides zusammenzuhalten. Auch werden Blumen in Form von großen Rosetten als eine Art Ausputz am Kleid angebracht, oder sie bilden im Gürtelschluß einen Kranz weitläufig gesetzter Rosetten. Eine schöne, geschickt in Form und Farbe gewählte Blume an der richtigen Stelle angebracht, kann einem Kleide neuen Reiz verleihen. Wir zeigen vier verschiedene Blumen, die unschwer selbst herzustellen sind, zu ihrer Anfertigung können alle möglichen Reste verwandt werden, so daß eine geschickte Hand sich diese kleinen Kunstwerke nahezu kostenlos herstellen kann. Die Rose Abb. 1 ist aus 6 cm breitem, doppelt genommenem Rips- oder Atlasband gearbeitet. Die äußeren Blätter sind etwa 7 cm lang, die inneren entsprechend kürzer. Die Bandecken werden beim Stoffbruch lose nach innen aufgerollt und in dieser Lage mit ein paar Stichen befestigt, während die Schnittkante zu Falten zusammengelegt und geheftet wird, siehe Abb. 7. Das Innere der Rose besteht aus einem rot bezogenen Watteball, der auf einen Draht zu arbeiten ist, der zugleich den Stiel der Rose bildet. Nachdem die fertig käuflichen Staubfädchen an den Watteball genäht sind, näht man die einzelnen Blätter an, mit jeder neuen Reihe die Blätter der vorhergehenden Reihe fassend. Man darf die einzelnen Blütenblätter nicht zu regelmäßig setzen und muß die Seite, die dem Kleid aufliegt, nur mit zwei Blattreihen arbeiten. Für Stiele und Blätter verwendet man das übliche, fertig käufliche Material. Die Chrysantheme Abb. 2 kann aus Seide oder Chiffon gearbeitet werden. Die einzelnen Dreiecke, die ungefähr 5, 7 und 9 cm lang und 2 cm breit sind, werden aus schräg genommenem Stoff geschnitten, zusammengenäht und verstürzt, indem man einen starken Faden mit Knoten hindurchzieht, siehe Abb. 9, und das Blatt umstülpt. Dann wird ein kleiner, festerer Kelch von einigen kurzen Blättern gebildet, um den herum man der Größe nach die anderen Blätter festnäht, indem man sie unten zusammenfaltet, siehe Abb. 8. Zuletzt befestigt man den Stiel an der Unterseite und bekleidet diese mit einem Stückchen Seide, das man mit kleinen Stichen ansäumt. — Die Blumen Abb. 3 und 4 werden aus Samt oder starker Seide gearbeitet. Verwendet man Samt, wie es an den beiden Vorbildern der Fall war, so näht man den Stoff gemäß Abb. 5 nach unten um den Draht, der die Blattränder begrenzt, bei der Verarbeitung von Seide kann diese nach oben mit kleinen sichtbaren Stichen um den Draht genäht werden, siehe Abb. 6. Wo es die Blattform erfordert, so bei der dreiblättrigen türkisblauen Samtblume Abb. 3, ist dem Blattrücken entlang noch ein feiner Draht eingenäht, der ermöglicht, dem Blatt ganz und gar die gewünschte Form zu geben. Die Staubfäden dieser Blume bestehen aus ganz feinem Draht, dem man sechs kleine Perlen aufzieht, ihn dann zusammendreht und mit Metallfaden umwickelt, siehe Abb. 10. Auch die Staubgefäße der altrosa Blume Abb. 4 bieten in der Herstellung keine weiteren Schwierigkeiten: es sind Goldgazebällchen, die an einem Draht befestigt werden, der fest mit Goldmetallband zu umwickeln ist, siehe Abb. 11. Aus Goldgaze sind auch die langen flachen Kelchblätter von Abb. 4 hergestellt, sie haben in derselben Art wie die großen Blütenblätter einen drahtgesteiften Rand. Beyer-Schnitte zu Abb. 3 und 4 sind für 20 Mark und 5 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24.



Abb. 1. Rose aus Seiden- oder Atlasband, siehe Abb. 7.

Abb. 2. Chrysantheme aus Seide o. Chiffon, s. Abb. 8 u. 9.

Abb. 3. Dreiblättrige Samtblume, siehe Abb. 5. Beyer-Schnitt V 4785 Preis 20 Mk.

Abb. 4. Fünfblättrige Samtblume, siehe Abb. 6. Beyer-Schnitt V 4781 Preis 20 Mk.



Abb. 5. Der Schnittrand wird nach unten um den Draht gerollt u. festgenäht.





Abb. 6. Der Schnittrand wird nach oben um den Draht gerollt u. festgenäht.

Abb. 7. Ausführung eines Blütenblattes zur Rose Abb. 1.

Abb. 8. Zusammenfalten und Aneinandernähen der Blätter zu Abb. 2.

Abb. 9. Zusammennähen und Umstülpen eines Blattes zu Abb. 2.



Abb. 10. Staubfächer aus umwickeltem Draht u. Perlen zu Abb. 3.



Abb. 11. Blumenstempel aus Goldgazebällchen zu Abb. 4.

Allerhand Praktisches

Ersparnisse bei der Verwendung von Zwiebeln. Diese fast unentbehrliche Speisewürze ist recht teuer geworden, so daß man auch mit ihr sparsam verfahren muß. So gebe man sie z. B. in rohem Zustande stets, anstatt fein gehackt, fein gerieben, wie zu Sülze, Tartarbeefsteak, Salaten, Quark. Ihr Aroma kommt dann viel besser zur Geltung und man braucht kaum die Hälfte der sonst üblichen Menge. Als Würze für Fleischbrühe verwende man sie im Ganzen, ungeschält und röste sie vorher auf der Herdplatte ringsum dunkelbraun, was einen besonders herzhaften Geschmack und eine schöne goldgelbe Farbe der Brühe zeitigt. Auch beim Kochen von Fischen und Pilzen gebe man sie unzerschnitten an die Brühe. In letzterem Falle läßt die Zwiebel sich noch einmal für Fleischbrühe oder andere Suppen auskochen. Man gebe die Zwiebelwürze auch niemals gleich beim Ansetzen an die Speisen, sondern besser erst eine halbe Stunde vor dem Anrichten, ihre Würzkraft verkocht sonst zu sehr und man braucht das doppelte Quantum. Als Beilage für gebratene Beefsteaks, Rumpsteaks, Leber schneide man sie in Ringe und röste sie zehn Minuten vor dem Auftragen recht schnell und kroß. Wo man Zwiebelspeck über Kartoffeln oder Erbsen, Linsen oder Bohnen liebt, röste man erst den Speck hellbraun, nehme die Grieben heraus, röste nun in dem Speckfett die grobgehackte Zwiebel und mische erst beim Anrichten die heißgehaltenen Grieben darunter. M. Kn.



Ein Puppenhaus

Manch ein Vater und mancher große Bruder möchte in dieser teuren Zeit die kleinen Kinder oder Geschwister gern mit schönen selbstgearbeiteten Weihnachtsgeschenken beglücken. Eine reizende und dankbare Vorlage bildet das hier dargestellte Puppenhaus, das aus Holz mit der Laubsäge gearbeitet ist. Das Neuartige und Reizvolle an dem Hause ist, daß es drehbar und nach allen vier Seiten mit Räumen ausgestattet ist, so daß gleichzeitig vier Kinder daran spielen können. Es ist auf einer mit Rollen versehenen runden Platte gelagert und um einen in der Mitte befindlichen Zapfen drehbar; ein 60—70 cm im Durchmesser großer Tisch genügt zum Aufstellen des Hauses. Am Vorbild bestand das Haus aus einem Wohnzimmer, einem Schlafzimmer, der Küche, der Diele und einer Dachlaube; wo ein Brüderchen mitspielen soll, wäre an Stelle der Diele ein Kaufmannsladen oder Pferdestall einzurichten. Der Erfinder des unter Musterschutz stehenden Hauses liefert Modellbogen zur Anfertigung mit Anleitung gegen Erstattung der Selbstkosten von 40 Mark zuzüglich Rückporto. Adresse: J. Langer, Peine i. H., Gerhardstr. 9. Das Tapezieren, Bemalen und Ausstatten des Häuschens ist eine sehr nette Arbeit, die dem persönlichen Geschmack und der Phantasie den weitesten Spielraum läßt. Die Ausstattung des Hauses besteht in gekauften oder selbstgearbeiteten Möbeln.

Gutes Konfekt aus Ebereschen. Aus den wildwachsenden roten Beeren der Eberesche kann man ein wohlschmeckendes Konfekt herstellen und für den weihnachtlichen Naschteller aufheben. Man muß recht reife, dunkelrote Beeren, die möglichst schon einen Frost abbekommen haben, wählen. Dann haben sie Süße und ihre Schärfe ist wesentlich gemindert. Man halte die Beerendolden unter den scharfen Strahl der Wasserleitung, wodurch der an ihnen sitzende Staub am leichtesten entfernt wird. Dann löse man die Beeren von den Stielen und koche sie mit ganz wenig Wasser weich, worauf man sie durch ein Haarsieb streicht und mit so viel Zucker verkocht, bis sie ein steifes, zähes Mus bilden. Da dieses beim Einkochen leicht am Boden des Topfes anhängt, stelle man diesen auf einen Asbestteller oder koche das Mus im Wasserbade dick ein. Nach dem Erkalten walzt man das Mus dünn aus und sticht kleine Plätzchen, Sternchen, Halbmonde, Figuren aus, die man in Zucker wälzt und auf dem Küchenofen trocknen läßt. Nach Belieben kann dem Ebereschenmus auch Kürbis oder Apfel zugesetzt werden. Das Konfekt ist gut gegen Heiserkeit und Hustenreiz. M. Kn.

Rätsel und Spiele

Silbenrätsel.

Aus den Silben: al, ba, ber, bir, chi, de, dith, dol, e, e, e, eu, fen, hi, hu, i, il, ja, la, le, lo, ma, ma, ma, mi, mos, na, nat, ne, ni, no, o, on, path, phro, po, ra, ras, reuth, ri, ris, ros, sa, schen, se, sy, sy, ter, tir, tus sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von vorn nach hinten gelesen ein persisches Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: Liebesgott, Mädchenname, Schlangenart, Gebirge in Asien, Zahnöl, Patron der Jäger, eine Grazie, Stadt in Italien, Kaiser, Anhänger eines Heilverfahrens, Likör, Mädchenname, Befehl, griechische Insel, Stadt in Bayern, Staat in Asien, immergrüne Pflanze, alte Schlemmerstadt.

Zum Nachdenken.

Ein Fleischer fuhr nach einem guten Kaufe zufrieden heimwärts nach seinem 4 km entfernten Wohnort. Vor seinen Pferden lief sein treuer Begleiter „Packan", ein stämmiger Rottweiler, der auf der ganzen Heimfahrt stets 500 m vorauslief und dann immer wieder zu seinem Herrn zurückkehrte, welcher unterdessen regelmäßig 200 m zurückgelegt hatte, und zwar, da er die Pferde nicht antrieb, in 3 Minuten. Nachdem der Fleischer 2 km weit gefahren war, ließ er die Pferde etwas schneller gehen, so daß er jetzt in derselben Zeit 300 m zurücklegte. Der Hund setzte in derselben Weise wie vorher sein Hin- und Herlaufen fort. In wieviel Minuten durchlief der Hund die 4 km lange Wegstrecke?

Kapselrätsel.

Es liegt in jedem Hühnerei
Und auch im Ei der Taube,
Doch wird ein Tier daraus,
sobald
Ich Kopf und Fuß ihm raube.

Gefährlich.

Ich riß ein giftig Kraut mir
aus,
Nahm ihm den Kopf. Was
ward daraus?
Acht Schatten sah ich vor mir
stehen,
Gespenstern ähnlich anzusehen.

R. D.

Auflösungen aus Heft 7

Verwandlungsaufgabe: **Bunzlau, Ohligs Rügenwalde, Kranichfeld, Ugliano, Mannheim.** — Borkum, Usedom.

Anagramm: Nektar, Karten.

Vorn und hinten: Schlupf.



Leitung: Horst Schöttler

Gut gehamstert.

Man kann auch geistige Nahrung hamstern! Als damals der jetzt berühmt gewordene Roman „Dschilali“ von Grete Auer im Universum erschien, kosteten die 16 Hefte zusammen 28 Mark — heute kostet die Buchausgabe dieses Romans allein 900 Mark. 16 Hefte des Universum enthalten jedoch außer dem Roman noch alle möglichen anderen schöngeistigen oder belehrenden Aufsätze. Man sieht also, wie sehr sich die Hamsterei geistiger Nahrung lohnt, obgleich diese Form des Schätzesammelns niemand Schaden zufügt.

Gedanken einer Großstadtwiese.

Heute bin ich „gemäht“ worden. Aber wie! Drei Parteien hatten meine 150 Quadratmeter gepachtet. In aller Frühe kamen sie angerückt: drei Männer mit Sensen, drei Frauen mit Sicheln, ein paar Kinder mit Küchenmessern. Du meine Güte, gibt es denn kein Gesetzbuch, das mit irgendeinem Paragraphen eine wehrlose Wiese gegen Mißhandlungen schützt? Einer war dabei, der wenigstens einigermaßen mit seinem Instrument umzugehen wußte. Hätte der nicht das bißchen Gras für die andern mit abmachen können? Aber ich kenne diese Geister: niemand will für andere den „Dummen“ machen. — Na, gottlob, es wird bald Winter — —. hl.

Ohne und mit.

Ein Araber ritt nachts nach Hause. Er hatte Feigen gekauft und da er Hunger verspürte, langte er dann und wann in seinen Burnus und verspeiste einige der Feigen, die ihm vortrefflich mundeten.

Sein Zelt war erreicht, er zündete Feuer an, um die Feigen vollends aufzuessen. Er nahm eine, riß sie auf, es war ein fetter Wurm darin. Er warf sie fort und holte die zweite, die ebenfalls einen Wurm barg. Auch sie warf er fort. Die dritte und vierte enthielten ebenfalls Würmer.

Jetzt wurde ihm die Geschichte zu dumm. Er löschte das Feuer und — verzehrte die übrigen Feigen im Dunkeln! L. E. H.

(Fortsetzung des „Plauderers“ übernächste Seite.)

Verlagsfreunde schreiben uns:

„Im übrigen möchte ich noch betonen, daß ich mich so sehr an Ihr Universum gewöhnt habe, daß ich es auf keinen Fall mehr missen möchte und es jedem meiner Bekannten warm empfehle."
A. K., Göhren.

*

„Ich bin seit mehr denn 10 Jahren Abonnent des Universum und werde das Blatt, das mir eine gewohnte Lieblingslektüre geworden ist, auch fernerhin gern lesen."
R. A., Rostock.

*

„Da ich im letzten Jahre verschiedene andere Zeitschriften versuchte, keine mich aber so recht befriedigte wie Ihr Universum, will ich dasselbe jetzt wieder halten."
M. U., Berlin.

*

„Im übrigen wünsche ich, daß das Universum, tadellos, wie es jetzt ist, ewig bestehen möge."
W. Ph., Hannover.

*

„Ich werde solange als ich kann dieser interessanten Zeitschrift treu bleiben und sie meinen Bekannten aufs wärmste empfehlen."
C. W., Bochum.

*

„Ich werde ein ständiger Abonnent des Universum bleiben, weil es, mit einem Worte gesagt, eine unbestreitbar vorzügliche Zeitschrift ist."
G. R., Naunhof.

*

„Ihre Entnahme über den Abonnementsbetrag pro Oktober ließ ich zurückgehen, weil ich die Absicht hatte, Ihr Universum vorläufig nicht mehr zu lesen und dafür zur Abwechslung eine andere Zeitschrift zu abonnieren. Nach Durchsicht der heute erhaltenen ersten Nummer des neuen Jahrgangs bin ich jedoch schon wieder zu der Ansicht gekommen, daß Reclams Universum über alles geht und bitte Sie daher um Weitersendung desselben."
H. A., Ratibor.

*

„Ich teile Ihnen mit, daß meine Kinder und ich in diesen Jahren die größte Freude an Ihrer Zeitschrift hatten. Es würde unser Leben sehr viel ärmer machen, wenn wir darauf verzichten müßten."
M. A., Dresden.

*

„Nachweisbar beziehe ich seit 16 Jahren Reclams Universum. Infolge der großen Teuerung hatte ich das Universum aufgegeben. Da ich aber ohne diese Zeitschrift, an die ich gewöhnt bin, nicht sein konnte, beziehe ich sie jetzt wieder."
E. Z., Konitz.

*

„Ich teile Ihnen mit, daß ich seit dem ersten Jahrgang bis heute Abonnent des Universum bin und es weiter bleiben werde! Das genügt, glaube ich, vollständig."
D. in Weißwasser.

*

„Wie Ihnen bekannt, bin ich auf Ihr schönes Universum abonniert. Ich glaube, es unterliegt keinem Zweifel, daß das Universum das beste jetzt erscheinende Blatt ist."
H. in Gunzenhausen.



(Fortsetzung)

Konjunktur.

Es war einmal ein Dichter, der pilgerte mit seinen Erzeugnissen von einem Verlag zum andern. Wo er nicht persönlich vorkommen konnte, legte er stets gewissenhaft Rückporto bei, und so sah er seine Geisteskinder immer wieder vollzählig um sich versammelt. Aber er ließ sich nicht beirren. Er produzierte mit Feuereifer. Er wußte, daß seine Zeit kommen würde.

Und sie kam. Nach Jahrzehnten fruchtbarster Tätigkeit erlebte er die Zeit der großen Teuerung. Papier kostete märchenhaftes Geld. Nun riß man sich um seine Werke. Die Angebote flatterten ihm ins Haus. Und er verkaufte an den Meistbietenden und erzielte einen Preis von 30 Mark für das Kilo Manuskript-Makulatur. hl.

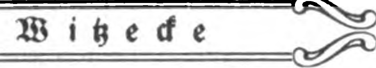
Das vielseitige Leihhaus.

In der Nähe meiner Wohnung liegt ein reizendes Sommerschlößchen. Geschäftstüchtige Filmregisseure stehen schon seit langem in Verhandlungen mit dem Besitzer. Gestern war endlich der Kontrakt abgeschlossen und heute schon die Hauptprobe. In der Pappelallee sollte die Auffahrt der Gäste zum Hoffest der Königin Marie-Antoinette gekurbelt werden. Leichte Kaleschen und schwere Hofwagen mit Rotbefrackten ziehen vorbei. Tausend Komparsen bilden als Miliz, Volk und dem übrigen Krimskrams Spalier. Da höre ich eine Stimme hinter mir piepen: „Na, ich möchte man bloß wissen, wo die die vielen Kostüme hergekriegt haben," worauf eine weibliche Altstimme antwortet: „Ja, woher sollen sie denn sein — vom Leihhaus natürlich!" Tu.

„Gott sei Dank!"

Ein kleiner Italiener, dessen Mutter in einen Prozeß verwickelt war, sah sie oft traurig und hörte sie schwer seufzen: „Ach, der schreckliche Prozeß, ach, der schreckliche Prozeß!" Eines Tages aber fand er sie gar in Tränen vor, und als er von den Umstehenden erfuhr, seine Mutter weine, weil sie den Prozeß endgültig verloren habe, rief er erstaunt und strahlend: „Aber Mama, weine doch nicht! Gott sei Dank, daß der schreckliche Prozeß vorbei ist, der dich immer so traurig machte!" K. v. Z.





Witzecke

Aus der Schule: „Warum ist es wohl im Norden kälter als bei uns?"

„Weil da so viele Eisbären sind!"

Ersatz. „Nimmt Ihr Mann keinen Zucker zum Kaffee?"

„Seitdem der Zucker fünfundachtzig Mark das Pfund kostet, hat er's sich abgewöhnt; ich gebe ihm dafür nach jedem Schluck einen Kuß!"

Korrektur. Gattin: „Warum weckst du mich?"

Sprachlehrer: „Weil du eben im Schlaf flüstertest ‚gib mich das Buch' — (streng): ‚mir' heißt es!"

Unter Vätern. Meine abgelegten Anzüge bewahre ich alle für meine Jungens auf, daß sie sie tragen, wenn ich dereinst nicht mehr bin — so lebe ich in meinen Kindern weiter.

Der belebte Kamm. „Wo ist denn mein Kamm schon wieder?"

„Da auf 'm Waschtisch kraucht er!"

Gut verteilt. „Ja," sagt Klein-Käthchen zu ihrer Mutter, „der liebe Gott ist wirklich sehr gut und so gerecht: Schwester Trudchen hat er so artig werden lassen, und mich so hübsch — für jeden was."

Gebärdensprache. Geschäftsmann (beim Disput zornig): Zum Kuckuck, halten Sie mir nicht immer die Hände fest — lassen Sie mich doch auch mal zu Wort kommen!

Die strenge Mama. „Diese Bluse ziehst du nicht an, verstanden!"

„Paßt sie etwa nicht?"

„Passen tut sie schon, aber sie ist unpassend!"







Neue Bücher

Die bei den Büchern angegebenen Preise können zur Zeit leider nur als Anhalt für den ungefähren Preis gelten. Die Verleger behalten sich bei Erhöhung der Herstellungskosten eine entsprechende Preiserhöhung vor.

Notiz für Verleger: Die Aufnahme in Rubrik „Neue Bücher" erfolgt unentgeltlich. Mitteilungen über Neuerscheinungen erbitten wir vierzehn Tage voraus.

Carl Flemming & C. T. Wiskott A.-G., Berlin.

Flemmings Jahrbücher 1922: Knabenbuch, 3. Band. 825 Mk

Thekla v. Gumperts Töchter-Album. 68. Band. 825 Mark.

Thekla v. Gumperts Herzblättchens Zeitvertreib. 67. Band. 825 Mark.

Wir verweisen an dieser Stelle noch auf die bekannten Jugendbücher aus obigem Verlage, die ein beliebtes Weihnachtsgeschenk für unsere Kinder sind.

Grethlein & Co., Leipzig.

Felix Moeschlin, Wachtmeister Vögeli. Roman. Geb. 935 Mk.

Cécile Lauber, Die Erzählung vom Leben und Tod des Robert Duggwyler. Roman. Gebunden 935 Mark.

Herder & Co., G. m. b. H., Freiburg i. Br.

„Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1920—1921." 32. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. August Schlatterer. Mit 127 Bildern auf 20 Tafeln und im Text. Gebunden 400 Mark.

Rikola-Verlag, Wien, Leipzig, München.

Peter Schmidt, Theorie und Praxis der Steinachschen Operation. 160 Mark.

Die vielumstrittene Methode Steinachs wird hier von der praktischen, der operativen Seite zum ersten Male beweiskräftig behandelt. Vierundzwanzig Operationen an Menschen zeigen das immer wiederkehrende Bild der körperlichen und seelischen Wandlung vom senilen zum juvenilen Lebenszustande.

Schmidt & Spring, Jugendfreund-Verlag, Leipzig.

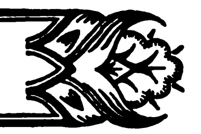
Die zwölf Abenteuer des Herakles, in lustigen Versen von W. Trammer-Kornegger und mit ernsthaften Bildern von Fritz Bergen. 275 Mark.

Ergötzlich und nützlich zu lesen und zu betrachten für kleine und große Kinder, besonders im Alter von 7—11 Jahren.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile Mk. 50.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.



Für unsere Frauen



Schöne Weihnachtsarbeiten

Die Abbildungen zeigen schöne Handarbeiten der verschiedensten Art, die gut ausgeführt mit sorgfältig gewähltem Material kostbare Weihnachtsgeschenke ergeben. Abb. 1. Gestickte Bilder sind sehr beliebt für die jetzt wieder so modernen Biedermeierzimmer. Das dargestellte Bild zeigt einen farbenprächtigen Gloxinienstrauß. Das Bild mißt etwa 46 zu 40 cm, dabei ergeben 3 Stich = 1 cm. Man stickt die Blüten und den oberen Teil der Vase über eine Straminauflage auf blaugrünem Seidengrund, sofern das Muster nicht aufgeplättet wird. An dem Bodenteil kann die Seide gespart werden, da hier der Grund zwischen dem Muster dunkelrotbraun vollständig ausgestickt wird. Bei Ausführung der Stickerei ist große Sorgfalt bei Anwendung der Arbeitsfäden zu üben. Man stickt mit Wolle und Seide, und zwar sind die Ränder der im Vordergrund liegenden Blüten und die Blütenstempel in Seide auszuführen, alles andere in Wolle. Durch den stumpfen Ton der Wolle treten die Formen zurück, während die in Seide gestickten Teile hervortreten und somit das Bild recht plastisch wirkt. Die Gewebefäden des Stramins sind nach Fertigstellung der Stickerei auszuziehen. Nach Belieben fasse man das Bild viereckig oder oval in einen dunklen Holzrahmen. — Abb. 2 und 3. Ein schönes Kissen ist ein Geschenk, das auch den meisten Herren willkommen ist. Die Kissen Abb. 2 und 3 zeigen zwei moderne künstlerisch wertvolle Muster. Falls zu ihrer Herstellung andere Stoffe und Farben wie angegeben verwendet werden sollen, so muß der Stickfaden dementsprechend in Stärke und Farbe sorgfältig ausgewählt werden. Zu dem schönen im Viereck 45 cm großen Kissen Abb. 2 verwendet man naturfarbene Rohseide. Das Muster zeigt einen zarten Stengel mit großer Blütenform und regellose verschieden große Blätter. Man führt es in hellblaugrüner, kornblumenblauer, und zartgelber Waschseide in Spann-, Stiel-, Strich- und Gabelstich aus, einigen Rändern werden goldene Metallfäden aufgenäht. Die Nähte werden mit blaugrünen Überfangstichen überstickt. — Das aus grünem Ripssamt hergestellte schöne Kissen Abb. 3 ist 63/47 cm groß. Es ist mit einem Blumenmotiv bestickt in weißer Mooswolle mit Platt-, Stiel- und Strichstich. Durch einige mit gelber Waschseide gestickte Linien wird das ganze Muster belebt. Für die vier geradelaufenden Linien der Abschlußkante nimmt man starken Goldfaden, der mit Überfangstichen aus gelber Seide gehalten wird (siehe Abb. 7).



Abb. 1. Bild in Kreuzstichstickerei. Entwurf: A. Penin, Berlin-Friedenau. Beyer-Abplättm. Nr. 9021I/IV, 84 Mk.



Abb. 4. Ausführung einer Blüte zum Kissen Abb. 3.

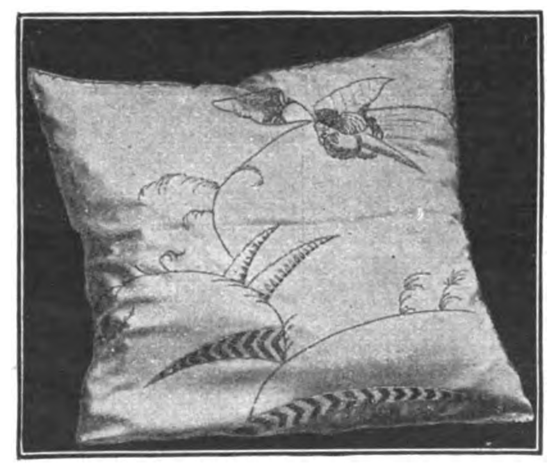


Abb. 2. Kissen in Seidenstickerei. S. Abb. 5 u. 6. Beyer-Abplättm. Nr. 50 779/IV. Preis 84 Mk. Entwurf u. Ausf.: E. Gorny, Lötzen.

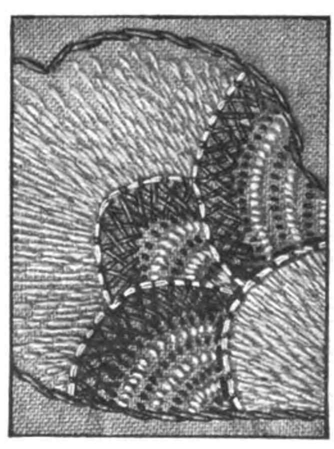


Abb. 5. Arbeitsprobe für eine Blüte zum Kissen Abb. 2.



Abb. 6. Arbeitsprobe für ein Blatt zum Kissen Abb. 2.



Abb. 3. Kissen in Wollstickerei. S. Abb. 4 u. 7. Beyer-Abplättm. Nr. 50 778/II. Preis 42 Mark. Entwurf und Ausführung: Elisabeth Gorny, Lötzen.

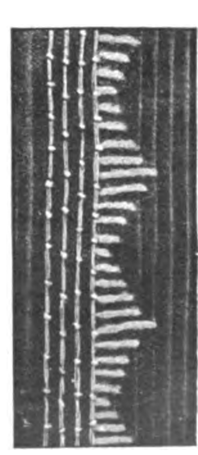


Abb. 7. Ausführung der Randkante zum Kissen Abb. 3.

Beyer-Abplättmuster sind zuzüglich 6 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24.

Abb. 8 u. 9. Zwei feine Häkelspitzchen für Wäsche, Blusen. Taschentücher usw. Entw. u. Ausführ.: H. Diehl, Berlin



Abb. 10. Gehäkeltes Spitzchen und Ecke für ein Taschentuch.

Abb. 8 bis 10. Die Spitzchen Abb. 8 und 9 sind mit Osramgarn Nr. 40 an Spitzenbändchen oder Hohlnaht oder in den Stoff zu häkeln. Hohlnaht berandet man zweckmäßig erst mit 1 Reihe f. M. Abb. 8. 1. R.: Fortgesetzt 1 f. M., 7 Lftm. 2. R.: Um den ersten Lft.-Bg. 1 f. M. * 8 Lftm., um den 2. Bg. 1 f. M. 4 Lftm., 1 f. M. 2 Lftm., um den 3. Bg. 1 f. M., 4 Lftm., 1 f. M. vom * fortlaufend. Abb. 9. 1. R.: Abwechselnd 1 f. M., 7 Lftm. 2. R.: Um den 1. Lftm.-Bg. △ 1 Stbch., (die Stbch. werden folgendermaßen gehäkelt: man schlingt den Faden einmal um die Nadel, mascht 1 Schlinge, dann 2mal 2 Schlingen ab), 8 Lftm., 1 Stbch., um den folgenden Bg. 4 Lftm. 5 Stbch., 4 Lftm. vom △ fortgesetzt wiederholen. — Abb. 10. Garn Nr. 120. Der Rand des Tuches ist mit f. M. zu beranden, nachdem die Ecken um je 3 cm ausgeschnitten sind. Die Ecke Abb. 10 besteht aus einem fünfblättrigen Röschen in drei Blattkreisen. Dieses behäkelt man: + 1 f. M. in ein Blättchen, 2 Lftm., 1 Ösch., 4 Lftm., 1 f. M. in dasselbe Blättchen, 2 Lftm., 1 Ösch., 4 Lftm. vom + wiederholen. 2. Rd.: 1 f. M. um 1 Bg., 2 Lftm., 1 Ösch., 2 Lftm. anschleifen an den Rand, 2 Lftm., 1 Ösch., 2 Lftm. um den Lftm.-Bg. vor Rd., 1 f. M. usf., darauf achtend, daß durch mehr oder weniger Lftm. und richtiges Anschleifen eine gute Viereckform erreicht wird. Randkante 1. R.: 3 f. M., 3 Lftm., 2 durch 3 Lftm. getrennte Stbch. in die drittfolgende M., 3 Lftm. 2. R.: 1 Stbch. auf die mittelste f. M., 1 Lftm., 4 durch je 3 Lftm getr. Stbch., 1 Lftm. Abb. 11. Der 2 m lange weiße Schal erf. 330 g weiße Mohairwolle und zeigt im schmalen jadegrünen Streifen eine Breite von 40 cm. Man strickt abwechselnd mit starken Holz- und feinen Stahlnadeln und erzielt dadurch die schöne Abwechselung von den breiten lockeren und den schmalen festen Streifen. Anschlag 120 M. in grün (Stahlnadeln). In hin und her gehenden Reihen stets r. zuerst 2 R., danach abwechselnd 20 R. weiß mit Holznaldeln, 12 R. grün mit Stahlnadeln. Am Ende des Schales mit Stahlnadeln. Man strickt dann nur 2 feste R. Beide Schmalseiten berandet man mit 4 R. f. M. in Weiß und knüpft daran eine einfache 16 cm lange Franse. Die Längsseiten behäkelt man grün mit abwechselnd 1 Ösch. und 1 f. M. in den Rand.

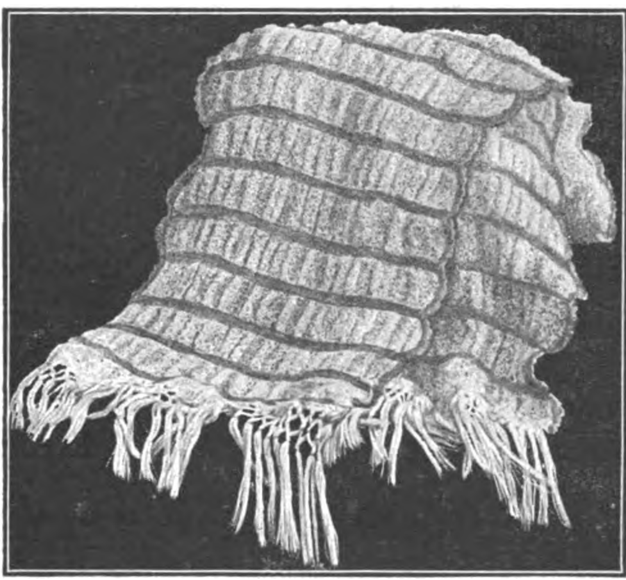


Abb. 11. Moderner gestrickter Schal für Damen jeden Alters.

Rätsel und Spiele

Bilderrätsel.



Rätsel.

Das Fremdwort.

Ein Fremdwort ist „es", steht dem Deutschen schlecht,
Und dennoch pocht es auf sein Bürgerrecht,
Es sei von so gediegener „Eins verkehrt",
Wie schon sein Inhalt deutlich uns belehrt,
Weil ja der in ihm selbst enthaltne Sinn
Zu seinem Schutz sich breitet drüber hin!!
Auch andre Wörter, die daraus entstehn,
Sie lassen noch den fremden Ursprung sehn:
„Zwei, halbe Drei mit Kopf der Vier als Fuß"
Vom alten Rom nachweislich stammen muß,
Es schließt an das vorher Gesagte an
Und hängt was Gleichbedeutendes noch dran!
Ja, auch nach Frankreich geht die Borgerei:
Zufolge einem „vier zwei-Kopf der drei"!!
O weh! Wann endlich kommt der deutsche Tag,
Der mit dem bösen „Ganzen" brechen mag?

G. J.

Scharade.

Ein Flächenmaß die erste ist,
Die Zwei ein Hase leicht vergißt,
Doch nicht der Mann von rechter Art
Als Bürde drückt das Ganze hart.

Auflösungen aus Heft 8

Silbenrätsel: Eros, Ilse, Natter, Himalaja, Odol, Hubertus, Euphrosyne, Rimini, Napoleon, Allopath, Maraschino, Edith, Irade, Samos, Tirschenreuth, Birma, Efeu, Sybaris. — Ein hoher Nam' ist besser als ein hohes Haus.

Zum Nachdenken: In $47\frac{1}{7}$ Minuten.

Kapselrätsel: Eigelb, Igel.

Gefährlich: Nachtschatten.

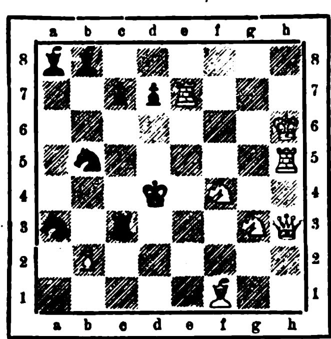




Redigiert von **Schach** J. Mieses

Aufgabe Nr. 93.

Von Antonio Bottacchi in Canero.



Matt in zwei Zügen.

Ein geschickt konstruiertes, für einen Zweizüger recht schwieriges Problem. Es wurde kürzlich in einem italienischen Problemturnier mit dem zweiten Preise ausgezeichnet.

Lösung der Aufgabe Nr. 92.

1. Sd6–c4	Se3×c4	1. . . .	Sa5×c4
2. e2–e4	matt.	2. De8–a8	matt.
1. . . .	La3×c5	1. . . .	Dc1×c4
2. d4×c5	matt.	2. De8–d7	matt.
1. . . .	beliebig.		
2. Sc4×e3	matt,	resp. Sc4–b6	matt.


Grotrian Steinweg
Braunschweig




SCHUTZ-MARKE
METALLSPIELWAREN
MÄRKLIN
Fabrikanten: Gebr. Märklin & Cie. Göppingen i. Württbg.
Eisenbahnen mit Uhrwerk-Dampf- u. elektr. Antrieb.
Dampfmaschinen u. Betriebsmodelle • Elektromotoren u.
Dynamomaschinen • Kriegsschiffe u. Personendampfer •
Kindergewehre, Pistolen, Kanonen
Kochherde für Spiritus- u. elektr. Heizung
In allen einschlägigen Geschäften erhältlich,
Katalog gegen Einsendung von Mk. 20.–.


Dich seh ich oft,
Wer bist denn du?
Ich bin der rote
Erdalfrosch
Und pflege Deine
Schuh!
Erdal
Marke Rotfrosch – Schuhpasta



Leitung: Horst Schöttler

In der Bahn.

Grau, unlustig lümmelt sich draußen der Morgen ins Land, weiß noch nicht recht, was er will. Unser Zug rattert dumpf, es riecht im Abteil nach der Leberwurstschnitte, die von einer Dame mit frühem Appetit verzehrt wird. Und die befrorenen Fenster sind trübe. Doch allmählich taut unser Atem die Scheiben auf, auch draußen wird die Welt licht, alles erhellt sich. Umso hastiger versucht ein weinendes Mädchen neben mir ihre Tränen zu verbergen, wischt, schluckt, blickt fremd und kühl. Die Dame, welche Leberwurst aß, strickt jetzt und sieht ab und zu teilnahmsvoll auf das Mädel. Ich, weil auch teilnahmsvoll, wende meine Augen von ihm ab durchs Fenster —: Dort vermochte unsere menschliche Wärme das Eis zu schmelzen, hier drinnen kann sie dem Kummer nicht näher kommen oder gar ihn lindern. So haben wir Menschen das untereinander eingerichtet. Überlege doch mal, lieber Plauderer, ob und wie das manchmal zu ändern wäre? A. N.

Ach so!

Die kleine Mädli hat rote erregte Wangen und funkelnde Augen; weil sie eben erst aus dem Bettchen aufgestanden ist, fragt die eintretende Tante: „Ah, Mädli hat wohl herrlich ausgeruht, solch schöne Schlafbäckchen hat sie!“ Mädli aber sieht böse auf ihre sie ankleidende Schwester, denkt ein bißchen nach und faßt nach einem gewissen runden Körperteilchen —: „Nein,“ murmelt sie, „Tante, es kommt von den Strafbäckchen!“ Anne.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Für Küche und Haus

Birnen mit Speck. $1^1/_2$ Pfund schöne, saftige Birnen werden geschält, in Scheiben geschnitten, mit Zimtzucker bestreut, zum Durchziehen hingestellt, ebenso mittelgroße Sellerieknollen, die man zuvor in Salzwasser weich gekocht, in Scheiben geschnitten und mit Zucker bestreut hat. 80 g geräucherter Speck wird in größere Würfel geschnitten, in einer Kasserole leicht angebraten und mit Birnen, Sellerie und 1 Pfund gekochten, kleingeschnittenen Kartoffeln gut verrührt. 1—2 Eßlöffel Mehl verquirlt man in einem Glase Weißwein, schlägt 1 Ei hinein und verrührt es schaumig. In eine ausgefettete, mit Gries oder Mehl durchstreute Backform füllt man die Masse und besprengt sie mit etwas Süßstoff. Dann gießt man die Mehlsoße darüber und bäckt die Speise im heißen Ofen ungefähr 30 Minuten lang. Mit Zimtzucker bestreut und mit zerlassener Butter betropft, reicht man sie recht heiß. Kalt wird sie in Scheiben geschnitten und mit Fruchtsaft angeboten.

Mostrichschnittchen. Von Semmeln schneidet man mitteldicke Scheiben, reibt die Rinde ab und legt die Scheiben für kurze Zeit in mit Wasser verdünnten, gesüßten Apfelwein. 1 Eßlöffel Mehl wird in 2 Löffeln Wasser verrührt, 2—3 Tomaten werden zu Mus gekocht, 2—3 Löffel Mostrich, 2 Löffel geriebener Kräuterkäse, 1 Stich Butter, etwas Salz, $^1/_2$ Teelöffel Würze werden glatt verrührt und heiß dick auf die Brotschnitten aufgetragen. Diese werden in die Pfanne in siedendes Öl gelegt, ein heißer Deckel darüber gedeckt und auf der Unterseite rösch gebacken — wenn man will, wendet man die Schnitten und bäckt auch die belegte Seite einen Augenblick. Die Scheiben werden auf heißer Schüssel in Streifen zerschnitten angerichtet und mit in Butter gerösteten Petersiliensträußchen verziert, dazu Salat.

Sellerieschnitten in Weinsoße. 2—3 Sellerieknollen werden geschält, in Salzwasser weichgekocht und in 1 cm dicke Scheiben geschnitten. In $^1/_4$ Liter warmem Wasser werden 2 Brühwürfel aufgelöst und mit 3—4 Löffeln Mehl, Salz, 1 Gelbei zu flüssigem Teig gerührt. Die Selleriescheiben werden mehrfach darin gewälzt und in eine Eierkuchenpfanne mit aufkochendem Fett gelegt (wenn zu wenig Teig haftet, wird er mit einem Löffel noch auf die Scheiben gefüllt), auf beiden Seiten recht kroß gebacken, heiß gehalten. Die Selleriebrühe wird mit Salz und einem Glase Wein mit $1^1/_2$ Löffel Mehl kalt verquirlt, gedickt, zu einer glatten Soße verkocht, dann abgekühlt und der steife Schnee des Weißeies durchgezogen. Die Selleriescheiben werden, dick mit geriebenem Kräuterkäse bestreut, mit der Weinsoße gereicht.



(Fortsetzung)

Prym.

Ich hatte einen fürchterlichen Traum. „Eineinhalb Millionen, eineinhalb Millionen ...“ Plötzlich blickte ich in die Augen meiner Frau, die mich aufgeweckt hatte. „Was hast du nur?“ fragte sie ängstlich. „Liebste,“ begann ich sie vorzubereiten, „wir müssen unser ganzes Leben umgestalten. Ich werde sehr viel reisen müssen, wahrscheinlich werde ich mir sogar ein paar Reisende halten; unser Häuschen müssen wir ausbauen, nein: wir müssen einen großen Lagerschuppen mieten! Und dann dürfen deine Kleider nicht mehr aus Stoffen bestehen, sondern nur noch aus Druckknöpfen — — hörst du: aus nichts anderem als aus Druckknöpfen!“

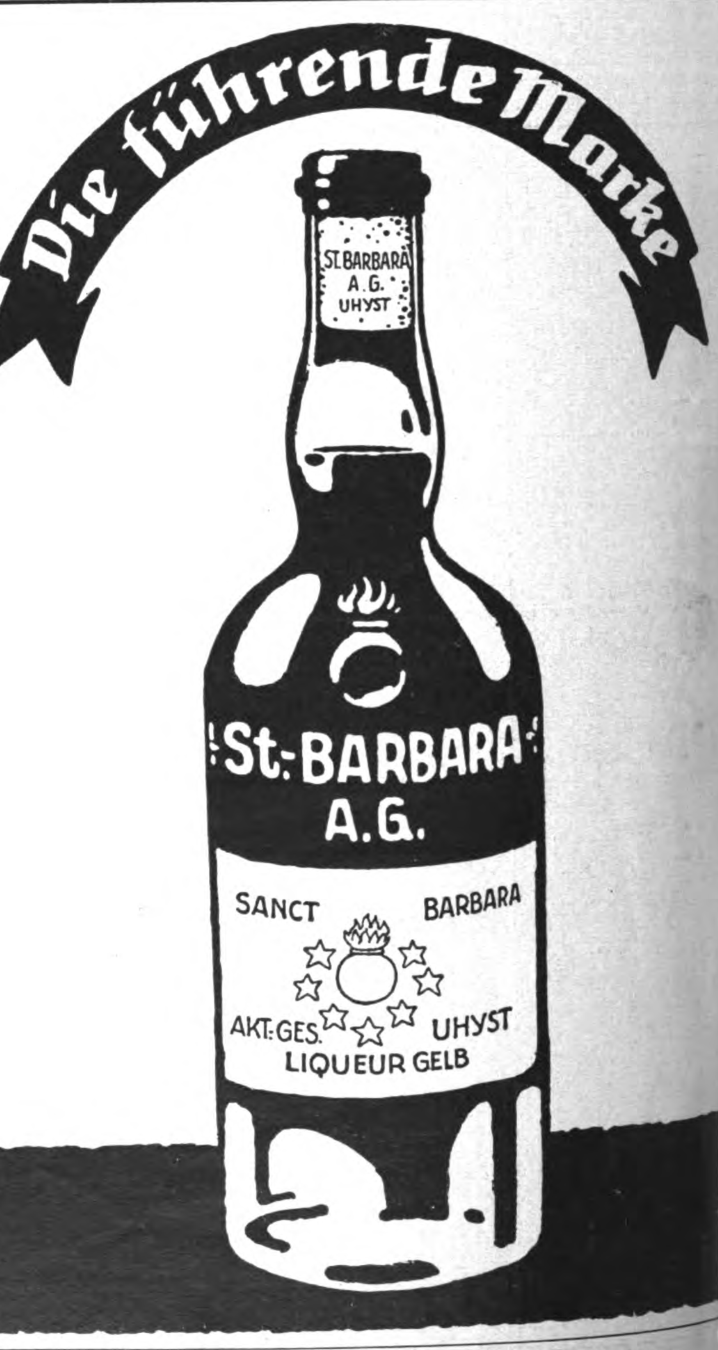
„Du bist verrückt!“ erklärte mir meine Frau. „Ich wollte, ich wär's schon, Liebste. Aber vorläufig schlage ich mich noch mit den eineinhalb Millionen Druckknöpfen herum; stelle dir doch vor: ich habe in dem Preisausschreiben von Prym sämtliche Preise gewonnen! Eineinhalb Millionen Druckknöpfe . . .!“

„Du hast geträumt,“ sagte meine Frau lachend. „Die Preisverteilung von Prym ist ja erst im März 1923, und du kannst ja gar nicht eineinhalb Millionen Druckknöpfe, sondern nur eineinhalb Millionen Mark gewinnen!“

Da schlief ich beruhigt wieder ein. Mit eineinhalb Millionen Mark werde ich schon fertig werden!

Wahres Geschichtchen. Balgerei vor den Leutehäusern beim Gutshof: ein kleiner schmächtiger Knecht wird stramm von seiner großen Frau verprügelt. Unser Vorarbeiter kommt dazu und kann nicht unterlassen, ärgerlich auszurufen: „Mensch, du wirst dich doch nich von einem Frauenzimmer schlagen lassen!“ Und während die Strafaktion ungehindert ihren Fortgang nimmt, schreit der Kleine wichtig zurück: „Ib, lat's man irste drist warden!“ (Laß sie man erst dreist werden!) N.

(Fortsetzung übernächste Seite.)









Zur Hautpflege · Körperpflege · Schönheitspflege



COLD CREAM SCHERK



Zur Babypflege · für Massage · für Sportsleute

Vertretung für Deutschösterreich: Max Riemer & Co., Wien, Himmelpfortgasse 14

Voraussagen.

Wer gegen die Meinung andrer den Ausgang einer Sache richtig vorausgesagt hat, der glaube nicht, daß ihm seine Gegner im Angesicht des Erfolges recht geben und sagen werden, er sei klüger und verständiger als sie; denn entweder werden sie das Geschehnis leugnen oder die Voraussage oder von abweichenden Umständen sprechen, jedenfalls irgenwelche Gründe finden, wodurch sie sich und andre zu überzeugen suchen, ihre Meinung sei richtig gewesen, die andre falsch.



Bei Zuschriften an die Inserenten verweise man auf das Universum.



in Silber — stark vergoldeter

Trauring M. 3250.–

künstlerisch ciseliert. Symbol. Ornament. Kein Katalog.
Zu beziehen durch Juweliergeschäfte ev. durch
K. Berger, Stuttgart-Cannstatt.





die gelernt haben, daß nur ein Erzeugnis der höchsten Vollendung in der Zusammensetzung und der Güte der bei der Herstellung verwandten Stoffe eine begehrte haarerhaltende und haarstärkende Wirkung ausüben kann.

Fordern Sie ausdrücklich Dr. Dralle's, die Originalmarke.



(Fortsetzung)

Gute Musik.

Eine Quartettvereinigung übte ein neues Stück, bei dem der Cellist jedesmal 6 Takte zu früh fertig war. Endlich klappte es, und alle Instrumente klangen gleichzeitig im Schlußakkord zusammen. Als der Cellist gefragt wurde, wo denn seither bei ihm der Fehler gesteckt hätte, antwortete er: „Der Fehler? Das weiß ich nicht, ich habe einfach die sechs letzten Takte doppelt gespielt." F. Dr. G.

Auch ein kategorischer Imperativ.

Immanuel Kant, der große Philosoph, der sein Leben genau nach der Uhr zu regeln pflegte und sich streng an die von ihm als richtig erkannten Maximen band, hatte auch die Gewohnheit, jeden einmal gefaßten Vorsatz in ein Büchelchen einzutragen, da ihm seine Vergeßlichkeit mitunter einen bösen Streich spielte. Als er seinem Diener Lampe, dessen anmaßendes Wesen er vierzig Jahre lang mit Geduld ertragen hatte, wegen einer allzu hanebüchenen Flegelei schließlich doch entlassen mußte, vermerkte er in sein Notizbuch: „Der Name Lampe muß nun völlig vergessen werden." J. H.

Die Pyramide.

Der Führer: „Hier sehen Sie die berühmte Pyramide des Cheops. Sie ist einhundertsiebenundvierzig Meter hoch, jede Seite der Grundfläche mißt zweihundertdreißig Meter, hunderttausend Menschen haben an ihr zwanzig Jahre lang gearbeitet."

Unter den Zuhörern befand sich ein deutscher Bauunternehmer. Der träumte in der folgenden Nacht, er sei Baumeister in Memphis, Cheops habe ihm den Bau der Pyramide in Auftrag gegeben und die Einreichung eines Kostenvoranschlags befohlen. Diesen ließ er nun von zwanzig seiner Gehilfen auf zehn steinernen Tafeln herbeitragen, um ihn dem König zu unterbreiten. Der König las die erste Tafel, verfiel in Schreikrämpfe und starb nach wenigen Minuten. Die Tafel lautete: Arbeitslohn für 100 000 Arbeiter zu dem tarifgemäßen Stundenlohne von 160 Mark durchschnittlich: Mk. 800 000 000 000.—. bl.







BRUCKMANN BESTECKE

Echt Silber mit Marke Adler

Versilb. m. Marke B Lokomotive

zu haben i. d. Fachgeschäften

FABRIKANTEN: P. BRUCKMANN & SÖHNE, HEILBRONN AM NECKAR

Was Ihnen fehlt!



Das **Nervenkräftigungs-, Gesundungs- u. zugl. Schönheitsmittel:**

„Bluwach"

der **Wachholderextrakt** aus frischen Beeren, ein reines **Naturprodukt** in Bonbonform von angen. Geschmack. **„Bluwach"** hilft bei allen nervösen Leiden, **Blutarmut, Bleichsucht** und **Schwächezuständen.** Es wirkt bei schlechtem **Appetit, Darmträgheit, Magen-, Leber-** und **Nierenleiden** ungemein kräftigend. — **„Bluwach"** regelt **Stoffwechsel** und wirkt darum auch bei **Gicht-, Rheumatismus-, Zucker-, Harnruhr-, Blasen- u.** bei gewissen **Frauenleiden.** Er verhindert die **Arterienverkalkung,** die Krankheit des Alters. — Doch noch mehr! **„Bluwach"** gehört auch zu den wichtigsten **Körper-, Schönheits-** u. **Gesundheitspflegemitteln,** indem er die **Teintfehler beseitigt. — Wöchnerinnen, alternden Personen, Kindern,** namentlich blassen, welche den Anstrengungen der Schule nicht gewachsen sind, nehmen **„Bluwach"** mit vorzüglich. Erfolg zur **Stärkung** u. **Kräftigung.** Ein Versuch überzeugt. Der mässige Preis von 98 M. franko Nachnahme oder Voreinsendung auf Postscheck Dresden 7915 ermöglicht einem jeden die Durchführung der **„Bluwachkur".**

Bluwach-Fabrik, Dresden 173, Nürnberger Straße 55



Wunderbarer Hyazinthenduft

PARFÜM, SEIFE, PUDER, HAARWASSER, EAU DE COLOGNE USW. ERHÄLTL. IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN·

J. F. SCHWARZLOSE·SÖHNE

DETAILVERK.: MARKGRAFENSTR. 26 **BERLIN** FABRIK: DREYSESTR. 5

Der Stolz jeder Frau

ist ein wohlgeordneter, guter Wäschevorrat. Unentbehrlich für sie ist daher

Beyer's

Großes Lehrbuch der Wäsche

Der beste Leitfaden zur Herstellung und Behandlung sämtlicher Haus-, Bett- und Leibwäsche, mit über 1000 Abbildungen und 4 großen Schnittbogen.

Für jede Frau, für jedes deutsche Mädchen das schönste Geschenk von unvergänglichem Wert!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag Otto Beyer / Leipzig U2

Den Wiederaufbau Deutschlands fördert, wer Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek verteilt.



+ Haut- +

leiden, Schönheitsfehler, Mitesser, Pickel, Ausschlag, Flechte, Sommersprossen, Röte usw. Sichere Hilfe! Garantie! Preis: 150.—. Probe 75.—. Broschüre und Auskunft gratis durch

Institut Hermes,
München A 49, Baaderstraße 8.

Heiratslustige Katholiken

geben ein Heiratsgesuch auf im Katholischen Sonntagsblatt, Stuttgart, Urbanstraße 94, oder sie verl. unter Beifügung von Mk. 15.— die neueste Nummer.

Witzecke

Diensteifrig. Hausarzt (zur Patientin): „Jetzt müssen Sie mal die Zähne zusammenbeißen."
Fritzchen (eifrig): „Soll ich sie holen, Mutter?"

Der selbstbewußte Verehrer. Sie: „Meine Ideale waren in der Schule Napoleon und Alexander, wie ich überhaupt immer für große Männer geschwärmt habe!"
Er: „Da darf ich also hoffen, gnädiges Fräulein?"

Stilblüte: Zähneknirschend konstatierte der Mißhandelte, daß er auch nicht einen einzigen Zahn mehr im Munde hat!

Abhilfe. Fremder: „In diesem Bett kann ich unmöglich schlafen, Frau Wirtin; sehen Sie sich mal das schmutzige Leintuch an!"
Wirtin: „Sie haben recht! Das muß sofort — gewendet werden!"

Der Tätige. „Ihr Mann hat ja plötzlich 's Rauchen angefangen?"
— „Weil der Arzt ihm 's Biertrinken untersagt hat! Der kann nun einmal ohne Tätigkeit nicht leben!"

Im Walde. „Ich möchte gerne Pilze sammeln, weiß aber nicht, welches eßbare und welches giftige sind?"
„Oh, da brauchen Sie nur hinter jenem alten Weible herzugehen, was die stehen läßt, dös san giftige!"

Der Vornehme. „Ich glaube, wir beide verstehen uns; wollen wir miteinander verkehren?"
— „Warum nicht! Schaffen Sie sich den guten Ton an!"

Verlagsfreunde schreiben uns:

„Abonniere auch fernerhin das Universum und lasse gleichzeitig mit diesem Schreiben durch die Deutsche Bank in Berlin an Ihren Verlag Mk. 500.— überweisen.

Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß das Universum infolge seiner reichen Ausstattung hier sehr begehrt ist und von Hand zu Hand wandert. Nicht allein die gediegene Unterhaltung in den Feierabendstunden nach schwieriger Arbeit unter unerquicklichen politischen Verhältnissen, nein, auch die treffliche Sprache in Wort und Bild über Ergehen und Geschehen unserer deutschen Heimat hilft uns über manche schwere Stunde hinweg und stärkt in uns das freudige Bekenntnis zum Deutschtum, die Hoffnung auf eine Wiedergenesung des Mutterlandes."

S. in Westpolen.

*

„Ich und viele meiner Freunde sind für Aufrechterhaltung des bisherigen Inhalts und der bisherigen Erscheinungsweise und sind bereit, die notwendigen Mehrkosten zu tragen." F. H., Labiau.

*

„Wir alle sind Ihnen sehr dankbar, wenn Sie das uns lieb und wert gewordene Universum mit seinem stets so kostbaren Inhalt und Ausstattung aller 8 Tage weitererscheinen lassen. Lieber läßt man andere Blätter abgehen und versteht sich zu einem notwendig gewordenen Opfer. Alles, was im Heft geboten wird, ist von erstklassiger Güte."

O. D., Reichenbach.

*

„Ich möchte Ihnen sagen, daß ich noch wenig Zeitschriften mit einem so regen Interesse gelesen habe wie das Universum, und ich versichere Sie, daß ich stets mit wahrer Spannung auf das Eintreffen jeder neuen Nummer warte."

O. B., Gerabronn.

*

„Ich bereue nur, daß ich nicht schon eher Leser dieser interessanten Wochenschrift war. In Freundeskreisen werde ich es stets in Erinnerung bringen."

W. T., Blomberg.

*

„Ich habe das Universum abbestellt, vermisse dasselbe aber derart, daß ich es hiermit wieder bestelle und um baldige Zusendung bitte."

J. M., Lehrer in B.

*

„Das Universum ist bis dato regelmäßig angelangt. Was das letztere nun betrifft, muß ich Ihnen gestehen, daß ich so etwas Großartiges und Gediegenes nicht erwartet habe. Herr Reclam, Sie bedürfen keiner Reklame!"

P. Sch., Parramatta, Australien.

Wir bitten, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf Reclams Universum zu beziehen

Für Küche u. Haus

Kleine Weihnachtsbäckereien. 50 g Butter, 1 Pfund Mehl, 1/4 Pfund Zucker, 1 Ei und 1 Backpulver werden mit etwas Milch verrührt. Der Teig ergibt dünn ausgerollt, mit einem Glase ausgestochen und hellgelb gebacken eine Menge knuspriger kleiner Teekuchen, die sich lange halten. Prächtige kleine Zimtbrezeln backt man wie folgt: 90 g Butter oder Margarine verrührt man mit 100 g Zucker, 1 Ei, 5—10 g Zimt, 1/2 Pfund Mehl und einem halben Backpulver. Aus dem Teig rollt man mit der Hand dünne Röllchen, die, zu kleinen Brezeln geformt, auf eingefettetem Blech bei mäßiger Hitze gebacken werden. — Behält man Eiweiß zurück, so kann man vorzügliche Baisers daraus machen, die als Beigabe zur Süßspeise festlich wirken, oder, wenn man sie ganz winzig klein macht, als Plätzchen zur Bereicherung des Naschtellers dienen. Man schlägt 3 Eiweiß 1/4 Stunde, fügt 150 g Zucker hinzu und schlägt wieder 10 Minuten. Eigroße oder nußgroße Häufchen dann auf ein gefettetes Blech setzen und im Backrohr mehr trocknen als backen.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.

Bescheidenheit.

Cheilon, den man zu den sieben Weisen Griechenlands zählt, schrieb vor, ein Mann von großen Körperkräften solle von sanften Sitten sein, damit er den andern mehr Achtung als Furcht einflöße. Nie ist ein liebenswürdiges, mildes und fast untertäniges Betragen für die überflüssig, die durch ihren Geist oder sonst durch ein von aller Welt begehrtes Gut ersichtlich der großen Masse überlegen sind; denn allzu schwer ist die Schuld, wofür sie Verzeihung erlangen sollen, allzu wild und unerbittlich der Feind, den sie zu besänftigen haben; ihre Schuld ist die Überlegenheit, ihr Feind der Neid.

Aus „Gedanken" von Leopardi (Universal-Bibliothek Nr. 6288).

Neue Bücher

ABC Verlag Georg Flock, Leipzig-Möckern

Arthur Iger, Der Schrecken des Kontors. Lustige Episoden vom Berliner Kaufmannsgericht. Gebunden 35 Mark.



Otto Beyer, Leipzig.

Beyers Führer für Frisuren. Haar- und Schönheitspflege, Heft II, enthält die neuesten Frisuren für Gesellschaft, Theater, Ball, Tanzstunde, Wintersport. Unentbehrlich für jede Dame, die schön sein will. Preis 100 Mark und 10 Mark für Zusendung.

Verlag Deutsch-Ordens-Land, Sontra i. Hessen.

Alfred Arnold Frey, Pankraz Heimwalder. Roman. 327 Seiten. Gebunden 150 Mark.

Dürerhaus, Dresden-A.

Adventskalender. 25 Mark. Dieser eigenartige Kalender, künstlerisch gestaltet, der frohe Kinderhände und Kinderaugen täglich beschäftigt, ist jedes Jahr zur Adventszeit zu verwenden und ist ein vollwertiger Ersatz für eine kostspielige Weihnachtskrippe.

Alexander Fischer, Verlag, Tübingen.

Otto Anthes, „Lübische Geschichten".

Liesel Handte, „Der Weg". In Rhythmen aus Lenz gen Sommer.

Otto Linck, „Die flammende Kirche". Novellen und Erzählungen.

Otto Linck, „Rast auf der Reise". Gedichte mit 14 Holzschnitten von Wilhelm Schloz.

„Walt in Tübingen". Jean Paul aus dem Stegreif nacherzählt von Martin Lang. Mit 17 Federzeichnungen von Karl Biese.

Georg Weise, „Die gotische Holzplastik um Rottenburg, Horb und Hechingen."

G. Hirths Verlag, München.

1001 Tag, Wunderliche Liebesgeschichten. Mit 10 Radierungen von Ferdinand Staeger. Gebunden 400 Mark.

Goethe, Die Leiden des jungen Werther. Mit Originalzeichnungen von Ottomar Starke. Gebunden 400 Mark.

E. T. A. Hoffmann, Meister Floh. Reich illustriert von Otto Nückel. Gebunden 400 Mark.

Keim & Nemnich, München.

Dr. Grosse-München, Schönheit, ihre Pflege durch ärztliche Wissenschaft und Kunst. 224 Seiten.

Ein Werk, das Freude am Schönen um sich breitet. Der Verfasser schuf eine neuzeitliche Kosmetik, die dem Arzte vielseitige Anregung und dem gebildeten Laien wertvolle Belehrung bringt.

Alexander Köhler, Verlag, Dresden

Lausitzer Gebirge nebst Jeschkengebirge. Oberlausitz und nördlichstes Böhmen. Mit Unterstützung der Gebirgsvereine bearbeitet von B. Schlegel. Mit zwei Karten 70 Mark.

Felix Meiner, Leipzig.

Hans Weichelt, Zarathustra Kommentar. Gebunden 350 Mk.

Künstlermemoiren

Xaver Scharwenka
Klänge aus meinem Leben

Der Meister des Klaviers weiß auch die Feder zu führen, ein goldener Humor liegt über dem Buche, das mit seinem reichen Schatz von Künstleranekdoten, die sich im Zusammensein mit Liszt, Brahms und anderen Großen abgespielt haben, vielseitiges Interesse finden wird.

Hans Schadow
Mit Pinsel und Palette durch die große Welt

Skizzen aus dem Leben eines weitgereisten Malers, Kunst, Kultur und Politik in bunter Abwechslung. Besonders fesselnd schildert Schadow das englische und russische Leben, den Orient und seinen Aufenthalt beim Fürsten Bismarck.

Grundzahl: Halbleinenband je 7 Mark

Diese Grundzahlen sind mit einer vom Verlegerverein festzusetzenden Schlüsselzahl — augenblicklich 810 — zu vervielfältigen.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Soeben ist erschienen
und durch jede Buchhandlung oder von uns zu beziehen:
Schönheit, — ihre Pflege durch ärztliche Wissenschaft und Kunst
Von Dr. Grosse-München
Spezialarzt für Kosmetik und kosmetische Chirurgie
Verlag Keim & Nemnich, München, Bauerstraße 38

Werke von
GEORG ENGEL

Die Herrin und ihr Knecht. Roman. 16.—20. Tausend.
Claus Störtebecker. Roman. 6.—10. Tausend.*)
Der Reiter auf dem Regenbogen. Roman. 9.—12. Tausend.*)
Hann Klüth. Roman. 34.—38. Tausend.
Die vier Könige. Roman. 6.—8. Tausend.
Der Fahnenträger. Roman. 9.—11. Tausend.
Die verirrte Magd. Roman. 10.—15. Tausend.
Kathrin. Roman. 16.—20. Tausend.
Die Furcht vor dem Weibe. Roman. 4.—8. Tausend.
Die Last. Roman. 16. Auflage.
Die Leute von Moorluke. Novellen.
Das Hungerdorf. Novellen.

Jeder Roman gebunden, die mit *) bezeichneten auch in Halbleder gebunden erhältlich.

Georg Engel ist ein Großer unter unseren Heimatdichtern, „ein Schatzgräber, der aus den heimlichsten Schächten deutschen Empfindens güldene Herrlichkeiten zutage fördert" (Wien, Neue Freie Presse) und „der sich seinen Platz neben Reuter und Raabe auf eigener Höhe sichert" (Berliner Tageblatt). Was er schuf, sind Werke wahrer Erzählungs- und Dichtkunst.

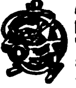
Mitteilung der noch billigen Tagespreise und Lieferung durch jede Buchhandlung

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Echte Briefmarken



Kriegs- und Umsturz- in Sätzen und Paketen. Z. Probe **100 Kriegsmarken 40 Mark,** auch größere Pakete lieferbar. Große Preisliste und Zeitung gegen Doppelkarte.
Albert Friedemann, Leipzig, Floßplatz 6/10



Alle zum Selbstbau kl. Modellmasch. nötig. Teile enth. Kat. D 50 Mk. a. Psch.-K. Leipzig 18393
H. Rehse, Leipzig-Klz. 7

Heiz-Apparate

elektrisch. Ärztliche Gutachten gegen Rückporto. **P. Holfter, Breslau Z. 79a**

San.-Rat Dr. Wanke
Friedrichroda / Thür.
Kuranst. f. Angst- zust. u. Nervöse. **Psychoanalyse**

+ Magerkeit +

Schöne volle Körperform durch unser **„Hegro-Kraftpulver"** in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme garantiert unschädlich. Ärztl. empfohlen. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis: Karton mit Gebrauchsanweisung M. 60.—, Porto extra
Herm. Groesser & Co.
Fabrik chem. Präparate
BERLIN W 30/86

Ein Afrika-Buch

Soeben erschien:

Ehombo

von
Hauptmann Steinhardt

Verfasser des Buches: Vom wehrhaften Riesen und seinem Reiche

Reicher Bildschmuck

In feinem Halbleinenband bis 15. Dezember 1922 Grundzahl 9, danach 10. Teuerungszahl des deutschen Buchhandels

„Ehombo" nennt der Verfasser sein Buch nach jenem Bergmassiv von Deutsch-Süd-West, wo er seine Weidmannsfahrten erlebte.

Prof. Dr. L. Heck: Wer so wie Steinhardt schildert, der bietet mehr als viele andere und bietet auch dann willkommene Anregungen, wenn er die Antwort auf die letzten Fragen nicht zu geben vermag.

Prof. Matschie: Steinhardts Ehombo ist geradezu mit dem Herzblut geschrieben.

L. Zukowsky: Den märchenhaften Zauber naturgetreu wiederzugeben, blieb der bewährten Feder eines Steinhardt vorbehalten.

J. Berta: Die malerische Kraft und Kühnheit seiner Schilderungen ist erstaunlich. Es ist ein grosses, bedeutendes Buch.

*

Afrika-Kalender 1923

von **H. A. Aschenborn**

Grundzahl 2, Teuerungszahl des deutschen Buchhandels. Burisch-englische Ausgabe G.-Z. 2 (Ausland 4 sh.)

Ein Wochenabreisskalender mit 52 Bildern nach Original-Feder-, Tuschzeichnungen und Radierungen des Jagdmalers H. A. Aschenborn. Landschafts-, Städte-, Tier- u. humoristische Bilder aus dem afrikanischen Leben und Treiben wechseln in bunter Folge. Afrika ist Aschenborns zweite Heimat. Er kennt es als Farmer, Reiter und Jäger. Seine Tierbilder sind Meisterwerke.

Verlag J. Neumann, Neudamm

KALODONT
Zahn-Crême und Mundwasser

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); [illegible] O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Kahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — [illegible] Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die [illegible] Millimeterzeile M. 90.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in [illegible] Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart [illegible]

Beachtenswerte Mitteilungen

Ehrt eure deutschen Meister, Dann bannt ihr gute Geister!

Die weltbekannte, altangesehene Klavierfabrik Grotrian Steinweg in Braunschweig stellt ihren Freunden eine ganz außerordentlich interessante Broschüre zur Verfügung. Aus einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Familien Grotrian und Steinweg geht klar hervor, daß die ersten echten Steinweg-Klaviere vor nahezu 100 Jahren in Deutschland gebaut wurden, und daß erst später Mitglieder der Familie Steinweg nach Amerika auswanderten, wo sie den Namen Steinway annahmen. Die Braunschweiger Klavierbauer-Familie Grotrian bildete seit 1858 das innere Rückgrat des Welthauses Grotrian Steinweg und brachte es in drei Generationen unermüdlichen Schaffens auf die heutige Höhe. In Würdigung der Tatsache, daß der Name Grotrian mit der Geschichte des Namens Steinweg in Deutschland aufs engste verknüpft ist und daß die Vervollkommnung der erzeugten Klaviere das Hauptverdienst der Familie Grotrian ist, durften die Söhne von Wilhelm Grotrian gesetzlich den Namen Grotrian Steinweg erblich annehmen.

Dem Fachmann, der weniger mit den historischen als mehr mit den positiven Tatsachen rechnet, ist es bekannt, daß kaum eine andere Klavierfabrik in den letzten Jahrzehnten so viel für die Vervollkommnung auf dem Gebiete des Klavierbaus getan hat als die deutsche Firma Grotrian Steinweg, Braunschweig. An innerem Wert — an Seele — ist dem deutschen Klavier kein fremdländisches überlegen.

Das Thüringerwald-Sanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg — Thüringerwald (leitende Ärzte: San.-R. Dr. Wiedeburg, San.-R. Poensgen und Dr. Weiß-Reval) für nervöse und innere Kranke ist auch im Winter geöffnet. Prospekte versendet die Verwaltung von „Schwarzeck".

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK

Die Schatzkammer der Weltliteratur

enthält unter vielen anderen folgende berühmte

ROMANE, ERZÄHLUNGEN, NOVELLEN:

Jean Paul, Flegeljahre. Biographischer Roman. In Bibliothekband Mk. 504.—

Jean Paul, Immergrün und andere kleine Dichtungen. In Geschenkband Mk. 180.—

Zu seiner Zeit ein Liebling der ganzen deutschen gebildeten Welt, dann fast vergessen. Wer liest jetzt Jean Paul? Eine kleine Gemeinde nur. Es mag für Menschen von heutzutage nicht so leicht sein, sich in seine Welt hineinzufinden, wer es aber vermag, bleibt ihm als einer der reichsten und tiefsten poetischen Naturen Deutschlands unverlierbar zugetan.

K. Immermann, Der Oberhof. In Bibliothekband Mk. 360.—

Eine klassische Dorfgeschichte aus dem Lande der „Roten Erde".

G. Keller, Der grüne Heinrich. 2 Bände. In Bibliothekband Mk. 864.—, in Liebhaberbd. Mk. 1320.—

G. Keller, Martin Salander. In Bibliothekband Mk. 360.—

G. Keller, Das Sinngedicht. In Bibliothekband Mk. 360.—

Gottfried Keller steht heute, 30 Jahre nach seinem Tode, unbestritten als der größte deutsche Prosadichter des 19. Jahrhunderts da. Die Universalbibliothek hat außer den hier genannten umfangreichen Werken auch alle Novellen aus den „Leuten von Seldwyla" u. d. der „Züricher Novellen", sowie die „sieben Legenden" und die Gedichte gebracht.

S. Lagerlöf, Gösta Berling. Roman. In Bibliothekband Mk. 360.—

S. Lagerlöf, Eine Gutsgeschichte. In Bibliothekband Mk. 216.—

„Gösta Berling", die wundersame von Poesie überquellende Erzählung aus dem alten Wermland, hat Selma Lagerlöfs Ruhm begründet. Ihre suggestiv eindringliche Stimmungskunst, ihre seltene Gabe der Verknüpfung lebendiger Wirklichkeitsschilderung und traumhaften Daseins im Seelenland erweist sich auch in der von musikalischer Stimmung erfüllten „Gutsgeschichte".

A. Manzoni, Die Verlobten. Roman. 2 Bände. In Bibliothekband Mk. 648.—

„Ein großes Kunstwerk schuf Manzoni mit dieser einfachen Geschichte zweier dörflichen Liebesleute, deren Bund durch die Nachstellungen eines Schloßherrn bedroht wird. Um der Fabel Glauben zu verschaffen, stellt sich Manzoni, als hätte er sie in einer alten Chronik gefunden, und dieser Fiktion ist er in unübertrefflicher Meisterschaft gerecht geworden . . . Hier hat wirklich ein Künstler die Form gefunden, in der er sein Bestes geben konnte. Und mit wie reichem inneren Leben hat er diese Form zu erfüllen verstanden." H. Morf.

K. Ph. Moritz, Anton Reiser. Roman. In Bibliothekband Mk. 360.—

Den „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz hat kein Geringerer als der Verfasser des „Wilhelm Meister" zuerst empfohlen, und gleich ihm ist er später so verschieden gearteten Geistern wie Heine, Hebbel und Schopenhauer „in vielem Sinne wert" gewesen. Wir können uns für unsere Wertschätzung des Buches auf die warmen Worte berufen, die ihm Hermann Hettner hat zuteil werden lassen: „Es ist von unvergänglicher Anziehungskraft durch die psychologische Tiefe und Poesie in der Darstellung der geheimsten Herzensregungen, durch die herzgewinnende Wahrheit und Frische in der Schilderung des deutschen Kleinstadtlebens, durch den schwärmerischen idealen Zug, der selbst den schwersten Fehltritten und Irrungen entschuldigendes Verständnis und warme Teilnahme sichert. Ueberall den Zauber einer edlen und schönen Natur, wenn auch einer in sich unfertigen und unklaren."

E. A. Poe, Seltsame Geschichten. 5 Bände. In zwei Geschenkbänden Mk. 420.—, in einem Bibliothekband Mk. 432.—, in einem Liebhaberband Mk. 660.—.

1. Band: Der Goldkäfer. — Das verräterische Herz. — Die Maske des Roten Todes. — 2. Band: Die schwarze Katze. — Wassergrube und Pendel. — Huppefrosch. — Erlebnis in den Rauhen Bergen. 3. Band: Doppelmord in der Rue Morgue. — Der Mann der Menge. — Fall Waldemar. — 4. Band: Im Malstrom. — Untergang des Hauses Usher. — Gespräch mit einer Mumie. — 5. Band: Der entwendete Brief. — Eleonore. — Die Brille.

Es gibt in der gesamten Weltliteratur wenig Erzählungen, die sich an Kraft der Spannung mit denen dieses genialen amerikanischen Dichters messen können

E. A. Poe, Die Abenteuer Gordon Pyms. In Geschenkband Mk. 240.—, in Liebhaberband Mk. 480.—

Eine Robinsonade hat man die „Abenteuer Gordon Pyms" genannt, diese einzige größere Erzählung des berühmten amerikanischen Dichters. Aber es ist eine Robinsonade von wahrhaft unheimlicher Phantasie, eine Abenteurergeschichte, die von der ersten Seite an den Leser gewaltsam in ihren Bann zwingt und ihn nicht eher wieder losläßt, als bis er durch alle Stadien der Spannung, der unbestimmten Furcht und des Grausens gehetzt ist.

F. Reuter, Ut mine Festungstid. In Bibliothekband Mk. 288.—

F. Reuter, Ut de Franzosentid. In Bibliothekbd. Mk. 216.—

F. Reuter, Ut mine Stromtid. In Bibliothekbd. Mk. 720.—

Die Gemeinde Reuters wächst von Jahr zu Jahr, auch in jenen Gegenden unseres Vaterlandes, in denen die plattdeutsche Mundart das Verständnis anfänglich erschwert. Freilich ist das nur zu begreiflich: dieser urwüchsige Humor, diese Lebens- und Gestaltenfülle nimmt unwiderstehlich gefangen.

Fortsetzung des Verzeichnisses folgt in der nächsten Nummer

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek in allen Buchhandlungen

PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin SW 19, und deren Filialen.



Für unsere Frauen



Gestricktes und Gehäkeltes



Abb. 1. Gestrickter Jumper. Beyer-Schnitt B 15406 für Oberw. 44, Preis 100 Mark.

Abb. 2. Gehäkelter Hut. S. Abb. 5. Beyer-Schnitt V 15431, Preis 30 Mark.

Abb. 3. Gehäkelte Jacke. Beyer-Schnitt M 15427 für Oberw. 46, Preis 140 Mark.

Gestrickte und gehäkelte Kleidungsstücke bilden ein begehrtes Weihnachtsgeschenk, und wo nicht ein fertiges Stück beschert werden kann, da wird das Material, die Wolle, zum Selbstarbeiten freudig begrüßt werden. — Abb. 1. Material: 120 g pastellfarbige Shetlandwolle in den Farben: Mausgrau in drei abgestuften Farbentönen, Fliederblau in drei abgestuften Tönen und hellstes Violett. Lange starke Holzstricknadeln, 2 bis 4 Stück. Man strickt nach dem Schnitt, am unteren Rande des Vorderteiles beginnend mit 92 M. Anschlag rechts, hin und zurück arbeitend und beginnt mit 2 Reihen in dunkelstem Grau, dann folgen: 1 Reihe hellgrau, 1 Reihe hellstes Fliederblau, 3 Reihen mittleres Fliederblau, 3 Reihen dunkles Fliederblau, danach wieder 2 Reihen in dunkelgrauer Farbe usf. Nach vier abschattierten Mustersätzen wird eine Lochreihe für den Durchzug der Gürtelschnur gestrickt. In der 1. Reihe mit dunkelgrauer Wolle werden 5 r. gestrickt * und nach diesen 3 Maschen abgekettet, dann folgen wieder 5 r. usf. vom * fortgesetzt wiederholen. In der 2. Reihe, in gleicher Farbe, strickt man rechts auf rechts und schlägt 3 M. über den abgeketteten Maschen zu. Diese werden in der folgenden, hellgrauen Reihe einfach r. abgestrickt. An dem Modell wurden 7 Musterstreifen in gerader Höhe bis zum Ansatz des Ärmelloches gearbeitet, danach beginnt in der Höhe von 3 Musterstreifen die Verbreiterung für den Ärmelteil, wonach 3 lange Streifen und nach diesen 3 sich allmählich verkürzende Streifen folgen. Nach Vollendung der Strickarbeit näht man die Teile zusammen und faßt den Halsrand und die Ärmelränder zwischen ein dunkelfliederfarbiges gestricktes Schlauchbörtchen, das mit 8 Maschen r. gearbeitet wird. Eine gleichfarbige Schlauchschnur dient für den 150 cm langen Gürtel, an den Enden je ein fliederblau umhäkeltes Wattebällchen. — Abb. 2. Material: Etwa 20 g hellmodefarbige, 20 g weiße Shetlandwolle, 20 g fleischfarbige und 5 g pfirsichbraune Zephirwolle. Für die Blumen: Reste von weinroter und mittelrostroter, altrosa und fliederfarbiger Shetlandwolle und fleischfarbiger Zephirwolle. 1 m Peddigrohr oder Hutdraht, mit rostbrauner Wolle umsponnen. Knochenhäkelnadel, mittelstark. Man beginnt von der Mitte der Deckelplatte ausgehend und häkelt mit modefarbiger Wolle eine etwa 5 cm im Durchmesser betragende Scheibe in aufnehmenden Reihen f. M. Den Anfang bildet ein L.-Ring, für den man 7 L. mittels einer Kettenmasche in die 1. L. zurückschließt. Um den Ring 9 f. M.;

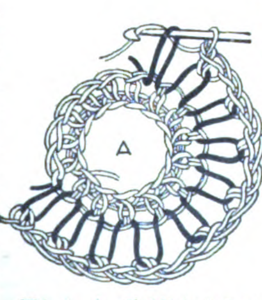


Abb. 5. A. Einhäkeln des andersfarbigen Wollfadens für die Schlingenreihe u. Aufmaschen der Schlingen durch feste Maschen in der Grundfarbe. — B. Reihe in tunesischem Häkelstich, wobei die Hinreihe in der Grundfarbe u. die Rückreihe (Abmaschen d. Schlingen) mit andersfarbigem Wollfaden folgt. — C. Reihe in festen Maschen, je die senkrechten Maschenglieder der tunesischen Maschen fassend.



Abb. 4. Gestrickte Jacke. Beyer-Schnitt M 15404 für Oberw. 46, Preis 140 Mark.

in der nächsten Reihe und in den folgenden 5 Reihen f. M. auf die Maschenglieder jeder unteren Reihe und nach Erfordernis ab und zu je 2 f. M. auf ein und dieselbe Grundmasche, bis die Größe des Durchmessers erreicht ist. Nun beginnt mit weißem Doppelfaden die 1. Schlingenreihe, siehe Abb. 5 A. Man legt die Fadenenden auf der Arbeitsrückseite an, zieht mittels der Häkelnadel den Doppelfaden vorne durch die oberen Maschenglieder der f. M., zieht die Schlinge etwa $1^1/_2$ cm hoch, * mascht sie mit brauner Wolle mittels 1 U. ab, häkelt mit gleichfarbigem Faden 1 L., zieht von vorn den weißen Doppelfaden durch die oberen Maschenglieder der nächsten f. M. ╳╳ usf. von * bis ╳╳ fortgesetzt wdh. Die nächste Reihe wird mit brauner und fleischfarbiger Wolle in tunesischem Häkelstich gearbeitet. Man mascht mit brauner Wolle in der Hinreihe, Abb. 5 B, die Schlingen auf. In der Rückreihe werden mit fleischfarbigem Wollfaden die einzelnen Schlingenmaschen je mittels einer L. abgemascht. Da sich in der Rundung die 1. tunesische Häkelstichreihe unbequem arbeiten läßt, empfiehlt sich die Benutzung von 2 oder 3 Häkelnadeln. Danach häkelt man, siehe Abb. 5 C, mit brauner Wolle * 1 f. M. in das lose, braune Maschenglied der tunesichen Hinreihe, 1 L. vom * fortgesetzt wdh. In der nächsten weißen Schlingenreihe leitet man den weißen Doppelfaden durch die oberen Maschenglieder der f. M.-Reihe. An dem Modell wurden 9 weiße Schlingenreihen bis zum Krempenansatz gehäkelt. Für die Verengung des Krempenrandes auf 60 cm häkelt man nach einer tunesischen Reihe 3 abnehmende Reihen f. M., wobei man in festgesetzten Abständen f. M. übergeht. Dann werden für die Krempe in den braunen Reihen Maschen zugenommen. Nach der letzten Reihe folgt eine gleichfarbige Reihe Kettenmaschen. Danach behäkelt man die Innenseite der Krempe durch einen weißen Rundstreifen in aufnehmenden Reihen f. M. Der L.-Anschlag ist nach der Umfangweite des Krempenansatzes zu berechnen, danach häkelt man in der Form der Krempe aufnehmende Reihen f. M. und mascht die letzte Reihe mit den modefarbigen Randmaschen der Krempe zusammen. Dann steift man den Rand durch einen dünnen Reifen Peddigrohr oder starken Hutdraht. Rostfarbige Wolle dient zum Umwickeln des Rohres oder Drahtes. Dem losen inneren Rand wird zuletzt das Hutfutter aus leichter Seide angenäht, nachdem die Buketts am Ansatz der Krempe befestigt wurden, ihre Herstellung wird in Heft 50 d v. Jhrgs. gelehrt. — Abb. 3. Material: Etwa 450 g rehbraune, 25 g ziegelrote 5 g blaugrüne Jumperwolle. Jackenlänge 60 cm, vom Ärmelansatz bis zum unteren Rande gemessen. Man beginnt am unteren Rande mit der Zackenkante. Vorderteile und Rückenteil werden einzeln gearbeitet. Auf den Luftmaschenanschlag ist eine Reihe h. St. zu arbeiten. Hin und zurück werden in dieser Weise 5 Reihen in der Grundfarbe gehäkelt. Darauf folgen 2 Reihen grün, 1 Reihe in der Grundfarbe, 1 Reihe kupferfarbig und 1 Reihe in der Grundfarbe. Für die Zackenkante bleiben am Anfang 10 h. St. für den vorderen Rand frei. Jede Zacke braucht 12 h. St. als Basis; man häkelt mit grüner Wolle, der Zwischenraum von Zacke zu Zacke umfaßt 14 h. St. Man häkelt im Rippenstich 11 abnehmende Reihen, wobei man am Anfang einer jeden Reihe 1 St. übergeht. Die Zacken werden in der Grundfarbe durch f. M. umhäkelt. Darauf folgen je 1 Reihe f. M. in den Farben: Kupfer, Grundfarbe, Grün, Grundfarbe. Die Zwischenräume von Zacke zu Zacke werden in der Grundfarbe durch allmählich sich verbreiternde Reihen f. M. in Rippenstich ausgefüllt. An den Seitenrändern schürzt man durch Kettenmaschen je die Anfangs- und Schlußmasche an. Nach den Füllreihen häkelt man in der Grundfarbe über den Zacken in geraden h. St. Das Halsbündchen ist auch dem Schnitt gemäß zu häkeln. An der Vorlage bilden 68 Maschen den Anschlag. Dann häkelt man 3 Reihen in der Grundfarbe, hin und zurück. Darauf von der Mitte je 7 Maschen nach rechts und links abzählen — von dieser Stelle aus je eine Zacke auf 12 Maschen arbeiten. Dann folgen 1 Reihe in der Grundfarbe, je 1 R. Kupferfarbe, Grundfarbe, Grün und zum Schluß die Grundfarbe. Die Zwischenräume wie bekannt ausfüllen. — Für den Gürtel braucht man 2 Quadrate, die gehäkelte Schnüre verbinden. Für ein Quadrat schlägt man in grüner Farbe 8 Maschen auf, häkelt im Rippenstich 6 Reihen hin und zurück. Dann umhäkelt man das Quadrat in der Grundfarbe. Nun folgen die Farben: Kupfer, Grundfarbe, Grün, Grundfarbe. In jede Eckmasche stets 3 h. Stäbchen arbeiten. Die Verbindungsschnüre bilden Luftmaschen aus 4 Fäden — 3 in der grünen und 1 in der Kupferfarbe. Für den Vorderteil messen die beiden äußeren Schnüre 15 cm, die mittlere Schnur mißt 10 cm. Die Gürtelteile verbinden vorn eine Schlinge und ein Knebel. Die Länge der Schnüre für den Rückenteil beträgt für die beiden äußeren 52 cm, für die mittlere Schnur 38 cm. Der Ärmel wird in der Grundfarbe, dem Schnitt entsprechend, in Querreihen gearbeitet. Die Zackenborte des Halsbündchens bildet die Verzierung der Aufschläge. Für den Verschluß der Jacke werden 5 Holzknebel zunächst mit der grundfarbigen Wolle fest umwickelt und danach durch feste Maschen behäkelt. — Abb. 4. Material etwa 280 g Shetlandwolle in drei Schattierungen Türkis- und zwei Schattierungen Mausgrau, starke Holz- oder Knochenstricknadeln. Man strickt in Rechtsreihen, hin und zurück arbeitend, dem Schnitt entsprechend, an einem vorderen Längsrand beginnend. Je ein Streifenmuster bilden: 1 Reihe Hellgrau, 3 Reihen Dunkelgrau, 2 Reihen Hell-türkis, 5 Reihen Mittel-türkis, 3 Reihen Dunkel-türkis. An dem Modell ergeben je acht Musterstreifen die Breite des Vorder- und Rückenteiles, die man im Zusammenhang strickt und denen beiderseits die Seitenteile angearbeitet werden. Die Ärmelteile beginnt man am unteren Ärmelrand und verbreitert allmählich die Reihen durch Aufnehmen, indem man einfach am Rande M. zuschlägt. Unsichtbare Naht verbindet die gestrickten Teile. Die Seitenteile werden, leicht angekraust, je dem unteren Rand des Ärmelloches angefügt. Den vorderen Jackenrändern und dem Halsrand wird ein 12 cm breiter, gerader doppelter Streifen verstürzt angesetzt. Man strickt für die Außenseite des Streifens mit dunkel-türkisfarbiger und für die Innenseite mit mittel-türkisfarbiger Wolle in kurzen Querreihen r. An unserer Vorlage ergeben 20 M. 12 cm Breite. Doppelfädige dunkelgraue Wolle fügt durch f. M. die Ränder der aufeinandergelegten Schalteile zusammen. Ein gleichfarbiger, 10 cm breiter Streifen bildet die Ärmelaufschläge, deren Ränder mit doppeltem dunkelgrauen Wollfaden durch f. M. behäkelt werden. Die Jacke schließt kimonoartig mit übereinandergelegten Schalteilen und mittels eines gestrickten Gürtels von 150 cm Länge zu $5^1/_2$ cm Breite. Man strickt einen Streifen dunkel- und einen Streifen Mittel-türkis, vereinigt durch 1 Reihe aus grauen f. M. die Ränder und begrenzt die Enden je durch eine mit türkisfarbiger Wolle umhäkelte Wattekugel. Befestigung des Gürtels vermittels gehäkelter Luftmaschen-Spangen, die man an den Seitennähten unter dem Ärmelansatz annäht. — Die Modelle sind dem Buche „Wollkleidung für Haus und Straße" entnommen, herausgegeben von Mizi Donner, Verlag Otto Beyer, Leipzig. Die Schnitte sind (Preissteigerung vorbehalten) zu beziehen durch Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24, zuzüglich 6 Mark für Porto und Verpackung.

Rätsel und Spiele

Lautwechsel.

Mit „K“ erlabt es und ernährt
Den, dem's zur rechten Zeit beschert.
Mit „M“ da gährt und schäumt es wild.
Und ist der tollen Jugend Bild.
Mit „R“ kann's Zeug und Eisen fressen,
Wenn zu vertilgen du's vergessen.
Mit „P“ bringt's Freude und auch Leid.
Stört oft die Ruh' und Fröhlichkeit,
Im großen ganzen doch genommen
Ist stets ihr Bote uns willkommen.

Renata Greverus.

Logogriph.

Mit t ziehst du mich morgens an,
Mit p ich sehr arg stechen kann.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben: ard, di, die, don, du, e, ei, en, gel, i, in, le, lon, nach, nat, ne, se, sei, ter sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von vorn nach hinten gelesen ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: Weltstadt, männlicher Vorname, Säugetier, Vergnügungsraum, Stadt in Thüringen, Schlangenart, französischer Fluß, Land in Asien.

Streichrätsel.

Wohl keinem wird es gut bekommen,
Der es genießt mit b und l,
Doch sind ihm b und l genommen,
So ändert sich die Wirkung schnell.
Denn Kräfte gibt es dann dem Magen,
Daß selbst die Kranken es vertragen.

Auflösungen aus Heft 9

Bilderrätsel: Wenn man in der Ecke links unten beginnt, so ergibt sich beim Ablesen der den Rahmen bildenden Buchstaben der Text:
Wo den Himmel Berge kränzen
Nebel wallen in der Kluft
Wo in Gold die Firnen glänzen
Bei des Abendschimmers Duft
Wo die Alpenrosen blühn
Dahin, dahin möcht ich ziehn.

Rätsel: Tradition Art, dito, on dit.

Scharade: Armut.



Leitung: Horst Schöttler

Der und Die.

Es war einmal ein Elefant. Der hatte seine Freude an einer goldigen Biene und an ihren entzückenden Bewegungen. Bis ihn die Biene in den Rüssel stach; an der einzigen Stelle, wo er verwundbar war. Da schnaubte der Elefant Wut.

„Wie kannst du so kleinlich sein," sagte die Biene erstaunt. „Du bist doch groß! Von dir hätte ich ein solches Benehmen niemals erwartet. Geh, schäme dich!"

„Geliebte Biene," sagte der Elefant nachdenklich, „ich tat's ja nur, um dich hinterher wegen meiner kleinlichen Wut um Verzeihung bitten zu können."

Da streichelte die Biene mit ihren Flügeln die verwundete Stelle. „Wie gut, daß du verwundbar bist," flüsterte sie, „sonst wärest du so groß, daß ich dich nimmermehr lieben könnte."

Auf Tod und Leben.

Am Stammtisch erzählte ein weitgereister Herr die folgende Geschichte:

„Würden Sie es glauben, daß mir eine Zigarre schon einmal das Leben gerettet hat? Ich reiste damals geschäftlich nach Nordamerika. Ich saß im Abteil, meine Reisegefährten waren ein sehr rabiater Viehzüchter und seine Frau. Ich rauchte also meine Zigarre und das schien der Gattin dieses Viehzüchters nicht recht zu sein. Denn plötzlich schreit er mich an: „Herr, ich schieße Sie auf der Stelle nieder, wenn Sie nicht sofort ihre Zigarre zum Fenster hinauswerfen!"

Nun, da warf ich die Zigarre hinaus und ich war gerettet! L. Sch.

Ergänztes Sprichwort.

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz;
Doch nicht bloß das liebe Vieh —
Auch die Menschen quäle nie!
Th. H.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Nur das ist wahrer Reichtum, was uns die Erde hervorbringt.

Friedrich der Große.

Sehen wir bald ein, daß nur das uns reich macht, was wir selbst erzeugen? Alles andere verflüchtigt sich wie Geldeswerte. Was der Mensch zum Leben braucht, ist sehr wenig, wenn etwas Boden und etwas Kleinvieh die Bedürfnisse befriedigen hilft, aber sehr, sehr groß, wenn alles und jedes gekauft werden muß. Möglichst unabhängig sein im eigenen Heim ist heute wie immer der größte Reichtum. Selbsterzeuger sein ist schon einmal hoch geschätzt worden, als die Befriedigung der Bedürfnisse von auswärts nämlich schwer oder unmöglich war. Dann sind die vielen Vorzüge der Selbstversorgung wieder in Vergessenheit geraten. Augenblicklich strebt wieder jeder, der etwas nachdenkt, sich die kostbaren Vorteile zu verschaffen, die ein Gärtchen und etwas Kleinvieh verschaffen kann.

Wir Deutschen müssen unserm Boden soviel abringen, als wir nur eben vermögen. Das spricht jede Tageszeitung immerwährend mit beredten Worten. Es hilft ein jeder seiner Familie und seinem Heimatlande, der diesen Mahnruf versteht. Helft in diesem Sinne der Heimat sowohl wie der Familie wirtschaftlich fortzubestehen.

Winke und Ratschläge für Geflügelzüchter, Kleintierhalter und Gartenfreunde von Fachautoritäten und ersten Volkswirtschaftlern enthält in Menge die

Allgemeine Geflügelzeitung verbunden mit dem **Gartenfreund**

Probenummern kostenlos durch den Verlag **Schürmann & Klagges, Bochum, Mühlenstr. 12**

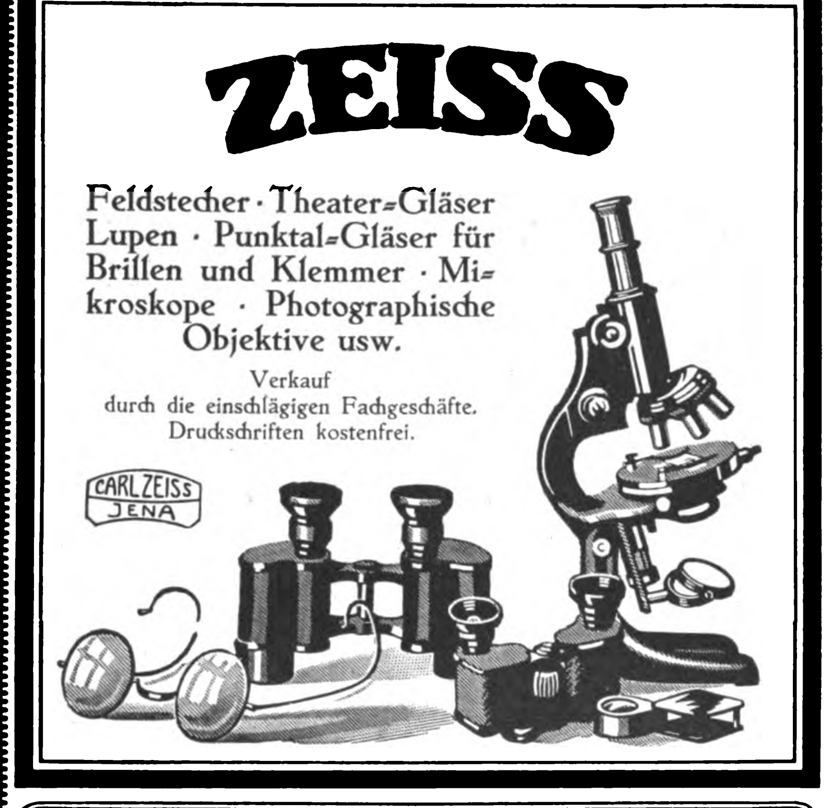
Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.



Schwäbischer Merkur
Stuttgart

Südwestdeutschlands älteste große Tageszeitung, bietet seinen Lesern regelmäßig politische Leitartikel aus der Feder berufener Politiker, maßgebender Fachleute und angesehener Vertreter des schwäbischen Geisteslebens. Ausgedehnter Handelsteil. Wertvolle literarische Beiträge, Theater- und Kunstbriefe. Der Schwäbische Merkur gilt allgemein überall mit Recht als

das Blatt der Schwaben.



Verlangen Sie

in den Buchhandlungen die Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek, vor allem die Auswahlkataloge: Bücher für Jedermann, Bücher für die Jugend und Deutsche Heimatliteratur.

Nicht nur

den köstlich-natürlichen Duft von Maiglöckchen, Veilchen, Rose, Flieder, Heliotrop u.s.w. bietet Ihnen

Dralle's Illusion im Leuchtturm

sondern auch die wundervollen Phantasie-Parfüms Moll-Accord und Poppy

in höchster Konzentration ohne Alkohol.

Ein Atom genügt



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Bild.

Durch die nächtlich dunkle Ebene rast ein D-Zug. Mit funkelnden Fenstern und sprühender Lokomotive — ein Sinnbild dessen, was er birgt: gedrängte Glut aller Unruhen, glimmende Sorgen, funkelnde Freude, hastige planerfüllte Zielsehnsucht — Fülle des Lebens. Wie ein Menschenleben auf der Höhe aller Kräfte stürmt er hin — leuchtender, vorwärtstreibender, gebändigter Drang, kurz nur aufflammend im Auge der ewig still verharrenden, beobachtenden Zeit. — Und er schwindet ins Dunkel. A. N.

Bubi.

Bubi ist jetzt vier Jahre alt. Man kann ihm schon vom Nikolaus erzählen und bereits in der Adventszeit kleine Überraschungen inszenieren. Gleich am 1. Adventssonntag wartet er eifrig auf das Engelchen, das da zu artigen Kindern geradewegs vom Himmel herunterkommt, um ihnen etwas zu schenken. Endlich dunkelt es stark, Bubi, aufgeregt, weicht nicht vom Fenster — und richtig! Ein Körbchen mit Lichten geschmückt, schwebt herab. (Ein befreundeter Hauptmann aus der oberen Etage läßt es an einer Schnur herunter.) Bubi zappelt: „Abschneiden! Abschneiden!" Doch wie er eben das Körbchen fassen will, kommt eine ernste Stimme vom Himmel: „war Bubi auch immer artig?" und Bubi ruft stramm hinauf: „Jawohl, Herr Hauptmann." A. N.

Was ist Manna.

Unter Manna versteht man heute eine zuckerartige Substanz, die von verschiedenen Pflanzen, besonders gewissen Eschen-, Eichen- und Tamariskenarten freiwillig oder infolge von Insektenstichen und menschlichen Eingriffen ausgeschieden wird und an der Luft erhärtet. Das biblische Manna war jedoch ohne Zweifel kein solches Produkt, sondern lediglich eine in manchen Wüstengebieten massenhaft vorkommende stärkehaltige Flechte, Lecanora esculenta, die heute noch in diesen Gegenden gesammelt und mit Mehl vermischt zu Brot verbacken wird. Da sie dem Boden nur locker aufhaftet, wird sie durch Stürme in entlegene Gebiete entführt und an geeigneten Stellen zu hohen Schichten aufgehäuft. Die Juden, denen die Pflanze im Kulturland Ägypten fremd geblieben war, fragten bei ihrem Anblick: man — hä? Was ist das? Daher erhielt die Speise ihren Namen. J. H.

Gesprächsstoff.

Ein noch ziemlich junges Menschenkind, das erst einige Zeit nach der Revolution selbständig zu denken anfangen konnte und noch nicht alt genug war, um sich der Vorkriegszeit zu erinnern, richtete eines Tages an seine Mutter die Frage: „Sage mir doch, liebe Mutter, wenn man jetzt nur von den hohen Preisen spricht und in der Kriegszeit nur von den Lebensmitteln redete, worüber unterhielt man sich eigentlich vor dem Kriege?" Ja, worüber? A. A.

Splitter.

Und wenn die Liebe noch so groß ist, sie kann doch in einem leeren Portemonnaie ihr Grab finden. L. Sch.




Witzecke

Der schwärmerische Backfisch. Ach, in Jugend und Schönheit möcht' ich sterben, und dann mit bengalischer Beleuchtung!

Beim Heiratsvermittler. „Tausend Mark soll ich für die Ehevermittlung zahlen? Viel Geld!“

„Bedenken Sie Fräulein, der betreffende Herr ist Rat und ein herzensguter Mensch, guter Rat aber ist bekanntlich teuer!“

Der Losehändler. Kaufen Sie 'n Lotterielos, mein Herr — bei mir gewinnen Sie sicher — meine sieben Kinder sitzen daheim und drücken fortwährend 'n Daumen für die Kundschaft.

Verfrühte Heirat. **Mutter:** „Heute wirst du schon dreißig!“

Tochter (seufzend) „Ach ja; hättest du doch zehn Jahre später geheiratet — dann wäre ich jetzt erst zwanzig.“

Bestätigt: „In Ihrem Jungen steckt etwas!“

„Da haben Sie recht; der Bengel hat neulich 'n Fünfzigpfennigstück verschluckt!“

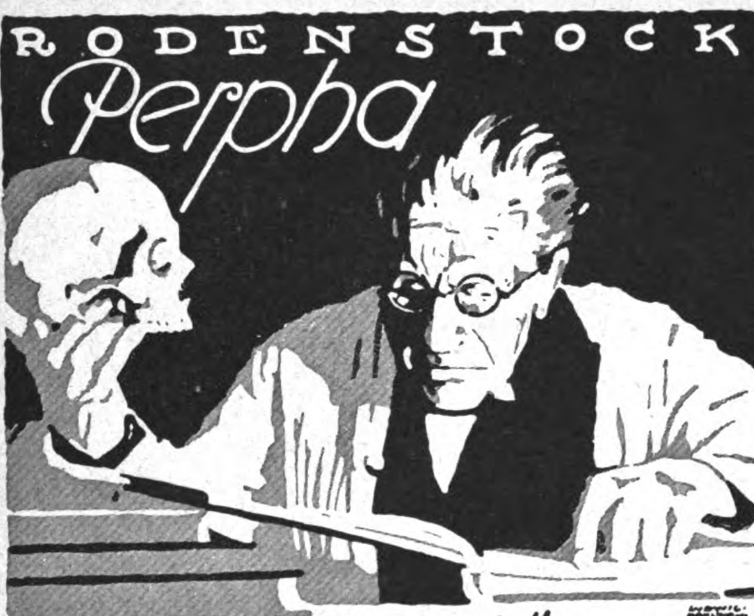
Lakonisch. „Was würdest du sagen, Hans, wenn ich deine Mutter heiratete?“

„Vater!“

Verdächtig. **Gast:** „Sagen Sie, Kellner, Ihre Frankfurter sind wohl sehr kurz?“

„Warum?“

„Na, sie sind hier auf der Speisekarte schon abgekürzt geschrieben.“



Redigiert von **Schach** J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum".

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier zu Teplitz am 9. Oktober 1922 gespielt.

Schottische Eröffnung.

Mieses. Weiß.	Réti. Schwarz.	Mieses. Weiß.	Réti. Schwarz.
1. e2–e4	e7–e5	4. Sf3×d4	Sg8–f6
2. Sg1–f3	Sb8–c6	5. Sd4×c6	b7×c6
3. d2–d4	e5×d4	6. Lf1–d3	d7–d5

7. e4–e5 Sf6–d7

Schwarz weicht zu seinem Nachteil von dem theoretischen Pfade ab. Die Theorie empfiehlt hier Sg4.

8. 0–0	Sd7–c5	9. f2–f4	Dd8–h4

Eine etwas eigenartige Behandlung der Eröffnung.

10. Lc1–e3	Sc5×d3	12. Sb1–d2	0–0
11. Dd1×d3	Lf8–e7	13. Dd3–c3!	. . .

Verführerisch, aber etwas voreilig wäre der Vorstoß f4–f5. Es würde darauf folgen: 13. . . ., Lb7 14. f6, gf 15. ef, Ld6 16. Sf3, De4! usw.

13. . . .	Lc8–d7	17. Dc5–e3	Dh4–e7
14. Le3–c5	Le7×c5+	18. Sd2–f3	c6–c5
15. Dc3×c5	Tf8–b8	19. c2–c3	a7–a5
16. b2–b3	Tb8–b5	20. De3–d3	c7–c6

Auf 20. . . ., Lc6 würde Weiß den Angriff mit 21. Sg5, g6 22. Dh3, h5 23. Dg3 nebst eventuell f4–f5 chancenreich fortsetzen.

21. c3–c4! . . .







Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.



Weiß hat, ehe er zum entscheidenden Angriff auf den Königsflügel übergeht, zunächst den Gegner jeder Chance auf dem Damenflügel beraubt.

21. . . . d5×c4 | 22. b3×c4 Tb5–b8
23. f4–f5 . . .

Schwarz ist strategisch überspielt, und der nun folgende taktische Teil der Partie wird vom Anziehenden gleichfalls tadellos erledigt.

23. . . . Tb8–d8 | 24. Ta1–e1 g7–g6

Es drohte 25. f6, gf 26. ef und nun darf Df6: nicht geschehen wegen Sg5. Auf 26. . . ., Df8 aber folgt 27. Sg5, Dh6 28. Sf7:! und Weiß gewinnt.

25. f5–f6 De7–f8 | 26. Sf3–g5 h7–h6

26. . . ., Lf5 wird durch 27. Dg3 widerlegt, denn nun droht 28. Tf5:. Auch auf die Fortsetzung 26. . . ., Le6 27. Dg3, Lc4: 28. e6!, fe 29. f7+, Kh8 30. Dc3+ usw. sei hier hingewiesen.

27. Sg5–e4 Ld7–f5 | 29. Te1×e4 Kg8–h7
28. Dd3–g3 Lf5×e4 | 30. e5–e6! . . .

Der Todesstoß

30. . . . f7×e6 | 33. Te6–e7 Ta8–d8
31. Dg3–c7+ Kh7–h8 | 34. Te7–h7+ Kh8–g8
32. Te4×e6 Td8–d2 | 35. Th7–g7+ Kg8–h8
36. Dc7–f4 Schwarz gibt auf.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum“ zu beziehen.

Winkelhausen

Alte Reserve

die deutsche Weinbrandmarke

Neue Bücher

Otto Lenz, Leipzig.

R. Wehrhan, Das niederdeutsche Volkslied „van Herrn Pastor siene Koh" nach seiner Entwicklung, Verbreitung, Form und Singweise. 18 Mark.

C. Ed. Müllers Verlagsbuchhdlg., Halle a. S.

„Neue Christoterpe." Ein Jahrbuch, begründet von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur. Herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Kögel. Jahrgang 1923. 235 Seiten kart. 300 Mk.

Richard Oefler, Berlin SW 29.

Heinz Müßig, Bewerbungsbriefe, die ihr Ziel erreichen. Zeitgemäße Ratschläge für Stellungsuchende. Preis 48 Mark.

Propyläen-Verlag, Berlin.

Henry Beyle-de Stendhal, Gesammelte Werke. Band VI: Wanderungen in Rom. Herausgegeben von Friedrich v Oppeln-Bronikowski. In Pappband 1700 Mark.



Otto Beyer, Leipzig.

Beyers Führer für Putzmacherei im Hause. Die für die Frauen wichtige Frage zur Beschaffung des teueren Winterhutes ist jetzt glücklich gelöst. Das Album lehrt die Selbstfertigung des Hutes von der einfachsten bis zur elegantesten Ausführung. Preis 60 Mark und 6 Mark für Zusendung.

August Scherl, G. m. b. H., Leipzig.

Hans Dominik, Die Macht der Drei. Ein Roman aus dem Jahre 1955. Geb. 120.— Mark.

Anni Harrar, Das Goldtier. Die Geschichte eines Dämons. Geb. 100 Mark.

Otto Soyka, Käufer der Ehre. Roman. Geb. 100 Mark.

J. E. v. Seidel, Sulzbach i. d. Oberpfalz.

Gustav Adolf v. Ehrenkrook, Das Hohelied und der Psalter. (Minnesang und Liebesmesse.) Gebunden 40 Mark.

Friedr. Vieweg & Sohn Akt.-Ges., Braunschweig.

F. D'Herelle, Der Bakteriophage und seine Bedeutung für die Immunität. Nach einem erweiterten und verbesserten Text des Autors übersetzt von Dr. R. Pfreimbter, Dr. W. Sell und L. Pistorius. 214 Seiten. Geheftet 420 Mark.



L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Paul Burg, Der eiserne York. Roman.

A. De Nora, Die Tanzprinzessin. Luxusausgabe mit 12 Originalradierungen von M. Schultheiß.

Alfred Hahns Verlag, Leipzig.

„Tierbilderbuch für die Allerkleinsten" von Gertrud Caspari.

„Kieck in die Welt". Ein lustiges Bilderbuch von Adolf Holst und Ernst Kutzer.

Klio-Gold

Füllfederhalter

überall erhältlich



Klio-Werk
G. m. b. H.
Hennef a. d. Sieg

Umlernen

muß heute die ganze Welt. Viele müssen den ihnen liebgewordenen Beruf aufgeben und stehen damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin** (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter), ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des Einzelnen durch persönl. Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufm., Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einjährig-Freiwillige (Reichsverbandsexamen), Abiturientenexamen, Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Zweite Lehrerprüfung, Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand., Konservatorium. Ausführlicher Prospekt über bestand. Examina usw. kostenlos. **Rustin'sches Lehrinstitut, Potsdam, Postfach 25.**

Stellensuchende kathol. Mädchen

verlangen unter Beifügung von Mk. 15.— das Katholische Sonntagsblatt, Stuttgart, Urbanstr. 94.

Tierbücher von A. E. Brehm

in Reclams Universal-Bibliothek

Das Leben der Vögel
3 Bde. Bearbeitet u. herausgeg. von Carl W. Neumann. Nr. 6275, 6276, 6277.

Die Menschenaffen
Mit einer Bildertafel und einem Anhang: Neuere Beobachtungen an Menschenaffen. Hrsgeg. v. Carl W. Neumann. Nr. 6332/33.

Riesen der Tierwelt
Herausgegeben von Carl W. Neumann. Nr. 6362/63.

Die Säugetiere
Herausgegeben von Carl W. Neumann. Nr. 6334.

Weitere Bände Brehms sind in Vorbereitung.

Näheres über Einbände und Preise enthält der neueste Katalog von Reclams Universal-Bibliothek, der in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Philipp Reclam jun. Leipzig

Kindersanatorium Sonnenheil

in Kainzenbad-Partenkirchen, bayr. Hochgebirge. 750 m ü. d. M.

Für Knochen-, Drüsen-, Gelenkerkrankungen u. Erholungsbedürftige. Sonnen- u. Strahlentherapie.

Eigene Lehrkräfte. — Eigene große Ökonomie. — Prospekt.
Besitzer: Dr. Th. Behrendt. — Leitender Arzt: Dr. Bardenheuer.

Für Weihnachten 1922

Arthur Schubart:

Herrenrecht

Illustrationen und Titel (in Gold und blau) von Prof. L. Hohlwein / Geschenkband auf Bütten und in Lein. Grundzahl 2,5. Volkstümliche Ausgabe (Pergamentimitation) Grundzahl 2

✣

Diese historische Novelle des beliebten Autors ist ein Gegenstück zu seiner vielgenannten „Schwedendirn". Wie dort, versteht er es meisterhaft seine Gestalten als Menschen, nicht als überirdische Wesen zu malen. In klassisch-einfacher Sprache weiß er, abhold jeder Künstelei, den Kenner mitzureißen in die Wucht des Geschehens, das einen Fürsten und seine Deutelei an Fürstenwort zum Mittelpunkt hat.



K. Krieger:

Die Jagd der Minne

In Lein. Grundzahl 3,5. Geschenkbd. Grundzahl 2

Ein Kulturroman, ja, es ist ein wirklicher Roman, belebt im Aufbau, in der endlichen Lösung der Konflikte, spannend bis zum Ausgang. Aber es ist noch mehr, ein episches Gedicht in Prosa. In des Mittelalters Ausgang versetzt uns das Buch, Maximilian I., der letzte Ritter und große Weidmann, wird als Mensch und Fürst uns geistig nah gerückt, er, der in stiller Burg Schlesiens die Liebe zwischen seinem Dichterfreund und des Liegnitzer Herzogs weidfroher Schwester zum guten Ende leitet. In oft kühner, stets fein gearbeiteter Sprache versteht die Verfasserin die Leser einzuführen in den Geist einer Zeit, da schon die Vorboten der Reformation in geistiger Regsamkeit auch an Fürstenhöfen sich kundtaten.

A. von Scanzoni:

Die Aufschreibungen des Hyazinth Pfefferberger

k. b. Hofjagdgehilfe †

Titelbild (3 Farben) und Illustrationen von Prof. L. Hohlwein / In Prachteinbd. Grundz. 2,5

Ein neuer Thoma — Wenn Jemand das Buch in die Hand nimmt und flüchtig durchblättert, schmunzelt er in sich hinein und denkt sich: „Verrückt!" Und blättert weiter. Wenn er's dann liest, angelockt auch durch die seltsam einfachen Schattenbilder Ludwig Hohlweins, kommt allgemach ein heiteres Lächeln über ihn, und er lacht das Lachen stiller Freude, der Freude über anderer Fehler. Viel Welterfahrung steckt in dem dicken Buch, das der k. b. Hofjagdgehilfe sich beim Krämer in Garmisch gekauft, das er vollgeschrieben in langer Winterszeit in einsamer Hütte mit seinen Erfahrungen über Menschentum und Menschenschwäche.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder wenn nicht erhältlich, direkt durch den

Verlag F. C. Mayer, G. m. b. H., München, Briennerstraße 9

Der Preis errechnet sich aus der Grundzahl mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins, ist zur Zeit 210; nach dem Ausland mit entsprechendem Zuschlag (wie vorgeschrieben).

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); ... O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch... Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 8. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm br.) Millimeterzeile Mk. 90.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, ... Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau.



Für unsere Frauen



Gemeinnützige Verkaufsvermittlung

Gleichlaufend mit dem „deutschen Ausverkauf", der alle entbehrlichen Werte an das zahlungskräftige Ausland abgibt, vollzieht sich in dieser traurigen Zeit der Ausverkauf manches Bürgerhauses, das sich seiner oft durch Generationen bewahrten Habe entäußert, um die Mittel zu den lebensnotwendigen Anschaffungen aufzubringen. Fällt es schon in normalen Zeiten dem Nichtkundigen schwer, für Dinge, die er zum Verkauf anbietet, den angemessenen Preis zu erzielen, so ist dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen fast ein Ding der Unmöglichkeit; besonders für Frauen besteht die Gefahr, daß sie übervorteilt werden und ihren letzten Rückhalt an Sachwerten zu Spottpreisen aus der Hand geben. Denn Zahlen bestechen nun einmal, und die Preise, die heute für früher kaum beachtete Gegenstände der Einrichtung genannt werden, erleichtern nur zu oft den Entschluß, sich von ihnen zu trennen. Selten aber werden die Verkäufer des Erlöses wirklich froh, denn im Einklang mit der ständig abwärts gleitenden Bewertung der Mark erhöht sich der erzielbare Preis von Woche zu Woche, so daß selbst bei gewissenhafter Abschätzung der Ware die Verkäuferin nachträglich den Eindruck gewinnt, sie zu billig fortgegeben zu haben; von den Fällen, in denen ihre mangelhafte Sachkenntnis ausgebeutet wurde, ganz zu schweigen. Niemand sollte also früher Sachwerte verkaufen, als zu dem Zeitpunkte, da er andere zu erwerben gedenkt, solange er damit rechnen muß, daß bares Geld — wenn er es liegen läßt — innerhalb weniger Wochen einen Teil seiner Kaufkraft einbüßt. Wer aber den Entschluß faßt, derartigen Besitz zu Gelde zu machen, der schaffe sich wenigstens zuvor einen zuverlässigen Maßstab für dessen gegenwärtigen Papiermarkwert. Auskunft hierüber kann naturgemäß nur von uninteressierter Seite erfolgen; sie gerade den in unserer Zeit von schweren Sorgen bedrückten Hausfrauen des bürgerlichen Mittelstandes zu sichern, ist gewiß ein ebenso lobenswertes gemeinnütziges Unternehmen wie dies, dieselben Kreise vor Übervorteilung bei Anschaffungen benötigten Hausrats zu schützen. Aus der Einsicht, daß hier eine zwiefache Lücke auszufüllen wäre, ist der Gedanke der gemeinnützigen Verkaufsvermittlung von Wertgegenständen entstanden und von deutschen Hausfrauenvereinen verwirklicht worden. Insbesondere in Groß-Berlin hat sich die Einrichtung in kurzer Zeit so gut bewährt, daß bereits von einer Erweiterung des Betriebs die Rede ist. Die größtenteils von ehrenamtlich arbeitenden Kräften geleitete und von Wohlfahrtsverbänden unterstützte Verkaufsstelle begnügt sich mit einem geringen Zuschlag zum erzielten Preise, um ihre Unkosten zu decken: bei Beträgen von weniger als 1000 Mark werden 5 Mark, bei höherem Erlös 2 vom Hundert erhoben. Den Preis selbst bestimmt die bisherige Eigentümerin des Verkaufsgegenstandes, nötigenfalls auf Grund sachverständiger Beratung, für die gesorgt ist. Auf diese Weise wird ein zu billiger Verkauf vermieden, zugleich aber auch ungerechtfertigter Gewinnsucht eine Schranke gezogen, so daß auch die Hausfrau, die in der Verkaufsstelle Einkäufe zu machen wünscht, vor Übervorteilung sicher ist. Zweifellos kann solche Beratung auch dadurch Nutzen stiften, daß sie vor übereilten Entäußerungen warnt, was besonders dann wünschenswert erscheint, wenn die zu erwartende Einnahme in gar zu ungleichem Verhältnis steht zu dem ideellen Werte des preisgegebenen Gegenstandes. Denn die gefühlsmäßige Einschätzung alten Familienbesitzes findet nun einmal beim nüchtern abwägenden fremden Käufer, der nur auf Materialwert und Verarbeitung sieht, keine Berücksichtigung. Sie, die sich ziffernmäßig überhaupt nicht ausdrücken läßt, geht den Dingen auf immer verloren, sobald sie aus ihrem ursprünglichen Umweltbereich entfernt werden; Erinnerungen lassen sich weder verkaufen noch käuflich miterwerben, und die alte Kanne, aus der die Großmutter ihren Kaffee einschenkte, wenn man sie als Kinder nachmittags besuchen durfte, ist eben für fremde Leute eine Kaffeekanne wie jede andere, während sie für Enkel und Urenkel gleichsam zur Familie gehört. Manch einer vergißt dies unter dem Druck der Alltagssorgen und trennt sich leichtherziger, als es sonst der Fall wäre, von den früher sorgsam gehüteten Trägern guter alter Familienüberlieferungen, ohne zu bedenken, daß dadurch spätere Generationen eines unwägbaren ideellen Besitzes beraubt werden. Freilich gibt es andererseits auch Fälle, in denen sich die Eigentümer blutenden Herzens und in vollem Bewußtsein ihres Tuns von solchen Zeugen besserer Tage trennen, weil sie keinen anderen Ausweg sehen. Es gehört Takt und Menschenkenntnis dazu, von Fall zu Fall zu unterscheiden, wo durch angemessene Beratung der entscheidende Schritt verhindert oder beschleunigt werden sollte. Das wissen die Frauen, die jene Einrichtung ins Leben gerufen haben, auch sehr wohl und leisten ihre wohlfahrtfördernde Arbeit dem Grundgedanken gemäß, daß für die gemeinnützige Verkaufsvermittlung das rein Menschliche stets im Vordergrunde stehen und den Ausschlag geben muß, im Gegensatze zum berufsmäßigen Althandel, dem die glatte Abwicklung des Geschäftes die Hauptsache ist. Marg. Weinberg.

Allerlei Weihnachtsrezepte

Russisch-Brot. Kann man bei der Weihnachtsbäckerei zwei Eiweiß erübrigen, so läßt sich daraus mit 1/4 Pfund Mehl und 140 g Vanillezucker das beliebte Russisch-Brot herstellen. Man schlägt das Eiweiß zu Schnee, vermischt es gründlich mit dem Zucker, fügt das Mehl hinzu und füllt den Teig in eine Spritze, so daß man auf gefettetem Blech Buchstaben und Zahlen daraus formen kann. Bis zum nächsten Tage stellt man das Blech warm und schiebt es dann in den mäßig heißen Ofen. Man kann den Teig auch mit etwas Kakao dunkel färben.

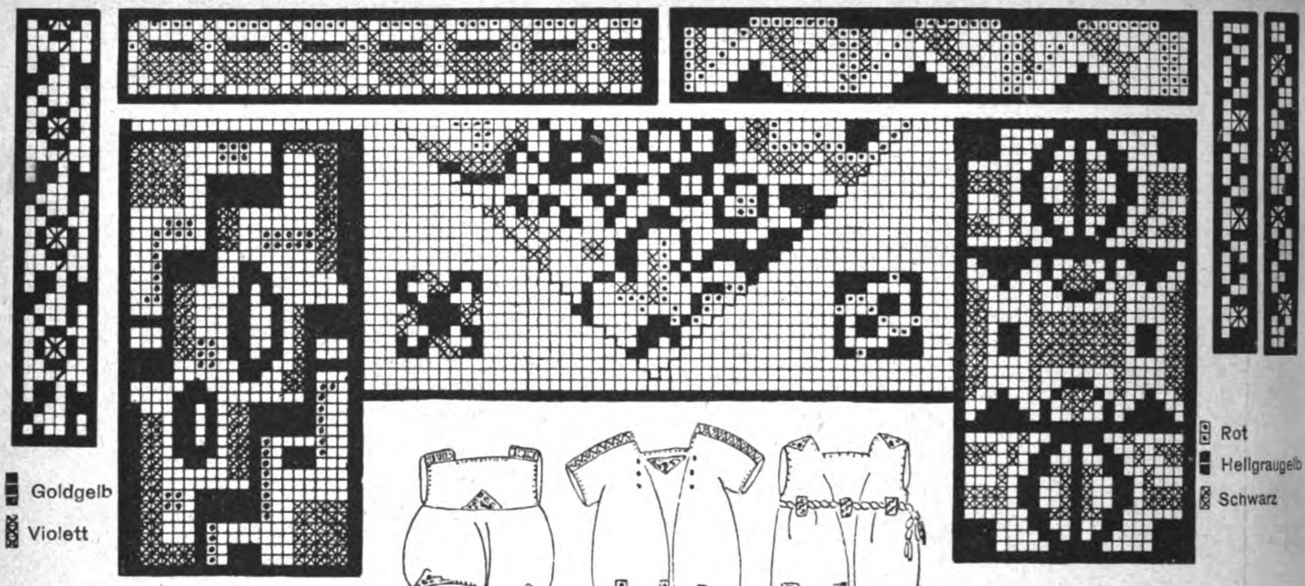
Pfeffernüsse. Die folgenden Zutaten ergeben eine Menge kleiner Pfeffernüsse, die den Naschteller für Groß und Klein angenehm füllen helfen: 1 Pfund Kunsthonig oder Rübensaft, 1 Pfund Mehl, 1 Ei, 1 Backpulver und Gewürz (z. B. Zimt, Nelken, Muskat, Mandel- oder Zitronenessenz) werden gründlich vermengt und kleine Häufchen davon auf gefettetem Blech bei gelindem Feuer gebacken.

Türkischer Honig-Ersatz für die Kinder wird wie folgt hergestellt: 28 g Gelatine werden in 1/2 Tasse kaltem Wasser 1 Stunde lang aufgelöst und dann mit 1 Pfund Zucker und 3/4 Tasse kochendem Wasser unter beständigem Rühren 5 Minuten lang gekocht. Darauf wird 1 Teelöffel voll Zitronensäure hinzugefügt und das Ganze — ohne zu kochen — gerührt, bis die Säure aufgelöst ist. Man schmeckt die Masse nochmals mit Zitronensaft oder Vanille-Essenz ab und gießt sie auf eine feuchte Porzellanschüssel. Nach 24 Stunden wird sie in Streifen geschnitten.

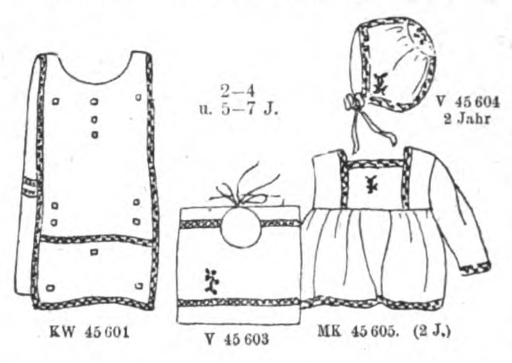
Gekochter Kuchen. Verfügt man über keinen gutbackenden Küchenofen, so versuche man es, seine Kuchen im Wasserbade in der Puddingform zu kochen. Einen sehr wohlschmeckenden Grießkuchen kann man auf diese Weise auf dem Gase oder gleichzeitig mit dem Essen auf dem Feuer herstellen. Er besteht aus 14 Eßlöffeln voll Grieß, 8 Eßlöffeln voll Zucker, 2 Eßlöffeln voll Kakao, 1/4 Liter Milch und einem Backpulver und wird ungefähr 1 1/2 Stunden lang gekocht. Verfeinern kann man ihn noch, wenn man ihn nach dem Stürzen ein- oder zweimal durchschneidet und eine dicke Vanillesoße dazwischen streicht.

Glasierte Walnüsse rechnen mit zu den Leckerbissen des weihnachtlichen Naschtellers. Man kocht dafür eine Creme aus 1 Tasse voll Wasser, 1/4 Pfund Zucker und 1/2 Teelöffel Kremortartari 8—9 Minuten lang und schlägt sie bis zum Kaltwerden; wird sie vor dem Erkalten schon zu steif, so gießt man noch etwas heißes Wasser hinzu.

Als zwei billige Nachspeisen seien die bekannten Kriegsschlagsahnen in Erinnerung gebracht. Für die eine läßt man 1/4 Pfund Grieß mit 1/2 Pfund Zucker in 1 Liter Wasser aufkochen, schmeckt mit Zitronenessenz ab und schlägt die Masse bis zum Erkalten. Für die andere wird ein Eiweiß mit 3 Eßlöffeln voll Zucker und drei Eßlöffeln voll schlankem Apfelmus 1/2 Stunde lang geschlagen. Beide Schlagsahnen schmecken sehr gut und können für sich oder über Kompott angerichtet werden.



Kinderkleidung mit Kreuzstichstickerei



KW 45611. (2-4 J.) KW 45612 (2-4 J.) KW 45613. (2-4 J.)

KW 45601 — 2–4 u. 5–7 J. — V 45603 — V 45604 2 Jahr — MK 45605. (2 J.)

Unsere Abbildungen zeigen ein Spielhöschen, drei Kleidchen, eine Schürze, ein Häubchen und ein Lätzchen, die nach Belieben mit den oben dargestellten, eigens für Kinderkleidung entworfenen Mustern in ein- oder mehrfarbig ausgestattet werden. Die leichte Arbeit und die einfachen Schnittformen ermöglichen auch ungeübten Händen die Herstellung der netten Kindersachen. Der Grundstoff muß aus losem Gewebe mit leicht abzählbaren Gewebefäden bestehen, z. B. aus Stickereileinen, Javastoff, Kongreßstoff, Kanevas u. dgl. Für glatte dichte Stoffe benutzt man als Hilfsmittel aufgehefteten Kanevas oder Kongreßstoff und entfernt die Gewebefäden nach vollendeter Stickerei. Das Material ist der Stärke des Stoffes und dem Verwendungszweck anzupassen. Um die gewünschte Größe des Musters zu erzielen, sind vor Beginn der Stickerei Stichproben auszuführen.

✡

Die Beyer-Schnitte sind in den angegebenen Größen für 30 Mark (Preissteigerung vorbehalten) und 6 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24.

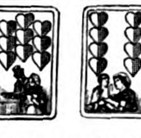
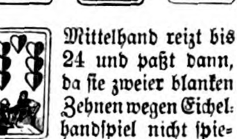
Rätsel und Spiele

Skataufgabe.

Vorhand hat folgende Karten:





Mittelhand reizt bis 24 und paßt dann, da sie zweier blanken Zehnen wegen Eichelhandspiel nicht spielen will. Hinterhand paßt, da sie wegen eines blanken Dauses auf offenes Null nicht reizen will. Vorhand spielt Grün und gewinnt es mit Schneider, obwohl nur 7 Augen im Skat liegen. Hinterhand hat 18 Augen in der Karte, hätte aber offenes Null verloren. Wie sind die Karten verteilt und wie wird gespielt?

Schieberätsel.

Aus den folgenden geographischen Eigennamen: Bamberg, Endor, Benrath, Endingen, Aberdeen, Genova, Roma sind in derselben Folge der Wörter und Buchstaben neue geographische Eigennamen zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine Sundainsel.

Zum Nachdenken.

$1^1/_2$ Hühner legen in $1^1/_2$ Tagen $1^1/_2$ Eier. Wieviel Eier legen 4 Hühner in 9 Tagen? W. R.-Chicago.

Kapselrätsel.

Tiere sind es; wirft man
aber einen Rock hinein,
Sah man fleißig dran schaffen
einstmals Mägdelein.

Auflösungen aus Heft 10

Lautwechsel: Kost, Most, Rost, Post.

Logogriph: Weste, Wespe.

Silbenrätsel: London, Eduard, Igel, Diele, Eisenach, Natter, Seine, Indien. Leiden sind Lehren.

Streichrätsel: Bleiweiß, Eiweiß.



Leitung: Horst Schöttler

Gegen den Wettbewerb.

Heute erhielt ich eine Einladung für die Weihnachtsfeiertage. In den Brief hatte mein kleiner Neffe einen eigenhändig geschriebenen Zettel geschmuggelt. Es war der Aufschrei eines angsterfüllten Herzens: „liber Onkel bring awer den Heinz undi Anemari nichd mit Muti hat nemlig disjahr blos eine Schtole gebakn dein liber Walter.“ hl.

Was mich gefreut hat.

Vor vielen Jahren veröffentlichte ich Schillers Balladen mit Anmerkungen bei Philipp Reclam jun., Leipzig. Ich war dann im Ruhestand, machte aber doch noch einmal eine Turnfahrt mit.

Da führten mir die Primaner einen Jungen vor, mit dem ich in der Obertertia große Not gehabt hatte. Er hatte gestottert, und zwar so stark, daß ich mehr als einmal zu ihm sagen mußte: „Lieber Junge, es tut mir leid, aber es hält zu sehr auf.“

Jetzt stand er vor mir und redete ohne Anstoß, fließend. „Und wissen Sie,“ sagte er, „woran ich's gelernt habe? An Ihren Schillers Balladen.“

Auf der Stotterschule in Eisenach wurde das Büchlein gebraucht. Jetzt ist es Schulbuch geworden. Ey.

Es war einmal.

Der Doktor von Sch. war bekannt bei allen Leuten, die mit den Hapagdampfern zwischen Südamerika und Hamburg fuhren. Direkt berühmt war er jedoch ob seiner eisernen Energie. Dieser Mann brachte es fertig, in den Monaten mit 31 Tagen einen ganzen Tag lang ohne jeden Tropfen Alkohol zu leben! Punkt zwölf Uhr nachts am 30. des Monats schwankte er in seine Kabine und erschien erst nach vierundzwanzig Stunden wieder im Kreise der fröhlichen Zecher. Niemals und von niemand ließ er sich am 31. zum Trunke verführen. Männer und Damen zollten seiner Energie uneingeschränkte Bewunderung.

Erscheint eine solche Erinnerung heute nicht fast schon wie ein Märchen?

(Fortsetzung des „Plauderers“ übernächste Seite.)



(Fortsetzung)

Blättertod.

Ich ging im Wald dahin und kam an einen Pfad, von hohen Bäumen ganz umsäumt. Schon hob mein Fuß sich, doch es war, als hört' ich eine Stimme. Da schaut' ich auf — und sah der Bäume Kinder sterben! Sacht glitten sie zur Erde, zu den Füßen ihrer Väter, doch diese blickten unberührt gen Himmel. Da hob sich still ein leiser Wind; der rührte tröstend an den Zweigen und neigte sie ein wenig, so daß es war, als dankten sie dem Wanderer, der das Sterben ihrer Kinder ehrte. H. K.

Zauber.

Seit Klemms — sie wissen eigentlich nicht wie — zu sehr viel Geld gekommen sind, erfüllen sie ihrem einzigen Söhnchen jeden Wunsch. Zum Jahrmarkt ist der Junge in einer Zauberbude gewesen; nun will er durchaus diese Kunst erlernen und wünscht zur Anleitung ein Zauberbuch. Der Vater Klemm geht also in die Stadt, betrachtet die Auslagen aller Buchhandlungen, bis er endlich das Richtige gefunden hat. Er erwirbt das Buch, das er im Fenster gesehen hat und legt es beglückt daheim dem hoffnungsvollen Sprößling vor. Es trug den Titel „Im Zauber der Dichtkunst“. C. F. G.

Für Kartothek-Freunde.

Neulich brauchte ich den Aufsatz von Linné „Floras Leibregiment“. Ich suchte ihn unter Botanik, unter Pflanzen, Blumen usw. usw. Schließlich fand ich ihn unter — — „Militär“!

Gespräch.

„Den Schirm hättest du zu Hause lassen können.“

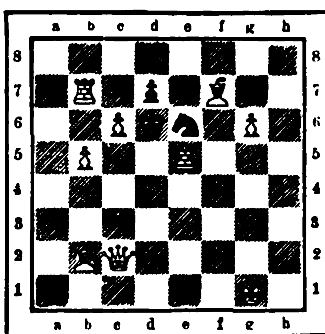
„Ja, ich habe ihn nur mitgenommen, falls es mal regnet.“

„Ach nein?“

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Aufgabe Nr. 93.

Von B. Sommer in Berlin.



Matt in zwei Zügen.

Dieses sehr gefällige und mit vollendeter Technik aufgebaute Problem wurde im Problemturnier des „Teplitz-Schönauer Anzeigers“ mit dem ersten Preise für Zweizüger ausgezeichnet.

Schachbriefwechsel.

R. P. A. in Naumburg. In der Platoffschen Studie würde Weiß nach 2. Sf3, a1D, 3. Ld4+, Dd4! 4. Sd4:, Kd4: 5. Kf4, Kd3 nicht gewinnen können, z. B. 6. Kg5, Ke4, 7. Kh6, Kf5, 8. Kh7:, Kf6, 9. Kg8, Kg5.

S 56



Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.



Wahres Geschichtchen! Ein reisender Italiener, der kein Wort Deutsch versteht, will in einer deutschen Speisewirtschaft Mittag essen. „Cameriere", ruft er, „una pranza!" Der Kellner denkt: sprich deutsch, und hört nicht hin. Wieder und wieder läßt der hungrige Südländer seinen Ruf ertönen, bis es ihm zu dumm und er wütend wird und den Kellner anschreit: „Maledetto maccaroni!" (zu deutsch: verdammter Hanswurst).

Unwillig und ungespeist will er hinausgehen, da — im letzten Augenblick — stürzt der Kellner, der den Kosenamen fach- und sachgemäß ins Deutsche übertragen hatte, auf ihn zu mit einer Riesenschüssel Makkaroni!

Hochbefriedigt setzt sich der erstaunte Italiener zu Tisch, ißt, bezahlt und schreibt auf die Speisekarte, auf der er die Makkaroni inzwischen entdeckt hatte: „Spaghetti tedeschi i piu buoni del mondo!" (Deutsche Makkaroni — die besten der Welt.) K.



Witzecke

Vielversprechend. Herr: „Na, Kleiner, gehst du denn auch schon zur Schule — was willst du denn werden?"
Knabe: „Vitriol!"
Herr: „Vitriol?"
Knabe: „Ja, mein Vater sagt, das frißt sich überall durch!"

Schlau. Fremder: „Sagen Sie, lieber Mann, wie kommt man hier nach dem Bahnhof?"
Dienstmann: „Ja, här'n Se, dees darf ich Se nicht verraten; wir sein nämlich froh, wenn wir mal eenen Fremden hier hab'n."

Aus der Schule. Lehrer: „Nennt mir einige zusammengesetzte Hauptwörter, bei denen das Grundwort ‚Weh' heißt!"
Schüler: „Zahnweh, Kopfweh, Leibweh."
Lehrer: „Richtig! Wer weiß noch ein Beispiel?"
Karlchen: „Witwe!"

Boshaft. „Ich kann so viele Sprichwörter, daß ich auf jedermann eines anzuwenden weiß."
„Na, welches paßt denn zum Beispiel auf mich?"
„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand!"
„Aber ich habe doch gar kein Amt!"
„Na also — —!"



Empfehlenswerte Weihnachtsbücher



Zusammengestellt von Horst Schöttler

Da die Preise der Bücher von den steigenden Inderziffern abhängig sind, können hier dieselben nicht mit angegeben werden. Der Tagespreis ist in den Buchhandlungen zu erfahren, dort sind die aufgeführten Bücher vorrätig oder werden schnellstens besorgt.

Kinderbücher

Verlag A. Anton & Co., Leipzig and Berlin.

Onkel Antons Kinderkalender 1923. 88 Seiten.

Dr. F. P. Datterer & Cie., Verlagsanstalt, Freising.

W. Schweter, Sieben Jahre bei den Zwergen. Illustrationen von Prof. Hans R. von Volkmann. 76 Seiten.

Verlag von D. Gundert, Stuttgart.

Anna Schieber, Annegret. 63 Seiten.

Charlotte Wörner, Die Männlein vom Mummelsee. Ein Märchen aus dem Schwarzwald. 62 Seiten.

Charlotte Wörner, Im Reich der Blumenkönigin. Ein Elfenmärchen. 62 Seiten.

Verlag Hegel & Schade, Leipzig.

Ludwig Grimm, Aus dem Zauberwalde. 12 Märchen. 146 Seiten.

Herder & Co., Freiberg.

L. von Koch, Der Ameisenkaiser.

C. Collodi u. A. Grumann, Die Geschichte vom hölzernen Bengele.

Alexander Köhler, Dresden.

Alwin Freudenberg, „Unterm Weihnachtsbaum". Eine Auswahl von Gedichten für die Jugend zur Weihnachtsfeier in Schule und Haus. 47 Seiten.

Carl Konegen, Wien.

Wiener Bilderbücher:

Nr. 1: **Sommerfreude.** Verse von Dora Stülpnagel. Bilder von Mela Köhler.

Nr. 2: **Klein Friedels Tag.** Verse von Helene Scheu-Riesz. Bilder von Mela Köhler.

Nr. 3: **Die goldene Gans.** Brüder Grimm. Bilder von Carl Krenek.

Nr. 4: **Hans und der Menschenfresser.** Bilder von Carl Krenek.

Nr. 5: **König Jan.** Ein afrikanisches Tiermärchen. Bilder von Klotz-Dürrenbach.

Nr. 6: **Der Pfannkuchen.** Norwegisches Volksmärchen. Bilder von Gustav Marisch.

Nr. 7: **Rübezahl und der Glashändler.** Bilder von Dora Jordan.

Nr. 8: **Kinderland.** Alte deutsche Reime. Bilder von Dora Jordan.

Jos. Scholz, Verlag, Mainz.

Rapunzel, Gez. v. Prof. Ernst Liebermann.

Weihnachten, mit Bildern von Professor Hermann Stockmann.

Das Konzert der Tiere, Bilder von E. Oßwald.

Frohe Kindheit, Kinderbilder von A. Schmidhammer.

Frohe Stunden, Zeichnung von Brita Ellström.

Unsere Haustiere, Bilder von Adolf Hoff.

Rübezahl, Zwei Geschichten mit Bildern von Ernst Liebenauer.

Die Scholz'schen Weihnachtsbücher zeichnen sich, wie in jedem Jahre, durch besonders nette Aufmachung aus und sind ein beliebtes Geschenk für unsere Kleinen.

Rütten & Loening, Frankfurt.

Fried Stern, Der Robinson in Reim und Bild.

Jugendbücher

Bong & Co., Berlin.

Hans Dominik, Im Wunderlande der Technik.



F. A. Brockhaus, Leipzig.

Sven Hedin, Meine erste Reise.

Schmidel, Abenteuer in Südamerika.

Carl Flemming & C. T. Wiskott, Berlin.

M. Diers, Das Herz im Holze.

C. Ferdinands, Der Sieg des Hein Hammerschlag.

P. Wichert, Der zerbrochene Ring.

Herder & Co., G. m. b. H., Freiburg i. Br.

„Der Fährmann." Ein Buch für werdende Männer. Herausgegeben von Dr. Gustav Keckeis. 412 Seiten in Lexikon-Oktav.

Meidingers Jugendschriften-Verlag, Berlin.

J. F. Cooper, Lederstrumpf oder: Die Ansiedler an den Quellen des Susquehanna. 640 Seiten mit 15 ganzseitigen Illustrationen.

Rudolf Mosse, Buchverlag, Berlin SW 68.

Die Welt im Märchen, Von allen Völkern — Aus allen Zeiten. Bearbeitet von Hans Flemming.

Das neue Sagenbuch. Sammlung der schönsten und denkwürdigsten deutschen Sagen und Legenden. Herausgegeben von Bernhard Jolles.

Neufeld & Henius, Berlin.

Deutsche Heldensagen für Jugend und Volk. Erzählt von Gustav Schalk.

Griechische Heldensagen für die Jugend. Bearbeitet von J. G. Andrä.

Quelle & Meyer, Leipzig.

Carl W. Neumann, Das Paradies der Tiere. Alte und neue Tiergeschichten, Märchen und Fabeln. Mit über 100 Bildern.

Fritz Brather, „Schülerwanderungen". Eine Zielweisung zur geistigen, künstlerischen und sittlichen Bereicherung auf Wanderfahrten. 174 Seiten.

J. F. Steinkopf, Stuttgart.

J. Bonnet, Das Grafenschloß in den Sevennen.

K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Wilhelm Schreiner, Das Vermächtnis. Ein deutsches Schicksal. 171 Seiten oktav.

Ein deutsches Buch in dem Sinne, daß deutsch sein treu sein heißt. Jeder Junge mit gesundem Sinn, der es unter dem Weihnachtsbaum findet, wird nicht mehr davon loskommen.



Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der gute Kamerad. 36. Band.

Das Kränzchen. 34. Band.

Der Jugendgarten. 47. Band.

R. Voigtländer, Leipzig.

Arthur Berger, Jochen Petersens Afrikafahrt.

Bücher für Erwachsene

C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

H. v. Hammerstein, Mangold von Eberstein. Roman.

Friedr. H. Kreze, Amen. Ein Roman aus der Zeitseele.

Hermann Beccards Buchhandlg. Schwedt a. d. O.

Artur Landsberger, Der Schieberprinz. Eine Geschichte von unsern Zeitgenossen. 94 Seiten.

C. H. Beck, München.

Isolde Kurz, Nächte von Fondi. Eine Geschichte aus dem Cinquecento.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

Knud Rasmussen, In der Heimat des Polarmenschen.

Verlag der Bücherstube am Museum, Wiesbaden.

Willi Dünwald, Erlebnisse im Essay. 118 Seiten.



J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Hermann Sudermann, Das Bilderbuch meiner Jugend.

J. Ch. Heer, Tobias Heider. Roman.

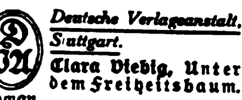
Rudolf Herzog, Kameraden. Roman.

Karl Curtius, Berlin W 35.

Wilhelms I. Briefe an seinen Vater, König Friedrich Wilhelm III.

Verlag Deutsch-Ordens-Land, Sontra i. Hessen.

Alfred Arnold Frey, Pankraz Heimwalder. Roman. 327 Seiten.



Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Clara Viebig, Unter dem Freiheitsbaum. Roman.

Ernst Zahn, Das Licht. Novellen.

Malwida v. Meysenbug, Memoiren. 2 Bände.

S. Fischer, Verlag, Berlin.

J. A. Bunin, Der Herr aus San Franzisko. Novellen.

Otto Flake, Ruland. Roman.

Hermann Hesse, Siddhartha. Eine indische Dichtung.

Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

Dr. Ferd. Kuhl, „Der Kunstfreund". Eine Anleitung zur Kunstbetrachtung. Mit 39 Abbildungen im Text und 16 Kunstdrucktafeln.

Floericke, „Heuschrecken und Libellen". 76 Seiten mit 24 Abbildungen im Text.

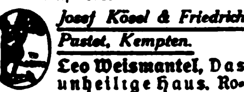


G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Joseph von Lauff, Springinsröckel. Roman.

H. W. Seidel, George Palmerstone. Roman.

Ernst Wiechert, Der Wald. Roman.



Franz Hanfstaengl, München.

Die Galerien Europas. 1000 Abbildungen der bedeutendsten Werke. 304 Seiten. 9 farbige Tafeln. Gibt einen vorzüglichen Überblick über den wichtigsten Bestand der großen Sammlungen.

Verlag K. F. Koehler, Leipzig.

Rudolf Eucken, Lebenserinnerungen.

Karl von Hase, Dein Alter sei wie deine Jugend. Briefe an eine Freundin.

Scharwenka, Klänge aus meinem Leben. Erinnerungen eines Musikers.



Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten.

Leo Weismantel, Das unheilige Haus. Roman.

Hans Rosalleb, Der Abenteurer in Purpur. Roman.

Albert Langen, München.

Selma Lagerlöf, Die Prinzessin von Babylonien. Erzählungen.

Hans Raithel, Die heilige Frucht des Feldes. Roman.

Arnold Ulitz, Die Bärin. Roman.

Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Der freiwillige Hofnarr. Memoiren des Peter Prosch, Handschuhhändler aus Tirol.

Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.

Oldenburg, Peter Paul Rubens. Sammlung von Abhandlungen über den Meister. Mit einer Einleitung von Wilh. v. Bode. 232 Seiten mit 131 teils ganzseitigen Abbildungen auf bestem Kunstdruckpapier.

Carl Pechstein, Verlag, München.

Fritz Müller, „Hesting". Der Roman eines Lebens. 265 Seiten.

Verlag Friedr. Andr. Perthes A.-G., Stuttgart und Gotha.

„Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, des Böttchers Carl Scholl." Herausgegeben und mit Handzeichnungen begleitet von Marie und Johanna Rehsener.

Propyläen-Verlag, Berlin.

Wilhelm Tischbein, Aus meinem Leben. Herausgegeben von Lothar Brie.

Carl Friedr. Schinkel, Briefe, Tagebücher, Gedanken. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Mackowsky.

Die Erinnerungen der Malerin Luise Seidler. Herausgegeben von Hermann Uhde.

Henry Beyle-de Stendhal, Gesammelte Werke. Band VI: Wanderungen in Rom.

Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Karl Gjellerup, Pastor Mors. Eine seltsame Geschichte.

Hans Voß, Gesänge aus Hellas.

Theodor Birt, Die Cynthia des Propeoz.

Verlag Karl Reißner, Dresden.

Ida Boy-Ed, Fast ein Adler. Roman.



Rütten & Loening, Frankfurt.

Romain Rolland, Clerambault, Geschichte eines freien Gewissens im Kriege.

Rudolf G. Binding, Stolz und Trauer. Gedichte.

Ludwig Brinkmann, Aus meiner Bergwerkszeit. Roman. I. Bd.: Silber. II. Bd.: Blei.



L. Staackmann, Leipzig.

Rudolf Greinz, Der Hirt von Zenoberg. Roman.

Paul Schreckenbach, Das Recht des Kaisers. Roman.

Karl Hans Strobl, Der dunkle Strom. Roman.

Max Dreyer, Die Siedler von Hohenmoor. Roman.

Rudolf Haas, Auf lichter Höhe. Roman.

Robert Hohlbaum, Zukunft. Roman.

R. Voigtländer, Leipzig.

Fritz Majorck, Die Kolonne. Einiges über Ruhmlose.

Meerwarth-Soffel, Von Pferden, Schwarzwild, Kamel, den Hirschen und dem Reh.

Albert Neuburger, Die Technik des Altertums.

Fritz Bley, Von nordischen Urwilde.

Julius R. Haarhaus, Die rote Exzellenz. Ein Tierroman.

Hans Poeschel, Bwana Hakimu. Richterfahrten in Deutsch-Ostafrika.

Zellenbücherei, Leipzig.

Hermann Bahr, Schauspielkunst.

Georg Witkowski, Der Faust Goethes.

Georg Obst, Der Handelsteil einer Zeitung.



Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die billigen entzückenden Geschenkbände der U.-B. eignen sich insgesamt als Weihnachtsbücher. Für Bücherliebhaber sind die in echt Halbleder band gebundenen Liebhaberausgaben zu empfehlen. Aus der Fülle können hier nur einige wenige genannt werden.

Arndt, Der Rhein.

Dante, Göttliche Komödie.

Droste-Hülshoff, Judenbuche.

Enth, Berufstragik.

Finckh, Hinterm Gartenbusch.

Gerok, Palmblätter.

Goethe, Faust.

Hansjakob, Der Theodor.

Heckel, Nietzsche.

Hoffmann, Musikalische Novellen.

Hölderlin, Hyperion.

Keller, Der grüne Heinrich.

Mörike, Gedichte.

Ponten, Die Insel.

P. Rosegger, Geschichten und Gestalten.

Scheffel, Trompeter von Säkkingen.

Schwab, Sagen.

Stifter, Der Waldsteig.

Storm, Immensee.
— Schimmelreiter.

Volkmann-Leander, Träumereien.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: D. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Hahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 8. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile Mk. 90.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

Modenschau

Tanz- und Gesellschaftskleider

Die Mode scheint sich um Geldentwertung und schlechte Zeiten nicht zu kümmern, denn alles, was sie schafft, schafft sie aus dem Vollen, und an ihren Schöpfungen ist kein Wille zum Sparen, kein Hauch von Kleinlichkeit zu spüren. So sind auch die Ball- und Gesellschaftskleider dieses Winters wahre Wunderwerke an Schönheit in bezug auf Stoff, Form und Farben, und ginge die Laune der Mode nicht glücklicherweise dahin, die Verwendung von zweierlei Stoffen an einem Kleide zu belieben, so gäbe es für Minderbegüterte keine Möglichkeit zur Aufarbeitung und Verwendung vorhandenen Materials. So aber kann ein älteres Spitzenkleid zusammen mit neuem Samt oder Seide herrlich aufgearbeitet werden oder aus einem unmodernen Seiden- oder Samtkleid kann mit neuem Spitzenstoff ein wundervolles neues Kleid erstehen. Geschickte Hände können verblichene Seide bemalen oder Tüll mit Perlen und Metallflittern besticken und sich so selbst schönen Spitzenstoff schaffen. Von neuen Stoffen ergeben Chinakrepp, Krepp maroquin, Libertyseide, Brokat und Matelassee das meist verwendete Material und eignen sich in ihrer fließenden Weichheit vorzüglich für die leichten Raffungen an Taille und Rock, dessen oft wasserfallartig geordneter Rand oder dessen Hüftgarnituren den zweiseitig verschiedenfarbigen Libertyatlas besonders wirkungsvoll zur Geltung bringen. Daneben sieht man für die Stilkleider im mittelalterlichen Geschmack Taft, Samt, Velours - Chiffon, Laines, Brokat und Matelassee verarbeitet. Metallische Effekte spielen eine große Rolle, und wer sich die gold- und silberdurchwirkten Stoffe nicht leisten kann,



K 1200. Gesellschaftskleid aus Spitzenstoff und Seide. Beyer-Schnitt für 46 cm Oberweite.

ersetzt sie durch aufgesetzte Metallbänder, gewunden, in Rosettenform oder Schleifen, durch Blumen aus Metallgaze, Straußfederrosen um einen Straßknopf oder durch Perlstickerei. — Das Kleid K 1200 ist aus 6,50 m von 60 cm breitem Spitzenstoff und 4 m von 100 cm breiter Seide gearbeitet. Es hat Achselträger aus Goldband und eine goldbraune Samtrose. Über den seidenen Futterrock fallen acht lose Zipfelteile, je vier aus Seide und Spitzenstoff. Rock und Leibchen sind durch Gummizug verbunden. — Für das Kleid K 1217 braucht man etwa 4,50 m Stoff, 100 cm breit. Die Vorderbahn des Kleides ist in Prinzeßform geschnitten. Das Leibchen hat einen runden Ausschnitt mit Vorstoß und weite Ärmel aus durchsichtigem Stoff, für die man etwa 1,60 m Stoff benötigt. Die hübsche Stickerei ist mit Seide in Kurbelstich gearbeitet, man kann jedoch auch Kettenstich arbeiten oder Perlen aufnähen. — Das Kleid K 1218 erfordert etwa 3,75 m Samt, 110 cm breit. Die $3^1/_2$ cm breite Kante, die als Ausputz dient, ist auf weiße Seide gestickt. Die Ärmel sind breit mit heller Seide abgefüttert und haben helle seidene Aufschläge, denen die gestickte Kante als Abschluß dient. Dem Rock liegen vorn zwei gestickte Streifen lose auf. — Den einzigen Ausputz des korallenfarbenen Kleides K 825 bilden schwarze Stäbchenhohlnähte. Der Rock besteht aus einem zweibahnigen, 48 cm langen Futterrock mit abgeschrägten Seitennähten, der oben 126 cm, unten 156 cm weit ist. Dem Futterrock ist eine 27 cm breite, 196 cm weite Falbel angesetzt und drei Falbeln aufgesetzt, von denen die oberste 17 cm breit und 154 cm weit ist. Die beiden mittelsten sind 22 cm breit und 205 cm weit. An der gerafften Seite des Leibchens wird eine 25 cm breite Schlupfenbahn in reichlich doppelter Rocklänge befestigt. Den Ansatz decken Stoffrosen. Erf. 3,75 m Stoff, 110 cm breit. — Das hübsche Schlupfkleid K 826 erfordert 2,50 m Stoff, 100 cm breit. Maschinenlochnaht ergibt seinen Ausputz zusammen mit Säumchengruppen. Der moderne Gürtel ist aus Sternblumen von weißem, lila und



K 1217. Kleid mit dreieckiger Schleppe. Beyer-Schnitt für 46 cm Obw. Abplättm. 50 741/I, Preis für 1 m 24 Mark.

K 1218. Samtkleid mit Stickerei. Schnitte für 44 u. 48 cm Oberweite. Abplättmuster 50 558/II, Preis für 1 m 42 Mark.

K 825. Tanzkleid für junge Mädchen. Beyer-Schnitte für 42 und 46 cm Oberweite.

K 826. Festkleid für Backfische. Beyer-Schnitte für 40 und 44 cm Oberweite.

K 1029. Gesellschaftskleid aus Samt. Beyer-Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite.



kirschrotem Samt gearbeitet. — Das feine Kleid K 1029 ist aus 4 m von 110 cm breitem Samt und 1,50 m von 50 cm breitem Spitzenstoff gearbeitet. Der rechte Leibchenvorderteil ist mit großer Agraffe auf dem Rock befestigt. Dieser hat eine kleine gefütterte Zipfelschleppe. — In eigenartiger Weise ist das Kleid K 411 ganz aus 18 cm breitem Taftband gearbeitet, das durch gleichfarbige Seidenhäkelei verbunden und begrenzt ist. Die Rockfalbeln sind einem leichtseidenen Futterrock aufgesetzt. Der Gürtel ist aus Silberband.

Man braucht 14 m Band. — Zierliche Vergißmeinnichtkränze schmücken die rosa Bandenden, die an dem reizenden Kinderkleidchen MK 412 vom rosa Taftleibchen auf das hellblaue Libertyröckchen flattern; erf. für das Alter von 4 Jahren etwa 1,85 m Seide, 1/2 m Taft, 3 m Band, 3 cm breit, und 11 Kränzchen. — Schmale gelbgetönte Tüllspitze und Blenden und Rosen aus lavendelblauem Seidenkrepp ergeben die Garnitur des altrosa Taftkleides K 55 247; sein Rock ist unten ausgebogt und

☆

K 55 247. Stilkleid mit gestütztem Rock. Beyer-Schnitt für 44 cm Oberweite.

K 411. Kleid aus Seidenband. Beyer-Schnitt für 44 cm Oberweite.

MK 412. Festkleid für Kinder. Beyer-Schnitte für 2, 4 und 6 Jahre.

seitlich mit einem Rohrreifen gestützt. Erf. etwa 3,80 m Taft und 25 cm Krepp, je 100 cm breit. — Das Kleid K 1030 bietet eine vorzügliche Vorlage zum Aufarbeiten; man braucht zu seiner Herstellung 2 m Seide oder Samt, 100 cm breit, und 3,25 m Spitzenstoff, 90 cm breit. Die seitlichen Flügelbahnen des Rockes sind gefüttert. Große Metallblume. — Das niedliche Kleidchen MK 801 ist aus 1 m rosa Schleierstoff und 2 m von 14 cm breiter Spitze gearbeitet. Blaues Samtband hält seitlich und rückwärts das Kleid zusammen und bildet vorn Schnürschluß. — Das Kleid K 35504 ist aus 3,50 m von 90 cm breiter stahlgrauer Seide und 2,50 m von 100 cm breitem golddurchsticktem grauem Spitzenstoff gearbeitet. Hochmodern ist die Wulstgarnitur, die den unteren Leibchenrand begrenzt. — Passend zum festlichen Anzug muß auch die Frisur festlich gehalten sein. Die Abbildungen auf der nächsten Seite zeigen vier verschiedene Haartrachten, von denen die oberste die große

K 1030. Gesellschaftskleid aus zweierlei Stoff. Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite.

MK 801. Festkleid für Kinder. Beyer-Schnitte für 4, 6 und 8 Jahre.

K 35504. Stilkleid aus Seide und Tüll. Beyer-Schnitt für 36 cm Oberweite.

Ballfrisur darstellt, die langes, volles Haar erfordert. Der rechte Seitenscheitel reicht bis zum Wirbel. Die beiden Scheitelteile werden onduliert und toupiert. Dann steckt man sie zurück. Vom linken Scheitelteil werden die kurzen Haare vorn gebrannt und in die Stirn gelegt. Die langen Enden der festgesteckten Scheitelteile teilt man in drei Teile, zwei große für die hochstehenden Puffen und einen kleineren. Aus diesem dreht man einen zweiteiligen Zopf, der mit einer silbernen Schnur umwunden und rings um den Kopf quer über die Stirn gelegt wird. Dann steckt man die beiden Puffen auf. Das kurze Seitenhaar wird in zwei übereinanderliegenden Reihen nach unten gerollt zu Locken gebrannt. Das rückwärts übriggebliebene Haar wird hochgekämmt und als Abschluß unter den Puffen glatt hin und her gelegt. Als Schmuck eine Spange und auf beiden Seiten Reiher. — Einen ganz kurzen Scheitel zeigt die linksstehende Frisur, die sich sehr gut für verhältnismäßig kurzes Haar eignet. Man teilt das Haar quer über den Kopf ab, rückwärts nochmals in drei Teile, von denen der mittelste abgebunden und nach oben zu einer großen Puffe aufgerollt wird. Die beiden anderen Teile werden am Hinterkopf glatt verkreuzt und seitlich mit großen Nadeln befestigt. Die Enden werden zu Locken gebrannt und schließen sich den Seitenlocken an. Für Stirn- und Seitenlocken brennt man einen Teil des Haares nach oben, einen nach unten. Auch die kurzen Nackenhaare werden zu Löckchen gebrannt. Durch einen breiten Elfenbeinkamm wird die Puffe in schräger Lage gehalten. — Die untere Frisur ist links weit an der Seite bis zum Wirbel gescheitelt. Das Haar wird an beiden Seiten und quer über den Kopf abgeteilt. Auch das Hinterhaar teilt man in zwei Teile. Von einer Haarsträhne steckt man hinten einen Halteknoten. Das Vorderhaar wird nach rechts gebürstet und unter dem Knoten festgesteckt. Die Seitenteile werden über die Ohren ins Gesicht gezogen. Dann werden sie, nach oben etwas gerollt, hinten festgesteckt. Das Stirnhaar wird gebrannt. Das in zwei Teile geteilte Hinterhaar ist von rechts nach links und von links nach rechts mit großen Nadeln locker aufgesteckt. — Einen ganz kurzen Mittelscheitel zeigt die mit Stirnreif geschmückte letzte Frisur. Die Enden der Scheitelteile werden seitlich als Locken aufgerollt und festgesteckt. Das übrige Haar wird zurückgekämmt und abgebunden. Die Enden vom Knoten werden nach oben eingeschlagen. Das Stirnhaar wird nach oben und unten gebrannt. — Die Beyer-Schnitte sind für 140 Mark (Preissteigerung vorbehalten) zuzüglich 6 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24.

Vier Frisuren für Ball und Gesellschaft.

Rätsel und Spiele

Kapselrätsel.

In Hecken, im Haselnußdickicht
Hab' oft ich's mit Selma gesehn;
Doch ohne die Selma pflegt's zahlreich
In Städten und Dörfern zu stehn.

Anagramm.

Birma, Aden — Bruch, Hase — Kleid, Eros — Leber, Reiz — Lack, Daun — Liste, Hirn — Erbin, Lohn.

Aus jedem dieser Wortpaare ist durch Umstellen ein neues zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter nennen die Geburtsstädte zweier deutscher Dichter. Die Wörter bedeuten 1. Badeort, 2. Hafenstadt in Persien, 3. Stadt auf Seeland, 4. berühmter Chemiker, 5. Stadt auf Neuseeland, 6. Vorname, 7. süddeutsche Stadt.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben: a, a, an, bac, burg, chus, de, den, dob, don, dor, e, gen, il, king, ku, le, lon, ma, me, na, nan, nau, o, ri, sa, saal, sit, til, to sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von vorn nach hinten gelesen ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: Weltstadt, Gedicht, griechischer Gott, Stadt in Thüringen, Stärkungsmittel, Stadt in Ostpreußen, Rabenvogel, Staat in Südamerika, altrömische Grenzburg, weiblicher Vorname, Gebirge in Südamerika, Stadt in China.

Auflösungen aus Heft 11

Skataufgabe B: eW, sW, e10, eK, eO, e9, g10, r10, sD, s10. C: e8, e7, g8, g7, rD, sK, sO, s9, s8, s7. Skat: rK, rO. 1. gW eW, e8—4. 2. r10, rD, r7—21. 3. sK, gK, s10+18 4. rW., g10, g7+12. 5. g9 sW, sO—5. Nun macht A alle Stiche und gewinnt mit Schneider.

Schieberätsel: Bergen, Orb, Rathen, Nab, Engen, Ovar. — Borneo.

Zum Nachdenken: Kinderleicht wird mancher sagen. Macht für 1 Huhn in 1 Tag 1 Ei; also 4×9=36 Eier. Falsch! Die richtige Lösung lautet: Legen $1\frac{1}{2}$ Hühner in $1\frac{1}{2}$ Tagen $1\frac{1}{2}$ Eier, so legen $1\frac{1}{2}$ Hühner in 1 Tag 1 Ei und 1 Huhn in 1 Tag $\frac{2}{3}$ Ei. Also $1 \times 1 \times \frac{2}{3} \times 4 \times 9 = 24$ Eier.

Kapselrätsel: Spinnen, Spinnrocken.



Leitung: Horst Schöttler

Gerede.

Eine keifende Weiberstimme im oberen Stockwerk: „Du Lump, wo hast du dich die ganze Nacht herumgetrieben? Schämst du dich denn gar nicht?“

Man horcht auf und lächelt. „Die Müllers dort oben scheinen recht unglücklich zusammenzuleben,“ sagt man zu seiner Frau, während sie den Morgenkaffee hereinbringt. „Ja, ich hab's auch schon in der Küche gehört, es schallte ja durchs ganze Haus!“

Am Nachmittag weiß bereits das halbe Stadtviertel, daß Müllers sich scheiden lassen wollen.

Am Abend sagt Herr Müller zu seiner Frau: „Liebste, heute führe ich Lump aber an der Leine auf die Straße, sonst reißt er wieder aus, und du kannst die ganze Nacht aus Sorge um ihn kein Auge zutun!“

Wahres Geschichtchen.

Anfang dieses Jahrhunderts hatte eine Leipziger Firma Maschinen im Betrage von 17000 Mark an den serbischen Staat geliefert. Da Zahlung ausblieb, wurde gemahnt. Umgehend kam das Geld. Der Empfang von 17000 Mark wurde höflichst dankend bestätigt. Umgehend kam nochmals Zahlung. Der Irrtum wurde schriftlich aufgeklärt, die 17000 Mark wurden für eine eventuelle spätere Lieferung gutgeschrieben. Umgehend kam nochmals Zahlung. Daraufhin die Mitteilung, daß nunmehr ein Guthaben von 34000 Mark vorhanden sei. Umgehend kamen 34000 Mark. Um den serbischen Staat nicht ganz bankrott zu machen, wurden die Bestätigungsschreiben eingestellt.

Der verzauberte Prinz.

Die Tante, eine etwas ältliche Jungfer, erzählte dem kleinen Fritz das Märchen vom Prinzen, der in einen Frosch verzaubert war und von einer Jungfrau erlöst wurde, die er dann heiratete. „Gibt es auch heute noch solche Frösche?“ fragte Fritz. „Ja, in den besonders großen stecken höchstwahrscheinlich noch verzauberte Prinzen.“

Am Abend, als die Tante schlafen gehen wollte, stieß sie einen lauten Schrei aus. Fritz hatte sein möglichstes getan, um die Tante zu versorgen! J. W.

(Fortsetzung des „Plauderers“ übernächste Seite.)





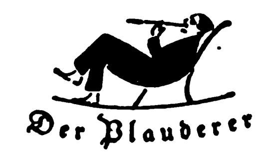


Für Küche u. Haus

Nachweihnachtliches. Beim Ableeren des Christbaumes sammeln praktische Hausfrauen alle Lichtrestchen und hier und da heruntergetropftes Stearin in einer alten Konservenbüchse. Auf nicht zu heißer Platte wird das Wachs in der Büchse geschmolzen, um dann mannigfachen Zwecken zu dienen. In ein schmales Senfglas gegossen, ergibt es mit einem Baumwollfaden als Docht ein sehr praktisches Licht, unter harte Schuhcreme gemischt, macht es diese wieder geschmeidig, flach erstarrt zwischen ein Tuch gelegt, ist es vorzüglich zum Abglätten von Eisen, und flüssig dient es zum Wachsen von Linoleumböden. — Die Lichthalter des Weihnachtsbaumes werden bei Gelegenheit des Wachssammelns gleich sorgfältig gereinigt, um im nächsten Jahre wieder gebrauchsfertig zur Hand zu sein. Aus der Spitze des Weihnachtsbaumes kann, wenn man sich endlich von ihm trennt, ein netter Quirl gemacht werden. Man schält den Stamm auf die gewünschte Stiellänge ab und schneidet den oberen Zweigkranz zu Quirlenden von praktischer Länge rings ab.

Ein nettes, nicht kostspieliges Gericht für einen der Feiertage ist Grünkohl mit gefüllten Kartoffeln. 1 1/2 Pfund Grünkohl werden gewaschen, gebrüht, gewiegt und mit Fett und 3 Löffeln voll Semmelkrume, 1 Teelöffel voll einer feinen Würze und Salz weichgeschmort. 1 1/2 Pfund recht gleich große Kartoffeln werden nicht ganz weichgekocht, geschält, ein Deckel weggeschnitten und die Kartoffeln ausgeschabt. Von 2 Händen voll getrockneten, am Abend zuvor in Wasser geweichten Schoten, in Salzwasser weichgekocht, gleichviel ebenso behandelten, grob gewiegten Pilzen, 1/4 Pfund in Scheibchen geschnittenen, gekochten Karotten, 1/4 Pfund Reis, in Salzwasser gekocht, 2 feingeschnittenen Zwiebeln, mit Salz und etwas Öl geröstet, und 10 Gramm Majoran, rührt man eine recht glatte Farce, die man in die Kartoffeln füllt, die dann nebeneinander in kochendem Fett in einer Pfanne bei starker Hitze backen müssen. Der auf heißer Schüssel als Berg angerichtete Grünkohl wird mit den gefüllten Kartoffeln umgeben, die noch mit zerlassener Butter betropft werden; ausgezahnte Scheiben von roten Beeten, auf den Grünkohl gelegt, sehen sehr hübsch aus.





(Fortsetzung)

Rezept, wie man Journalist wird.

Man beginne damit, Politik, Geschichte, Geographie, Sprachen und Literatur zu studieren. Auch Kenntnisse in der Gesetzeskunde, Physik, Chemie, Botanik und medizinisches sowie philosophisches Wissen sind nicht entbehrlich. Danach übe man sich in der Besprechung von Versammlungen, Vorträgen und ähnlichen Veranstaltungen und suche es dahin zu bringen, daß man das öffentliche und private Leben aller Lebenden und toten Politiker, Schauspieler, Schauspielerinnen und anderer bekannter Personen genau kennt. Man verschaffe sich dann einen Überblick über in- und ausländisches Handels- und Finanzwesen, mache sich mit sämtlichen Post-, Telegraphen- und Eisenbahnangelegenheiten vertraut und studiere die Technik der Buchdruckerkunst. Vielleicht wird man dann nach dieser Ausbildung für brauchbar befunden; ganz sicher ist's auch dann nicht, weil man zum Journalisten, wie zum Sänger und Dichter, geboren sein muß.

Ge.

Wahres Geschichtchen.

„Mutter", bittet Bubi, der seit kurzem stolz zur Schule geht, „wir haben solchen netten Lehrer, dem möchte ich gern was schenken." Mutters Rat, ein hübsches Sträußchen zu pflücken, findet gar keinen Anklang —: „nee, so was nicht! Ich dachte, eine Kiste Zigarren vom Vater?" Mutter macht ihm klar, daß kleine Jungens ihrem Lehrer solche Geschenke nicht machen können, und Bubi kommt auf seinen Wunsch nicht mehr zurück. — Aber in den nächsten Tagen erscheint sein Lehrer bei Mutter, mit einem Paketchen in der Hand. Ein Schlips liegt drin. Bubi hat ihn dem Lehrer gebracht und nicht zurücknehmen wollen: „Behalten Sie ihn doch bitte ruhig. Vater trägt ihn doch nicht mehr!"

A. N.

Neuer Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht,
Und nicht von einer Ratte,
Wer heut noch von Vermögen spricht,
Spricht davon, was er hatte!



ist und bleibt das idealste **Nährmittel** für **Kinder, Kranke** und **Genesende**

Zeitgemäße Backrezepte kostenfrei erhältlich durch die

Deutsche Maizena-Gesellschaft A.-G., Hamburg 15
Maizena-Haus









Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken: Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 28
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre:
„Wie behandle ich mein Linoleum und Parkett sachgemäß?"



bewährt und empfohlen gegen Hautausschläge/Flechten Krampfadergeschwüre/Frostschäden/Alte Wunden.
Zu haben in Apotheken!
Rich. Schubert & Co. Weinböhla-Dresden

Bilz Sanatorium Prospekt frei
Dresden-Radebeul
Erfolgreiche Winterkuren.



Nervöse

Unruhe, Schlaflosigkeit, Erregungen, Herzbeschwerden werd. behoben durch **„Baldrament"** Pflanzenprodukt. Die natürlichste Medizin zur Beruhigung der Nerven. Fl. M. 250.–. **Otto Reichel Berlin 25 SO., Eisenbahnstr. 4.**



Bequeme Entfettung! Was hat man nicht schon alles versucht, um die mit Fettleibigkeit belästigten Personen von ihrem unbequemen und ungesunden Fett zu befreien! Da werden Kuren in Karls- und Marienbad gemacht, aber leider mit dem Erfolg, daß kurze Zeit nach der Badereise die dort vielleicht verlorenen 20 Pfund durch weitere 40 Pfund mehr als ersetzt sind. Und doch gibt es für alle, welche dünner werden wollen, ein bequemes Mittel, fast so schlank wie eine Tanne zu werden. Es ist dies der bewährte ***Herbaria-Entfettungs-Tee,*** welcher höchst gesundheitsfördernd entfettet, ohne unangenehm abzuführen. Er ersetzt jede Badekur bei weit besserer Wirkung, was viele Dankschreiben bestätigen. Für erfolgreiche Kur 3—6 Pakete erforderlich. Paket ***1050.***— Mark.

Von 20jährigem Magenleiden befreit! **Dankschreiben:** Da ich sollte operiert werden, wollte ich erst Ihren Tee probieren. Habe das Magenleiden schon 20 Jahre, konnte gar nichts schaffen und nichts essen. Seit ich Ihren Tee trinke, habe ich keine Schmerzen mehr, kann schaffen u. essen, was kommt, bin wie neugeboren, werde Sie überall empfehlen. Senden Sie mir wieder 6 Pakete usw. So schreibt freiwillig Frau Sophie Greiner, Glashütten, über unsern ***echten Herbaria-Alpenkräuter-Magentee.*** Viele ähnl. Dankschreiben gehen fast täglich ein. Vorzügl. Mittel bei **Magenschwäche, -Krämpfe, -Schmerzen, Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Aufstoßen, Appetitlosigkeit, Magen- u. Darmkatarrhe** usw. Paket nur ***950.***— Mk. (Für gründliche Kur zirka 6 Pakete erforderl.)

Echte Schönheit! Nicht Salben u. Schminken erzeugen „wahre" Schönheit, sondern diejenigen Mittel, welche **durch die roten Blutkörperchen** gehen! Trinken Sie, um **echte Schönheit** zu erlangen, unseren ***„Herbaria-Schönheits- und Verjüngungs-Tee".*** Er ist ein die Hauttätigkeit förderndes **inneres** Schönheitsmittel, reinigt Blut u. Säfte, erfrischt u. verjüngt das Aussehen, Haut- u. Gesichtsunreinigkeiten, Bläschen, Pickel, Ausschläge usw. verschwinden bald. Die Haut erscheint **jugendfrisch.** Viele Dankschreiben. Paket ***525.***— Mark. (Kur 3—6 Pakete.)

Gallensteine werden durch den steinbrechenden ***Herbaria-Gallensteintee*** schmerzlos aufgelöst u. abgeführt. Paket ***550.***- Mk. (Kur 3-6 Pak.).

Bestellungen richte man direkt an das **Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg 291 (Baden),** worauf Versand durch dessen Versandapotheke erfolgt. Preise freibleibend!

Die führende Marke

ST. BARBARA A. G. UHYST

St.-BARBARA A. G.

SANCT BARBARA

AKT.-GES. UHYST

LIQUEUR GELB

Als Spediteur empfiehlt sich:

A. Warmuth, Berlin C. 2

Telefon: Amt Norden 9731—36. H. d. Garnisonkirche 1a.



Sie erhalten wertvolle Anregungen und sparen viel Geld, wenn Sie bei Ihren Bücheranschaffungen stets den Katalog der Universal-Bibliothek zu Rate ziehen.

Gegründet 1881 — Über 2000 Gruppen

Über 200 000 Mitgl. — Über 200 000 Jugendmitgl.



um alle Deutschen der Erde schlingt der Verein für das Deutschtum im Ausland

In ihm finden sich alle Parteien, alle Bekenntnisse zu gemeinsamer Arbeit zusammen für das einige **deutsche Volkstum** ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit.

Jeder Deutsche, Mann und Frau, Jung und Alt, im Reiche und jenseits der Grenzen müßte **Mitglied des V. D. A. sein!**

Die Vereinszeitschrift „Volk und Heimat" berichtet fortlaufend über alle Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums.

Das Jahrbuch für 1922 bringt den ersten zusammenfassenden Bericht über die Schicksale und Entwicklung des Auslanddeutschtums seit dem Weltkriege.

Preis des Jahrbuchs M. 10.—, geb. M. 20.—. Ausland M. 25.—, geb. M. 50.—. Postgeld Inland M. 6.—. Ausland M. 20.—.

Fragen, Beitrittserklärungen, Bestellungen an den

Verein für das Deutschtum im Ausland

Geschäftl. Abteilung, Berlin W 62, Kurfürstenstr. 105

Postscheckkonto Berlin 112 696.



Nasenformer „Zello-Punkt". D. Reichspatent 321 737 mit 6 Präzisionsregulatoren u. Lederschwammpolstern, formt die orthopädisch beeinflußten Nasenknorpel normal. (Knochenfehler nicht.) Vom **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck** u. a. glänzend begutachtet. – Preis M. 1000.— und M. 1400.—. Notar. beglaubigte Erfolgsberichte gratis.



Geh' nicht so krumm!

Es schadet Deiner Lunge, Deiner Figur. Brust heraus mit dem verstellbaren Geradehalter „Sascha". Preis Mk. 368.— freibl. Angeben ob Figur stark, normal oder schwächlich. **Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W. 155,** Potsdamer Straße 32.



San.-Rat Dr. Wanke Friedrichroda/Thür.

Kuranst. f. Angstzust. u. Nervöse. **Psychoanalyse**

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich aufs „Universum" zu beziehen.

Verlagsfreunde schreiben uns:

„Reclams Universum schätze ich als gegenwärtig beste und produktivste illustrierte Zeitschrift sehr hoch."
E. F. H., Nerchau.

*

„M. E. würde es vollkommen genügen (und auch dem spannendsten Roman keinen Abbruch tun), wenn das Universum zukünftig nur 14 tägig erscheinen würde. Der Umfang bezw. Inhalt könnte dann vielleicht um 1—2 Beiträge (Erzählungen, Novellen usw.) vermehrt werden."
F. Sch., Rathenow.

*

„Es freut mich, gelegentlich dieser Postkarte Ihnen mitteilen zu können, daß ich von dem Inhalt des Universums sowohl in textlicher Beziehung als auch betreffs der bildlichen Reproduktionen voll und ganz befriedigt bin."
W. A., Treptow.

*

„Möchte es nicht unterlassen, zu bemerken, daß Ihr Universum Nummer für Nummer interessant, lehrreich und sauber ausgestattet ist."
H. M., Berlin.

*

„Die Wochenschrift hat meinen vollen Beifall und bitte daher um regelmäßige weitere Zusendung."
D. in Lippspringe.

*

„Von der Gründung an Abonnent Ihres geschätzten Blattes, habe ich vollkommen Gelegenheit gehabt, den Entwicklungsgang desselben zu verfolgen. Recht deutlich konnte ich dabei erkennen, mit welcher Umsicht und Ausdauer Sie sich jederzeit bemüht haben, die Devise Suum cuique, Jedem das Seine, zur Richtschnur zu nehmen. Dabei haben Sie es verstanden, in taktvoller und vornehmer Weise Ihr Blatt zu einem Familienblatt ersten Ranges auszubilden. Möge Ihnen der Lohn so unermüdlichen Fleißes durch stete Vergrößerung Ihrer Abonnentenzahl werden."
B., Chemnitz.

*

„Ich würde es außerordentlich bedauern, wenn Sie die Weltrundschau noch verringern würden; ‚Wissen und Leben' kann wegfallen. Da es den Gebildeten immer schwerer fällt, die hohen Gebühren zu bezahlen, wäre es letzten Endes besser, die Hefte 14 tägig erscheinen zu lassen, falls der Preis später zu hoch wird. Ein anderer Weg wäre der, den Betrag an jedem Monatsersten einzuziehen oder Nachforderungen durch die Post einzuholen."
H., Düsseldorf-Ruhrort.

*

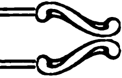
„Ihre wirklich künstlerische, vornehme Zeitschrift vermag derart zu fesseln, daß ich sie unter keinen Umständen mehr missen möchte."
A. S., Zwickau.

*

„Mit Vergnügen will ich das Universum allen meinen Bekannten empfehlen, kann ich es doch aus tiefster Überzeugung. Ihrem Bestreben, diese Zeitschrift stets so wertvoll zu gestalten, rufe ich ein herzliches ‚Glück auf!' zu."
W. in Winterthur.

Verlangen Sie in den Buchhandlungen die Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek.





Witzecke

Herr Neureich. „Heute habe ich endlich einen Kammerdiener engagiert!“

„Aber Emil! Gewöhne dich endlich an unsere Villa: Wir haben doch nur Zimmer!“

Naheliegend. „Wo wohnen Sie denn jetzt?“

„In einem früheren Hühnerstall.“

„Wie interessant! Legen Sie da auch Eier?“

Erklärlich. „Sie schnupfen nicht mehr?“

„Nein! Ich habe mal wegen einer Prise den Zug verpaßt.“

„Wie kam denn das?“

„Ich mußte niesen und da platzten mir die Hosenknöpfe ab.“

Bequem. „Zahlen Sie Steuern?“

„Nein. Ich lasse sie vom Gerichtsvollzieher abholen.“

Dürr. „Beim Laufen bekomme ich immer Seitenstechen.“

„Wie ist denn das möglich? Sie haben doch bloß vorn und hinten.“

Wertmesser. „Weshalb nennt denn Ihr Freund seinen Sohn ‚Rubel‘?“

„Weil er so tief gesunken ist.“

Im Heiratsbureau. „Schade, daß der Herr so krumme Beine hat!“

— „Aber Fräulein, dadurch paßt er doch so vorzüglich zu Ihnen; wenn die Beine gerade wären, würde er ja 'n Kopf größer sein als Sie!“

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für ... O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — ... Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfg... Millimeterzeile Mk. 90.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in ... Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien.

Nahrhafte, wohlschmeckende
Kuchen und Speisen

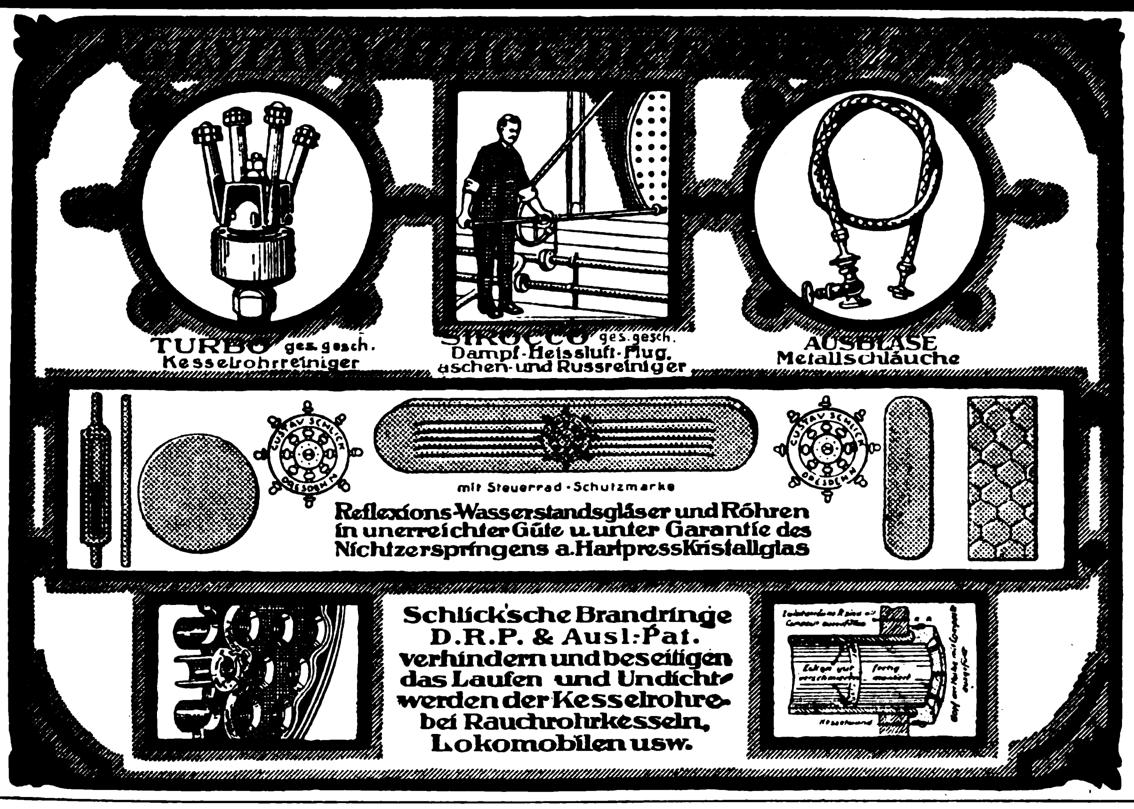


erzielt man mit Dr. Oetker's allseitig geschätzten und bewährten Fabrikaten. Wenn die Hausfrau zum Backen von Kuchen oder zur Herstellung von Klößen am liebsten Dr. Oetker's Backpulver „Backin" verwendet, so geschieht dies daher, weil sie aus Erfahrung weiß, daß damit der Kuchen usw. **stets gelingt** und weil das Arbeiten mit Dr. Oetker's „Backin" und nach Dr. Oetker's Rezepten **denkbar einfach, schnell** und **sicher** ist. Dr. Oetker's Puddingpulver, von den einfachsten bis zu den feinsten Sorten, geben eine für heranwachsende Kinder wertvolle Speise sowie eine Nachspeise, die jeder Hausfrau Ehre macht. Dr. Oetker's Milch-Eiweiß-Pulver hilft Eier sparen und wird zu Kuchen, Klößen, Mehlpfannkuchen usw. benutzt, Dr. Oetker's „Gustin" ist ein sehr feiner Speisestärke-Puder, der in keiner Küche fehlen darf, um Milch, Suppen, Saucen, Früchte, Gemüse, Fette usw. sämig zu machen. Ein Versuch wird jede Hausfrau befriedigen. An Stelle der teuren Mandeln und Zitronen verwende man Dr. Oetker's Bittermandelöl, Zitronenöl oder Kuchengewürzöl. Einige weitere bewährte Küchen-Hilfsmittel sind:

Dr. Oetker's Vanillin-Zucker * **Dr. Oetker's Rote Grütze**
Dr. Oetker's Einmache-Hilfe * **Dr. Oetker's Saucen-Pulver**

Rezepte zur Verwendung von Dr. Oetker's Fabrikaten umsonst in den Geschäften!
Wenn vergriffen, schreibe man eine Postkarte an:

Dr. A. Oetker, Nährmittelfabrik, Bielefeld.



Zigaretten-Maschinen für Großbetrieb
System Universal und U. K.
für Zigaretten ohne sowie mit Gold-, Kork-, Aluminium-, Stroh- oder dergleichen Mundstück.
Kreismesser-Schleifmaschinen / Ausschuß-Aufreißmaschinen / Automatische Packmaschinen
sowie sonstige Hilfsmaschinen für die Zigaretten-Industrie.
United Cigarette Machine Company, Gesellschaft mit beschränkter Haftung / Dresden-A. 21

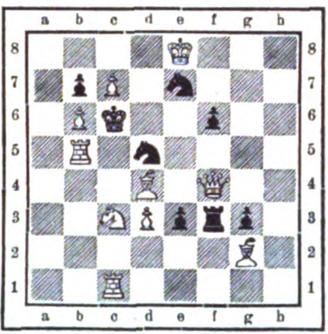
Schach

Redigiert von J. Mieses

In der Zeit vom 13. November bis zum 2. Dezember fand in Wien ein internationales Schachturnier statt, an dem sich 15 Meister beteiligten. Den ersten Preis gewann Rubinstein; er hat 11 Zähler erreicht, ohne eine einzige Partie zu verlieren. Zweiter Preisträger ist Tartakower mit 10 Zählern, dritter Wolf mit $+9^1/_2$. Den vierten, fünften und sechsten Preis teilten Aljechin, Maroczy und Tarrasch mit je +9. Siebenter Preisträger wurde Grünfeld (+8), achter Réti $(+7^1/_2)$.

Aufgabe Nr. 95.

Von C. Mansfield in Bristol.



Matt in zwei Zügen.

Diese Aufgabe gewann den ersten Preis im Problemturnier der italienischen Schachzeitung „L' Alfiere di Re".

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum“ zu beziehen.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur hilft mit, wer Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek verteilt

Beachtenswerte Mitteilungen

Die wirtschaftliche Not jedes einzelnen ist heute groß, daher ist Sparen das Gebot der Stunde, und dies lohnt sich schon am kleinsten Objekt. Geben Sie nicht Geld aus für Bohnenkaffee oder teure Kaffee-Ersatzmittel. Ein wirklich guter und dabei billiger Kaffee-Ersatz, der nach wissenschaftlichen Rezepten bergestellt wird, ist Cacafeo. Er ist äußerst ergiebig, wohlschmeckend und preiswert, drei Vorzüge, die allein schon einen Versuch lohnend machen. Cacafeo ist in einschlägigen Geschäften zu haben, wenn nicht, weist die Alleinherstellerin, Cacafeo-Malz- und Kornkaffee-Werke Gustav Seiler, Mühlhausen (Th.), auf Anfragen Bezugsquellen nach.

Eine bekannte Tatsache ist es, daß im allgemeinen dem Schnupfen viel zu wenig Beachtung geschenkt und dieser deshalb häufig die Ursache ernster Störungen des Befindens wird. Deshalb ist es dringend geboten, den Schnupfen schnell und gründlich zu bekämpfen. Ein bewährtes Mittel, das auch ärztlicherseits sehr empfohlen wird, ist das fast in allen Apotheken erhältliche „Sozojodol"-Schnupfen-Pulver. Es bewirkt schnell freies, wohltuendes Atmen, beseitigt den vielfach vorhandenen üblen Geruch aus Nase und Mund und verhindert das Schnarchen.



Für unsere Frauen



Dem Wiegenkinde

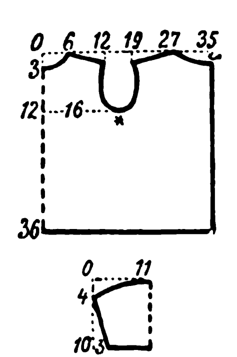


Abb. 4. Schnittübersicht zum halben Hauptteil und Ärmel zu Abb. 1.

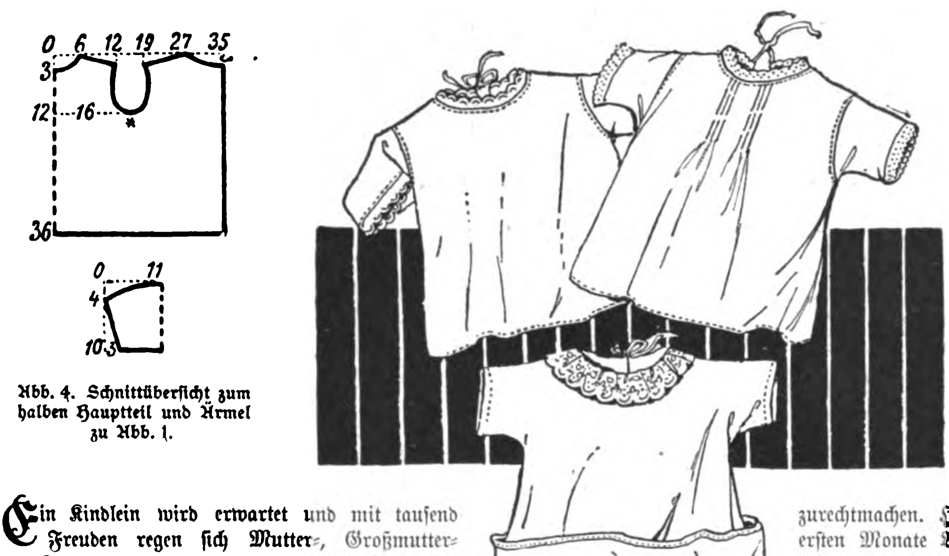


Abb. 1—3. Drei Erstlingshemdchen, siehe Abb. 4 und 6.

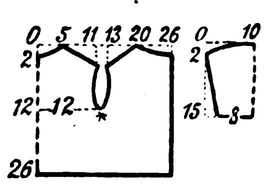


Abb. 5. Schnittübersicht z. halben Hauptteil und Ärmel zu Abb. 16.

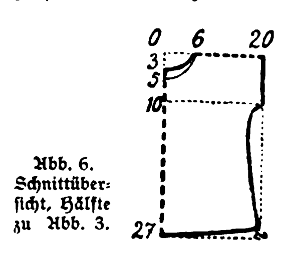


Abb. 6. Schnittübersicht, Hälfte zu Abb. 3.

Ein Kindlein wird erwartet und mit tausend Freuden regen sich Mutter-, Großmutter- und Tantenhände, um dem kommenden Kinde eine kleine Ausstattung zu schaffen. Ist viel Geld vorhanden, so kann Wiegenkindchens Ausrüstung unendlich viel reizende Gegenstände aufweisen, die zwar zum großen Teil nicht notwendig, aber doch hübsch und angenehm sind; steht nicht soviel Geld zur Verfügung, so kann durch Klugheit an allen Stücken weise gespart werden, ohne daß das Neugeborene dadurch in seinem Wohlbehagen beeinträchtigt wird. Als erstes muß für ein gut ausgestattetes Lager gesorgt werden. Das bei weitem Bequemste in der Handhabung ist ein Stubenwagen. Man kann ihn auf das Raffinierteste mit Spitzen und Bändern und Falbeln ausstatten, man kann ihn aber auch mit buntgeblümtem Satin allerliebst und wesentlich haltbarer und praktischer herrichten. Matratze und Kopfkissen sollen — so will es der Kinderarzt — mit Roßhaar gefüllt sein, und zum Zudecken diene eine warme Steppdecke. Wo nichts Neues gekauft werden soll, kann aber auch ein kleines Federkissen für den Kopf und ein richtiges Kopfkissen zum Zudecken genommen werden. Steckkissen sind für die ersten Monate sehr angenehm, da das Kind sich dann viel leichter handhaben läßt; auch eine Wickelkommode ist etwas sehr Bequemes, die meisten Mütter werden aber wohl auf ihre Anschaffung verzichten und das Kind auf dem Tische auf einem durch Gummi und Badetuch geschützten Kissen zurechtmachen. Hemdchen und Jäckchen sind für die ersten Monate Babys Kleidung, ein Dutzend von beiden zu besitzen ist sehr angenehm. Die Hemdchen werden aus weichem Stoff, auch gebrauchtem, aber noch haltbarem, gearbeitet. Die Jäckchen selbst zu stricken lohnt sich kaum, da die fertig käuflichen gewirkten billiger sind; man kann die Jäckchen auch aus Batist, Wäschestoff, Barchent und dergleichen selbst arbeiten. Eine Menge großer weicher Windeln, 80/80 cm groß, ebenso viele 35/45 cm große Unterlagen aus Badetuchstoff, Molton oder Svanboy, eine 30/40 cm große Gummiunterlage und mehrere 80/90 cm große Wickeltücher aus Molton oder anderem weichen, warmen Stoff braucht das Kind, damit es jedesmal nach dem Trinken schön trocken und sauber neu gepackt werden kann. Die Gruppe Abb. 7—14 zeigt diese Sachen und außerdem noch ein Badetuch, eine Nabelbinde, (6/100 cm groß, vier bis sechs Stück erforderlich) und die nicht mehr viel verwendete Wickelbinde sowie eine Leibbinde für Erkältungen. Alle mit Abb. 7—14 gezeigten Gegenstände lassen sich aus Vorhandenem herstellen; so kann man z. B. für das Badetuch, die Wickeltücher und die Unterlagen die unmodernen Waffelbettdecken zerschneiden, die in den meisten älteren Haushaltungen noch vorhanden sind. Für die kleinen Unterlagen können auch alle Reste von Badetüchern, Pikeeunterröcken und dergleichen verwendet werden; damit sie keine zu dicken Randsäume erhalten, arbeitet

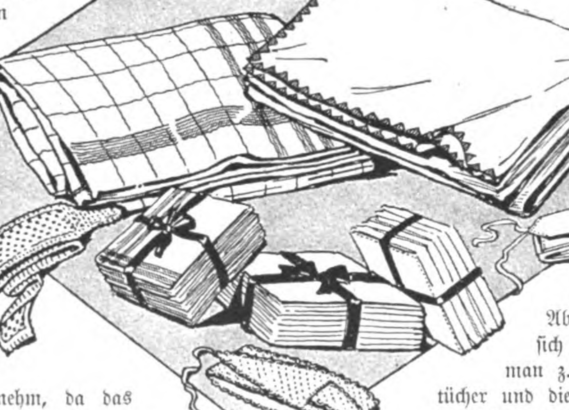


Abb. 7—14. Windeln, Wickeltuch, Badetuch, Nabel- und Leibbinde.

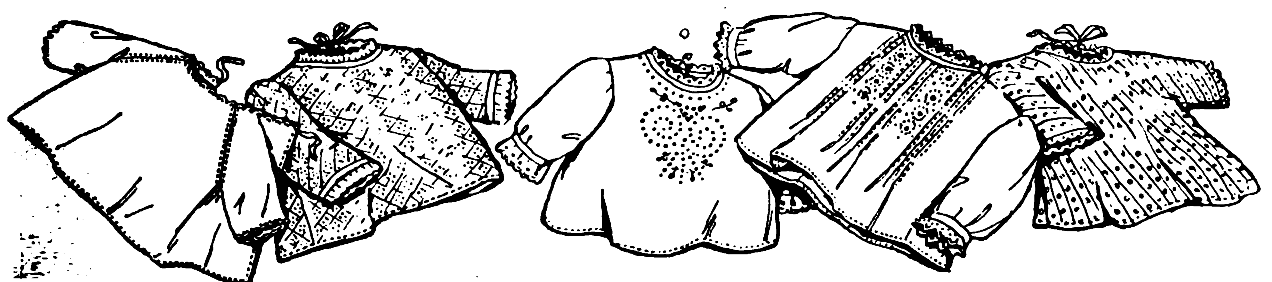


Abb. 15—19. Fünf Jäckchen in einfacherer und feinerer Ausstattung, siehe Abb. 5.



Abb. 20 u. 21. Zwei gestickte Lätzchen. Beyer-Abplättmuster mit Schnittlinien Nr. 30434 und 30435, Preis je 40 Mark.

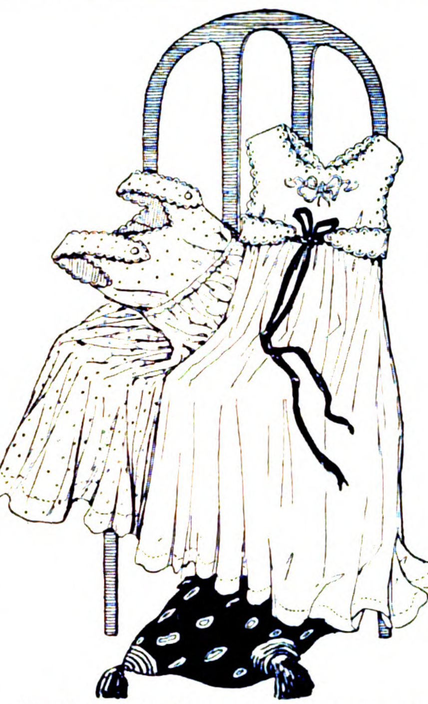


Abb. 24 u. 25. Zwei Tragkleidchen. Beyer-Abplättmuster zur Langette, zu Abb. 24 Nr. 30370 a/I, zu Abb. 25 Nr. 30333/I: je 1 Meter, Preis 24 Mark. Beyer-Schnitte SK 98 und SK 99, Preis je 50 Mk.

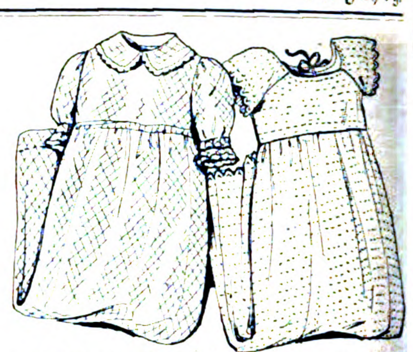


Abb. 22 u. 23. Zwei einf. Tragkleidchen; das Kleidchen Abb. 23 kann auch als Unterröckchen getragen werden. Beyer-Schnitte SK 96 und SK 97, Preis je 50 Mark.

man diese am besten mit der Hand mit weitläufigen Langettenstichen. Für Windeln können auch alte weichgewaschene Mundtücher und Tischtuchreste genommen werden, auch die guten Teile alter Bettücher, nur muß alles sauber gesäumt werden, da bei dem ständigen Waschen sonst die Ränder einreißen würden. — Einige Lätzchen gehören ebenfalls zur Babyausstattung, sie werden am besten aus dickeren Stoffen gearbeitet, die die Feuchtigkeit gut aufsaugen. Lätzchen aus Batist gibt man noch einen etwas kleineren Unterlatz aus dickerem Stoff. — Kleidchen, die das Kind nach dem ersten, zweiten oder dritten Monat bekommt, können aus allen möglichen waschbaren Stoffen hergestellt werden, und zwar lang- oder kurzärmelig. Der Rockteil wird immer gerade, 60—70 cm lang und 110—140 cm weit gearbeitet. Man richtet es der Stoffersparnis halber oft so ein, daß man den Leibchenteil von der Stoffbreite abreißt; bei einer Leibchenhöhe von 20 cm würde bei 80 cm breitem Stoff dann die Rocklänge 60 cm betragen. Der untere Rockrand wird breit, die offenen hinteren Ränder werden nach Belieben schmal oder breit gesäumt, der obere wird auf die Leibchenweite eingereiht. Man kann ihn bei dünnen Stoffen durch Doppelnaht mit dem Leibchen verbinden, bei stärkeren Stoffen steppt man ihn verstürzt an und faßt dabei noch einen Futterstreifen mit, den man darauf zu Saum umgebogen nochmals feststeppt. Füttert man hingegen das Leibchen, so säumt man das Futter mit der Hand über die Verbindungsnaht von Rock und Leibchen. — Die Beyer-Schnitte und -Abplättmuster zu den Lätzchen und Kleidchen sind zu den angegebenen Preisen, zuzüglich 10 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24, ebenso wie ein „Beutel A, Erstlingswäsche" für 90 Mark, enthaltend je einen Schnitt für ein Hemdchen, ein Jäckchen, ein Tragkleidchen (gleich Abb. 25), ein Lätzchen, ein Überziehjäckchen, ein Mädchenhäubchen und ein Jungensmützchen. Zum Selbstherstellen eines Schnittes für ein Hemdchen und ein Jäckchen dienen die kleinen Schnittübersichten Abb. 4 und Abb. 5, nach deren Maßen sich unschwer ein naturgroßer Papierschnitt aufzeichnen läßt. Den Halsrand der Hemden kann man, wie Abb. 1—3 zeigen, verschieden ausstatten, er erhält aber immer einen gegengesteppten Schrägstreifen zum Durchleiten eines weichen Bändchens. Wenn das Kind größer wird, kann man es auch so anziehen, daß man das Hemdchen vorn und das Jäckchen im Rücken schließt.

Der Mangel an Vitaminen

in der täglichen Nahrung ist häufig die Ursache für zurückbleibendes Wachstum der Kinder und das Entstehen von Stoffwechsel- und Nervenerkrankungen bei Erwachsenen.

Der Getreidekeim, der in jedem Getreidekorn, das zur Mühle kommt, schlummert und prozentual viermal soviel Eiweiß, dreimal soviel Kalk- und Phosphorverbindungen, fünfmal soviel Fett und viel mehr Vitamine enthält als das Getreidekorn selbst, ist bisher völlig vernachlässigt und von der menschlichen Ernährung ausgeschaltet worden.

Wer sich für die wichtige Rolle der Vitamine und Nährsalze bei der Ernährung interessiert, verlange von Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz, die kostenlose und postgeldfreie Zusendung der Schriftensammlung Nr. 69:

1. Wissenschaftliche Arbeiten von Ärzten und Ernährungsforschern über die Bedeutung der Getreidekeime und die Anwendung des daraus nach patentiertem Verfahren gewonnenen Nährmittels „Materna" (erhältlich in Apotheken).
2. Rezepte für Krankenkost: Suppen, Breispeisen, Gebäcke, Diätspeisen für Kranke, im Wachstum zurückgebliebene Kinder, in der Ernährung Geschädigte und in der Arbeitsfähigkeit gehemmte Erwachsene.

Materna-Zwieback

ist nicht teurer als gewöhnlicher Zwieback, aber doppelt so reich an Eiweiß und höher im Gehalte an Kalk- und Vitaminstoffen.

Man verlange Materna-Zwieback in den Lebensmittelgeschäften.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz









Ingenieurschule
Technikum Altenburg Sa.-A., mbH.
(Staatskommissar)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau
Preisw. Verpfleg. i. Studierendenheim
Programm auf Wunsch



Verlangen Sie
in den Buchhandlungen die Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Wahres Geschichtchen.

Mein Onkel, der vor fünfzig Jahren längere Zeit in China war, erzählte gern folgendes Geschichtchen: Er batte sich bei der Arbeit die Hose zerrissen und dann eigenhändig einen Flicken eingesetzt. Schließlich brauchte er aber doch eine neue Hose. Da er dem chinesischen Kleiderkünstler keinen europäischen Schnitt zutraute, gab er ihm als Muster die alte Hose.

Stolz lieferte der Meister das Kleidungsstück ab. Er hatte genau nach dem Muster gearbeitet; allzu genau: auch in die neue Hose batte er einen Flicken eingesetzt!

Das verdächtige „K".

Ich unternehme eine Wanderung durch das Erzgebirge. Verschiedene Male überschreite ich die Grenze zwischen Sachsen und der Tschechoslowakei, was ich unbekümmert wagen darf, da ich mit einem Paß versehen bin. Wieder führt der Weg nach Sachsen hinüber, und wo er die Grenze schneidet, steht ein hoher Grenzstein. In ihn ist auf einer Seite eingemeißelt: „K. Sachsen", auf der anderen „K. Böhmen". Davor steht ein Fremder, der fragt:

„Können Sie mir erklären, was das beißt? ‚K. Böhmen' verstehe ich schon, denn Böhmen gibt's koans mehr. Aber ‚K. Sachsen'! Sachsen ist doch noch vorhanden!"

C. F. G.

Gespräch im Schaufenster.

„Ich begreife Ihre stereotype Fröhlichkeit nicht," sprach das Holzpferd zum Springmännchen, „denn der Nagel, mit dem Sie an dem Gummisträngchen befestigt sind, muß Ihnen doch tief ins Gehirn gedrungen sein!" – „Seien Sie man ganz ruhig," schrie das Springmännchen beleidigt, „Sie markieren hier echtes Holzpferd, und dabei sieht man, dort, wo die Farbe ein wenig abgescheuert ist, daß Sie sich nur mit Hilfe von Eisendrähten auf den Beinen halten können. Na, wenn das kein Schwindel ist — —!"

bl.

Rätsel und Spiele

Gleichung.

(a—b) + (c—d)=x

Erklärung:

Heißer a erfüllt
Unsre Jugend wild
Strebt mit raschem Lauf
Zum höchsten b hinauf;
Doch der c, o weh,
Er verfliegt so d!
Wer hat mich so genarrt?
x spricht das Schicksal hart!

Gertrud Jordan.

Kapselrätsel.

Ertönt ein voller Schrei daraus,
Zog auf die Jagd man einst hinaus,
Das Wörtchen zu erlegen.
Doch hört man nur den ersten Laut
Vom Schrei, dann bei der Arbeit schaut
Man es an Wasserwegen.

Silbenrätsel.

Aus den folgenden Silben: be, burg, de, del, der, e, el, er, gens, i, i, ir, lam, land, le, len, na, nie, ös, phi, po, re, reich, ris, saa, se, se, sel, sis, te, ter, tin, wa, win sollen 15 Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endlaute ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: Orakelstätte, deutscher Fluß, Stadt in Bayern, Teil des Beins, Haustier, große Insel, Gesichtsteil, Göttin, Gruß, Schreibmittel, männlicher Vorname, Göttin, Staat Deutschösterreichs, deutscher Fluß, Staat.

Scharade.

Wenn auch kein eins dir eigen ist,
Um dort dein Brot zu pflanzen,
Bewahre doch als Mann und Christ
Dein zwei dir fest im Ganzen.
Für eitle Güter dieser Welt
Sollst du nicht ängstlich sorgen,
Sie schwinden oft, wie umgestellt,
Das Ganze flieht am Morgen.

Auflösungen aus Heft 12/13

Kapselrätsel: Ha(selma)us.

Anagramm: Marienbad, Abuschehr, Roeskilde, Berzelius, Auckland, Christine, Heilbronn. — Marbach (Schiller), Dresden (Körner).

Silbenrätsel: London, Ode, Bacchus, Ilmenau, Sanatogen, Tilsit, Dohle, Ekuador, Saalburg, Maria, Anden, Nanking. — Lob ist des Mannes Untergang.

Kleidung für werdende Mütter. Darüber schreibt Dr. Rud. Th. von Jaschke, Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie, Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Gießen, daß vom 4. bis 5. Monat ab auf das Wachstum Rücksicht zu nehmen sei. Einengende Kleider, Schnürkorsetts seien zu vermeiden. Weiter verweist er auf den Thalysia-Frauengurt und betont die Wichtigkeit der allmähliche Erweiterung erlaubenden Einsatzteile. In der kühlen Jahreszeit verlangt er geschlossene Beinkleider. Das Schuhwerk soll nicht mit hohen Absätzen versehen sein. — Ärztl. Bücherei I Seite 23. Das sind die gleichen Grundsätze, die das weltbekannte Thalysia-Haus in Leipzig mit seinen altbewährten Erzeugnissen in die Praxis einführt. Alles, was der jungen Mutter leichte Entbindung sichert, Wohlbefinden und Erleichterung schafft, was ihr und dem Kindchen gute Entwicklung verbürgt, wird dort geboten. Langjährige Erfahrung geht Hand in Hand mit den neusten wissenschaftlichen Erkenntnissen. Wer Näheres zu erfahren wünscht, lasse sich von der Verlags-Abteilung der Fa. Thalysia Paul Garms, G. m. b. H. in Leipzig 25 entweder entsprechende Drucksachen kostenlos zusenden oder bestelle sofort den „Ratgeber für werdende Mütter“. Bei Berufung auf das Universum fügt die Firma einen Gutschein über 30 Mk. bei.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 8. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile Mk. 90.—. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.


„Klio“-
Goldfüllhalter
überall erhältlich
Klio-Werk
G. m. b. H.
Hennef a. d. Sieg


Emil Grantzow
Dresden-H. 16
Selbsttätige Spitzmaschine
„Avanti“
für Blei- und Farbstifte.


Wollen Sie ein gutes Hausmittel haben, so kaufen Sie
Amol
Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof


KAYSER
BESTE DEUTSCHE MARKE
KAISERFABRIK A G KAISERSLAUTERN


ENTHÄLT NUR FEINSTE MOLKEREIBUTTER
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK
LEIBNIZ-KEKS
HANNOVER

Redigiert von Schach J. Mieses

Damengambit.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Wien am 13. November 1922.

	Bukovics. Weiß.	Bogoljuboff. Schwarz.		Bukovics. Weiß.	Bogoljuboff. Schwarz.
1.	d2–d4	d7–d5	7.	Dd1–b3	Lg4×f3
2.	c2–c4	d5×c4	8.	g2×f3	Sd7–b6
3.	Sg1–f3	Lc8–g4	9.	Lc4–e2	Lf8–e7
4.	e2–e3	e7–e6	10.	Lc1–d2	0–0
5.	Lf1×c4	Sb8–d7	11.	Sc3–e4	Sf6×e4
6.	Sb1–c3	Sg8–f6	12.	f3×e4	Ta8–c8!

Dieser Zug bildet im Zusammenhange mit dem nachfolgenden ein sehr feines Manöver.

13. a2–a4 c7–c5! | 14. a4–a5 Sb6–d7
15. Db3×b7 Tc8–c7

Das vom Nachziehenden gebrachte Bauernopfer erweist sich als gesund und chancenreich.

16. Db7–b3 Le7–h4 | 17. e4–e5 . . .

Hierauf kommt Weiß in Nachteil. Am besten wäre wohl 17. 0–0, Dg5+ 18. Kh1, cd 19. Tad1, worauf die Chancen beiderseits etwa gleich sein mögen.

17. . . . Dd8–g5 | 18. Le2–f3 c5×d4
19. e3×d4 . . .

Weiß muß in den sauren Apfel beißen, denn sonst geht der Bauer e5 verloren.

19. . . . Lh4–f2+ | 20. Ke1–e2 Dg5–h4
21. Ta1–d1 Tf8–b8

Nicht 21. . . ., Ld4: ? wegen 22. Le1, Df4 23. Lg3 usw.

22.	Db3–a3	Lf2×d4	25.	Ke2–f1	Tc8–c1
23.	Ld2–e1	Dh4–f4	26.	Td2–e2	De5–f5
24.	Td1–d2	Df4×e5+	27.	Kf1–g2	. . .

Es drohte Tc1–c3.

27. . . . Sd7–e5 | 28. Th1–f1 Se5×f3
29. Da3×f3 . . .

Auf 29. Tf3: entscheidet sofort 29. . . ., Dg4+, denn der Läufer kann nicht dazwischen ziehen wegen Tg1 matt.

29. . . . Df5×f3+ | 30. Tf1×f3 Ld4×b2

Weiß gab hier das hoffnungslose Endspiel auf.

Witzecke

Selbstverurteilung. Amtsrichter (bei der Heimkehr aus dem Wirtshaus): „Sei nicht bös, daß ich so spät komme, Liebste — morgen darfst du dir einen neuen Hut kaufen — unterwegs habe ich mich zu fünftausend Mark Geldstrafe verurteilt.“

Sächsisches. „Warum heißen denn diese Scheiben Butzenscheiben?“

„Jedenfalls doch, weil se so häufig gebutzt werden müssen!“

In der Bar. „Kann ich morgen bezahlen?“

„Bedaure, da müssen Sie nebenan in das Wirtshaus gehen, hier ist Bar!“

Der Tierfreund. Nachbar: „Sagen Sie mal, in Ihren Zimmern läuft ja das Wasser an den Wänden herunter.“

Gastwirt: „Was geht's Sie an?“

Nachbar: „Entschuldigen Sie nur, ich dachte an die Wanzen — die kriegen ja den Rheumatismus.“

Im Garten. Hans: „Was unser neuer Gärtner für ein großes Maul hat!“

Mutter (verweisend): „Man sagt nicht Maul, sondern Mund!“

Hans (nach einer Weile): „Mutter, hier wühlt ein Mundwurf!“

Im Antiquitätenladen. „Diese Handschuhe haben einer berühmten Dichterin gehört, die leider zu früh gestorben ist!“

„Ja ja, vielleicht hätte sie die Löcher gestopft, wenn sie länger am Leben geblieben wäre!“













Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn

Raoul H. Francé

BIOS

Die Gesetze der Welt

2 Bände mit 249 Abbildungen.

„Dieses Buch Francés ist das Gipfelwerk seines reichen Forscherlebens. — Die Darstellung der Natur- und Lebensgesetze liest sich wie ein interessanter Roman; aus allen Gebieten modernen Wissens und moderner Forschung holt der Verfasser die Dokumente, die für die Richtigkeit seiner biozentrischen Auffassung vom Weltgeschehen sprechen."

Lesen Sie Dumas

Denkwürdigkeiten eines Arztes

mit den Bänden:

Der Großkophta
Josef Balsamo
Das Halsband der Königin
Ange Pitou
Gräfin von Charny
(2 Bde.)

Dieser Romanzyklus rollt ein **Weltdrama** von außerordentlicher Wucht ab. Fieberhafte dramatische Spannung, Klassenkämpfe, Okkultismus. Atembeklemmende Geschehnisse, die jeden in ihren Bann nehmen, ziehen an den Augen des Lesers vorbei.

*

Jeder Band ist in sich abgeschlossen, zählt nahezu 1000 Seiten und ist in Halbleinen gebunden. Glänzende Ausstattung. Preis vom 1. Dez. für jeden einzeln erhältlichen Band M. 1800.-

Bestellungen durch jede Buchhandlung oder durch

Verlag Dieck & Co.
Stuttgart

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz i. B.

Neu! Neu!

Am Stammtisch „Zum faulen Hobel"
Humor. Erzählung in Stammtischabenden von **Adam Karrillon.** Umschlag u. Zeichn. von G. Scholz. Pappbd. M. 3.–, Halbleinen M. 3.50, geschmackv. Halblederbd. M. 8.—

Longin
Die Geschichte des Simplex und Duplex von **Walter Neter.** Pappbd. M. 2.50. Halbleinen M. 3.-, geschmackv. Halblederbd. M. 8.—

Der Zufall
Roman von **John Jönsson.** 350 S. stark. Umschlagzeichnung von Unold. Pappbd. M. 2.—. Halbleinen M. 2.50, Halbleder M. 6.—

Preise sind zu multiplizieren mit der jeweils geltenden Schlüsselzahl des Börsenvereins.

Man beziehe sich bei Zuschriften an die Inserenten stets auf Reclams Universum.



Chokolade-Likör

Noisettes

DER BEVORZUGTE LIKÖR DER DAME

Landauer & Macholl

HEILBRONN



+ Magerkeit +

Schöne volle Körperform durch unser **„Hegro-Kraftpulver"** in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme garantiert unschädlich. Ärztl. empfohlen. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis: Karton mit Gebrauchsanweisung M. 60.—, Porto extra.

Herm. Groesser & Co.
Fabrik chem. Präparate
BERLIN W 30/86

Cirine

DRP 132210

flüssiges **Bohnerwachs**

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken: Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 28
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre:
„Wie behandle ich mein Linoleum und Parkett sachgemäß?"

Ich kaufe

Moderne Meister

Achenbach, Baisch, Böcklin, Bochmann, Braith, Corinth, Dahl, Defregger, Deiker, Diez, Feuerbach, Friedrich, Gebhardt, Grützner, Gude, Hodler, Israels, Jutz, Kauffmann, Keller, Knaus, Kokoschka, Kröner, Leibl, Leistikow, Lenbach, Liebermann, Lier, Menzel, Munkacsy, Munthe, Pettenkofen, Picasso, Richter, Schleich, Schönleber, Schreyer, Schuch, Schwind, Slevogt, Sperl, Spitzweg, Stuck, Thoma, Trübner, Uhde, Vautier, Verboeckhoven, Voltz, Wenglein, Zügel

Alte Meister

anerkannte, wirklich erstrangige Italiener u. Spanier des 14. bis 19., Deutsche u. Vlamen des 15. und 16., Holländer des 17., u. allererste, also bedeutende **Franzosen** des 18. und 19. Jahrhunderts.

Franz. und engl. Farbstiche

Angebote mit Motiv, Größe und Preisforderung erbittet

A. Blum[illegible]
Berlin W 35, [illegible]
Tel. Kurfürst [illegible]



Für unsere Frauen

Faschingszeit

K 1468. Jockei. Schnitte für 42 u. 46 cm Obw., Preis 300 Mark.

K 1469. Spanierin. Beyer-Schnitte für 42 u. 46 cm Oberweite, Preis 300 Mk.

K 1470. Domino. Beyer-Schnitt f. 48 cm Oberweite, Preis 300 Mark.

K 1467. Empirekleid. Beyer-Schnitt für 46 cm Oberweite, Preis 300 Mark.

K 1471. Kammerzöfchen. Beyer-Schnitte für 44 u. 48 cm Oberw., Preis 300 Mk.

Maskenanzüge müssen nicht durchaus „stilecht“ sein, wenn auch diese Eigenschaft immer erfreulich bleibt. Die Hauptsache ist, daß man sie möglichst kleidsam wählt. — Zum Empirekleid, Abb. 1467, braucht man für das Unterkleid etwa 3,30 m festeren und für das Oberkleid etwa 3,90 m durchsichtigen Stoff, je 80 cm breit. Die Zackenborte wird eingefaßt, die Blattformen aus Spitzen- oder Stickereistoff sind an den Spitzen einzeln festzuheften. Den Puffärmel, den innen ein Band hält, schließt als Bündchen ein schwarzes Samtband ab. Das 96 zu 150 cm große Unterkleid mit dem 78 zu 180 cm großen Überkleid wird dem Leibchen angesetzt. Den Saum des Unterkleides bildet eine Stoffrolle mit lose geschlungenem Samtband. — Das Jockeikostüm, Abb. 1468, erfordert etwa 2,50 m 80 cm breiten Stoff zur Bluse und 1,75 m 130 cm breiten Stoff zum Beinkleid. Kragen mit Schleife, Ärmelbündchen und Gürtel sind abstechend. Die Farben der Bluse wiederholen sich an der Mütze. — Das Kleid der Spanierin, Abb. 1469, erfordert etwa 45 cm Samt, 90 cm breit, zum Jäckchen, 1 m Seide, 80 cm breit, zum Leibchen und etwa 3,20 m Stoff, 80 cm breit, zum Rock. Das Jäckchen wird farbig gefüttert und mit Goldlitze und Seidenbällchen besetzt. Die Ärmel werden aus gekreuzten Samtbändern zusammengenäht. Das Miederleibchen wird über dem 60 zu 200 cm großen Rock getragen, dem eine 30 zu 360 cm große Falbel aufgesetzt ist, deren Saum mit einer Rüsche besetzt wird. Der Schal ist 45 zu 250 cm groß. — Der Domino, Abb. 1470, erfordert etwa 2,70 m Stoff, 100 cm breit. Die drei Bahnen des Hauptteils sind unten auszuzacken und gut zu versäubern. Aufgesetzte Sterne und Halbmond an der Kapuzenspitze. — Das Kleid des Kammerzöfchens, Abb. 1471, erfordert etwa 1,80 m und 55 cm von 80 cm breitem Stoff für Leibchen und Schürze. Der Rock ist 80 zu 240 cm groß, man trägt ihn über einem Falbelunterrock, damit er gut absteht; das Fichu mißt 24 zu 120 cm. — Ein reizender Kopfputz ist das



V 1528. Schmetterlings-Kopfputz. Beyer-Schnitt 50 Mark.

V 1527. Eleganter Phantasie-Kopfputz.

MK 1407. Pierrette. Schnitte f. 5, 7 u. 9 Jahre, Preis 200 Mark.

KK 1540. Clown-Anzug. Beyer-Schnitte für 5 und 7 Jahre, Preis 200 Mark.

KK 1480. Junger Holländer. Schnitte f. 7, 11 u. 13 Jahre, Preis 200 Mk.

perlenbesetzte Band, Abb. 1527, mit Gehänge und Reihergesteck, und der Schmetterlings-Kopfputz, Abb. 1528, aus Mull mit Draht gesteift und farbig bemalt. Der Körper ist aus Samt genäht und mit Watte ausgestopft. Den Kopf bilden drei schwarze Holzperlen. Fühlhörner aus Draht, dessen Enden man mit Siegellack verdickt. — Die kleine Pierette, Abb. 1407, hat ein Kleidchen aus hellgrünem Satin mit weißen und schwarzen Bändern und Pompons. Der Rock ist am unteren Rande durch einen Krinolettreifen gestützt. Erf. für 7 Jahre: 1,50 m Stoff, 80 cm breit; 2,50 m Band in jeder Farbe. — Der Clown-Anzug, Abb. 1540, ist weiß und grün mit weißen Mullfalbeln. Erf. 90 cm Stoff, 80 cm breit von jeder Farbe. — Der Holländer, Abb. 1480, hat eine braune weite Hose mit Gummizug an den Knöcheln, eine blaue Leinenjacke und schwarze Kappe. Für die Hose braucht man 1,50 m und für die Jacke 1,25 m Stoff, 120 cm breit.

Die Beyer-Schnitte sind zuzüglich 25 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24.

Die Reinigung wollener Sachen und feiner Gewebe.

Von Hans F. Kutschbach.

Gar manche Hausfrau ist sich bewußt, daß bei der Reinigung wollener Sachen und feiner Gewebe ganz besondere Sorgfalt erforderlich ist, doch weiß sie meistens nicht, welche Vorsichtsmaßregeln zu beachten sind. — Es dürfte deshalb gerade zur Gegenwärtigen Zeit, in der alles ungeheuer teuer geworden ist, sehr zweckmäßig sein, einige Ratschläge über richtige Behandlung wollener und feiner Gewebe zu beachten! — Besonders in unserer Zeit der sich überstürzenden Preissteigerungen muß es geradezu Pflicht jeder einsichtigen Hausfrau sein, das in der Wäsche, den wollenen Sachen und sonstigen feinen Geweben festgelegte, hochwertige Vermögen der Familie zu erhalten und vor frühzeitigem Verschleiß zu schützen.

Beim Waschen von Geweben aus Leinen sind Abweichungen in Zeitdauer, Temperatur usw. weniger gefahrvoll als bei Wollstoffen. Alle Stoffe aus Wolle dürfen nicht, wie man es gewöhnlich bei der einfachen Wäsche zu machen pflegt, vor dem eigentlichen Waschverfahren nächtelang eingeweicht werden. Nein, wollene Stoffe dürfen nie lange im Wasser liegen (bunte Sachen sind natürlich erst in klarem Wasser auf ihre Farbenechtheit zu prüfen), man darf sie weder zu heißem noch zu kaltem Wasser aussetzen, da sie sonst einschrumpfen oder gar verfilzen würden.

Es ist selbstverständlich, daß man zum Waschen von so kostbaren Sachen, wie einen selbstgestrickten Jumper oder dergleichen oder von hübschen Filet-Deckchen oder Gardinen, nur eine Seife verwenden kann, von der man weiß, **wer** sie hergestellt hat und **woraus** sie besteht. Es wäre verfehlt, hierfür ein gewöhnliches Seifenpulver zu verwenden, das vielleicht gar noch scharfe Bestandteile hat! — Ein altbekanntes Hausmittel sind jene zarten Seifenflöckchen, die wie ganz dünn gewalzte Nudeln aussehen und wie Perlmutterknöpfchen schimmern und die den Namen Luxseifenflocken führen. Luxseifenflocken sind keine Seifenpulver! Nein, diese Luxseifenflocken, wie sie die Sunlicht-Gesellschaft A.-G., Mannheim-Rheinau in den Handel bringt, sind kleine, aus reinsten Rohstoffen unter ständiger, fachmännischer Aufsicht hergestellte Seifenblättchen, die in heißem Wasser so schnell restlos zergehen wie die Schneeflocken vor der Sonne! — Mit Luxseifenflocken läßt sich einfach und bequem eine Seifenlösung herstellen, die eine außerordentliche Schaumkraft besitzt und sich ganz besonders gut zum Waschen wollener Stoffe und zarter Gewebe eignet. — Es genügen schon 3—4 Eßlöffel Seifenflocken Lux in 4—5 Liter kochendem Wasser aufgelöst. Mit dieser Lösung schlage man einen dicken Schaum und gebe alsdann so viel kaltes Wasser hinzu, bis die Lösung handwarm, d. h. lauwarm ist. Nun lege man die zu waschenden Gegenstände ein, drücke und rühre — am besten mit einem glatten, runden Holzstab — im Schaum herum, um den Schmutz zu entfernen, reibe aber nicht. Hat sich aller Schmutz gelöst, so schwenke man die Wäsche dreimal in reinem, lauwarmem Wasser aus. Im **letzten** Schwenkwasser löse man nochmals einige Flocken Lux, wodurch die gewaschenen Sachen noch molliger werden. Hierauf drücke man das Wasser ohne auszuwringen aus und trockne im Schatten. Wenn man nämlich Wollsachen an der Sonne trocknet, werden sie steinhart. — Kleidungsstücke vermeide man aufzuhängen, man legt sie am besten über ein Frottiertuch zum Trocknen.

Werden die wollenen Gegenstände auf diese Weise behandelt, so darf man überzeugt sein, daß sie nicht einlaufen, sondern nach der Wäsche wieder so frisch und mollig werden wie ursprünglich. — Ein besonderes Augenmerk ist darauf zu richten, daß das schädliche Reiben bei den weniger schmutzigen Sachen vermieden wird. Sind wirklich einmal Gegenstände sehr schmutzig geworden, so kann man zu einem Viertelpfund Luxseifenflocken bei 10 Liter Wasser noch einen gehäuften Eßlöffel voll Borax und 2 Eßlöffel voll Salmiakgeist hinzunehmen. Diese Lösung darf aber die Temperatur von 40 Grad nicht überschreiten. In dieser Lauge wird man alsdann durch gehöriges Drücken und Stauchen die gewünschte Reinigung alsbald erzielen. Auf jeden Fall — das sei immer wieder betont — ist ein längeres Einweichen oder ein Kochen der Wollsachen strengstens zu vermeiden, wie es auch nicht zweckentsprechend ist, sämtliche Wäsche auf einmal in die Waschbrühe hineinzulegen. Es darf nur jedesmal so viel in die Lösung gegeben werden, als man innerhalb der nächsten halben Stunde zu waschen vermag. — Überflüssig ist es wohl, noch darauf hinzuweisen, daß die gewaschenen Gegenstände nach dem Waschen in die ursprüngliche Form gezogen werden müssen. Ärmel sind z. B. auszuweiten, da sie sonst zu leicht zu lang und zu eng werden könnten.

Ein Punkt, der noch besondere Beachtung verdient, ist das Waschgefäß. Es ist nämlich nicht gleichgültig, ob man in einem Gefäß aus Holz oder Zink seine Gegenstände wäscht. Zink verbindet sich mit den Fettsäuren der Seife zu unlösbarer Zinkseife. An denjenigen Stellen, an denen nun aber die Wäsche fest an der Zinkwand gelegen hat, entstehen alsdann schwer zu entfernende Flecken! Hierauf ist also zu achten!

Hat man nur Zinkbehälter zur Hand, so hilft man sich am besten, indem man vor dem Einlegen der Wäsche die Gefäße mit Sackleinen auslegt!

Das Reinigen feiner Leinen und Baumwollgewebe geschieht in ähnlicher Weise mit Luxseifenflocken, nur daß man in heißer Lösung waschen und auch in heißem, reinem Wasser spülen muß. Diese Gegenstände darf man im Sonnenschein trocknen.

Feine Gewebe, wie Spitzen und Gardinen usw., wäscht man unter Verwendung der Luxseifenflocken wie feine Leinen und Baumwollgewebe. Man muß indessen derartige zarte Gewebe, sofern sie sehr schmutzig sind, zuvor kräftig ausschütteln, um sie vom Staub zu befreien! — Es ist auch sehr vorteilhaft Spitzen, Gardinen usw. vor dem Waschen einige Stunden einzuweichen und erst einmal ohne Anwendung von Seife zu spülen und dann mit Luxseifenflocken zu waschen. Bei der Appretur weißer Gardinen zieht man sie durch etwas gebläute, dünngekochte Weizenstärke. Das Cremieren der Gardinen geschieht am besten mit den bekannten Cremestärkemitteln. Zum Trocknen werden die Gardinen häufig aufgespannt und dabei „überspannt“! Die Hausfrauen werden hierzu sehr leicht veranlaßt, weil sich feuchte Gardinen bekanntlich äußerst dehnen lassen. Wenn die Gardinen alsdann trocknen, so ziehen sie sich natürlich zusammen und die Folge hiervon ist, daß diejenigen Teile, die nicht nachgeben können, zerreißen. Will man sich hiervor schützen, so spanne man die Gardinen zum Trocknen nicht übermäßig straff auf.

Rätsel und Spiele

Theaterzettelrätsel.

Ingo Nehrl
Baerbl van Santo

Welche Rollen spielen die beiden Sänger?

Stoßseufzer.

In welchem Mißverhältnis steht
Die „Eins" zur „zweiten" doch!
Wenn heute man zum Kaufmann geht,
Was wäre „Ganzes" noch?!

Gertrud Jordan.

Rätsel.

Mit a ist's Deutsch, mit o ist es Latein,
Doch gleich wird immer die Bedeutung sein,
Wirst beiden Worten nun den Kopf du rauben,
Dient eins dem Glauben, eins dem Aberglauben.

M. H.

Anagramm.

Im glühend heißen Sonnenbrand,
Da haben auf dem Ackerland
Die Alten und die Jungen
Das Rätselwort geschwungen.

Wie wohl es tut, wenn man sodann
Auf weichen, grünen Matten
Im kühlen Baumesschatten
Sich zum versetzten lagern kann.

Adolf Ahrens.

Scherzrätsel.

Mein Wort geschehe allen bösen Taten,
Kopflos ist es auf dem Fleck erraten.

Füllrätsel.

Dem Ausspruch, Amor sei — —,
— recht wohl jedermann;
denn griff zur List je einer —
— — es — getan?

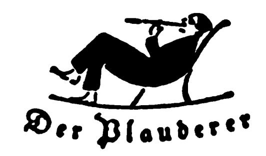
Auflösungen aus Heft 14/15

Gleichung: Drang—Rang + Rausch—rasch=Du.

Kapselrätel: Fischreiher, Fischer.

Silbenrätsel: Delphi, Elbe, Regensburg, Wade, Esel, Irland, Nase, Iris, Selam, Tinte, Erwin, Isis, Niederösterreich, Saale, Polen. Der Wein ist ein Spiegel des Menschen.

Scharade: Armut, Traum.



Leitung: Horst Schöttler

„Famos, daß Sie mal kommen" . . .

Im Jahre 1917 hauste ich in einer Bretterbude auf der Seeflugzeughalle von Wilhelmshaven. Die Bude war berühmt: bei einem Kuhsturm hatte sie Aussicht, im Hafen zu landen, bei einer Explosion flog sie sicher am höchsten! Trotzdem erfreute sich meine Wetterwarte mehr als mir lieb war des Besuchs von Offizieren, Maaten und Matrosen.

Eines Nachmittags öffnete sich die Tür und herein trat — Gerhart Hauptmann, der bei unserem Kommandeur zu Besuch weilte. Er nahm auf meiner Koje Platz und wir unterhielten uns recht gut. Ich glaubte jedoch öfter ein kleines, mir unergründliches Lächeln in seinem Gesicht zu entdecken.

Beim Abschied zeigte er dann auf ein Schild, das ich an meiner Eingangstür angebracht hatte. Dort stand in großen Buchstaben geschrieben: „Famos, daß Sie mal kommen — aber bitte morgen!"

„Das ist praktisch," meinte Gerhart Hauptmann lächelnd, „ich wollte, ich könnte manchmal auch so ein Schild aushängen; aber Sie haben ja gesehen: berücksichtigt wird's trotzdem nicht!"

Aber bald.

Ein Hausgenosse von mir feiert Hochzeit. Wir Mitbewohner hatten es uns nicht versagen können, die Eingangstür mit zwei grünenden Birken zu schmücken. Am nächsten Tage bekam ich Kohlen. Durch allerhand Listen war es mir gelungen, gleich zehn Zentner des wertvollen Heizstoffes zu ergattern. Während ich die schwarze Pracht in einen Korb schaufle, um sie ins Haus zu tragen, geht ein älteres Ehepaar vorüber. Die Dame bemerkt zu ihrem Gatten:

„Soweit ist es schon gekommen, daß die Leute das Haus anputzen, wenn sie endlich einmal ein paar Kohlen erhalten." C. F. G.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Für unsere Frauen



Für Konfirmation und Kommunion

Mit der Tradition des schwarzen Konfirmationskleides hat man seit Jahren schon, der Not der Zeit gehorchend, in vielen Gegenden Deutschlands gebrochen. Je nach den Bestimmungen der Geistlichen der einzelnen Gemeinden werden dunkelblaue oder weiße Kleider zugelassen. Am leichtesten beschafft ist meist ein Schleierstoffkleid, duftig mit einigen Biesengruppen und einem Bandgürtel ausgestattet; in Blau kann es einige Jahre getragen werden, und in Weiß läßt es sich später in einer Modefarbe färben. Bleibt man dem schwarzen Kleide treu, so ist, um den strengen Charakter der Kleidung zu mildern, eine jugendlich wirkende Form und eine gleiche Ausstattung zu wählen, die mit dem Stoff harmoniert. Als Stoffe kommen Gabardin, Popelin, Seidentrikot oder Velvet, Schleierstoff, Krepp-Eolienne, Kreppelin (kreppähnliches Gewebe aus Wolle und Seide), Japan- oder Chinaseide in Betracht. Praktisch und hübsch ist die Zusammenstellung von Schleierstoff mit Seide. Daß Handstickerei verschiedener Technik sowie Durchbruch auch am Konfirmationskleid als Schmuck bevorzugt wird, ist eigentlich unnötig zu erwähnen; aber auch Biesensäume, Lackband, Falbeln, Rüschen, Plissees oder Spitzeneinsätze dienen, je nach Form und Stoffart, zur Ausstattung. — Die acht- bis zehnjährigen Erst-Kommunikantinnen sind kindlich in Schleierstoff, Batist (Opal) oder Punktmull zu kleiden. Die Kleidchen werden mit Handstickerei, Häkelei, Spitzeneinsätzen, Weißstickerei, Falbeln oder Plissees ausgestattet. Die kleinen Knaben tragen zu der Feier den Blusen- oder Jackenanzug aus blauem Serge, Cheviot oder Velvet mit weißer Seiden- oder Batistgarnitur und als Kopfbedeckung, sofern sie nötig ist, die Schülermütze. —

K 25156. Feines Konfirmationskleid. Beyer-Schnitte für 42 u. 46 cm Oberweite.

K 1617. Einfaches Konfirmationskleid. Beyer-Schnitte für 42 u. 44 cm Oberweite.

☆

K 25156.

K 1618—1620. Drei Konfirmationskleider.
K 1618. Schnitte für 42 u. 44 cm Oberw.
K 1619. Schnitte für 44 u. 46 cm Oberw.
K 1620. Schnitte für 44 u. 46 cm Oberw.
Abplättm. 50 377/I, Preis: 1 m 42 Mark.

☆

K 1617. K 1618. K 1619. K 1620.

Sofern die jungen Mädchen zur Konfirmation nicht das Haar im Nacken mit großer Schleife abgebunden und dann in Schlangenlocken oder umgeschlagenem Zopf endend tragen, kommen Haartrachten gleich den dargestellten Jungmädchenfrisuren in Betracht. Beide zeigen über dem Ohr gescheiteltes, glatt zurückgekämmtes und zu Knoten aufgestecktes Haar. Das kurze Seitenhaar bei der ersten Frisur ist zu Locken gedreht, bei der zweiten nur leicht gelockt und durch ein Band gehalten. — Das Kleid K 25156 erfordert 70 cm von 100 cm breitem Samt oder Seide für das Leibchen und 3,90 m Schleierstoff für die Ärmel und den gepreßten Rock. — Das Kleid K 1617 ist am Vorbild aus 6 m Samt, 70 cm breit, gearbeitet und mit Kurbelstickerei geschmückt. — 3,80 m Stoff, 100 cm breit, ergeben je die Kleider K 1618 und K 1619. Das eine zeigt puffig gereihte Falten und das zweite Hohlnähte als Ausputz. — Für das Kleid K 1620 dienen etwa 3,80 m Stoff, 110 cm breit, und mit Seide ausgeführte Stickerei als Garnitur. — Das Kommunionskleid MK 25199 ist aus etwa 2,10 m von 110 cm breitem Schleierstoff mit abgepaßter Stickerei gearbeitet. Der Anzug KK 753 erfordert etwa 2 m von 130 cm breitem Stoff und das Kleid MK 4183 etwa 3 m von 80 cm breitem Opal. Der Anzug hat Kragen und Latz aus weißem Batist und einen schwarzen Seidenschlips. — Die Beyer-Schnitte sind für die Konfirmationskleider für 300 Mark, für die Kommunionskleider und den Knabenanzug für 200 Mark erhältlich (Preissteigerung vorbehalten) durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24, zuzüglich 25 Mark für Porto und Verpackung.



MK 25199. Kommunionskleid. Beyer-Schnitte für 9 und 11 Jahre. KK 753. Knabenanzug. Beyer-Schnitte für 8 und 10 Jahre. MK 4183. Kommunionskleid. Beyer-Schnitte für 10 und 12 Jahre.

Rätsel und Spiele

Homonym.

Hast du in Eile etwas abgefaßt,
Bin ich oft nötig, Fehler zu vermeiden;
Im Kampf ums Dasein bin ich eine Last,
Worunter viele, viele seufzend leiden.

Logogriph.

Ich kann nicht schaffen, doch verschönen
Kann ich das Werk der Menschenhand,
Ich mache hell und weiß und glänzend,
Was uns Natur roh zugesandt.
Zwei Zeichen magst du mir nun rauben,
Dann siehest du mich stolz und schön
Als edler Schmuck der deutschen Gauen,
Als Sinnbild deutscher Treue stehn.

Rätsel.

Bald ist es weich, bald ist es hart —
Wie ist dies zu verstehen?
Wenn weich, heilt's Wunden mancher Art;
Wenn hart, wird man drauf gehen.

G. Reimmann.

Auflösungen aus Heft 16/17

Theaterzettelrätsel: Lohengrin, Elsa von Brabant.

Stoßseufzer: Preiswert.

Rätsel: Namen nomen, Amen omen.

Anagramm: Sense, Essen.

Scherzrätsel: Verraten, erraten.

Füllrätsel: Ein Schelm gibt mehr als er hat.



Leitung: Horst Schöttler

Mein erster Witz.

Als mein erster Witz erschienen war mit einer Schlußpointe, von der ich mir eine durchschlagende Wirkung versprach, eilte ich mit der Zeitung unterm Arm fiebernd zu meinem Onkel.

Er saß mit der Tante auf dem Sofa. „Seht mal an,“ sagte ich mit geheuchelter Gleichgültigkeit, „da ist eine Sache von mir gedruckt worden.“ Meine Worte riefen eine gelinde Überraschung hervor. Sodann setzte mein Onkel mit umständlicher Feierlichkeit die Brille auf und entfaltete die Zeitschrift an der ausgiebig gekennzeichneten Stelle.

Onkel und Tante ließen sich Zeit mit dem Lesen. Endlich begannen sie kopfschüttelnd umherzusuchen, schlugen eine Seite um, blätterten wieder vor, bis die Tante zaghaft meinte: „Ja, sag' mal, Heinrich, wo geht denn die Geschichte eigentlich weiter?“ Ich log mit stockender Stimme, daß die Fortsetzung im nächsten Heft erschiene. Onkel und Tante atmeten erleichtert auf, und ich entfernte mich geknickten Herzens. bl.

Auslegung.

Die Bergbrauerei verteilt die bekannten Pappdeckel als Bieruntersetzer an ihre Kundschaft. Früher stand darauf zu lesen, daß dem Landesfürsten bei einem Besuche der Stadt ein frisches Glas Bier aus dem Keller der Brauerei gereicht worden sei, worauf er die denkwürdigen Worte gesprochen habe:

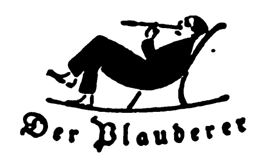
„Dies Bier und kein anderes mehr.“

Nach dem Umsturze, dem der Fürst zum Opfer fiel, ist auch die Empfehlung weggefallen. Zu dem Brauereidirektor sprach deshalb ein Gastwirt:

„Sie sind auch so eine Art Bilderstürmer. Als er noch regierte, war er gut genug dazu, für Sie Reklame zu machen.“

„Es hat einen anderen Grund,“ berichtigte der Direktor. „Boshafte Menschen behaupteten nämlich, der Fürst babe gemeint: ‚Dies Glas, aber um keinen Preis ein zweites!‘“ C. F. G.

(Plauderer. Fortsetzung übernächste Seite.)



Der Plauderer

(Fortsetzung)

„Als ob."

Ich möchte einen wohlverdienten Vorläufer der „Als ob"-Philosophie der Vergessenheit entziehen. Als Schüler des Gymnasiums in Hirschberg i. Schles. von 1863–70 erinnere ich an Konrektor K., der noch in hellbraunem Taillenrock die Langsamkeit des übersetzenden Schülers mit den Worten zu bezeichnen pflegte: „Das ist ja grade, Als ob man eine Schnitte Brot mit Ohrenschmalz schmierte." Dem darauf folgenden vereinzelten Lachen oder Scharren begegnete K. mit der Erklärung: „Das ist ja grade, Als ob ich in einem Pferdestall das Wiehern und Scharren der Pferde höre, mir ist es, Als ob Sie das wären." Und zu einem Schüler gewendet, der die Antwort gab „nein, Herr Kornrektor," kam Ks. Schlußsatz: „Das hört sich gerade an, Als ob ich ein Kornrektor wäre, aber das bin ich nicht, ich heiße Konrektor; das kommt vom lateinischen Cum." Bei mehrjähriger Wiederholung solcher Als ob-Begriffe wird der nüchternste Mensch schließlich zum Als ob-Philosophen heranreifen. R. R.

Anziehend.

„Wie hat sich denn Ihr Freund endlich in den Hafen der Ehe gefunden?"

„Der Geldschrank seiner Braut wirkte so nett als Leuchtturm." C. F. G.

Wir bitten, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf Reclams Universum zu beziehen

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den [illegible] O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch-Österreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene [illegible] Millimeterzeile Mk. 250.–. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin [illegible] [illegible] ...den, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, [illegible]



Für unsere Frauen

Die selbstgebackene Torte

Wenn irgend angängig, sollte die Hausfrau es nicht unterlassen, ihre selbstgebackenen Torten hübsch zu verzieren, sie wird durch diese nette und verhältnismäßig leichte Arbeit das Auge ihrer Gäste erfreuen und ihrem Backwerk einen besonders festlichen Anstrich verleihen. Man verziert Torten mit Hilfe von Papierschablonen und kann durch solchen Schmuck auch einen einfachen Kuchen zur Torte verwandeln. Zur Schablone verwendet man am besten ein leichtes Pergamentpapier, etwa Butterbrotpapier, wenn man es in der erforderlichen Größe hat. Der Boden der Tortenform bestimmt die Größe der Schablone. Man faltet das Blatt zuerst in die Hälfte und diese je nach dem gewählten Muster in drei oder vier Teile, Abb. 5 und 6 zeigen durch punktierte Linien den Bruch an. Steckt man den Zipfel — die Mitte der Rosette — mit einer starken Nadel auf einem Backbrett fest, so kann man mit einem zusammengeknüpften Faden die Kreislinien des Randes wie mit einem Zirkel ziehen, wie Abb. 7 darstellt. Die Ausschnittformen zeichnet man sich mit Bleistift auf und schneidet mit starker Schere, ohne daß die Faltung des Papieres sich verschiebt, die Teile aus. Hat man kleinere Kreisteilungen, etwa Achtel, Zwölftel oder Sechzehntel, so empfiehlt sich, nur die größeren Konturen zu schneiden, für die kleineren Zwischenformen aber die betreffenden Kreisteile einzeln zu falten und zu schneiden, damit nicht durch zu viele Lagen Ungenauigkeiten entstehen. Abb. 2—4 zeigen fertige Schablonen und Abb. 1 zeigt eine fertige Torte. Man kann die Verzierung auch zweifarbig ausführen, z. B. die ganze Fläche mit braunem Schokoladen- oder rotgefärbtem Zuckerguß überziehen und dann nach völligem Trocknen mit weißem Guß das Schablonenmuster geben. Man kann auch die Farben umgekehrt anordnen. Größere Innenräume lassen sich entweder durch eingemachte Früchte oder z. B. bei einer Geburtstagstorte durch eine Aufschrift in weißem oder buntem Guß verzieren. Etwas Cochenillefarbe oder unschädliche Konditorfarbe bekommt man in größeren Drogerien zu kaufen, und es genügen wenige Tropfen zur hübschen Färbung von Zuckerguß und Gelee. Einen zartgrünen Schaumguß erhält man, wenn man das dafür bestimmte Eiweiß über Nacht mit fünf bis sechs rohen Kaffeebohnen stehen läßt. — Angefügt sei das Rezept einer guten Sandtorte ohne Mehl und Fett: 3 Pfund gekochte Salzkartoffeln werden durch die Presse gedrückt und der heiße Brei mit ³/₄ Pfund Zucker, 3 Eiern und Saft und Schale einer Zitrone 30 Minuten lang gerührt. Die Torte wird in gefetteter Springform bei Mittelhitze gebacken und am zweiten Tage angeschnitten. (Aus dem empfehlenswerten Buche „Geselligkeit im Hause“, Verlag Otto Beyer, Leipzig.)

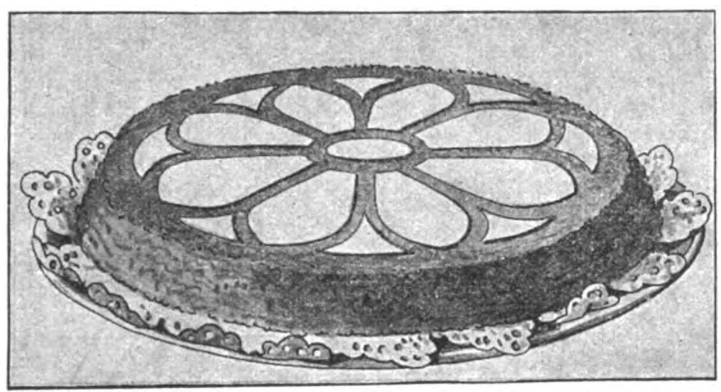


Abb. 1. Schön verzierte Torte.

Abb. 2—4. Schablonen zum Verzieren von Torten.

Abb. 5—7. Wie man eine Papierschablone für Tortenguß herstellt.

Mitte: Runden des gefalteten Papiers. Rechts und links: Falten des Papiers und Zeichnung des Musters.

Wie der Kleingartenbesitzer seine Setzpflanzen selbst zieht

Seit acht Jahren besitze ich einen Kleingarten und habe in all den Jahren noch nie einen Gemüsepflänzling gekauft, sondern sie alle stets selbst aus Samen gezogen. Hinter meiner Küche befindet sich eine Veranda, auf deren Abschlußmauer selbstgezimmerte, 12 cm hohe, 20 cm breite und verschieden lange Kästen stehen. Diese Kästen fülle ich Anfang März halbhoch mit Blumenerde und teile den längsten Kasten dann in so viel Felder, als ich verschiedene Pflanzen haben will, Rot-, Weiß-, Grün- oder Winterkohl, Wirsing, Rosenkohl oder Kohlrabi.

Im ersten Jahr hatte ich den Samen einfach in die dazu bestimmten Felder gesät, jetzt aber ziehe ich schwache Rillen und mache mir die kleine Mühe und lasse Korn neben Korn in die Rille fallen und decke dann leicht Erde darüber. Man spart dadurch Samen und die einzelnen Pflanzen können sich besser entwickeln. Sind alle Samen ausgesät, eine Arbeit, die im Zimmer vorgenommen werden kann, werden die Kästen auf die Verandamauer gestellt und mit passenden Glasplatten zugedeckt, die einzelnen Sorten werden durch Ankleben eines Zettels außerhalb kenntlich gemacht, da die jungen Pflanzen, außer Rot- und Winterkohl, alle gleich aussehen. Nach drei Tagen wird mit stubenwarmem Wasser überbraust und von da ab die Erde immer feucht gehalten.

Nicht lange dauert es und man kann beobachten, wie die Samen, die höher liegen, quellen und platzen, die Erde wird locker. Jetzt darf nicht mehr überbraust werden, da die Pflanzen zu zart sind, sondern man muß nun vorsichtig zwischen den Rillen gießen. Nach dem Gießen, das geschehen muß, sobald die Sonne die Kästen nicht mehr trifft, entwickelt sich eine starke Wärme und die Glasplatten beschlagen, sie müssen dann nach einiger Zeit abgewischt werden.

Die Zeit ist nun soweit vorgeschritten, daß die Sonne schon wärmer scheint, deshalb werden in den wärmsten Tagesstunden die Glasplatten durch Unterlagen von Holzstückchen gehoben, damit Luft hindurchstreichen kann, da sonst leicht die feuchte Erde durch die Wärme schimmelt. Sind die Pflanzen so groß, daß sie die Glasplatten berühren, müssen die Platten höher gelegt werden, durch Unterlagen oder durch Stäbe, die man in die Erde steckt. Tritt in der Temperatur ein Rückschlag ein und Nachtfröste kommen, so werden des Abends die offenen Zwischenräume durch Papier geschützt. Pflanzen, die etwa dicht über der Erde umknicken oder abfaulen, müssen vorsichtig entfernt werden.

Sowie die Pflanzen zu dicht stehen, müssen sie umgesetzt werden; es werden deshalb die anderen Kästen in so viel Fächer geteilt, als verschiedene Pflanzen da sind, und die Erde wird angefeuchtet. Die Pflanzen dürfen aber nicht einfach aus der Erde gezogen werden, sondern man hebt die Erde mit einem flachen Holz und löst die einzelnen Pflanzen, wobei man aber möglichst viel Erde an den Wurzeln läßt. — Die Glasplatten werden nun nicht mehr aufgelegt, und die Pflanzen bleiben so lange in den Kästen, bis sie kräftig genug zum Aussetzen in den Garten sind, sie müssen aber stets feucht gehalten werden. Die ganze eben beschriebene Anlage ist gewiß mit etwas Mühe verbunden, aber sie entschädigt dadurch, daß sie manchen Ärger und Verlust erspart.

Beim Einsetzen der Pflanzen in den Garten kann man sich durch einige Sorgfalt auch leicht vor Schaden schützen. Man hebt die einzusetzenden Pflanzen mit der Erde aus dem Kasten, setzt sie in eine Schüssel und gießt Wasser zu, wodurch die Pflanze viel Feuchtigkeit aufsaugt. Mit dem Pflanzenstock bohrt man dann ein nicht zu tiefes Loch in die Erde, gießt Wasser hinein, setzt die Pflanze hinein und drückt die Erde an, worauf man nochmals Wasser nachgießt. An den Wurzeln hängende feuchte Erde darf nicht abgeschüttelt werden, je mehr daran hängt, desto besser ist es für das Anwachsen. Derartig eingesetzte Pflanzen sind widerstandsfähig gegen die größte Hitze. Ich habe Pflanzen eingesetzt, die so winzig waren, daß ich selbst an ihrem Hochkommen zweifelte, und doch haben sie sich durch diese Art des Einsetzens noch kräftig entwickelt. Es muß aber immer genügend Feuchtigkeit vorhanden sein, und deshalb ist Gießen die Hauptbedingung. Die jungen Pflanzen dürfen aber nur mit abgestandenem Wasser gegossen werden, nie mit kaltem Leitungswasser.

Mit Erdflöhen habe ich noch nie Last gehabt, während oft alle anderen Gartenbesitzer jammerten, daß diese Schädlinge ihnen die ganze junge Anpflanzung ruinierten. Sobald ich nämlich merke, daß diese kleinen Bösewichter ihr Unwesen treiben, lasse ich meine Pflanzen ruhig in dem Kasten, sie gedeihen ja darin sehr gut, und setze sie eben erst einige Wochen später um. — Durch mein Verfahren des Selbstziehens der Setzpflanzen bin ich in der angenehmen Lage, die Pflanzen an einem mir passenden Tage aussetzen zu können, da ich von keinem Pflanzenzüchter abhängig bin.

Franziska Fuchs-Lienau, Hoerde i. Westf.

Rätsel und Spiele

Bilderrätsel.

Scharade.

1 stets für uns den Anfang deutet,
2 3 ein Vogel, klein und zart,
Der keck sein Futter sich erbeutet,
Das Ganze ist ein Tier von fleißiger Art.

Rätsel.

Wenn du mit „Im“ es willst verzehren,
Kannst du mit „Ge“ es nicht entbehren.

C. O.

Rätsel.

Mit einem „e“ durchschwebt's die Lüfte,
Ob tief am Boden auch sein Nest.
Mit „u“ bewohnt es dunkle Klüfte,
Und Erd' und Wasser halten's fest.

Auflösungen aus Heft 18/19

Homonym: Überarbeitung.

Logogriph: Bleiche, Eiche.

Rätsel: Pflaster.



Leitung: Horst Schöttler

Ein neuer Ausdruck.

Der gute Onkel Karl war zum Sonntagsbraten eingeladen worden. Zuerst gab es aber eine recht dicke, sattmachende Suppe.

„Aha," sagte er verständnisinnig: „das ist der sogenannte Bratenschoner!"

Reklame, aber nicht Reclam!

Zeitungsmeldungen zufolge soll in Nordamerika ein Riesenunternehmen im Entstehen begriffen sein, das auf dem System von Reclams Universal-Bibliothek aufgebaut wird. Natürlich: amerikanisch! Der Präsident der neuen Gesellschaft ist schon ernannt; die Maschinen zum Kostenpreis von drei Millionen Dollars sind bestellt; in einem neuen Ort, Kingsport genannt, schießen die Mauern zu der immensen Bücherfabrik aus der Erde.

Dies alles imponiert uns natürlich mächtig. Auch der Preis des amerikanischen Reclam (10 Cents = X-tausend Mark) ist imponierend. Belächeln müssen wir jedoch die in Aussicht genommene Höchstleistung von 3500000 Bänden jährlich. Da wäre ein Vergleich mit viel unbedeutenderen deutschen Verlagsunternehmen gerechtfertigt gewesen! Eine Jahresproduktion von nur 3500000 Bänden stellt einen geringen Teil des Bedarfs an Reclams Universal-Bibliothek dar und genügt niemals, die gesamte Weltliteratur so wie bei Reclam in einem Betriebe zu vereinen.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)

Beachtenswerte Mitteilungen

„Auszeichnung." Die Deutsche Patent-Grudeofen-Fabrik Walter Rieschel & Co. m. b. H. in Liebertwolkwitz bei Leipzig erhielt auf der Mitteldeutschen Ausstellung in Magdeburg, der größten Ausstellung des verflossenen Jahres, als einzige der verschiedenen ausstellenden Gruteherd-Firmen die „Medaille der Stadt Magdeburg", das ist die höchste Auszeichnung, die die Ausstellung überhaupt vergab. Damit ist von neuem anerkannt, daß die Firma in bezug auf die Leistungen ihres Fabrikates unerreicht dasteht.

Bleichsucht und Nervenschwäche. Folgen des Krieges und der damit verbundenen Unterernährung und des sorgenreichen Lebens haben in dem Körper fast aller Menschen schwere Verwüstungen angerichtet. Ihre Beseitigung ist unerläßlich, wenn der Kampf mit dem Leben erfolgreich bestanden werden soll. Ein Helfer hierzu ist der stimulierende Kräutersaft Radiosan, der von der Radio-Versand-Gesellsch. m. b. H., Hamburg 40, Radio-Posthof, in den Handel gebracht wird. Die für den menschlichen Körper unentbehrlichen Salze sind im Radiosan in besonders hohem Grade vorhanden, daher die geradezu auffallende, nervenstärkende, blutbildende und blutreinigende Wirkung. Radiosan wirkt bei Rekonvaleszenten, Geschwächten, Wöchnerinnen, Blutarmen, Bleichsüchtigen und Nervenleidenden direkt verblüffend. Aufklärende Schriften versendet kostenlos Rad-Io-Versand-Gesellschaft m. b. H., Hamburg 40, Radio-Posthof.



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Auswertung.

Mutti stopfte ihrem Jungen noch die Stulle in den Schulranzen und sagte dann: „So, nun fahr ab, mein Sohn." Paulchen traten die Tränen in die Augen. Mutti wußte nicht, daß er wieder mit einer unvollendeten Hausaufgabe behaftet war, sonst würde sie nicht so gefühllos sprechen.

Draußen stolperte er in seinem Kummer über die Zeitung. Er hob sie auf und langte sie der Mutter hinein. Auch Mutti hatte ihre Schulstunde. Die hieß: Kursbericht. „Der Dollar ist wieder gestiegen!" schrie sie fassungslos. Da wandte sich Paulchen und sprach die hoffnungsbangen Worte: „Was meinst du, Mutti, soll ich da noch zur Schule gehen?" bl

Erst die Mama.

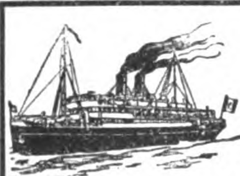
Die Deutsche Zeitung für Paraguay meldet, daß sich in Nordamerika ein „Wohlfahrtsausschuß" der Schwiegermütter zusammengetan hat. Drei Monate lang darf der Bräutigam seine Braut nicht sehen, sondern muß sich ausschließlich seiner Schwiegermutter widmen. Der scharfe Blick dieser erfahrenen Frau wird rasch erkennen, ob der Erwählte ihrer Tochter ein guter Ehemann zu werden verspricht.

Und wenn nicht? Darüber weiß die Zeitung aus Asuncion nichts zu melden! Das ist also voraussichtlich ausgeschlossen. Ich gebe den Bräuten recht, die diese Probe für gänzlich überflüssig erklären.

Kempe-Exquisit

Echter alter Weinbrand

E. L. Kempe & Co Aktiengesellschaft **Oppach** (Amtsh. Löbau)



Lloyd Triestino Triest

Regelmäßiger Passagier- und Warendienst ab Triest nach der Adria, der Levante, dem Schwarzen Meer, Indien und dem Fernen Osten

Italienische Staatsbahnen

Cosulich-Linie — Triest

Regelmäßige Abfahrten von Triest nach New York und Südamerika

Ital. Reiseverkehrsamt Rom

Navigazione Generale Italiana Genua

La Veloce, Società Italiana di Servizi Marittimi, Rom

Regelmäßiger Passagier- und Warendienst ab Genua und Neapel nach Nord-, Süd- und Zentralamerika, der Levante und dem Schwarzen Meer

Amtliches Italienisches Reisebureau

Eisenbahn- und Schiffskarten bei den Generalagenturen: **Berlin,** Unter den Linden 47; **Hamburg,** Esplanade 22; **München,** Maffeistr. 14; **Wien I,** Kärntnerring 6; ferner bei Reisebureau J. Hartmann, **Köln,** Hohe Straße 104/6 u. **Frankfurt a. M.,** Bahnhofsplatz 8



O- und X-Beine

heilt auch bei älteren Personen (Erfolge bis zu 52 Jahren) der

Beinkorrektionsapparat!

Deutsches Reichspatent Nr. 335318 sowie Auslandspatente

Aerztlich im Gebrauch! Verlangen Sie kostenlos unsere physiologisch-anatomische Broschüre!

Arno Hildner, Chemnitz (Sachsen) B. 36

Wissenschaftl. orthopädische Werkstätten

(Fachärztliche Leitung.)

Wir bitten unsere Leser, sich bei Zuschriften an die Inserenten auf das Universum zu beziehen.



SÄMEREIEN

Saatkartoffeln, Gartengeräte, Obstbäume, Rosen, Stauden u. a. Preisliste postfrei. Belehrend. Hauptkat. 100 M.

Paul Hauber, Dresden-Tolkewitz.

Los von Versailles!

Von Dr. Walter Hohmann.

Preis: 36×1400 = 504.– Mark.

Ein Urteil darüber:

„ . . . Es ist Ihnen gelungen, eine klare und knappe Übersicht über die Folgen des Versailler Diktates zu geben. Die eindrucksvolle, von nationalem Schwung getragene Sprache wird in Anbetracht ihrer Würde und Sachlichkeit eine Wirkung auf weite Kreise nicht verfehlen und hoffentlich unsern schlimmsten Feind, die Gleichgültigkeit weitester Kreise bekämpfen"

Dr. v. V., Berlin.

Verlag Otto Hammerschmidt, Hagen i. W.



Die Pfeifen mit der **weiten** Bohrung

Sie können lachen

und zugleich Ihre englischen und französischen Sprachkenntnisse auffrischen, wenn Sie **„Little Puck"** und **„Le Petit Parisien"** regelmäßig lesen. Humorvoll, anregend, leicht verständlich; gerade das, was auch Sie suchen. Probe-Vierteljahr nur 1800 Mk. jede Zeitschrift. Probeseiten kostenlos. **Gebr. Paustian,** Verlag, **Hamburg 80,** Alsterdamm 7, Postscheckkonto 189 (Hamburg).

Ein neuer Beruf

ist heute die Sorge von Tausenden, die ihrer bisherigen Tätigkeit, ihres Lebensberufes beraubt sind. **Allen, die umlernen müssen,** empfehlen wir daher, ungesäumt ihre Vorbereitungen zu treffen, die Allgemeinbildung zu heben, Examen oder Prüfungen nachzuholen. Fehlende kaufmännische oder banktechnische Kenntnisse zu ergänzen, eine landwirtschaftliche Fachbildung zu erwerben oder technisches und fachwissenschaftliches Können zu vervollkommnen. Verlangen Sie daher noch heute den ausführlichen Prospekt R 57 über die Selbstunterrichtsmethode Rustin oder für technische und fachwissenschaftliche Bildung den ausführlichen Prospekt K 68 über das System Karnack-Hachfeld kostenlos. Stand und Beruf bitten wir anzugeben.

Rustin'sches Lehrinstitut Potsdam.

In Silber stark vergoldeter

1110 1108½ 1100

Trauring **M. 7280.-**

künstlerisch zisel. Symbol. Ornament. - Kein Katalog.

Zu beziehen durch Juweliergeschäfte ev. durch

K. Berger, Stuttgart-Cannstatt.

Als Spediteur empfiehlt sich:

A. Warmuth, Berlin C. 2

Telefon: Amt Norden 9731—36. H. d. Garnisonkirche 1 a.





Redigiert von **Schach** J. Mieses

Die nachstehende Partie wurde im internationalen Meisterturnier zu Teplitz am 11. Oktober gespielt.

Unregelmäßige Eröffnung.

Rubinstein. Weiß.	Tartakower. Schwarz.	Rubinstein. Weiß.	Tartakower. Schwarz.
1. d2–d4	e7–e6	3. c2–c4	c7–c5
2. Sg1–f3	Sg8–f6	4. d4–d5	b7–b5

Ein zuerst von dem russischen Schachmeister Blumenfeld versuchter Gegenangriff, über dessen Wert man sich noch nicht klar ist.

5. e2–e4 ...

Das ist eine Neuerung, die sehr beachtenswert zu sein scheint. Auch 5. Lg5 dürfte gut sein.

5. ...	Sf6×e4	7. Lf1–d3	Se4–f6!
6. d5×e6	f7×e6	8. Sf3–g5	Dd8–e7!

Der beste Zug. Auf 8. ..., g6 kommt Weiß mit 9. Sh7: in entscheidenden Vorteil.

9. c4×b5! ...

Weniger gut wäre 9. 0–0, bc 10. Lc4:, d5! oder 9. Df3, d5!.

9. ...	d7–d5	10. 0–0	g7–g6

Der verführerische Vorstoß 10. ..., e5 taugt nichts, denn es folgt 11. Sc3, worauf 12. Sd5:, Sd5: 13. Le4 droht. Nach dem Textzuge hat Schwarz die Drohung Lh6.

11. Tf1–e1!	Lf8–g7	12. Dd1–e2	...

Bis hierher haben beide Teile tadellos gespielt. Jetzt aber macht Weiß einen minderwertigen Zug, der vom Gegner sofort in geschicktester Weise ausgenutzt wird. Ein durchaus befriedigendes Spiel würde Weiß mit dem einfachen Entwicklungszug Lf4 behauptet haben.

12. ...	c5–c4!	14. Sg5×e6	Tf8–e8
13. Ld3–c2	0–0	15. Se6–f4	De7–f7!

Schach (Fortsetzung).

Hier sieht 15. ..., Db4 sehr stark aus, denn 16. Le3 darf wegen d5-d4 nicht geschehen. Weiß hatte aber darauf eine vortreffliche Fortsetzung in petto, nämlich 16. De8:+, Se8: 17. Te8:+, Kf7 18. Sd4:, Dc5 19. Te7+, Kf8 20. Le4 und Schwarz hat die Dame gegen Turm, Springer und zwei Bauern, aber bei ungünstiger Stellung.

16. De2–f1 ...

Besser ist 16. Dd1.

16. ...	a7–a6!	18. Sb1–c3	Lc8–b7
17. Te1×e8+	Sf6×e8	19. Df1–e1	d5–d4

20. Sc3–e4 a6×b5

Man beachte hier die Spielweise 20. ..., d3 21. Sg5, Dd7 22. La4!, ab 23. Lb5:, Dd5: 24. De6+ und Matt in drei Zügen.

21. Se4–g5	Df7–d7	22. Sf4–e6	...

Das Opferangebot 22. Sh7: scheitert an 22. ..., d3. Auch bei 22. Sg6:, hg 23. Sg6:, Sd6! erreicht Weiß nichts.

22. ...	Sb8–a6	27. De1–a5	g6–g5
23. Lc1–f4	d4–d3	28. Lf4–e3	Sg7–f5
24. Lc2–d1	h7–h6	29. Da5–b6	Te8–e6
25. Se6×g7	Se8×g7	30. Db6–a7	Dd7–e7
26. Sg5–f3	Ta8–e8	31. Ta1–c1	...

Nach 31. Sd4 würde das Qualitätsopfer auf e3 sehr stark sein. Der Textzug aber führt zu sofortigem Verlust.

31. ... Sf5×e3

Weiß gab hier die Partie auf, die in der Tat nach 32. fe, Te3: 33. h3, Sc5 rettungslos ist.



ist mir doch das liebste Frühstücksgetränk, dabei nahrhaft u. kräftigend, hergestellt aus der edelsten Kakaobohne

ZITZA-WERKE-ZEITZ

Bilz Sanatorium Prospekt frei
Dresden-Radebeul
Erfolgreiche Winterkuren.





Marke 3 Palmen
Wo nicht erhältlich durch
Dr. Reppin & Co., Leipzig.



Eisenach **Töchterheim Schmeißer,** Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Grdl. Ausb. i. Haush. Fortbildung in Wissensch. Beste Empf.

Heppenheim/Bergstr. **Töchterheim Geschw. Nack.** Staatl. gepr. Lehrk. Hauswirtschaft. Handarb., Wäscheanfert., Schneid., Gartenb., Fortbild., Sport. Prosp.

Leipzig Täubchenweg 9. **Pensionat Frau Dir. Hoffmann.** Wissensch., gesellschaftl. u. häusl. Ausbildung. Für In- u. Ausland.

Zur **Staatl. techn. Assistentin** bild. aus in klin. Chemie, Bakt. Röntg. (a. Herr.) (Gehält. n. Tarif). Prosp. 3 M. **Dr. Ende's Lehranstalt, Leipzig, Emilienstr. 13,** Gegr. 1907.

Solbad Suderode/Harz **Töchterheim Opitz.** Haush. u. Wissensch. Aufn. schulpfl. Kinder. Herrl. Waldlage.

Nervös veranlagte oder **schwachbegabte** junge Leute finden Individual-Behandl., evt. Lehrausbildung, in kleinem Kreise. Eig. Heim in gr. Garten. Prosp. **J. Wageners Gartenheim, Tinz/Gera.-R.**

Kimpels Pädagogium Bad Sachsa (Südharz). Bes. Th. Kimpel, Past. a. D. **Berecht. Privatrealschule m. Intern.** i. ges. Geg. d. Harz. Wissensch. Unterr. nur dch. Stud.-Assess.: famil. Zusammenleb., individ. Beh. u. Erzieh.: pass. Aufenth. f. Zarte u. Erholungsbed.: ärztl. Aufsicht sorgf. Körperpflege, Winter- u. Sommersport (eig. Plätze f. Tennis u. Rasenspiele, Wassersp.). Wander. (Leit.: Gepr. Turn-, Schwimm- u. Fechtlehr.): ausgez. reichl. Verpfl. Nachw. Eign. **f. Ausl.-D.** zw. Erzieh. i. d. Heim., dtsch. Sprachkurse. Eintr. jederz. Prosp. u. Ref. dch. d. Dir.

Dresden-A. Kulmstraße 2. **Töchterheim Timaeus-Büttner** Villa i. fr. ges. Lage. Sorgf. Ausb. i. Haush. Forth. in Wiss. Näh. Prosp.

Damen-Bakteriologie- u. Röntgen-Schule. Bisher über 650 Damen ausgebildet. Dr. Buslik, Leipzig, Keilstr. 12. Lehrplan frei.

Weimar- Süd, **Töchterheim Arnoldi,** wirtsch., prakt. gesellsch. Ausb. Beste Pflege. mäß. Pr., vorzügl. Empf. d. d. Vorst.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Gymn. u. real. Klassen: Sexta-Reifeprüfung. Sport. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.



Gewächshäuser
Frühbeetfenster
Wintergärten
Heizungsanlagen
Heizkessel
liefern zur Zufriedenheit
Höntsch & Co.
Dresden-Niedersedlitz 162

Ingenieurschule
Technikum Altenburg Sa.-A., mbH.
(Staatskommissar)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau
Preisw. Verpfleg. i. Studierendenkasino
Programm auf Wunsch

Seidenstoffe
Spezialität:
Braut- u. Hochzeitskleider
Seidene Bänder
Muster nach genauer Angabe
Julius Zschucke
Dresden A.
An der Kreuzkirche 2
Größtes Samt- u. Seidenlager in Sachsen

Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn
Raoul H. Francé
BIOS
Die Gesetze der Welt
2 Bände mit 249 Abbildungen.
„Dieses Buch Francés ist das Gipfelwerk seines reichen Forscherlebens. — Die Darstellung der Natur- und Lebensgesetze liest sich wie ein interessanter Roman; aus allen Gebieten moderner Wissens und moderner Forschung holt der Verfasser die Dokumente, die für die Richtigkeit seiner biozentrischen Auffassung vom Weltgeschehen sprechen."

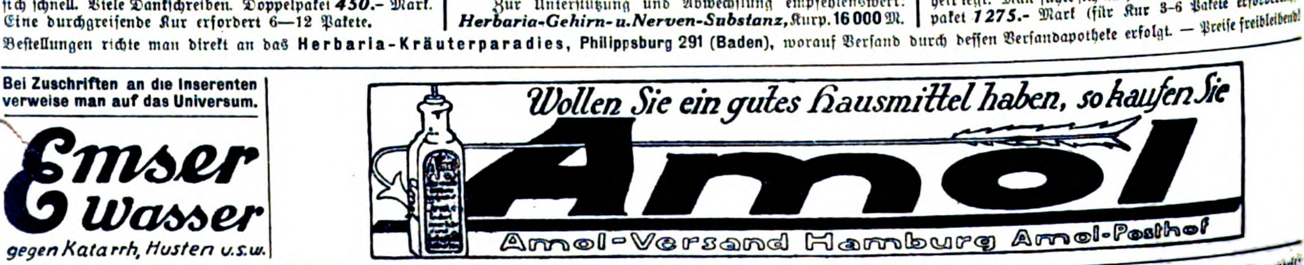
Brust- und Lungenleiden **Engbrüstigkeit, Asthma, Hals- u. Kehlkopfleiden, veraltete Katarrhe, Husten u. Verschleimungen** der Atmungsorgane wurden seit erdenklichen Zeiten durch den auf vulkanischem Boden wachsenden echten ***Johannistee*** wirksam bekämpft, gelindert u. oft rasch ausgeheilt. Großartiges, seit Jahrhunderten bewährtes Naturmittel. Tuberkeln verkalken sich, Bazillen schwanden im Auswurf, Appetit, Gewicht, Wohlbefinden hoben sich schnell. Viele Dankschreiben. Doppelpaket ***450.-*** Mark. Eine durchgreifende Kur erfordert 6—12 Pakete.

Nerven- und Gemütsleiden der verschiedenen Arten, wie **Nervosität, Aufgeregtheit, Nervenschwäche, Angstzustände, Schwermut, Hysterie, Hypochondrie, Migräne, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit** usw. werden durch den altbewährten, echten **blutstärkenden *Herbaria-Nerventee*** hervorragend günstig beeinflußt u. bekämpft. Schlaflose Nächte verschwanden u. geistige Kraft u. Frische kehrten ein. Doppelpaket ***1500.—*** Mk. Kur: 3—6 Pakete.
Zur Unterstützung und Abwechslung empfehlenswert: ***Herbaria-Gehirn- u. Nerven-Substanz,*** Kurp. **16 000** M.

Unreines Blut ist der Träger vieler **Krankheiten, Hautausschläge, Pickel, Flechten, Hämorrhoiden, Rheumatismus** u. eine Reihe Krankheiten verschwinden oft nach einer gründlichen Blutreinigungskur mit echtem ***Herbaria-Blutentgiftungs-Tee,*** welcher Blut u. Säfte gründlich entgiftet u. durch den Urin ganze Flocken fauler Stoffe aus dem Körper schwemmt. Eine jährliche, gründliche Blutentgiftungs- u. Reinigungskur muß jeder Mensch unternehmen, welcher Wert auf Gesundheit legt. Man fühlt sich nach der **Kur neugeboren.** Doppelpaket ***1275.-*** Mark (für Kur 3-6 Pakete erforderlich).

Bestellungen richte man direkt an das **Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg 291 (Baden),** worauf Versand durch dessen Versandapotheke erfolgt. — Preise freibleibend!

Bei Zuschriften an die Inserenten verweise man auf das Universum.



Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Hahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile Mk. 250.-. Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

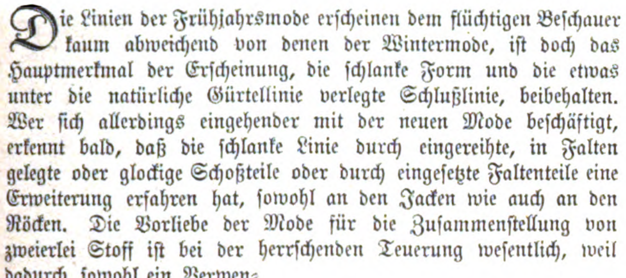


Für unsere Frauen



Die Frühjahrsmode

Die Linien der Frühjahrsmode erscheinen dem flüchtigen Beschauer kaum abweichend von denen der Wintermode, ist doch das Hauptmerkmal der Erscheinung, die schlanke Form und die etwas unter die natürliche Gürtellinie verlegte Schlußlinie, beibehalten. Wer sich allerdings eingehender mit der neuen Mode beschäftigt, erkennt bald, daß die schlanke Linie durch eingereihte, in Falten gelegte oder glockige Schoßteile oder durch eingesetzte Faltenteile eine Erweiterung erfahren hat, sowohl an den Jacken wie auch an den Röcken. Die Vorliebe der Mode für die Zusammenstellung von zweierlei Stoff ist bei der herrschenden Teuerung wesentlich, weil dadurch sowohl ein Verwenden etwa vorhandener Reste, wie auch ein Aufarbeiten unmoderner Garderobestücke sehr erleichtert wird. Bedingung beim Verarbeiten von zweierlei Stoff ist die geschickte Farbenzusammenstellung und tadellose Ausführung, damit der Eindruck gewollten Sparens vermieden wird. — Die Beyer-Schnitte für die Abbildungen sind für 1000 M. (freibleibend) u. 50 Mk. für Porto u. Verpackung zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24.







S 36162. Straßenanzug aus zweierlei Stoff mit Harmonikataschen und Faltenrock, passend für Frottee oder Gabardin. Erf. etwa 1,85 m einfarbiger und 2,50 m gemusterter Stoff, 130 cm breit. Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite. — S 36163. Jackenkleid, aus Bastseide oder Frottee zu arbeiten, mit verstürzt eingesetzten bunten Streifen. Jacke mit Zugsaum, Vierbahnenrock. Erf. etwa 6,55 m Seide, 85 cm breit. Schnitte für 46 und 52 cm Oberw. —

M 36164. Frühjahrsmantel, Kimonoform mit Tollfalten und Zugsaum, gleichfarbige Schnurstickerei, Gürtel aus Stoffblenden geflochten. Erf. etwa 4,60 m Stoff, 110 cm breit. Abplättmuster 50771/I, 3 Stück 125 Mark. Beyer-Schnitte für 44 u. 48 cm Oberw. — M 36157. Frühjahrsmantel mit breitem Kragen und angesetztem Schoß; die Ärmel zusammenhängend mit der Rückenpasse. Erf. etwa 3,20 m Stoff, 130 cm breit. Beyer-Schnitte für 44 und 48 cm Oberw. — S 35120. Straßenanzug, schneidergemäße Jacke mit Herrenkragen u. Glockenschoß, Zweibahnenrock, Ledereinfassung. Erf. etwa 4 m Stoff, 120 cm breit. Beyer-Schnitte für 44, 48 und 52 cm Oberweite.

Das Anlernen der Hausangestellten

Jede Hausfrau, die es irgend ermöglichen kann, wird versuchen, in der jetzigen Zeit ohne fremde Hilfe oder mit nur stundenweiser Aushilfe auszukommen. Soll oder muß aber eine Hausangestellte gehalten werden, so ist ihrem Anlernen große Aufmerksamkeit zu widmen, soll sie wirklich eine Stütze der Hausfrau sein. Zweifellos hängt der Erfolg beim Anlernen von Hausangestellten wesentlich von dem anfänglichen Verhalten der Hausfrau ihnen gegenüber ab. Gerade in dieser Hinsicht aber wird so viel gesündigt. Aus Furcht, ein Mädchen gleich von vornherein durch allzu hohe Anforderungen und Strenge abzuschrecken, zum Teil wohl auch aus Bequemlichkeit läßt man fünf gerade sein und sucht sich selbst zu überreden, daß man später die Zügel ja straffer anziehen könne. Das ist grundfalsch — was in den ersten Tagen verabsäumt wird, ist nie mehr nachzuholen. Zu keiner andern Zeit ist ein Mädchen von so viel ehrlichem Verlangen beseelt, die Hausfrau zufriedenzustellen, als zu der seines Dienstantritts. Die Hausfrau, die das Anlernen einer neuen Hausangestellten gewissenhaft betreibt, muß ihre eigenen Kräfte aufs höchste anspannen, aber je weniger sie sich dabei schont, desto mehr kann sie es in Zukunft

Aus den genannten Gründen ist es auch durchaus zu vermeiden, daß ein neues Mädchen ins Haus kommt, bevor das alte es verlassen hat. Viele Damen richten es anders ein, damit das fortziehende Mädchen den unerfahrenen Ankömmling zu ihrer eigenen Erleichterung mit seinen Pflichten bekannt machen kann; aber dies darf nur die Hausfrau selbst tun. Erstens erteilen auch die besten, ihrer Herrschaft anhänglichsten Mädchen ihren Nachfolgerinnen allerhand törichte Ratschläge, die an die Schwächen der Familienangehörigen anknüpfen, und zweitens ist, während sie noch im Haushalt schalteten und walteten, mancher Schlendrian daselbst eingerissen, von dem die „Neue" besser nichts wahrnimmt. Der Anteil des bisherigen Mädchens an der Ausbildung des neuen Mädchens darf lediglich darin bestehen, daß es die Wohnung, bevor es sie verläßt, in einen Zustand von Sauberkeit und Ordnung versetzt, der jenem als Muster dienen kann.

Als eine sehr praktische Maßregel erweist es sich, wenn man dem einziehenden Mädchen eine Tafel übergibt, auf der alles, was es täglich zu tun hat, der Reihe nach verzeichnet ist. An der Hand dieser Tafel muß die Hausfrau dem Mädchen ausnahmslos in jeder Arbeit Unterweisung erteilen, sie muß ihm zeigen, welche Gerätschaften dazu benutzt werden und wo diese ihren Platz finden. Am zweiten Tage versucht sie dann, das Mädchen alles, zwar in ihrer Gegenwart, aber ohne ihre Hilfe, ausführen zu lassen. Kein Versehen, keine Vergeßlichkeit darf ungerügt bleiben, doch hüte man sich andererseits vor kleinlichem Nörgeln. Ist ein Tadel notwendig, so muß er so kurz wie möglich ausgesprochen werden. Es wird oft darüber geklagt, daß es den heutigen Hausangestellten an Respekt vor ihrer Herrschaft mangelt. Unsere modernen Hausgehilfinnen mögen alle erdenklichen Fehler haben, denen gegenüber wir machtlos sind, was aber den genannten anbetrifft, so tragen die Hausfrauen fast immer die Schuld daran; sie zanken zuviel und sind nicht konsequent. Sowie sie widersprechende Befehle geben und sich von ihren Stimmungen beherrschen lassen, heute über ein Versehen in Zorn geraten, das sie ein andermal ungerügt passieren lassen, verlieren sie unwiederbringlich die Autorität über die Angestellten. Diese können selbst übermäßige Strenge noch immer besser vertragen als Launenhaftigkeit. Man möge sich doch nur nicht einbilden, daß man sich durch unberechtigte Nachsicht und Nachgiebigkeit ihre Liebe zu erwerben vermag — weit gefehlt, anstatt daß wir sie dann beherrschen, beherrschen sie uns. Ebenso ist das Zanken eine Gewohnheit, mit der die Hausfrau ihr Ansehen bei den Dienstboten schädigt. Ganz abgesehen davon, daß man dabei Dinge sagt, die man nicht vertreten kann, macht es auch keinen Eindruck auf die Leute. Ein kurz und leise erteilter Befehl oder Tadel verfehlt nie seinen Zweck, mit jedem weiteren Wort aber wird die Wirkung abgeschwächt. Je kürzer, leiser und langsamer man spricht, desto besser ist es.

Hat die Hausfrau das Mädchen so weit angelernt, daß dieses seinen täglichen Pflichten in mustergültiger Weise gerecht wird, so soll sie ihm mehr Selbständigkeit gönnen. Das Mädchen verliert sonst jede Freude und jedes Interesse an seiner Tätigkeit. Wenn es etwas verkehrt gemacht hat, kann man es ihm vorhalten, beständig hinter ihm herzulaufen und ihm auf die Finger zu sehen, ist jedoch vom Übel.

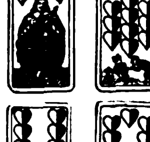
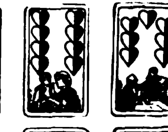
Nicht ganz leicht ist es, ein Mädchen im Bedienen bei Tisch anzulernen. In den meisten bürgerlichen Haushaltungen werden in dieser Hinsicht, außer wenn Gäste zugegen sind, geringe Ansprüche gemacht, doch sollte man trotzdem — wenigstens anfänglich — das Mädchen auch im Familienkreise nach den für Gesellschaften üblichen Vorschriften servieren lassen, damit es sie beherrschen lernt.

Rätsel und Spiele

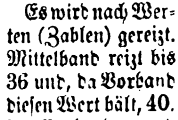
Skatscherz.

Mittelhand hat folgende Karten:







Es wird nach Werten (Zahlen) gereizt. Mittelhand reizt bis 36 und, da Vorhand diesen Wert hält, 40. Nun paßt Vorhand, und Hinterhand paßt ebenfalls. Mittelhand findet Rot Wenzel und Schellen Neun und sieht, daß sie sich überreizt hat; Rot kann sie nicht gewinnen, ebenso wenig aber offenes Null (Null ouvert). Sie überlegt: Dem Reizen nach hat Vorhand zwei, wenn nicht gar drei Wenzel; dabei kommt dem Spieler in Mittelhand ein ganz verschmitzter Gedanke, er drückt zwei Karten, sagt Großspiel (Grand) an und gewinnt es durch die Voreiligkeit von Vorhand. Wäre Vorhand nicht so voreilig gewesen, so hätte Mittelhand das Großspiel mit Schwarz verloren. Vorhand hat drei Wenzel, vier kleine Eichel und jede Farbe, insgesamt 12 Augen in den Karten. Wie sind die Karten verteilt und was drückt Mittelhand?

Rätsel.

Mit d inmitten ist's ein Wüstenkind,
Mit g als Orden sie bekannt uns sind.

Rätsel.

Wie mancher, der dir eins-zwei spendet
In deines Aufstiegs frohen Tagen,
Eins deinem zweiten fremd sich wendet,
Als hört' er nichts von deinen Klagen.

Auflösungen aus Heft 20/21

Bilderrätsel: Orpheus in der Unterwelt.

Scharade: Ameise.

Rätsel: Imbiß, Gebiß.

Rätsel: Lerche, Lurche.



Leitung: Horst Schöttler

Du.

Gedankenlos habe ich mir die Flasche 1911er Forster Kirchenstück aus dem Keller geholt. Wohl weil Sonnabend ist. Und weil das ein schöner Abend ist; viel schöner als der ganze Sonntag mit seiner selbstverständlichen Feiertagsstimmung.

Ich weiß nicht, warum ich den köstlichen Wein trinke. Nur du weißt es. Weil Sonnabend ist. Und weil wir uns an solchem Abend küßten. Vor langer, langer Zeit.

Jeder Tropfen dieses Weines ist süß. Ich denke an dich. Warum mußtest du mein Herz mit Füßen treten? Ich begehrte nichts. Doch das war dir nicht genug: Du mußtest mir auch noch den Glauben nehmen, daß in dir eine Seele lebe.

Die Flasche ist leer. Und nach tausend Süßigkeiten grinst mich die Hohlheit an.

Auf dem Hühnerhof.

Oben auf dem Hühnersteig stand der Hahn und krähte. „Passen Sie mal auf," sagte das braune Huhn mit boshaftem Lächeln zum gelben, „das ist das Zeichen. Nun kommt gleich die Schwarze geflitzt und legt sich unten hin, und dann springt er ihr auf den Rücken und von da auf die Erde. Damit er sich nicht wehe tut." — „Aber das ist die Höhe!" empörte sich die Gelbe. „Nicht die Spur von Klassenbewußtsein," sagte die Braune verächtlich.

Indessen krähte der Hahn zum zweiten Male. Aber keine Schwarze kam. Sie war wahrscheinlich gerade beim Eierlegen. Die Braune wurde unruhig. „Wo bleibt denn nur das schwarze Biest," wetterte sie. Und als der Hahn zum dritten Male krähte, da rannte die Braune spornstreichs hin und legte sich ihm zu Füßen — unter Verleugnung jeglichen Klassenbewußtseins.

hl.

Auch dort!

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust."

Überschrift:
Die Zwangseinquartierung.

(Plauderer: Fortsetzung übernächste Seite.)

Praktische Winke

Ein paar kleine praktische Winke für Mütter. Manche Kinder fassen mit der Zeit eine große Abneigung gegen Milch, sie müssen sie mit Kakao oder Malzkaffee vermischt erhalten. Wird aber z. B. in Krankheitsfällen Wert darauf gelegt, daß ein Kind reine Milch trinkt, so kann man es meist auf leichte Art dazu bringen, wenn man ihm einen Strohhalm oder eine Makkaronistange in das Glas oder die Tasse gibt und das Kind die Milch dadurch saugen läßt. Das macht den Kindern Spaß und sie trinken die Milch dabei im Handumdrehen. Ebenso ist es oft nicht ganz leicht, kranken Kindern in Milch eingeweichtes Brot oder Weißbrot zu verabreichen. Schneidet man aber aus dem Brot einmal einen kleinen Jungen, ein anderes Mal ein putziges Tier in groben Umrissen, so amüsiert das die kleinen Patienten sehr und ermuntert sie ungemein zum Essen.

Wenn kleine Kinder sehr unruhig schlafen und sich immer wieder bloßstrampeln, so befestigt man ihr Deckbettchen folgendermaßen: Man legt um ihr Hälschen ein breites weiches Gummiband, an dessen Enden man Klammern von Strumpfhaltern genäht hat, mit denen man das Deckbett festklammert. Fürchtet man ein Zerreißen des Bettchens, so kann man noch ein Stückchen festen Stoff mitfassen.

Schönheit und Eleganz zu erhalten, wenn man sie besitzt, ist keineswegs leicht. Man kann sich leicht in den Mitteln dabei vergreifen, des Guten zu viel oder zu wenig anwenden, und hat dann den Schaden. Diese Vorsicht ist auch bei schönen und eleganten Wildlederschuhen zu beachten. Wenn Sie aber mit dem Eri-Puderbeutel (Erzeugnis der Eri-Gesellschaft, Göppingen) behandelt werden, braucht man sich keine Sorge zu machen. Selbst alte und fleckige Wildlederschuhe prangen nach Behandlung mit Eri-Puder in vollendeter Schönheit und Eleganz.



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Mehr Rückgrat!

Liebe Freunde, erhaltet euch euren gesunden Sinn. Laßt euch nicht dadurch beirren, daß die Nichtkönner jeden Erfolg mit ihrem hämischen Gespöttel besudeln wollen. Sie sollen nur erst mal selbst etwas Bedeutendes leisten!

Jetzt beginnt man sogar Bonsels „Indienfahrt" in den Schmutz zu ziehen. Man will vergessen machen, daß viele Hunderttausende von Deutschen einzig und allein Waldemar Bonsels die Anregung verdanken, sich mit der staunenswerten Kultur des Ostens zu beschäftigen. In den Literatencafés gehört es zum guten Ton, Gjellerups „Pilger Kamanita" zwischen zwei Schnäpsen als stümperhaft zu erledigen. Wer da wagt, auch nur das Anfangskapitel aus der „Heiligen und ihr Narr" als poetisch zu empfinden, wird zum Obertrottel ernannt. Wer Gustav Frenssens „Pastor von Poggsee" rühmen wollte, erhält von mildtätigen Seelen einen Strickstrumpf zur weiteren Beschäftigung. Daß Bölsches „Liebesleben in der Natur" einen Segen sondergleichen gestiftet hat, wird von denselben Jünglingen vergessen, deren Mutter durch Bölsche vom Trallalla zum Nachdenken hingelenkt wurde.

Dem Nichtkönner wird niemals Ehrfurcht beizubringen sein. Wer jedoch einem Buche die Anleitung oder auch nur die Anregung zum Nachdenken verdankt, wer insgeheim empfinden muß, daß sein Lebensgang durch irgend jemand der ödesten Verflachung entrissen wurde, der sollte so viel Rückgrat besitzen, daß er auch in späteren Jahren mutig für seinen Meister eintritt.

Wahres Geschichtchen.

„Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Spanien", zitierte ein Mädchen dieser Tage den Schluß von Schillers Maria Stuart. Ich verbesserte: „nach Frankreich!" — „Frankreich gibt es für mich seit der Besetzung des Ruhrgebiets nicht mehr," lautete die Antwort.

FEUER BREITET SICH NICHT AUS
HAST DU MINIMAX IM HAUS

BERLIN
U.d. Linden 2

MIRA







Sie können lachen

und zugleich Ihre englischen und französischen Sprachkenntnisse auffrischen, wenn Sie „Little Puck“ und „Le Petit Parisien“ regelmäßig lesen. Humorvoll, anregend, leicht verständlich; gerade das, was auch Sie suchen. Probe-Vierteljahr nur 2100 Mk. jede Zeitschrift. Probeseiten kostenlos. **Gebr. Paustian,** Verlag, **Hamburg 80,** Alsterdamm 7. Postscheckkonto 189 (Hamburg).

Rassehunde-Zuchtanstalt u. Handlg. A. Seyfarth
Köstritz 10 (Thür.)



Gegründet 1864.
Versand all. Rassen v. kleinsten Salon- bis z. gr. Schutzhund. Garant. leb. Ankunft. Ill. Katal. mit Beschr. aller Rass. M. 350.- (auch Mark.). Bei Anfr. Rückporto beif.



Hotel Westminster und Astoriahotel am Hauptbahnhof. Vornehmstes Familien-Haus. Alle Zimmer m. Fernsprecher. Warm- u. Kaltwasserzufluß. Privatbäder.

Man beziehe sich bei Zuschriften an die Inserenten stets auf Reclams Universum.





Dresdner Nachrichten

Gegründet 1856

Große nationale Tageszeitung
das Blatt für
Industrie, Gewerbe und
Landwirtschaft

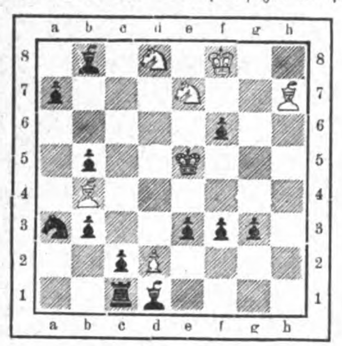
Anzeigen aller Art bringen Erfolg

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum".

Aufgabe Nr. 97.

Von O. Duras und Dr. Prochazka in Prag.



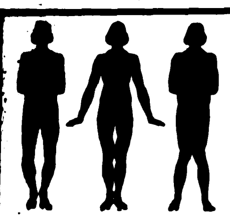
Matt in drei Zügen.

Ein Mattbilderproblem, ganz im farbenprächtigen Stile der böhmischen Schule, von so seltener Schönheit, daß es in seiner Art gewiß zu den besten Erzeugnissen der Problemliteratur zu rechnen ist. Acht verschiedene Spiele, darunter sechs mit ganz reinen Mattstellungen entzücken den Löser.

Lösung der Aufgabe Nr. 93. (Heft Nr. 9.)

1. Dh3–h4	Tc3–c6+	1. . . .	c7–c6
2. Sf4–g6	matt.	2. Te7–e4	matt.

(Fortsetzung des „Schach" übernächste Seite.)







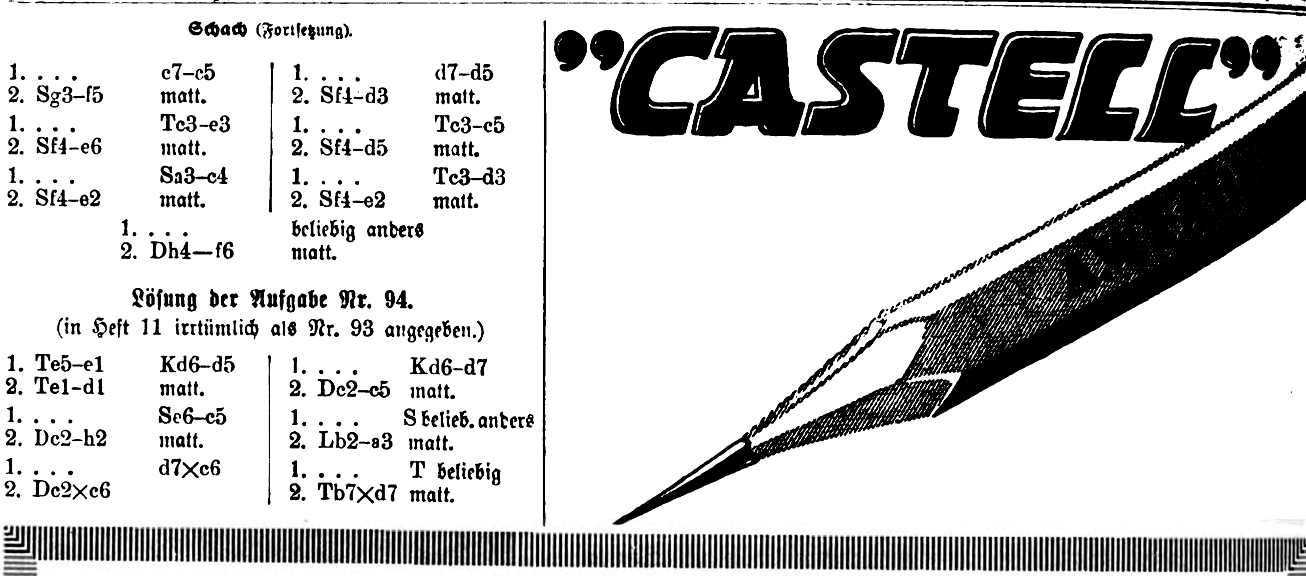
Beachtenswerte Mitteilungen

Das Thüringer Waldsanatorium „Schwarzeck“ in Bad Blankenburg (Thüringer Wald), das einer durchgreifenden Erneuerung unterworfen wurde und einige Zimmer mit fließendem Wasser und Privatbad neu eingerichtet hat, war im Winter 1922/23 stark besucht. Es werden nur nervöse und innere Kranke aufgenommen. Jedoch empfiehlt es sich, vorher bei der V e r w a l t u n g von „Schwarzeck“ anzufragen, ob Platz vorhanden ist. Leitende Ärzte sind: San.-Rat Dr. Wiedeburg, San.-Rat Dr. Poensgen und Dr. Weiß-Reval. Hausarzt: Dr. Schenk.

Fahrpreisermäßigung auch auf italienischen Bahnen. Die Generaldirektion der italienischen Staatsbahnen hat verfügt, daß Reisende zur F r a n k f u r t e r M e s s e, deren nächste vom 15. bis 21. April stattfindet, wiederum eine 20prozentige Fahrpreisermäßigung erhalten. Die Mailänder Geschäftsstelle des Frankfurter Meßamts, Via Settembrini 11, ist zur Ausstellung der erforderlichen Ausweispapiere ermächtigt worden. Auch die schweizerischen Bundesbahnen haben den Fahrpreis für Besucher der Frankfurter Messe um 20% herabgesetzt. Der Fahrkartenverkauf liegt, wie bisher, in den Händen des Reisebüros Chiari Sommariva.

Karlsbader Millionenspende für die deutsche Aerzteschaft. Der Stadtrat von Karlsbad hat in Anbetracht des engen, freundschaftlichen Zusammenwirkens der reichsdeutschen Aerzteschaft mit dem Weltkurort Karlsbad im Herbst 1922 dem Zentralkomitee für ärztliche Fortbildung in Berlin eine Spende in der Höhe von 2 Millionen Reichsmark überwiesen.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt der L e b e n s v e r s i c h e r u n g s - G e s e l l s c h a f t A. G. L e i p z i g, worauf wir besonders aufmerksam machen.



Schach (Fortsetzung).

1. . . .	c7–c5	1. . . .	d7–d5
2. Sg3–f5	matt.	2. Sf4–d3	matt.
1. . . .	Tc3–e3	1. . . .	Tc3–c5
2. Sf4–e6	matt.	2. Sf4–d5	matt.
1. . . .	Sa3–c4	1. . . .	Tc3–d3
2. Sf4–e2	matt.	2. Sf4–e2	matt.

1. . . .	beliebig anders
2. Dh4—f6	matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 94.
(in Heft 11 irrtümlich als Nr. 93 angegeben.)

1. Te5–e1	Kd6–d5	1. . . .	Kd6–d7
2. Te1–d1	matt.	2. Dc2–c5	matt.
1. . . .	Se6–c5	1. . . .	S belieb. anders
2. Dc2–h2	matt.	2. Lb2–a3	matt.
1. . . .	d7×c6	1. . . .	T beliebig
2. Dc2×c6		2. Tb7×d7	matt.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zu[...] Inserenten sich aufs „Univers[...]

Witzecke

Allerdings. „Was sind Sie?“
„Laborant!“
„Das ist kein Beruf! Laborieren tun wir alle heutzutage!“

Der Zeitungsjunge. „Du bist einer von den Meierschen Zwillingen, nicht wahr? Der erste, der des Morgens das Licht der Welt erblickte?“
„Nein, ich bin die Abendausgabe!“

Vergleich. Lehrer: „Aus der häßlichen Raupe wird also ein schöner Schmetterling! Wer weiß einen ähnlichen Vorgang in der Natur?“
Schüler: „Aus dem häßlichsten Hering wird ein schöner Rollmops!“

Allerdings. Madame: „Diese Zeugnisse finde ich nicht besonders, haben Sie noch andere vorzulegen?“
Dienstmädchen: „Na, bloß noch das Taufzeugnis, aber da steht ooch nix Besonderes drinne!“

Fritzchens Schmerz. Großer Jammer packt unser Fritzchen, als wir auch den letzten von fünf jungen Hunden fortgeben müssen. Kurz danach trinken wir Kaffee. Fritzchen stürzt eine Tasse nach der andern hinunter, so daß ich ihm schließlich Halt gebieten muß. „Ach, Mutter,“ sagte er, „ich habe mal gelesen, daß ein Mann seinen Schmerz und Kummer mit zwölf Glas Bier hinuntergespült hat, und da dachte ich, mit Kaffee würde mein Schmerz um Molly auch vergehen!“

Im Kampfe gegen die Schundliteratur hilft mit, wer Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek verteilt.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" beziehen zu wollen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene [illegible] Millimeterzeile 450 Mk. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin [illegible] Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, [illegible]

Für unsere Frauen



Der neue Hut

62123a 2010b

V 62123

62113a

V 62113

V 62125

V 2010

2010a

V 62146

V 62147

V 62154

Die Abbildungen zeigen Frühjahrs- und Sommerhüte in verschiedenen Formen und Ausführungen und geben somit ein klares Bild der herrschenden Hutmode. Sie lassen erkennen, daß die Hüte tiefer denn je über Kopf und Frisur gezogen werden und daß sowohl große wie mittelgroße und kleine Hüte getragen werden. Sehr modern sind aus Strohborte genähte Hüte mit Unterfütterung oder Bekleidung von Krepp, Taft oder Moiré in glatter oder gerüschter Verarbeitung. Diese Zusammenstellung von zweierlei Material ergibt eine reiche Wirkung, die eine große Garnitur erübrigt. Schleier werden fast nur noch als Garnitur getragen, wovon der Hut Abb. V 62113 ein Beispiel gibt. Für das helle Sommerkleid, für Sport und Strand wählt man Hüte aus Glasbatist, Leinen oder Pikee und garniert sie mit schwarzem Lackband oder bunter Wolle als Häkelei, Stickerei oder Pompons, ihnen so eine reizvoll pikante Note gebend. Als Regen-, Reise- und Laufhut herrscht immer noch der Hut aus Leder oder Duvetine. — Abb. V 62123 zeigt einen Hut aus Tagalstroh und Seide, eine vorzügliche Vorlage zum Modernisieren eines kleinen Hutes durch Ansetzen eines mit Seide bekleideten Linonrandes, s. Abb. 62123a; zur Herstellung des Hutes braucht man 25 m Tagalborte, 1 cm breit, und 1,50 m Taft, 40 cm breit. — Der reizende Hut Abb. V 2010 kann aus Leder oder Duvetine oder auch aus den oberen Teilen langer Glacéhandschuhe hergestellt werden; Abb. 2010a zeigt die Form seiner Linonkrempe und Abb. 2010b das Aufeinandersteppen der zu Fransen eingeschnittenen Lederteile. — Der Hut Abb. V 62125 ist aus Strohborte genäht und mit einer flotten Seidenschleife garniert; erforderlich 25 m Borte, 1 cm breit, und 2 m Band, 13 cm breit. — Ebenfalls aus Strohborte genäht ist das Hütchen V 62113; seinen Rand besetzen drei Seidenrollen, für die die Schrägstreifen puffig über einer zur Wulst gedrehten Einlage aus Watte oder Mull abgereiht sind, s. Abb. 62113a; erforderlich 20 m Tagalborte und 60 cm Stoff von 45 cm Breite. — Der nette Backfischhut V 62146 kann aus Stoff oder Borte genäht werden, bunte Wollhäkelei schmückt ihn; erforderlich 20 m von 1 cm breiter Strohborte. — Für Mädchen von 6—13 Jahren ist der Hut Abb. V 62147 bestimmt, er ist aus Stoff gearbeitet und mit dicken Stielstichlinien bestickt; erforderlich 35 cm Stoff von 80 cm Breite und 60 cm Band von 12 cm Breite. — Das Hütchen V 62154 für kleine Mädchen, mit seinem zu Köpfchen abgereihten Randstreifen, wirkt am lieblichsten aus Seide, es erfordert 1 m Stoff von 50 cm Breite. — Zu allen Abbildungen sind Beyer-Schnitte erhältlich für 200 Mark zuzüglich 50 Mark für Porto und Verpackung durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22/24. Ausführliche Anleitung zum Arbeiten von Hüten bietet „Beyers Führer für Putzmacherei im Hause“, Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Für Gartenfreunde

Das Radieschen im Hausgarten

Das Radieschen will als erste Bedingung guten Boden haben. Ein Stück roher Boden, auf dem bisher noch nichts gestanden hat, wird niemals eine auch nur leidliche Frucht bringen. Der Boden muß bereits mehrere Jahre vorher in guter Pflege gestanden haben, er muß locker und humusreich sein, sonst wird der Züchter nur spitze Wurzeln, niemals Knollen erzielen. Auch das Düngen spielt eine große Rolle. Es darf dem Radieschenbeet niemals frischer Dünger zugeführt werden. Alter Kompost ist hier am vorteilhaftesten. Auch künstlicher Dünger kann mit Erfolg angewandt werden; er darf aber nur wenig Salpeter, mehr Kali und Phosphor enthalten. Man muß immer im Auge behalten, daß die Zucht des Radieschens auf Ausbildung einer großen Knolle hinausläuft; sie kann sich aber nicht entwickeln, wenn kein genügender Platz vorhanden ist. Man legt den Samen am besten in flache Rillen, die ca. 10 cm Abstand voneinander haben. Die Samenkörner werden einzeln, etwa fingerbreit voneinander eingelegt und die Erde ca. 1—2 cm darüber geworfen. Darauf erfolgt ein mäßiges Festklopfen und ein reichlicher Guß mit abgestandenem Wasser. Die aufgehende Saat verlangt jetzt gleichmäßige Feuchtigkeit, es heißt also an trockenen Tagen reichlich gießen. Radieschen kann man den ganzen Sommer über aussäen. Erfolgt die Aussaat erst im Hochsommer, so wähle man ein Beet, das etwas schattig gelegen ist, denn die heißen Hochsommersonnenstrahlen würden den jungen Pflanzen schaden. Anders ist es mit der Aussaat im Frühling oder im Herbst. Dann darf das Beet sonnig und frei gelegen sein. Niemals wähle man für den Anbau der Radieschen ein zu großes Stück aus. Eine Fläche von 1—2 qm genügt vollkommen. Man nehme vielmehr alle vier Wochen eine neue Aussaat vor, bis in den September hinein. Was nun die Sorte anbetrifft, so ist das weiße, zylinderförmige Radieschen, das unter dem Namen „Eiszapfen" bekannt ist, das dankbarste. Gleichfalls empfehlenswert ist das „Würzburger Treibradieschen", das von entzückender roter Farbe ist und fast die Größe eines kleinen Rettichs bekommt. Sehr zu beachten ist gerade bei den Radieschenbeeten, daß sich der Erdfloh, der größte Feind dieser Pflanze, nicht zu stark einfindet. Man kann da Abhilfe schaffen, indem man die Radieschenbeete mehrere Male des Tages mit Wasser überbraust.

Die Chemie der Küche

Die hygienische Diät der Frau

Äußerlichkeiten spielen hierbei eine Rolle. Eine Frau will schlanker werden, die andere möchte rundlicher aussehen, wie es z. B. bei einer Schauspielerin zur Lebensfrage werden kann, daß sie nicht zu dünn, aber auch nicht zu dick ist. Läßt man solche Wünsche unberücksichtigt, kann man einige allgemein gültige Regeln aufstellen. Es ist falsch, bei solchen Menschen das Gewicht erheblich ändern zu wollen, deren Gestalt dem Typus ihrer Familie entspricht. Das heißt, die Schlanken sollen nicht korpulent, die Dicken nicht dünn gemacht werden. Ist dagegen das Gewicht nicht zu dem Typus der Familie gehörig, dann kann man durch Entziehung von mehlartiger Kost — namentlich, wenn man das Trinken zum Essen verbietet —, auch unter Zuhilfenahme von Bädern und Massage Gewichtsabnahme beabsichtigen und erzielen. Will man das Umgekehrte erreichen, so muß man zuerst erwägen, ob die Gewichtsabnahme nicht die Ursache von Krankheit ist. Liegt eine solche zehrende Krankheit vor, dann ist die gewaltsam erzielte Gewichtszunahme ein Kunstfehler. Gewichtszunahme kann keine Krankheit heilen. Dies Unternehmen kann nur über das Erkennen, daß man recht krank ist und den Arzt braucht, hinwegtäuschen. Liegt solche Krankheit nicht vor, dann kann man durch stärkere Mengung der richtigen hygienischen Diät — Obst, Kompott, Gemüse, Salate — mit mehlhaltiger Kost Gewichtszunahme erreichen. Jede einseitige Kost macht dünn. Ob man nur von Milch oder nur von Obst oder nur von Fleisch lebt. Jede einseitige Ernährung ist ein teilweises Hungern — nämlich Hunger auf die fehlende Kost. Daher kann man mit all diesen einseitigen Methoden Gewichtsabnahme erzielen. Für die Gesundheit stellen aber all diese Methoden eine Schädigung dar, weil der Hauptzweck der Ernährung, die richtige Lymphbildung, bei diesen einseitigen Ernährungsmethoden nicht erfüllt wird. — Die hygienische Diät des jungen Mädchens, der jungen Frau, soll wenig Flüssigkeit enthalten. Die Zeit kommt, wo bei den meisten die zuviel genommene Flüssigkeit furchtbare Stunden gebiert. Denn nur eine denkfaule Zeit ließ Freude über das hohe Gewicht eines Neugeborenen empfinden. Die vorher genossene Flüssigkeit bestimmt das Gewicht des zu erwartenden Kindes. Und dieses Gewicht macht manche Entbindung zur Qual. Deshalb lehrte schon Lahmann: Enthaltung von Flüssigkeit. Dr. Koch.

Rätsel und Spiele

Kapselrätsel.

Sie beben im leisesten Windes-
wehen,
Doch sind sie mit Kopf und
Füßen versehen.
So nahm schon mancher voll
Schreck und Graus,
Als wäre es wirklich, vor ihm
Reißaus.

Scherzgleichung.

(a—b) + (c—d) = x

a man zum Kaiser einstmals
weihte,
Da guten b's er sich erfreute,
c musikalisch Tempowort,
d einst der Ausgestoßnen
Ort;
x ist jetzt Herr des Erden-
balles,
Doch freuten wir uns seines
Falles!

G. J

Anagramm.

Jene Herren dort, wohlbeleibt,
Mit den dicken, goldnen Ketten,
Mit den Händen reich beringt,
Mancher wird, drob möcht' ich
wetten,
Mit dem Rätselwort sie schel-
ten.
Ans versetzte, Zins und
Dividenden
Sie zumeist den Geist ver-
schwenden,
Ohn' Eigennutz sind sie nur
selten.

Adolf Ahrens.

Scharade.

Mußt du Berg und Tal durch-
wallen,
Laß dir diesen Rat gefallen:
Rühr' das erste, tu' das andre,
Und sein auf dem Ganzen
wandre.

Auflösungen aus Heft 22/23

Skatscherz: A. eW, gW, sW, eO, e9, e8, e7, g9, s8, rO.

C. eD, eK, e10, gD, gK, g8, g7, sD, sK, s7.

B. drückt rW, rD.

A. spielt eW und, da weder bei B. noch bei C. rW fällt, so fragt A. den C., ob er etwa den rW übersehen habe, und legt auf dessen Verneinung seine Karten offen auf den Tisch und sagt zu B.: „Du hast das Spiel verloren, denn du hast nicht bedient." B. zeigt, was er gedrückt hat, und entgegnet lachend dem A.: „das Spiel habe ich nicht verloren, sondern gewonnen; denn du hast die Karten hingeworfen und damit ist das Spiel für euch verloren".

Rätsel: Beduine, Beguine.

Rätsel: Beifall, bei Fall.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Bruder Mensch.

Du machst's mir so schwer, lieber Bruder. Du verstehst, daß ich den Baum in meinem Garten liebe und daß ich meinen Hund liebe —, du wehrst dich jedoch gröblichst gegen die Überzeugung, daß ich dich liebe. Warum? Wohl weil du noch gewohnt bist, in jedem Menschen einen Feind zu erblicken.

Mach' mir's doch leichter, lieber Bruder. Sieh, es ist eine neue Zeit gekommen. Eine Zeit, in der du nichts sparen kannst, was dir dereinst Freude und Genuß verbürgt. Uns bettelarmen Menschen bleibt nur noch die Liebe —, einzig und allein die Liebe. Wenn du und ich sie aufspeichern, sind wir reich! Laß dich lieben, Bruder Mensch.

Zur Nachahmung empfohlen.

Ich wollte einen kleinen Teddybären erstehen, den allerkleinsten, aber selbst der allerkleinste war mir im Preis noch zu groß. Da ich nicht gern ein Geschäft verlasse, ohne etwas zu kaufen, so frage ich voll Schalk die Verkäuferin:

„Was kostet denn kein Teddybär?"

„Keiner," sagte sie etwas erstaunt, „der kostet nichts."

„Na, dann wickeln Sie mir den ein." B. B.

Für Verliebte.

Es gibt ein entzückendes Rebus:

Ich liebe dich
+ als gestern,
— als morgen.

„Ich liebe dich, mehr als gestern, weniger als morgen."

Merkwürdig, daß gerade das „weniger als morgen" meist der größten Verständnislosigkeit begegnet. Und gerade darin liegt doch die entzückende Feinheit! Kann man denn tiefer und inniger lieben, als daß man heute schon weiß: morgen werde ich dich noch mehr lieben?

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)



(Fortsetzung)

Paradox.

Es regnet und schneit zu gleicher Zeit. Unter jedem Fußtritt quitscht und quatscht es, und rechts und links spritzt das Wasser zur Seite. Ich stapfe ohne Regenschirm über den großen Augustusplatz, vorbei an den Fenstern des Café Felsche, und blicke unwillkürlich hinein. Unwillkürlich; nicht sehnsuchtsvoll. Geistiger Arbeiter und Café Felsche sind unvereinbare Gegensätze geworden. Der Tisch hinterm ersten Fenster ist leer; am zweiten Fenster sitzt eine Dame in elegantem Pelzjackett, vor sich ein Täßchen dampfenden Mokkas. Die Rechte, an der ein paar Ringe blitzen, führt eben ein Stückchen Torte zum Munde, die Linke, im Wildlederhandschuh verborgen, hält anmutig-zierlich ein Buch. Unwillkürlich such' ich den Titel. Da steht er deutlich auf weißem Grunde und lautet: „So ein Hundeleben!"

Hm — freilich: so ein Hundeleben. Ich stapfe weiter: quitsch — quatsch — quitsch — quatsch. —n

Menons Klage.

Trotz des hohen Preises werden die Semmeln immer kleiner. Wohl nur deshalb erregte der Jüngling Verwunderung, der neulich vor einem Bäckerladen in Hölderlins Worte ausbrach: „Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig!"

The doctor.

Im Wartezimmer eines Naturheilarztes hängt das bekannte Bild von Luke Fildes: der Arzt am Krankenbette eines Kindes.

Ich beobachte eine mit Pelzen und Diamanten geschmückte Frau, die unruhig im Wartezimmer auf und ab geht. Plötzlich bleibt sie vor dem Bilde stehen und betrachtet es aufmerksam. „Ach ja," sagt sie seufzend, indem sie die Unterschrift „The doctor" liest, „so 'n Tee-Doktor wird ja hoffentlich was wissen, was mich schlanker macht!"

Beachtenswerte Mitteilungen

Zahn- und Mundpflege. Wenn ein Mittel zur Zahn- und Mundpflege den Anforderungen der Wissenschaft genügen soll, muß es so zusammengesetzt sein, daß nicht nur die Zähne, sondern auch die Mundhöhle gereinigt werden. Es muß auf die Gewebe und Schleimhäute des Mundes so anregend und belebend wirken, daß ein verstärkter Blutumlauf innerhalb der Gewebe entsteht. Dann wird auch die Widerstandsfähigkeit der Zähne erhöht. Es muß ferner Stoffe enthalten, welche die Tätigkeit der Speicheldrüsen anregen und dadurch eine erhöhte Speichelbildung veranlassen; denn der Speichel ist die wichtigste Waffe im Kampfe des Körpers mit denjenigen Stoffen, welche sich die Mundhöhle und die Zähne als Angriffspunkte wählen. Der Speichel dringt überall hin, er entfernt die Speisereste auch aus den entlegensten Schlupfwinkeln und wird dadurch zum natürlichen Schutzmittel des Mundes. Die Zahnpasta Pebeco erfüllt die hier genannten Aufgaben in hervorragendem Maße.

Bad-Nauheim. Am 1. März begann die Frühjahrskur. Wenn auch den Winter über eine stattliche Anzahl von Kurgästen zu verzeichnen waren, so bringt doch der nahende Frühling wiederum das interessante Kurleben in den Ort. Das staatliche Kurorchester hat gleichzeitig mit seinen berühmten und beliebten Konzerten, die von dem allseits bekannten, langjährigen Bad-Nauheimer Dirigenten Hofrat Professor Winderstein wie auch von Musikdirektor Julius Schröder geleitet werden, begonnen. Das herrlich gelegene Kurhaus ist einer gründlichen Auffrischung unterzogen worden und macht einen vornehmen Eindruck. Der Umbau der großen Theaterbühne ist nahezu fertiggestellt. Die „große Oper" wird im kommenden Sommer auch in Bad-Nauheim in den Vordergrund treten. Die schon jetzt eingehenden zahlreichen Anfragen lassen erkennen, daß in diesem Jahre der Kurbetrieb sehr früh einsetzen wird.

Verkehr nach Japan ab Triest. Der Mitte April laufenden Jahres von Triest nach Ostasien abgehende reguläre Dampfer des Lloyd Triestino wird auch Yokohama, Kobe und Moji direkt berühren.

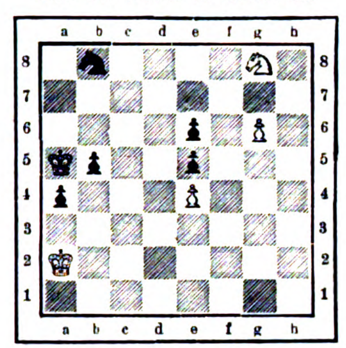




Redigiert von **Schach** J. Mieses

Endspielstudie.

Von M. Rinck in Barcelona.



Weiß am Zuge gewinnt.

Lösung.

1. Sg8–e7 Sb8–d7

Erzwungen, da ja das Vorrücken des g–Bauern droht.

(Fortsetzung des „Schach" nächste Seite.)

Schach (Fortsetzung).

2. Se7-c6+ Ka5-b6

Nach a6 darf der König nicht gehen wegen 3. Sb8+, Sb8: 4. g7 usw.

3. Sc6×e5! Sd7-f6

Wenn Schwarz den Springer schlägt, so geht der g-Bauer unaufhaltsam zur Dame.

4. Se5-d7+! Sf6×d7 | 5. e4-e5!

Eine schöne und eigenartige Wendung. Schwarz kann nun nicht mehr verhindern, daß der weiße Bauer zur Dame gelangt.

Lösung der Aufgabe Nr. 95. (Heft Nr. 12/13.)

1. Db2-c2	Tf7-f2	1. . . .	d5-d4
2. Sd1-b2	usw.	2. Se3-c4	usw.
1. . . .	d5×e4	1. . . .	Sg7-f5
2. Lg2-f1	usw.	2. Se3-f1	usw.
1. . . .	Tf7-f3	1. . . .	beliebig
2. Lg2×f3	usw.	2. Dc2-d3	usw.

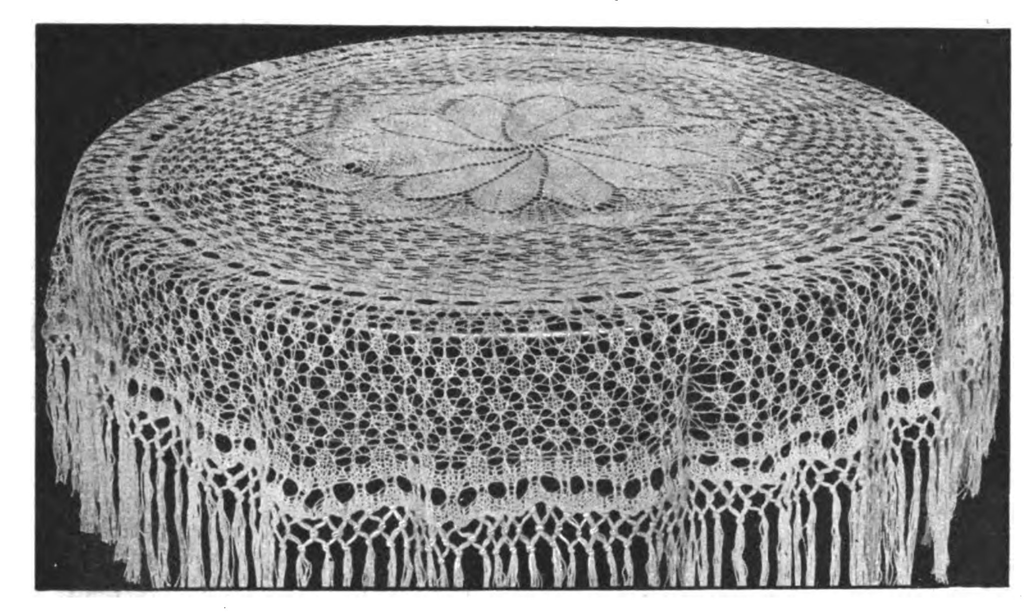
Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: D. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile 450 Mk. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

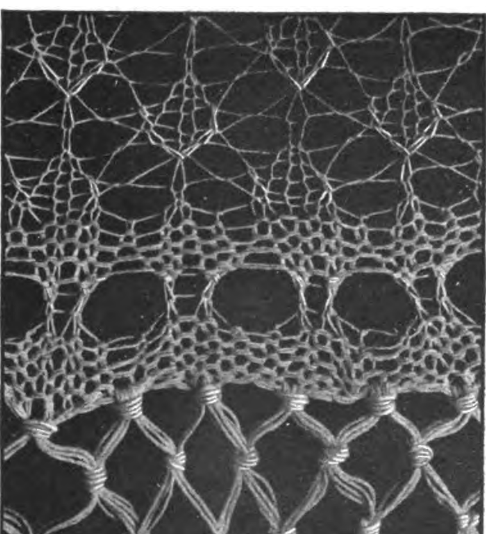


Für unsere Frauen



Eine gestrickte Decke





Oben: Große gestrickte Decke.

★

Links: Grundmuster zur Decke, Rand aus doppeltem Garn mit Löchern und eingeknoteten Fransen.

★

Rechts: Strickschrift zur Decke.

★

Aus dem Buche „Kunst-Stricken“, Verlag O. Beyer, Leipzig.

★

Die Decke ist ohne Fransen 120 cm im Durchmesser groß. Man strickt sie mit Baumwolle Nr. 6, von der man 150 g braucht, mit vier feinen Holznadeln, die man bei fortschreitender Arbeit auch gegen einen Strickring vertauschen kann. Man beginnt auf 6 M. Anschlag und strickt die Strickschrift sechsmal in jeder Runde und Runde 7 glatt rechts; von Runde 8 an strickt man die Strickschrift zwölfmal, auf jeder Nadel also 3 Wiederholungen; man achte darauf, daß die Maschen zwischen den Nadeln nicht zu lose werden, wodurch sich häßliche Streifen bilden. Von der 9. bis 43. Runde werden alle ungeraden Runden glatt rechts gestrickt. Die „verkehrten Maschen“ zeigen sich als Rippen, bei ihnen wird in den hinteren Faden gestochen und die M. rechts gestrickt, die folgende Masche wird links gestrickt, dadurch bildet sich ein ausdrucksvolles Rippenmuster. In der 45. bis 73. Runde werden alle verkehrten Maschen verkehrt, alle Linksm. links, alle übrigen rechts gestrickt. Runde 77 und 79 glatt rechts, von der 82. Runde an alle geraden Runden glatt rechts. Runde 81—87 wiederholt man sechsmal; damit die Strickerei, in der nicht mehr zugenommen wird, gut dehnbar bleibt, schlägt man bei jedem Umschlag zweimal um, strickt aber nur 1 M. daraus. Bei der letzten Zwischenrunde strickt man aus jedem Doppelumschlag 1 M. rechts, 1 M. links. Mit doppeltem Faden strickt man nun 3 Runden links, 1 Runde: fortgesetzt dreimal umschlagen, zweimal 2 Maschen zusstr. 1 Runde mit einfachem Faden rechts, aus dem Umschlag stets 1 Masche rechts, 1 Masche links, 1 Masche rechts. Nun noch 3 Runden links mit doppeltem Faden.

Erklärung zur Strickschrift.

Voller Würfel: Rechtsmasche; geteilter Würfel: Linksmasche; auf der Spitze stehender Würfel: verkehrte Masche; Kreis: abheben; Doppeldreieck: 1 Masche abheben, 2 Maschen zusammenstricken, die abgehobene Masche überziehen; linksgeschrägtes Dreieck: 2 Maschen zusammenstricken; rechtsgeschrägtes Dreieck: 1 Masche abheben, 1 Masche stricken, die abgehob. überziehen.

Praktische Winke für die Hausfrau

Einen neuen Boden in einen Eimer

kann man selbst einsetzen; man schlägt den schlechten Boden des Eimers mit Hammer und Stemmeisen vollkommen heraus, der untere Rand muß dabei allerdings einigermaßen gerade bleiben. Dann schneidet man aus Papier das Maß des Bodens und läßt sich vom Tischler aus Kiefernholz einen Boden schneiden, also eine Holzscheibe, die nach unten ein wenig schräg zuläuft. Diesen Holzboden drückt man fest in den Eimer hinein. Durch Einfüllen von Wasser, das einen vollen Tag lang darin stehenbleibt, verquillt das Holz mit dem Emaillerand, so daß kein Wasser mehr hindurchgelassen wird. Sollte es vorkommen, daß eine Stelle nicht ganz dicht hält, so genügt ein Verpichen mit Glaserkitt, Zement- oder Gipsbrei. Ein derart ausgebesserter Eimer hat sehr oft eine viel längere Lebensdauer als ein neuer Emailleeimer. Auch hat er den Vorzug, daß er zum Zerstampfen von Viehfutter verwendet werden kann, was in einem Emailleeimer niemals geschehen darf, da zu leicht Glasurteilchen absplittern könnten und dem Vieh Schaden bringen würden. — Ist der Boden des Kohleneimers durchlöchert, so bedeckt man ihn mit einer fest eingedrückten Linoleumscheibe, um den Eimer wieder gebrauchsfähig zu machen.

Rhabarber ungeschält zu verwenden

Viele Hausfrauen ziehen die Rhabarberstengel vor dem Kochen ab, da sie die oberste Haut für zäh halten. Das ist sie aber durchaus nicht. Durch das Abziehen der Stengel geht gerade der feinste Geschmack verloren, außerdem wird der Rhabarber viel ausgiebiger, wenn man die Stengel nicht abzieht, sondern nur wäscht und in zwei Zentimeter lange Stücke schneidet. Die äußere Haut zerkocht genau wie der übrige Stengel und kein Unterschied zwischen abgezogenem und nicht abgezogenem Rhabarber ist zu bemerken.

Stickgarn spart man

bei Weißstickerei, wenn man an Stelle von Twist oder Stickbaumwolle zum Unterlegen die Webfäden verwendet, die aus dem überstehenden Rande des vorgezeichneten Musters ausgezogen werden. Mit diesen Randfäden werden die Bögen und hoch zu stickenden Figuren unterlegt und dann mit Stickbaumwolle ausgeführt. Um die Haltbarkeit von Bögen an Wäsche und dergleichen zu erhöhen, empfiehlt es sich, ihnen ein Batistbändchen unterzuheften und dann durch den doppelten Stoff zu sticken.

Schlechten Geruch aus Fässern

entfernt man, indem man das Faß mit klarem Wasser füllt und so viel Kleie hineinschüttet, daß ein mäßig dicker Brei entsteht. Dann läßt man das Faß mit seinem Inhalt so lange stehen, bis die Kleie gründlich in Gärung übergegangen ist. Darauf gießt man den Inhalt fort, scheuert das Faß mit warmem Wasser gründlich aus, spült darauf mit klarem, kaltem Wasser nach, und jeder Geruch wird verschwunden sein. Handelt es sich um sehr stark riechende Gefäße, z. B. um Heringstonnen, so muß das Verfahren wiederholt werden, da der Geruch zu tief in das Holz eingedrungen ist.

Beim Klopfen der Polstermöbel im Zimmer

vermeidet man das lästige Stauben durch Auflegen eines feuchten, gut ausgewundenen Tuches an den zu klopfenden Stellen. Man nimmt ein neues Scheuertuch dazu, sobald das Tuch schmutzig aussieht, wird es gespült, gut ausgewunden und neu aufgelegt. So lange werden die bedeckten Stellen der Polstermöbel geklopft, bis jeder Staub durch das Tuch aufgenommen ist. Am Schluß wird mit dem nochmals ausgewundenen Tuch, statt des Bürstens, das ganze Möbelstück abgewischt. Man wird erstaunt sein, wie tadellos sauber die Polstermöbel geworden sind, ohne daß die Farbe oder der Plüsch gelitten hat.

Das Ofenloch als Kühlraum

bietet der Hausfrau einen vollwertigen Ersatz für den Eisschrank. Freilich ist dieser Kühlraum nur klein, aber immerhin groß genug, um die leicht verderblichen Dinge, wie Butter, Milch und dergleichen auch bei der größten Hitze darin frisch und gut zu erhalten. Zu diesem Zweck räumt man alle Asche aus dem Ofenloch gründlich heraus, legt es mit Papier aus, und der Kühlraum ist fertig. Ist der Ofen mit Rost eingerichtet, befindet sich also unter dem Feuerloch noch ein Aschenloch, kann sogar eine Regulierung der Temperatur eintreten. Unten, in das Aschenloch stellt man eine kleine Schüssel mit kaltem Wasser, und oben hinein die leicht verderblichen Speisen, die so vor allem Verderben und vor der lästigen Fliegenplage vollkommen sicher sind. Das Feuerloch wird zugeschraubt und das Türchen des Aschenlochs nur leicht angelehnt. Dadurch entsteht im Ofenloch ein leichter Zug, die Verdunstung des Wassers setzt die Temperatur ohnehin herunter, und so herrscht eine angenehme Kühle im Ofen.

Rätsel und Spiele

Palindrom.

Such' das kleine Blümchen,
Im Felde blüht's im zarten Kleid,
Füg' an die grimme Untat,
Die empor zum Himmel schreit.
Lies rückwärts dann, und schweren Ganges
Schreitet es durch wüstes Land,
Unentbehrlich für die Menschen,
Die in Wüsten sind verbannt.

A. A.-W.

Tauschrätsel.

Lima, Richter, Darmstadt, Landrecht, Murner, Manie, Zeitmaß, Selma, Entwurf, Artland, Sense, Tuchhaus, Peru, Lerche, Belgrad, Gelte, Berlin, Nußbaum, Wurstler, Bussard, Plombe. Von jedem der genannten Wörter ist die letzte Silbe zu streichen und eine der unten angeführten Silben vorzusetzen, so daß neue bekannte Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort ergeben. Beispiel: Mater, Alma. Folgende Silben werden verwendet: as, di, dog, erbs, el, eng, es, ge, gen, hoch, ju, lein, na, ne, nim, stu, ti, tri, tul, ul um.

Auflösungen aus Heft 24/25

Kapselrätsel: Espen, Gespenst.

Scherzgleichung: Rudolf — Ruf + Larghetto — Ghetto = Dollar.

Anagramm: Protzen, Prozent.

Scharade: Fußsteig.



Leitung: Horst Schöttler

Der gerechtfertigte Arzt.

Vor drei Jahren hatte Rübesam schon einmal solch einen Anfall gehabt, und Doktor Strubel hatte ihn gleich in die Klinik schaffen und operieren lassen wollen. Aber Rübesam hatte sich gewehrt und gesagt, so eilig wäre das wohl nicht; der Blinddarm täte ihm noch nicht so furchtbar weh, das Fieber wäre ja auch nur gering — na, da wollte er doch erst mal ein bißchen warten. Und richtig: nach drei Tagen war die Reizung geschwunden. Rübesam blieb noch zwei weitere Tage im Bett liegen, aber dann spazierte er wieder ganz vergnügt umher. —

Ja, diesmal sah es nun aber doch ernster aus. Rübesam glaubte jetzt selbst, daß er sich dem Chirurgen würde ausliefern müssen. Nun, die Operation war ja nicht so schlimm, das wußte man ja, aber ein anderer Gedanke quälte ihn. Rübesam klagte dem Doktor Strubel: „Die Geschichte wird wohl ganz entsetzlich teuer sein?"

„Und ob!" meinte Doktor Strubel. „Das kostet jetzt etwa zehnmal soviel wie vor drei Jahren. Na — hab' ich damals nicht recht gehabt, als ich sagte, Sie sollten sich operieren lassen?" —on.

Beachtenswert.

Eine Seltenheit sind arme Gauner; denn, von allem andern abgesehen, hilft niemand einem Ehrenmann, wenn er in Armut gerät, ja, viele freuen sich noch darüber; verarmt aber ein Schurke, da ist die ganze Stadt auf den Beinen, ihm zu helfen.

Aus „Gedanken" von Leopardi (Universal-Bibliothek Nr. 6288)

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)



Echte Briefmarken



Kriegs- und Umsturz-, in Sätzen und Paketen. Große Preisliste und Zeitung gegen Doppelkarte.

Albert Friedemann,
Leipzig, Floßplatz 6/10



KAISERFABRIK A G KAISERSLAUTERN

Umlernen muß heute die ganze Welt. Viele müssen den ihnen liebgewordenen Beruf aufgeben und stehen damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin** (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter), ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des Einzelnen durch persönl. Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufm., Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einjährig-Freiwillige (Reichsverbandsexamen), Abiturientenexamen, Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Zweite Lehrerprüfung, Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand., Konservatorium. Ausführlicher Prospekt über bestand. Examina usw. kostenlos. **Rustin'sches Lehrinstitut, Potsdam, Postfach 25.**

Bandwurm, Spul- und Madenwürmer, diese Schmarotzer entziehen dem Körper die besten Säfte, der Mensch wird blutarm, nervös, elend und schlapp. Bleichsüchtige und blutarme Frauen und Mädchen, Magen- und Weißflußleidende sowie nervöse Personen usw. leiden in den meisten Fällen an Eingeweidewürmern, erkennen aber ihre Krankheit nicht. Ehe Sie etwas dagegen unternehmen, verlangen Sie Auskunft gegen Mk. 100.— in Kassenscheinen. **Keine Hungerkur.**

Wurm-Rose, Hamburg 11a 283.



Dr Dralles Birken Haarwasser

Vergessen Sie nicht, eine

Frühlingskur

mit **Dr. Dralle's** Birken-Haarwasser zu machen. Sie werden mit dem Erfolg zufrieden sein.



(Fortsetzung)

Deutscher Aufsatz.

Ich höre immer nur von „Schüleraufsätzen". Warum hat sich noch nicht der Brauch eingebürgert, daß der Lehrer mal den Aufsatz schreibt? Ja, das gäbe ein Hallo in der Klasse!

Wenn ich Lehrer wäre und spürte mal ein Nachlassen der Lernlust in meiner Klasse, dann würde ich dieses Experiment wagen. Und ich würde absichtlich einige Stilwidrigkeiten in meinem Aufsatz anbringen Für die ganz Denkfaulen könnten sogar schon einige orthographische Fehler genügen.

Hei, das gäbe dann eine vergnügte deutsche Stunde! Der Schlechteste dürfte zu korrigieren anfangen, der Primus müßte seinen Verstand gewaltig anstrengen, um immer noch Fehler finden zu können. Der Respekt leidet nicht, wenn auch die Schüler mal die besinnliche rote Tinte führen dürfen; im Gegenteil: ich mache jede Wette, daß meine Klasse fortan in der ganzen Schule die bestüberlegten Aufsätze liefert.

Gut gesagt.

Es gibt Brunnen, in die nie ein Sonnenstrahl, Stirnen, in die nie ein Gedanke gefallen ist, und auch Glückliche, die nie den Geist aufzugeben brauchen.

(Aus Peter Hille's Aphorismen, Reclams Universal-Bibl. Nr. 5101.)



Witzecke

Der Naturschwärmer. „Warum springen Sie denn fortwährend in die Höhe?"

„Dumme Frag', wegen der schönen Aussicht da oben!"

Der verliebte Zimmerherr. „Vergessen Sie nicht, mich morgens immer recht zeitig zu wecken, Frau Müller — ich will möglichst schon um sechs Uhr anfangen an meine Braut zu denken."

Höchste Galanterie. „Es gibt doch noch anständige Menschen. Mir hat heute im überfüllten Straßenbahnwagen ein Herr seinen Sitzplatz angeboten."

„Donnerwetter! Bei den Fahrpreisen!"

Steuern. „Meine Aussteuer ist eigentlich ziemlich mäßig, lieber Vater."

„Ja, mein Kind! Mich hat eben die Steuer ausgesteuert."

Die besorgte Mutter. „Schade, daß du mich gewedt hast, Mutter; mir träumte gerade, ich führe im Nachen!"

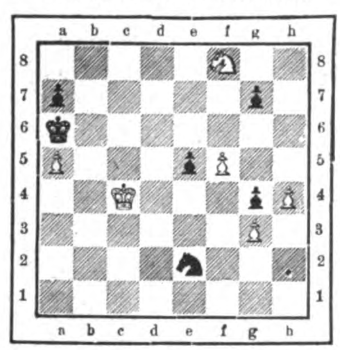
„Na, da fahre weiter! Daß du mir aber nicht schaukelst, Junge!"

Im Zorn. „Kneifen Sie meine Mamsells nicht immer in die Backen, Sie . . . Sie Bakteriologe!"

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Endspielstudie.

Von H. Rinck in Barcelona.



Weiß am Zuge gewinnt.

Um die Lösung dieser geistreichen Studie zu finden, muß man recht weit rechnen.

1. f5–f6 g7×f6 | 2. h4–h5 Se2×g3
3. h5–h6 Sg3–f5 (e4)

Die einzige Möglichkeit, den vorrückenden h-Bauern aufzuhalten. Auch die vorhergehenden Züge von Schwarz waren, wie leicht ersichtlich, erzwungen.

4. h6–h7 Sf5–d6+ | 5. Kc4–b4! Sd6–f7
6. Sf8–e6! ...

Nun droht Se6–c5 matt. An der fatalen Stellung seines Königs geht Schwarz zugrunde.

6. ... Ka6–b7 | 7. Se6–d8+ und Weiß gewinnt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 8. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile 450 Mk. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.



S 36160. Jackenkleid aus zweierlei Stoff. Beyer-Schnitte erhältlich für 44 und 48 cm Oberweite. — S 36233. Sommerliches Jackenkleid. Beyer-Schnitte erhältlich für 44 und 48 cm Oberweite. — S 2878. Straßenanzug mit Schößchenjacke. Beyer-Schnitte für 42 und 46 cm Oberweite. — S 2620. Jackenkleid aus Bastseide. Schnitte erhältlich für 44 und 48 cm Oberw.



B 2851. Bluse mit Ausschnitt- und Lochstickerei. Schnitte erhältlich für 44 und 48 cm Oberweite. Abplättmuster Nr. 20488/I, Preis für 2 Stück 125 Mark. — B 2644. Schlupfbluse mit Buntstickerei. Schnitte für 42 und 46 cm Oberweite erhältlich. Abplättmuster Nr. 50808/II, Preis 250 Mark. — K 56177. Jungmädchenkleid mit Schmuckfalten und Platt-, Spann- und Kettenstichstickerei. Beyer-Schnitte für 40 und 44 cm Oberweite. Abplättmuster Nr. 10913/IV, Preis 500 Mark. — S 56190. Straßenanzug mit Sakkojacke. Beyer-Schnitt erhältlich für 44 cm Oberweite. — K 56176. Sommerkleid mit Platt-, Stiel- und Durchbruchstickerei. Beyer-Schnitte erhältlich für 42 und 46 cm Oberweite. Beyer-Abplättmuster Nr. 30720/I, Preis für 2 Stück 125 Mark, und Nr. 11002/I, Preis für 1 Stück 125 Mark.



MK 2268. Kleidchen mit Weißstickerei. Schnitte für 2, 4 und 6 Jahre. Abplättmuster Nr. 30666/II. 3 Stück 250 Mark. — MK 2273. Blusenkleid mit Kreuzstichstickerei für kleine Mädchen. Schnitte für 6, 8 und 10 Jahre. Abplättm. Nr. 90164/I, 1 m 125 Mk. — K 2849. Sommerkleid mit breiten Streifen. Schnitte für 42 und 46 cm Oberweite. 30739. Gestickter Sonnenschirm. Abplättmuster Nr. 30739/VI, 4 Teile 750 Mark. — K 2252. Sommerkleid mit Weißstickerei. Beyer-Schnitte für 42 und 46 cm Oberw. Abplättm. Nr. 30840/II, 1 m 250 Mark. — K 2253. Reichgesticktes Waschkleid. Schnitte f. 44 u. 48 cm Oberw. Abplättm. Nr. 61004/VIII, 1250 Mark. 30740. Gestickter Sonnenschirm. Abplättm. Nr. 30740/VI, 4 Teile 750 Mark. — B 2251. Bluse mit Weißstickerei. Beyer Schnitte f. 42 und 46 cm Oberw. Abplättm. Nr. 30842/II. 1 m 250 Mark.

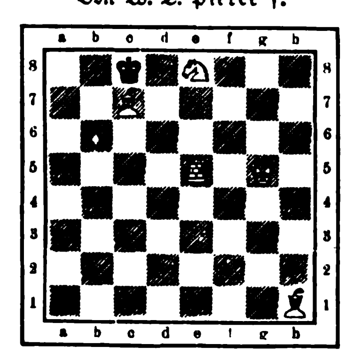
Wenn man die Reihen der neuen Frühjahrs- und Sommermodelle an sich vorbeiziehen läßt, so fesselt zunächst die große Verschiedenartigkeit der Ausschnitte und Kragen. Neben dem runden Ausschnitt, der ohne Ausputz am Halse aufliegt, sieht man den ebenso schmucklosen flachen Ausschnitt und den eckigen Ausschnitt, der für seitlich schließende Kleider eigens gemacht zu sein scheint. Doch auch Kragen und Halsgarnituren aller Art bringt die Mode, und mit ihnen zugleich auch den kleidsamen spitzen Ausschnitt. Für Kragen wird die bertenartige Form bevorzugt, wie auch der schmale Schalkragen, der für Jacken, Kleider wie Blusen gleich beliebt ist. Der Mode entsprechend schließt der Schalkragen übereinanderkreuzend, so daß der seitliche Schluß des Kleidungsstückes gewahrt bleibt. Im Gegensatz zu der glattanliegenden Bertenform machen sich auch Kragen bemerkbar, die ein wenig gerafft sind oder in leichten Falten aufliegen. Sie erwecken den Eindruck von lose aufgestochenen oder zusammengeknüpften Tüchern oder Bandstreifen, müssen aber besonders sorgfältig gearbeitet und vorsichtig getragen werden, denn die Mode will Nachlässigkeit gelegentlich vortäuschen, aber nie zur Wirklichkeit werden lassen. Das lange Leibchen herrscht noch bei den meisten Kleidern vor und der stark verlängerte Rock ist inzwischen so allgemein in Aufnahme gekommen, daß sich das Auge schon durchaus an seine Länge gewöhnt hat. Für Sommerkleider für groß und klein ist der reizvollste Schmuck noch immer Handstickerei, und so zeigen unsere Abbildungen denn verschiedene gestickte Kleider und Blusen und auch gestickte Sonnenschirme. — Das nette Jackenkleid S 36160 ist aus 2,25 m blauem und 2,25 m schwarz, blau und weiß gestreiftem Frottee gearbeitet. Den Schluß der Jacke und der Ärmel vermitteln Doppelknöpfe. Der Kragen wird durch verborgene Stiche faltig zusammengehalten. Der Rock ist gerade und zweibahnig, er ist 176 cm weit und mit schmalem Stoffgürtel versehen. — Zu dem Kleide S 36233 braucht man etwa 4 m von 120 cm breitem Stoff, am Vorbild Gabardin. Die Jacke zeigt zackig aufgesteppte Ansatzstreifen. Zum Schließen dient Seidenband, dessen eines Ende am linken Vorderteil in einem Einschnitt befestigt wird. Der neuartige Rock besteht aus zwei gleich großen Bahnen, die vorn und hinten breit übereinanderfallen. — Der Anzug S 2878 erfordert etwa 4,50 m Stoff, 110 cm breit. Die Jacke erhält ein leichtes Futter, damit sie blusig über die angesetzten, rundgeschnittenen Schoßteile fällt. Der schlichte Rock ist am oberen Rande gereiht. — Aus 4,50 m von 120 cm breitem Stoff ist das feine Jackenkleid S 2620 gearbeitet. Winklig aufgesteppte Stoffblenden bilden den sparsamen Ausputz. Der Rock hat eine schmale linke und eine breite rechte Vorderbahn sowie eine breite Hinterbahn. — Die reizende Bluse B 2851 erfordert etwa 2,20 m Stoff, 110 cm breit. Alle Teile sind durch Stäbchenhohlnaht verbunden, und die großen Aufschläge zeigen Loch- und Ausschnittstickerei. — Für die Bluse B 2644 dient 1,30 m Stoff, 100 cm breit. Am runden Ausschnitt ein Schrägstreifen und an den Ärmeln sowie am unteren Rande eine 7 cm breite buntgestickte Kante; seitlich Gummizug. — Das allerliebste Kleid K 56177 ist aus etwa 4,50 m von 80 cm breitem weißen Orientkrepp gearbeitet und mit Grün, Karmin, Gelb und Blau bestickt. — Das wirkungsvolle Jackenkleid S 56190 ist aus etwa 4,25 m von 110 cm breitem sandfarbenen Gabardin hergestellt, es setzt sich aus Sakkojacke und Tollfaltenrock zusammen und zeigt eine neuartige Garnitur aus Stoffhohlblenden, die zu Bordüre zusammengesetzt und dem Ärmel- und unteren Jackenrande zwischen Querblenden klar eingesetzt sind. — Platt-, Stielstich- und Durchbruchstickerei, in Weiß ausgeführt, schmücken das reizvolle rosa Schleierstoffkleid K 56176; die Herstellung erfordert etwa 3,50 m von 110 cm breitem Stoff. — Das niedliche Kleidchen MK 2268 ist für das Alter von 2 Jahren aus 1,50 m von 90 cm breitem Stoff gearbeitet und mit Weißstickerei geschmückt. — Schmale Kreuzstichkanten in Rot oder Blau putzen die lange Kittelbluse MK 2273. Man braucht für das Alter von 6 Jahren 1,30 m Blusenstoff und 1 m Satin zum Faltenrock (je 80 cm breit). — Das Kleid K 2849 erfordert etwa 3,30 m gestreiften und 1,70 m weißen Schleierstoff, je 110 cm breit. Der weiße Schleierstoff ist für die Ärmel und die Flügelbahnen des Rockes in Säumchen gesteppt und mit Stoffröllchen berandet. — Das hübsche Kleid K 2252 ist aus 5,50 m von 100 cm breitem weißen Schleierstoff gearbeitet. Über den geraden zweibahnigen Rock fällt die bestickte Schürzenbahn. Gürtel aus gedrehtem Seidenband. — Das reichgestickte Schlupfkleid K 2253 erfordert etwa 3,60 m von 100 cm breitem Schleierstoff, es hat eine Stoffschärpe und einen geraden, 2 m weiten Rock. — Die Bluse B 2251 erf. etwa 1,50 m Stoff, 100 cm breit.

2

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Aufgabe Nr. 98.

Von W. T. Pierce †.



Matt in drei Zügen.

Lösung der Aufgabe Nr. 96.

(In Heft 14/15 irrtümlich als Nr. 95 angegeben.)

1. Tb5–a5	Sd5×f4	1. ...	Sd5×c3
2. Sc3–e4	matt.	2. Df4×f6	matt.
1. ...	Sd5×b6	1. ...	Tf3–f1
2. Ta5–c5	matt.	2. Sc3–d1	matt.
1. ...	Tf3–f2	1. ...	Sd5×c7+
2. Sc3–e2	matt.	2. Df4×c7	matt.
1. ...	Tf3×f4	1. ...	belieb. andere
2. Sc3–b5	matt.	2. Sc3×d5	matt.



Leitung: Horst Schöttler

Ein Geschenk.

Wie, du glaubst nicht mehr an eine bessere Zukunft? Du läßt den Kopf hängen? Mensch, dann nimm doch endlich mein Geschenk an: Lies das neueste Werk der Burnett „Das Land der Blauen Blume“. In der Weltrundschau des vorigen Heftes habe ich die Universumleser auf dies köstliche Büchlein aufmerksam gemacht. Zahlreiche Frauen und Männer wissen mir schon heute Dank dafür, daß neue Hoffnung, neues Fühlen und Denken in ihre Herzen einzog. Wer dies nett gebundene Reclambändchen liest, findet seine Ideale wieder; wer es weiter empfiehlt, teilt Geschenke aus!

Der Fachmann.

Der Schieber Knopp ist in der glücklichen Lage, ein Bauerngut kaufen zu können. Der seitherige Besitzer ist etwas rückständig gewesen und deshalb müssen allerhand Maschinen angeschafft werden. Allen voran eine Dreschmaschine. Herr Knopp begiebt sich in eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen. Es wird ihm dort die neueste Errungenschaft der Technik empfohlen: eine Dreschmaschine mit Glattstrohpresse und Selbstbinder.

„Nee,“ sagt er, „erstens mal trage ich gar keine Selbstbinder und dann will ich weder eine Krawatten- noch eine Strohhutfabrik aufmachen.“ C. F. G.

Das Schaf.

Beim letzten Abiturientenexamen waren einem Gymnasium mehrere Damen zur Prüfung überwiesen worden. Entweder waren nun die Kenntnisse sehr schwach oder die ungewohnte Umgebung machte die Damen bei der mündlichen Prüfung verwirrt — kurzum: es herrschte Heulen und Zähneklappen! Um die Gemüter sich etwas beruhigen zu lassen, stellte der Naturgeschichtslehrer an eine der Damen die leichte Frage: „Können Sie mir ein Haustier nennen?“ Die Dame dachte angestrengt nach, errötete und sagte leise: „Der Floh!“

In allgemeiner Heiterkeit verschwand die Verwirrung, und sämtliche Damen bestanden glänzend ihr Examen.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf Reclams Universum zu beziehen.



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Neuer Frühling.

Ich ging, den holden Jüngling zu begrüßen. Er war augenblicklich damit beschäftigt, sich die diesjährige Frühlingspoesie einzuverleiben, soweit sie gedruckt worden war. „Nette Sächelchen," sagte er, „nur manchmal ganz fabelhaft unzeitgemäß im Ausdruck. Hier zum Beispiel: Durch Busch und Dorn sah ich den Frühling schreiten. Ich bitte Sie!" Er schnellte ganz unvermittelt von seinem Sitz empor und verschwand hinter einem nahen Gebüsch. Gleich darauf hörte ich einen Motor anlaufen, eine Autosirene heulte. Und dann kam langsam um die Ecke ein Kraftwagen neuesten Modells, am Steuer saß der Frühling. „Nennen Sie das: schreiten?" sagte er selbstgefällig, indem er den Motor abstellte. „Ich will Ihnen aber verraten, daß ich die Karre wieder verkaufe. Habe schon einen Abnehmer dafür: Kollegen Sommer." „Weshalb?" „Nun, ich gedenke nächstes Jahr ein wenig zeitgemäßer einzuziehen — auf einem motorlosen Segelflugzeug!" hl.

Zerbrechlich.

Herr Knöppchen besucht mit der Gattin eine Kunstausstellung. Als er aus einem Saal in den anderen tritt, steht er dem Torso einer Frauenstatue gegenüber. Er wendet sich sogleich zu dem Saaldiener und spricht:

„Härnse! Das sin mir aber nich gewesen." C. F. G.

Vielfresser.

Der Herzog von Saint-Simon berichtet in seinen Denkwürdigkeiten, daß Ludwig XIV. bei einer Mahlzeit folgendes zu sich nahm: Vier Teller verschiedener Suppen, einen ganzen Fasan, ein Rebhuhn, eine Schüssel Salat, zwei tüchtige Schnitten Schinken, Hammel in Knoblauchsuppe, einen Teller voll Gebäck, Früchte, harte Eier.

Und da wundert man sich noch!

Witzecke

Ein gewissenhafter Zeuge. „Dieser Vorgang spielte sich also unter Ihren Augen ab?"
„Nein, über meinen Augen; ich stand auf der Straße und der Angeklagte auf dem Balkon!"

Schmale Kost. **Bettler:** „Haben Sie nicht etwas Übriggebliebenes vom Mittagessen?"
Dienstmädchen: „Ach nee, das einzige, was bei uns mittags übrigbleibt, sind die Teller!"

Kleiner Mangel. **Wohnungsuchender:** „Aussicht hat das Zimmer wohl nicht?"
Vermieterin: „O doch, nach Westen sieht man in die schönen Berge — aber da ist leider kein Fenster!"

Der Hereingefallene. A.: „Du hast eine Witwe mit sechs Kindern geheiratet! Mir ist jetzt auch diese Gelegenheit geboten, und da wollte ich dich fragen . . ."
B. (unterbrechend): „Mensch, nimm die sechs Kinder, wenn's nicht anders geht — aber ohne die Witwe!"

Bescheiden. „Sie wollten doch verreisen, Herr Huber!"
„Das ist mir zu teuer geworden, aber ich habe mir wenigstens ein Zug-Pflaster aufgelegt."

Notgedrungen. „Warum tragen Sie denn jetzt ein Monokel?"
„Es langt nur noch zu einem Glase."

Falsch angewandt. A.: „Was ist ein Gassenhauer?"
B.: „Ein Mann, der Steine klopft."

Rätsel und Spiele

Rätsel.

Von eins bis zehn ist's eine Burg,
Im Fabelreich zu finden.
Liest du den Meister Goethe durch,
Wirst du sie wohl ergründen,
Entfernst du drei bis acht vom Wort,
Zeigt sich ein Nagetier sofort.

G. Reimmann.

Rätsel.

Es ist von Glas, Porzellan und Zinn,
Doch liest man's umgekehrt
Und setzt am Schluß ein Zeichen hin,
So wird es gern verzehrt.

Streichrätsel.

Wenn ich mit einem Au beginne,
Bin ich ein Werk von Menschenhand;
Doch ohne Au wachs ich als Früchte,
Schon lange auch im deutschen Land.

Auflösungen aus Heft 26/27

Palindrom: Rabe, Mord, Dromedar.

Tauschrätsel: Juli, Ulrich, Gendarm, England, Namur, Dogma, Hochzeit, Assel, Trient, Stuart, Essen, Leintuch, Tulpe, Eller, Nebel, Tiegel, Umber, Genuß, Erbswurst, Nimbus, Diplom. — Jugend hat selten Tugend.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den ... O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch... ...eber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene Millimeterzeile 450 Mk. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin, ... Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stutt...



Der Haushalt ohne Mädchen

Der mädchenlose Haushalt gehört heute zu den Zeiterscheinungen. Einerseits fällt es selbst bessergestellten Familien schwer, den Ansprüchen der Hausangestellten nachzukommen, andererseits aber kann man sich in einer Zeit, da die Wirtschaftsführung zu einem schweren Rechenexempel geworden ist, auch nicht mehr mit der rein mechanischen, gleichgültigen Art abfinden, in der die „Hausgehilfinnen" oft ihre Aufgaben erfüllen. Für die Einteilung im mädchenlosen Haushalt lassen sich wohl einige allgemein gültige Regeln aufstellen, im letzten Grunde aber ist doch jeder Haushalt ein kleines Schlachtfeld für sich, das einer besonderen Strategie bedarf, denn eine kinderreiche Wirtschaft erfordert eine ganz andere Führung als eine mit wenigen erwachsenen Personen, und ein Haushalt, in dem die Hausfrau z. B. nur im Nebenberuf Hausfrau sein kann, weil sie einem Erwerb nachgehen muß, wird wieder von einer ganz anderen Seite zu packen sein. Was für jede Alleinhausfrau wichtig ist: die Einteilung der Zeit und Arbeit und — die stärkste Ausnützung ihrer besten Küchenhilfe, der Kochkiste, das sind eigentlich die Grundpfeiler, auf denen sich die Alleinherrschaft der Hausfrau stützen soll. Außerdem muß sich die Hausfrau von mancher althergebrachten Gewohnheit in Wirtschaft und Küche frei machen und sich nur den Forderungen der Gegenwart anpassen. Sie überlege immer am Tage vorher genau, was am nächsten zu erledigen ist, um eine Häufung von Arbeiten zu vermeiden. Wenn man auch stets gewohnt war, an einem bestimmten Tage in der Woche diese und jene Arbeit vorzunehmen, Klopfen, Großreinmachen usw., und es läßt sich diese Einteilung nicht einhalten, dann verschiebe man, verschiebe immer wieder, ehe man sich gehäufte Arbeit auflädt, die über die Kräfte geht. Ich empfehle allen Alleinhausfrauen dringendst, sich auch darin den Forderungen unserer Gegenwart anzupassen, daß sie ohne wehleidige Sentimentalität z. B. alles aus Zimmern und Küche entfernen, was Arbeit erfordert, ohne zum täglichen Behagen absolut nötig zu sein. Ich predige durchaus nicht ungemütliche Nüchternheit — sicher nicht! Ich spreche nur aus Zeitökonomie jetzt all den vielen hübschen „Staubfängern", die uns oft nur aus Gewohnheit und einem gewissen Beharrungsvermögen so lange in ihrer Gewalt hatten, ihre Berechtigung ab, jetzt, da Wichtigeres, Notwendigeres ohne Kraftvergeudung bewältigt werden muß. Das tägliche Aufräumen soll vereinfacht werden eben dadurch, daß man nicht hundert Dinge zum Abstäuben täglich zur Hand nehmen muß, weil die Zeit dann anderswo fehlt! Ebenso soll in der Küche mit Geschirr gespart werden! Möglichst sollen Aluminiumtöpfe zum Kochen verwendet werden, um die Speisen gleich darin auftragen zu können! Viel Geschirr erfordert Zeit, viel heißes Wasser und Seife, und wir müssen sparen! Gut und schmackhaft soll das Essen sein und hübsch gedeckt der Tisch — ohne überflüssige Zeitvergeudung; mit ein wenig Nachdenken und Überlegen lernt man da unglaublich viel.

Ich will einmal die Einteilung meines Vierpersonenhaushaltes als kleines Musterbeispiel nehmen, das dann natürlich je nach Bedarf die Veränderungen erfahren muß, die der Einzelfall in der Anwendung erfordert. Ich habe meinen Mann und die Kinder dazu erzogen, daß sie des Morgens, sowie sie die Betten verlassen, diese auseinander nehmen und die Kissen und Decken zum Lüften im Sommer auf die Fenster, im Winter auf Stühle legen. Dadurch kann ich, ohne darauf warten zu müssen, gleich ans Aufräumen gehen. Das Frühstücksgeschirr kommt bei mir immer in den Abwaschtisch, und zwar wird alles, was nicht fettig ist, sofort mit Wasser angefüllt, wodurch sich das Antrocknen des Geschirrs vermeiden und das Reinigen beschleunigen läßt.

Ich kaufe fast niemals vormittags für denselben Tag ein, sondern stelle mir meinen Küchenzettel immer tags vorher zusammen, so daß ich alles im Hause habe. Das Einkaufen am Vormittag ist sehr zeitraubend, weil man von der Arbeit weglaufen, sich ankleiden und in den Geschäften naturgemäß durch zahlreiche Käufer länger warten muß, wodurch man nervös und ungeduldig wird, weil die bis zur Mittagsstunde zu erledigende Arbeit daheim wie ein nicht zu bewältigender Berg riesengroß anwächst!

Ich habe mich auch daran gewöhnt, fast immer des Abends oder am Nachmittag für den anderen Tag vorzukochen und Dinge zu erledigen, die am Vormittag zuviel Zeit in Anspruch nehmen würden. Ich schneide zum Beispiel Weißkraut früher, koche Kartoffeln vor, wiege mir Zwiebeln und dergleichen mehr — aber immer zu einer Zeit, da ich dies alles nicht gleich verwenden muß, sondern Zeit und Muße dazu habe. Das hastige, angstvolle Besorgen all dieser vorbereitenden Küchenkleinigkeiten verbraucht viel Nervenkraft dann, wenn der Zeiger der Uhr in unheimlicher Schnelligkeit unaufhaltsam vorrückt und man weiß: um die und die Zeit muß die Suppe auf dem Tische stehen! Ich überkoche auch alles Haltbare am Tage vorher in der Kochkiste, gebe geschmortes Fleisch, Hülsenfrüchte, kurz alles, was lange Zeit zum Weichwerden erfordert, immer über Nacht in die Kiste. Das Fertigkochen ist dann am anderen Tage wirklich nur eine Kleinigkeit, wenn man sich mit Einzelvorbereitungen nicht mehr aufhalten muß.

Das Aufräumen in den Zimmern besorge ich nach denselben Grundsätzen: ich vermeide jede Arbeitshäufung, mache jeden Tag etwas, aber ohne alle Hetzerei, und bin nicht mehr unglücklich, wenn auch gelegentlich einmal Arbeiten, die nötig werden, verschoben werden müssen. Ich möchte aus eigener Erfahrung allen Hausfrauen empfehlen, sich nicht zuviel zuzumuten, nicht zu glauben, daß, wenn man eine Zeitlang die unausgesetzte Arbeit, an die man nicht gewöhnt war, ohne sonderliche Ermüdung bewältigt, dies auch so bleiben muß! Man soll nichts überspannen, soll nicht so lange warten, bis man nicht weiter kann — das rächt sich immer! Wenn es sich irgend machen läßt, soll sich jede Alleinhausfrau eine Hilfe zur Wäsche nehmen und wenigstens einmal in der Woche eine Aufwartefrau für die Arbeiten, die ihr am schwersten fallen! Das ist eine Mahnung, die gar nicht ernsthaft genug beachtet werden kann. Denn es sind nicht immer die Schwerarbeiten diejenigen, die am schwersten fallen; für jede Frau werden das andere sein — nicht nur gemessen an der körperlichen Kraft! Eine Hausfrau wird das Wäschewaschen mit allem, was dazu gehört, als etwas Schreckliches empfinden, die andere eine unbändige Freude darüber haben, wenn sie ihre selbstgewaschene und selbstgeplättete Wäsche in den Schrank legen kann. Ist für die eine das Kochen ein Vergnügen, dagegen aber das Aufräumen eine Last, so wird das bei der nächsten gerade umgekehrt sein. Fenster putzen, Boden bohnern, Metall putzen, Teppiche reinigen, all das sind Arbeiten, die für die eine oder andere unerträglich sein können und Überwindung erfordern, wenn sie ohne Hilfe bewältigt werden müssen — daher stärker angreifen als andere, die als selbstverständlich sich fast von selbst erledigen. Und für diese Art der Arbeit soll man, wenn es irgend geht, sich wenigstens einmal in der Woche eine Hilfskraft gönnen und lieber auf irgendeine andere Weise diese Unkosten hereinzubekommen trachten. Freilich sind auch Stundenfrauen jetzt unendlich teuer — aber — wenn es sich nur einigermaßen einteilen läßt, sollten die Frauen in dem Punkte großzügig sein — und nicht gegen sich wüten! Denn sich immer überwinden und bezwingen in physischer und psychischer Beziehung ist auf die Dauer ein Wüten gegen die Gesundheit, das klugerweise schon darum vermieden werden soll, wenn es möglich ist, weil es sich gelegentlich einmal doch in einem vollkommenen Versagen oder einem Nervenzusammenbruch rächt, der dann viel einschneidendere Maßnahmen nötig macht. Die Hausfrau ohne Hilfe hat mehr denn je die Pflicht, sich gesund und arbeitskräftig zu erhalten! Erleichtert sie sich vernünftigermaßen ihr schweres Amt, dann nützt sie sich und denen, die sie liebt. So verächtlich im allgemeinen Egoismus ist, für die Hausfrau ist er in gewissem Sinne Selbsterhaltungstrieb, das möchte ich insbesondere allen jenen Müttern sagen, die sich selbst täglich und stündlich im Kleinkampf des Alltags aufreiben und ihre Kinder „verschonen". Kinder zur Arbeit heranziehen, sie an häusliche Arbeit und Ordnung gewöhnen, ihnen jeden Handgriff zeigen, sie überall mit anpacken lassen von klein auf, auch das gehört mit zum Haushaltführen ohne Mädchen, und da lassen es viele Frauen fehlen. Aber in dem Punkt sollen sie unbedingt lernen, einen Teil der Arbeit auf die jüngeren Schultern der Kinder zu laden, die sie dadurch nicht nur nicht schädigen, sondern im Gegenteil besser für den Lebenskampf erziehen. Ida Bock.

Aus der Küche

Pikanter Spinatkoch: 1 Pfund Spinat und $^{1}/_{2}$ Pfund Sauerampfer werden gewaschen, gespült, kurz überbrüht, fein gewiegt und mit $^{1}/_{4}$ l Knochenbrühe aufgesetzt; man gibt Salz, 30 g Butter, $^{1}/_{2}$ Pfund gehäuteten, entgräteten, kleingeschnittenen Kabeljau und $1^{1}/_{2}$ in Milch aufgeweichte Brötchen dazu. Alles wird zusammen bei stetigem Rühren auf dem Feuer zirka 20 Minuten lang offen geschmort und auf heißer, flacher Schüssel angerichtet. 2 Eier werden in der Art von Setzeiern — mit geriebenem Schweizer- oder Kräuterkäse und Semmelkrume reichlich bestreut — gebacken, in schmale Streifen geschnitten und über den Spinatkoch garniert und das Ganze schließlich noch mit zerlassener Butter beträufelt.

Verschiedene Obstschnees: Man kann mit fast allen Früchten die so beliebten Obstschaumspeisen herstellen aus rohem und gekochtem Obst. Roh bereitet man sie von Erd- und Himbeeren oder Pfirsichen. Die recht reifen Früchte richtet man vor, träufelt eine Spur Zitronensaft darauf, bestreut sie dick mit Puderzucker und läßt sie ziehen. Dann zerrührt man die Früchte zu Mus, gibt 2 Löffel voll Wasser, 2 Teelöffel voll aufgelösten Süßstoff und 1—2 Eiweiß dazu und schlägt die Masse mit einem Schneebesen in $^{1}/_{2}$ Stunde zu steifem Schnee, den man in eine Glasschale füllt und je nachdem mit ein paar erlesenen Erd- oder Himbeeren oder mit Pfirsichstreifen verziert.

Frühlingssalat: 2 Pfund mittelstarker Spargel wird gewaschen, geschält, in 5 cm lange Stückchen geschnitten und in Salzwasser weichgekocht. Ein kleiner Selleriekopf wird ebenfalls in Salzwasser langsam weichgekocht, abgekühlt und in feine Scheiben geschnitten, ebenso $^{3}/_{4}$ Pfund Salatkartoffeln. Alles wird zusammengetan, gesalzen, mit einer Messerspitze voll Pfeffer überstäubt und durchgeschüttelt. Von 1 rohen Ei, $^{1}/_{4}$ l Milch, 2 Teelöffeln voll feinem Öl, 1 Eßlöffel voll Mehl, Salz und 1 Teelöffel voll gewiegten Suppenkräutern rührt man eine helle Soße, gibt noch 2 Eßlöffel voll Weinessig und $^{1}/_{2}$ Teelöffel in Wasser aufgelösten Süßstoff dazu und schlägt die Soße bis sie dickt. Spargel, Sellerie und Kartoffelscheiben legt man auf eine flache Schüssel, überfüllt sie mit einem Teil der gelblichen Soße und rührt vorsichtig um. Rundherum kommt ein Kranz von frischem, grünem Salat und darauf wiederum von der Soße. Als Verzierung Pfeffergürkchen, Tomatenscheiben aus dem Weckglas, 1 hartgekochtes, in sehr feine Scheiben geschnittenes Ei und ein paar gerollte Sardellen.

Aus dem Garten

Was ist ein Beiauge? In den Blattstielwinkeln der jungen Triebe sitzen Knospen, die man bei genauer Besichtigung als eine dicke Knospe in der Mitte und je eine kleine Knospe rechts und links unterscheiden kann. Dasselbe ist auch bei ausgereiftem Holze an älteren Zweigen zu sehen. Diese kleinen Augen werden Adventivknospen oder Beiaugen genannt. Sie sind gewissermaßen der Ersatz, wenn das Hauptauge durch irgendeine Veranlassung verloren geht und spielen besonders am Weinstock und bei der Formobstzucht eine wichtige Rolle. Beim Weinstock kommt das Beiauge im Sommer zur Entwicklung und bildet den Geiz, der gekürzt wird und auf diese Weise zur Kräftigung des Hauptauges beiträgt, aber das Austreiben desselben verhindert, damit es für den nächsten Sommer erhalten bleibt. Beim Formobstbau wird das Beiauge zur Bildung des Fruchtholzes oder der Ersatztriebe verwendet, vielfach auch ganz weggeschnitten, wenn es überflüssig erscheint.

Der Flieder muß nach der Blüte geschnitten werden. Man nimmt die abgeblühten Zweige des Flieders um ungefähr ein Drittel ihrer Länge ab. Sie entschließen sich dann im Laufe des Sommers zum kurzen Trieb mit dicker Endknospe, die fürs nächste Jahr wiederum die Blüte enthält. Dabei kann, wenn im Frühjahr nicht die kleinen, unnützen Zweige entfernt wurden, auch das Ausschneiden derselben erfolgen. Das sinnlose Schneiden der Flieder- und Syringensträucher im Herbst, Winter oder Frühjahr trägt die Schuld daran, daß sie nicht blühen, weil die Endtriebe, die die Blumen bringen sollen, meistens weggeschnitten werden. Wer diesen Fehler seither gemacht hat, lasse einmal den Flieder einige Jahre nach eigenem Gefallen wachsen, und er wird damit zufrieden sein.

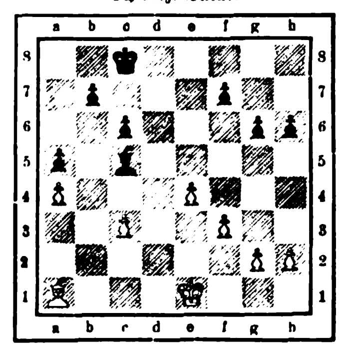
Die vielblumige Rankrose (Rosa multiflora) weist eine große Anzahl schöner Sorten auf, die infolge ihrer Winterhärte, Reichblütigkeit und Farbenpracht bereits in allen Gärten Platz gefunden haben. Es sei nur an die bekannte rote Crimson Rambler, an Carmine Pillar mit leuchtend roten Blumen, Gruß an Zabern, reinweiß, Rubin, Trier, rahmweiß, Aglaia, hellgelb, American Pillar, zartrosa und andere mehr erinnert. Diese Sorten eignen sich zur Berankung von Garteneingängen, Säulen, Wänden, Häusern, zur Bildung von Pyramiden und zur Bepflanzung von Mauern. In der Rosenzeit nimmt die Blütenpracht fast kein Ende, wenn man mehrere und verschiedenfarbige Sorten anpflanzt.

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum".

Partiestellung.

Schwarz: Duras.



Weiß: Esser.

(Aus einer im Jahre 1911 zu Amsterdam gespielten Partie.)

Wir entnehmen das nachfolgende Endspiel nebst den Anmerkungen dem kürzlich im Verlage von Hans Hedewigs Nachf. (Leipzig, Perthesstraße 10) erschienenen, von J. Mieses verfaßten Werkchen: Das Endspiel in der modernen Meisterpraxis.

1. .... b7–b5!

Wäre Weiß am Zuge, so könnte er durch c3–c4 seinen schlecht postierten Läufer, die Achillesferse seines Spiels, befreien. Freilich würde auch dann die schwarze Stellung etwas vorzuziehen sein, weil die weißen Bauern auf dem Damenflügel vereinzelt sind. Mit dem Textzuge hat Schwarz nicht nur c3–c4 verhindert, sondern sich auch einen starken Freibauern auf der a-Reihe verschafft.

2. Ke1–d2 b5×a4
3. Kd2–c2 Kc8–c7
4. La1–b2 Kc7–b6
5. h2–h3 Kb6–b5

(Fortsetzung des „Schach" übernächste Seite.)



Leitung: Horst Schöttler

Mit der Zeit . . .

Die Zeit, die beste Arznei gegen Schmerzen der Seele, ist auch ein treffliches Mittel gegen üble Nachrede. Wenn die Welt eine unserer Handlungen oder Anstalten tadelt, sei sie gut oder schlecht, so ist es für uns das beste, ruhig dabei zu bleiben. Nach kurzer Zeit ist die Sache abgedroschen; die üble Nachrede verstummt und sucht sich ein neues Opfer. Und je beharrlicher und mutiger wir auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortschreiten, ohne auf die Meinung der andern zu achten, desto früher wird das, was anfangs verdammenswert oder befremdlich erschien, für vernünftig und alltäglich gehalten werden; denn die Welt, die nie den im Unrecht glaubt, der nicht nachgibt, verdammt am Ende sich selbst und spricht uns frei. So kommt's denn, daß die Schwachen, wie jeder weiß, nach dem Willen der Welt leben, die Starken nach ihrem eigenen.

Aus „Gedanken" von Leopardi (Universal-Bibliothek Nr. 6288).

Berechtigte Frage.

Ein Fabrikant nützte den nassen Sommer und pries seine Erzeugnisse an. An allen Straßenecken prangten grelle Plakate, die jedem Vorübergehenden ins Gesicht schrien:

„Pluvius! Das unentbehrliche Schirmpflaster.

Zu haben in allen Drogerien."

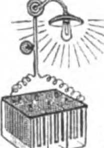
In die Adlerdrogerie kommt ein Bäuerlein und verlangt: Pluvius, das unentbehrliche Schirmpflaster. Der Verkäufer bedauert:

„Pluvius führen wir nicht."

„Ach," sagt der Bauersmann, „da sind Sie wohl gar keine Drogerie?" C. F. G.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)









Schach (Fortsetzung).

6. Kc2–d3! ....

Natürlich muß Kb5–c4 verhindert werden.

6.	a4–a3	8. Kd3–c2	a3–a2
7. Lb2–c1	Kb5–a4	9. Lc1–b2	....

Nicht etwa 9. Kc2–b2? wegen 9. ...., Lc5–a3+.

9.	Lc5–a3	10. Lb2–a1	....

Weiß darf den Abtausch des Läufers nicht zulassen, denn die weitere Folge wäre a2–a1D+ nebst Ka4–b3, worauf Schwarz das Bauernendspiel mit Leichtigkeit gewinnt.

10.	c6–c5!	11. f3–f4	....

Der befreiende Zug 11. c3–c4 ist unmöglich wegen 11. ...., Ke4–b4 12. Kc2–d3, Kb4–b3 nebst La3–b2.

11. .... c5–c4.

Duras behandelt dieses Endspiel sehr geistreich. Der weiße Läufer ist kaltgestellt, und der weiße König darf sich auch nicht vom Damenflügel entfernen, da sonst La3–c1 nebst Vorrücken des Bauern bis a3 und Lc1–b2 erfolgen könnte.

12. g2–g4 Ka4–b5

Schwarz kann nun seinen König in Gemütsruhe nach dem Königsflügel hinüberspielen, wohin ihm ja sein weißer Kollege nicht folgen darf.

13. La1–b2	Kb5–c6!	16. g4–g5	Kd7–e6
14. h3–h4	Kc6–d7	17. Kc2–d2	a5–a4
15. Lb2–a1	h6–h5	18. Kd2–d1	....

Die Hilfslosigkeit der weißen Stellung hat etwas Tragikomisches.

18.	La3–d6	20. Kd1–e2	Ke6–f5
19. e4–c5	Ld6–c5	21. Ke2–f3	a4–a3

Weiß gibt auf, denn auf Kf3–g3 entscheidet Lc5–e3.

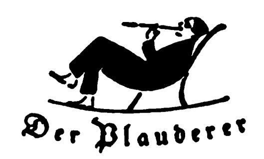






Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.





Der Plauderer

(Fortsetzung)

Homer als Lebensretter.

Bei der Besetzung Neapels durch die französische Revolutionsarmee kam der Maler Wilhelm Tischbein, damals Direktor der Königlichen Kunstakademie, in eine gefährliche Lage, aus der er sich durch eine List rettete. Der französische General Championnet behandelte ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und versuchte aus ihm herauszubekommen, wo die wertvollsten Kunstwerke versteckt wären. Tischbein durfte dies natürlich nicht verraten, fürchtete aber mit Recht das Schlimmste für seine Person, wenn er den Wünschen des Generals nicht entspräche. Er brachte, sobald dieser eine Unterhaltung mit ihm begann, das Gespräch sogleich auf Homer, so daß der Franzose schließlich zu der Überzeugung gelangte, daß Tischbein ein Mensch sei, den die Beschäftigung mit der Antike um den Verstand gebracht habe. Von dieser Stunde an ließ man den Maler in Ruhe. J. H.

Die Janitscharen.

In der Geschichte der Türkenkriege spielen die Janitscharen, deren Namen sich in der Bezeichnung Janitscharenmusik, worunter man die Schlaginstrumente — Trommel, Becken, Triangel, Glockenspiel und Schellenbaum — versteht, bis auf die Gegenwart erhalten hat, eine große Rolle. Sie waren eine von Sultan Orchan 1329 gebildete Truppe. Die türkischen Herrscher hielten die Janitscharen für politisch uninteressiert und deshalb für besonders zuverlässig und räumten ihnen Vergünstigungen aller Art ein. Die Folge davon war, daß die schließlich auf 100 000 Mann angewachsene Truppe mit der Zeit unbotmäßig wurde und bei jeder Gelegenheit rebellierte. Sultan Mahmud II. schlug 1826 ihren letzten Aufstand blutig nieder und löste sie auf. Das Janitscharenmuseum in Konstantinopel gibt interessante Aufschlüsse über diese seltsame Soldateska, die nahezu ein halbes Jahrtausend lang der Schrecken des Abendlandes und — ihrer eigenen Gebieter war. J. H.



Westfälischer Humor

Ein Streckenwärter sieht auf dem Gleise einer militarisierten Strecke einen Mann quer über den Schienen liegen. In der Rechten hält er ein Brot, in der Linken eine Wurst. Als der Wärter ihn fragt, was er hier denn mache, sagt er, er habe das Leben satt und wolle sich überfahren lassen. Der Streckenwärter: „Ja, das kann ja jeder nun halten, wie er will, aber wozu brauchen Sie dann die Wurst und das Brot?" Darauf der andere: „Ja, glauben Sie denn, ich will verhungern, bis der nächste Zug kommt?"

Aus einem Kinderlied:

„Ach, Franzmann, weine nicht,
Die Kohlen kriegst du nicht;
Denn unsre Kohlen sind reserviert
Für einen Deutschen, der friert!"

Ein Eisenbahngespräch: „Gestern hat im Hauptquartier des Generals H. eine Hündin einen Oberst gebissen, der ihren Jungen zu nahe kam. Da haben sie die Hündin zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt! Und die Jungen dürfen nur alle zwei Tage zu ihr!"



Wissen Sie den Unterschied zwischen Kernseife und Feurio?

Feurio verbraucht sich viel sparsamer, schont die Wäsche und verleiht ihr frischen Duft. Feurio Haushaltseife enthält 80% Fett.

Vereinigte Seifenfabriken Stuttgart
Aktien-Gesellschaft

VORSICHT

beim Kauf eines Leichtmotorrades!

GUT wählen Sie nur dann, wenn Sie ein Leichtkraftrad mit DKW-Motor kaufen. 35 Fabriken bauen Motorräder mit DKW.

NUR dann haben Sie Gewähr gut zu fahren, wenn der

DKW

eingebaut ist.

Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang, dem DKW wird niemals bang. Drum wählen Sie nur

DKW

Das kleine Wunder
Läuft bergauf — Wie viele runter



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken: Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 28
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre:
„Wie behandle ich mein Linoleum und Parkett sachgemäß?"

Krankenfahrstühle



für Zimmer u. Straße. Selbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.* Ruhestühle, Klosettstühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 3.



Garantol-
Eier-Konservierungsmittel
Pudding-Pulver / Vanillin-Zucker – Likör- u. Punsch-Extrakt in fester Form.
GARANTOL G.M.B.H.

Bei Zuschriften an die Inserenten verweise man auf das Universum.

Kein Holz mehr nötig!

Steinkohle, Briketts, Braunkohle, Koks brenn. sof. bei Verwend mein.

Schnell-Feuer-Anzünders

Enorme Ersparnis! Dauernde Verwendung! Darf in kein. Haushalt fehlen. Stück 800 M. bei Voreinsendung, 1000 M. bei Nachnahme dch. Albert Dix, Schleswig, Stadtweg 49

GERMANY

Motto: In hoc signo vinces

OHME

In diesem Zeichen siegt das hochwertige Porzellan der Fabrik Hermann Ohme Nieder Salzbrunn auf allen Weltmärkten

Zur Messe in Leipzig: Städt. Kaufhaus, Erdgeschoß 24



Mütter beugt vor!

Verhütet Krankheiten in Eurer Familie. Stärkt den Körper rechtzeitig, das heißt

sofort, ehe es zu spät ist!

Radjosan ist das Nervenstärkungsmittel der Gegenwart und Zukunft! Es ist aber auch das Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit, es sorgt für gesundes Blut; und damit ist **alles erreicht!** Näheres erfährt man durch folgende Schrift, Preis 200 Mk. **franko: „Wie verschafft man sich gesundes Blut zur Wiedererlangung und Erhaltung der Gesundheit."** Dieses Buch sollte jede überzeugte Mutter lesen! Darin findet man Näheres über Verhütung von Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Erhaltung der Schönheit usw. **Radjosan-Versand, Hamburg, Radjoposthof.** Postscheckkonto Hamburg 5552.

Umlernen

muß heute die ganz[e] ... Viele müssen den ... liebgewordenes ... aufgeben und stehen damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe ... beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu versch[affen] ... fen, bietet die **Methode Rustin** (5 Direktoren höherer Lehranstalten ... 32 Professoren als Mitarbeiter), ohne Lehrer durch Selbstunterr[icht] ... unter energischer Förderung des Einzelnen durch persönl. Fernunter[richt] ... richt. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufm[ann] ... Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einjährig-Freiwillige (Reife ...) verbandsexamen), Abiturientenexamen, Gymnasium, Realgymnasium ... Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Zweite Lehrerprüfung, Hand[els] ... wissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand[en] ... Konservatorium. Ausführlicher Prospekt über bestand. Examina ... kostenlos. **Rustin'sches Lehrinstitut, Potsdam, Postfach** ...

Salit das Einreibemittel



TARASP u. VULPERA

1250 m ENGADIN Schweiz

Unübertroffene Glaubersalzquellen und mildes Höhenklima. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge. Prospekt Nr. 10 durch Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbureau Vulpera.







Strand-Palast-Hotel

Lochau-Bregenz (Bodensee)

Das führende Familienhotel allerersten Ranges **am Österreichischen Bodensee-Ufer.** Alle Arten von Sport ausführbar. Das Unternehmen hat **eine Seefront von ca. zwei Kilometer.** Volle Pension mit Zimmer von 6½ Goldmark an. Ausführliche Prospekte durch die Leitung: Generaldirektor Hermann Schlotz.

Hessing Hofrat Friedrich Hessing'sche

orthopädische Heilanstalt, Augsburg-Göggingen

Oberleit.: Generaldir. Georg Hessing. Drahtnachr.: Hessing Göggingenbayern

Behandlung aller körperl. Deformitäten, aller Entzündungen der Wirbel und Gelenke, frischer und veralteter Knochenbrüche, Rückgratverkrümmungen, angeborener Hüftgelenkluxationen. Anfert. künstl. Glieder usw.

Operationslos. Verfahr. mittels unserer, an Vollkommenheit unerr. Apparatebehandlungstechnik

Prospekt gegen Nachnahme





Bad Homburg
Sanatorium Dr. Baumstark

Kuranstalt für innere, spez. Magen-, Darm- und Herzkrankheiten.
Natürliche Kohlensaure Bäder im Hause.
Das ganze Jahr geöffnet.

Dresden **Hotel Westminster und Astoriahotel am Hauptbahnhof.** Vornehmstes Familien-Haus. Alle Zimmer m. Ferntelephon. Warm- u. Kaltwasserzufluß. Privatbäder.

Görbersdorf, Schles. **Heilanstalt am Buchberg** f. Leichtlungenkranke d. Mittelstandes. Prosp. d. d. Bes. **M. Beuchler.**

Eisenach **Töchterheim Schmeißer,** Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Grdl. Ausb. i. Haush. Fortbildung in Wissensch. Beste Empf.

Halberstadt/Harz. Töchterh. Hempel-Franke Einführ. in den Beruf d. Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prosp.

Heppenheim/Bergstr. **Töchterheim Geschw. Nack.** Staatl. gepr. Lehrk. Hauswirtschaft. Handarb., Wäscheanfert., Schneid., Gartenb., Fortbild., Sport. Prosp.

Leipzig Täubchenweg 9. **Pensionat Frau Dir. Hoffmann.** Wissensch. gesellschaftl. u. häusl. Ausbildung. Für In- u. Ausland.

Solbad Suderode/Harz **Töchterheim Opitz.** Haush. u. Wissensch. Aufn. schulpfl. Kinder. Herrl. Waldlage.

Thale/Harz. Lehr- u. Haushaltungspension. v. Frau Prof. **Lohmann.** Gedieg. allseit. Fortbild. Beste Erhol. u. Kräft. i. gesch. Waldlage. Prsp.

Dresden-A. Kulmstraße 2. **Töchterheim Timaeus-Büttner** Villa i. fr. ges. Lage. Sorgf. Ausb. i. Haush., Fortb. in Wiss. Näh. Prosp.

Weimar-Süd, Töchterheim Arnoldi, wirtsch., prakt. gesellsch. Ausb. Beste Pflege. mäß. Pr., vorzügl. Empf. d. d. Vorst.

Ingenieur-Akademie
Oldenburg i. O.

Städtisches Polytechnikum

Abteilung für Architektur, Bauingenieurwesen, Elektrotechnik und Maschinenbau. Staatl. Prüfungskommissare. **Semesterbeginn 1. Mai.** Vorlesungsverzeichnis und Aufnahmebedingungen durch das Sekretariat.

Kimpels Pädagogium Bad Sachsa (Südharz). Bes. Th. Kimpel, Past. a. D. **Berecht. Privatrealschule m. Intern.** i. ges. Geg. d. Harz. Wissensch. Unterr. nur dch. Stud.-Assess.; famil. Zusammenleb., individ. Beh. u. Erzieh.; pass. Aufenth. f. Zarte u. Erholungsbed.; ärztl. Aufsicht; sorgf. Körperpflege, Winter- u. Sommersport (eig. Plätze f. Tennis u. Rasenspiele, Wassersp.). Wander. (Leit.: Gepr. Turn-, Schwimm- u. Fechtlehr.); ausgez. reichl. Verpfl. Nachw. Eign. **f. Ausl.-D.** zw. Erzieh. i. d. Heim, dtsch. Sprachkurse. Eintr. jederz. Prosp. u. Ref. dch. d. Dir.



Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen a. d. Werra

Hochschule für In- und Auslandssiedlung. Semesterbeginn: Ostern u. Herbst. Lehr- und Anstaltsplan (Internat) durch die Verwaltung.

Nervös veranlagte oder **schwachbegabte** junge Leute finden Individual-Behandl., evt. Lehrausbildung, in kleinem Kreise. Eig. Heim in gr. Garten. Prosp. **J. Wageners Gartenheim, Tinz/Gera.-R.**

Wir bitten unsere Leser, sich bei Zuschriften an die Inserenten auf das Universum zu beziehen.

Wünschen Sie

Aufklärung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? So senden Sie genaue Adresse unter Angabe Ihres Vornamens, Jahr und Tag der Geburt ein. Zahlreiche Dankschreiben. Auskunft gratis. **Astro-Verlag, Hamburg 36 Z Schließfach 80.**



Evang. Pädagogium
Godesberg (Rh.)-Herchen (Sieg)

Oberrealschule u. Realgymnasium mit Berechtigung z. Reifeprüfg., Progymnasium, Höh. Handelsfachkl. 550 Schüler, 80 Lehrer u. Erzieher. Internat i. 22 Familienhäusern. Dir.: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

(Godesberg liegt im besetzten, Herchen im unbesetzten Gebiet.)



Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn

Raoul H. Francé

BIOS

Die Gesetze der Welt

2 Bände mit 249 Abbildungen.

„Dieses Buch Francés ist das Gipfelwerk seines reichen Forscherlebens. — Die Darstellung der Natur- und Lebensgesetze liest sich wie ein interessanter Roman; aus allen Gebieten modernen Wissens und moderner Forschung holt der Verfasser die Dokumente, die für die Richtigkeit seiner biozentrischen Auffassung vom Weltgeschehen sprechen."

Marburg a. L. / Müllers höh. Privatschule.

Gewissenh. nation. Erziehung, zielsich. Schulung. Reichsverbandsprüf., Primareife, Abitur f. Schüler u. Schülerinnen. Zeitgewinn, Halbjahreskurse. Sport, Wandergn. Schülerh. – Erfolgeverzeichn. u. Prosp. frei.



Briefmarken! Vorzugspreisliste. **Paul Kohl A.-G., Chemnitz 330.**

Alle zum Selbstbau kl. Modellmasch. nötig. Teile enth. Kat. D 200 M. a. Psch.-K. Leipzig 18893 ...













Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile 700 Mk. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.



Für unsere Frauen



Schöne billige Spitzen



Abb. 1. Schmale Häkelspitze.

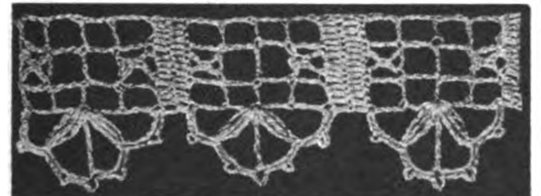


Abb. 2. Breitere Häkelspitze.

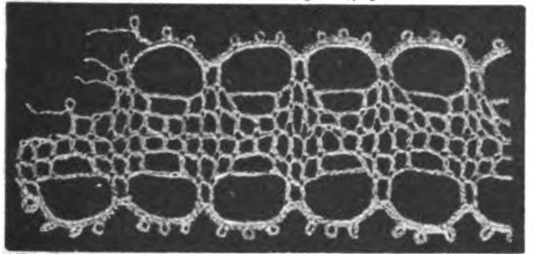


Abb. 3. Gehäkelte Spitze, als Achselträger verwendbar; auch ohne den unteren Bogenrand zu häkeln.



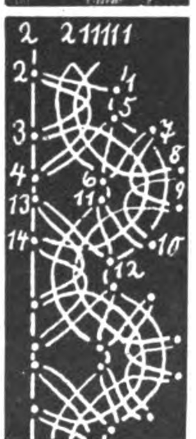


Abb. 7 u. 8. Schmale Klöppelspitze mit Brief. Beyer-Klöppelbrief Nr. 80 317/II. Preis: 300 Mark. Zu bez. durch die Geschäftsstelle von Reclams Univerſum, Leipz., Inselstr. 22.

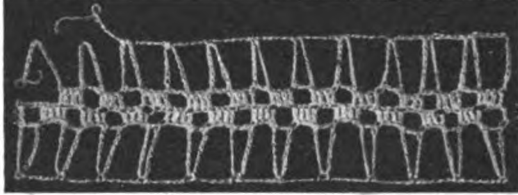


Abb. 4. Gehäkelter Einsatz.



Abb. 5. Häkeleinsatz, verwendbar zu der Spitze Abb. 3.

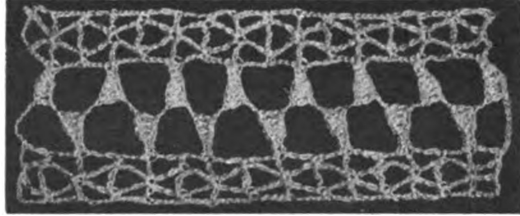


Abb. 6. Gehäkelter Einsatz, verwendbar zu der Spitze Abb. 2.

Viele Damen haben gegen Häkelspitze als Ausputz für Leibwäsche, Kinderwäsche und Bettwäsche eine Abneigung, sie datiert meist noch aus früheren Zeiten, da man mit zu starkem Garn höchst monotone, schwerfällige Muster zu häkeln liebte. Wer aber einmal die hier dargestellten ganz neuartigen Spitzen in feinem Garn ausgeführt an moderner Wäsche gesehen hat, kann sich ihrem Reiz nicht verschließen, denn sie wirken graziös und elegant. Sie haben außerdem den Vorzug, daß sie sich leicht arbeiten lassen und außer dem Garn nichts kosten. Man häkelt je nach der Stoffart mit Garn Nr. 80—150. Will man Spitze gleich dem zu besetzenden Stoffrand anhäkeln, so läßt man eine Maschinenhohlnaht in den Stoff schlagen, die man knapp beschneidet, oder man näht den Rand $^1/_3$—$^1/_2$ cm von der Schnittkante entfernt mit der Nähmaschine mit starker Nadel ohne Faden durch, auf welche Weise man regelmäßige, bequeme Einstichlöcher erhält (s. Abb. 1). Die Schnittkante rollt sich beim Behäkeln um und braucht nicht besonders sauber gemacht zu werden. — Abb. 1. An Stoffrand oder auf Lftm.-Kette fortgesetzt 1 Stbch., 1 Lftm. 2. R.: wechselnd 1 f. M. in jedes viertfolg. Stbch., 11 Lftm. 3. R.: um Lftm.-Bg. 4 Stbch., + 4 Lftm., 1 Stbch. um folg. Bg., mit 8 Lftm. zurückgreifend an 4. Stbch. anschl., um Lftm.-Bg. 6 f. M., 4 Lftm., 6 f. M., 3 Stbch. neben 1. Stbch., vom + wiederholen. — Abb. 2. Anschlag 21 Lftm. 1. R.: 1 Dppstbch. in die 11. Lftm., 1 Kreuzstbch., 1 Dppstbch. daneben, 3 Lftm., 1 Dppstbch., 9 Lftm., wd., 2. u. 3. R.: wechselnd 1 Dppstbch., 3 Lftm., 9 Lftm., wd. 4. R.: wie 1. R., zuletzt 6 Lftm., 3 zus. geh. dreif. Stbch. in den Seitenrand der zweitvorhergehenden R., 6 Lftm., 1 vierf. Stbch., 6 Lftm., 3 zus. geh. dreif. Stbch., 6 Lftm., anschl. an die zweitvorhergehende R., zurückgehend um jeden Lftm.-Bg. 4 f. M., 4 Lftm., 4 f. M., über dem vierf. Stbch. 4 Lftm. 5. u. 6. R.: Stbch. — Abb. 3. Auf Lftm.-Kette wechselnd 1 Stbch., 2 Lftm. 2. R.: 4 durch je 2 Lftm. getrennte Stbch. auf je 1 Stbch. vor. R., 6 Lftm., 1 Stbch. übergehen. 3. R.: 2 durch 2 Lftm. getrennte Stbch. auf die mittelsten Stbch., 11 Lftm. 4. R.: um großen Bg. 4 mal 5 durch je 4 Lftm. getrennte f. M., 1 f. M. zwischen die Stbch. Die 2. Seite der Lftm.-Kette in gleicher Weise behäkeln. — Abb. 4. Auf langer Lftm.-Kette fortl. 4 Stbch., 15 Lftm., 1 Stbch. in das oberste Glied des letzten Stbch., 2 Lftm. der Kette übergehen. 2. R.: wechselnd 1 f. M. um die Lftm.-Schlingen, 6 Lftm. Die 2. Seite der Lftm.-Kette in gleicher Weise behäkeln, die Stbch. versetzt zu der 1. R. — Abb. 5. Anschlag 23 Lftm. 1.—3. R.: 5 mal wechselnd 1 Stbch., 2 Lftm., dann 1 Stbch., 5 Lftm., wd. Zur 4. R. mit 7 Lftm. wd. 1 Dppstbch. in das 2. Stbch. vor. R., 2 Lftm., in das mittelste Stbch. 2 dreif. Stbch., 3 Dppstbch., 2 dreif. Stbch., 2 mal 2 Lftm., 1 Dppstbch., 7 Lftm., wd. 5. R.: 1 Dppstbch., 5 Lftm., in die Stbch.-Gruppe vor. R. 2 dreif. Stbch., 3 Dppstbch., 2 dreif. Stbch., alle im letzten Glied zus. abhäkeln, 5 Lftm., 1 Dppstbch., 2 Lftm., 1 Dppstbch., 5 Lftm., wd. — Abb. 6. Anschlag 29 Lftm. 1. R.: 1 Dppstbch. in die 21. Lftm., 2 durch 2 Lftm. getrennte Stbch. in die drittfolg. Lftm., 8 Lftm., 6 Lftm. übergehen, 2 Stbch., 2 h. Stbch., 2. f. M. in die folg. Lftm., 3 Lftm., 2 durch 3 Lftm. getrennte Dppstbch. in die drittfolg. Lftm., 1 Dppstbch. in die 1. Anschlagsmasche, 6 Lftm., wd. 2. R.: je ein Dppstbch. auf das 2. und 3. Dppstbch. vor. R., 2 Lftm., 1 Dppstbch. in die 3. Lftm., 8 Lftm., 2 Lftm. vor. R. übergehen, 2 Stbch., 2 h. Stbch., 3 f. M., 3 Lftm., 2 durch 3 Lftm. getrennte Dppstbch., 1 Dppstbch., 6 Lftm., wd. Die 2. R. fortlaufend wiederholen. — Die Abbildungen sind dem kleinen, inhaltreichen Vorlageheft „Häkelarbeiten für Leibwäsche“ entnommen, das im Verlag Otto Beyer, Leipzig, erschienen ist. — Liebhaberinnen der Klöppelarbeit wird die feine Spitze Abb. 7 interessieren. Man arbeitet sie mit Garn Nr. 50 und 9 Paar Klöppeln, die man der Abbildung entsprechend ordnet. Links verflechtet man 2 Paar in sich als Rand; von den beiden folgenden Paaren läßt man das eine Paar nach rechts durch die 5 einzelnen aufgesteckten Paare in Leinenschlag hindurchlaufen nach Nadel 1. Das Laufpaar geht zurück nach Nadel 2 unter starkem Drehen zwischen Band und Drehpaar. Von Nadel 2 aus wird 1 Paar der Randflechte Laufpaar, geht, stark gedreht, durch das Drehpaar und in Leinenschlag durch 4 Rißpaare — das äußere Drehpaar bleibt bei Nadel 1 unbenutzt hängen —, das Laufpaar wird mit dem letzten Rißpaar „geschlossen“, und dieses Rißpaar geht zurück als Laufpaar nach Nadel 3, wieder ins Band hinein, schließt mit dem letzten Rißpaar, dem von 2 gekommenen Laufpaar, und dieses geht nun zurück nach Nadel 4; von da durch das innere Drehpaar, durch alle 4 Rißpaare und durch das von 1 kommende äußere Drehpaar nach Nadel 5, 6 und 7. Dann wird zwischen Nadel 8, 9 und 10 jedesmal wieder „geschlossen“. Die Linien zeigen, wie das Laufpaar beim „Schließen“ mit den Rißpaaren wechselt.

Die Chemie der Küche

Hygienische Diät des Erwachsenen

Vorausschicken muß ich, daß ich einen Schaden im mäßigen Genuß von Fleisch für den Erwachsenen nicht erblicke. Wer es mag, darf zu den größeren Mahlzeiten geringe Mengen Fleisch genießen. Doch muß hierbei berücksichtigt werden, daß die schädlichere Kost die weichliche ist. Es ist daher besser Rind-, Hammel- und Wildfleisch, als Geflügel-, Kalb- und Fischfleisch zu genießen. — Die hygienische Diät im Verlaufe des Tages würde dann folgende sein: Morgens nüchtern Obst mit Schale. Zum ersten Frühstück Kompott, Kaffee, Tee oder Kakao mit Milch, grobes Brot mit Aufstrich. Zum zweiten Frühstück grobes Brot, Obst mit Schale, Rettig, Radieschen, Tomaten oder Gurken in irgendwelcher Form. Zum Mittagessen Gemüse, Kartoffeln, Salate, Kompott. Diese Mahlzeit eventuell mit Fleisch. Das Gemüse darf nicht angekocht und abgegossen, sondern vorher nur mit heißem Wasser übergossen werden. Die besten Gemüse sind die groben Kohlsorten mit Rippen. Mittagsmahlzeiten ohne Gemüse genügen nicht. Auch Obst und Salat ersetzen das fehlende Gemüse nicht. Eine soche Mahlzeit würde, mit Erlaubnis zu vergleichen, der Fütterung des Pferdes mit Hafer ohne Häcksel entsprechen. Eine eventuelle Vespermahlzeit würde dem ersten Frühstück und das Abendessen der Mittagsmahlzeit wieder ähnlich sein. Abendbrot nur aus Brot und Fleisch ist gleich der Fütterung: Hafer ohne Häcksel. Der Fehler solcher Ernährung ist erklärlich durch die fehlerhafte frühere Anschauung über „leichtverdaulich". — Gegen Alkohol, nach der Mahlzeit genossen, in nicht zu großen Mengen, ist so wenig etwas einzuwenden wie gegen geringe Mengen Fleisch. — Zur allgemeinen Diätetik gehören Bäder. Alle Bäder sollen kurz sein. Warme Bäder werden aufsteigend genommen, so daß die Temperatur während des Badens erhöht wird. Schweiß soll nie beabsichtigt werden. Nicht der Schweißverlust, sondern die Erhöhung der Temperatur hat einen gesundheitsfördernden Einfluß. Auch kalte Bäder sollen kurz sein. Luftbad gehört nicht hinter, sondern vor das kalte Bad. Nach dem kalten Bade macht man zweckmäßig Dauerlauf oder Übungen, denn Wärme soll die Folge sein. Für Gesunde und Kranke ist Massage, besonders Knetmassage, zu empfehlen. Dr. Koch.

Spargel und Frühobst

Allerlei Kochvorschriften

Frikassee von Spargel: $1^1/_2$ Pfund mittelstarke Spargel werden geschält, gewaschen, in fingergliedlange Stückchen geschnitten und in Salzwasser gekocht, ebenso $^3/_4$ Pfund in Stücke geschnittene Kalbsbrust oder zahmes Kaninchenfleisch. Wenn beides weich ist, wird Spargel- und Fleischbrühe zusammengegossen, es kann etwa $1^1/_4$ l sein. 90 g Butter werden mit 30 g Mehl geschwitzt, zu der Brühe gegeben, ebenso eine Messerspitze voll gestoßener Pfeffer, der Saft einer Zitrone, 2 Eßlöffel voll Weinessig und $^1/_2$ Teelöffel voll Sardellenbutter. Das Fleisch wird auf halbtiefer Platte angerichtet, der Spargel darübergebreitet und die Soße daraufgefüllt. In Butter oder Öl knusprig geröstete Petersiliebüschelchen dienen als Verzierung, man reicht kleine Salzkartoffeln zu dem Gericht.

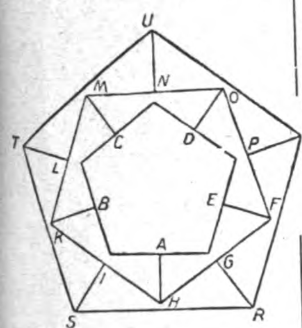
Spargel-Pudding: 2 Pfund mittelstarke Spargel werden geschält, in Stücke geschnitten und in Salzwasser eben gargekocht. 100 g Butter werden zu Sahne gerührt und nach und nach 2 Eidotter wechselnd mit Mehl (125 g) dazugerührt sowie ein Teller voll gehackter gekochter Schinken. Man schmeckt die Masse mit Salz und Pfeffer ab und zieht den steifgeschlagenen Eierschnee darunter, zuletzt mischt man den Spargel unter den Teig, der sehr leicht sein muß, er kann gegebenenfalls noch mit etwas Spargelwasser verrührt werden. Der Pudding wird in gut ausgestrichener, bis zu $^2/_3$ gefüllter Form im Wasserbad eine Stunde lang gekocht und mit einer aus Spargelwasser, Mehl und Butter hergestellten Soße, der man auch Pilze hinzufügen kann, angerichtet.

Halbreife Stachelbeeren einzumachen empfiehlt sich bei den herrschenden Zuckerpreisen nicht, da die halbreifen Früchte sehr sauer sind und großer Zuckermengen bedürfen. Man sollte mit dem Einmachen warten, bis es reife Früchte gibt, die weit weniger Zucker beanspruchen und auch einen feineren Geschmack haben.

Rhabarber einzumachen: Den Rhabarber waschen und ungeschält in sehr kleine Stücke schneiden, diese in weithalsige Flaschen füllen unter öfterem Schütteln, damit der Rhabarber fest liegt, Leitungswasser darüberfüllen, die Flaschen verkorken und versiegeln oder vergipsen; auf dem Kopfe stehend oder liegend einlagern, damit der Kork feucht und daher verquollen bleibt.

Rätsel und Spiele

Hamiltonsche Rundreise.



Die durch die Buchstaben ABCD usw. bis U bezeichneten Punkte der Schachtelfünfecke sollen auf einer Wanderung über die Linien sämtlich, mit Ausnahme von N, berührt werden, jeder aber nur einmal, und zwar soll die Wanderung von S aus beginnen, über RQ fortgesetzt werden und in K enden.

Rätsel.

Das gleiche Beiwort stell' voran
Bei Kaffee, Keller, Vogel, Bahn,
Bei Decke, Fläche, Fest, Zeit, Gang
Sowie auch noch bei Berg, Meer, Schrank.
G. R.

Rätsel.

Ist der Horizont mein Wort,
Fehlt's an Sonnenschein,
Reiß den Kopf ab, wird's sofort
Eine Feldfrucht sein. Th. K.

Versteckrätsel.

In jedem der folgenden Sprichwörter ist ein geographischer Eigenname enthalten, und zwar in 1. französische Stadt, 2. Fluß, 3. Stadt in Tirol, 4. Stadt in Norwegen, 5. Schweizer Stadt, 6. deutsche Stadt, 7. Schweizer Stadt. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Eigennamen nennen eine Stadt. 1. Scham hindert Schande. 2. Ein Gefalle ist des andern wert. 3. Denke immer an empfangene Wohltaten. 4. Lieber genug, als zuviel. 5. Zuviel Luft erzeugt Unlust. 6. Treppenwitz. 7. Wenn der Wagen fällt, hat er fünf Räder.

Auflösungen aus Heft 28/29

Rätsel: Malepartus, Maus.
Rätsel: Krug, Gurke.
Streichrätsel: Automaten, Tomaten.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Auch ein Vergleich.

Onkel Karl, der alte Förster, ist zu Besuch, dröhnend gemütlich. Alle hören ihm gern zu, seinen Hundegeschichten, seinem Lachen. Nur die etwas zarte Hausfrau fleht heimlich: „Hoffentlich fängt Onkel Karl nicht noch an zu singen" — denn das greift sie immer an. — Der Hausherr, angeregt, steigt schließlich in den Keller und opfert „eine von den ganz Verstaubten". Und schon nach dem ersten Glas dehnt Onkel Karls Brust sich begeistert — und sein furchtbarer Baß beginnt den guten Mond anzurufen, der so stille geht. Reicher Beifall erschallt. Da holt Onkel Karl zu neuen Liedern aus. Aber vorher hebt er sein Glas: „Ja, Kinder, das ist genau so, wie wenn man einer Nachtigall Wasser gibt!" Anne.

Der beste Wecker.

Selbstverständlich habe ich eine kleine, niedliche Weckuhr. Sie weckt auch ganz prächtig. Aber ich stehe nicht auf!

Manchmal kommt es jedoch vor, daß ich aufstehen muß. Denn die Eisenbahn wartet nicht. Da ziehe ich dann am Abend meinen Wecker auf. Das ist ein robuster, flegelhafter Geselle! Ich stelle mir nämlich beim Einschlafen vor, daß ich über meinem Kopf eine Uhr angebracht hätte, deren Bleigewicht langsam herniedersinkt und mich genau zur bestimmten Stunde auf die Nase trifft. Ist die Reise ganz wichtig, so tauche ich das Bleigewicht in Gedanken vorher auch noch in Fliegenleim.

Ich kann euch sagen: da ist man aber fix aus dem Bett, sobald die Weckuhr leise mahnt, daß es Zeit zum Aufstehen sei!

Kindermund.

Das dreijährige Ännchen sieht auf der Straße eine leere Zigarettenschachtel liegen; ein Huhn spaziert zufällig vorbei. „Putthühnchen, hast deine Schachtel verloren!" ruft Ännchen sorglich aus. F. B.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)









Bücher jeder Art
Lexika, Weltgesch., Kunst, Architekt., Kult.-u. Sittengesch., Kuriosa usf. nach all. Ländern. Prosp. geg. M. 100.- Verlagsanstalt Walter Andersen, Hamburg 11, Admiralitätsstr. 8.

Metallbetten
Stahlmatratzen, Kinderbetten direkt an Private, Katal. 76 Z frei. Eisenmöbelfabrik **Suhl (Thür).**



Empfehlenswerte Bücher fürs deutsche Haus

gegen bequeme Monatszahlungen.

1) Westermanns Weltatlas 106 Kartenblätter mit 180 Haupt- und 117 Nebenkarten, auf feinstem, starkem, holzfreiem Papier, mit erläuterndem Text u. alphabetischem Namenverzeichnis, in Halbleinen geb. 79 200 M. Der Atlas ist **bis zur neuesten Zeit ergänzt.** Der erläuternde Text gibt in knapper Form, zurückgehend bis zum Jahre 3400 v. Chr., auf der Rückseite der Karten ein anschauliches Bild von **Weltgeographie, Weltgeschichte u. Weltwirtschaft.** Das Register am Schluß des Atlas enthält 45 000 Namen u. ermögl. sofort. Auffinden jedes Ortes, Flusses, Gebirges usw.

2) Otto Ernst **Gesammelte Werke.** Neue Ausgabe in 2 Abteilungen zu je 6 Bänden. Jede Abteilung in schöner Kassette, in eleganten Halbleinenbänden geb. 99 000 M., dauerhaft u. vornehm in Ganzleinenbänden geb. 182 000 M. Beide Abteilungen werden nur zusammen abgegeben.
Inhalt: Abt. 1: Asmus Sempers Jugendland. — Semper, der Jüngling. — Semper, der Mann. — Hermannsland. — Novellen (Karthäusergeschichten, Herkules Meier usw.). Satiren (Gutbier, Süßer Willy, Glockenspiel u. a.). Fabeln, Epigramme. — Aphorismen. Abt. 2: Jugend von heute. — Flachsmann als Erzieher. — Die Revolver-Journalisten. — Der Herr und der Mann. Ortrun und Ilsebill. — Die größte Sünde. — Die Liebe höret nimmer auf. — Marienkind. — Die hohe Menagerie. — Abhandlungen und Aufsätze. — Humoristische Plaudereien. 2 Bände. (Vom geruhigen Leben, Farbenspiel, Appelschnut u. a.). - Aus meinem Sommergarten.
Otto Ernsts Werke sind zu Kleinodien des deutschen Hauses geworden. Sie dienen immer wieder zur Erheiterung und Erhebung und bilden unerschöpflichen Gewinn und geheiligten Besitz.

3) Theodor Storm **Sämtliche Werke,** neue Ausgabe in 4 Bänden, mit 23 ganzseitigen Zeichnungen und einem Stormbildnis, in Halbleinen gebunden 63 360 M.
Inhalt: Immensee. — Späte Rosen. — Auf dem Staatshof. — Im Schloß. — Unter dem Tannenbaum. — Abseits. — Von Jenseits des Meeres. — Im Sonnenschein. — Eine Malerarbeit. — Auf der Universität. — Posthuma. — Wenn die Äpfel reif sind. — Pole Poppenspäler. — Waldwinkel. — Ein stiller Musikant. — Im ganzen über 50 Novellen und Erzählungen und seine sämtlichen Gedichte.

4) Lily Braun **Gesammelte Werke.** 5 Bände, auf holzfreiem Papier gedruckt. In 5 Pappbänden 66 000 M., in 5 eleganten Halbleinenbänden 79 200 M. Jeder Band über 500 Seiten.
Inhalt: Bd. I: Lebensbild Lily Brauns von Julie Vogelstein, mit Abbildungen. — Im Schatten der Titanen, mit Abbildungen. Bd. II: Memoiren einer Sozialistin: Lehrjahre. Bd. III: Memoiren einer Sozialistin: Kampfjahre. Bd. IV: Lebenssucher, Roman. — Mutter Maria, Tragödie. Bd. V: Liebesbriefe der Marquise. — Madeleine Guimard.
Aus dieser Sammlung der literarischen Leistungen dieser bedeutenden Schriftstellerin, deren Persönlichkeit nach ihrem Tode in ihren Schriften lebendig weiterwirkt, sei besonders auf die bedeutendsten Werke, **„Die Memoiren einer Sozialistin"** und „Im Schatten der Titanen", hingewiesen, welche bereits in Einzelausgaben in über 100 000 von Exemplaren verbreitet sind.

5) Ganghofer **Gesammelte Schriften.** Volksausgabe in 4 Serien, insgesamt 40 Bände in 20 eleganten Doppelbänden, in Halbleinen gebunden. Preis pro Serie 118 880 M.
Inhalt: 1. Serie: Schloß Hubertus. — Herrgottschnitzer von Ammergau. — Hochwürden Herr Pfarrer. — Jäger von Fall. — Edelweißkönig. — Der Unfried. — Der laufende Berg. — Martinsklause. — Das Gotteslehen. — Klosterjäger. 2. Serie: Der Hohe Schein. — Schweigen im Walde. — Gewitter im Mai. — Der Besondere. — Dorfapostel. — Hochlandsgeschichten (5 Erzählungen). — Hochlandsmärchen (5 Erzählungen). — Das neue Wesen. — Mann im Salz. 3. Serie: Waldrausch. — Die Sünden der Väter. — Hubertusland (20 Erzählungen). — Die Jäger. — Damian Zagg. — Bergzauber (4 Erzählungen). — Brandung (4 Erzählungen). — Bacchantin. 4. Serie: Der Ochsenkrieg. — Berg und Tal (10 Erzählungen). — Das Kind und die Million. — Das große Jagen. - Die liebe Kreatur (10 Erzähl.). - Die Trutze von Trutzberg. - Buch der Kindheit. — Buch der Jugend. — Buch der Freiheit.

Ich liefere vorstehend aufgeführte Werke auf Wunsch auch gegen **bequeme Monatszahlungen** von nur **1/4** des Rechnungsbetrages. **Bei Barzahlung fällt der bereits in die Preise eingerechnete Teilzahlungszuschlag von 10 % fort.** — Preise freibleibend.

Buchhandlung Karl Block, Berlin SW. 68,
Kochstraße 9. — Postscheckkonto Berlin 20749.

Bestellschein.

Ich bestelle laut Inserat in „Reclams Universum" 1923 Heft 32/33 bei der Buchhandlung **Karl Block, Berlin SW. 68,** die unter Nr. 1, 2, 3, 4, 5 aufgeführten Werke im Gesamtbetrage von .... M. Betrag folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen — wird durch Monatszahlungen von 1/4 des Rechnungsbetrages beglichen. Bei Barzahlung fällt der bereits in die Preise eingerechnete Teilzahlungszuschlag von 10 % fort. Erste Rate nebst Porto und Versandspesen werden nachgenommen. Eigentumsrecht und Lieferungsmöglichkeit vorbehalten. Preise freibleibend. Erfüllungsort Berlin.

Name und Stand: ....



(Fortsetzung)

Die große Seele.

Manches an dir war mir unbegreiflich. Ich entsinne mich noch genau, wie sehr ich erschrak, als ich deinen ersten Liebesbrief erhielt: Du hattest ihn mit deinem vollen Namen unterzeichnet. Fast wie absichtlich: die beiden Vornamen und den Namen deines weltberühmten Vaters. Trotzdem du wußtest, daß unsere Liebe niemals geheiligt werden konnte.

Als ich dir meine Verwunderung ausdrückte, sagtest du stolz: „Solche Briefe schreibt man entweder überhaupt nicht, oder man hat den Mut, sie mit seinem vollen Namen zu unterzeichnen."

Seit jener Zeit kann ich nicht mehr an Liebe glauben, wenn ein noch so süßer Kosename unter zärtlichen Briefen steht. Unsicherheit und Feigheit! Die echte Liebe drängt zur bedingungslosen Hingabe einschließlich aller im Stammbaum verankerten Wurzeln; sie ist gewillt, alles Unrecht zu leiden, wenn sie sich geirrt hat. Und anders können große Seelen nicht lieben!

Kostprobe

aus dem neuesten Werke der Burnett: „Das Land der Blauen Blume" (Universal-Bibliothek Nr. 6384).

„Das erste Gesetz der Welt ist dies: Erfülle dein Gemüt mit so schönen Gedanken, daß fortan kein Platz da ist für einen häßlichen."

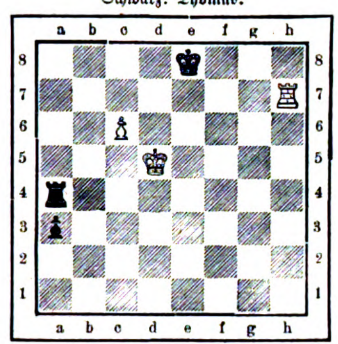
Wörtlich genommen.

Ein elfjähriger Quartaner sagt nach dem Mittagessen zu seiner Mutter: „Du, wenn Vater jetzt schläft, bekommen wir schlechtes Wetter." — „Aber nein," sagt die Mutter, „sieh doch mal den Himmel an!" — „Ja, aber der Vater schnarcht uns das Blaue vom Himmel herunter," meint kopfschüttelnd das Söhnchen. A. W.

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Eine „Komödie der Irrungen".

Schwarz: Thomas.



Weiß: Bogoljuboff.

Die obige Stellung ereignete sich vor einigen Monaten im Turnier zu Hastings. Schwarz am Zuge hätte mit 1. ..., Kd8 die Partie remis machen können. Er zog aber statt dessen: 1. ... a3–a2?,

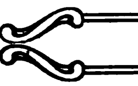
was ein entscheidender Fehler ist. Es erfolgte die richtige Antwort: 2. c6–c7,

die Schwarz wohl erwartet, aber nicht gefürchtet hatte, weil er mit: 2. ... Ta4–a5+

ein ewiges Schach zu haben glaubte. Wenn nämlich der weiße König die b-Linie betritt, so kann der Turm auf der a-Linie Schach bieten, weil er wegen a2–a1D+ nicht genommen werden darf. — Bogoljuboff hatte aber folgende Fortsetzung völlig außer acht gelassen:

2. ... Ta4–a5+ | 4. Kc4–b3 Ta4–a3+
3. Kd5–c4 Ta5–a4+ | 5. Kb3–c2! Ta3–c3+
6. Kc2–b2 und Weiß gewinnt.

Das Lustige an der Geschichte ist nun, daß auch Thomas gar nicht an dieses, doch gewiß nicht sehr fernliegende Manöver dachte, denn als Bogoljuboff ihm nach 2. ..., Ta4–a5+ ein Remis anbot, nahm er dieses sofort an. — Wie man sieht, leidet auch im Meisterturnier der gute Homer manchmal an Schlafsucht.



Witzecke

Schonung. Fritzchen (mitleidig): „Jeden Augenblick wirst du angesprochen, Tante, und du kannst doch nicht antworten, weil du so heiser bist — soll ich dir 'n Zettel anstecken: ‚Außer Betrieb!'?"

Er weiß Bescheid. „Wenn der Kanarienvogel mal aus seinem Bauer entweicht, setzt er sich sofort auf den Globus."

„Ja, und immer auf die Kanarischen Inseln; der scheint Heimweh zu haben."

Aus einer Auskunft. „Über den Theobald Klobig ist zu berichten, daß man ihm nichts Schlechtes nachsagt, besonders, seitdem er die als Klatschbase bekannte Huberin einmal gründlich durchgeprügelt hat."

Naheliegend. „Warum vermuten Sie, daß gerade jenes Eckhaus der Gasthof ‚Zum Storch' sei?"

„Ich sehe da so viele Kinder!"

Berichtigt! „Sie wünschen?"

„Ee Deppchen Bier."

„Helles? Dunkles?"

„Ne, Freileinchen: Helles Lichtes!"

Der Lebemann. „Der junge Kahle, der von seinem Onkel das große Vermögen geerbt hat, steht wohl ganz allein da?"

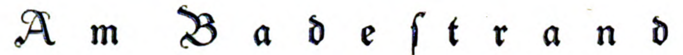
„Ja! Und selten fest!"

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den ... O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch... geber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene ... Millimeterzeile 700 Mk. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin, ... Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, ...



Für unsere Frauen





Am Badestrand

V 3203

W 36199

V 3204



Wie die modernen Kleider werden die Badeanzüge ein- oder beiderseitig leicht gerafft, tief gegürtet und am Ausschnitt mit kleidsamen Garnituren versehen. Mit gebogtem, gezacktem oder sich seitlich verlängerndem Rande lassen die schlanken Kittel nur wenig von den Pumphosen oder dem Beinkleid sehen. Die Mäntel zeigen die bekannte Capeform mit andersfarbigem Don-Carlos-Kragen oder den zwischengesetzten breiten Gürtel, der den Körper fest umspannt und dadurch den oberen Teil blusig anschiebt. Auch an den Badekostümen betätigt sich die herrschende Vorliebe für türkische Muster als Garnitur zu schwarzem Seidentrikot, in Satin auch als ganzer Anzug mit glattem Ausputz. Die Kappen oder Mützchen werden passend zum Anzug gehalten. — Die Kappe V 3203 ist aus 25 cm von 60 cm breitem getupften Seidengummi gearbeitet und in der vorderen Mitte durch einen in Biesen genähten einfarbigen Teil gerafft. Für die Kappe kann ein undicht gewordenes Luftkissen verwendet werden. — Die Falten der Kappe V 3204 werden linksseitlich durch eine Schnalle gehalten, der einfarbige Stoff fügt sich hinten den Falten an und steht rechtsseitlich als Flügel ab; erf. je 25 cm Stoff von 50 cm Breite. — Der Anzug W 36200, aus etwa 3,15 m von 80 cm breitem grünen Satin hergestellt, hat lila Vorstoß, lila Gürtel und lila Stickerei grün überfangen. — Der Kittel zum Anzug W 36199 ist einseitig drapiert und mit gestreiften Blenden besetzt, das Beinkleid ist glatt. Erf. etwa 2,35 m Stoff, 110 cm breit. — Mit schmalem Vorstoß versehene Falbeln schmücken alle Teile des Anzuges W 36201, Leibchen und Schoßteil sind durch einen Biesengürtel verbunden; erf. etwa 3,65 m Stoff von 90 cm Breite.

V 3203. Badekappe in Schmetterlingsform. — V 3204. Gefaltete Badekappe aus zweierlei Stoff. Preis der Beyer-Schnitte je 250 Mark. — W 36200. Badeanzug mit Bündchenbeinkleid. — W 36199. Badeanzug mit einseitig gerafftem Kittel. — W 36201. Badeanzug mit Falbelgarnitur. Beyer-Schnitte für 46 cm Oberweite erhältlich durch die Geschäftsstelle v. Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24. Preis je 1000 Mark, zuzüglich 50 Mark für Porto und Verpackung.

W 36200

W 36201

Beerenzeit

Wir möchten einige Ratschläge erteilen, die mit alten Vorurteilen aufräumen sollen. Daß diese Ratschläge dem, was wir gewöhnt sind, widersprechen, darf uns nicht abhalten zu prüfen, was gut ist. Also: die Schalen und Kerne der Beeren sind zur Verdauungsarbeit notwendig; man muß sie mitessen. Diese groben Stoffe lassen der Darmmuskulatur eine Innenmassage zuteil werden. Es ist eine physikalische Wirkung der Kost, während bisher mehr auf die chemische Wirkung der Kost gesehen wurde. Ohne Schalen und Kerne leisten die Beeren, gerade wie alles andere Obst, physikalisch nichts für die Verdauung; und chemisch wird nur die Zellernährung bewirkt, aber nicht die Darmbewegung gefördert. Beschwerden nach aufgenommenen Schalen und Kernen hat nur der, der eine Darmträgheit hat. Letztere ist aber nicht ein Leiden, ein dauernder Zustand, eine dauernde Nervenschwäche oder gar ererbt. Dieser Zustand wird durch falsche Zusammensetzung der Speisenfolge täglich neu erworben, ist nur so lange vorhanden, als die falsche Speisenfolge eingehalten wird. Es gibt also keine dauernde Darmträgheit. Meist wird ganz allgemein geurteilt, jedes Gemüse könne Darmträgheit beseitigen. Im Gegenteil machen z. B. Spinat und grüne Erbsen das Leiden schlimmer. Hat sich also jemand Darmträgheit verschafft, so kann er wohl nach Obstschalen Beschwerden haben. Das muß ihn aber nicht dazu verführen, die Obstschalen zu vermeiden, sondern muß ihn veranlassen, seine Speisenfolge zu ändern, damit er die für die Darmbewegung so notwendigen Schalen ohne Beschwerden vertragen lernt. Obst gehört nicht an das Ende, sondern an den Anfang einer Mahlzeit, andernfalls setzt man einen Schnellzug auf einen Bummelzug, und das gibt dann folgenschwere Zusammenstöße. Täglich begegnen wir auch dem Irrtum, daß Wasser zu oder nach Obst genossen, schädlich sei. Das ist nicht allgemein gültig. Schädlich, unter Umständen sogar todbringend, ist's nur für solche Menschen, die sich durch ihre falsche, scheinbar wissenschaftlich richtige Speisenfolge die Darmträgheit erhalten. Viele bevorzugen süße Beeren. Umgekehrt wäre besser. Saure Beeren dienen der Blutreinigung und bringen dem Blut die zum Leben und Gesundwerden notwendige Alkalessenz. Es ist daher die Johannisbeere nützlicher als die Erdbeeere und Himbeere, sie ist wegen ihrer Fruchtsäure das nützlichste Obst.

Eine Ermahnung

Es ist seltsam, daß in unserer Zeit, in der die Frau sich zu immer größerer Selbständigkeit und Gleichberechtigung mit dem Manne durchgerungen hat, in der die törichte spielerische Erziehung unserer Töchter der gründlichen Vorbereitung auf einen bestimmten ernsten und einträglichen Beruf gewichen ist — unsere Töchter zu ihrem wirklichen ersten und natürlichsten Berufe, zu dem der Mutter, so gut wie gar nicht vorbereitet werden. Während die tüchtige Hausfrau ihre heranwachsenden, vor allem ihre verlobten Töchter so gründlich als möglich in ihre Obliegenheiten als künftige Hausfrau einweiht, geht sie über ihre zukünftigen Mutterpflichten aus einer Art übelangebrachter Prüderie vollständig hinweg. Und doch wäre es nicht allein wünschenswert, sondern durchaus notwendig, wenn die zukünftige Mutter einen ganz gründlichen „Kursus“ durchmachte in der Pflege und Wartung des Kindes, damit sie nicht später ratlos dasteht oder gezwungen ist, ihr Kind einer bezahlten Kraft zu überlassen, die *vielleicht* zuverlässig, erfahren und pünktlich ist, vielleicht aber auch nicht. Die Mütter trösten sich in der Regel mit dem billigen und recht egoistischen Troste, daß sie selbst ja auch erst an ihren Kindern gelernt haben, und daß die Liebe der beste Lehrmeister sei. Sie haben eben im Laufe der Zeit vollständig vergessen, wie teuer sie diese Erfahrungen erkauften, und daß die größte Liebe ihre Kinder recht oft nicht vor den Folgen ihrer Unkenntnis bewahren konnte. Man errichtet Kochschulen und Haushaltschulen, um die angehenden Hausfrauen tüchtig zu machen, es werden auch in vielen Städten sogenannte „Mutterkurse“ abgehalten, aber diese Kurse werden längst nicht von allen Bräuten und jungen Frauen besucht, und doch ist gewiß das Kind ein ebenso wichtiges Objekt als der Haushalt und der Mittagstisch — vielleicht sogar noch etwas Wichtigeres. Eine allgemeine Beteiligung an solchen Kursen müßte zu einer Art Ehrenpflicht für zukünftige Mütter werden, denn selbst in solchen Fällen, wo die junge Frau noch in der eigenen Mutter eine Lehrmeisterin hat, wäre ein solcher Kinderpflegekursus nicht von Überfluß. Die Großmutter hat in der langen Pause zwischen Kind und Kindeskind doch so manches vergessen, und vor allem, die ganze Kinderpflege wird heutzutage so ganz anders gehandhabt, daß eine gründliche Unterweisung der jungen Mutter in den meisten Fällen eine dringende Notwendigkeit wäre.

Schach

Redigiert von J. Mieses

Mitteilungen aus der Schachwelt.

In der Osterwoche wurden in England gleichzeitig zwei sehr interessante Meisterturniere abgehalten, das eine zu Liverpool, das andere zu Margate. An ersterem beteiligten sich acht der besten englischen Kämpen, nämlich Blake, Dawburn, Louis, Dr. Holmes, Spencer, Thomas, Yates, Wahltuch und außerdem die internationalen Meister Mareczy und Mieses. Den ersten Preis errang Mieses, der sieben Partien gewann und zwei remis machte. Zweiter Preisträger wurde Maroczy mit dem gleichfalls sehr hohen Stand von $+7^1/_2$. Den dritten Preis teilten Thomas und Yates, die je $6^1/_2$ Zähler erreicht hatten. — In Margate nahmen acht Meister teil. Erster Sieger war Grünfeld mit $+5^1/_2$. Der zweite und dritte Preis wurde geteilt zwischen Aljechin, Bogoljuboff, Michell und Muffang, die je $4^1/_2$ Zähler hatten. Unter den Nichtpreisträgern war Réti, der es nur auf +3 gebracht hatte.

Am 28. April hat zu Karlsbad ein großes internationales Turnier begonnen. Achtzehn Teilnehmer traten in die Schranken. Deutschland ist durch Tarrasch, Teichmann und Sämisch vertreten. Die übrigen Spieler sind: Aljechin, Bogoljuboff, Bernstein, Grünfeld, Chajes, Maroczy, Niemzowitsch, Réti, Rubinstein, Spielmann, Tartakower, Treybal, Thomas, Wolf, Yates.

Lösung der Aufgabe Nr. 97.

1. Lh7–f5	Sa3–c4	1. ...	e3×d2
2. d2–d4+	usw.	2. Sd8–c6+	usw.
1. ...	Ke5–d4	1. ...	Ke5–f4
2. Sd8–c6+	usw.	2. Sd8–e6+	usw.
1. ...	Lb8–c7	1. ...	Lb8–d6
2. Lb4–c3+	usw.	2. Lb4–c3+	usw.
	1. ...	beliebig.	
	2. d2×e3	usw.	

Lösung der Aufgabe Nr. 98.

1. Lh1–a8	Kc8–d7	2. b6–b7	Kd7–c6
	3. b7–b8	S matt.	



Leitung: Horst Schöttler

Die Putzmacherin.

Wir warteten auf den Zug und wandelten auf dem Bahnsteig auf und ab. „Guck doch mal," sagte meine Frau. Ich sah eine sehr vornehme Dame. Auffallend vornehm war auch ihr Hut: ein dunkelblauer Bortenhut mit dunkelblauer Schleife. Sonst nichts, nichts, nichts drauf!

„So einen Hut muß ich auch haben," sagte meine Frau. Ich war ganz damit einverstanden. „Aber genau so," ermahnte ich, „dunkelblau mit dunkelblauer Schleife, und weiter nichts." — „Selbstverständlich; nur das ist vornehm!"

Nach acht Tagen kam der Hut. Ein von oben bis unten mit Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen übergossenes Ungetüm, rosa Schleifen an beiden Seiten. „Und ich habe der Putzmacherin das Modell doch ganz genau beschrieben," klagte meine Frau. Ich besah mir das Ungetüm näher: richtig, ganz hinten deutete eine pfenniggroße dunkelblaue Stelle an, daß man den vornehmen Hut nachgemacht hatte!

Heimlicher Dank.

Woher nimmt man die Einfälle? Zumeist aus den Augen der Frauen. Man geht in ein Café, hört der Musik zu und sieht die Frauen — schweigen. Was sie erzählen könnten, das schreibt man als Einfall nieder. Wie manche liest's dann und ahnt nicht, daß die Geschichte ihr in den Augen geschrieben stand.

Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einem Reh.
Oft bat ich um ihr Jawort schon,
Doch sie sagt ständig „Nee!"

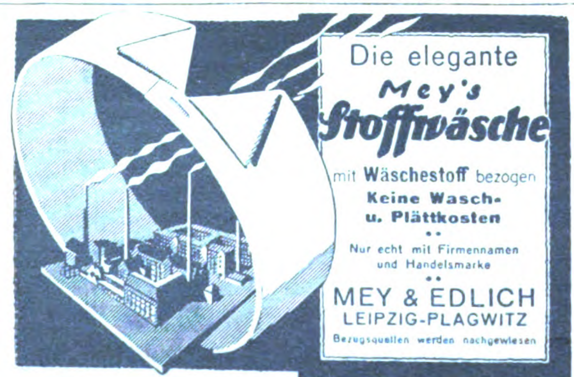
B.



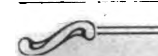












Witzecke

Im Heiratsbureau. „Die Dame ist allerdings ziemlich häßlich, wie Sie auf der Photographie sehen, aber sie hat ein diesem Äußern entsprechendes Vermögen!"

„Dann macht's nichts! Hoffentlich ist das Bild nicht geschmeichelt?"

Mißtrauisch. Kunde (beim Barbier): „Schon wieder muß ich zum Haarschneiden kommen und war doch erst vor acht Tagen hier — sagen Sie mal, damals haben Sie mir wohl heimlich ein Haarwuchsmittel auf den Kopf geschmiert?"

Die Hauptsache. „Wie soll ich mich photographieren lassen, Max, en face oder en profil?"

„En profil. Da sieht man nur die Hälfte!"

Falsch aufgefaßte Redensart. Fräulein: „Ist mein Bräutigam vielleicht hier?"

Kellnerin: „Bedauere."

Fräulein (eifersüchtig): „Warum bedauern Sie's — sind Sie vielleicht auch in ihn verliebt?"

Frau Neureich im Möbellager. „Wie gefällt Ihnen diese Louis-quinze-Einrichtung?"

„Louis quinze ist das? Ich hielt es für Mahagoni!"

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.

Verlangen Sie bei Bücherbestellungen den neuesten Verlagskatalog von Reclams Universal-Bibliothek.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu beziehen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den Frauenteil: [illegible] Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich [illegible] Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) [illegible] Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, [illegible] Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, [illegible]



Für unsere Frauen



Der selbstgearbeitete Lampenschirm

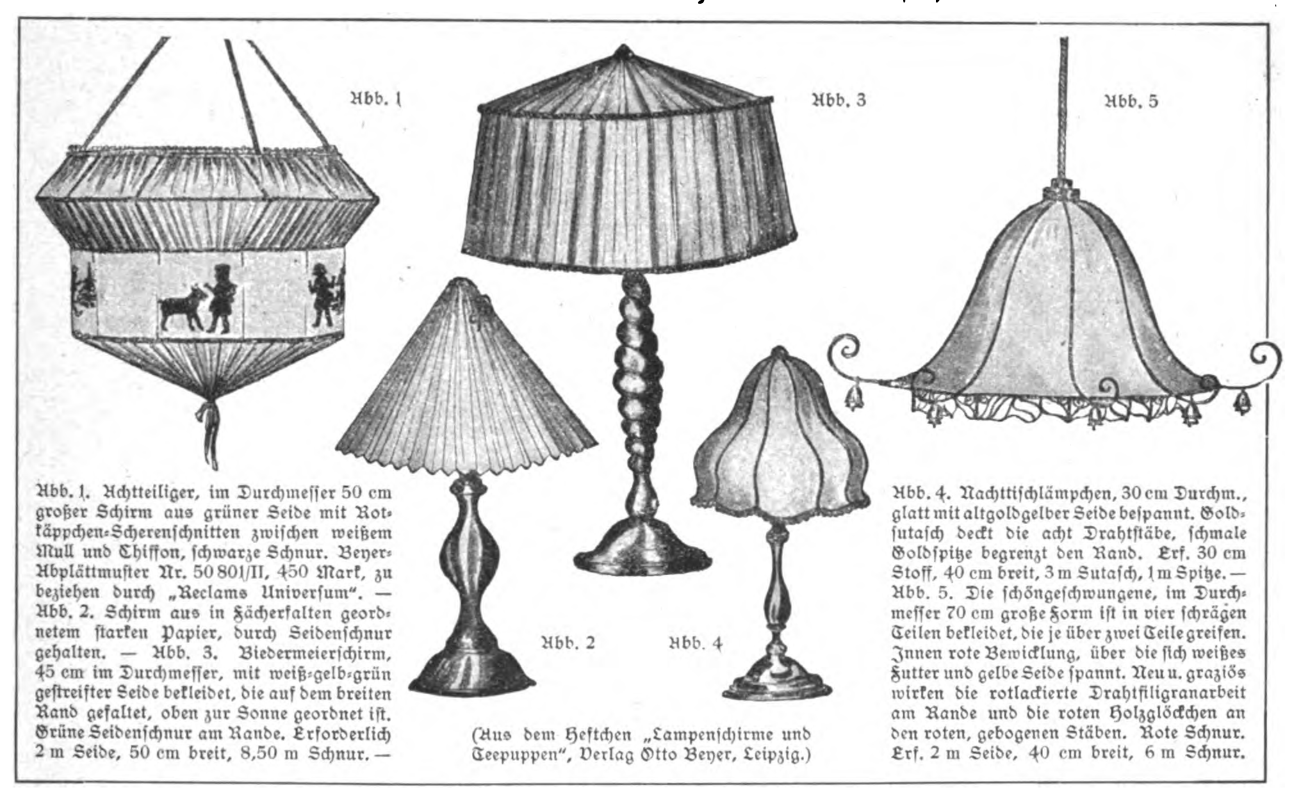
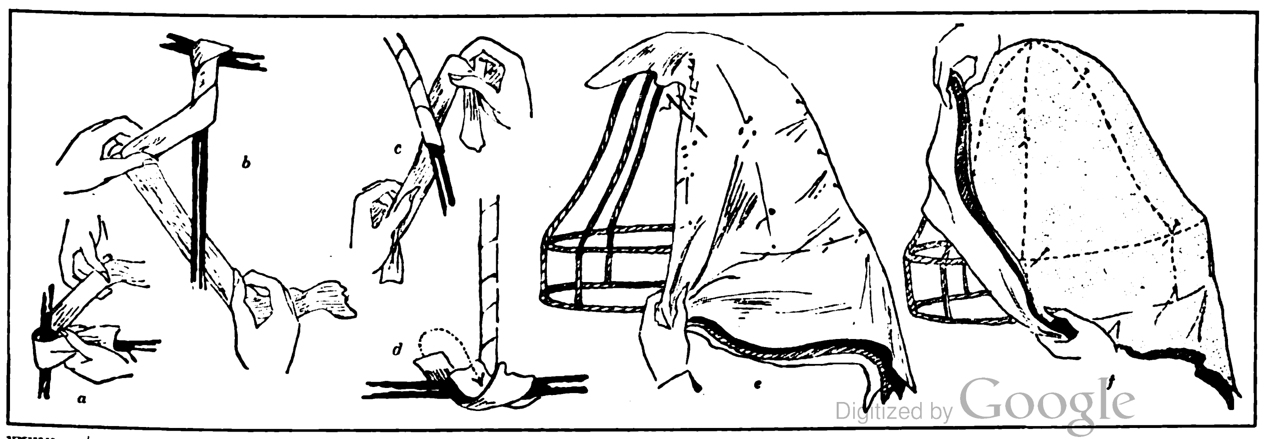


Abb. 1. Achtteiliger, im Durchmesser 50 cm großer Schirm aus grüner Seide mit Rotkäppchen-Scherenschnitten zwischen weißem Mull und Chiffon, schwarze Schnur. Beyer-Abplättmuster Nr. 50 801/II, 450 Mark, zu beziehen durch „Reclams Universum". — Abb. 2. Schirm aus in Fächerfalten geordnetem starken Papier, durch Seidenschnur gehalten. — Abb. 3. Biedermeierschirm, 45 cm im Durchmesser, mit weiß-gelb-grün gestreifter Seide bekleidet, die auf dem breiten Rand gefaltet, oben zur Sonne geordnet ist. Grüne Seidenschnur am Rande. Erforderlich 2 m Seide, 50 cm breit, 8,50 m Schnur. —

Abb. 4. Nachttischlämpchen, 30 cm Durchm., glatt mit altgoldgelber Seide bespannt. Goldsutasch deckt die acht Drahtstäbe, schmale Goldspitze begrenzt den Rand. Erf. 30 cm Stoff, 40 cm breit, 3 m Sutasch, 1 m Spitze. — Abb. 5. Die schöngeschwungene, im Durchmesser 70 cm große Form ist in vier schrägen Teilen bekleidet, die je über zwei Teile greifen. Innen rote Bewicklung, über die sich weißes Futter und gelbe Seide spannt. Neu u. graziös wirken die rotlackierte Drahtfiligranarbeit am Rande und die roten Holzglöckchen an den roten, gebogenen Stäben. Rote Schnur. Erf. 2 m Seide, 40 cm breit, 6 m Schnur.

(Aus dem Heftchen „Lampenschirme und Teepuppen", Verlag Otto Beyer, Leipzig.)

Zum Bekleiden von Lampenschirmen findet jeder leichte, weiche Stoff Verwendung. (Man sieht neuerdings auch sehr wirkungsvolle, fertig käufliche Schirme aus gefaltetem farbigen Papier, s. Abb. 2.) Beim Arbeiten eines Schirmes beginnt man mit dem Umwickeln des Drahtgestells. Zum Wickeln verwendet man entweder 1 cm breites weißes Batistband oder Schrägstreifen von Futter, die jedoch gefaltet werden, damit die aufliegende Kante stets sauber ist. Man arbeitet dabei mit nur 50 cm langen Bandenden und beginnt, wie Abb. a und b zeigen, oben an dem Ansatz eines Längsdrahtes, indem man das eine, kurze Ende mit der linken Hand festhält, das andere, lange Ende mit der rechten Hand über den Kreuzungspunkt der Drähte legt und um den Längsdraht wickelt, hierbei das kurze Ende umfassend. Eine glatte Bespannung eines Schirmes kann in Futter und Oberstoff gleichzeitig ausgeführt werden. Man unterlegt den Oberstoff mit dem Futter, legt beide zur Hälfte zusammen, so daß Außenseite auf Außenseite liegt, und spannt nun die vierfache Stofflage so über das Gestell, daß, oben eine Spitze überstehend, der Stoffbruch links, der Stoff in schräger Fadenlage die Hälfte des Gestells deckt, Abb. e. Dann steckt man den Stoff an den Längsdrähten und, ihn in der geraden Fadenlage spannend, auch an dem weitesten Runddraht fest, s. Abb. f. Hierauf näht man ihn mit überwendlichen Stichen an den beiden äußeren Längsstäben fest, s. nochmals Abb. f, schneidet den hier überstehenden Stoff fort und zieht nun die beiden obersten Stofflagen über die noch unbekleidete Hälfte des Gestells, womit dieses dann ganz bedeckt ist, Abb. f. Natürlich ist dieses nur möglich, solange es sich um eine nach oben sich verjüngende Form handelt. Andernfalls darf man die zweite Seitennaht erst ausführen, nachdem der Stoff auch auf der zweiten Hälfte festgesteckt ist. Kompliziertere Formen sind von Fall zu Fall zu behandeln und nach Bedarf in größeren oder kleineren Flächen zu bekleiden. Erhält ein Schirm eine „Sonnenbekleidung", wie Abb. 3, so bezieht man den betreffenden Teil erst glatt mit Futter, näht dann dem äußeren Runddraht den ihm entsprechend weiten, bis zur Mitte reichenden geraden Oberstoff verstürzt auf und legt ihn im geraden Fadenlauf in straffe Falten. Beim Anbringen von Schnur hält man diese mit der linken Hand hoch und führt mit der rechten die Nadel etwas schräg nach unten durch Stoff und Umwicklung, wobei die Schnur durch den über sie gelegten Faden niedergezogen wird.



Praktische Winke für die Hausfrau

Strümpfe auszubessern. Neben der bekannten Art des Ausbesserns, Sohlen und Hacken aus Beinlingen zuzuschneiden und anzunähen, empfiehlt eine gute Hausfrau auch folgendes Verfahren: Von gewebten, wollenen, baumwollenen, glatten, bestickten und durchbrochenen, selbst den feinsten Strümpfen trennt man Masche für Masche nur oberhalb der Ferse auf und zieht durch die so gewonnenen Maschen der Beinlängen am Fersenansatz mit einer Nähnadel einen Zwirnsfaden Nr. 30 oder 40 in der Farbe des Strumpfes. Dieser Faden muß sehr lang sein. Dann nimmt man mit einer dünnen Stricknadel von dem Zwirnfaden zwischen den Maschen so viel Schlingen auf, als man Maschen für die Breite der Ferse nötig hat, was sich nach der Stärke des Anstrickgarnes richtet. Man strickt Ferse und Käppchen in gewohnter Weise und fährt rechts und links strickend für die Fußsohle fort. Die Spitze des schadhaften Strumpfes trennt man so weit ab, als es nötig ist, und zieht durch den Teil auf dem Spann des Fußes ebenfalls durch die Maschen einen Zwirnfaden. Wenn die neue Fußsohle die Länge des gebliebenen Vorderblattes hat, nimmt man zwischen den Maschen auch von dem Zwirnfaden die nötige Zahl Schlingen auf, die man mit denen der neugestrickten Sohle für die ganze Rundung der Spitze dann fortlaufend rund fertigstrickt. Nun schneidet man aufwärts von der Ferse die alte Sohle fort und läßt seitwärts 1/2 bis 1 cm überstehen und näht mit dem an der Ferse hängenden Zwirnfaden die neugestrickte Sohle auf das alte Vorderblatt. So gewinnt man Hacken, Sohle und Spitze neu, spart Zeit und Wolle und erhält bei feinen Strümpfen das Vorderblatt, wodurch man sie auch in Halbschuhen tragen kann. Da man zum Anstricken stets dickeres Material nimmt, wird der Strumpf wesentlich haltbarer.

Rohrstuhlsitz-Ersatz. Das Flechten von Rohrstuhlsitzen ist heute sehr teuer, die Holzsitze sind aber nicht so angenehm, ganz abgesehen von ihrer ebenfalls jetzt ziemlichen Preishöhe. Man kann sich da bei einfachen Stühlen auf folgende Weise helfen, den Stuhl wieder benutzbar zu machen. Zuerst wird der durchgesessene Rohrsitz gänzlich entfernt und die Löcher von jedem Rest gründlich gesäubert unter Zuhilfenahme eines langen Drahtstiftes, den man teils von oben, teils von unten in die Lochreihe mit dem Hammer leicht einschlägt, bis alles heraus ist. Dann nimmt man kräftigen Bindfaden (kein Papiergarn), der zur Erzielung größerer Haltbarkeit vorher noch in eine Alaunlösung gelegt werden kann, dann aber erst wieder vollständig trocken werden muß. Die Stärke des Bindfadens richtet sich nach der der Löcher, die im Stuhlsitz für das Rohrgeflecht eingebohrt sind. Nun beginnt man genau wie beim Rohrgeflecht vorher die Fäden zu spannen, erst wagerecht, dann senkrecht und dabei immer wie beim Stopfen die Fäden auf und ab führend. Dann kommen die schrägen Spannfäden, so daß also das Muster wie das alte Rohrstuhlgeflecht wird. Die wagerechten und senkrechten Fäden müssen doppelt genommen werden, zu den schrägen genügt einfacher Bindfaden. Man muß möglichst nicht den Faden während des Hin- und Herführens knoten, sondern am Ende unterhalb der Lochreihe und einen recht festen Kreuzknoten machen, damit er nicht später beim Gebrauch des Stuhles aufgeht, wodurch die ganze Arbeit natürlich leidet. Es ist zuerst etwas schwierig, die richtige Spannung herauszubekommen, da man sehr fest anziehen muß, damit sich der Sitz nicht wirft, doch mit der Zeit wird man darin Übung bekommen.

Das doppelkohlensaure Natron in der Küche. Während der Obstzeit ist das Natron ein unentbehrliches Hilfsmittel. Eine Messerspitze voll dem gekochten Obst in noch heißem Zustande beigefügt, löscht die übermäßige Fruchtsäure und spart somit an Zucker. Diese Eigenschaft läßt aber auch angesäuerte Speisenreste, wie Tunken, Fleisch- oder Knochenbrühe, Gemüsereste usw. wieder genießbar werden, wenn man sie mit etwas Natron nochmals aufkocht. Auch Milch, die einen Stich hat, läßt sich mit Hilfe des Natrons noch retten, wenn man sie zum Kochen aufs Feuer bringt und ihr in lauem Zustande eine Messerspitze voll Natron beifügt. Man muß die Milch dann bis zum Kochen ständig mit einem Quirl umrühren. Sie läßt sich in den meisten Fällen noch gut abkochen und gerinnt nicht.

Holzkohle als Helfer in der Not. Bei Fleisch kann es in der heißen Jahreszeit vorkommen, daß ein Stück, das auch nur wenige Tage aufbewahrt wird, einen Stich bekommt. Es kann somit ein kleines Stück Fleisch eine große Sorge für eine Hausfrau werden, die keinen Eisschrank hat. Hat nun das Fleisch einen unangenehmen Geruch angenommen, so gebe man beim Kochen oder Dünsten kurzerhand ein kleines Stück ausgeglühte Holzkohle in den Topf und koche sie ruhig mit. Vor dem Anrichten wird das Stückchen herausgenommen. Der alte Geruch zieht in die Kohle hinein und das Fleisch schmeckt tadellos.

Rätsel und Spiele

Silbenrätsel.

Ich saß an eins im Walde nieder
Und nahm das zweite Wort hervor,
Ein ganzes war es, da stieg wieder
Erinnrung leuchtend mir empor,
Verklungnen Stimmen durft' ich lauschen,
Versunkne Bilder zeigten sich,
Und bei der Blätter leisem Rauschen —
Die Jugendzeit, sie grüßte mich.

Theaterzettelrätsel.

In unserm Theater man heute gibt
Eine große Oper, allseits beliebt,
Und welche Rollen die Künstler hier geben,
Das sagen ihre Namen eben!
... Hans Täuern.
... Thea Bilse.

Anmerkung:

Und sollt' Herr Täuern schlecht bei Stimme sein,
Tritt Herr Ernst Hänau für ihn ein. G. J.

Sprichworträtsel.

Aus folgenden Silben: al, an, be, berg, bern, burg, chri, de, des, frie, gen, ha, hau, heim, heim, hen, hen, ho, ho, hut, lan, mei, meln, nin, sach, ser, sig, stadt, stein, ster, sti, was, wein — sind 12 geographische Eigennamen zu bilden, die bedeuten: 1. deutsche Hauptstadt, 2. Stadt am Striegauer Wasser, 3. Stadt in der Schweiz, 4. Stadt an der Weser, 5. Stadt am Bober. 6. Oberamt am Neckar, 7. Bezirksamt am Inn, 8. Nebenfluß der Elbe, 9. Stadt am Odenwald, 10. Burgruine im Südharz, 11. Stadt am Bober, 12. Stadt im Schwarzwald. Nimmt man aus jedem Wort in der Reihenfolge der Wörter drei Buchstaben, so erhält man einen Spruch.

Rätsel.

Die erste wirft man aus dem Garten,
Da sie doch nicht dahin gehört.
Die andern zwei uns oft vernarrten,
Wenn nachts sie uns den Schlaf gestört.
Das Ganze lebt von zwei und drei
Und singt manch fröhlich Lied dabei.
G. R.

Auflösungen aus Heft 32/33

Hamiltonsche Rundreise: SRQUTLMCB AEDOPFGHIK.

Rätsel: Eis.

Rätsel: Trübe, Rübe.

Versteckrätsel: Ham, Alle, Meran, Bergen, Uster, Reppen, Genf, Hamburg.



Leitung: Horst Schöttler

Briefe, die dir nicht gehören.

Ich weiß nicht, wie die Reichsgerichtsentscheidung lautet: ob Liebesbriefe derjenigen, die sie geschrieben, oder dem, der sie empfangen, gehören. Da es hunderttausendmal vorkommt, daß eine Dame die Briefe bereut, die sie einst geschrieben hat, wird dieser Fall wohl längst durch richterliches Urteil entschieden sein.

Immerhin: Du hättest das nicht von mir fordern sollen. Du nicht! Wenigstens nicht in dieser Form. So viel Erinnerung an einen glücklichen Sommer hätte dir geblieben sein müssen, daß du wußtest, es genügte die Bitte: „Verbrenne die Briefe." Du erniedrigst dich unsagbar, wenn du deine Liebe an einen Mann fortgeworfen zu haben glaubst, dem du in Erfüllung einer solchen Bitte mißtrauen mußt.

Unabsichtlich hast du mir's leicht gemacht, mich von einer schönen Erinnerung zu trennen. Ich lächelte, als ich deine Briefe zusammenpackte. Ich lächelte über dich: Weib, von meinen eigenen Briefen, die du in Händen behältst, erwähntest du kein einziges Wort!

Im Weinrestaurant.

Am Tische neben mir sitzt eine Frau. Sie markiert in dem 2–3-Millionen-Kleid die Dame. Aber der Mann verdirbt alles. Diese Pfoten! Und dann naht auch für sie die Katastrophe: Spiegeleier. Die Dinger haben die unangenehme Eigenschaft, von der Gabel zu rutschen, wenn man das ganze Eigelb auf einmal erledigen will. Direkt in den Ausschnitt hinein! Er sieht's und höhnt: „Wirf doch gleich noch die Bratkartoffeln hinterher!" Antwort: „Du Fatzke, hilf mir doch lieber!"

Daraufhin wird das Spiegelei mit einem Löffel wieder zutage gefördert, auf den Teller geworfen und — verzehrt.

Ganz natürlich: bei den teuren Eierpreisen und — bei den Gästen im Weinrestaurant.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Das große internationale Schachturnier zu Karlsbad ist am 18. Mai zu Ende gegangen. Der erste, zweite und dritte Preis wurde zwischen Aljechin, Bogoljuboff und Maroczy geteilt, die je $11^1/_2$ Zähler erreicht haben. Den vierten und fünften Preis gewannen gemeinschaftlich Grünfeld und Réti mit $10^1/_2$ Zählern. Den sechsten und siebenten Preis teilten mit 10 Zählern Niemzowitsch und Treybal. Achter Preisträger ist Yates ($+9^1/_2$), neunter Teichmann (+9). — Der ungarische Großmeister Maroczy scheint jetzt wieder seine alte großartige Form erlangt zu haben. Durch bemerkenswert gutes und energisches Spiel gelang es ihm, die beiden Russen Aljechin und Bogoljuboff, die von Anfang an die Führung hatten, ganz am Schluß, unmittelbar vor dem Ziele, noch einzuholen. — Grünfeld hat in Karlsbad mit gewohnter Sicherheit und Gleichmäßigkeit gekämpft. — Ausgezeichnetes leistete Réti in der zweiten Hälfte des Turniers, indem er aus den letzten fünf Partien vier Zähler machte, obwohl Spieler wie Teichmann, Aljechin, Bogoljuboff und Tartakower unter seinen Gegnern waren. — Im Gegensatz zu ihm ist Treybal, der Anwartschaft auf einen der ersten Preise zu haben schien, gegen Schluß des Turniers abgefallen. Er erreichte in den letzten fünf Runden nur zwei Zähler. — Der Engländer Yates, der kürzlich in Liverpool hinter Mieses und Maroczy mit Thomas den dritten Preis teilte, hat sich sehr gut gehalten, während Thomas, auf den man in England große Hoffnungen setzte, versagt hat. — Von den deutschen Meistern ist leider nur Teichmann unter die Preisträger gekommen. Er hat zwar nur zwei Partien verloren, aber zuviel Remisen gemacht. Am Schlusse des Turniers litt er unter einer körperlichen Indisposition. Der deutsche Altmeister Tarrasch hat es nur auf 8 Zähler gebracht, und der deutsche Jungmeister Sämisch mußte sich sogar mit 6 Zählern begnügen.



(Fortsetzung)

Die Bedeutung des Turmhahns.

In dem Brauche, die Spitzen der Kirchtürme mit einem vergoldeten Hahn zu schmücken, hat man lange eine Erinnerung an den Hahn des Petrus zu erkennen geglaubt. Nun ist aber der wachsame, den Tag verkündende Vogel fast bei allen Völkern das Symbol des Lichtes und des Sieges der guten Geister über die Dämonen der Finsternis gewesen. Bei den alten Griechen verscheuchte er die Schatten der Nacht, bei den Persern wurde er als Wächter gegen den licht- und lebensfeindlichen Ahriman, den Schöpfer des Winters und der Nacht, angerufen, und im Eddaliede (Univ.-Bibl. Nr. 781—84) „weckt Walhallas goldkammiger Hahn die siegreichen Helden". Uralt war auch die germanische Gepflogenheit, heilige Bäume mit dem Bilde eines Hahnes zu schmücken. Sehr wahrscheinlich haben die ersten christlichen Sendboten solchen im Volke wurzelnden Vorstellungen Rechnung getragen und, an sie anknüpfend, den Vogel zum Wahrzeichen des die Finsternis des Heidentums überwindenden Christentums gemacht. J. H.

Gutmütig.

Nach der letzten Landtagswahl wurde eine Frau gefragt, wen sie gewählt habe. „Ach, das weiß ich nicht," erklärte sie, „aber gebrauchen konnte der's! Die anderen hatten alle einen Mantel an, aber der fror so — na, und da habe ich dem seinen Zettel genommen!"



Witzecke

Unzweckmäßige Abendunterhaltung. „Um Gottes willen, höre doch mit dem Geigenspiel auf, Alfred. — Das kann auf die Dauer kein Mensch anhören, auch du nicht — du treibst dich damit nur selbst ins Wirtshaus!"

Verfehlte Richtigstellung. „Dann schlug er mich mit dem Faust ins Gesicht!"
„Mit der Faust heißt es!"
„Nein, mit dem Faust, es war der Faust von Goethe!"

Beim Diner. Gastgeber: „Nehmen S' noch Fisch, Herr Müller — es ist reichlich da —, lieber brauchen S' ja nachher von dem Braten nicht soviel zu nehmen!

Der Buchhändlerssohn. „Wie gefällt dir die neue Mama?"
„Die ist doch nicht neu, Vater, die ist antiquarisch."

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile 950 M. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig. Magdeburg. Mannheim. München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich



Für unsere Frauen



Moden für ältere und stärkere Damen

B 3233

B 3426

S 3427

S 3823

R 3237

B 16154

K 36174

Die Auswahl von Moden ist nur für stärkere Damen schwierig; ältere Damen, die nicht stark sind, können die meisten der in den Modenzeitungen gebrachten Vorlagen tragen, wenn sie Stoff und Farben entsprechend wählen. Für manche ältere Damen ist der freie Hals nicht kleidsam, sie tragen deshalb zu ausgeschnittenen Blusen und Kleidern einen glatten, weißen Tüll-Latz mit Stehkragen. — Die Bluse B 3233 aus 1,90 m von 110 cm breitem Schleierstoff ist mit Hohlnähten und Klöppelspitze geputzt. (Schnitte für 46, 48 und 52 cm Oberweite.) — Der Rock R 3237 erfordert 3,50 m Stoff, 110 cm breit, er zeigt eingesetzte Glockenfalten. (Schnitte für 95 und 106 cm Hüftw.) — Die Bluse B 3426 hat feinste Säumchen; erf. 2,75 m Stoff, 80 cm breit. (Beyer-Schnitte für 44, 48 und 52 cm Oberweite.) — Das Jackenkleid S 3427 erfordert 4,60 m von 130 cm breitem Stoff. (Schnitte für 44 und 48 cm Oberw.) — Für den Anzug S 3823 braucht man etwa 4,50 m Stoff, 130 cm breit. (Beyer-Schnitte für 44, 48 und 52 cm Oberweite.) — Das Blusenjäckchen B 16154 erfordert etwa 2,15 m Stoff, 110 cm breit, es kann als Bluse oder Jacke getragen werden. (Schnitte für 46 und 52 cm Oberweite.) — Für das Kleid K 36174 braucht man etwa 3 m einfarbigen und 1,50 m gestreiften Stoff, je 100 cm breit. (Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite.) Die Beyer-Schnitte sind zu beziehen durch Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22, für 2000 Mk. Kleider und Jackenkleider, für 1500 Mk. Blusen und Röcke, zuzüglich 100 Mk. für Porto und Verpackung.

Küchengeheimnisse

Grüne Schotenschalen zu verwerten. Zur Zeit der jungen Schoten dürfte den sparsamen Hausfrauen ein Wink zur Verwertung der meist achtlos weggeworfenen Schalen zustatten kommen, denn die grünen Schalen enthalten noch wertvolle Nährsalze. So kann man zum Beispiel eine vortrefflich schmeckende Suppe daraus bereiten, wenn man den Schotenschalen das innere feine und sehr zähe Häutchen abzieht und die äußeren Schalen fein gewiegt mit Suppenwurzeln und einem Brühwürfel kocht. Die Suppe wird mit einer lichten Mehlschwitze oder auch nur mit in Wasser klar gequirltem Mehl oder einer roh daran geriebenen Kartoffel gebunden und mit gewiegter Petersilie aufgetragen. — Noch bessere Dienste leistet ein Extrakt aus Schotenschalen, der jederzeit zur Verbesserung von Suppen, Soßen und Gemüsen angewendet werden kann. Hierzu hackt man die von den Innenhäutchen befreiten Schalen grob und gießt auf 5 l Schalen $1^1/_2$ l kaltes Wasser, dem man einen halben Löffel voll doppeltkohlensaures Natron zusetzt. Das Ganze bringt man langsam und unzugedeckt zum Kochen, läßt es eine halbe Stunde lang scharf kochen und danach noch eine Stunde lang zugedeckt auf der Seite des Herdes. Den schon etwa zur Hälfte eingekochten Saft seiht man durch, gibt 20 g Zucker und einen Teelöffel voll Salz hinzu und kocht ihn nochmals um etwa die Hälfte ein, worauf er in kleine Flaschen gefüllt, verkorkt und sterilisiert wird. Nach dem Erkalten versiegelt man die Korken. Dieser Extrakt hält sich lange Zeit, und es genügen davon einige Tropfen, um die oben erwähnten Speisen angenehm zu würzen. Es sei noch erwähnt, daß die Schotenschalen stets in möglichst frischem Zustande verwertet werden müssen.

Ein Küchenaberglauben ist es, daß Fruchtsülzen (Gelees) einer sehr langen Kochzeit bedürften, um haltbar und steif zu werden. Es geht auch anders, und man versuche es einmal auf folgende einfache Weise, die das lange Stehen am Herde und unnütze Verschwendung von Heizkraft vermeidet. 1 kg Johannisbeersaft wird mit 750 g Einlegezucker in einem Kessel auf scharfes Feuer oder die offene Gasflamme gestellt und aufgekocht. Nun wird der sich entwickelnde Schaum sorgfältig abgeschöpft und die Sülze nur noch 15 Minuten lang bei schwächerem Feuer oder kleiner Flamme gekocht, dann sofort in erwärmte Gläser gefüllt und diese mit Pergamentpapier verbunden. Diese Johannisbeersülze ist so fest, daß sie sich stürzen und zur Verzierung von Torten, Kompotten usw. schneiden läßt. Auch ihre Haltbarkeit läßt nichts zu wünschen übrig, und ihre Farbe ist bedeutend heller und klarer als bei länger gekochter Sülze.

Backöle. Eine Reise nach Italien konnte man sich früher für den gleichen Markbetrag leisten, den heute ein paar Zitronen kosten. Seufzend betrachtet die Hausfrau die wenigen Pfund Mehl und den Zucker, die sie für den Geburtstagskuchen zusammengespart hat. Wenn es ein richtiger „Friedenskuchen" werden soll, dann fehlt noch manches andere. Zerstreut blättert sie in Großmutters Kochbuch. „Man zerreibe die Schalen von drei Zitronen, man wiege 2 Lot Mandeln ganz fein." — Die Hausfrau lächelt mit schmerzlicher Resignation. Offenbar hat sie keine Ahnung davon, daß die deutsche Nahrungsmittel-Industrie für all die ausländischen Würzfrüchte seit Jahren vollwertigen Ersatz geschaffen hat. Hat sie noch nie das Wort „Backöle" gehört oder gelesen? Aber ja doch, von solchem Ersatzzeuge hat man vom Kriege her genug. Daß zwischen diesen Kriegsfabrikaten und echten „Backölen" ein Unterschied besteht, wie zwischen einem 20-Mark-Schein und einem Goldstück, das wissen viele Frauen noch immer nicht. Ein wahrer Wust von Unklarheiten und Vorurteilen hält sie davon ab, einen Versuch mit Backöl zu machen. Und doch enthalten diese Backöle in konzentriertester Form die Seelen der Früchte, d. h. die gleichen Würzstoffe, die den bitteren Mandeln, Zitronen usw. ihren charakteristischen Geschmack verleihen. Die mit Backöl gewürzten Kuchen sind daher von den unter direkter Verwendung der betreffenden Früchte hergestellten nicht zu unterscheiden, auch nicht mit der verwöhntesten Zunge. Aber am Geldbeutel merkt man den Unterschied um so mehr und an der Arbeit auch. Ein kleines Fläschchen Backöl enthält den Würzwert von mehreren Früchten, und das mühsame Reiben, Schälen, Zerkleinern usw. fällt auch weg. Für die Gesundheit sind Backöle gänzlich unschädlich, was man z. B. von den schwerverdaulichen, blausäurehaltigen bitteren Mandeln nicht behaupten kann. All diese Vorzüge der Backöle sind natürlich nicht unbeachtet geblieben. Bäcker und Konditoren sind längst zur ausschließlichen Verwendung von Backölen übergegangen, aber auch Tausende von aufgeklärten Hausfrauen wissen sie zu schätzen, und in zahlreichen Kochschulen sind sie eingeführt. Welche Hausfrau wollte, müßte jetzt nicht sparen? Hier ist eine seltene Gelegenheit zu Ersparnissen ohne Entbehrung.

Schach

Redigiert von J. Mieses

Die nachstehende Partie wurde im internationalen Turnier zu Karlsbad gespielt:

Abgelehntes Damengambit.

Aljechin Weiß	Treybal Schwarz		Aljechin Weiß	Treybal Schwarz
1. d2–d4	d7–d5		3. Sg1–f3	c7–c6
2. c2–c4	e7–e6		4. e2–e3	f7–f5

Hiermit lenkt Schwarz in die „Stonewall"-Variante der holländischen Eröffnung ein, die für Schwarz wohl spielbar ist.

5. Sb1–c3	Sg8–f6		7. f2–f4	Sd7×e5
6. Sf3–e5	Sb8–d7		8. f4×e5	Sf6–e4

9. Sc3×e4 f5×e4

Die beiderseitigen Stellungen sind nun identisch, mit dem Unterschiede, daß der weiße c-Bauer zwei Schritte, der schwarze aber nur einen Schritt gezogen hat.

10. Lc1–d2 ...

Besser wäre 10. Dg4.

10. ... Dd8–g5! | 11. Dd1–e2 Lf8–e7

12. 0–0–0 Th8–f8

Der Zweck dieses Zuges ist uns nicht recht ersichtlich. Sofortiges Ld7 nebst langer Rochade, wie ja auch nachher geschieht, erscheint am plausibelsten.

13. g2–g4 ...

Mit diesem Zuge, dem wohl die Absicht zugrunde lag, h2–h4 folgen zu lassen, schwächt Weiß seinen Königsflügel.

13. ... Lc8–d7 | 14. Kc1–b1 ...

Aljechin hat inzwischen erkannt, daß h2–h4 ein Stoß in die Luft wäre, und ändert daher seinen Plan.

14. ... 0–0–0 | 15. Lf1–g2 h7–h5!

Schwarz nagelt die Schwäche im gegnerischen Spiel sogleich fest.

16. h2–h3 ...

Auf 16. gh würde 16. ..., Le8 zum Vorteil von Schwarz folgen. (Fortsetzung des „Schach" übernächste Seite.)



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Noch mal „Spiegelei“.

Ich erzählte im vorigen Hefte die Geschichte vom Spiegelei, das in den Kleiderausschnitt rutschte und mit dem Löffel wieder zutage gefördert wurde. Ein freundlicher Leser teilt mir mit, daß er in einem Berliner Weinrestaurant fast die gleiche Geschichte erlebte, nur habe die Dame gerufen: „Nee, nich der Löffel, der is mich zu kalt.“ — Demnach scheint es doch noch immer merkwürdig viele Spiegeleier zu geben!

Logik?

Strömender Regen. Alles hastet und läuft, um so schnell wie möglich ins Trockene zu kommen. Nur mein Freund X. scheint gegen solche kleine Unbehagen, wie Nässe, unempfindlich zu sein. Ich muß das jedenfalls schließen aus seinem Schneckentempo, mit dem er sich von der Stelle bewegt — ganz im Gegensatz zu der ihm sonst eigenen schneidigen Gangart. Als ich ihn eingeholt habe, frage ich ihn, was ihn zu seinem merkwürdigen Verhalten treibt. „Merkwürdig nennst du das? Sieh mal, ich hab' dich bisher eigentlich anders eingeschätzt und geglaubt, daß du bei deinen täglichen Handlungen ein wenig mehr Nachdenken zeigen würdest. Findest du denn das nicht begreiflich, daß man bei dem schnellen Gang viel mehr Regentropfen auffängt als bei gemächlichem Tempo?“ „Nein, eigentlich nicht — aber wenn du so denkst, dann würde ich dir empfehlen, den Versuch noch ein wenig zu erweitern, indem du dich an die nächste Straßenecke stellst und dort das Ende des Regens erwartest!“ Hier hielt ich's geboten, mich schnell von meinem Freunde zu trennen.

Vierzehn Tage darauf ist er bei mir zu Besuch. Wir haben den damaligen Fall nicht weiter behandelt. Ich habe auf meinem elektrischen Kocher ein Kännchen Kakao bereitet. Ich will ihm zum Schluß noch einmal einschenken, merke dabei aber, daß die Tasse den Rest nicht faßt. Desto schneller gieße ich. Die Tasse läuft natürlich über. Mein Freund hat mein Handeln bemerkt und fragt mich nach dem Grunde. „Nun, sehr einfach,“ antworte ich, „wenn ich schneller gieße, geht doch mehr in die Tasse.“ — Er hat das Gleichnis verstanden. W. Wt.

(Plauderer: Fortsetzung übernächste Seite.)





Schach (Fortsetzung).

16. ...	h5×g4		18. Th1×h8	Td8×h8
17. h3×g4	Tf8-h8		19. Ld2-e1	...

Weiß will zunächst Th4 verhindern und dann die feindliche Rochadenstellung angreifen. Darin liegt eine Überschätzung der eigenen Stellung. Er sollte Th1 spielen und zufrieden sein, wenn dann ein Remisendspiel entsteht.

19. ...	Kc8–b8		21. Td1–c1	Dg5–g6!
20. Le1-g3	Kb8-a8		22. c4–c5	Dg6–e8!

Diese Damenzüge sind fein ausgedacht.

23. b2-b4 b7–b5! | 24. c5×b6 De8–b8!
25. De2–a6 ...

Nach 25. ba?, Db4:+ 26. Db2, Da4 würde Weiß schlecht stehen.

25. ... Db8×b6 | 26. Da6×b6 a7×b6
27. a2–a3 Ka8-b7

Schwarz hat zielbewußt auf diese Endspielstellung gespielt. Die Schwächen der weißen Position treten nun bald zutage.

28. Kb1-b2 Le7-g5! | 29. Tc1–e1 ...

Auf 29. Lf2? wäre 29. ..., Th2 für Weiß unangenehm.

29. .... c6–c5!

Wiederum sehr gut gespielt.

30. b4×c5	b6×c5		32. Kb2–c3	Kb7–c6
31. d4×c5	Ld7–b5		33. Lg3-f4	...

Es drohte 33 ...., Kc5: nebst 34. Le3: und d5–d4+. Eine andere Drohung ist Lb5–c4 nebst Tb8.

33. ... Lg5×f4 | 34. e3×f4 Kc6×c5
35. Lg2×e4 ...

Weiß opfert den Läufer für die zwei Bauern, die sonst unaufhaltsam vorzurücken drohen.

35. ... Th8–h3+ | 36. Kc3–d2 d5×e4
37. Te1×e4 Th3–f3

Droht Lc6 nebst Tf4:.

38. f4–f5	e6×f5		41. e6–e7	Tf5–e5
39. g4×f5	Tf3×f5		42. Te4–g4	g7–g5
40. e5–e6	Kc5–d6		43. a3-a4	Lb5–d7

44. Tg4–b4 Kd6×e7

Weiß gibt auf. — Eine von dem tschechischen Meister sehr stark gespielte Partie.



(Fortsetzung)

Der Heiligenschein.

Der Papa sitzt mit der fünfjährigen kleinen Mausi in der Sofaecke und die Kleine betrachtet angelegentlich ein Krippenbild. „Du, Väterchen, was hat denn das Christuskindchen da für einen hellen Schein um den Kopf?" — „Einen Heiligenschein, mein Kind!" — Klein-Mausi, wißbegierig: „Was ist das — ein Heiligenschein?" — Der Papa, etwas in die Enge getrieben durch diese schwer zu beantwortende Frage: „Ein Heiligenschein — hm — siehst du, das ist ein heller Schein, den alle die Menschen um den Kopf tragen, die niemals schlecht und unartig gewesen sind!" — Klein-Mausi, eindringlich: „Aber, Väterchen, warum hast du dann keinen Heiligenschein?" Eli.

Wahres Geschichtchen.

Der alte Herr Müller, Besitzer einer Kolonialwarenhandlung, lebt längst sein friedliches Altersleben und überläßt alles Geschäftliche Frau und Sohn. Nur ganz selten packt's ihn noch mal: dann kriecht er überall herum, macht Bestellungen, gibt Befehle, wettert ein bißchen, bringt Unordnung hinein und verschwindet befriedigt wieder. Da hat er neulich nach solch tätiger Durchwanderung seines Hauses bei einer Firma eine Menge Kakao bestellt; Frau Müller findet ihn dabei, wie der Brief eben fertig ist. „Was willst du denn," jammert sie, „wir haben ja noch Kakao in Hülle und Fülle, du hast ihn übersehen." Nun machte der Alte folgende Nachschrift unter seine Bestellung: „Schicken Sie den Kakao nicht, wir haben noch welchen" — adressiert, frankiert und trägt den Brief richtig in den Kasten. A.-M.

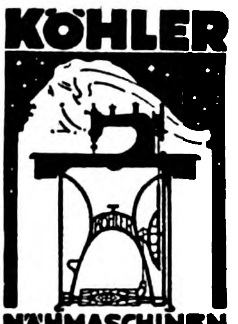
Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einem Finken.
Ich sähe für mein Leben gern
Noch mal ein Goldstück blinken.
B.

Wir bitten die geehrten
Inserenten sich stets auf



Rosa centifolia
Der Duft der dunkelroten Rose in wunderbarster Natürlichkeit
J. F. SCHWARZLOSE-SÖHNE
BERLIN



KÖHLER



Garantol-
Eier-Konservierungsmittel
Pudding-Pulver
Vanillin-Zucker
Likör- u. Punsch-Extrakt
in fester Form.
Überall zu haben.
GARANTOL G.M.B.H.
HEIDENAU-NORD b. DRESDEN



DKW
das kleine Wunder
läuft bergauf, wie berghinunter



DKW
das kleine Wunder
läuft bergauf, wie berghinunter

Witzecke

Geistreich. „Ich bin an der Waterkant geboren.“

„Das interessiert mich! Wie war der erste Eindruck, den das Meer auf Sie machte?“

Die Bequemlichkeiten. Wohnungsuchender: „Hinter dem Hause liegt der Friedhof, nicht wahr?“

Vermieterin (wichtig): „Jawohl! Alle Bequemlichkeiten!“

Nach Feierabend. Dorfbader (Samstag abends): „Das war ein blutiger Tag!“

Der phlegmatische Angler. „In diesem Teich werden Sie vergeblich angeln; hier gibt's keine Fische!“

„Um so besser; da ist die Sache nicht so aufregend!“

Schwindelnde Höhe. „Wie himmellang Sie werden, Herr Baumer!“

„Ja, ja! Ich wage schon gar nicht mehr an mir herabzusehen, da kriege ich jedesmal einen Schwindelanfall!“

Der Don Juan. „In den paar Minuten, während ich abstürzte, zog mein ganzes vergangenes Leben an mir vorüber — (in die Erinnerung versunken) eine Galerie schöner Frauen!“

Ein Erzpantoffelheld. Sie: „Ich denke, du bist längst im Gesangverein, warum kommst du noch einmal zurück?“

Er: „Ich hatte irrtümlicherweise den Hausschlüssel eingesteckt!“

Beachtenswerte Mitteilungen

Ein Wort im Vertrauen! Meine Damen, Sie machen sich oft das Leben unnütz schwer. Sie sollten vor einer einmaligen Ausgabe für eine richtige Nähmaschine nicht zurückschrecken, denn wählen Sie gut, so können Sie die Nähmaschine Ihr ganzes Leben lang benutzen. Die „Köhler“-Nähmaschine übertrifft bei weitem alle ausländischen Fabrikate und vereinigt in sich alle Vorteile, die uns die letzten technischen Errungenschaften auf diesem Gebiete gebracht haben. Diese Maschine näht alles, stickt, stopft und flickt tadellos auch unter ungeübter Hand. Leichtlaufend, schnellnähend, unverwüstlich und preiswert sind die unbestrittenen Vorzüge der „Köhler“-Nähmaschinen, die zu Millionen über den ganzen Erdball verbreitet sind. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 102 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler A.-G., Altenburg (Thüringen).



Feurio?

Warum wäscht die Hausfrau mit Feurio?

Wäsche ist heute unersetzbar. Das Beste ist für sie gerade gut genug. Feurio Haushaltseife mit 80% Fett ist die beste Haushaltseife der Gegenwart, schont Wäsche und Haut und ist sparsam im Gebrauch.

Vereinigte Seifenfabriken Stuttgart
Aktien-Gesellschaft

7



Umlernen muß heute die ganze Welt. Viele müssen den ihnen liebgewordenen Beruf aufgeben und stehen damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin** (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter), ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des Einzelnen durch persönl. Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufm., Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einjährig-Freiwillige (Reichsverbandsexamen), Abiturientenexamen, Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Zweite Lehrerprüfung, Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand., Konservatorium. Ausführlicher Prospekt über bestand. Examina usw. kostenlos. **Rustin'sches Lehrinstitut, Potsdam, Postfach 25.**

Schaumpon
mit dem schwarzen Kopf
DAS BESTE ZUR KOPFWÄSCHE

Briefmarken!
Vorzugspreisliste.
Paul Kohl A.-G., Chemnitz 330.

Verlangen Sie bei Bücherbestellungen den neuesten Verlagskatalog von Reclams Universal-Bibliothek.



BILDER
in gr. Auswahl
Man verl. Probesendg.
Schließfach 119, Hamburg 36

Berlins neuester Schlager!

Mein Liebling ist bis dato
noch immer Expressato,
er ist so leicht und elegant
und hält doch jedem Angriff stand,
so sparsam ach und doch so schick
„Mein ganzes Glück“.

der beliebte Patent-Spar-Gaskocher
die letzte Neuheit in allen einschlägigen Geschäften.

Alleinige Fabrikanten:
Aktiengesellschaft vorm. I. C. Spinn & Sohn, Berlin S 42.



In Dr. Unblutigs Sprechstunde

2.

(Aufheben!) *(Fortsetzung folgt.)*

So, Herr Ober, gestern haben Sie mir Hühnersuppe mit Fettaugen serviert und heute bringen Sie mir Hühneraugen mit ohne Suppe. Na, lassen Sie mal sehen. Hühneraugen sind ja bei Kellnern eine Berufskrankheit, wie bei Poincaré die Ruhr. Sie haben da zwei wunderschöne Naturdenkmäler, eine schöne Hornhaut auf der Fußsohle und ein Hühnerauge an der großen Zehe. Aber regen Sie sich nicht so hinauf, mein Lieber, diese Dinger beseitigt man nicht mit dem Messer. Da wird auch nicht gesägt oder geätzt, sondern ich, Dr. Unblutig, entferne auch die knorrigsten Hühneraugen und die älteste Hornhaut nach dem wissenschaftlichen Prinzip: „Hühneraugen klein und groß, wirst durch Kukirol du los.“ Gehen Sie jetzt gleich in die nächste größere Apotheke oder bessere Drogerie, kaufen Sie sich eine Schachtel Kukirol und wenden Sie es laut Gebrauchsanweisung an. Sie werden sehr bald Linderung verspüren, im Gegensatz zu anderen Mitteln, welche die Schmerzen noch größer machen. In 2–3 Tagen werden Sie sich schon ohne Hühneraugen behelfen müssen. — Gerade Ihnen und Ihren Kollegen möchte ich aber außerdem noch die regelmäßige Benutzung des Kukirol-Fußbades empfehlen. Das viele Gehen mit weichen Schuhen auf hartem Boden verursacht natürlich heftiges Brennen an den Füßen, mitunter auch Wundlaufen und allerlei andere Fußleiden. Das Kukirol-Fußbad hält die Füße trocken, kräftigt Muskeln und Sehnen und ist eine wahre Wohltat für Jeden, der viel geht und steht. — Die lehrreiche Broschüre „Die richtige Fußpflege“ erhalten Sie auf Verlangen gratis und portofrei durch die

Kukirol-Fabrik Groß-Salze 213 b. Magdeburg

Lassen Sie sich niemals etwas anderes als „auch sehr gut“ aufreden. Die ungangbaren Waren müssen zwar auch verkauft werden, doch nicht gerade an Sie. Es gibt nichts Besseres wie Kuk

Cirine DRP 132216

flüssiges Bohnerwachs

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken: Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 28
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg
Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre:
„Wie behandle ich mein Linoleum und Parkett sachgemäß?“

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum“ ...

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für ... Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch... Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene ... Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin, ... Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, ...



Haus- und Arbeitskleidung

W 3629 K 3630 K 3646 GW 3625 GW 3626

Der Hochsommer ist für die Frauenwelt in modischer Hinsicht die ruhigste Zeit des Jahres; alles zur Sommerkleidung Notwendige ist beschafft, und an die Herbst- und Winterkleidung braucht noch nicht gedacht zu werden. Die wirkliche Modedame allerdings gönnt sich auch diese Ruhepause nicht, sie versucht der Zeit vorauszueilen, um vom Neuentstehenden das Neueste zu erhaschen. Trägt alle Welt den Sommerhut, so ist er für die mondäne Frau schon so gut wie erledigt, für sie gibt es z. B. in diesem Jahre auf der Höhe des Sommers schon den weißen oder zartfarbigen Filzhut oder den Stroh- oder Stoffhut mit großem Samtrand, an Stelle der so weitverbreiteten Strickjacke trägt sie eine buntgemusterte Woll- oder Flauschjacke und anstatt des üblichen Jumpers zum Jackenkleid eine weiße oder zartfarbige Bluse mit bunter Woll- oder Seidenweste. Die Hausfrau indessen, deren Interesse nicht lediglich darin gipfelt, Modedame zu sein, benutzt gern die von Modesorgen freie Sommerzeit zur Ergänzung der Hauskleidung, denn für alle im Haushalt oder Beruf tätigen Frauen ist ihre tägliche sogenannte Arbeitskleidung von größter Wichtigkeit. Alles, was zur Arbeit getragen wird, soll nicht nur zweckmäßig, sondern auch hübsch und kleidsam und modern sein. Wie Hauskleider und Schürzen diese Forderungen durchaus erfüllen können, ist an den hier gezeigten Vorlagen zu sehen. Die Schürzen sind so reizvoll in der Machart und so praktisch im Schnitt, daß sie den Beifall der verwöhntesten Hausfrau finden müssen. Besonders elegant für Schürzen ist die Zusammensetzung von glattem mit gemustertem Satin in schönen modernen Mustern.



W 3629. Schürze aus 50 cm einfarbigem und 1 m gemustertem Satin mit wechselweise aufgesetzten Blenden, bunte Stoffrosette. Beyer-Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite, Preis 1500 Mark. — K 3630. Dirndlkleid aus 1,50 m blauem Köper, 80 cm breit, und 2 m blau-weiß handgedrucktem Streifenstoff, 100 cm breit. In den Leibchennähten bunter Vorstoß. Tollfaltenschoß 10/160 cm groß, Rock 95/200 cm groß. Beyer-Schnitte für 44, 48 und 52 cm Oberweite, Preis 2000 Mark. — K 3646. Hauskleid aus etwa 3,10 m von 110 cm breitem Stoff in Kittelform gearbeitet mit Zackenbesatz aus weißem Band. Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite, Preis 2000 Mark. — GW 3625. Große Kleidschürze, erforderlich etwa 2,75 m blauer Köper und 1 m bunter Kattun, der den 25 cm breiten Ansatzstreifen und die Zackenbesätze ergibt. Beyer-Schnitte für 46 und 52 cm Oberw., Preis 2000 Mark. — GW 3626. Hausschürze aus 1,25 m von 80 cm breitem Karostoff. Um den Halsrand legt sich ein Kragen, der vorn untergeknöpft wird. Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite, Preis 1500 Mark. — W 1832. Latzschürze aus etwa 1,80 m von 100 cm breitem gemusterten Batist gearbeitet mit einer gepreßten Falbel berandet. Beyer-Schnitte für 42 und 48 cm Oberweite, Preis 1500 Mark. — K 3644. Hauskleid aus zweierlei Stoff. Das Leibchen ist aus etwa 1 m weißem Stoff von 80 cm Breite gearbeitet und der Rock aus 2 m blau-weiß kariertem Stoff 110 cm breit. Alle bunten Teile sind dem weißen Teil blau bogig auflangettiert. Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite, Preis 2000 Mark. — K 3645. Hauskleid aus etwa 1,40 m gestreiftem und 2 m einfarbigem Stoff, je 140 cm breit.



gearbeitet. Rock aus 2 Bahnen von 84 cm oberer und 100 cm unterer Breite, in Falten gelegt. Beyer-Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite. Preis 2000 Mark. — W 1842. Praktische Latzschürze aus etwa 2 m einfarbigem und 40 cm buntem Satin gearbeitet, je 80 cm breit. Beyer-Schnitt für 46 cm Oberweite, Preis 1500 Mark. — W 04145. Einfache Morgenjacke aus etwa 2 m buntem Wollmusselin zu arbeiten. Beyer-Schnitt für 46 cm Oberweite, Preis 1500 Mark. — H 2602. Feiner Morgenrock mit Schalkragen und Latz aus einfarbigem Musselin. Erforderlich etwa 5,25 m bunter und 75 cm gelber Musselin, 70 cm breit. Beyer-Schnitte für 44 und 48 cm Oberweite, Preis 2000 Mark. — H 3242. Einfacher Morgenrock aus etwa 5 m von 72 cm breitem Kattun oder Barchent zu arbeiten und mit hellem Vorstoß zu versehen. Schnitte für 44, 48 u. 52 cm Oberw., Preis 2000 Mk. — GW 3243. Große Hausschürze mit vorderem Knopfschluß, erfordert etwa 3,50 m Streifenstoff, 80 cm breit. Schnitte für 44, 48 und 52 cm Oberweite, Preis 2000 Mark. — W 3244 und W 3248. Zwei Unterröcke aus Wolltrikot. Schnitte erhältlich für 100, 106 und 110 cm Hüftweite, Preis 1500 Mark.

○ ○ ○

Die Beyer-Schnitte sind erhältlich durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24 zu den angegebenen unverbindlichen Preisen, zuzüglich 150 Mark für Porto und Verpackung.

V 46174 · KK 46209 · KK 3262 · KW 46215 · KW 46214 · KW 3263

V 46174. Miederrock für kleine Mädchen über weiße Blusen zu tragen, als Ausputz dunkle Blenden und auflangettierte Stoffschmetterlinge; erforderlich für 5 Jahre etwa 1 m heller und 10 cm dunkler Stoff, je 80 cm breit. Schnitte für 3, 5 und 7 Jahre, Preis 500 Mark. Abplättmuster Nr. 10 980/1 für 4 Stück 225 Mark. — KK 46209. Spielanzug mit roten Blenden und blauen Zierstichen; erforderlich für das Alter von 3 Jahren etwa 1,50 m Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 3 und 5 Jahre. — KK 3262. Kittelanzug aus Nessel mit rotem Blendenbesatz, Höschen an Kittelleibchen. Erforderlich für das Alter von 2 Jahren etwa 1,50 m Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 4, 6 und 8 Jahre, Preis 1500 Mark. — KW 46215. Spielanzug aus hellbraunem Leinen mit blauem Blendenbesatz, die Höschen sind an das Leibchen zu knöpfen, erforderlich für 6 Jahre etwa 2,40 m Stoff 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 4, 6 und 8 Jahre. Preis 500 Mark. — KW 46214. Spielanzug aus blau-weißem karierten und blauem Frottee, erforderlich für 3 Jahre etwa 50 cm und 1 m Stoff, je 100 cm breit. Unter dem Kittel ein Springhöschen, das an das Leibchen geknöpft oder mit Zugsaum versehen wird. Schnitte für 3, 5 und 7 Jahre, Preis 500 Mark. — KW 3263. Latzschürze für größere Mädchen, erforderlich für 9 Jahre etwa 1 m Kattun, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 9, 11 und 13 Jahre. Preis 500 Mark.

Rätsel und Spiele

Verwandlungsrätsel.

Bingen / *....* / *.*... / *..*.. / ..**.. / **... / Neapel. — Neapel / ..**.. / **.... / *..*.. / ....** / Moskau.

Mit Hilfe von fünf Zwischenstufen ist Bingen in Neapel und durch vier Zwischenstufen Neapel in Moskau zu verwandeln, wobei jedes Wort aus dem vorhergehenden durch Veränderung zweier Buchstaben entsteht. Umstellen der Buchstaben ist nicht erlaubt, und nur Hauptwörter dürfen verwendet werden. Die Sterne geben die Stelle an, wo die Buchstaben geändert werden.

Silbenrätsel.

1, 2 kann man im Haushalt kaum entbehren,
Man tut aus ihm ja manches Naß entleeren.
3, 4 uns manches Kunstwerk spendet,
Doch auch das Rohr, das Tod, Verderben sendet.
Das Ganze zeichnet uns den Mann,
Der über alles klug nur reden kann.

Scherzrätsel.

Ich mit Kopf, mit Kopf auch er;
Uns zu raten, ist nicht schwer.
Sind wir beide eng vereint,
So ist ein Poet gemeint.

Palindrom.

Vorwärts gelesen reizt es kühner Jäger Sinn,
Wenn's durch das Dickicht wild und flüchtig eilt dahin.
Liest rückwärts du mein Wort, gibt's wunderkräft'gen Saft,
Der dir das Herz erfreut und frischen Mut dir schafft.
R. G.

Auflösungen aus Heft 36/37

Silbenrätsel: Stammbuch.

Theaterzettelrätsel: Tannhäuser, Elisabeth.

Sprichworträtsel: Meiningen, Hohenfriedeberg, Bern, Hameln, Christianstadt, Besigheim, Wasserburg, Alster, Weinheim, Hohenstein, Landeshut, Hausach. — Ein hoher Name ist besser als ein hohes Haus.

Rätsel: Grasmücke.



Leitung: Horst Schöttler

Die Tasse.

Mittagspause; ich will schnell in die kleine Gastwirtschaft eilen, um Spinat mit Kartoffeln oder Kartoffeln mit Möhren zu essen. Da begegnet mir ein Kind, ein kleines Mädchen. Wortlos schluchzend, den Kopf tief zur Erde gebeugt, geht es über die Straße.

Man kann Kinder nicht weinen sehen. Aber es ist sehr schwer, ein schluchzendes Kind zum Sprechen zu bringen.

Da entdecke ich an dem rosigen kleinen Finger der rechten Hand einen abgebrochenen Tassenhenkel und ahne die Katastrophe. Nun, den Schaden können wir ja heilen! Eine neue Tasse ist leicht zu beschaffen. Ob ich mein Geld in Kartoffeln mit Gemüse oder in einem glücklichen Kinderherzen anlege, bleibt sich gleich.

Meine Frau merkt jedoch am Abend an meinem Wolfshunger, daß sich's doch nicht ganz gleich bleibt. Da beichte ich.

„Du hast leider eins vergessen,“ sagt meine kluge Frau: „das Kind sollte doch wahrscheinlich in der Tasse etwas holen; Sirup oder Marmelade. War das Unglück nun vorher oder nachher geschehen? Danach hättest du dich erkundigen sollen! Auf die Kleinigkeit mehr kam es dann auch nicht an. — Daß ihr Männer doch immer alles bloß halb tun könnt!“

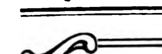
Nanu?

Ich las folgendes: „Hütet euch vor dem einen! Nächtlicherweile streift er nach Opfern, doch scheut er auch nicht das Licht des Tages. Mit ungezähmter Wildheit überfällt er die Menschen, verfolgt er alle bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel. Jede Kreatur ist ihm verfallen. Er hat Städte entvölkert, Generationen zerfleischt. Wir kennen ihn alle, den erbarmungslosen Würger, den blutigen Tyrannen. Sein Name ist: Hasel“

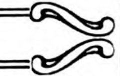
Nanu — Hase? Ich guckte noch einmal hin. Da stand natürlich nicht Hase, sondern: Haß! bl.

(Plauderer: Fortsetzung übernächste Seite.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum“ zu beziehen.



Witzecke



Falsch gehört! Jemand erzählt, daß er in seiner Villa ein besonderes Musikzimmer eingerichtet habe: „Drin natürlich Feurich-Flügel!“

„Na,“ sagt ein anderer, „schneiden Sie doch nicht gar so sehr auf: sie werden dort drin Flügel verfeuern!“

Erfaßt. In der deutschen Stunde fragt der Lehrer: „Was ist ein weises Kind?“ Antwort: „Ein kluges Kind.“ — „Was ist aber ein Waisenkind?“ Antwort: „Ein Kind, das keine Eltern hat.“ — „Was ist denn nun ein weiser Mann?“ fragt der Lehrer schließlich das Dummchen der Klasse. Zuerst tiefes Schweigen, dann sagt der Kleine: „Ein Mann, der keine Frau hat!“

Beim Begräbnis. „Der Verstorbene soll ein Schuldenmacher gewesen sein?“

„Ja, der hat sich so von der Wiege bis zum Grabe durchgepumpt!“

Kunstkritik. „Das Stilleben ist kolossal naturgetreu — besonders der Rollmops auf der Frühstücksplatte — als ob er lebte!“

Im Eifer. Gastgeber: „Kaum sind Sie fünf Minuten hier, da gehen Sie schon wieder — bleiben Sie doch etwas länger und kommen Sie dafür lieber nicht so häufig!“

Vermutung. „Warum rennst du bloß immer so?“

„Weeß nicht! Meine Gummisohlen müssen wohl aus 'nem Schlauch von 'ner Rennmaschine hergestellt sein!“



(Fortsetzung)

Abschied.

Sie wanderten die Kastanien-allee entlang zum Bahnhofe. Er versuchte sie zu trösten. „Du wirst nicht allein sein; Männer gibt's ja hier fast mehr als Steine!"

„Ich bin jetzt m t dir eine lange Strecke Wegs gegangen, und doch habe ich nur einen einzigen Meilenstein ent-decken können," sagte sie sehr lieb.

Splitter.

Das Sterben ist leicht, sobald es auf der Erde ein geliebtes Wesen gibt, von dem getrennt man leben muß.

Cato-Kohl.

Von dem guten alten Cato sollte eigentlich etwas mehr bekannt sein als allein seine Hartnäckigkeit, daß Karthago zerstört werden müsse. Er war auch ein Verfechter der Lehre, daß wir möglichst viel grobe Pflanzenteile zur gesunden Er-nährung brauchen. So schreibt er in seinem Werke über die Landwirtschaft: „Kohl über-trifft alle Gemüse. Man esse ihn gekocht oder roh. Wenn man ihn roh ißt, tauche man ihn in Essig."

Der Deutsche nennt das jetzt „Krautsalat" — aller-dings ohne meist zu ahnen, wie gesund dieser Cato-Kohl ist. Dr. K.

Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht,
Und nicht vom Papagei.
Wär's nicht so teuer, äß' ich gern
Mal wieder Spiegelei. B.



Indanthren

Indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Leinen usw. sind unübertroffen

waschecht
lichtecht
tragecht
wetterecht





Verlangen Sie bei Bücherbestellungen den neuesten Verlagskatalog von Reclams Universal-Bibliothek.

EXLIBRIS Entwurf u. Ausführung in jeder Technik **H.M.Peter, Leipzig** Riebeckstraße 15



Erweisen Sie regelmäßig Ihrem Haar die Wohltat einer Waschung mit *Dr. Dralle's* Birkenwasser. Tun Sie es im Interesse Ihres Wohlbe-

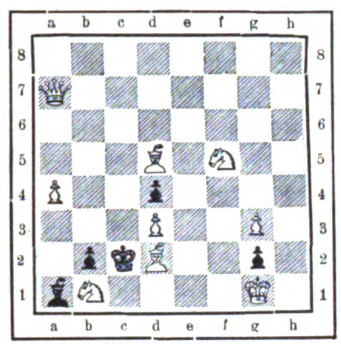
Schach

Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum“.

Aufgabe Nr. 99.

Von K. A. L. Kubbel in Petersburg.



Matt in drei Zügen.

Der russische Problemmeister Kubbel ist einer der fruchtbarsten und formvollendetsten Komponisten der Gegenwart.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den Frauen[illegible] Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Heraus[illegible] Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) [illegible] Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, [illegible] Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, [illegible]



Für unsere Frauen



Resterverwertung im Haushalt

Die Verwertung von Speiseresten ist nicht die starke Seite jeder Hausfrau, sie läßt zwar „nichts umkommen", aber sie versteht es nicht so recht, die übriggebliebenen Speisen in schmackhafte neue umzuwandeln. Andererseits ist es geradezu erstaunlich, welche köstlichen Gerichte manche Hausfrau aus den geringfügigsten Fleisch-, Gemüse-, Obst- und sonstigen Resten zu machen weiß. Manche Leserin wird hier vielleicht unter Hinweis auf jene junge Frau, die, um drei Mandeln zu verwerten, einen Mandelkuchen backte, fragen, „sind diese Restergerichte denn aber auch wirklich billig und praktisch? Erfordern sie nicht unverhältnismäßig viel Zutaten?" Ja, das sind Fragen, die sich im allgemeinen unmöglich beantworten lassen, die nur von Fall zu Fall entschieden werden können. Wenn man ein winziges Stückchen Suppenfleisch hat und man kauft 1 kg Fleisch, einige Eier und Butter dazu, um einen Hackebraten herzustellen, so ist das natürlich unsinnig, aber wenn man verschiedene kleine Rester besitzt und bereitet aus ihnen einen reichlichen Gang für eine größere Familie, an dem diese sich, wenn es außerdem noch Suppe gibt, beim Mittagsmahl völlig sättigen kann, so erscheint das höchst empfehlenswert und zweckdienlich. In nachstehendem ein Beispiel dieser Art: Gesetzt den Fall, die Hausfrau hat eine gehäufte Untertasse voll Gemüse — gleichviel ob Bohnen, Möhren, Kraut usw. —, 3—4 Kartoffeln und eine geringe Menge Suppenfleisch zur Verfügung, so schneidet sie vorerst alles zusammen klein. Sie zerschlägt darauf ein Ei, quirlt das Gelbe mit 2—3 Löffeln voll Weizenmehl, Gewürz und Wasser — wenn sie einen Rest saure Milch übrig hat, so ist das natürlich noch besser als Wasser — sowie dem erwähnten Gemengsel zusammen und tut zum Schluß den Eierschnee dazu. Alsdann streicht sie eine Mehlspeiseform mit etwas Butter aus, bestreut sie mit Reibbrot und schüttet den Teig hinein, der oben mit Butterflocken belegt und im Bratofen gebacken wird. Fünf Minuten, bevor die Speise herausgezogen wird, kann man Parmesankäse oder in Ermangelung desselben jeden beliebigen anderen Käserest noch darüberreiben und leicht bräunen lassen. Diese Pastete, oder wie man das Gericht sonst nennen will, schmeckt ausgezeichnet. Es läßt sich nun mit Rücksicht auf die Vorräte, die man hat, in mannigfachster Weise verändern. Enthält es mehr Fleisch und Gemüse, so kocht man Salzkartoffeln dazu, wiegen die Kartoffeln darin aber vor und mangelt das Fleisch, so vervollständigt man den Gang durch Beigabe von Hering oder dergleichen. Sind die Reste gar zu unbedeutend, so daß es nicht lohnt, deswegen im Bratofen Feuer zu machen, so kann man sie immerhin noch wiegen und unter Plinsenteig mischen, aus dem man in wenigen Minuten entweder ein dickes Omelett oder einige ganz dünne Plinsen bäckt. Zusammengerollt, mit Hartkäse bestreut und durch grünen Salat und Salzkartoffeln vervollständigt, ergeben sie ein gutes Abendbrot. Sollen sie beim Mittagessen als Hauptgericht gereicht werden, so verfährt man folgendermaßen: Auf einen großen flachen Teller wird eine umgedrehte Untertasse gelegt, über welche man die Plinsen schichtet. Sie gleichen dann einem richtigen gewölbten Pudding, zu dem man je nach den verwendeten Zutaten eine Kapern-, Tomaten- oder Heringssoße gibt. Dieser Gang erweist sich als sehr empfehlenswert, wenn es sich bei unerwartetem Besuch darum handelt, einen Gang einzuschieben. Weiterhin eignen sich Fleisch-, Fisch- und Pilzreste — Gemüse weniger — zur Bereitung von feinen Ragouts. Fleisch und Fische werden in saubere Würfel geschnitten und mit Butter durchgeschwitzt. Dann gießt man etwas Wasser oder Milch an, legiert das Gemenge mit sehr wenig in Butter gar gemachtem Mehl und würzt es mit Fleischwürze. Es kann als Füllsel für Plinsen verwendet, wie auch in Muscheln gebacken werden. Wiegt man Fleisch und Fische, so mischt man sie unter etwas aufgeweichtes Reibbrot und rührt ein Ei darunter. Man streicht den Brei recht dick auf die weiche Seite auseinander geschnittener Zwiebäcke, pinselt geschmolzene Butter darüber und legt die Zwiebäcke — natürlich mit der bestrichenen Seite nach oben — auf ein gewöhnliches Backblech, das man bei schwacher Hitze in den Ofen schiebt. In wenigen Minuten haben sie eine schöne braune Kruste und können heiß angerichtet werden.

Überhaupt erweist es sich in zahllosen Fällen als zweckmäßig, Speisereste zu backen. Manches, was beim einfachen Wärmen fade schmeckt, läßt sich bezüglich des Aromas wiederherstellen, wenn man es bäckt. So sollte man Kartoffel-, Erbs-, Bohnen-, Reis- oder Mehlbrei niemals ohne weiteres aufwärmen. Genügt die Menge dazu, so streicht man eine Form oder Schüssel mit Butter aus, tut den Brei hinein, legt Butterflocken darüber und bäckt ihn. Andernfalls kann man etwas Reibbrot mit Ei dazu rühren, aus der Masse Kugeln formen und diese in steigendem Fett backen oder in heißem Salzwasser kochen. In letzterem Fall gibt man eine pikante Soße dazu. Schließlich läßt sich auch jeder mehlartige Brei ohne alle Zutaten in der gewöhnlichen Plinsenpfanne braten. Man sollte es gar nicht für möglich halten, wie rasch man den dürftigsten Brei in dieser einfachen Weise in ein gutes Gericht umwandeln kann. Sparsame Hausfrauen benutzen auch Erbs-, Kartoffel- und Grützbrei, um ebenso wie aus Reis einen gebackenen Rand für Ragouts daraus herzustellen. Rückstände von durchgerührten Haferflocken werden mit etwas Mehl, Backwürze, Zucker und gegebenenfalls einem Ei vermengt; kleine Häufchen davon werden auf ein Backblech gesetzt und bei mäßiger Hitze gebacken. Man kann die Reste aber auch mit Salz, Pfeffer und Zwiebel würzen und wie Fleischklöße in der Pfanne braten, sie schmecken gut zu Kartoffel- oder grünem Salat.

Alles bereits Gesagte gilt auch für süße Speisen. Selbst der kleinste Rest Kakao ergibt noch, mit etwas Kartoffelmehl oder dergleichen angerührt, ein Schüsselchen voll Pudding, das nur durch etwas gesüßte Milch als Tunke vervollständigt zu werden braucht. Gekochte Backobst-, Apfel- und andere Reste werden gehackt, unter Plinsenteig gemischt und in der Plinsenpfanne gebacken. Dünne Plinsen dieser Art, mit Zucker und Zimt bestreut, schmecken so gut wie die feinsten Omeletts. Alten Kuchen, selbst steinharten Hefenkuchen, weicht man in Milch auf, legt schichtweise etwas Butter dazwischen, gießt Ei mit Zucker und Milch gequirlt darüber und bäckt das Ganze in der Mehlspeiseform im Bratofen, oder man streicht zwischen je zwei Kuchenscheiben Marmelade, schichtet sie in eine Schale und gießt Vanillentunke darüber; hat sich das Ganze durchzogen, ist es ein sehr schmackhafter Pudding. Es wird irgendeine Obstsoße dazu gegeben. Auch Schwarzbrotreste lassen sich in derselben Weise verwerten. Wünscht man im Sommer eine Beigabe zu roher Milch, so ist diese aus jedem Rest gekochten Obstes herzustellen. Man kocht es nochmals mit Wasser auf, schüttet etwas Zucker dazu und rührt es mit Kartoffelmehl an. Es darf nicht zu fest sein, sondern muß eine mehr gallertartige Beschaffenheit haben. In Finnland reicht man solchen Obstbrei sowohl aus getrockneten wie frischen Früchten und Marmelade zu kalter Milch viel häufiger als Obstgrütze. Drei bis vier Pflaumen, die von einer klaren roten Gallerte umgeben sind, genügen z. B. als Einlagen für mehrere Teller Milch. Sie werden puddingartig ausgestülpt, jeder Pudding hat den Inhalt eines Weinglases und dient für einen Teller Milch.

Bezüglich der Suppen aus Resten läßt sich nur sagen, daß kein Rest zu klein ist, um nicht Suppe daraus zu machen. Man kocht dann zuerst etwas Wurzelwerk ab, entfernt es aus dem Wasser und kocht dieses mit den betreffenden Resten und einem oder zwei Brühwürfeln durch. Zum Schluß wird die Suppe gewürzt und mit einer Einbrenne legiert. Einmal macht man die Einbrenne hell, einmal dunkel, einmal pikant, einmal süßlich, dann wählt man dies oder das Gewürz oder man verwendet Einlagen — kurz, mit einiger Phantasie vermag man die Suppe schon abwechslungsreich zu machen. Das erkaltete Wurzelwerk aber läßt sich ebenfalls verwerten. Klein geschnitten, mit einer rasch aus einigen Teelöffeln voll Essig, einem Teelöffel voll Senf, Würze und einer Prise Zucker zusammengerührten Soße übergossen, gibt es einen wundervollen Salat. Wasser, in dem Klöße gekocht worden sind, die etwas abgekocht sind, wird vorsichtig abgegossen, bis der Bodensatz die nötige Suppendicke hat. Mit einem Teelöffel voll Würze und einem kleinen Stich Fett versehen ergibt das Kloßwasser dann eine schmackhafte Suppe, die des Mittags oder abends ihren Teil zur Sättigung beiträgt.

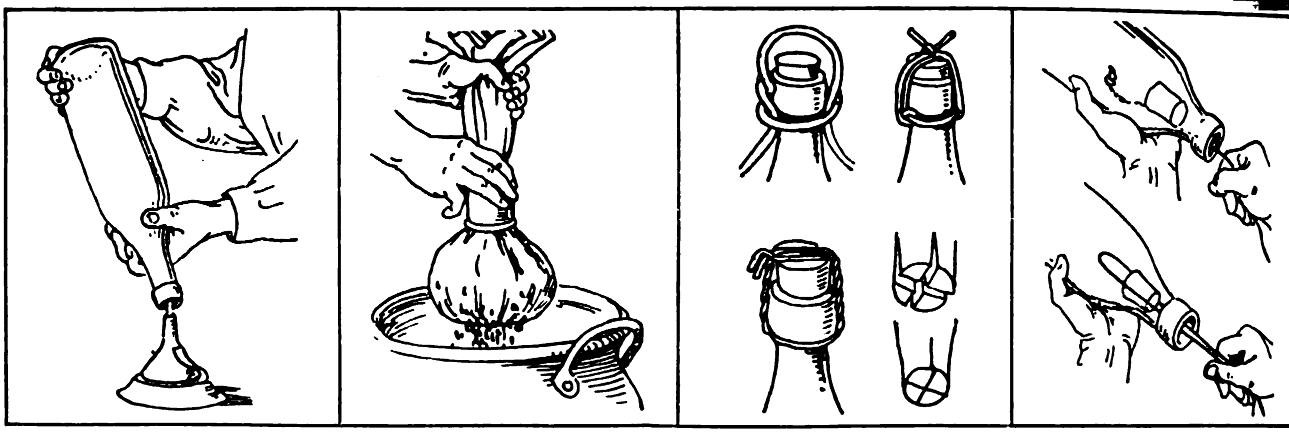


Abb. 1. Ausschwefeln einer Flasche. Abb. 2. Obstpresse mit Serviettenring. Abb. 3 und 4. Flaschenverschluß mit Bindfaden. Abb. 5. Flaschenverschluß mit Draht. Abb. 6. Verkleinern des Korkes. Abb. 7. Entfernen eines Pfropfens mit geknoteter Schnur. Abb. 8. Entfernen eines Pfropfens mit Schlinge.

Winke für die Einmachezeit

Das Ausschwefeln von Flaschen erleichtert man sich, wenn man einen Blechtrichter über den auf einem alten Teller angezündeten Schwefelfaden stülpt. Die Dämpfe werden dann leicht in den engen Flaschenhals geleitet (siehe Abb. 1).

Wenn die Saftpresse fehlt, hilft man sich mit einem sauberen Leinenbeutel und einem hölzernen Serviettenring (siehe Abb. 2). Viele Hausfrauen ziehen dies sogar vor.

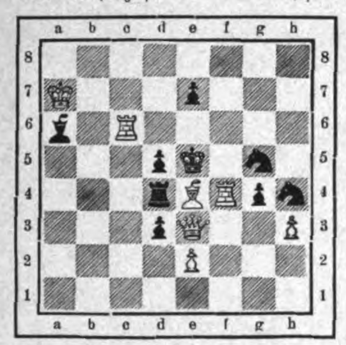
Flaschenverschlüsse. Eine Bindfadenschlinge wird um den Flaschenhals gelegt, wie bei Abb. 3, die beiden herabhängenden Enden werden dann, nachdem man sie seitlich straff angezogen hat, nach oben gezogen und über dem Kork verknüpft (siehe Abb. 4). — Abb. 5 zeigt einen Drahtverschluß. Der Draht wird nach beiden Seiten zusammengedreht, dann die Enden oben durch die Schlinge gesteckt, straff angezogen, nach unten gebogen und mit der Drahtzange kurz abgeschnitten. — Abb. 6. Wenn ein Kork zu dick ist, schnitzele man nicht außen herum ab, sondern schneide mit scharfem Messer kreuzweise zwei schmale Keile aus der Unterseite. Dann lege man den Kork eine Weile in heißes Wasser, worauf er sich zusammendrücken läßt (siehe Abb. 6a). So behält er glatte Rundung und schließt dicht.

Marmeladen- und Kompottgläser zu verschließen. Gläser, die nicht sterilisiert werden, verschließt man wie folgt: Man nimmt zwei gleich große Stücke sauberes, nicht zu starkes Papier und klebt sie mit Mehlkleister aufeinander. Das so gewonnene Stück wird dann auf der Unterseite ganz mit Mehlkleister bestrichen, über das Glas gelegt und alle Ränder festgedrückt; es wird getrocknet ganz straff.

Der Pfropfen in der Flasche. Ein doppeltes Stück Bindfaden versieht man mit einem dicken Knoten und versenkt diesen in die Flasche (siehe Abb. 7). Dann kehrt man die Flasche um, so daß der Pfropfen der Länge nach in deren Halsloch hineingleitet und zugleich auf dem Bindfaden liegt. Hierauf wird dieser angezogen, bis sich der Knoten zwischen Pfropfen und Flaschenhals schiebt, dann vollends herausgezogen. Man kann auch eine Schlinge bilden, die Flasche so lange bewegen, bis der Kork in der Schlinge liegt, und ihn dann herausziehen (siehe Abb. 8). (Aus: „Das Handwerksbuch der Hausfrau", Verlag Otto Beyer, Leipzig.)

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Aufgabe Nr. 100.
Von D. Przepiorka in Warschau.



Matt in drei Zügen.

Ein interessantes Stück, aber das ist bei einem Przepiorkaschen Erzeugnis ja selbstverständlich.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Mann und Weib.

Du begegnest in deinem Leben einer Frau. Der einzigen Frau, die du mit der ganzen Kraft eines Mannes liebst und mit aller Zärtlichkeit umgibst. —

Dein Leben wird unter einer großen Enttäuschung leiden, wenn du von dieser Frau noch mehr erwartest, als du selbst zu bieten hast: auch das Weib ist nur ein Mensch!

Kanonen.

Was ist „Kanone“? Ein Schlagwort. Die Bezeichnung einer Anhäufung von Fähigkeiten.

Kein Gebiet, das nicht seine Kanonen aufzuweisen hätte, sei es der Sport, die Wissenschaft, Kunst, Industrie, die Politik. Sogar von Stimmungskanonen hat man schon gehört.

Wieso: „Kanone“? Welcher Zusammenhang besteht z. B. zwischen einem Politiker und einem 42-cm-Mörser? Ich weiß es nicht. Mir fällt jedoch das der Musiksprache angehörende Wort „Kanon“ ein. Ein Kanon ist etwas Tönendes. Und eine Stimmungskanone — nehme ich an — ist etwas Singendes. Was wäre demnach berechtigter als eine Kritik, die sich über eine Sängerin folgendermaßen äußerte: „Wer gestern Fräulein Schreivogel hörte, der trug ein köstliches Gefühl mit hinweg: das Glück, einer wirklich erstklassigen Kanone begegnet zu sein!“ hl.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)









Witzecke

Einschätzung. „Dieses Fräulein Irma wechselt recht oft ihren Bräutigam."
„Ja! Sie ist der reine Wechselbalg!"

Geistesgegenwart. „Was ist dir denn, Emma?"
„Ich glaube, ich habe einen Bissen zu heiß verschluckt."
„Schnell, Fritz, hol' den Minimax!"

Ganz der Papa. „Wozu haben Sie denn ein Auto gekauft?"
„Die Kinder wollten gern etwas zum Spielen haben."

Der gebildete Sammler. „Diese Möbelstücke sind aus dem zwölften Jahrhundert!"
„Unmöglich! Das ist doch Louisquinze-Stil!"
„Nun, warum soll man nicht im zwölften Jahrhundert schon den Louisquinze-Stil gekannt haben?"

Die Entfettungskur. **Patient:** „Trotz Ihrer Behandlung habe ich vergangenen Monat noch zwei Pfund zugenommen!"
Arzt: „Ja, aber vorher hatten Sie jeden Monat sieben Pfund zugenommen. Da haben Sie also in Wirklichkeit vergangenen Monat fünf Pfund abgenommen.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur
hilft mit, wer Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek verteilt.



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Nur dem Wirt nichts schenken!

Um die Qual der Wahl zu vermeiden, bestelle ich mir das „Menü". Der Herr am Nebentische scheint eine Viertelstunde früher auf denselben Ausweg gekommen zu sein.

Zu dem Lammkotelett erbitte ich mir „englischen Senf" — in alter Erinnerung. Wie der Herr am Nebentische dies sieht, sagt er: „Wat, Senf gibt's ooch?" Nimmt einen Löffel voll und schmiert ihn hinterher in den Mund!

Ein Vorschlag.

Am Stammtisch, dem alle Berufe angehören, spricht man über das jetzt so beliebte Thema der Teuerung.

„Wo die Preistreiberei noch hin soll, weiß kein Mensch zu sagen."

„Wir kommen wieder auf das noch heute bei den Naturvölkern herrschende System des Warenaustausches zurück."

Ein Schriftsteller, der mit im Kreise sitzt, spricht:

„Das ist ganz gut und schön, meine Herren, aber wie denken Sie sich den Warenaustausch bei mir?"

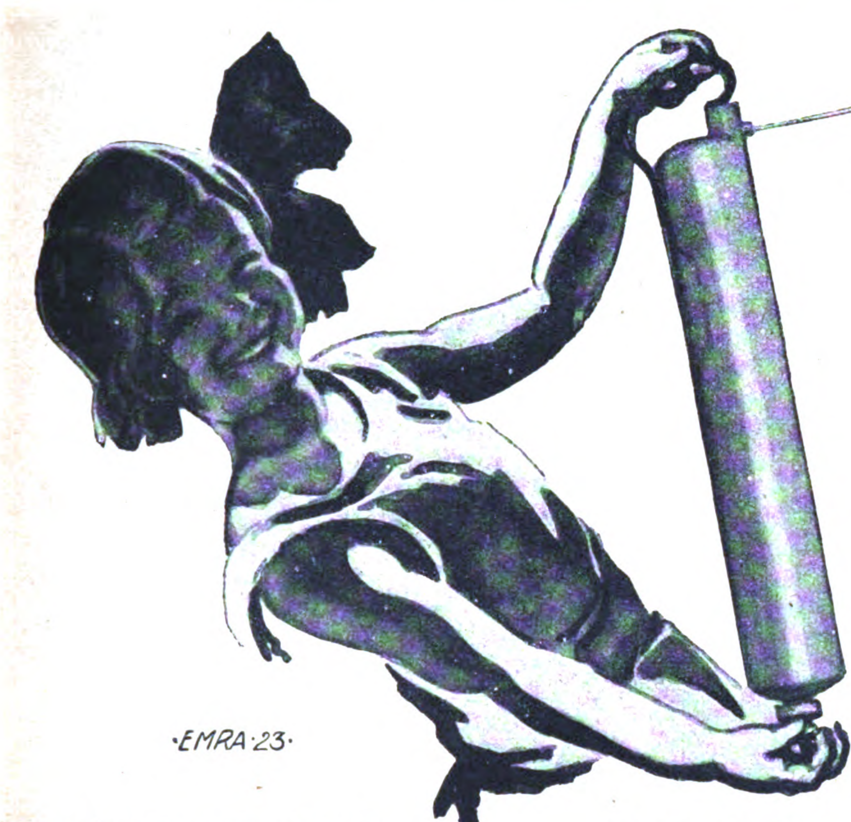
Für den Augenblick weiß keiner Rat, dann findet aber der Obermeister der Schuhmacherinnung einen Ausweg:

„Na! Sie werden doch mit Papier und sonstigem Schreibmaterial versehen sein, da müssen Sie eben das Zeug gegen Ihren Lebensbedarf eintauschen." C. F. G.

Das kann man nicht übelnehmen.

Der Lehrer Sk. in E. stellt mir folgenden Entschuldigungsbrief zur Verfügung: „Entschuldigen Sie bitte das Willi nicht zur Schule gekommen ist, denn unser kleiner wurde früh plötzlich krank, er hatte wohl Herzschlag gehabt, aber wir haben ihm noch erlöst vom Tode. Bitte nehmen Sie es nicht übel. Es grüßt Ihre Frau B."

Skr.


·EMRA·23·

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" zu be...

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den ... Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich ... Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) ... Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, ... Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag ...



Für unsere Frauen



Praktische Selbsthilfe im Haushalt

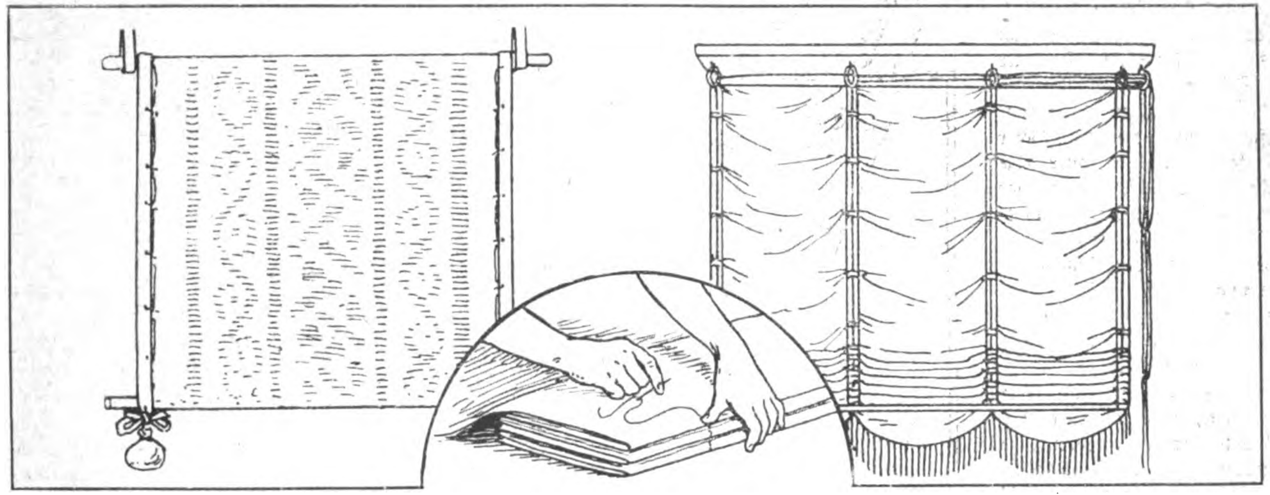


Abb. 1. Kleiner Vorhangspanner. Abb. 2. Einteilung des Stoffes zu einem Wolkenvorhang. Abb. 3. Wolkenvorhang.

Abbildung 1 zeigt einen Spanner, der besonders für kleinere Vorhänge geeignet ist. In zwei Bandschlingen legt man einen Holzstab und schlägt den Vorhang zwei- bis dreimal um einen zweiten Stab, der durch sein Gewicht den Vorhang spannt. Die beiden Stäbe verbindet man an beiden Seiten mit einem Band, an das die Kanten der Gardine festgesteckt werden, damit sie sich nicht dehnen. Es ist ratsam, diese Bänder unten noch mit einem Sandsäckchen zu beschweren, daß sie das Gewicht der Stäbe nicht wieder aufheben. — Abb. 2 und 3 stellen das Arbeiten eines sogenannten Wolkenvorhanges dar. Man muß zunächst den Stoff in soviel gleichmäßige Faltenreihen legen, als man Bogen erhalten will, und merkt sich mit einem Bleistift oder leichten Heftstichen ein paarmal die Stelle an, an der danach die Querfältchen gelegt werden müssen (siehe Abb. 2), man kann diesen Punkten entsprechend auch eine Linie ziehen. Es ist zu beachten, daß der Vorhangstoff $1^1/_2$ mal so lang sein muß als das Fenster. Man legt den angezeichneten Punkten oder gezogenen Linien folgend kleine, 1 cm tiefe Fältchen und heftet links ein Leinenband unter, das man feststeppt. Den fransenbesetzten Bogenansatz steppt man in der Weise unten auf, daß sich ein Zugsaum bildet, durch den ein Holzstab geleitet wird. Nachdem man noch auf der linken Seite des Vorhanges an den Leinenbändern in Abständen von etwa 10 cm die kleinen Zwirn- oder Hornringe zum Durchleiten der Vorhangschnüre genäht hat, wird der Vorhang oben an einer mit Band bespannten und dem Fenster zugekehrten schmalen Holzleiste festgesteckt. Mit Porzellanringen und in das Vorhangbrett eingedrehten Hakenschrauben wird er befestigt. Durch diese Ringe werden die bis zum unteren Rande reichenden Vorhangschnüre gezogen, die man an der Seite miteinander verknotet. — Abb. 3 und 4 zeigen das Anbringen von Zuggardinen mit den einfachsten Mitteln. Für einen Schal, siehe Abb. 3, bindet man einen Porzellanring mit drei Löchern an der Seite, an der die Schnur herunterhängen soll, an Haken und Eisenstange fest, wie bei Abb. 4 bei a ersichtlich. An der anderen Seite bindet man einen Porzellanring

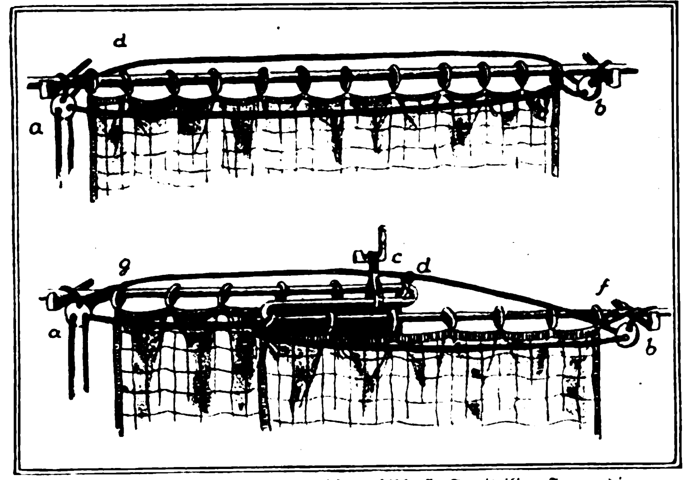


Abb. 4 (oben). Einteilige Zuggardine. Abb. 5. Zweiteilige Zuggardine.

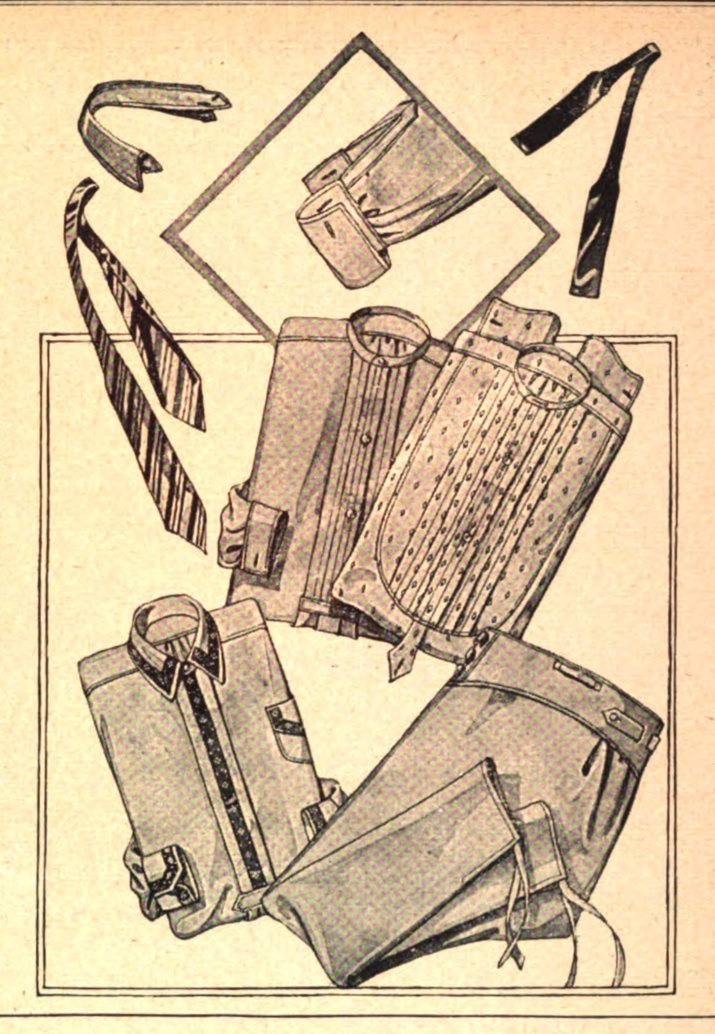
mit zwei Löchern (im Notfall auch nur einen einfachen Ring) fest (siehe b), und leitet die Zugschnur durch Ring a und b. Dann knotet man die Schnur am ersten Ring des Vorhanges bei c fest, läßt jedoch noch 3 m Schnur von diesem Ring gemessen frei und zieht sie nun wieder durch Ring a, und zwar durch das noch freie dritte Loch. Der letzte Ring des Vorhangs d wird am Haken festgebunden, damit er nicht nach der falschen Seite gleiten kann. — Abb. 5 zeigt die Einrichtung für zwei Schals. Um einen etwas übertretenden Schluß zu erzielen, verwendet man hierbei gern eine gebogene Eisenstange. Diese Stange bedarf in der Mitte einer Stütze, deshalb bindet man sie bei Punkt c an einem nach oben zu in das hölzerne Gardinenbrett eingeschlagenen Haken fest. Man kann aber auch zwei glatte Eisenstäbe statt des gebogenen Stabes benutzen. Man zieht die Schnur durch Ring a, knotet sie bei d an den Ring des Vorhanges, zieht sie durch Ring b, knotet sie an Ring c und leitet sie schließlich wieder durch das dritte Loch im Ring a. Die beiden äußeren Ringe g und f werden an den beiden Haken festgebunden. — Auch die Teppichkehrmaschine kann man selbst reparieren und reinigen. Die fest anliegenden Gummiringe, mit denen die Räder der Maschine versehen sind, nützen sich mit der Zeit ab oder der Gummi wird hart. Beschädigte Gummiringe überzieht man mit Isolierband, das sonst zur Sicherung von zusammengefügten elektrischen Leitungsdrähten dient. Man umwickelt zunächst die Peripherie des Rades, bis eine Schicht von der Stärke des ursprünglichen Belags hergestellt ist; alsdann führt man die Bandrolle zwischen den Speichen hindurch um das Rad herum und sichert so die äußere Schicht. Wichtig ist, daß das Band recht fest und gleichmäßig gewickelt wird. Will man die Teppichkehrmaschine reinigen, so macht man aus einem Stück Eisendraht ein Werkzeug zurecht, das am unteren Ende der Kralle einer Katze gleicht; es reinigt die in der Teppichkehrmaschine befindlichen Bürsten mit Leichtigkeit. (Aus: „Das Handwerksbuch der Hausfrau", Verlag Otto Beyer, Leipzig.)

Herrenwäsche zum Selbstarbeiten

Man arbeitet weiche Kragen aus Waschrips oder Panamastoff und gibt ihnen eine Einlage. Außer durch Kragenknopf schließt man sie durch Knopf und Knopfloch und bringt je ein Knopfloch in den Ecken des Umlegeteiles an für die Knopfspange, die sie unter dem Schlips zusammenhält. — An der modernen gesteiften Klappmanschette sind die Knopflöcher teils senkrecht, teils quer eingearbeitet; dadurch sitzen die Knöpfe fester. — Der große Selbstbinder erfordert ein 50/60 cm großes Stück Seide. Nachdem man seine beiden Teile zusammengenäht hat, säumt man die Seitenränder von der Webekante an etwa 20 cm lang und heftet der Kehrseite des Selbstbinders eine in der Mitte etwa 2 cm breite, nach den Enden bis zu 4 und 7 cm sich verbreiternde Flanelleinlage auf. Dann heftet man die noch offenen Ränder hohl übereinander. Der kleine Selbstbinder rechts ist aus schwarzer Seide ebenso zu arbeiten. — Für das Nachthemd braucht man 3,50 m Wäschestoff, 85 cm breit, und 2 m bunte Besatzborte, die dem Kragen, der Tasche und Mittelfalte und den Ärmelbündchen aufgesteppt wird. — Das Taghemd erfordert 3 m farbigen Flanell, 80 cm breit — Für das Oberhemd sind 3,50 m bunter Zephir, 80 cm breit, nötig. Der Einsatzteil ist in Falten abzunähen, dann mit Einlagestoff und Schirting zu füttern. Man setzt ihn in den vorderen Rumpf, dabei legt man in diesem eine Falte und faßt zugleich die Knopflochlasche mit. Der Ärmel wird am Schlitz durch Stoffstreifen versäubert, dann eingereiht in ein Bündchen gefaßt. Seine Einsteckmanschette, aus doppeltem Stoff und Einlage gearbeitet, wird an ein Bündchen genäht und in das Ärmelbündchen eingeschoben. — Das Unterbeinkleid erfordert 2,50 m Flanell, Köper oder Barchent.

o o o

Die Beyer-Schnitte sind für 2500 Mark zuzüglich 150 Mark für Porto und Verpackung zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24.



V 1238. Auswechselbarer Ärmelteil. — V 1232. Weicher Kragen. Beyer-Schnitte für 36, 38, 40 und 42 cm. — V 1239 und 1240. Zwei Selbstbinder. — W 61364. Nachthemd. Schnitte für 37, 39, 41, 43 und 45 cm Halsweite. — W 61356. Oberhemd. Beyer-Schnitte für 38, 40, 42 u. 44 cm Halsweite. — W 61337. Taghemd. Beyer-Schnitte für 40, 42 und 44 cm Halsweite. — W 61343. Unterbeinkleid. Schnitte für 47, 52 und 55 cm halbe Bundweite.

Rätsel und Spiele

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben: a, bee, bra, burgh, de, de, din, dor, e, e, el, erd, fa, ge, he, hib, i, kum, la, le, li, mand, me, me, nen, nor, os, pu, raf, re, ri, sa, sol, teu, tip, to, ul, va sollen 12 Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von vorn nach hinten gelesen ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: berühmte Kartenschlägerin, Nymphe, Sonnengott, berühmter Maler, wohlschmeckende Frucht, indischer Sultan, Baum, germanisches Volk, Taschenbuch, Frauenname, schottische Stadt, Halbinsel.

Lebenskunst.

Getrennt vernimmt man's überall,
Wo sich ergießt des Lebens Schwall,
Verlockend oft und wundervoll,
Doch auch wie Spott und Zorn und Groll.
Höchst selten aber wird's gelingen,
In Wort vereint all das zu bringen!

G. J.

Rätsel.

Eins-zwei geschaffen für Verbrecher,
Ein „Menetekel" eigner Art,
Drei-vier im Kreise froher Zecher
Die Lacher ständig um sich schart;
Das Ganze setzt dich in den Stand,
Dir vorzutäuschen allerhand,
Daß auch die andern Leute glauben,
Nichts könne dir den Frohsinn rauben.

G. R.

Anagramm.

Man gibt mich beim Mahle zu den Speisen herum,
Damit sie euch köstlicher munden,
Doch stellt ihr vier Fünftel der Zeichen nur um,
So schlag' ich oft blutige Wunden.

Auflösungen aus Heft 42/43

Rätsel: Wanderer, anderer.

Anagramm: Minka, Kamin.

Lautwechsel: Belt, Welt, Zelt.



Leitung: Horst Schöttler

Hundeliebe.

Wir dürfen unser Waldhaus nicht auf längere Zeit gemeinsam verlassen. Denn was würde „Lump", unser Hund, dazu sagen? Meine Töchter glauben, er würde Selbstmord begehen; meine Frau fürchtet, er würde sich die Seele aus dem Leibe weinen. Nur ich behaupte, er würde uns beim Wiedersehen vor Liebe auffressen. Aber damit dringe ich nicht durch.

Trotzdem mußte „Lump" sich heute ins Unvermeidliche finden. Es ging mal nicht anders! Aber es war leidlich für sein Wohlbehagen gesorgt: überall im Hause waren Knochen und andere Leckerbissen versteckt, richtig versteckt, damit er Beschäftigung, Freude und Genuß hatte; ich glaube, er hätte es bequem eine Woche lang so aushalten können.

Und was tut das Vieh, als wir, vom Sturmschritt der Liebe getragen, angstvoll zu ihm zurückeilen? Er rührt sich nicht! Er ist im ganzen Hause nicht zu finden!

Endlich entdecken wir ihn auf einem Sofa. Er gähnt sattfaul: „Ei, war das aber mal schön!"

Spinat.

Gerbilde ist ein Feind aller Speisen, die grün aussehen, weshalb Spinat ihr besonders unbeliebt ist. Mutti füttert ihr heute aber mit energischer Mahnung doch einige Löffelchen voll ein. — Nach dem Essen liege ich auf dem Sofa und bin vorm Einschlafen. Herein tritt mein Töchterchen, das sich inzwischen draußen vergnügt hat, und schimpft immer leise vor sich hin. Ich spitze die Ohren und vernehme: „Soll man nu essen; hab' ganz genau aufgepaßt; machen die Gänse aus; soll man nu essen!" Es ist bisher trotz aller Überredungskünste nicht geglückt, diesen Glauben zu zerstören. Str.

Logik.

Der kugelrunde Karli und das dünne Klärchen haben sich beim Spiel angelogen. „Geh weg, du Dickwurst," ruft Klärchen zornig, „ich spiel' nicht mehr mit dir!" — „Und ich nicht mit dir, du Langbein!" ruft Karli aus. — „Ja," sagt da Klärchen, „ich lüg' auch nicht, denn Lügen haben kurze Beine." Kl. Bo.

(Plauderers Fortsetzung übernächste Seite.)



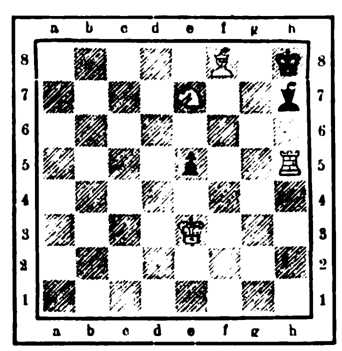


Redigiert von Schach J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum".

Aufgabe Nr. 101.

Von W. Pauly in Bukarest.



Matt in vier Zügen.

Wir entnehmen dieses nicht schwierige, aber interessante kleine Stück der „Neuen Wiener Schachzeitung".

Lösung der Aufgabe Nr. 99.

1. Da7–h7	Kc2×b1	1. ...	Kc2×d3
2. Sf5–e3	usw.	2. Sf5–h4+	usw.

Lösung der Aufgabe Nr. 100.

1. De3–g3	Td4×e4	1. ...	d5×e4
2. Tf4×g4+	usw.	2. Tf4–f5+	usw.
1. ...	Sg5×e4	1. ...	Sg5×h3
2. Tf4–f6+	usw.	2. Tf4–f5+	usw.

Anderes leicht.



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Händel.

Zwei Lastwagen, mit verbissener Knappheit aneinander vorbeigesteuert, verfingen sich krachend in ihren rückwärtigen Ausladungen und standen wie festgenagelt.

Von den Kutscherſitzen stiegen zwei Gestalten von klobigen Konturen. Schwerfällig wiegend wie hochbeladene Bierwagen, Zermalmung in den Blicken, bewegten sie sich aufeinander zu. Atemlos erwartete das Publikum den Zusammenprall der beiden Zyklopen. Kurz vor der Berührung stutzten sie, wichen sich mit halber Wendung aus, beugten die Schultern unter die Rampen der Lastwagen und hoben sie mit spielerischer Bewegung aus dem toten Punkt. Muskelten sich zu ihren Sitzen empor, ließen die Peitschenschnüre aufgellen und brachten eine ansehnliche Menge Raum zwischen sich. Sodann erfolgte eine ruckartige Drehung des einen Riesenkörpers, und es erdröhnten die Worte: „Hatt'st wohl noch geschlafen, altes Dusseltier!“ Die Lüfte zerreißend, erhob sich der Schall der Gegenrede: „Komme nur her, mei' Häschen, wenn de Keile willst!“ bl.

Aqua Tofana.

In der italienischen Geschichte des 17. und des 18. Jahrhunderts ist häufig von einem unter diesem Namen bekannten wasserklaren, geruch- und geschmacklosen Gifte die Rede, das erst nach längerer Zeit wirkte und die Menschen, denen es beigebracht wurde, tötete, ohne daß sich an ihnen Vergiftungssymptome zeigten. Als Erfinderin dieses teuflischen Trankes bezeichnet man Teofania di Adamo, die 1633 in Palermo hingerichtet wurde. Sie hinterließ das Rezept einer Verwandten, Giulia Tofana. Diese betrieb die Herstellung des Giftes, dessen Hauptbestandteile Arsenik, Antimon und Blei gewesen sein sollen, im großen und versandte es an ihre Abnehmer als Schönheitsmittel unter der harmlosen Bezeichnung „Manna von Bari“. Später erfreute sich Perugia als Fabrikationsort der Aqua Tofana einer traurigen Berühmtheit. J. H.

Leberreim.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einer Biene.
Wenn Anna mir die Treue bricht,
Bleibt mir noch die Pauline.
B.



Indanthren

Indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Leinen usw. sind unübertroffen

waschecht
lichtecht
tragecht
wetterecht



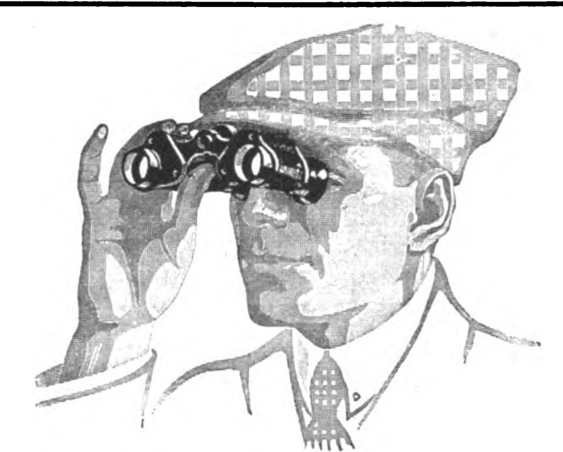
ist Milliarden wert!

300 Anregungen gibt unsere Fundgrube geg. Einsendung v. 5000 M. (Postk. 35427 Berl.) Ausl. 1 schw. Fr.
INVENTA, Berlin-Lichterfelde 3 C.

Bei Zuschriften an die Inserenten verweise man auf das Universum.

Seidenstoffe
Spezialität:
Braut- u. Hochzeitskleider
Seidene Bänder
Muster nach genauer Angabe
Julius Zschucke
Dresden A.
An der Kreuzkirche 2
Größtes Samt- u. Seidenlager in Sachsen

J. A. HENCKELS
ZWILLINGSWERK / SOLINGEN
empfiehlt
Bestecke, Messer, Scheren, Nagelpflege-Artikel
und im besonderen
Rasierapparat „Zwilling"
gebogenes Profil mit 12 besten dünnen Klingen.
Hauptniederlage: **BERLIN W 66,** Leipziger Str. 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen:
Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien.



GOERZ
TRIEDER-BINOKEL

auf der Reise der angenehmste Begleiter, auf dem Sportplatz der zuverlässigste Beobachter, auf der Jagd die unentbehrliche Unterstützung des Auges, im Theater eine unbedingte Notwendigkeit!

Zu beziehen durch die optischen Geschäfte. Katalog kostenfrei.

C. P. GOERZ A.-G., BERLIN-FRIEDENAU 7

Im Kampfe gegen die Schundliteratur

hilft mit, wer Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek verteilt.



Die Originalmarke!
Groß ist die Schar der Nachahmungen, die vom Erfolg und guten Ruf des Originals mitzehren wollen. — Ein schlagender Beweis für dessen Güte.



Waschen Sie schon mit Feurio?
Dann ist Ihnen auch schon aufgefallen, wie leicht die Arbeit ist, wie weiß und duftend die Wäsche wird und wie wenig Ihre Hände aufgesprungen sind. — Feurio Haushaltseife enthält 80% Fett, ist daher die beste und sparsamste.
Vereinigte Seifenfabriken Stuttgart
2 Aktien-Gesellschaft



Wunderbarer Hyazinthenduft
PARFÜM SEIFE PUDER HAARWASSER EAU DE COLOGNE USW. ERHÄLTL. IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN.
J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
DETAILVERK.: MARKGRAFENSTR. 26 **BERLIN** FABRIK: DREYSESTR. 5



Erinnerungen eines Musikers / Von Peter Tschaikowsky
In deutscher Übertragung und in Auswahl mit einer Einleitung herausgegeben von Heinrich Stümcke. Neue und vermehrte Ausgabe.
Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6285/86





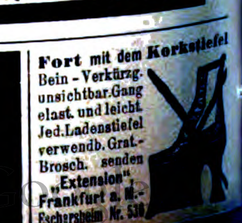
heißt **Qualität**

Lassen Sie sich keinen billigen **Ersatz** aufdrängen!

Backöle, Puddingpulver
Backpulver, Kinder-Nähr-Suppe
Vanill. Zucker, Soßenpulver
Pfeffermünztabletten.

Dr. Reppin & Co Leipzig 12





Witzecke

Nachhilfe. „Wollt ihr wohl von dem Baume herunter! Ich will euch lehren, Äpfel zu stehlen.“
„Wir machen doch bloß Fallobst.“

Information. Museumsbesucher: „Verzeihung, Herr Aufseher, ist dieses das berühmte Bild, bei dessen Betrachtung man ganz besonders in Begeisterung geraten muß?“

Ein feines Hotel. Portier (zur Touristenfamilie): „'n Zimmer mit drei Betten? Gibt's bei uns nicht — wir haben nur Betten mit drei Zimmern!“

Der Pechvogel. „So eine Torheit von Ihnen, den Tag zu verfluchen, an dem Sie das Licht der Welt erblickten — bei dem Pech, das Sie haben, wären Sie früher oder später doch noch geboren worden.“

Die Hauptsache. Klemms haben auf eine Reihe Sinfoniekonzerte abonniert. Wegen einer plötzlichen Erkrankung kann das Ehepaar eines der Konzerte nicht besuchen und schenkt die Karten der Köchin, damit sie und ihr Bräutigam des Kunstgenusses teilhaftig werden. Am nächsten Tage fragt die gnädige Frau:
„Wie war es denn gestern abend, Berta?“
„Die Musik gefällt mir ja im Kino besser, herrlich war aber das feine Parföng, nach dem es überall roch!“

Der Musterzeichner: „Wunderbarer Sternenhimmel!“
„O ja! Schönes Muster!“

Beachtenswerte Mitteilungen

Hundertvierzig Millionen zu verdienen! Das Titelblatt zu dieser Nummer zeigt eine Kunstphotographie von Cecilio Oriola, Barcelona, aus dem von der Firma Ernemann-Werke A.-G. erlassenen spanischen Photowettbewerb. Die Aufnahme erfolgte mit Ernemann-Kamera auf Ernemann-Platte. Wir bitten, das in diesem Hefte enthaltene neue Ernemann-Preisausschreiben im Gesamtwerte von derzeitig 140 Millionen Mark besonders beachten zu wollen und machen darauf aufmerksam, daß dies Preisausschreiben allein den Lesern des „Universum“ vorbehalten ist.

Badenweiler. Auch der südlichsten Therme Deutschlands brachte die drohende Fahrpreissteigerung vom 1. Juli den erhöhten Zustrom der Badegäste, den eigentlich erst die Hochsaison bringt. So setzt sie noch vor den Ferien ein, zugleich mit dem wahren Sommerwetter, das in den mittleren Schwarzwaldhöhen auch bei strahlender Sonne nicht der Frische entbehrt. Die Gesellschaftsfahrten der Autos durch die Reichspost sind schon voll besetzt; ihre Fahrten um den südlichen Schwarzwald, auf seine Höhen, wie Belchen, Feldberg, durch die Hochtäler, in die Rebenorte, erweitern das Netz der zahlreichen Ausflüge. Endlich ist es auch warm genug, um das wundervolle Schwimmbad im Freien mit einzubeziehen in die Mannigfaltigkeit des „Marmorbades“, das die Heiltherme mit ihrer bläulichen warmen Flut zu einer wahren „Quelle des Genusses“ macht, in welcher Form man auch ihren wohltätigen Einfluß auf Körper und Nerven wirken läßt. — Für die kleine Kurhausbühne gelang es, das Frankfurter süddeutsche Operettenensemble unter Direktor Bermann zu gewinnen. Auch die „große Kunst“ kommt, wie schon in der Winter- und Frühlingssaison, zu ihrem Recht. Das Rosé-Quartett und Hoehn, Frankfurt, z. B., mit überreichem Programm, gute Symphoniekonzerte der Kurkapelle halten der leichteren Kost das Gegengewicht, zu der auch Tanzdarbietungen erster Künstler und Filmvorführungen zählen. Was aber dem Kurort Badenweiler einen ständig wachsenden Kreis von Besuchern sichert, ist in der Hauptsache neben seiner Quelle die bevorzugte Lage in einem Kranz von Gärten hoch über dem Rheintal und die Reinheit der Luft, die in meilenweitem Umkreis wohl den Duft der tiefen Wälder, der Wiesen und Rebhügel mit sich führt, aber gänzlich frei ist von jeder Beimengung aus irgendeiner Industrie, irgendeiner Großstadt. Der Ausflugsverkehr, den seine Gaststätten und die Parkkonzerte herbeilocken, beeinträchtigt niemals Badenweilers Charakter als vornehme, wirkliche Sommerfrische, er erhöht nur die Heiterkeit des Bildes und lenkt Heilungsuchende wie Gesunde zu wahrer Erholung ab. G.





Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den Frauenteil: O. Moß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile 7000 M. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

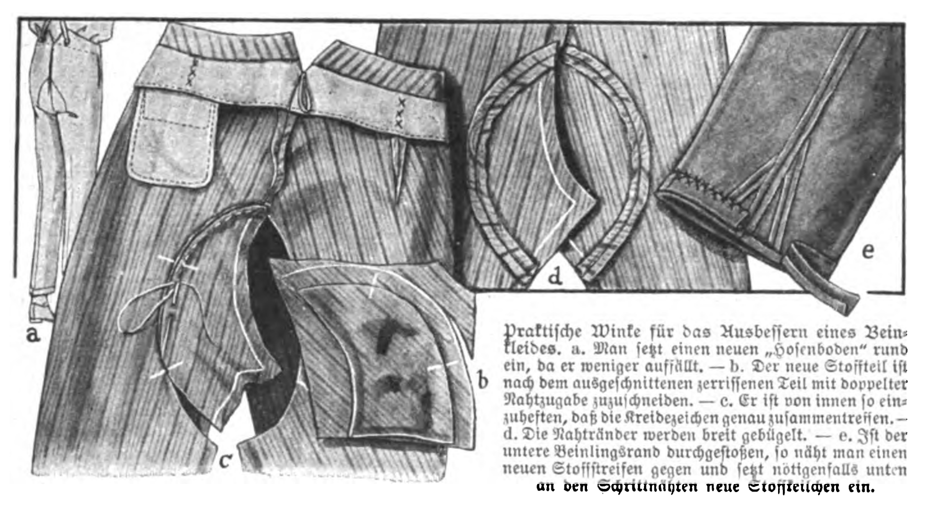
Für unsere Frauen



Etwas vom Wenden, Ausbessern und Bügeln eines Anzuges

Will man einen Anzug wenden, so überzeugt man sich zunächst, ob der Stoff gewendet gut aussieht und ob die Innenseite nirgends angesengt ist. Dann wird jede, auch die kleinste Naht aufgetrennt. Das ist keine angenehme Arbeit, am wenigsten bei fransenden Stoffen, denn die Nähte sind — an den Taschen z. B. — oft sehr schmal. — Die Taschen sind auch besonders schwierig wieder zu arbeiten, zumal die Einschnitträndcr beim Auftrennen nicht nur leicht ausgefranst, sondern auch nur zu leicht ausgedehnt werden. In groben Stoffen empfiehlt sich deshalb, die Einschnittränder zuzustopfen und durch aufgesetzte Taschen zu verdecken, siehe Abb. oben, Mitte rechts. Man kann diese aus der oberen, vom Jackett verdeckten Hälfte der Hinterhose ausschneiden, in die dann passender Stoff eingesetzt werden muß. Besser ist es natürlich, wenn noch Reste vom gleichen Stoff vorhanden sind, um möglichst auch den Oberkragen erneuern zu können. — Da ein Herr das Jackett niemals von rechts nach links zuknöpfen wird, so müssen die Knopflöcher recht fein, dem Gewebe angepaßt, zugestopft und im gewendeten linken Teil wieder eingearbeitet werden. Wie man sich diese Arbeit erleichtern oder ersparen kann, zeigen die ersten zwei Abbildungen oben. Das Besetzen wird oben bis zum Knopfloch abgeschnitten und unten wieder ergänzt. Bemerkt sei noch, daß der Doppelknopfschluß nach Abb. oben links sehr der Mode unterworfen ist. Er eignet sich außerdem nur für sehr schlanke Herren; auch kann man dazu keine aufgesetzten Taschen tragen. Da die Brusttasche links durch das Wenden auf die rechte Seite kommt, so arbeitet man links lieber noch eine Tasche ein, um den gewendeten Anzug nicht ohne weiteres erkennen zu lassen. — Wie abgetragene Ärmel unauffällig auszubessern sind, zeigt Abb. oben rechts. Ärmel, die zu kurz geworden sind, können auf gleiche Weise ergänzt werden. — Will man einen neuen „Hosenboden" einsetzen, so sind Kreuz- und Schrittnaht an entsprechender Stelle aufzutrennen. Dann schneidet man die zerrissenen Stellen rund aus, denn scharfe Ecken bereiten beim Einnähen der neuen Stoffteile (durch verstürzte Naht) einige Schwierigkeiten. Dabei gibt man Kreidezeichen für die Zusammengehörigkeit an. Die neuen Teile sind nach Abb. b mit doppelter Nahtzugabe (2 bis $2^1/_2$ cm) zuzuschneiden. Dann werden sie so aufgeheftet, daß die Kreidezeichen genau zusammentreffen, siehe Abb. c. Sind die Nähte dann gesteppt und breitgebügelt (Abb. d), so schließt man Schritt- und Kreuznaht wieder. — Beinlingsränder, die unten durchgestoßen sind, schneidet man längs des Bruches ab, setzt nach Abb. e neue Stoffstreifen verstürzt gegen und kreuzt diese offenkantig an. Abbildung e zeigt auch, wie man ein Beinkleid innen an den Schrittnähten ausbessert, die manche Herren beim Gehen durchscheuern. — Erfolgreiches Bügeln ist nur durch Eindringen von Dampf in den Stoff möglich, deshalb muß die zu bügelnde Partie stets angefeuchtet oder mit einem feuchten Tuch bedeckt werden. — Beim Bügeln von Herrenkleidung ist die Schwere des Eisens wichtiger als der Hitzegrad. Dieser hängt ebenso wie die Feuchtigkeit des Plättuches von der Stoffart ab, die zu bügeln ist, und sollte immer erst an einem wollenen Stoffrestchen geprüft werden. Dunkle, harte Stoffe bekommen beim Bügeln leicht speckigen Glanz, der oft kaum wieder zu entfernen ist. Das ist bei solchen Stoffen besonders schwierig, die nicht viel Feuchtigkeit vertragen, wie manche feine Kammgarnstoffe, auch Tuche u. dgl. Um bei dunklen Farben dieser Stoffarten beim Abbügeln trocken genug plätten zu können, ohne wieder Glanz zu erzeugen, ist unter das feuchte Glanztuch noch ein trockenes Tuch auf das Kleidungsstück zu legen. Natürlich bemüht man sich schon beim Festbügeln der Nähte und Kanten, keinen übermäßigen Glanz zu bekommen, indem man diese durch ein dünnes, trockenes Tuch schützt. Das ist auch beim Festbügeln heller Stoffe nötig, die zwar weniger leicht glänzen, aber um so schneller ansengen. Darin aber verlangen insonderheit alle tuch- und flauschähnlichen Gewebe, auch Homespun, volle Aufmerksamkeit. — Nähte, hauptsächlich solche in starken Stoffen und vom Anstücken, sind vor dem Plätten zwischen Zeigefinger und Daumen beider Hände breitzudrücken. Da man durch Festbügeln flache und dadurch auch geschmeidige Nähte und Kanten erzielen will, so ist es auf blankem Holz (Kragenklotz oder Preßplanke) vorzunehmen. Das Eisen ist auf die angefeuchteten Nahtränder zu setzen, der Druck möglichst mit dem Gewicht des Oberkörpers noch zu verstärken. Das Eisen darf nicht zu heiß sein, da es so lange „ruhen" muß, bis der Stoff vollkommen trocken ist. Dann läßt man es weitergleiten, ruhen usw., bis die ganze Naht so flach gedrückt ist, daß man sie kaum sieht. Die Arbeit ist zwar zeitraubend und langweilig, aber für späteres tadelloses Aussehen und für die Haltbarkeit der ganzen Bügelei von großer Wichtigkeit.

Praktische Winke für das Wenden eines Anzuges. Arbeitet man aus einem zweireihigen ein einreihiges Jackett, so fallen die ausgeschlagenen Rundungen der Knopflöcher fort, siehe Mitte links. — Beim Wenden eines einreihigen Anzuges können die Knopflöcher nur für ein Jackett mit Doppelknopfschluß abgeschnitten werden, vergleiche links. — Der Einschnitt der Brusttasche wird fein gestopft und durch eine aufgesetzte Tasche verdeckt, siehe Mitte rechts. — Ist der untere Ärmelrand durchgestoßen, so setzt man neuen Stoff an und führt über der Naht eine Biese aus, siehe rechts.



Praktische Winke für das Ausbessern eines Beinkleides. a. Man setzt einen neuen „Hosenboden" rund ein, da er weniger auffällt. — b. Der neue Stoffteil ist nach dem ausgeschnittenen zerrissenen Teil mit doppelter Nahtzugabe zuzuschneiden. — c. Er ist von innen so einzuheften, daß die Kreidezeichen genau zusammentreffen. — d. Die Nahtränder werden breit gebügelt. — e. Ist der untere Beinlingsrand durchgestoßen, so näht man einen neuen Stoffstreifen gegen und setzt nötigenfalls unten an den Schrittnähten neue Stoffteilchen ein.

Aus dem Buche „Hausschneiderei von Herrenkleidung", Verlag O. Beyer, Leipzig.

Hilf dir selbst

Nicht nur bei uns, auch in Holland beispielsweise, beschäftigt man sich zur Zeit auf Anregung des einheimischen Hausfrauenverbandes ernsthaft mit der Frage, wie die Erziehung der Jugend zur Hausarbeit am zweckmäßigsten gefördert werden kann, und man denkt dabei nicht nur an den weiblichen Nachwuchs, sondern auch an die Söhne des Volkes, deren Gewöhnung an Mithilfe im Haushalt, zum mindesten an Selbstbedienung, begreiflicherweise den auch dort reichlich überlasteten, durch Teuerung vielfach ihrer häuslichen Hilfskräfte beraubten Hausfrauen besonders wichtig erscheinen muß.

Sieht man doch täglich, wie schwer es den ohne solche Anleitung aufgewachsenen Männern unserer Zeit wird, auf die gewohnte häusliche Helferin zu verzichten, die in vielen Familienhaushaltungen abgeschafft worden ist. Und die Hausfrau ihrerseits vermißt die tatkräftige Unterstützung des Gatten, der ihr in vielfacher Hinsicht im Hause zur Hand gehen könnte, wäre bei seiner Erziehung noch der alte gute Grundsatz in Geltung gewesen: die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

In der Tat ist der Rückgang handwerklicher Tüchtigkeit, die leider allzu einseitiger Berufsausbildung der Männer zum Opfer fiel, recht beklagenswert für diese so ganz und gar auf Selbsthilfe angewiesene Generation, die es in ihrer Jugend gar nicht anders kannte, als daß man bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Tischler, Tapezierer oder Mechaniker ins Haus rief, um für verhältnismäßig geringes Geld alle Schäden mühelos beseitigen zu lassen. Heute sind die Kosten dieses Verfahrens so gewaltige, daß den meisten Familienvätern und -müttern keine andere Wahl bleibt als die, selbst Hand anzulegen. Das haben unter dem Zwange der Kriegsnot zuerst die Frauen eingesehen, und durch fleißigen Besuch der von Hausfrauenvereinen und anderen Wohlfahrtsorganisationen eingerichteten Kurse bewiesen, wie lebhaft ihr Verlangen nach Vervollkommnung ihrer einschlägigen Kenntnisse war. Noch immer erfreuen sich diese Einrichtungen zur Erlernung des Glanzplättens, Schuhbesohlens, Färbens, Rohrflechtens, sowie zahlreicher Instandsetzungsarbeiten lebhaften Zuspruchs, und als ihr Ergebnis bewährt sich manche Hausfrau nunmehr nicht nur in den ihrem Geschlecht und Beruf nächstliegenden Fertigkeiten des Kochens, Nähens, Schneiderns und Putzmachens, sondern auch in der Handhabung von Ahle, Maurerkelle, Malerpinsel und Kleistertopf. — Auch in der Behandlung von Flecken sowie im Auffärben verschossener Stoffe ist die Hausfrau eine wahre Künstlerin geworden. Sie zieht ferner ihre Küchenkräuter selbst und sammelt Papphülsen, Blechdosen, Paketknebel, farbiges Seidenpapier, kurz, allerhand, was man früher als Abfall gering schätzte, um noch Spielsachen für den Weihnachtsgabentisch daraus herzustellen. Die selbstverfertigte Kochkiste, an deren Stelle man gegebenenfalls auch einen alten Hutkoffer, mit Holzwolle ausgestopft, dem gleichen Zwecke überantworten kann, ist längst ein unentbehrlicher Bestandteil der Kücheneinrichtung geworden und bewährt sich im Sommer als Kühlraum für fertige Gerichte ebensogut, wie sonst bei der Herstellung der täglichen Mahlzeiten.

Auch auf dem Gebiete der Gesundheitspflege bewirkt die Verteuerung der ärztlichen Gebühren und der Apothekerwaren als unvermeidliche Folge das Trachten nach weitestgehender Selbsthilfe. Wie notwendig wäre es, daß jede Hausfrau zum mindesten einen Samariterkursus absolviert hätte, um in dringenden Fällen ihren Angehörigen sofort den nötigen Beistand geben zu können! Der alte deutsche Spruch „Jede Hausmutter sollt' eine halbe Doktorin sein" wird angesichts der schwierigen Wirtschaftsverhältnisse zur unerläßlichen Forderung, besonders auch im Interesse vorbeugender Bekämpfung der Krankheiten zur Wahrung der ohnehin ernsthaft bedrohten Volksgesundheit. Die Versuchung ist groß, für solche und auch für Heilungszwecke auf die durch Überlieferung vieler Generationen bekannten Hausmittel zurückzugreifen, ehe man die teuren Apothekerwaren anschafft; sie birgt aber auch die Gefahr des Rückfalls in jene nicht immer unbedenkliche Quacksalberei, durch die sich Groß- und Urgroßmütter von jeher bei den berufenen Trägern der Volksgesundheitspflege unbeliebt gemacht haben. Um so wünschenswerter ist es also, daß die Hausväter und -mütter sich wenigstens mit den elementarsten Kenntnissen auf diesem Gebiete versehen und dadurch die Tragweite ihrer Handlungen und Unterlassungen abzuschätzen vermögen, so daß in wirklich dringenden Fällen die rechtzeitige Hinzuziehung des Arztes nicht aus falscher Sparsamkeit versäumt wird. Wer sich auf Selbsthilfe einstellen will, muß eben beizeiten Vorsorge treffen, um das im Gebrauchsfall notwendige Wissen und Gerät zur Verfügung zu haben. Erst dann kann er sich helfen!

Margarete Weinberg.

Rätsel und Spiele

Lautwechsel.

Über Nacht kommt es mit L,
Bringt dir Freud' und Schmerzen,
Und gar warm und sonnenhell
Wird's in deinem Herzen.
Über Nacht auch kommt's mit D
Aber ungeladen;
Denn besucht es dich, o weh,
So erfährst du Schaden.

Kapselrätsel.

Ist er darin, dann ist's ein Reich,
Das noch kein Auge hat erblickt.
Doch ohne er in Wort und Schrift,
Es stets zu sein, nicht jedem glückt.

Räubergeschichte.

„Eins zwei“ hat sie ihn schnöde kaltgemacht,
Weil ihre „Eins-zwei“ sinnlos er verbracht.
G. J

Rätsel.

Mit weißem Kopf lugt er ins Weite,
Schon ist er da, wenn du erwachst.
Ein „b“ zum Schluß, nie wirst du pleite,
Wenn du zwei Wörter daraus machst. G. R.

Palindrom.

Sehr groß ist meiner Schwestern Zahl,
Und sind wir aufgestellt einmal,
In langer Reihe, so entflieht
Aus unserm Chor gar manches Lied;
Doch nicht den Musen nur allein,
Merkur auch kann ich dienstbar sein.
Nun, lieber Freund, bequeme dich,
Und lies einmal von rückwärts mich.
Dann ist es sicher dir bekannt,
Daß mich John Bull in seinem Land
Als ein berühmtes Städtchen hegt,
In dem die Wissenschaft man pflegt.

Auflösungen aus Heft 44/45

Silbenrätsel: Lenormand, Egeria, Helios, Raffael, Erdbeere, Tippu Sahib, Ulme, Teutonen, Vademekum, Isolde, Edinburgh, Labrador. — Lehre tut viel, das Leben mehr.

Lebenskunst: Ein Klang, Einklang.

Rätsel: Galgenhumor.

Anagramm: Tunke, Knute.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur
hilft mit, wer Kataloge von Reclams Universal-Bibliothek verteilt.



Der Plauderer

Leitung: Horst Schöttler

Der Unbescheidene.

Wenn die ersten Sonnenstrahlen den Montag wecken, kommt ein altes Männlein durch das Holz. Ein Sack ist seine Bürde. Der Alte sieht nicht die schwellende Sommerpracht von Baum und Strauch, er sieht nur die leuchtenden Ballen zerknüllten Brotpapiers, die er seinem Sack einverleiben kann. Wenn die Montagssonne sinkt, hat alles Papier der Sonntagsausflügler im Sack des Alten seinen Weg zum Produktenhändler gefunden, und der eifrige Sammler ist belohnt mit ein paar Scheinen, die ihn sechs Tage vor Hunger schützen.

Am letzten Montag stand plötzlich eine schöne Fee vor dem Alten. „Daß du die häßlichen Spuren deiner Brüder und Schwestern aus meinem Revier tilgst, soll nicht unbelohnt bleiben; ich will dir eines Wunsches Erfüllung gewähren!" Zagbaft stammelten seine Lippen: „Oh, ich — ich möchte mal Straßenbahn fahren!" Da senkte die Fee betrübt das Haupt. Vorwurfsvoll erklang es aus ihrem Munde: „Ihr Menschen seid doch immer unbescheiden! Auch du, Alter. Denn der Höhe eurer Straßenbahntarife ist selbst unsere Macht nicht gewachsen!" H. M. P.

Der Kenner.

„Woran erkennen Sie eigentlich so todsicher die Gäste, denen es nicht aufs Geld ankommt?" frage ich den Oberkellner im Speisesaal des Grand Hotel. Er lächelt. „Ja, sehen Sie, früher da waren unsere besten Gäste die, denen es peinlich gewesen wäre, nach dem Essen zu rauchen, solange noch eine Dame die Mehlspeise nicht genommen hatte." Er seufzte. „Jetzt sind unsere besten Gäste die, die mit einer qualmenden Zigarre oder Zigarette in den Speisesaal kommen." —

Der Jupiter.

Mein fünfjähriges Töchterchen hat unseren astronomischen Gesprächen gelauscht. Abends ruft es mir erfreut zu: „Sieh mal, Mutti, der Juh-Peter ist auch schon am Himmel!" E. C.

Aus dem Stammbuch eines Tertianers.

Wenn dich die bösen Buben locken —,
So mach' dich schleunigst auf die Socken
Und sprich: „Ich dank' für solche Sachen —,
Dummheiten kann ich alleine machen!" E. C.

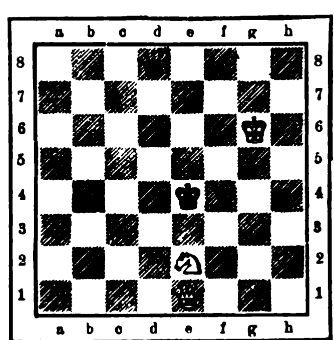
(Plauderers Fortsetzung übernächste Seite.)

Redigiert von **Schach** J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum".

Endspielstudie.

Von A. Mouterde in St. Romain.



Weiß am Zuge gewinnt.

1. Se2–d4+ Ke4–d5!

Da Schwarz den Springer nicht nehmen darf, so kommen außer diesem Zuge nur noch 1. . . ., Kd3 und 1. . . ., Le3 in Betracht. In ersterem Falle folgt 2. De2+, Kc3, 3. Dc2+, Kb4, 4. Sc6+ und Schwarz verliert die Dame. Auf 1. . . ., Le3 aber geschieht: 2. Dh1+, Kd3, 3. Db1+, Kc4, 4. Db3+, Kd4:, 5. Dd1+, und Weiß gewinnt.

2. De1–h1+, Kd5–c4

Oder 2. . . ., Kd6, 3. Dc6+, Ke7 (Ke5, 4. Sf3 matt), 4. De6+, und matt im nächsten Zuge.

3. Dh1–f1+ Kc4–c3

Auf 3. . . ., Kd5 gewinnt Weiß mit 4. Df3+, Ke7 (Kd6, 5. Dc6+ usw.), 5. Db3+ usw.

4. Df1–f3+ Kc3–d3

Auf jeden anderen Königszug folgt Db3+ mit matt oder Damengewinn.

5. Df3–e2+, Kd2–c3

6. De2–c2+, und Schwarz verliert die Dame.



(Fortsetzung)

Die Heilkunde der Alten. Am Ende der vorchristlichen Zeitrechnung hieß der damalige Brockhaus: Aulus Cornelius Celsus. Er konnte in seinem Universalwissen unmöglich übertroffen werden. In seiner Enzyklopädie ist ein vielbändiges Werk über den damaligen Stand der Heilkunst enthalten. Gewöhnlich meinen wir, daß die frühere Heilkunst ein großes Sammelsurium von allerhand Aberglauben gewesen sei. Das ist ein Irrtum. Dieser Aberglauben kam erst nach Verfall des Altertums auf und fand seine Blüte im Mittelalter. Größer als heute war das Wissen der Alten in den Dingen, welche die Verdauung befördern. Celsus schreibt: Hierher gehört grobes Brot oder Gerstenbrot, halb gargekochter Kohl, Lattich, Dill, Kresse, Knoblauch, Zwiebeln, Mangold, Kürbis usw. Die Verdauung hindern: Weizenmehl, feines Semmelmehl, Breie, Hirse, Suppen, Eier, Leber, Vögel, Käse. Dr. K.

Kindermund.

Klein-Eva hat mal etwas vom Haarboden gehört. Neulich klagte sie über Hals- und Kopfschmerzen. Als der Arzt sie fragt, wo es weh täte, sagt Klein-Eva: „Auf'm Boden tut's nicht mehr weh, Onkel Doktor, jetzt tut's im Keller weh.“ Dabei zeigt sie auf ihr kleines Bäuchlein. El. Bo.

Naturgetreu.

Der Schieber Kunz läßt sich von einem anerkannten Künstler in Öl malen. Er betrachtet das Gemälde erst, als es nahezu fertig ist.

„Ne! det soll ick sin? Nich de Spur von Ähnlichkeit. Och gar keen Ausdruck liegt drin.“

Dem Maler schwillt der Zorn:

„Das kann ich nicht ändern, wenn Sie nicht geistreich aussehn.“

„Ach wat Geist! Reich muß ick aussehn. Wenn Se nich wissen, wie det jemacht wird, denn will ick's Sie mal zeigen.“

Er tritt an das Bild heran, knipst die blitzenden Brillanten aus seinem Vorhemd und flicht sie in die Leinwand, da wo die Steine gemalt sind.

„Sehn Se! So wird det jemacht!“ C. F. G.

Splitter.

Vergiß dich selbst, aber — vergiß dich nicht! E. C.



Witzecke

Fremdwörter. „Männe, die Hedwig mußt du mal zur Reunion (Raison) bringen. Ich konstanstierte soeben, daß sie die Rumagraffe zerbrochen hat."

Der erste Schnee. „Schau, über Nacht hat die Erde ein neues Kleid angezogen!"

„Das ist wohl die sogenannte Anziehungskraft der Erde, Vater?"

Das Ende. „Was macht der Verein, den du gründen wolltest?"

„Ich bin leider das einzige Mitglied geblieben, da habe ich mich wieder aufgelöst!"

Das belebte Haar. Lehrling (zum Barbier, der einem Stromer das Haar geschnitten hat): „Soll ich die Haare hinauskehren?"

„Nur Tür öffnen ... Die Haare laufen von selber hinaus."

Die dürre Tante. „Was ist eigentlich Plastik?"

„Du nicht, Tante!"

Im Amt. „Ich möchte den Herrn Regierungsrat sprechen."

„Unmöglich! Der Herr Regierungsrat sind eben sehr beschäftigt, er hat gerade seinen Kasus vor."

„Was für einen Kasus?"

„Nun, seinen Limburger Kasus."

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den Frauenteil: ... Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausg... Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeter... Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, ... Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, ...

Für unsere Frauen

Der Herbst- und Winterhut



V 62 232. Eleganter Samthut in Schutenform. V 62 213. Kleiner Nachmittagshut aus Samt mit Brokatband. V 62 212. Kleiner Laufhut. V 62 206. Moderner Schutenhut. V 62 248. Backfischhut. Beyer-Abplättmuster zur Krempe: Nr. 50 846/II. V 62 256. Kinderhütchen.

○ ○ ○

Die Beyer-Schnitte zu den Abbildungen sind für 100 000 Mark zuzüglich Porto und Verpackung durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22/24, zu beziehen.

Beschreibung der Hüte umstehend

Vorherrschend sind für die Herbst- und Wintermode kleine Hüte in Kappenform von phantasiereichster Gestaltung, die auch zu eleganten Kleidern getragen werden können, während die großen Kapeline-, Glocken-, Niniche- und Schutenformen entgegen den bisher geltenden Modegesetzen auch zu einfacheren Jackenkleidern und Mänteln getragen werden. Weich ist die Losung, nicht nur für den Kopf, sondern auch für die Ränder, die vielfach nur aus doppeltem Mull, Gaze oder Linon hergestellt sind, wodurch die elastische Linie der rückwärts kurzen, oft ganz fehlenden seitlich breiten oder auch stark nach vorn strebenden Krempen ermöglicht wird. Die im Sommer beliebte Zusammenstellung von zweierlei Material ist teilweise auch für die Wintermode übernommen. Zur Bekleidung der Hutformen dient Seide, Samt, Moiree und Zylindersamt. Flauschstoff, Filztuch, Felbel und Plüsch kommen daneben in Betracht sowie auch Trikotine, ein Trikotstoff. Als Garnitur, die übrigens stets rechtsseitig angebracht wird, steht Band an erster Stelle und unter den Federn die Straußfeder, und zwar die „unfrisierte". In Übereinstimmung mit der Kleidermode bewegen sich die Hüte vornehmlich in gedämpften Farben, wie Negerbraun, Mausgrau, Eisengrau, Silbergrau und Schwarz. Doch sieht man daneben auch Beige, Zimtfarben und einige Töne Blau sowie changierende Farben in Samt und Seide. — Die Selbstherstellung eines Hutes ist an Hand eines guten Schnittes mit Anleitung bei weitem nicht so schwierig, wie man es sich im allgemeinen vorstellt, und was für eine rasche und nette Arbeit ist es! Und wie ökonomisch! Für das Anfertigen der Unterformen (die man auch fertig kaufen kann) braucht man Sparterie, Linon oder Rollbock für die Krempen, und für den Kopf, je nachdem, ob er weich oder steif sein soll, Mull, Gaze, Linon oder Leinen. Man schneidet die Krempe aus einem Stück oder schließt sie durch Naht, je nach der Hutform; ihren Außenrand steift man mit Draht und den Innenrand schneidet man in kleinen Abständen ein und biegt ihn hier zu kleinem Rand hoch, damit der Kopf angenäht werden kann. 2 cm vom Außenrande entfernt durchnäht man die Krempe mit einem Faden, der dazu dient, daß die obere Stoffbekleidung daran befestigt werden kann, ohne daß nach außen durchgestochen wird. Zuerst wird die obere Krempe bekleidet. Der Stoff wird am Innenrande angeheftet und dann nach unten umgebogen, wobei man ihn an der besagten Stichreihe befestigt. Die untere Krempenbekleidung staffiert man mit Hohlstichen gegen die obere, die Stiche in beiden Stofflagen müssen sich genau gegenüberstehen. — Von den dargestellten Hüten erfordert nur der erste geübtere Hände. Der Aufschlag an seiner Krempe wird durch Einschneiden und Hochbiegen erzielt, siehe Abb. 62232a; 3 cm breite Stoffblenden bedecken den Rand, siehe Abb. 62232b, und sind für die Garnitur des Kopfes über eine dicke aus Futtermull gedrehte Wulst gelegt. Seitlich eine Straußfeder. Der Hut erfordert 1,75 m von 45 cm breitem Stoff. — Einfach und doch elegant ist der kleine Nachmittagshut V 62213 aus Seidensamt und Brokatband. Er erfordert 1,10 m Seidensamt von 45 cm Breite und 1,20 m Brokatband von 12 cm Breite. — Der kleine Hut V 62212 ist aus Filztuch und Band gearbeitet. Sein weicher Kopf, aus Ring und Deckel bestehend, wird aus doppeltem Mull gearbeitet. Die Bekleidung fügt sich über Schnureinlage an. Eine kleine Linon- oder Mullkrempe wird dann nach dem Muster hergestellt und lose mit Bandschluppen drapiert, wie Abb. 62212a zeigt. Das Band ist mit Draht versteift und faßt in großen Schlupfen über den Rand, beide Krempenseiten zugleich bekleidend. In regelloser Anordnung wird die Krempe dann seitlich dicht an den Kopf gedrückt, dem Rand so eine weiche Linie gebend und mit einer Schmucknadel durchstochen. Erf. 50 cm Stoff, 45 cm breit, 2,50 m Band, 10 cm breit. — Der nette Hut V 62206 ist aus Samt und Seide gearbeitet. Die Krempe wird mit einem Schrägstreifen mit Schnurvorstoß eingefaßt, siehe Abb. 62206a. Für die Garnitur schneidet man aus Linon einen 10 cm großen Rundteil, schneidet ihn bis zur Mitte ein (b) und legt die Schnittränder so weit übereinander, daß ein flacher Kegel entsteht (c). Dieser wird mit Draht gesteift (c). Dann teilt man einen Seidenstreifen längs durch und faßt eine Seite mit Samt ein (d). Der eingereihte Streifen wird dann zur Rosette dem Linonkegel aufgesetzt, wie e zeigt. Der Hut wird tief in den Nacken gesetzt, weshalb die rückwärts sehr kurze Krempe noch etwas nach oben zu biegen ist. — Der Backfischhut V 62248 aus Duvetine in Südwester Art hat einen lose gesteckten, ringsum in Falten geordneten Kopf. Die Krempe ist glatt bespannt und mit einem Einsatz umrandet. Schwarze Lacktresse oder Flauschborte eignet sich gut für die Einfassung und den schmalen Kopfstreifen, wie überhaupt auch der ganze Hut aus Samt, Leder, Filz, Gummi- oder Wachstuch hergestellt werden kann. Erf. 1 m Stoff, 45 cm breit, 1 m Tresse, 5 cm breit, 60 cm Tresse, 2 cm breit. — Hut und Muff V 62256 sind aus Duvetine hergestellt; erf. 1,65 m Stoff, 45 cm breit. Dem glatt bekleideten Kopfdeckel schließt sich der Faltenteil an, der oben und unten über einer gedrehten Mullrolle liegt.

Aus „Beyers Führer für Putzmacherei im Hause". Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Rätsel und Spiele

Logogriph.

Bei des Regenwetters Graus
Zog zur Jagd ich gestern aus;
Hatt' ein Wort als Ziel erwählt,
Das ich leider stets gefehlt.
Und doch hab' ich von der Jagd
Dieses Wort mit heimgebracht,
Ändert nur ein Zeichen sich
Wie verdrießlich macht es mich!

Versteckrätsel.

Vergißmeinnicht, Indien, Parodie, Eifersucht, Kolonne, Hochzeit, Verstand, Mutterliebe, Vorrede, Dichtung, Boden, Aula, Regen, Einblick, Auferstehung, Greisenalter, Agraffe, Liederbuch, Egoist, Wardein. Jedem Worte ist eine Silbe zu entnehmen, so daß dadurch ein Zitat aus Schillers „Macbeth" gebildet wird.

Scherzrätsel.

Drei-vier schickt mir mein Mütterlein:
„Ich soll einmal recht lustig sein."
Gesagt — getan. Bald brachte mir
Der Lindenwirt eins-zwei-drei-vier.
Nun hört nur, wie die Sache kam
Und was sie für ein Ende nahm:
Kaum fertig mit eins-zwei-drei-vier,
Hatt' ich gekauft die ersten mir.

Rätsel.

Die erste ein Rufwort kurz und klein,
Kann Warnung oder Ermun-t'rung sein;
Die beiden andern ein starker Fluß,
Den man in Asien suchen muß.
Das Ganze ein klassischer Frauenname,
Doch auch zerstörender Zwietracht Same,
Sogar eine Stätte für Acht und Bann,
Die gezeigt, wie man Löwen zähmen kann.

Auflösungen aus Heft 48/49

Buchstabenrätsel: Koralle, Kralle.

Streichrätsel: Keuchen, Kuchen.

Anagram: Delphin, Helikon, Barnaul, Anatoli, Priamus, Gabriel. — Pindar.

Logogriph: Giebel, Liebe.

Doppellogogriph: Jaspis, Jasmin.











Leitung: Horst Schöttler

Damals.

Ab und zu flüchte ich aus dem gegenwärtigen Jammertal in die Gefilde der guten alten Zeit. Einiges Diesbezügliche steht immer auf meinem Bücherbrett. Ich tat einen instinktiven Griff und hatte Glück: die „Hals oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V." blieb in meinen Händen.

Die Wirkung der Lektüre stellte sich alsbald ein. Ich schlummerte sanft ins Mittelalter hinüber und befand mich plötzlich Auge in Auge mit den rotgewandeten Ausübern hochnotpeinlicher Gerichtsbarkeit. Man verkündete gerade mein Todesurteil. Darauf wandte sich ein freundlicher alter Herr zu mir und sprach mit händereibender Beflissenheit: „Wünschen Sie nun die Hinrichtung mittels Galgen, Rad oder Schwert bewerkstelligt?" Ich sagte: „Zu welcher, einen ungetrübten Genuß aller Einzelheiten gewährleistenden Abart würden Sie mir raten?" Er sprach wohlwollend: „Nun, wenn Sie darauf Wert legen: dann lassen Sie sich lieber vierteilen, da haben Sie entschieden am meisten davon!" hl.

Sehr einfach!

„Wo der liebe Gott nur all' die Flügelchen für die vielen, vielen Englein hernimmt?" fragt das fünfjährige Schwesterchen nachdenklich. „Sehr einfach!" ruft das ein Jahr ältere Brüderchen weise: „Er ißt eben jeden Sonntag Gänsebraten!" E. C.

Fataler Druckfehler.

Aus einem Festbericht: Und nun erhob sich der Vorsitzende zu einer Ansprache, welche in den Worten gipfelte: „Bewegten Herzens überschauen wir die Spanne von fünfzig Jahren, an deren Abschluß der hohe Jubilar als das steht, was wir heute alle in ihm erblicken: eine schimmelnde Blüte am Stamme der Wissenschaft!" hl.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)

Beachtenswerte Mitteilungen

Wichtige Ratschläge für Blut, Herz, Nerven, Magen, Darm, Leber, Galle, Nieren, Blase, Lunge, Gicht, Rheuma, Korpulenz, Hämorrhoiden, Verstopfung, Frauenleiden, Würmer, Bettnässen usw. findet jeder Leser in dem lehrreichen Büchlein „Nur nicht krank sein", welches von der Firma **Institut Hermes, München**, gratis abgegeben wird. (Versand gegen Rückporto). Im gleichen Verlage erscheint auch ein praktischer Ratgeber für die Schönheitspflege unter Angabe der besten Mittel für die Haut-, Haar- und Büstenpflege und zur Beseitigung von Schönheitsfehlern. Wer sich dafür interessiert, schreibe sofort an das Institut Hermes, München A. 49, welches auch dieses Büchlein gratis abgibt. (Rückporto erbeten.)



In Dr. Unblutigs Sprechstunde

8.

(Aufheben!) *(Fortsetzung folgt.)*

Aha, da haben wir den sogenannten Pflanzentyp, oben Kokainaugen, unten Hühneraugen, oder — oben hui und unten pfui, wie der Dichter sagt, mit der Schlange des Paradieses im Hintergrunde, wenn es nicht etwa ein Strumpf ist. Aber, schönes Fräulein, Sie können ganz beruhigt sein, dieses kleine Hühnerauge, das Sie da an der kleinen Zehe Ihres kleinen Fußes haben, behandeln wir nicht mit Salvarsan, sondern nach der bewährten Regel: „Hühneraugen klein und groß, wirst durch Kukirol Du los," und zwar schnell und ohne Aufsehen. Kukirol ist das einzig Richtige. Ich habe es einmal einer Darstellerin der Salome aufgelegt, ehe sie den Tanz der sieben Schleier begann. Als der siebente Schleier fiel, fiel auch das Hühnerauge, und einer ihrer Verehrer trägt es jetzt in Brillanten gefaßt als Manschettenknopf. So schnell geht es aber nicht immer. In der Regel dauert es einige Tage, ehe Sie es eines Abends mit derselben Selbstverständlichkeit auf den Toilettentisch legen werden, wie Sie Ihre Zähne ins Wasser tun. Kukirol verursacht keine Entzündung, wie manche anderen Mittel. Sie setzen sich nicht der Gefahr einer Blutvergiftung aus, wie beim Schneiden, und es lindert die Schmerzen sofort. Kaufen Sie es sich in der nächsten größeren Apotheke oder Drogerie, und nehmen Sie auch gleich eine Packung Kukirol-Fußbad mit. Sie können dann wieder flott auf dem Pfade der Tugend wandeln. Das Kukirol-Fußbad ist ein gutes Mittel gegen Fußschweiß, Wundlaufen und Brennen der Füße. Es stärkt Nerven und Sehnen und ist für jeden, der viel geht und steht, eine wahre Wohltat. Schreiben Sie heute noch eine Postkarte und verlangen Sie gratis und portofrei die überaus wichtige Broschüre „Die richtige Fußpflege" von der

Kukirol-Fabrik Groß-Salze 213 b. Magdeburg

Lassen Sie sich aber niemals etwas anderes als „auch sehr gut" aufreden, sondern gehen Sie, wenn ein Geschäft die millionenfach bewährten Kukirol-Fabrikate nicht führt, in das nächste. Die kleine Mühe lohnt sich bestimmt.

Sicherer Schuß ein Hochgenuß! Mauserkarabiner



90—100 cm lang, ohne lauten Knall, i. Feld u. Garten unentbehrl. Kal. 6+9 mm; Einheitspreis p. St. 10 500 000 M. Munition billigst. **Ludwig Pauly, Bergedorf-Hamburg.**







Überall weiß man aus Erfahrung die belebende, erfrischende und haarerhaltende Wirkung von *Dr. Dralle's* Birkenwasser zu schätzen. Überall kennt man das klare, schimmernde Elixier, das die Schönheit des Haares täglich zu neuem Leben erweckt.



Der Plauderer

(Fortsetzung)

Der Dank der Dioskuren. Dem berühmten Lyriker Simonides, dem Hofpoeten des thessalischen Tyrannen Skopas, war die Aufgabe zugefallen, beim Festmahl in der Hofburg den Sieg, den sein fürstlicher Gönner kurz vorher im Wagenrennen davongetragen hatte, durch ein schwungvolles Gedicht zu feiern. Er entledigte sich dieses Auftrags, indem er zwar Skopas' Kraft und Geschicklichkeit nach Gebühr pries, seinen Gesang jedoch in einen begeisterten Hymnus auf die Dioskuren, die göttlichen Rossebändiger, ausklingen ließ, die dem Fürsten zu seinem Siege verholfen hätten. Diese Wendung nahm der Tyrann seinem Dichter übel und händigte ihm zur Belustigung der ganzen Hofgesellschaft nur die Hälfte des vereinbarten Honorars aus, mit der Weisung, sich die andere von den Dioskuren zahlen zu lassen. Während der geknickte Poet noch über die Wandelbarkeit der Fürstengunst nachsann, meldete ihm ein Diener, daß draußen zwei Jünglinge von riesenhaftem Wuchs stünden, die ihn zu sprechen verlangten. Simonides begab sich hinaus und sah sich vergeblich nach den beiden jungen Männern um; in diesem Augenblick aber stürzte der Palast ein und begrub Skopas mit all seinen Zechkumpanen unter seinen Trümmern. Johann August Apel, mit F. Laun zusammen Verfasser des berühmten „Gespensterbuches" (Universal-Bibl. Nr. 1791—95), hat den Stoff in einer Ballade behandelt. J. H.

Kindermund. Unsere sechsjährige Älteste verliert durch einen Fall einen ihrer Milchzähne. Nachdem das Gebrüll und der Schmerz durch eine süße Gabe beseitigt sind, erfolgt von ihr, als sie den Schaden im Spiegel beguckt, die Frage: „Nicht wahr, Mutti, das hier unten sind die Milchzähne, und die oben die Kakao- und Kaffeezähne?" Skr.







Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den Frauenteil: D. Roß; für den Anzeigenteil: Hermann Hahn, Leipzig, Kapellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile 30 Pf. Grundpreis × offizielle Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsen-Vereins. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.

Vorherrschend sind für die Herbst- und Wintermode kleine Hüte in Kappenform von phantasiereichster Gestaltung, die auch zu eleganten Kleidern getragen werden können, während die großen Kapeline-, Glocken-, Niniche- und Schutenformen entgegen den bisher geltenden Modegesetzen auch zu einfacheren Jackenkleidern und Mänteln getragen werden. Weich ist die Losung, nicht nur für den Kopf, sondern auch für die Ränder, die vielfach nur aus doppeltem Mull, Gaze oder Linon hergestellt sind, wodurch die elastische Linie der rückwärts kurzen, oft ganz fehlenden seitlich breiten oder auch stark nach vorn strebenden Krempen ermöglicht wird. Die im Sommer beliebte Zusammenstellung von zweierlei Material ist teilweise auch für die Wintermode übernommen. Zur Bekleidung der Hutformen dient Seide, Samt, Moiree und Zylindersamt. Flauschstoff, Filztuch, Felbel und Plüsch kommen daneben in Betracht sowie auch Trikotine, ein Trikotstoff. Als Garnitur, die übrigens stets rechtsseitig angebracht wird, steht Band an erster Stelle und unter den Federn die Straußfeder, und zwar die „unfrisierte“. In Übereinstimmung mit der Kleidermode bewegen sich die Hüte vornehmlich in gedämpften Farben, wie Negerbraun, Mausgrau, Eisengrau, Silbergrau und Schwarz. Doch sieht man daneben auch Beige, Zimtfarben und einige Töne Blau sowie changierende Farben in Samt und Seide. — Die Selbstherstellung eines Hutes ist an Hand eines guten Schnittes mit Anleitung bei weitem nicht so schwierig, wie man es sich im allgemeinen vorstellt, und was für eine rasche und nette Arbeit ist es! Und wie ökonomisch! Für das Anfertigen der Unterformen (die man auch fertig kaufen kann) braucht man Sparterie, Linon oder Rollbock für die Krempen, und für den Kopf, je nachdem, ob er weich oder steif sein soll, Mull, Gaze, Linon oder Leinen. Man schneidet die Krempe aus einem Stück oder schließt sie durch Naht, je nach der Hutform; ihren Außenrand steift man mit Draht und den Innenrand schneidet man in kleinen Abständen ein und biegt ihn hier zu kleinem Rand hoch, damit der Kopf angenäht werden kann. 2 cm vom Außenrande entfernt durchnäht man die Krempe mit einem Faden, der dazu dient, daß die obere Stoffbekleidung daran befestigt werden kann, ohne daß nach außen durchgestochen wird. Zuerst wird die obere Krempe bekleidet. Der Stoff wird am Innenrande angeheftet und dann nach unten umgebogen, wobei man ihn an der besagten Stichreihe befestigt. Die untere Krempenbekleidung staffiert man mit Hohlstichen gegen die obere, die Stiche in beiden Stofflagen müssen sich genau gegenüberstehen. — Von den dargestellten Hüten erfordert nur der erste geübtere Hände. Der Aufschlag an seiner Krempe wird du[rch] Einschneiden und Hochbiegen erzielt, siehe Abb. 62232a; 3 cm breite Stoffblenden bedecken den Rand, siehe Abb. 62232b, und sind für die Garnitur des Kopfes über eine dicke aus Futtermull gedrehte Wulst gelegt. Seitlich eine Straußfeder. Der Hut erfordert 1,75 m von 45 cm breitem Stoff. — Einfach und doch elegant ist der kleine Nachmittagshut V 62218 aus Seidensamt und Brokatband. Er erfordert 1,10 m Seidensamt von 45 cm Breite und 1,20 m Brokatband von 12 cm Breite. — Der kleine Hut V 62212 ist aus Filztuch und Band gearbeitet. Sein weicher Kopf, aus Ring und Deckel bestehend, wird aus doppeltem Mull gearbeitet. Die Bekleidung fügt sich über Schnureinlage an. Eine kleine Linon- oder Mullkrempe wird dann nach dem Muster hergestellt und lose mit Bandschluppen drapiert, wie Abb. 62212a zeigt. Das Band ist mit Draht versteift und faßt in großen Schlupfen über den Rand, beide Krempenseiten zugleich bekleidend. In regelloser Anordnung wird die Krempe dann seitlich dicht an den Kopf gedrückt, dem Rand so eine weiche Linie gebend und mit einer Schmucknadel durchstochen. Erf. 50 cm Stoff, 45 cm breit, 2,50 m Band, 10 cm breit. — Der nette Hut V 62206 ist aus Samt und Seide gearbeitet. Die Krempe wird mit einem Schrägstreifen mit Schnurvorstoß eingefaßt, siehe Abb. 62206a. Für die Garnitur schneidet man aus Linon einen 10 cm großen Rundteil, schneidet ihn bis zur Mitte ein (b) und legt die Schnittränder so weit übereinander, daß ein flacher Kegel entsteht (c). Dieser wird mit Draht gesteift (c). Dann teilt man einen Seidenstreifen längs durch und faßt eine Seite mit Samt ein (d). Der eingereihte Streifen wird dann zur Rosette dem Linonkegel aufgesetzt, wie e zeigt. Der Hut wird tief in den Nacken gesetzt, weshalb die rückwärts sehr kurze Krempe noch etwas nach oben zu biegen ist. — Der Backfischhut V 62248 aus Duvetine in Südwester Art hat einen lose gesteckten, ringsum in Falten geordneten Kopf. Die Krempe ist glatt bespannt und mit einem Einsaß umrandet. Schwarze Lacktresse oder Flauschborte eignet sich gut für die Einfassung und den schmalen Kopfstreifen, wie überhaupt auch der ganze Hut aus Samt, Leder, Filz, Gummi- oder Wachstuch hergestellt werden kann. Erf. 1 m Stoff, 45 cm breit, 1 m Tresse, 5 cm breit, 60 cm Tresse, 2 cm breit. — Hut und Muff V 62256 sind aus Duvetine hergestellt; erf. 1,65 m Stoff, 45 cm breit. Dem glatt bekleideten Kopfdeckel schließt sich der Faltenteil an, der oben und unten über einer gedrehten Mullrolle liegt.

Aus „Beyers Führer für Putzmacherei im Hause“. Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Rätsel und Spiele

Logogriph.

Bei des Regenwetters Graus
Zog zur Jagd ich gestern aus;
Hatt' ein Wort als Ziel erwählt,
Das ich leider stets gefehlt.
Und doch hab' ich von der Jagd
Dieses Wort mit heimgebracht,
Ändert nur ein Zeichen sich
Wie verdrießlich macht es mich!

Versteckrätsel.

Vergißmeinnicht, Indien, Parodie, Eifersucht, Kolonne, Hochzeit, Verstand, Mutterliebe, Vorrede, Dichtung, Boden, Aula, Regen, Einblick, Auferstehung, Greisenalter, Agraffe, Liederbuch, Egoist, Waidein. Jedem Worte ist eine Silbe zu entnehmen, so daß dadurch ein Zitat aus Schillers „Macbeth" gebildet wird.

Scherzrätsel.

Drei-vier schickt mir mein Mütterlein:
„Ich soll einmal recht lustig sein."
Gesagt — getan. Bald brachte mir
Der Lindenwirt eins-zwei-drei-vier.
Nun hört nur, wie die Sache kam
Und was sie für ein Ende nahm:
Kaum fertig mit eins-zwei-drei-vier,
Hatt' ich gekauft die ersten mir.

Rätsel.

Die erste ein Rufwort kurz und klein,
Kann Warnung oder Ermun-t'rung sein;
Die beiden andern ein starker Fluß,
Den man in Asien suchen muß
Das Ganze ein klassischer Frauenname,
Doch auch zerstörender Zwietracht Same,
Sogar eine Stätte für Acht und Bann,
Die gezeigt, wie man Löwen zähmen kann.

Auflösungen aus Heft 48/49

Buchstabenrätsel: Koralle, Kralle.

Streichrätsel: Keuchen, Kuchen.

Anagram: Delphin, Helikon, Barnaul, Anadoli, Priamus, Gabriel. — Pindar.

Logogriph: Giebel, Liebe.

Doppellogogriph: Jaspis, Jasmin.

Vorherrschend sind für die Herbst- und Wintermode kleine Hüte in Kappenform von phantasiereichster Gestaltung, die auch zu eleganten Kleidern getragen werden können, während die großen Kapeline-, Glocken-, Niniche- und Schutenformen entgegen den bisher geltenden Modegesetzen auch zu einfacheren Jackenkleidern und Mänteln getragen werden. Weich ist die Losung, nicht nur für den Kopf, sondern auch für die Ränder, die vielfach nur aus doppeltem Mull, Gaze oder Linon hergestellt sind, wodurch die elastische Linie der rückwärts kurzen, oft ganz fehlenden seitlich breiten oder auch stark nach vorn strebenden Krempen ermöglicht wird. Die im Sommer beliebte Zusammenstellung von zweierlei Material ist teilweise auch für die Wintermode übernommen. Zur Bekleidung der Hutformen dient Seide, Samt, Moiree und Zylindersamt. Flauschstoff, Filztuch, Felbel und Plüsch kommen daneben in Betracht sowie auch Trikotine, ein Trikotstoff. Als Garnitur, die übrigens stets rechtsseitig angebracht wird, steht Band an erster Stelle und unter den Federn die Straußfeder, und zwar die „unfrisierte". In Übereinstimmung mit der Kleidermode bewegen sich die Hüte vornehmlich in gedämpften Farben, wie Negerbraun, Mausgrau, Eisengrau, Silbergrau und Schwarz. Doch sieht man daneben auch Beige, Zimtfarben und einige Töne Blau sowie changierende Farben in Samt und Seide. — Die Selbstherstellung eines Hutes ist an Hand eines guten Schnittes mit Anleitung bei weitem nicht so schwierig, wie man es sich im allgemeinen vorstellt, und was für eine rasche und nette Arbeit ist es! Und wie ökonomisch! Für das Anfertigen der Unterformen (die man auch fertig kaufen kann) braucht man Sparterie, Linon oder Rollbock für die Krempen, und für den Kopf, je nachdem, ob er weich oder steif sein soll, Mull, Gaze, Linon oder Leinen. Man schneidet die Krempe aus einem Stück oder schließt sie durch Naht, je nach der Hutform; ihren Außenrand steift man mit Draht und den Innenrand schneidet man in kleinen Abständen ein und biegt ihn hier zu kleinem Rand hoch, damit der Kopf angenäht werden kann. 2 cm vom Außenrande entfernt durchnäht man die Krempe mit einem Faden, der dazu dient, daß die obere Stoffbekleidung daran befestigt werden kann, ohne daß nach außen durchgestochen wird. Zuerst wird die obere Krempe bekleidet. Der Stoff wird am Innenrande angeheftet und dann nach unten umgebogen, wobei man ihn an der besagten Stichreihe befestigt. Die untere Krempenbekleidung staffiert man mit Hohlstichen gegen die obere, die Stiche in beiden Stofflagen müssen sich genau gegenüberstehen. — Von den dargestellten Hüten erfordert nur der erste geübtere Hände. Der Aufschlag an seiner Krempe wird durch Einschneiden und Hochbiegen erzielt, siehe Abb. 62232a; 3 cm breite Stoffblenden bedecken den Rand, siehe Abb. 62232b, und sind für die Garnitur des Kopfes über eine dicke aus Futtermull gedrehte Wulst gelegt. Seitlich eine Straußfeder. Der Hut erfordert 1,75 m von 45 cm breitem Stoff. — Einfach und doch elegant ist der kleine Nachmittagshut V 62218 aus Seidensamt und Brokatband. Er erfordert 1,10 m Seidensamt von 45 cm Breite und 1,20 m Brokatband von 12 cm Breite. — Der kleine Hut V 62212 ist aus Filztuch und Band gearbeitet. Sein weicher Kopf, aus Ring und Deckel bestehend, wird aus doppeltem Mull gearbeitet. Die Bekleidung fügt sich über Schnureinlage an. Eine kleine Linon- oder Mullkrempe wird dann nach dem Muster hergestellt und lose mit Bandschluppen drapiert, wie Abb. 62212a zeigt. Das Band ist mit Draht versteift und faßt in großen Schlupfen über den Rand, beide Krempenseiten zugleich bekleidend. In regelloser Anordnung wird die Krempe dann seitlich dicht an den Kopf gedrückt, dem Rand so eine weiche Linie gebend und mit einer Schmucknadel durchstochen. Erf. 50 cm Stoff, 45 cm breit, 2,50 m Band, 10 cm breit. — Der nette Hut V 62206 ist aus Samt und Seide gearbeitet. Die Krempe wird mit einem Schrägstreifen mit Schnurvorstoß eingefaßt, siehe Abb. 62206a. Für die Garnitur schneidet man aus Linon einen 10 cm großen Rundteil, schneidet ihn bis zur Mitte ein (b) und legt die Schnittränder so weit übereinander, daß ein flacher Kegel entsteht (c). Dieser wird mit Draht gesteift (c). Dann teilt man einen Seidenstreifen längs durch und faßt eine Seite mit Samt ein (d). Der eingereihte Streifen wird dann zur Rosette dem Linonkegel aufgesetzt, wie e zeigt. Der Hut wird tief in den Nacken gesetzt, weshalb die rückwärts sehr kurze Krempe noch etwas nach oben zu biegen ist. — Der Backfischhut V 62248 aus Duvetine in Südwester Art hat einen lose gesteckten, ringsum in Falten geordneten Kopf. Die Krempe ist glatt bespannt und mit einem Einsatz umrandet. Schwarze Lacktresse oder Flauschborte eignet sich gut für die Einfassung und den schmalen Kopfstreifen, wie überhaupt auch der ganze Hut aus Samt, Leder, Filz, Gummi- oder Wachstuch hergestellt werden kann. Erf. 1 m Stoff, 45 cm breit, 1 m Tresse, 5 cm breit, 60 cm Tresse, 2 cm breit. — Hut und Muff V 62256 sind aus Duvetine hergestellt; erf. 1,65 m Stoff, 45 cm breit. Dem glatt bekleideten Kopfdeckel schließt sich der Faltenteil an, der oben und unten über einer gedrehten Mullrolle liegt.

Aus „Beyers Führer für Putzmacherei im Hause". Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Rätsel und Spiele

Logogriph.

Bei des Regenwetters Graus
Zog zur Jagd ich gestern aus;
Hatt' ein Wort als Ziel erwählt,
Das ich leider stets gefehlt.
Und doch hab' ich von der Jagd
Dieses Wort mit heimgebracht,
Ändert nur ein Zeichen sich.
Wie verdrießlich macht es mich!

Versteckrätsel.

Vergißmeinnicht, Indien, Parodie, Eifersucht, Kolonne, Hochzeit, Verstand, Mutterliebe, Vorrede, Dichtung, Boden, Aula, Regen, Einblick, Auferstehung, Greisenalter, Agraffe, Liederbuch, Egoist, Waidein. Jedem Worte ist eine Silbe zu entnehmen, so daß dadurch ein Zitat aus Schillers „Macbeth" gebildet wird.

Scherzrätsel.

Drei–vier schickt mir mein Mütterlein:
„Ich soll einmal recht lustig sein."
Gesagt — getan. Bald brachte mir
Der Lindenwirt eins–zwei–drei–vier.
Nun hört nur, wie die Sache kam
Und was sie für ein Ende nahm:
Kaum fertig mit eins–zwei–drei–vier,
Hatt' ich gekauft die ersten mir.

Rätsel.

Die erste ein Rufwort kurz und klein,
Kann Warnung oder Ermunt'rung sein;
Die beiden andern ein starker Fluß,
Den man in Asien suchen muß.
Das Ganze ein klassischer Frauenname,
Doch auch zerstörender Zwietracht Same,
Sogar eine Stätte für Acht und Bann,
Die gezeigt, wie man Löwen zähmen kann.

Auflösungen aus Heft 48/49

Buchstabenrätsel: Koralle, Kralle.

Streichrätsel: Keuchen, Kuchen.

Anagram: Delphin, Helikon, Barnaul, Anatoli, Priamus, Gabriel. — Pindar.

Logogriph: Giebel, Liebe.

Doppellogogriph: Jaspis, Jasmin.



Leitung: Horst Schöttler

Damals.

Ab und zu flüchte ich aus dem gegenwärtigen Jammertal in die Gefilde der guten alten Zeit. Einiges Diesbezügliche steht immer auf meinem Bücherbrett. Ich tat einen instinktiven Griff und hatte Glück: die „Hals oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V.“ blieb in meinen Händen.

Die Wirkung der Lektüre stellte sich alsbald ein. Ich schlummerte sanft ins Mittelalter hinüber und befand mich plötzlich Auge in Auge mit den rotgewandeten Ausübern hochnotpeinlicher Gerichtsbarkeit. Man verkündete gerade mein Todesurteil. Darauf wandte sich ein freundlicher alter Herr zu mir und sprach mit händereibender Beflissenheit: „Wünschen Sie nun die Hinrichtung mittels Galgen, Rad oder Schwert bewerkstelligt?“ Ich sagte: „Zu welcher, einen ungetrübten Genuß aller Einzelheiten gewährleistenden Abart würden Sie mir raten?“ Er sprach wohlwollend: „Nun, wenn Sie darauf Wert legen: dann lassen Sie sich lieber vierteilen, da haben Sie entschieden am meisten davon!“

bl.

Sehr einfach!

„Wo der liebe Gott nur all' die Flügelchen für die vielen, vielen Englein hernimmt?“ fragt das fünfjährige Schwesterchen nachdenklich. „Sehr einfach!“ ruft das ein Jahr ältere Brüderchen weise: „Er ißt eben jeden Sonntag Gänsebraten!“

E. C

Fataler Druckfehler.

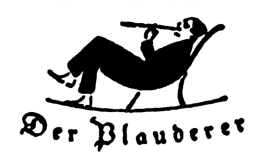
Aus einem Festbericht: Und nun erhob sich der Vorsitzende zu einer Ansprache, welche in den Worten gipfelte: „Bewegten Herzens überschauen wir die Spanne von fünfzig Jahren, an deren Abschluß der hohe Jubilar als das steht, was wir heute alle in ihm erblicken: eine schimmelnde Blüte am Stamme der Wissenschaft!“

bl.

(Plauderer-Fortsetzung übernächste Seite.)

Beachtenswerte Mitteilungen

Wichtige Ratschläge für Blut, Herz, Nerven, Magen, Darm, Leber, Galle, Nieren, Blase, Lunge, Gicht, Rheuma, Korpulenz, Hämorrhoiden, Verstopfung, Frauenleiden, Würmer, Bettnässen usw. findet jeder Leser in dem lehrreichen Büchlein „Nur nicht krank sein“, welches von der Firma Institut Hermes, München, gratis abgegeben wird. (Versand gegen Rückporto). Im gleichen Verlage erscheint auch ein praktischer Ratgeber für die Schönheitspflege unter Angabe der besten Mittel für die Haut-, Haar- und Büstenpflege und zur Beseitigung von Schönheitsfehlern. Wer sich dafür interessiert, schreibe sofort an das Institut Hermes, München A. 49, welches auch dieses Büchlein gratis abgibt. (Rückporto erbeten.)



(Fortsetzung)

Der Dank der Dioskuren.

Dem berühmten Lyriker Simonides, dem Hofpoeten des thessalischen Tyrannen Skopas, war die Aufgabe zugefallen, beim Festmahl in der Hofburg den Sieg, den sein fürstlicher Gönner kurz vorher im Wagenrennen davongetragen hatte, durch ein schwungvolles Gedicht zu feiern. Er entledigte sich dieses Auftrags, indem er zwar Skopas' Kraft und Geschicklichkeit nach Gebühr pries, seinen Gesang jedoch in einen begeisterten Hymnus auf die Dioskuren, die göttlichen Rosselenker, ausklingen ließ, die dem Fürsten zu seinem Siege verholfen hätten. Diese Wendung nahm der Tyrann seinem Dichter übel und händigte ihm zur Belustigung der ganzen Hofgesellschaft nur die Hälfte des vereinbarten Honorars aus, mit der Weisung, sich die andere von den Dioskuren zahlen zu lassen. Während der geknickte Poet noch über die Wandelbarkeit der Fürstengunst nachsann, meldete ihm ein Diener, daß draußen zwei Jünglinge von riesenhaftem Wuchs stünden, die ihn zu sprechen verlangten. Simonides begab sich hinaus und sah sich vergeblich nach den beiden jungen Männern um; in diesem Augenblick aber stürzte der Palast ein und begrub Skopas mit all seinen Zechkumpanen unter seinen Trümmern. Johann August Apel, mit F. Laun zusammen Verfasser des berühmten „Gespensterbuches" (Universal-Bibl. Nr. 1791—95), hat den Stoff in einer Ballade behandelt. J. H.

Kindermund.

Unsere sechsjährige Älteste verliert durch einen Fall einen ihrer Milchzähne. Nachdem das Gebrüll und der Schmerz durch eine süße Gabe beseitigt sind, erfolgt von ihr, als sie den Schaden im Spiegel beguckt, die Frage: „Nicht wahr, Mutti, das hier unten sind die Milchzähne, und die oben die Kakao- und Kaffeezähne?" Str.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer: Horst Schöttler, Machern (Bezirk Leipzig); für den Frauenteil: O. Roß; für den Anzeigenteil: Hermann Zahn, Leipzig, Novellenstraße 11. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigenpreis für die fünfgespaltene (34 mm breite) Millimeterzeile 30 Pf. Grundpreis × offizielle Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsen-Vereins. — Alleinige Anzeigen-Annahme: Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes in Berlin SW 19, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich.


32101 064300203

